Heine's

Reiſebilder.

Reiſebilder

von

H. Heine.

Erſter Theil.

Hamburg,
bey Hoffmann und Campe.
1826.

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

Dedication.

Der Frau Geh. Legationsräthin

Friedrike Varnhagen v. Enſe

widmet

die achtundachtzig Gedichte ſeiner «Heimkehr»

der Verfaſſer.

Die Heimkehr.

(1823 – 1824.)

Des Altars heil'ge Deck', um eines Diebes
Scheuſel'ge Blöße liederlich gewunden!
Der goldne Kelchwein des Gefühls, geſoffen
Von einem Trunkenbolde! Eine Roſe,
Zu ſtolz, den Thau des Himmels zu empfangen,
Herberge nun der giftgeſchwollnen Spinne!

(Aus Immermanns Cardenio und Celinde.
1ſter Akt, 3ter Auftr.)

I.

In mein gar zu dunkles Leben
Stralte einſt ein ſüßes Bild;
Nun das ſüße Bild erblichen,
Bin ich gänzlich nachtumhüllt.

Wenn die Kinder ſind im Dunkeln,
Wird beklommen ihr Gemüth,
Und um ihre Angſt zu bannen,
Singen ſie ein lautes Lied.

Ich, ein tolles Kind, ich ſinge
Jetzo in der Dunkelheit;
Iſt das Lied auch nicht ergötzlich,
Macht's mich doch von Angſt befreyt.

II.

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin;
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft iſt kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.

Sie kämmt es mit gold'nem Kamme,
Und ſingt ein Lied dabey;
Das hat eine wunderſame,
Gewaltige Melodey.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreiſt es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

III.

Mein Herz, mein Herz iſt traurig,
Doch luſtig leuchtet der May;
Ich ſtehe, gelehnt an der Linde,
Hoch auf der alten Baſtey.

Da drunten fließt der blaue
Stadtgraben in ſtiller Ruh';
Ein Knabe fährt im Kahne,
Und angelt und pfeift dazu.

Jenſeits erheben ſich freundlich,
In winziger, bunter Geſtalt,
Luſthäuſer, und Gärten, und Menſchen,
Und Ochſen, und Wieſen, und Wald.

Die Mädchen bleichen Wäſche,
Und ſpringen im Graſ' herum;
Das Mühlrad ſtäubt Diamanten,
Ich höre ſein fernes Geſumm'.

Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen ſteht;
Ein rothgeröckter Burſche
Dort auf und nieder geht.

Er ſpielt mit ſeiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präſentirt und ſchultert —
Ich wollt', er ſchöſſe mich todt.

IV.

Im Walde wandl' ich und weine,
Die Droſſel ſitzt in der Höh';
Sie ſpringt und ſingt gar feine:
Warum iſt dir ſo weh?

“Die Schwalben, deine Schweſtern,
Die können's dir ſagen, mein Kind;
Sie wohnten in klugen Neſtern,
Wo Liebchens Fenſter ſind.”

V.

Die Nacht iſt feucht und ſtürmiſch,
Der Himmel ſternenleer;
Im Wald, unter rauſchenden Bäumen,
Wandle ich ſchweigend einher.

Es flimmert fern ein Lichtchen
Aus dem einſamen Jägerhauſ';
Es ſoll mich nicht hin verlocken,
Dort ſieht es verdrießlich aus.

Die blinde Großmutter ſitzt ja
Im ledernen Lehnſtuhl dort,
Unheimlich und ſtarr, wie ein Steinbild,
Und ſpricht kein einziges Wort.

Fluchend geht auf und nieder
Des Förſters rothköpfiger Sohn,
Und wirft an die Wand die Büchſe,
Und lacht vor Wuth und Hohn.

Die ſchöne Spinnerin weinet,
Und feuchtet mit Thränen den Flachs;
Wimmernd zu ihren Füßen
Schmiegt ſich des Vaters Dachs.

VI.

Als ich, auf der Reiſe, zufällig
Meines Liebchens Familie fand,
Schweſterchen, Vater und Mutter,
Sie haben mich freudig erkannt.

Sie fragten nach meinem Befinden,
Und ſagten ſelber ſogleich:
Ich hätte mich gar nicht verändert,
Nur mein Geſicht ſey bleich.

Ich fragte nach Muhmen und Baſen,
Nach manchem langweil'gen Geſell'n,
Und nach dem kleinen Hündchen,
Mit ſeinem ſanften Bell'n.

Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbey;
Und freundlich gab man zur Antwort:
Daß ſie in den Wochen ſey.

Und freundlich gratulirt' ich,
Und lispelte liebevoll:
Daß man ſie von mir recht herzlich
Viel tauſendmal grüßen ſoll.

Schweſterchen rief dazwiſchen:
Das Hündchen, ſanft und klein,
Iſt groß und toll geworden,
Und ward ertränkt, im Rhein.

Die Kleine gleicht der Geliebten,
Beſonders, wenn ſie lacht;
Sie hat dieſelben Augen,
Die mich ſo elend gemacht.

VII.

Wir ſaßen am Fiſcherhauſe,
Und ſchauten nach der See;
Die Abendnebel kamen,
Und ſtiegen in die Höh'.

Im Leuchtthurm wurden die Lichter
Allmählig angeſteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir ſprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann, und wie er lebt,
Und zwiſchen Himmel und Waſſer,
Und Angſt und Freude ſchwebt.

Wir ſprachen von fernen Küſten,
Vom Süden und vom Nord,
Und von den ſeltſamen Menſchen,
Und ſeltſamen Sitten dort.

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Rieſenbäume blüh'n,
Und ſchöne, ſtille Menſchen
Vor Lotosblumen knie'n.

In Lappland ſind ſchmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern um's Feuer, und backen
Sich Fiſche, und quäken und ſchrey'n.

Die Mädchen horchten ernſthaft,
Und endlich ſprach Niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr ſichtbar,
Es dunkelte gar zu ſehr.

VIII.

Du ſchönes Fiſchermädchen,
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und ſetze dich nieder,
Wir koſen Hand in Hand.

Leg' an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht zu ſehr,
Vertrau'ſt du dich doch ſorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche ſchöne Perle
In ſeiner Tiefe ruht.

IX.

Der Mond iſt aufgegangen
Und überſtralt die Well'n;
Ich halte mein Liebchen umfangen
Und unſre Herzen ſchwell'n.

Im Arm des holden Kindes
Ruh' ich allein am Strand;
Was horchſt du bey'm Rauſchen des Windes?
Was zuckt deine weiße Hand?

"Das iſt kein Rauſchen des Windes,
Das iſt der Seejungfern Geſang,
Und meine Schweſtern ſind es,
Die einſt das Meer verſchlang."

X.

Der Wind zieht ſeine Hoſen an,
Die weißen Waſſerhoſen;
Er peitſcht die Wellen ſo ſtark er kann,
Die heulen und brauſen und toſen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht,
Die Regengüſſe träufen;
Es iſt als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer erſäufen.

An den Maſtbaum klammert die Möve ſich,
Mit heiſerem Schrillen und Schreyen;
Sie flattert und will gar ängſtlich
Ein Unglück prophezeyen.

XI.

Der Sturm ſpielt auf zum Tanze,
Es pfeift und ſauſt und brüllt;
Heiſa, wie ſpringt das Schifflein!
Die Nacht iſt luſtig und wild.

Ein lebendes Waſſergebirge
Bildet die toſende See;
Hier gähnt ein ſchwarzer Abgrund,
Dort thürmt es ſich weiß in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten,
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich feſt am Maſtbaum,
Und wünſche: wär' ich zu Haus.

XII.

Der Abend kommt gezogen,
Der Nebel bedeckt die See;
Geheimnißvoll rauſchen die Wogen,
Da ſteigt es weiß in die Höh'.

Die Meerfrau ſteigt aus den Wellen,
Und ſetzt ſich zu mir, am Strand;
Die weißen Brüſte quellen
Hervor aus dem Schleyergewand.

Sie drückt mich und ſie preßt mich
Und thut mir faſt ein Weh';
Du drückſt ja viel zu feſt mich,
Du ſchöne Waſſerfee!

“Ich preſſe dich, in meinen Armen,
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bey dir erwarmen,
Der Abend iſt gar zu kalt.”

Der Mond ſchaut immer blaſſer
Aus dämmriger Wolkenhöh';
Dein Auge wird trüber und naſſer,
Du ſchöne Waſſerfee!

"Es wird nicht trüber und naſſer,
Mein Aug' iſt naß und trüb',
Weil, als ich ſtieg aus dem Waſſer,
Ein Tropfen im Auge blieb."

Die Möven ſchrillen kläglich,
Es grollt und brandet die See;
Dein Herz pocht wild beweglich,
Du ſchöne Waſſerfee!

"Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich wild;
Weil ich dich liebe unſäglich,
Du liebes Menſchenbild!"

XIII.

Wenn ich an deinem Hauſe
Des Morgens vorüber geh',
So freut's mich, du liebe Kleine,
Wenn ich dich am Fenſter ſeh'.

Mit deinen ſchwarzbraunen Augen
Siehſt du mich forſchend an:
Wer biſt du, und was fehlt dir,
Du fremder, kranker Mann?

"Ich bin ein deutſcher Dichter,
Bekannt im deutſchen Land;
Nennt man die beſten Namen,
So wird auch der meine genannt.

"Und was mir fehlt, du Kleine,
Fehlt Manchem im deutſchen Land;
Nennt man die ſchlimmſten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt."

XIV.

Das Meer erglänzte weit hinaus,
n letzten Abendſcheine;
ir ſaßen am einſamen Fiſcherhaus,
ir ſaßen ſtumm und alleine.

Der Nebel ſtieg, das Waſſer ſchwoll,
ie Möve flog hin und wieder;
s deinen Augen, liebevoll,
elen die Thränen nieder.

Ich ſah ſie fallen auf deine Hand,
d bin auf's Knie geſunken;
h hab' von deiner weißen Hand
ie Thränen fortgetrunken.

Seit jener Stunde verzehrt ſich mein Leib,
ie Seele ſtirbt vor Sehnen; —
ich hat das unglückſeel'ge Weib
ergiftet mit ihren Thränen.

XV.

Da droben auf jenem Berge,
Da ſteht ein feines Schloß,
Da wohnen drey ſchöne Fräulein,
Von denen ich Liebe genoß.

Sonnabend küßte mich Jette,
Und Sonntag die Julia,
Und Montag die Kunigunde,
Die hat mich erdrückt beynah.

Doch Dienſtag war eine Fete
Bey meinen drey Fräulein im Schloß;
Die Nachbarſchafts-Herren und Damen,
Die kamen zu Wagen und Roß.

Ich aber war nicht geladen,
Und das habt Ihr dumm gemacht!
Die ziſchelnden Muhmen und Baſen,
Die merkten's und haben gelacht.

XVI.

Am fernen Horizonte
Erſcheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Thürmen,
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuſelt
Die graue Waſſerbahn;
Mit traurigem Tacte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt ſich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebſte verlor.

XVII.

Sey mir gegrüßt, du große,
Geheimnißvolle Stadt,
Die einſt in ihrem Schooße
Mein Liebchen umſchloſſen hat.

Sagt an, Ihr Thürme und Thore,
Wo iſt die Liebſte mein?
Euch hab' ich ſie anvertrauet,
Ihr ſolltet mir Bürge ſeyn.

Unſchuldig ſind die Thürme,
Sie konnten nicht von der Stell',
Als Sie mit Koffern und Schachteln
Die Stadt verlaſſen ſo ſchnell.

Die Thore jedoch, die ließen
Mein Liebchen entwiſchen gar ſtill;
Ein Thor iſt immer willig,
Wenn eine Thörin will.

XVIII.

So wandl' ich wieder den alten Weg,
Die wohlbekannten Gaſſen;
Ich komme von meiner Liebſten Haus,
Das ſteht ſo leer und verlaſſen.

Die Straßen ſind doch gar zu eng'!
Das Pflaſter iſt unerträglich!
Die Häuſer fallen mir auf den Kopf!
Ich eile ſo viel als möglich!

XIX.

Ich trat in jene Hallen,
Wo Sie mir Treue verſprochen;
Wo einſt ihre Thränen gefallen,
Sind Schlangen hervor gekrochen.

XX.

Still iſt die Nacht, es ruhen die Gaſſen,
In dieſem Hauſe wohnte mein Schatz;
Sie hat ſchon längſt die Stadt verlaſſen,
Doch ſteht noch das Haus auf demſelben Platz.

Da ſteht auch ein Menſch und ſtarrt in die Höhe,
Und ringt die Hände, vor Schmerzensgewalt;
Mir grauſt es, wenn ich ſein Antlitz ſehe, —
Der Mond zeigt mir meine eigne Geſtalt.

Du Doppeltgänger! du bleicher Geſelle!
Was äffſt du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieſer Stelle,
So manche Nacht, in alter Zeit?

XXI.

Wie kannſt du ruhig ſchlafen,
Und weiſt ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech' ich mein Joch.

Kennſt du das alte Liedchen:
Wie einſt ein todter Knab'
Um Mitternacht die Geliebte
Zu ſich geholt in's Grab?

Glaub' mir, du wunderſchönes,
Du wunderholdes Kind,
Ich lebe und bin noch ſtärker
Als alle Todten ſind!

XXII.

"Die Jungfrau ſchläft in der Kammer,
Der Mond ſchaut zitternd hinein;
Da draußen ſingt es und klingt es,
Wie Walzermelodeyn.

Ich will mal ſchaun aus dem Fenſter,
Wer drunten ſtört meine Ruh'.
Da ſteht ein Todtengerippe,
Und fidelt und ſingt dazu:

Haſt einſt mir den Tanz verſprochen,
Und haſt gebrochen dein Wort,
Und heut iſt Ball auf dem Kirchhof,
Komm mit, wir tanzen dort.

Die Jungfrau ergreift es gewaltig,
Es lockt ſie hervor aus dem Haus;
Sie folgt dem Gerippe, das ſingend
Und fidelnd ſchreitet voraus.

Es fidelt und tänzelt und hüpfet,
Und klappert mit ſeinem Gebein,
Und nickt und nickt mit dem Schädel
Unheimlich im Mondenſchein.“

XXIII.

Ich ſtand in dunkeln Träumen
Und ſtarrte ihr Bildniß an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog ſich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmuthsthränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen floſſen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daß ich Dich verloren hab'!

XXIV.

Ich unglückſel'ger Atlas! eine Welt,
Die ganze Welt der Schmerzen muß ich tragen,
Ich trage Unerträgliches, und brechen
Will mir das Herz im Leibe.

Du ſtolzes Herz! du haſt es ja gewollt,
Du wollteſt glücklich ſeyn, unendlich glücklich
Oder unendlich elend, ſtolzes Herz,
Und jetzo biſt du elend.

XXV.

Die Jahre kommen und gehen,
Geſchlechter ſteigen in's Grab,
Doch nimmer vergeht die Liebe,
Die ich im Herzen hab'.

Nur einmal noch möcht' ich dich ſehen,
Und ſinken vor dir auf's Knie,
Und ſterbend zu dir ſprechen:
Madame, ich liebe Sie!

XXVI.

Mir träumte: traurig ſchaute der Mond,
Und traurig ſchienen die Sterne;
Es trug mich zur Stadt, wo Liebchen wohnt,
Viel hundert Meilen ferne.

Es hat mich zu ihrem Hauſe geführt,
Ich küßte die Steine der Treppe,
Die oft ihr kleiner Fuß berührt,
Und ihres Kleides Schleppe.

Die Nacht war lang, die Nacht war kalt,
Es waren ſo kalt die Steine;
Es lugt' aus dem Fenſter die blaſſe Geſtalt,
Beleuchtet vom Mondenſcheine.

XXVII.

Was will die einſame Thräne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

Sie hatte viel leuchtende Schweſtern,
Die alle zerfloſſen ſind,
Mit meinen Qualen und Freuden,
Zerfloſſen in Nacht und Wind.

Wie Nebel ſind auch zerfloſſen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt in's Herz hinein.

Ach, meine Liebe ſelber
Zerfloß wie eitel Hauch!
Du alte, einſame Thräne,
Zerfließe jetzunder auch.

XXVIII.

Der bleiche, herbſtliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einſam liegt auf dem Kirchhof'
Das ſtille Pfarrerhaus.

Die Mutter lieſt in der Bibel,
Der Sohn der ſtarret in's Licht,
Schlaftrunken dehnt ſich die ält're,
Die jüngere Tochter ſpricht:

Ach Gott! wie Einem die Tage
Langweilig hier vergeh'n;
Nur wenn ſie Einen begraben,
Bekommen wir etwas zu ſehn.

Die Mutter ſpricht zwiſchen dem Leſen:
Du irrſt, es ſtarben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben,
Dort an der Kirchhofsthür'.

Die ält're Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bey Euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der iſt verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drey Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold und lehren
Mir das Geheimniß gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
In's mag're Geſicht hinein:
So willſt du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber ſeyn!

Sie hören pochen an's Fenſter,
Und ſehn eine winkende Hand;
Der todte Vater ſteht draußen
Im ſchwarzen Pred'gergewand.

XXIX.

Das iſt ein ſchlechtes Wetter,
Es regnet und ſtürmt und ſchney't;
Ich ſitze am Fenſter und ſchaue
Hinaus in die Dunkelheit.

Da ſchimmert ein einſames Lichtchen,
Das wandelt langſam fort;
Ein Mütterchen mit dem Laternchen
Wankt über die Straße dort.

Ich glaube, Mehl und Eyer
Und Butter kaufte ſie ein;
Sie will einen Kuchen backen
Für's große Töchterlein.

Die liegt zu Haus im Lehnſtuhl,
Und blinzelt ſchläfrig in's Licht;
Die goldnen Locken wallen
Ueber das ſüße Geſicht.

XXX.

Man glaubt, daß ich mich gräme
In bitter'm Liebesleid,
Und endlich glaub' ich es ſelber,
So gut wie andre Leut'.

Du Kleine mit großen Augen,
Ich hab' es dir immer geſagt,
Daß ich dich unſäglich liebe,
Daß Liebe mein Herz zernagt.

Doch nur in einſamer Kammer
Sprach ich auf ſolche Art,
Und ach! ich hab' immer geſchwiegen
In deiner Gegenwart.

Da gab es böſe Engel,
Die hielten mir zu den Mund;
Und ach! durch böſe Engel
Bin ich ſo elend jetzund.

XXXI.

Deine weichen Lilienfinger,
Könnt' ich ſie noch einmal küſſen,
Und ſie drücken an mein Herz,
Und vergehn in ſtillem Weinen!

Deine klaren Veilchenaugen
Schweben vor mir Tag und Nacht,
Und mich quält es: was bedeuten
Dieſe ſüßen, blauen Räthſel?

XXXII.

"Hat ſie ſich denn nie geäußert
Ueber dein verliebtes Weſen?
Konnteſt du in ihren Augen
Niemals Gegenliebe leſen?

Konnteſt du in ihren Augen
Niemals bis zur Seele dringen?
Und du biſt ja ſonſt kein Eſel,
Theurer Freund, in ſolchen Dingen."

XXXIII.

Sie liebten ſich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern geſtehn;
Sie ſahen ſich an ſo feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten ſich endlich und ſah'n ſich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längſt geſtorben,
Und wußten es ſelber kaum.

XXXIV.

Und als ich Euch meine Schmerzen geklagt,
Da habt Ihr gegähnt und nichts geſagt;
Doch als ich ſie zierlich in Verſe gebracht,
Da habt Ihr mir große Elogen gemacht.

XXXV.

Ich rief den Teufel und er kam,
Und ich ſah ihn mit Verwund'rung an.
Er iſt nicht häßlich und iſt nicht lahm,
Er iſt ein lieber, ſcharmanter Mann,
Ein Mann in ſeinen beſten Jahren,
Verbindlich und höflich und welterfahren.
Er iſt ein geſcheuter Diplomat,
Und ſpricht recht ſchön über Kirch' und Staat.
Blaß iſt er etwas, doch iſt es kein Wunder,
Sanskritt und Hegel ſtudiert er jetzunder.
Sein Lieblingspoet iſt noch immer Fouqué.
Doch will er nicht mehr mit Kritik ſich befaſſen,
Die hat er jetzt gänzlich überlaſſen
Der theuren Großmutter Hekate.
Er lobte mein juriſtiſches Streben,
Hat früher ſich auch damit abgegeben.
Er ſagte, meine Freundſchaft ſey
Ihm nicht zu theuer, und nickte dabey,

Und frug: ob wir uns früher nicht
Schon einmal geſehn bey'm ſpan'ſchen Geſandten?
Und als ich recht beſah ſein Geſicht,
Fand ich in ihm einen alten Bekannten.

XXXVI.

Menſch, verſpotte nicht den Teufel,
Kurz iſt ja die Lebensbahn,
Und die ewige Verdammniß
Iſt kein bloßer Pöbelwahn.

Menſch, bezahle deine Schulden,
Lang iſt ja die Lebensbahn,
Und du mußt noch manchmal borgen,
Wie du es ſo oft gethan.

XXXVII.

Die heil'gen drey Kön'ge aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?

Die Jungen und Alten, ſie wußten es nicht,
Die Könige zogen weiter;
Sie folgten einem goldenen Stern,
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb ſtehn über Joſephs Haus,
Da ſind ſie hineingegangen;
Das Oechslein brüllte, das Kindlein ſchrie,
Die heil'gen drey Könige ſangen.

XXXVIII.

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwey Kinder, klein und froh;
Wir krochen in's Hühnerhäuschen
Und ſteckten uns unter das Stroh.

Wir krähten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbey —
Kikereküh! ſie glaubten,
Es wäre Hahnengeſchrey.

Die Kiſten auf unſerem Hofe,
Die tapezirten wir aus,
Und wohnten drin beyſammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

Des Nachbars alte Katze
Kam öfters zum Beſuch;
Wir machten ihr Bückling' und Knixe,
Und Complimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden
Beſorglich und freundlich gefragt;
Wir haben ſeitdem daſſelbe
Mancher alten Katze geſagt.

Wir ſaßen auch oft und ſprachen
Vernünftig, wie alte Leut',
Und klagten, wie Alles beſſer
Geweſen zu unſerer Zeit;

Wie Lieb' und Treu' und Glauben
Verſchwunden aus der Welt,
Und wie ſo theuer der Kaffee,
Und wie ſo rar das Geld! — — —

Vorbey ſind die Kinderſpiele,
Und Alles rollt vorbey, —
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb' und Treu'.

XXXIX.

Das Herz iſt mir bedrückt, und ſehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch ſo wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt iſt alles wie verſchoben,
Das iſt ein Drängen! eine Noth!
Geſtorben iſt der Herrgott oben,
Und unten iſt der Teufel todt.

Und Alles ſchaut ſo grämlich trübe,
Und krausverwirrt und morſch und kalt,
Und wäre nicht das bischen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

XL.

Wie der Mond ſich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolkenflor,
Alſo taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lichtes Bild hervor.

Saßen all auf dem Verdecke,
Fuhren ſtolz hinab den Rhein,
Und die ſommergrünen Ufer
Glühn im Abendſonnenſchein.

Sinnend ſaß ich zu den Füßen
Einer Dame, ſchön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt' das rothe Sonnengold.

Lauten klangen, Buben ſangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Mährchenhaft vorüberzogen
Berg und Burgen, Wald und Au';
Und das Alles ſah ich glänzen
In dem Aug' der ſchönen Frau.

XLI.

Im Traum ſah ich die Geliebte,
Ein banges, bekümmertes Weib,
Verwelkt und abgefallen
Der ſonſt ſo blühende Leib.

Ein Kind trug ſie auf dem Arme,
Ein andres führt ſie an der Hand,
Und ſichtbar iſt Armuth und Trübſal
Am Gang und Blick und Gewand.

Sie ſchwankte über den Marktplatz,
Und da begegnet ſie mir,
Und ſieht mich an, und ruhig
Und ſchmerzlich ſag' ich zu ihr:

Komm mit nach meinem Hauſe,
Denn du biſt blaß und krank;
Ich will durch Fleiß und Arbeit
Dir ſchaffen Speiſ' und Trank.

Ich will auch pflegen und warten
Die Kinder, die bey dir ſind,
Vor Allem aber dich ſelber,
Du armes, unglückliches Kind.

Ich will dir nie erzählen,
Daß ich dich geliebet hab',
Und wenn du ſtirbſt, ſo will ich
Weinen auf deinem Grab.

XLII.

“Theurer Freund! Was ſoll es nützen,
Stets das alte Lied zu leyern?
Willſt du ewig brütend ſitzen
Auf den alten Liebes⸗Eyern!

Ach! das iſt ein ewig Gattern,
Aus den Schalen kriechen Küchlein,
Und ſie piepſen und ſie flattern,
Und du ſperrſt ſie in ein Büchlein!”

XLIII.

Werdet nur nicht ungeduldig,
Wenn von alten Schmerzensklängen
Manche noch vernehmlich klingen
In den neueſten Geſängen.

Wartet nur, es wird verhallen
Dieſes Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen.

XLIV.

Nun iſt es Zeit, daß ich mit Verſtand
Mich aller Thorheit entled'ge;
Ich hab' ſo lang als ein Comödiant
Mit dir geſpielt die Comödie.

Die prächt'gen Couliſſen, ſie waren bemalt
Im hochromantiſchen Style,
Mein Rittermantel hat goldig geſtrahlt,
Ich fühlte die feinſten Gefühle.

Und nun ich mich gar ſäuberlich
Des tollen Tands entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als ſpielt' ich noch immer Comödie.

Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach ich was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem eignen Tod in der Bruſt
Den ſterbenden Fechter geſpielet.

XLV.

Den König Wiswamitra,
Den treibt's ohne Raſt und Ruh',
Er will durch Kampf und Büßung
Erwerben Waſiſchtas Kuh'.

O, König Wiswamitra,
O, welch ein Ochs biſt du,
Daß du ſo viel kämpfeſt und büßeſt,
Und Alles für eine Kuh!

XLVI.

Herz, mein Herz ſey nicht beklommen,
Und ertrage dein Geſchick,
Neuer Frühling giebt zurück,
Was der Winter dir genommen.

Und wie viel iſt dir geblieben!
Und wie ſchön iſt noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfſt du lieben!

XLVII.

Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau' dich an, und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir iſt, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen ſollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und ſchön und hold.

XLVIII.

Kind! Es wäre dein Verderben,
Und ich geb' mir ſelber Mühe,
Daß dein liebes Herz in Liebe
Nimmermehr für mich erglühe.

Nur daß mir's ſo leicht gelinget,
Will mich dennoch faſt betrüben,
Und ich denke manchmal dennoch:
Möchteſt du mich dennoch lieben!

XLIX.

Wenn ich auf dem Lager liege,
In Nacht und Kiſſen gehüllt,
So ſchwebt mir vor ein ſüßes,
Anmuthig liebes Bild.

Wenn mir der ſtille Schlummer
Geſchloſſen die Augen kaum,
So ſchleicht das Bild ſich leiſe
Hinein in meinen Traum.

Doch mit dem Traum des Morgens
Zerrinnt es nimmermehr;
Dann trag' ich es im Herzen
Den ganzen Tag umher.

L.

Mädchen mit dem rothen Mündchen,
Mit den Aeuglein ſüß und klar,
Du mein liebes, kleines Mädchen,
Deiner denk' ich immerdar.

Lang iſt heut der Winterabend,
Und ich möchte bey dir ſeyn,
Bey dir ſitzen, mit dir ſchwatzen,
Im vertrauten Kämmerlein.

An die Lippen wollt' ich preſſen
Deine kleine, weiße Hand,
Und mit Thränen ſie benetzen,
Deine kleine, weiße Hand.

LI.

Mag da draußen Schnee ſich thürmen,
Mag es hageln, mag es ſtürmen,
Klirrend mir an's Fenſter ſchlagen,
Nimmer will ich mich beklagen,
Denn ich trage in der Bruſt
Liebchens Bild und Frühlingsluſt.

LII.

Andre beten zur Madonne,
Andre auch zu Paul und Peter;
Ich jedoch, ich will nur beten
Nur zu dir, du ſchöne Sonne.

Gieb mir Küſſe, gieb mir Wonne,
Sey mir gütig, ſey mir gnädig,
Schönſte Sonne unter den Mädchen,
Schönſtes Mädchen unter der Sonne!

LIII.

Verrieth mein blaſſes Angeſicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willſt du, daß der ſtolze Mund
Das Bettlerwort geſtehe?

O, dieſer Mund iſt gar zu ſtolz,
Und kann nur küſſen und ſcherzen;
Er ſpräche vielleicht ein höhniſch Wort,
Während ich ſterbe vor Schmerzen.

LIV.

Theurer Freund, du biſt verliebt,
Und dich quälen neue Schmerzen;
Dunkler wird es dir im Kopf,
Heller wird es dir im Herzen.

Theurer Freund, du biſt verliebt,
Und du willſt es nicht bekennen,
Und ich ſeh' des Herzens Gluth
Schon durch deine Weſte brennen.

LV.

Ich wollte bey dir weilen,
Und an deiner Seite ruhn;
Du mußteſt von mir eilen,
Du hatteſt viel zu thun.

Ich ſagte, daß meine Seele
Dir gänzlich ergeben ſey;
Du lachteſt aus voller Kehle,
Und machteſt 'nen Knix dabey.

Du haſt noch mehr geſteigert
Mir meinen Liebesverdruß,
Und haſt mir ſogar verweigert
Am Ende den Abſchiedkuß.

Glaub' nicht, daß ich mich erſchieße,
Wie ſchlimm auch die Sachen ſtehn!
Das Alles, meine Süße,
Iſt mir ſchon einmal geſchehn.

LVI.

Zu fragmentariſch iſt Welt und Leben,
Ich will mich zum deutſchen Profeſſor begeben,
Der weiß das Leben zuſammen zu ſetzen,
Und er macht ein verſtändlich Syſtem daraus;
Mit ſeinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbau's.

LVII.

Ich hab' mir lang den Kopf zerbrochen
Mit Denken und Sinnen, Tag und Nacht,
Doch deine liebenswürdigen Augen
Sie haben mich zum Entſchluß gebracht.

Jetzt bleib' ich, wo deine Augen leuchten,
In ihrer ſüßen, klugen Pracht —
Daß ich noch einmal würde lieben,
Ich hätt' es nimmermehr gedacht.

LVIII.

Sie haben heut Abend Geſellſchaft,
Und das Haus iſt lichterfüllt.
Dort oben am hellen Fenſter
Bewegt ſich ein Schattenbild.

Du ſchauſt mich nicht, im Dunkeln
Steh' ich hier unten allein;
Noch wen'ger kannſt du ſchauen
In mein dunkles Herz hinein.

Mein dunkles Herze liebt dich,
Es liebt dich und es bricht,
Und bricht und zuckt und verblutet,
Aber du ſiehſt es nicht.

LIX.

Ich wollt', meine Schmerzen ergöſſen
Sich all' in ein einziges Wort,
Das gäb' ich den luſtigen Winden,
Die trügen es luſtig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das ſchmerzerfüllte Wort;
Du hörſt es zu jeder Stunde,
Du hörſt es an jedem Ort.

Und haſt du zum nächtlichen Schlummer
Geſchloſſen die Augen kaum,
So wird dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefſten Traum.

LX.

Du haſt Diamanten und Perlen,
Haſt alles, was Menſchenbegehr,
Und haſt die ſchönſten Augen —
Mein Liebchen, was willſt du mehr?

Auf deine ſchönen Augen
Hab' ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet —
Mein Liebchen, was willſt du mehr?

Mit deinen ſchönen Augen
Haſt du mich gequält ſo ſehr,
Und haſt mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willſt du mehr?

LXI.

Wer zum erſtenmale liebt,
Sey's auch glücklos, iſt ein Gott;
Aber wer zum zweitenmale
Glücklos liebt, der iſt ein Narr.

Ich, ein ſolcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!
Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit — und ſterbe.

LXII.

O, mein genädiges Fräulein, erlaubt
Mir kranken Sohn der Muſen,
Daß ſchlummernd ruhe mein Sängerhaupt
Auf Eurem Schwanenbuſen!

“Mein Herr! wie können Sie es wagen,
Mir ſo was in Geſellſchaft zu ſagen?”

LXIII.

Gaben mir Rath und gute Lehren,
Ueberſchütteten mich mit Ehren,
Sagten, daß ich nur warten ſollt',
Haben mich protegiren gewollt.

Aber bey all ihrem Protegiren,
Hätte ich können vor Hunger krepiren,
Wär' nicht gekommen ein braver Mann,
Wacker nahm er ſich meiner an.

Braver Mann! Er ſchafft mir zu eſſen!
Will es ihm nie und nimmer vergeſſen!
Schade, daß ich ihn nicht küſſen kann!
Denn ich bin ſelbſt dieſer brave Mann.

LXIV.

Dieſen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft tracktirt er mich mit Auſtern,
Und mit Rheinwein und Liquören.

Zierlich ſitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und ſo kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohlbefinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmuth, meinen Witzen;
Eifrig und geſchäftig iſt er
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends, in Geſellſchaft,
Mit begeiſtertem Geſichte,
Deklamirt er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie iſt es hoch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unſrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Beſſern ſchwinden.

LXV.

Mir träumt': ich bin der liebe Gott,
Und ſitz' im Himmel droben,
Und Englein ſitzen um mich her,
Die meine Verſe loben.

Und Kuchen eſſ' ich und Confeckt
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabey,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich ſehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden,
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh', mach' dich auf die Sohlen,
Und meinen theuren Freund Eugèn
Sollſt du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Collegium,
Such' ihn beim Glas Tokayer;
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch,
Such' ihn bey Mamſell Meyer.

Da breitet aus ſein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir geſagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag,
Die ſollen dich entzücken,
Und dir zum Spaße will ich heut
Die Stadt Ix-Ix beglücken.

Die Pflaſterſteine auf der Straß',
Die ſollen jetzt ſich ſpalten,
Und eine Auſter, friſch und klar,
Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Zitronenſaft
Soll thauig ſie begießen,
Und in den Straßengöſſen ſoll
Der beſte Rheinwein fließen.

Wie freuen die Ir-Irer ſich,
Sie gehen ſchon an's Freſſen;
Die Herren von dem Landgericht,
Die ſaufen aus den Göſſen.

Wie freuen die Poeten ſich
Bey ſolchem Götterfraße!
Die Leutnants und die Fähnderichs,
Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähnderichs,
Das ſind die klügſten Leute,
Sie denken, alle Tag' geſchieht
Kein Wunder ſo wie heute.

LXVI.

Von ſchönen Lippen fortgedrängt, getrieben
Aus ſchönen Armen, die uns feſt umſchloſſen!
Ich wäre gern noch einen Tag geblieben,
Doch kam der Schwager ſchon mit ſeinen Roſſen.

Das iſt das Leben, Kind, ein ewig Jammern,
Ein ewig Abſchiednehmen, ew'ges Trennen!
Konnt' denn dein Herz das mein'ge nicht umklammern?
Hat ſelbſt dein Auge mich nicht halten können?

LXVII.

Wir fuhren allein im dunkeln
Poſtwagen die ganze Nacht;
Wir ruhten einander am Herzen,
Wir haben geſcherzt und gelacht.

Doch als es Morgens tagte,
Mein Kind, wie ſtaunten wir!
Denn zwiſchen uns ſaß Amor,
Der blinde Paſſagier.

LXVIII.

Das weiß Gott, wo ſich die tolle
Dirne einquartieret hat;
Fluchend, in dem Regenwetter,
Lauf' ich durch die ganze Stadt.

Bin ich doch von einem Gaſthof
Nach dem andern hingerannt,
Und an jeden groben Kellner
Hab' ich mich umſonſt gewandt.

Da erblick' ich ſie am Fenſter,
Und ſie winkt und kichert hell.
Konnt' ich wiſſen, du bewohnteſt,
Mädchen, ſolches Pracht-Hotel!

LXIX.

Wie dunkle Träume ſtehen
Die Häuſer in langer Reih';
Tief eingehüllt im Mantel
Schreite ich ſchweigend vorbey.

Der Thurm der Cathedrale
Verkündet die zwölfte Stund';
Mit ihren Reizen und Küſſen
Erwartet mich Liebchen jetzund.

Der Mond iſt mein Begleiter,
Er leuchtet mir freundlich vor;
Da bin ich an ihrem Hauſe,
Und freudig ruf' ich empor:

Ich danke dir, alter Vertrauter,
Daß du meinen Weg erhellt;
Jetzt will ich dich entlaſſen,
Jetzt leuchte der übrigen Welt!

Und findeſt du einen Verliebten,
Der einſam klagt ſein Leid,
So tröſt' ihn, wie du mich ſelber
Getröſtet in alter Zeit.

LXX.

Haſt du die Lippen mir wund geküßt,
So küſſe ſie wieder heil,
Und wenn du bis Abend nicht fertig biſt,
So hat es auch keine Eil.

Du haſt ja noch die ganze Nacht,
Du Herzallerliebſte mein!
Man kann in ſolch einer ganzen Nacht
Viel küſſen und ſelig ſeyn.

LXXI.

Und biſt du erſt mein eh'lich Weib,
Dann biſt du zu beneiden,
Dann lebſt du in lauter Zeitvertreib,
In lauter Plaiſir und Freuden.

Und wenn du ſchiltſt und wenn du tobſt,
Ich werd' es geduldig leiden;
Doch wenn du meine Verſe nicht lobſt,
Laß ich mich von dir ſcheiden.

LXXII.

Als Sie mich umſchlang mit zärtlichem Preſſen,
Da iſt meine Seele gen Himmel geflogen!
Ich ließ ſie fliegen, und hab' unterdeſſen
Den Necktar von Ihren Lippen geſogen.

LXXIII.

Auf deinen ſchneeweißen Buſen
Hab' ich mein Haupt gelegt,
Und heimlich kann ich behorchen,
Was dir dein Herz bewegt.

Es blaſen die blauen Huſaren,
Und reiten zum Thor herein,
Und morgen will mich verlaſſen
Die Herzallerliebſte mein.

Und willſt du mich morgen verlaſſen,
So biſt du doch heute noch mein,
Und in deinen ſchönen Armen
Will ich doppelt ſelig ſeyn.

LXXIV.

Es blaſen die blauen Huſaren,
Und reiten zum Thor hinaus;
Da komm' ich, Geliebte, und bringe
Dir einen Roſenſtrauß.

Das war eine wilde Wirthſchaft,
Viel Volk und Kriegesplag'!
Sogar in deinem Herzchen
Viel Einquartierung lag.

LXXV.

Habe auch, in jungen Jahren,
Manches bitt're Leid erfahren
Von der Liebe Gluth.
Doch das Holz iſt gar zu theuer,
Und erlöſchen will das Feuer,
Ma foi! und das iſt gut.

Das bedenke, junge Schöne,
Schicke fort die dumme Thräne,
Und den dummen Liebesharm.
Iſt das Leben dir geblieben,
So vergiß das alte Lieben,
Ma foi! in meinem Arm.

LXXVI.

Himmliſch war's, wenn ich bezwang
Meine ſündige Begier,
Aber wenn's mir nicht gelang,
Hatt' ich doch ein groß Plaiſir.

LXXVII.

Blamir' mich nicht, mein ſchönes Kind,
Und grüß' mich nicht unter den Linden;
Wenn wir nachher zu Hauſe ſind,
Wird ſich ſchon Alles finden.

LXXVIII.

Selten habt Ihr mich verſtanden,
Selten auch verſtand ich Euch,
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verſtanden wir uns gleich.

LXXIX.

Doch die Kaſtraten klagten
Als ich meine Stimm' erhob;
Sie klagten und ſie ſagten:
Ich ſänge viel zu grob.

Und lieblich erhoben ſie alle
Die kleinen Stimmelein,
Die Trillerchen, wie Kriſtalle,
Sie klangen ſo fein und rein.

Sie ſangen von Liebesſehnen,
Von Lieb' und Liebeserguß;
Die Damen ſchwammen in Thränen,
Bey ſolchem Kunſtgenuß.

LXXX.

Auf den Wällen Salamankas
Sind die Lüfte lind und labend;
Dort, mit meiner holden Donna,
Wandle ich am Sommerabend.

Um den ſchlanken Leib der Schönen
Hab' ich meinen Arm gebogen,
Und mit ſel'gem Finger fühl' ich
Ihres Buſens ſtolzes Wogen.

Doch ein ängſtliches Geflüſter
Zieht ſich durch die Lindenbäume,
Und der dunkle Mühlbach unten
Murmelt böſe, bange Träume.

“Ach, Sennora, Ahnung ſagt mir:
Einſt wird man mich relegiren,
Und auf Salamankas Wällen
Geh'n wir nimmermehr ſpazieren.”

LXXXI.

Kaum ſahen wir uns, und an Augen und Stimme
Merkt' ich, daß du mir gewogen biſt;
Und ſtand nicht dabey die Mutter, die ſchlimme,
Ich glaube, wir hätten uns gleich geküßt.

Und morgen verlaſſe ich wieder das Städtchen,
Und eile fort im alten Lauf;
Dann lauert am Fenſter mein blondes Mädchen,
Und freundliche Grüße werf' ich hinauf.

LXXXII.

Ueber die Berge ſteigt ſchon die Sonne,
Die Lämmerheerde läutet fern;
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal ſäh' ich dich gar zu gern!

Ich ſchaue hinauf, mit ſpähender Miene —
Leb' wohl, mein Kind, ich wandre von hier!
Vergebens! Es regt ſich keine Gardine; —
Sie liegt noch und ſchläft, und träumt von mir

LXXXIII.

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſtehn zwey große Löwen.
Ey, du halliſcher Löwentrotz,
Wie hat man dich gezähmet!

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſteht ein großer Rieſe.
Er hat ein Schwert und regt ſich nicht,
Er iſt vor Schreck verſteinert.

Zu Halle auf dem Markt,
Da ſteht eine große Kirche.
Die Burſchenſchaft und die Landsmannſchaft,
Die haben dort Platz zum Beten.

LXXXIV.

Schöne, wirthſchaftliche Dame,
Haus und Hof iſt wohlbeſtellt,
Wohlverſorgt iſt Stall und Keller,
Wohlbeackert iſt das Feld.

Jeder Winkel in dem Garten
Iſt geräutet und geputzt,
Und das Stroh, das ausgedroſch'ne,
Wird für Betten noch benutzt.

Doch dein Herz und deine Lippen,
Schöne Dame, liegen brach,
Und zur Hälfte nur benutzet
Iſt dein trautes Schlafgemach.

LXXXV.

Dämmernd liegt der Sommerabend
Ueber Wald und grünen Wieſen;
Goldner Mond, am blauen Himmel,
Strahlt herunter, duftig labend.

An dem Bache zirpt die Grille,
Und es regt ſich in dem Waſſer,
Und der Wandrer hört ein Plätſchern,
Und ein Athmen in der Stille.

Dorten, an dem Bach alleine,
Badet ſich die ſchöne Elſe;
Arm und Nacken, weiß und lieblich,
Schimmern in dem Mondenſcheine.

LXXXVI.

Nacht liegt auf den fremden Wegen, —
Krankes Herz und müde Glieder; —
Ach, da fließt, wie ſtiller Segen,
Süßer Mond, dein Licht hernieder.

Süßer Mond, mit deinen Strahlen
Scheucheſt du das nächt'ge Grauen;
Es zerrinnen meine Qualen,
Und die Augen überthauen.

LXXXVII.

Der Tod das iſt die kühle Nacht,
Das Leben iſt der ſchwüle Tag.
Es dunkelt ſchon, mich ſchläfert,
Der Tag hat mich müd' gemacht.

Ueber mein Bett erhebt ſich ein Baum,
Drin ſingt die junge Nachtigall;
Sie ſingt von lauter Liebe,
Ich hör' es ſogar im Traum.

LXXXVIII.

„Sag', wo iſt dein ſchönes Liebchen,
Das du einſt ſo ſchön beſungen,
Als die zaubermächt'gen Flammen
Wunderbar dein Herz durchdrungen?“

Jene Flammen ſind erloſchen,
Und mein Herz iſt kalt und trübe,
Und dies Büchlein iſt die Urne
Mit der Aſche meiner Liebe.

* * *

Götterdämmerung.

Der May iſt da mit ſeinen goldnen Lichtern,
Und ſeidnen Lüften und gewürzten Düften,
Und freundlich lockt er mit den weißen Blüthen,
Und grüßt aus tauſend blauen Veilchenaugen,
Und breitet aus den blumreich-grünen Teppich,
Durchwebt mit Sonnenſchein und Morgenthau,
Und ruft herbey die lieben Menſchenkinder.
Das blöde Volk gehorcht dem erſten Ruf;
Die Männer ziehn die Nankinhoſen an,
Und Sonntagsröck' mit goldnen Spiegelknöpfen;
Die Frauen kleiden ſich in Unſchuldweiß,
Jünglinge kräuſeln ſich den Frühlingſchnurrbart,
Jungfrauen laſſen ihre Buſen wallen,
Die Stadtpoeten ſtecken in die Taſche
Papier und Bleyſtift und Lorgnett'; und jubelnd
Zieht nach dem Thor die krausbewegte Schaar,
Und lagert draußen ſich auf grünem Raſen,

Bewundert, wie die Bäume fleißig wachſen,
Spielt mit den bunten, zarten Blümelein,
Horcht auf den Sang der luſt'gen Vögelein,
Und jauchzt hinauf zum blauen Himmelszelt.

Zu mir kam auch der May. Er klopfte dreymal
An meine Thür', und rief: Ich bin der May,
Du bleicher Träumer, komm, ich will dich küſſen!
Ich hielt verriegelt meine Thür', und rief:
Vergebens lockſt du mich, du ſchlimmer Gaſt;
Ich habe dich durchſchaut, ich hab' durchſchaut
Den Bau der Welt, und hab' zu viel geſchaut,
Und viel zu tief, und hin iſt alle Freude,
Und ew'ge Qualen zogen in mein Herz.
Ich ſchaue durch die ſteinern-harten Rinden
Der Menſchenhäuſer und der Menſchenherzen,
Und ſchau' in beyden Lug und Trug und Elend.
Auf den Geſichtern leſ' ich die Gedanken,
Viel ſchlimme. In der Jungfrau Scham-Erröthen
Seh' ich geheime Luſt begehrlich zittern;
Auf dem begeiſtert ſtolzen Jünglingshaupt'

Seh' ich die bunte Schellenkappe ſitzen;
Und Fratzenbilder nur und ſieche Schatten
Seh' ich auf dieſer Erde, und ich weiß nicht,
Iſt ſie ein Tollhaus oder Krankenhaus.
Ich ſehe durch den Grund der alten Erde,
Als ſey ſie von Kriſtall, und ſeh' das Grauſen,
Das mit dem freud'gen Grüne zu bedecken
Der May vergeblich ſtrebt. Ich ſeh' die Todten,
Sie liegen unten in den ſchmalen Särgen,
Die Händ' gefaltet und die Augen offen,
Weiß das Gewand und weiß das Angeſicht,
Und durch die gelben Lippen kriechen Würmer.
Ich ſeh', der Sohn ſetzt ſich mit ſeiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab;
Spottlieder ſingen rings die Nachtigallen,
Die ſanften Wieſenblümchen lachen hämiſch,
Der todte Vater regt ſich in dem Grab',
Und ſchmerzhaft zuckt die alte Mutter Erde.

Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich!
Ich ſeh' die Gluth in deinem Buſen wühlen,

Und deine tauſend Adern ſeh' ich bluten,
Und ſeh', wie deine Wunde klaffend aufreißt,
Und wild hervorſtrömt Flamm' und Rauch und Blut.
Ich ſeh' die Rieſenſöhn' der alten Nacht,
Sie ſteigen aus der Erde off'nem Schlund,
Und ſchwingen rothe Fackeln in den Händen,
Und legen ihre Eiſenleiter an,
Und ſtürmen wild hinauf zur Himmelsveſte;
Und ſchwarze Zwerge klettern nach; und kniſternd
Zerſtieben droben alle goldnen Sterne.
Mit frecher Hand reißt man den goldnen Vorhang
Vom Zelte Gottes, heulend ſtürzen nieder,
Auf's Angeſicht, die frommen Engelſchaaren.
Auf ſeinem Throne ſitzt der bleiche Gott,
Reißt ſich vom Haupt' die Kron', zerrauft ſein Haar —
Und näher drängt heran die wilde Rotte;
Die Rieſen werfen ihre rothen Fackeln
In's Reich der Ewigkeit, die Zwerge ſchlagen
Mit Flammengeißeln auf der Englein Rücken;
Die winden ſich und krümmen ſich vor Qualen,

Und werden bey den Haaren fortgeſchleudert.
Und meinen eignen Engel ſeh' ich dort,
Mit ſeinen blonden Locken, ſüßen Zügen,
Und mit der ew'gen Liebe um den Mund,
Und mit der Seligkeit im blauen Auge —
Und ein entſetzlich häßlich ſchwarzer Kobold
Reißt ihn vom Boden, meinen bleichen Engel,
Beäugelt grinſend ſeine edlen Glieder,
Umſchlingt ihn feſt mit griechiſcher Umſchlingung —
Und gellend dröhnt ein Schrey durch's ganze Weltall,
Die Säulen brechen, Erd' und Himmel ſtürzen
Zuſammen, und es herrſcht die alte Nacht.

Ratkliff.

Der Traumgott brachte mich in eine Landſchaft,
Wo Trauerweiden mir “Willkommen” winkten,
Mit ihren langen, grünen Armen, wo die Blumen
Mit klugen Schweſteraugen ſtill mich anſahn,
Wo mir vertraulich klang der Vögel Zwitſchern,
Wo gar der Hunde Bellen mir bekannt ſchien,
Und Stimmen und Geſtalten mich begrüßten,
Wie einen alten Freund, und wo doch Alles
So fremd mir ſchien, ſo wunderſeltſam fremd.
Vor einem ländlich ſchmucken Hauſe ſtand ich,
In meiner Bruſt bewegte ſich's, im Kopfe
War's ruhig, ruhig ſchüttelte ich ab
Den Staub von meinen Reiſekleidern,
Dumpf klang die Klingel, und die Thür ging auf.

Das waren Männer, Frauen, viel bekannte
Geſichter. Stiller Kummer lag auf allen

Und heimlich ſcheue Angſt. Seltſam verſtört,
Mit Beyleidsmienen faſt, ſahn ſie mich an,
Daß es mir ſelber durch die Seele ſchauert',
Wie Ahnung eines unbekannten Unheils.
Die alte Marg'reth' hab' ich gleich erkannt;
Ich ſah ſie forſchend an, jedoch ſie ſprach nicht.
"Wo iſt Maria?" fragt' ich, doch ſie ſprach nicht,
Griff leiſe meine Hand, und führte mich
Durch viele lange, leuchtende Gemächer,
Wo Prunk und Pracht und Todtenſtille herrſchte,
Und führt' mich endlich in ein dämmernd Zimmer,
Und zeigt', mit abgewandtem Angeſicht',
Nach der Geſtalt, die auf dem Sopha ſaß.
"Sind Sie Maria?" fragt' ich. Innerlich
Erſtaunt' ich ſelber ob der Feſtigkeit,
Womit ich ſprach. Und ſteinern und metallos
Scholl eine Stimm': "So nennen mich die Leute."
Ein ſchneidend Weh durchfröſtelte mich da,
Denn jener hohle, kalte Ton war doch —
Die einſt ſo ſüße Stimme von Maria!
Und jenes Weib im fahlen Lillakleid,

Nachläßig angezogen, Buſen ſchlotternd,
Die Augen gläſern ſtarr, die Wangenmuſkeln
Des weißen Angeſichtes lederſchlaff —
Ach, jenes Weib war doch die einſt ſo ſchöne,
Die blühend holde, liebliche Maria!
"Sie waren lang auf Reiſen!" ſprach ſie laut,
Mit kalt unheimlicher Vertraulichkeit,
"Sie ſchaun nicht mehr ſo ſchmachtend, liebſter Freund
Sie ſind geſund, und pralle Lend' und Wade
Bezeugt Solidität". Ein ſüßlich Lächeln
Umzitterte den gelblich blaſſen Mund.
In der Verwirrung ſprach's aus mir hervor:
"Man ſagte mir, Sie haben ſich vermählt?"
"Ach ja!" ſprach ſie, gleichgültig laut und lachend,
"Hab' einen Stock von Holz, der überzogen
Mit Leder iſt, bey mir im Bette liegt,
Und ſich Gemahl nennt. Aber Holz iſt Holz!"
Und klanglos widrig lachte ſie dabey,
Daß kalte Angſt durch meine Seele rann,
Und Zweifel mich ergriff: — ſind das die keuſchen,
Die blumenzarten Lippen von Maria?

Sie aber hob ſich in die Höh', nahm raſch
Vom Stuhl den Türken-Shawl, warf ihn
Um ihren Hals, hing ſich an meinen Arm,
Zog mich von hinnen, durch die offne Hausthür,
Und zog mich fort durch Feld und Buſch und Au'.

Die glühend rothe Sonnenſcheibe ſchwebte
Schon niedrig, und ihr Purpur überſtrahlte
Die Bäume und die Blumen und den Strom,
Der in der Ferne majeſtätiſch floß.
"Sehn Sie das große, goldne Auge ſchwimmen
Im blauen Waſſer?" rief Maria haſtig.
"Still, armes Weſen!" ſprach ich, und ich ſchaute
Im Dämmerlicht' ein mährchenhaftes Weben.
Es ſtiegen Nebelbilder aus den Feldern,
Umſchlangen ſich mit weißen, weichen Armen;
Die Veilchen ſahn ſich zärtlich an, ſehnſüchtig
Zuſammenbeugten ſich die Lilienkelche;
Aus allen Roſen glühten Wolluſtgluthen!
Die Nelken wollten ſich im Hauch' entzünden;
In ſel'gen Düften ſchwelgten alle Blumen,

Und alle weinten ſtille Wonnethränen,
Und alle jauchzten: Liebe! Liebe! Liebe!
Die Schmetterlinge flatterten, die hellen
Goldkäfer ſummten ſeine Lieblingsliedchen,
Die Abendwinde flüſterten, es rauſchten
Die Eichen, ſchmelzend ſang die Nachtigall —
Und zwiſchen all dem Flüſtern, Rauſchen, Singen,
Schwatzte mit blechern klanglos kalter Stimme
Das welke Weib, das mir am Arme hing.
"Ich kenn' Ihr nächtlich Treiben auf dem Schloß;
Der lange Schatten iſt ein guter Tropf,
Er nickt und winkt zu allem was man will;
Der Blaurock iſt ein Engel; doch der Rothe,
Mit blankem Schwert, iſt Ihnen ſpinnefeind."
Und noch viel bunt're, wunderliche Reden
Schwatzt' ſie in einem fort, und ſetzte ſich,
Ermüdet, mit mir nieder auf die Moosbank,
Die unterm alten Eichenbaume ſteht.

Da ſaßen wir beyſammen, ſtill und traurig,
Und ſahn uns an, und wurden immer traur'ger.

ie Eiche ſäuſelte wie Sterbeſeufzer,
esſchmerzlich ſang die Nachtigall herab.
och rothe Lichter drangen durch die Blätter,
mflimmerten Maria's weißes Antlitz,
d lockten Gluth aus ihren ſtarren Augen,
d mit der alten, ſüßen Stimme ſprach ſie:
Wie wußteſt Du, daß ich ſo elend bin,
h las es jüngſt in deinen wilden Liedern?"

Eiskalt durchzog's mir da die Bruſt, mir grauſte
meinem eig'nen Wahnſinn, der die Zukunft
ſchaut, es zuckte dunkel durch mein Hirn,
d vor Entſetzen bin ich aufgewacht.

Donna Clara.

(Aus einem ſpaniſchen Romane.)

In dem abendlichen Garten
Wandelt des Alkaden Tochter;
Pauken- und Trommetenjubel
Klingt herunter von dem Schloſſe.

"Läſtig werden mir die Tänze
Und die ſüßen Schmeichelworte,
Und die Ritter, die ſo zierlich
Mich vergleichen mit der Sonne.

"Ueberläſtig wird mir Alles,
Seit ich ſah, bei'm Strahl des Mondes,
Jenen Ritter, deſſen Laute
Nächtens mich an's Fenſter lockte.

"Wie er ſtand ſo ſchlank und muthig,
Und die Augen leuchtend ſchoſſen
Aus dem edelblaſſen Antlitz,
Glich er wahrlich Sanct Georgen."

Alſo dachte Donna Clara,
Und ſie ſchaute auf den Boden;
Wie ſie aufblickt, ſteht der ſchöne,
Unbekannte Ritter vor ihr.

Händedrückend, liebeflüſternd,
Wandeln ſie umher im Mondſchein,
Und der Zephyr ſchmeichelt freundlich,
Mährchenartig grüßen Roſen.

Mährchenartig grüßen Roſen,
Und ſie glühn wie Liebesboten.
Aber ſage mir, Geliebte,
Warum du ſo plötzlich roth wirſt?

"Mücken ſtachen mich, Geliebter,
Und die Mücken ſind, im Sommer,
Mir ſo tief verhaßt, als wären's
Langenaſ'ge Judenrotten."

Laß die Mücken und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich koſend.
Von den Mandelbäumen fallen
Tauſend weiße Blüthenflocken.

Tauſend weiße Blüthenflocken
Haben ihren Duft ergoſſen.
Aber ſage mir, Geliebte,
Iſt dein Herz mir ganz gewogen?

"Ja, ich liebe dich, Geliebter,
Bey dem Heiland ſey's geſchworen,
Den die gottverfluchten Juden
Boshaft tückiſch einſt ermordet."

Laß den Heiland und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich koſend.
In der Ferne ſchwanken traumhaft
Weiße Liljen, lichtumfloſſen.

Weiße Liljen, lichtumfloſſen,
Blicken nach den Sternen droben.
Aber ſage mir, Geliebte,
Haſt du auch nicht falſch geſchworen.

"Falſch iſt nicht in mir, Geliebter,
Wie in meiner Bruſt kein Tropfen
Blut iſt von dem Blut der Mohren
Und des ſchmutz'gen Judenvolkes."

Laß die Mohren und die Juden,
Spricht der Ritter, freundlich koſend;
Und nach einer Myrthenlaube
Führt er die Alkadentochter.

Wie mit weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich ſie umflochten;
Kurze Worte, lange Küſſe,
Und die Herzen überfloſſen.

Und ein ſchmelzend ſüßes Brautlied
Singt im Laub' ein Zaubervogel;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es ſtiller,
Und man hört nur, wie verſtohlen,
Das Geflüſter kluger Myrthen
Und ein langes Athemholen.

Aber Pauken und Drommeten
Schallen plötzlich aus dem Schloſſe,
Und erwachend hat ſich Clara
Aus des Ritters Arm gezogen.

"Horch! da ruft es mich, Geliebter,
Doch, bevor wir ſcheiden, ſollſt du
Nennen deinen lieben Namen,
Den du mir ſo lang verborgen."

Und der Ritter, heiter lächelnd,
Küßt die Finger ſeiner Holden,
Küßt die Lippen und die Stirne,
Und er ſpricht die langen Worte:

"Ich, Sennora, Eu'r Geliebter,
Bin der Sohn des vielbelobten,
Großen, ſchriftgelehrten Rabbi
Iſrael von Saragoſſa."

Almanſor.

(Aus einem ſpaniſchen Romane.)

I.

In dem Dome zu Corduva
Stehen Säulen, dreyzehnhundert,
Dreyzehnhundert Rieſenſäulen
Tragen die gewalt'ge Kuppel.

Und auf Säulen, Kuppel, Wänden,
Zieh'n von oben ſich bis unten
Des Corans arab'ſche Sprüche,
Klug und blumenhaft verſchlungen.

Mohrenkön'ge bauten weiland
Dieſes Haus zu Allahs Ruhme,
Doch hat Alles ſich verwandelt
In der Zeiten dunkelm Strudel.

Auf dem Thurme, wo der Thürmer
Zum Gebete aufgerufen,
Hebt ſich jetzt der Chriſtenglocken
Melancholiſches Geſumme.

Auf den Stufen, wo die Gläub'gen
Das Prophetenwort geſungen,
Zeigen jetzt die Glatzenpfäfflein
Ihrer Meſſe fades Wunder.

Und das iſt ein Drehn und Winden
Vor den buntbemalten Puppen,
Und das blöckt und dampft und klingelt,
Und die dummen Kerzen funkeln.

In dem Dome zu Cordova
Steht Almanſor ben Abdullah,
All die Säulen ſtill betrachtend,
Und die ſtillen Worte murmelnd:

„O, Ihr Säulen, ſtark und rieſig,
Einſt geſchmückt zu Allahs Ruhme,
Jetzo müßt Ihr dienend huld'gen
Dem verhaßten Chriſtenthume!

„Ihr bequemt Euch in die Zeiten,
Und Ihr tragt die Laſt geduldig; —
Ey, da muß ja wohl der Schwäch're
Noch viel leichter ſich beruh'gen."

Und ſein Haupt, mit heiterm Antlitz,
Beugt Almanſor ben Abdullah
Ueber den gezierten Taufſtein,
In dem Dome zu Corduva.

II.

Haſtig ſchritt er aus dem Dome,
Jagte fort auf ſeinem Rappen,
Daß im Wind die feuchten Locken
Und des Hutes Federn wallen.

Auf dem Weg' nach Alkolea,
Dem Guadalquivir entlange,
Wo die weißen Mandeln blühen,
Und die duft'gen Gold-Orangen;

Dorten jagt der luſt'ge Ritter,
Pfeift und ſingt, und lacht behaglich,
Und es ſtimmen ein die Vögel,
Und des Stromes laute Waſſer.

In dem Schloß zu Alkolea
Wohnet Clara de Alvares,
In Navarra kämpft ihr Vater,
Und ſie freut ſich mindern Zwanges.

Und Almanſor hört ſchon ferne
Pauken und Drommeten ſchallen,
Und er ſieht des Schloſſes Lichter
Blitzen durch der Bäume Schatten.

In dem Schloß zu Alkolea
Tanzen zwölf geſchmückte Damen,
Tanzen zwölf geſchmückte Ritter,
Doch am ſchönſten tanzt Almanſor.

Wie beſchwingt von muntrer Laune
Flattert er herum im Saale,
Und er weiß den Damen allen
Süße Schmeicheleyn zu ſagen.

Iſabellens ſchöne Hände
Küßt er raſch, und ſpringt von dannen;
Und er ſetzt ſich vor Elviren
Und er ſchaut ihr froh in's Antlitz.

Lachend fragt er Leonoren:
Ob er heute ihr gefalle?
Und er zeigt die goldnen Kreuze
Eingeſtickt in ſeinen Mantel.

Und zu jeder Dame ſpricht er:
Daß er ſie im Herzen trage;
Und "ſo wahr ich Chriſt bin" ſchwört er
Dreyzig Mal an jenem Abend.

III.

In dem Schloß zu Alkolea
Iſt verſchollen Luſt und Klingen,
Herr'n und Damen ſind verſchwunden,
Und erloſchen ſind die Lichter.

Donna Clara und Almanſor
Sind allein im Saal geblieben;
Einſam ſtreut die letzte Lampe
Ueber beyde ihren Schimmer.

Auf dem Seſſel ſitzt die Dame,
Auf dem Schemel ſitzt der Ritter,
Und ſein Haupt, das ſchlummermüde,
Ruht auf den geliebten Knieen.

Roſenöhl, aus gold'nem Fläſchchen,
Gießt die Dame, ſorgſam ſinnend,
Auf Almanſors braune Locken —
Und er ſeufzt aus Herzenstiefe.

Süßen Kuß, mit ſanftem Munde,
Drückt die Dame, ſorgſam ſinnend,
Auf Almanſors braune Locken —
Und es wölkt ſich ſeine Stirne.

Thränenfluth, aus lichten Augen,
Weint die Dame, ſorgſam ſinnend,
Auf Almanſors braune Locken —
Und es zuckt um ſeine Lippen.

Und er träumt: er ſtehe wieder,
Tief das Haupt gebeugt und triefend,
In dem Dome zu Corduva,
Und er hört' viel dunkle Stimmen.

All die hohen Rieſenſäulen
Hört er murmeln unmuthgrimmig,
Länger wollen ſie's nicht tragen,
Und ſie wanken und ſie zittern;

Und ſie brechen wild zuſammen,
Es erbleichen Volk und Prieſter,
Krachend ſtürzt herab die Kuppel,
Und die Chriſtengötter wimmern.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

I.

Am Fenſter ſtand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
"Willſt du nicht aufſtehn, Wilhelm,
Zu ſchau'n die Prozeſſion?" —

"Ich bin ſo krank, O Mutter,
Daß ich nicht hör' und ſeh';
Ich denk' an das todte Gretchen,
Da thut das Herz mir weh." —

"Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Roſenkranz;
Die Muttergottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es ſingt im Kirchenton;
Das iſt zu Cölln am Rheine,
Da geht die Prozeſſion.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet ſie,
Sie ſingen beyde im Chore:
Gelobt ſey'ſt du Marie!

II.

Die Muttergottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr beſtes Kleid;
Heut' hat ſie viel zu ſchaffen,
Es kommen viel' kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferſpend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächſerne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß geſund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil',
Gar Mancher ſpielt jetzt die Bratſche,
Dem dort kein Finger war hell.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete d'raus ein Herz.
"Bring das der Muttergottes,
Dann heilt ſie deinen Schmerz."

Der Sohn nahm ſeufzend das Wachsherz,
Ging ſeufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

"Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königinn des Himmels,
Dir ſey mein Leid geklagt!

"Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Cöllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat."

"Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die iſt todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' Du meine Herzenswund'.

"Heil' Du mein krankes Herze,
Ich will auch ſpät und früh'
Inbrünſtiglich beten und ſingen:
Gelobt ſeyſt du, Marie!"

III.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die ſchliefen im Kämmerlein;
Da kam die Muttergottes
Ganz leiſe geſchritten herein.

Sie beugte ſich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leiſe auf ſein Herze,
Und lächelte mild und ſchwand.

Die Mutter ſchaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geſchaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten zu laut.

Da lag dahingeſtrecket
Ihr Sohn, und der war todt;
Es ſpielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, ſie wußte nicht wie;
Andächtig ſang ſie leiſe:
Gelobt ſey'ſt du, Marie!

Der Stoff dieſes Gedichtes iſt nicht ganz mein Eigenthum. Es entſtand durch Erinnerung an die rheiniſche Heimath. — Als ich ein kleiner Knabe war, und im Franziskanerkloſter zu Düſſeldorf die erſte Dreſſur erhielt, und dort zuerſt Buchſtabiren und Stillſitzen lernte, ſaß ich oft neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte: wie ſeine Mutter ihn nach Kevlaar (der Akzent liegt auf der erſten Sylbe und der Ort ſelbſt liegt im Geldernſchen) einſtmals mitgenommen, wie ſie dort einen wächſernen Fuß für ihn geopfert, und wie ſein eigner ſchlimmer Fuß dadurch geheilt ſey. Mit dieſem Knaben traf ich wieder zuſammen in der oberſten Claſſe des Gymnaſiums, und als wir im Philoſophen-Collegium bey Rektor Schallmeyer, neben einander zu ſitzen kamen, erinnerte er mich lachend an jene Mirakel-Erzählung, ſetzte aber doch etwas ernſthaft hinzu: jetzt würde er der Muttergottes ein wächſernes Herz opfern. Ich hörte ſpäter, er habe damals an einer unglücklichen Liebſchaft laborirt, und endlich kam er mir ganz aus den Augen und aus dem Gedächtniß. — Im Jahr 1819, als ich in Bonn ſtudierte, und einmal, in der Gegend von Godesberg, am Rhein ſpatzieren ging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevlaar-Lieder, wovon das vorzüglichſte den gedehnten Refrain hat "Gelobt ſeyſt du, Maria!" und als die Prozeſſion näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrtern meinen Schulkameraden mit ſeiner alten Mutter. Dieſe führte ihn. Er aber ſah ſehr blaß und krank aus.

Ich durfte dieſe Notiz nicht von dem Gedichte trennen, weil beyde zugleich entſtanden, ſchon einmal zuſammen abgedruckt worden, und dadurch gleichſam verwachſen ſind. Auf keinen Fall will ich irgend eine Vorneigung andeuten, eben ſo wenig, wie irgend eine Abneigung durch das vorhergehende Gedicht ausgeſprochen werden ſoll. Dieſes, Almanſor überſchrieben, wird im Romane, dem es entlehnt iſt, von einem Mauren, einem unmuthigen Bekenner des Islams, gedichtet und geſungen. "Und wahrlich" — ſo ſpricht ein engliſcher Schriftſteller — "wie Gott, der Urſchöpfer, ſtehe auch der Dichter, der Nachſchöpfer, partheylos erhaben über allem Sektengeklätſche dieſer Erde."

Die Harzreiſe.

1824.

Nichts iſt dauernd, als der Wechſel; nichts beſtändig, als der Tod. Jeder Schlag des Herzens ſchlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunſt wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur verſagt: eine goldene Zeit, die nicht roſtet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloſes Glück und ewige Jugend.

Börne.

Schwarze Röcke, ſeid'ne Strümpfe,
Weiße höfliche Manſchetten,
Sanfte Reden, Embraſſiren —
Ach, wenn ſie nur Herzen hätten!

Herzen in der Bruſt, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tödtet ihr Geſinge
Von erlog'nen Liebesſchmerzen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die frommen Hütten ſtehen,
Wo die Bruſt ſich frey erſchließet,
Und die freyen Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die dunkeln Tannen ragen,
Bäche rauſchen, Vögel ſingen,
Und die ſtolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle!
Glatte Herren! Glatte Frauen!
Auf die Berge will ich ſteigen,
Lachend auf Euch niederſchauen.

Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würſte und Univerſität, gehört dem König von Hannover, und enthält 999 Feuerſtellen, diverſe Kirchen, eine Entbindungsanſtalt, eine Sternwarte, einen Karzer, eine Bibliothek und einen Rathskeller, wo das Bier ſehr gut iſt. Der vorbeyfließende Bach heißt “die Leine” und dient des Sommers zum Baden; das Waſſer iſt ſehr kalt, und an einigen Orten ſo breit, daß Lüder wirklich einen großen Anlauf nehmen mußte, als er hinüber ſprang. Die Stadt ſelbſt iſt ſchön, und gefällt einem am beſten, wenn man ſie mit dem Rücken anſieht. Sie muß ſchon ſehr lange ſtehen; denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatrikulirt und bald drauf konſiliirt wurde, hatte ſie ſchon daſſelbe graue, altkluge Anſehen, und war ſchon vollſtändig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Diſſertazionen, Theedanſants, Wäſcherinnen, Compendien, Taubenbraten, Guelfenorden, Promozionskutſchen, Pfeifenköpfen, Hofräthen, Juſtizräthen, Relegazionsräthen, Profaxen und anderen Faxen. Einige behaupten ſogar, die Stadt ſey zur Zeit der Völkerwanderung erbaut worden, jeder deutſche Stamm habe damals ein ungebundenes Exemplar ſeiner Mitglieder darin zurückgelaſſen, und davon ſtammten all die Vandalen, Frieſen, Schwaben, Teutonen, Sachſen, Thüringer u. ſ. w., die noch heut zu Tage in Göttingen, hordenweis, und geſchieden durch Farbe der Mützen und der Pfeifenquäſte, über die Weenderſtraße einherziehen, auf den blutigen Wahlſtätten der Raſenmühle, des Ritſchenkrugs und Bovdens ſich ewig unter einander herumſchlagen, in Sitten und Gebräuchen noch immer wie zur Zeit der Völkerwanderung dahinleben, und theils durch ihre Duces, welche Haupthähne heißen, theils durch ihr uraltes Geſetzbuch, welches Comment heißt und in den legibus barbarorum eine Stelle verdient, regiert werden.

Im Allgemeinen werden die Bewohner Göttingen's eingetheilt in Studenten, Profeſſoren, Philiſter und Vieh; welche vier Stände doch nichts weniger als ſtreng geſchieden ſind. Der Viehſtand iſt der bedeutendſte. Die Namen aller Studenten und aller ordentlichen und unordentlichen Profeſſoren hier herzuzählen, wäre zu weitläuftig; auch ſind mir in dieſem Augenblick nicht alle Studentennamen im Gedächtniſſe, und unter den Profeſſoren ſind manche, die noch gar keinen Namen haben. Die Zahl der göttinger Philiſter muß ſehr groß ſeyn, wie Sand, oder beſſer geſagt, wie

Dreck am Meer; wahrlich, wenn ich ſie des Morgens, mit ihren ſchmutzigen Geſichtern und weißen Rechnungen, vor den Pforten des akademiſchen Gerichtes aufgepflanzt ſah, ſo mochte ich kaum begreifen, wie Gott nur ſo viel Lumpenpack erſchaffen konnte.

Ausführlicheres über die Stadt Göttingen läßt ſich ſehr bequem nachleſen in der Topographie derſelben von K. F. H. Marx. Obzwar ich gegen den Verfaſſer, der mein Arzt war und mir viel Liebes erzeigte, die heiligſten Verpflichtungen hege, ſo kann ich doch ſein Werk nicht unbedingt empfehlen, und ich muß tadeln, daß er jener falſchen Meinung, als hätten die Göttingerinnen allzugroße Füße, nicht ſtreng genug widerſpricht. Ja, ich habe mich ſogar ſeit Jahr und Tag mit einer ernſten Widerlegung dieſer Meinung beſchäfftigt, ich habe deshalb vergleichende Anatomie gehört, die ſeltenſten Werke auf der Bibliothek excerpirt, auf der Weenderſtraße ſtundenlang die Füße der vorübergehenden Damen ſtudiert, und in der grundgelehrten Abhandlung, ſo die Reſultate dieſer Studien enthält, ſpreche ich 1º von den Füßen überhaupt, 2º von den Füßen bey den Alten, 3º von den Füßen der Elephanten, 4º von den Füßen der Göttingerinnen, 5º ſtelle ich Alles zuſammen, was über dieſe Füße auf Ullrichs Garten ſchon geſagt worden, 6º betrachte ich dieſe Füße in ihrem Zuſammenhang, und verbreite mich bey dieſer Gelegenheit auch über Waden, Knie u. ſ. w., und endlich 7º, wenn ich nur ſo großes Papier auftreiben kann, füge ich noch hinzu einige Kupfertafeln mit dem Facſimile göttingſcher Damenfüße. —

Es war noch ſehr früh, als ich Göttingen verließ, und der gelehrte * * lag gewiß noch im Bette und träumte wie gewöhnlich: er wandle in einem ſchönen Garten, auf deſſen Beeten lauter weiße, mit Citaten beſchriebene Papierchen wachſen, die im Sonnenlichte lieblich glänzen, und von denen er hier und da mehrere pflückt, und mühſam in ein neues Beet verpflanzt, während die Nachtigallen mit ihren ſüßeſten Tönen ſein altes Herz erfreuen.

Vor dem Weender Thore begegneten mir zwey eingeborne kleine Schulknaben, wovon der Eine zum Andern ſagte: “Mit dem Theodor will ich gar nicht mehr umgehen. er iſt ein Lumpenkerl, denn geſtern wußte er nicht mal, wie der Genitiv von Mensa heißt.” So unbedeutend dieſe Worte klingen, ſo muß ich ſie doch wieder erzählen, ja, ich möchte ſie als Stadt-Motto gleich auf das Thor ſchreiben laſſen; denn die Jungen piepſen wie die Alten pfeifen, und jene Worte bezeichnen ganz den engen, trocknen Notizenſtolz der hochgelahrten Georgia Auguſta.

Auf der Chauſſee wehte friſche Morgenluft, und die Vögel ſangen gar freudig, und auch mir wurde allmählig wieder friſch und freudig zu Muthe. Eine ſolche Erquickung that Noth. Ich war die letzte Zeit nicht aus dem Pandektenſtall herausgekommen, römiſche Caſuiſten hatten mir den Geiſt wie mit einem grauen Spinnweb überzogen, mein Herz war wie eingeklemmt zwiſchen den eiſernen Paragraphen ſelbſtſüchtiger Rechtsſyſteme, beſtändig klang es mir noch in den Ohren wie "Tribonian, Juſtinian, Hermogenian und Dummerjahn," und ein zärtliches Liebespaar, das unter einem Baume ſaß, hielt ich gar für eine Corpusjuris-Ausgabe mit verſchlungenen Händen. Auf der Landſtraße fing es ſchon an lebendig zu werden. Milchmädchen zogen vorüber; auch Eſeltreiber mit ihren grauen Zöglingen. Hinter Weende begegneten mir der Schäfer und Doris. Dieſes iſt nicht das idylliſche Paar, wovon Geßner ſingt, ſondern es ſind wohlbeſtallte Univerſitätspedelle, die wachſam aufpaſſen müſſen, daß ſich keine Studenten in Bovden duelliren, und daß keine neue Ideen, die doch immer einige Dezennien vor Göttingen Quarantaine halten müſſen, von einem ſpekulirenden Privatdozenten eingeſchmuggelt werden. Schäfer grüßte mich ſehr kollegialiſch; denn er iſt ebenfalls Schriftſteller, und hat meiner in ſeinen halbjährigen Schriften oft erwähnt; wie er mich denn auch außerdem oft citirt hat, und, wenn er mich nicht zu Hauſe fand, immer ſo gütig war, die Citation mit Kreide auf meine Stubenthür zu ſchreiben. Dann und wann rollte auch ein Einſpänner vorüber, wohlbepackt mit Studenten, die für die Ferienzeit, oder auch für immer wegreiſten. In ſolch einer Univerſitätſtadt iſt ein beſtändiges Kommen und Abgehn, alle drey Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration, das iſt ein ewiger Menſchenſtrom, wo eine Semeſterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Profeſſoren bleiben ſtehen in dieſer allgemeinen Bewegung, unerſchütterlich feſt, gleich den Pyramiden Egyptens — nur daß in dieſen Univerſitäts-Pyramiden nicht immer Weisheit verborgen iſt.

Aus den Myrthenlauben bey Rauſchenwaſſer ſah ich zwey hoffnungsvolle Jünglinge hervorreiten. Ein Weibsbild, das dort ſein horizontales Handwerk treibt, gab ihnen bis auf die Landſtraße das Geleit, klätſchelte mit geübter Hand die mageren Schenkel der Pferde, lachte laut auf, als der eine Reuter ihr hinten, auf die breite Spontaneität einige Galanterien mit der Peitſche überlangte, und ſchob ſich alsdann gen Bovden. Die Jünglinge aber jagten nach Nörten, und johlten gar geiſtreich, und ſangen gar lieblich das Roſſiniſche Lied: "Trink Bier, liebe, liebe Liſe!" Dieſe Töne hörte ich noch lange in der Ferne; doch die holden Sänger ſelbſt verlor ich bald völlig aus dem Geſichte, ſintemal ſie ihre Pferde, die im Grunde einen deutſch-langſamen Charakter zu haben ſchienen, gar entſetzlich anſpornten und vorwärtspeitſchten. Nirgends wird die Pferdeſchinderey ſtärker getrieben als in Göttingen, und oft, wenn ich ſah, wie ſolch eine ſchweißtriefende, lahme Kracke, für das bischen Lebensfutter, von unſern Rapſchenwaſſerrittern abgequält ward, oder wohl gar einen ganzen Wagen voll Studenten fortziehen mußte, ſo dachte ich auch: "O du armes Thier, gewiß haben deine Voraltern im Paradieſe verbotenen Haſer gefreſſen!"

Im Wirthshauſe zu Nörten traf ich die beyden Jünglinge wieder. Der eine verzehrte einen

Heringſalat, und der andere unterhielt ſich mit der gelbledernen Magd, Fuſia Canina, auch Trittvogel genannt. Er ſagte ihr einige Anſtändigkeiten, und am Ende wurden ſie Hand-gemein. Um meinen Ranzen zu erleichtern, nahm ich die eingepackten blauen Hoſen, die in geſchichtlicher Hinſicht ſehr merkwürdig ſind, wieder heraus und ſchenkte ſie dem kleinen Kellner, den man Colibri nennt. Die Buſſenia, die alte Wirthin, brachte mir unterdeſſen ein Butterbrod, und beklagte ſich, daß ich ſie jetzt ſo ſelten beſuche; denn ſie liebt mich ſehr.

Hinter Nörten ſtand die Sonne hoch und glänzend am Himmel. Sie meinte es recht ehr- ich mit mir und erwämte mein Haupt, daß alle nreife Gedanken darin zur Vollreife kamen. Die ße Wirthshausſonne in Nordheim iſt auch nicht verachten; ich kehrte hier ein, und fand das ittageſſen ſchon fertig. Alle Gerichte waren mackhaft zubereitet, und wollten mir beſſer beha- , als die abgeſchmackten akademiſchen Gerichte, die ſalzloſen, ledernen Stockfiſche mit ihrem alten Kohl, die mir in Göttingen vorgeſetzt wurden. Nachdem ich meinen Magen etwas beſchwichtigt hatte, bemerkte ich in derſelben Wirthsſtube einen Herrn mit zwey Damen, die im Begriff waren abzureiſen. Dieſer Herr war ganz grün gekleidet, trug ſogar eine grüne Brille, die auf ſeine rothe Kupfernaſe einen Schein wie Grünſpan warf, und ſah aus, wie der König Nebukadnezar in ſeinen ſpätern Jahren ausgeſehen hat, als er, der Sage nach, gleich einem Thiere des Waldes, nichts als Salat aß. Der Grüne wünſchte, daß ich ihm ein Hotel in Göttingen empfehlen möchte, und ich rieth ihm, dort von dem erſten beſten Studenten das Hotel de Brühbach zu erfragen. Die eine Dame war die Frau Gemahlin, eine gar große, weitläuftige Dame, ein rothes Quadratmeilen-Geſicht mit Grübchen in den Wangen, die wie Spucknäpfe für Liebesgötter ausſahen, ein langfleiſchig herabhängendes Unterkinn, das eine ſchlechte Fortſetzung des Geſichtes zu ſeyn ſchien, nd ein hochaufgeſtapelter Buſen, der mit ſteifen Spitzen und vielzackig feſtonirten Krägen, wie mit hürmchen und Baſtionen umbaut war, und einer eſtung glich, die gewiß eben ſo wenig wie jene nderen Feſtungen, von denen Philipp von Macedonien ſpricht, einem mit Gold beladenen Eſel iderſtehen würde. Die andere Dame, die Frau chweſter, bildete ganz den Gegenſatz der eben ſchriebenen. Stammte jene von Pharaos fetten ühen, ſo ſtammte dieſe von den magern. Das eſicht nur ein Mund zwiſchen zwey Ohren, die Bruſt oſtlos öde wie die Lüneburger Haide; die ganze, sgekochte Geſtalt glich einem Freytiſch für arme heologen. Beyde Damen fragten mich zu gleicher it: ob im Hotel de Brühbach auch ordentliche ute logirten. Ich bejahte es mit gutem Geſſen, und als das holde Kleeblatt abfuhr, grüßte nochmals zum Fenſter hinaus. Der Sonnenrth lächelte gar ſchlau und mochte wohl wiſſen, der Carzer von den Studenten in Göttingen tel de Brühbach genannt wird.

Hinter Nordheim wird es ſchon gebirgig und hier und da treten ſchöne Anhöhen hervor. Auf dem Wege traf ich meiſtens Krämer, die nach der Braunſchweiger Meſſe zogen, auch einen Schwarm Frauenzimmer, deren jede ein großes, faſt häuſerhohes, mit weißem Leinen überzogenes Behältniß auf dem Rücken trug. Darin ſaßen allerley eingefangene Singvögel, die beſtändig piepſten und zwitſcherten, während ihre Trägerinnen luſtig dahinhüpſten und ſchwatzten. Mir kam es gar närriſch vor, wie ſo ein Vogel den andern zu Markte trägt.

In pechdunkler Nacht kam ich an zu Oſterode. Es fehlte mir der Appetit zum Eſſen und ich legte mich gleich zu Bette. Ich war müde wie ein Hund und ſchlief wie ein Gott. Im Traume kam ich wieder nach Göttingen zurück, und zwar nach der dortigen Bibliothek. Ich ſtand in einer Ecke des juriſtiſchen Saals, durchſtöberte alte Diſſertazionen, vertiefte mich im Leſen, und als ich aufhörte, bemerkte ich zu meiner Verwundrung, daß

Nacht war, und herabhängende Kriſtall-Leuch-
den Saal erhellten. Die nahe Kirchenglocke
lug eben zwölf, die Saalthüre öffnete ſich lang-
n, und herein trat eine ſtolze, gigantiſche Frau,
furchtsvoll begleitet von den Mitgliedern und
hängern der juriſtiſchen Facultät. Das Rieſen-
b, obgleich ſchon bejahrt, trug dennoch im Ant-
die Züge einer ſtrengen Schönheit, jeder ihrer
cke verrieth die hohe Titanin, die gewaltige The-
, Schwert und Wage hielt ſie nachläſſig zu-
men in der einen Hand, in der andern hielt
eine Pergamentrolle, zwey junge Doctores juris
en die Schleppe ihres grau verblichenen Ge-
des, an ihrer rechten Seite ſprang windig
und her der dünne Hofrath Ruſticus, der
rg Hannovers, und deklamirte aus ſeinem
n Geſetzentwurf; an ihrer linken Seite hum-
, gar galant und wohlgelaunt, ihr Cavaliere
nte, der geheime Juſtizrath Cujacius, und riß
ndig juriſtiſche Witze, und lachte ſelbſt darüber
rzlich, daß ſogar die ernſte Göttin ſich mehr-

mals lächelnd zu ihm herabbeugte, mit der groſſen Pergamentrolle ihm auf die Schulter klopfte, und freundlich flüſterte: "Kleiner, loſer Schalk, der die Bäume von oben herab beſchneidet!" Jeder von den übrigen Herren trat jetzt ebenfalls näher und hatte etwas hin zu bemerken und hin zu lächeln, etwa ein neu ergrübeltes Syſtemchen, oder Hypotheschen, oder ähnliches Mißgebürtchen des eigenen Köpfchens. Durch die geöffnete Saalthüre traten auch noch mehrere fremde Herren herein, die ſich als die andern groſſen Männer des illuſtren Ordens kundgaben, meiſtens eckige, laurende Geſellen, die mit breiter Selbſtzufriedenheit gleich drauf los definirten und diſtinguirten und über jedes Titelchen eines Pandektentitels disputirten. Und immer kamen noch neue Geſtalten herein, alte Rechtsgelehrten, in verſchollenen Trachten, mit weißen Alongeperucken und längſt vergeſſenen Geſichtern, und ſehr erſtaunt, daß man ſie, die Hochberühmten des verfloſſenen Jahrhunderts, nicht ſonderlich regardirte; und dieſe ſtimmten nun ein,

af ihre Weiſe, in das allgemeine Schwatzen und
ſchrillen und Schreyen, das, wie Meeresbrandung,
nmer verwirrter und lauter, die hohe Göttin um-
auſchte, bis dieſe die Geduld verlor, und in
nem Tone des entſetzlichſten Rieſenſchmerzes plötz-
ch aufſchrie: "Schweigt! ſchweigt! ich höre die
timme des theuren Prometheus, die höhnende
raft und die ſtumme Gewalt ſchmieden den Schuld-
ſen an den Marterfelſen, und all Euer Geſchwätz
nd Gezänke kann nicht ſeine Wunden kühlen und
ine Feſſeln zerbrechen!" So rief die Göttin,
nd Thränenbäche ſtürzten aus ihren Augen, die
anze Verſammlung heulte wie von Todesangſt er-
riſſen, die Decke des Saales krachte, die Bücher
umelten herab von ihren Brettern, vergebens
at der alte Münchhauſen aus ſeinem Rahmen
ervor, um Ruhe zu gebieten, es tobte und
reiſchte immer wilder, — und fort, aus dieſem drän-
enden Tollhauslärm rettete ich mich in den hiſto-
ſchen Saal, nach jener Gnadenſtelle, wo die hei-
gen Bilder des belvederiſchen Apoll's und der

mediceiſchen Venus neben einander ſtehen, und ich ſtürzte zu den Füßen der Schönheitsgöttin, in ihrem Anblick vergaß ich all das wüſte Treiben, dem ich entronnen, meine Augen tranken entzückt das Ebenmaß und die ewige Lieblichkeit ihres hochgebenedeiten Leibes, griechiſche Ruhe zog durch meine Seele, und über mein Haupt, wie himmliſchen Seegen, goß ſeine ſüßeſten Lyraklänge Phöbus Apollo.

Erwachend hörte ich noch immer ein freundliches Klingen. Die Heerden zogen auf die Weide und es läuteten ihre Glöckchen. Die liebe, goldene Sonne ſchien durch das Fenſter und beleuchtete die Schildereyen an den Wänden des Zimmers. Es waren Bilder aus dem Befreyungskriege, worauf treu dargeſtellt ſtand, wie wir alle Helden waren, dann auch Hinrichtungs-Scenen aus der Revolutionszeit, Ludwig XVI. auf der Guillotine, und ähnliche Kopfabſchneidereyen, die man gar nicht anſehen kann, ohne Gott zu danken, daß man ruhig im Bette liegt, und guten Kaffee trinkt und den Kopf noch ſo recht comfortabel auf den Schultern ſitzen hat. Auch hingen noch an der Wand Abeillard und Heloiſe, einige franzöſiſche Tugenden, nämlich leere Mädchengeſichter, worunter ſehr kalligraphiſch la prudence, la timidité, la pitié etc. geſchrieben war, und endlich eine Madonna, ſo ſchön, ſo lieblich, ſo hingebend fromm, daß ich das Original, das dem Maler dazu geſeſſen hat, aufſuchen und zu meinem Weibe machen möchte. Freylich, ſo bald ich mal mit dieſer Madonna verheirathet wäre, würde ich ſie bitten, allen fernern Umgang mit dem heiligen Geiſte aufzugeben, indem es mir gar nicht lieb ſeyn möchte, wenn mein Kopf, durch Vermittlung meiner Frau, einen Heiligenſchein, oder irgend eine andre Verzierung gewönne.

Nachdem ich Kaffee getrunken, mich angezogen, die Inſchriften auf den Fenſterſcheiben geleſen, und alles im Wirthshauſe berichtigt hatte, verließ ich Oſterode.

Dieſe Stadt hat ſo und ſo viel Häuſer, verſchiedene Einwohner, worunter auch mehrere Seelen, wie in Gottſchalk's "Taſchenbuch für Harzreiſende“ genauer nachzuleſen iſt. Ehe ich die Landſtraße einſchlug, beſtieg ich die Trümmer der uralten Oſteroder Burg. Sie beſtehen nur noch aus der Hälfte eines großen, dickmaurigen, wie von Krebsſchäden angefreſſenen Thurms. Der Weg nach Clausthal führte mich wieder bergauf, und von einer der erſten Höhen ſchaute ich nochmals hinab in das Thal, wo Oſterode mit ſeinen rothen Dächern aus den grünen Tannenwäldern hervor guckt, wie eine Moosroſe. Die Sonne gab eine gar liebe, kindliche Beleuchtung. Von der erhaltenen Thurmhälfte erblickt man hier die imponirende Rückſeite.

Es liegen noch viele andre Burgruinen in dieſer Gegend. Der Hardenberg bey Nörten iſt die ſchönſte. Wenn man auch, wie es ſich gebührt, das Herz auf der linken Seite hat, auf der liberalen, ſo kann man ſich doch nicht aller elegiſchen Gefühle erwehren, bey'm Anblick der Felſenneſter jener privilegirten Raubvögel, die auf ihre ſchwächliche Nachbrut bloß den ſtarken Appetit vererbten. Und ſo ging es auch mir dieſen Morgen. Mein

Gemüth war, je mehr ich mich von Göttingen entfernte, allmählig aufgethaut, wieder wie ſonſt wurde mir romantiſch zu Sinn, und wandernd dichtete ich folgendes Lied:

Steiget auf, Ihr alten Träume!
Oeffne dich, du Herzensthor!
Liederwonne, Wehmuthsthränen,
Strömen wunderbar hervor.

Durch die Tannen will ich ſchweifen,
Wo die muntre Quelle ſpringt,
Wo die ſtolzen Hirſche wandeln,
Wo die liebe Droſſel ſingt.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Auf die ſchroffen Felſenhöh'n,
Wo die grauen Schloßruinen
In dem Morgenlichte ſtehn.

Dorten ſetz' ich ſtill mich nieder
Und gedenke alter Zeit,
Alter blühender Geſchlechter
Und verſunk'ner Herrlichkeit.

Gras bedeckt jetzt den Turnierplatz,
Wo gekämpft der ſtolze Mann,
Der die Beſten überwunden
Und des Kampfes Preis gewann.

Ephen rankt an dem Balkone,
Wo die ſchöne Dame ſtand,
Die den ſtolzen Ueberwinder
Mit den Augen überwand.

Ach! den Sieger und die Sieg'rin
Hat beſiegt des Todes Hand. —
Jener dürre Senſenritter
Streckt uns Alle in den Sand!

Nachdem ich eine Strecke gegangen, traf ich zuſammen mit einem reiſenden Handwerksburſchen, der von Braunſchweig kam, und mir als ein dortiges Gerücht erzählte: der junge Herzog ſey auf dem Wege nach dem gelobten Lande von den Türken gefangen worden, und könne nur gegen ein großes Löſegeld frei kommen. Die große Reiſe des Herzogs mag dieſe Sage veranlaßt haben. Das

Volk hat noch immer den traditionell fabelhaften Ideengang, der ſich ſo lieblich ausſpricht in ſeinem “Herzog Ernſt.” Der Erzähler jener Neuigkeit war ein Schneidergeſell, ein niedlicher, kleiner junger Menſch, ſo dünn, daß die Sterne durchſchimmern konnten, wie durch Oſſian's Nebelgeiſter, und im Ganzen eine volksthümlich barocke Miſchung von Laune und Wehmuth. Dieſes äußerte ſich beſonders in der drollig rührenden Weiſe, womit er das wunderbare Volkslied ſang: “Ein Käfer auf dem Zaune ſaß, ſumm, ſumm!” Das iſt ſchön bey uns Deutſchen; Keiner iſt ſo verrückt, daß er nicht einen noch Verrückteren fände, der ihn verſteht. Nur ein Deutſcher kann jenes Lied nachempfinden, und ſich dabey todtlachen und todtweinen. Wie tief das Goetheſche Wort in's Leben des Volks gedrungen, bemerkte ich auch hier. Mein dünner Weggenoſſe trillerte ebenfalls zuweilen vor ſich hin: “Leidvoll und freudvoll, Gedanken ſind frei!” Solche Corruption des Textes iſt bey'm Volke etwas Gewöhnliches. Er ſang auch ein Lied, wo

“Lottchen bey dem Grabe ihres Werthers” trauert. Der Schneider zerfloß vor Sentimentalität bey den Worten: “Einſam wein' ich an der Roſenquelle, wo uns oft der ſpäte Mond belauſcht! Jammernd irr' ich an der Silberquelle, die uns lieblich Wonne zugerauſcht.” Aber bald darauf ging er in Muthwillen über, und erzählte mir: “Wir haben einen Preußen in der Herberge zu Caſſel, der eben ſolche Lieder ſelbſt macht; er kann keinen ſeligen Stich nähen; hat er einen Groſchen in der Taſche, ſo hat er für zwey Groſchen Durſt, und wenn er im Thran iſt, hält er den Himmel für ein blaues Camiſol, und weint wie eine Dachtraufe, und ſingt ein Lied mit der doppelten Poeſie!” Von letzterem Ausdruck wünſchte ich eine Erklärung, aber mein Schneiderlein, mit ſeinen Ziegenhainer Beinchen, hüpfte hin und her und rief beſtändig: “Die doppelte Poeſie iſt die doppelte Poeſie!” Endlich brachte ich es heraus, daß er doppelt gereimte Gedichte, namentlich Stanzen, im Sinne hatte. — Unterdeß, durch die große Bewegung und durch den contrairen Wind, war der Ritter von der Nadel ſehr müde geworden. Er machte freilich noch einige große Anſtalten zum Gehen und bramarbaſirte: “Jetzt will ich den Weg zwiſchen die Beine nehmen!” Doch bald klagte er, daß er ſich Blaſen unter die Füße gegangen, und die Welt viel zu weitläuftig ſey; und endlich, bey einem Baumſtamme, ließ er ſich ſachte niederſinken, bewegte ſein zartes Häuptlein wie ein betrübtes Lämmerſchwänzchen, und wehmüthig lächelnd rief er: “Da bin ich armes Schindluderchen ſchon wieder marode!”

Die Berge wurden hier noch ſteiler, die Tannenwälder wogten unten wie ein grünes Meer, und am blauen Himmel oben ſchifften die weißen Wolken. Die Wildheit der Gegend war durch ihre Einheit und Einfachheit gleichſam gezähmt. Wie ein guter Dichter liebt die Natur keine ſchroffen Uebergänge. Die Wolken, ſo bizarr geſtaltet ſie auch zuweilen erſcheinen, tragen ein weißes, oder doch ein mildes, mit dem blauen Himmel und der grünen Erde harmoniſch correſpondirendes Colorit, ſo daß alle Farben einer Gegend wie leiſe Muſik ineinander ſchmelzen, und jeder Natur=Anblick krampfſtillend und gemüthberuhigend wirkt. — Der ſelige Hoffmann würde die Wolken buntſcheckig bemalt haben. — Eben wie ein großer Dichter weiß die Natur auch mit den wenigſten Mitteln die größten Effekte hervor zu bringen. Da ſind nur eine Sonne, Bäume, Blumen, Waſſer und Liebe. Freilich, fehlt letztere im Herzen des Beſchauers, ſo mag das Ganze wohl einen ſchlechten Anblick gewähren, und die Sonne hat dann blos ſo und ſo viel Meilen im Durchmeſſer, und die Bäume ſind gut zum Einheizen, und die Blumen werden nach den Staubfäden claſſifizirt, und das Waſſer iſt naß. — **! —

Ein kleiner Junge, der für ſeinen kranken Oheim im Walde Reiſig ſuchte, zeigte mir das Dorf Lerrbach, deſſen kleine Hütten, mit grauen Dächern, ſich über eine halbe Stunde durch das Thal hinziehen. "Dort," ſagte er, "wohnen dumme Kropf=Leute und weiße

Mohren." — mit letzterem Namen werden die Albinos vom Volke benannt. Der kleine Junge ſtand mit den Bäumen in gar eigenem Einverſtändniß; er grüßte ſie wie gute Bekannte, und ſie ſchienen rauſchend ſeinen Gruß zu erwiedern. Er pfiff wie ein Zeiſig, ringsum antworteten zwitſchernd die andern Vögel, und ehe ich mich deſſen verſah, war er mit ſeinen nackten Füßchen und ſeinem Bündel Reiſig in's Walddickigt fortgeſprungen. Die Kinder, dacht' ich, ſind jünger als wir, können ſich noch erinnern, wie ſie ebenfalls Bäume oder Vögel waren, und ſind alſo noch im Stande, dieſelben zu verſtehen; unſereins aber iſt ſchon alt und hat zu viel Sorgen, Jurisprudenz und ſchlechte Verſe im Kopf. Jene Zeit, wo es anders war, trat mir bey meinem Eintritt in Clausthal wieder recht lebhaft in's Gedächtniß. In dieſes nette Bergſtädtchen, welches man nicht früher erblickt, als bis man davor ſteht, gelangte ich, als eben die Glocke zwölf ſchlug und die Kinder jubelnd aus der Schule kamen. Die lieben Knaben, faſt alle rothbäckig, blauäugig und flachshaarig, jubelten und jauchzten, und weckten in mir die wehmüthig heitere Erinnerung, wie ich einſt ſelbſt, als ein kleines Bübchen, in einer dumpfkatholiſchen Kloſterſchule zu Düſſeldorf den ganzen lieben Vormittag von der hölzernen Bank nicht aufſtehen durfte, und ſo viel Latein, Prügel und Geographie ausſtehen mußte, und dann ebenfalls unmäßig jauchzte und jubelte, wenn die alte Franziskanerglocke endlich zwölf ſchlug. Die Kinder ſahen an meinem Ranzen, daß ich ein Fremder ſey, und grüßten mich recht gaſtfreundlich. Einer der Knaben erzählte mir, ſie hätten eben Religions-Unterricht gehabt, und er zeigte mir den Königl. Hannöv. Katechismus, nach welchem man ihnen das Chriſtenthum abfragt. Dieſes Büchlein war ſehr ſchlecht gedruckt, und ich fürchte, die Glaubenslehren machen dadurch ſchon gleich einen unerfreulichen Eindruck auf die Gemüther der Kinder; wie es mir denn auch erſchrecklich mißfiel, daß das Ein-mal-Eins, welches doch mit der heiligen Dreyheitslehre bedenklich collidirt, im Catechismus ſelbſt, und zwar auf dem letzten Blatte deſſelben, abgedruckt iſt, und die Kinder dadurch ſchon frühzeitig zu ſündhaften Zweifeln verleitet werden können. Da ſind wir im Preußiſchen viel klüger, und bey unſerem Eifer zur Bekehrung jener Leute, die ſich ſo gut auf's Rechnen verſtehen, hüten wir uns wohl, das Ein=mal=Eins hinter den Katechismus abdrucken zu laſſen.

In der "Krone" zu Clausthal hielt ich Mittag. Ich bekam frühlingsgrüne Peterſilienſuppe, veilchenblauen Kohl, einen Kalbsbraten, groß wie der Chimboraſſo in Miniatur, ſo wie auch eine Art geräucherter Heringe, die Bückinge heißen, nach dem Namen ihres Erfinders, Wilhelm Bücking, der 1447 geſtorben, und um jener Erfindung willen von Carl V. ſo verehrt wurde, daß derſelbe anno 1556 von Middelburg nach Bievlied in Seeland reiſte, bloß um dort das Grab dieſes großen Mannes zu ſehen. Wie herrlich ſchmeckt doch ſolch ein Gericht, wenn man die hiſtoriſchen Notizen dazu weiß und es ſelbſt verzehrt! Nur der Kaffee nach Tiſche wurde mir verleidet, indem ſich ein junger Menſch diskurſirend zu mir ſetzte und ſo entſetzlich ſchwadronirte, daß mir die Milch auf dem Tiſche ſauer wurde. Es war ein junger Handlungsbefliſſener mit fünf und zwanzig bunten Weſten und eben ſo viel goldenen Petſchaften, Ringen, Bruſtnadeln u. ſ. w. Er ſah aus wie ein Affe, der eine rothe Jacke angezogen hat und nun zu ſich ſelber ſagt: Kleider machen Leute. Eine ganze Menge Charaden wußte er auswendig, ſo wie auch Anecdoten, die er immer da anbrachte, wo ſie am wenigſten paßten. Er fragte mich, was es in Göttingen Neues gäbe, und ich erzählte ihm: daß vor meiner Abreiſe von dort ein Decret des academiſchen Senats erſchienen, worin bey drey Thaler Strafe verboten wird, den Hunden die Schwänze abzuſchneiden, indem die tollen Hunde in den Hundstagen die Schwänze zwiſchen den Beinen tragen, und man ſie dadurch von den Nicht-Tollen unterſcheidet, was doch nicht geſchehen könnte, wenn ſie gar keine

Schwänze haben. — Nach Tiſche machte ich mich auf den Weg, die Gruben, die Silberhütten und die Münze zu beſuchen.

In den Silberhütten habe ich, wie oft im Leben, den Silberblick verfehlt. In der Münze traf ich es ſchon beſſer, und konnte zuſehen, wie das Geld gemacht wird. Freylich, weiter hab' ich es auch nie bringen können. Ich hatte bey ſolcher Gelegenheit immer das Zuſehen, und ich glaube, wenn mal die Thaler vom Himmel herunter regneten, ſo bekäme ich davon nur Löcher in den Kopf, während die Kinder Iſrael die ſilberne Manna mit luſtigem Muthe einſammeln würden. Mit einem Gefühle, worin gar komiſch Ehrfurcht und Rührung gemiſcht waren, betrachtete ich die neugebornen, blanken Thaler, nahm einen, der eben vom Prägſtocke kam, in die Hand, und ſprach zu ihm: junger Thaler! welche Schickſale erwarten dich! wie viel Gutes und wie viel Böſes wirſt du ſtiften! wie wirſt du das Laſter beſchützen und die Tugend flicken, wie wirſt du geliebt und dann wieder verwünſcht werden! wie wirſt du ſchweigen, kuppeln, lügen und morden helfen! wie wirſt du raſtlos umherirren, durch reine und ſchmutzige Hände, jahrhundertelang, bis du endlich, ſchuldbeladen und ſündenmüd, verſammelt wirſt zu den Deinigen im Schooße Abrahams, der dich einſchmelzt und läutert und umbildet zu einem neuen beſſeren Seyn, vielleicht gar zu einem unſchuldigen Theelöffelchen, womit einſt mein eignes Ur-Urenkelchen ſein liebes Dreyſüppchen zurechtmatſcht.

Das Befahren der zwey vorzüglichſten Clausthaler Gruben, der "Dorothea" und "Carolina," fand ich ſehr intereſſant und ich muß ausführlich davon erzählen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwey großen ſchwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Dieſe tragen dunkle, gewöhnlich ſtahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hoſen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgekappter Kegel. In eine ſolche Tracht, bloß ohne Hinterleder, wird der Beſuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er ſein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Oeffnung, die wie ein Kaminfegeloch ausſieht, ſteigt bis an die Bruſt hinab, giebt Regeln, wie man ſich an den Leitern feſt zu halten habe, und bittet angſtlos zu folgen. Die Sache ſelbſt iſt nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergwerksweſen verſteht. Es giebt ſchon eine eigene Empfindung, daß man ſich ausziehen und die dunkle Delinquenten-Tracht anziehen muß. Und nun ſoll man auf allen Vieren hinab klettern, und das dunkle Loch iſt ſo dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter ſeyn mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige, in die ſchwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter iſt, ſondern daß es mehrere von funfzehn bis zwanzig Sproſſen ſind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man ſtehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerſt in die Carolina geſtiegen. Das iſt die ſchmutzigſte und unerfreulichſte Carolina, die ich je kennen gelernt habe. Die Leiterſproſſen ſind kothignaß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieſer betheuert immer: es ſey gar nicht gefährlich, nur müſſe man ſich mit den Händen feſt an den Sproſſen halten, und nicht nach den Füßen ſehen, und nicht ſchwindlich werden, und nur bey Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das ſchnurrende Tonnenſeil heraufgeht, und wo, vor vierzehn Tagen, ein unvorſichtiger Menſch hinunter geſtürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten iſt ein verworrenes Rauſchen und Summen, man ſtößt beſtändig an Balken und Seile, die in Bewegung ſind, um die Tonnen mit geklopften Erzen, oder das hervorgeſinterte Waſſer, herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachſen ſieht, und wo der einſame Bergmann den ganzen Tag ſitzt und mühſam mit dem Hammer die Erzſtücke aus der Wand heraus klopft. Bis in die unterſte Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, ſchon hören kann, wie die Leute in Amerika "Hurrah Lafayette!" ſchreien, bin ich nicht gekommen; unter uns geſagt, dort, bis wohin ich kam, ſchien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Brauſen und Sauſen, unheimliche Maſchinen-Bewegung, unterirdiſches Quellen-Gerieſel, von allen Seiten herabtriefendes Waſſer, qualmig aufſteigende Erddünſte, und das Grubenlicht immer bleicher hinein flimmernd in die einſame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Athmen wurde mir ſchwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitſchrigen Leiterſproſſen. Ich habe keinen Anflug von ſogenannter Angſt empfunden, aber, ſeltſam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahr, ungefähr um dieſelbe Zeit, einen Sturm auf der Nord-See erlebte, und ich meinte jetzt, es ſey doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und her ſchaukelt, die Winde ihre Trompeter-Stückchen losblaſen, zwiſchen drein der luſtige Matroſen-Lärmen erſchallt, und Alles friſch überſchauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft ſchnappend ſtieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen ſchmalen, ſehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier iſt es luſtiger und friſcher, und die Leitern ſind reiner, aber auch länger und ſteiler als in der Carolina. Hier wurde mir auch beſſer zu Muthe, beſonders da ich wieder Spuren lebendiger Menſchen gewahrte. In der Tiefe zeigten ſich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählig in die Höhe, mit dem Gruße "Glückauf!" und mit demſelben Wiedergruße von unſerer Seite ſtiegen ſie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthſelhafte Erinnerung, trafen mich, mit ihren tiefſinnig klaren Blicken, die ernſtfrommen, etwas blaſſen, und vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Geſichter dieſer, theils jungen, theils alten Männer, die in ihren dunkeln, einſamen Bergſchachten den ganzen Tag gearbeitet hatten, und ſich jetzt hinauf ſehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone ſelbſt war eine kreuzehrliche, pudeldeutſche Natur. Mit innerer Freudigkeit zeigte er mir jene Stolle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit ſeinem ganzen Gefolge geſpeiſt hat, und wo noch der lange hölzerne Speiſetiſch ſteht, ſo wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog geſeſſen. Dieſer bleibe zum ewigen Andenken ſtehen, ſagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er: wie viele Feſtlichkeiten damals ſtatt gefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert geweſen, wie ein Bergknappe die Zitter geſpielt und geſungen, wie der vergnügte liebe, dicke Herzog ſehr viele Geſundheiten ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute, und er ſelbſt ganz beſonders, ſich gern würden todſchlagen laſſen für den lieben, dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich ſehe, wie ſich dieſes Gefühl der Unterthanstreue in ſeinen einfachen Naturlauten ausſpricht. Es iſt ein ſo ſchönes Gefühl! Und es iſt ein ſo wahrhaft deutſches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter ſeyn, und witziger und ergötzlicher, aber keines iſt ſo treu, wie das treue deutſche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue ſo alt iſt, wie die Welt, ſo würde ich glauben, ein deutſches Herz habe ſie erfunden. Deutſche Treue! ſie iſt keine moderne Adreſſen-Floskel. An Euren Höfen, Ihr deutſchen Fürſten, ſollte man ſingen und wieder ſingen das Lied vom getreuen Eckart und vom böſen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten laſſen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueſte Volk, und Ihr irrt, wenn Ihr glaubt: der alte, verſtändige, treue Hund ſey plötzlich toll geworden, und ſchnappe nach Euren geheiligten Waden."

Wie die deutſche Treue hatte uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Geflacker, ſtill und ſicher geleitet durch das Labyrinth der Schachten und Stollen; wir ſtiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht ſtrahlt' — Glück auf!

Die meiſten Berg-Arbeiter wohnen in Clausthal und in dem damit verbundenen Bergſtädtchen Zellerfeld. Ich beſuchte mehrere dieſer wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die ſie mit der Zitter, ihrem Lieblings-Inſtumente, gar hübſch begleiten, ließ mir alte Bergmährchen von ihnen erzählen, und auch die Gebete herſagen, die ſie in Gemeinſchaft zu halten pflegen, ehe ſie in den dunkeln Schacht hinunter ſteigen, und manches gute Gebet habe ich mit gebetet. Ein alter Steiger meinte ſogar, ich ſollte bey ihnen bleiben und Bergmann werden; und als ich dennoch Abſchied nahm, gab er mir einen Auftrag an ſeinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küſſe für ſeine liebe Nichte.

So ſtillſtehend ruhig auch das Leben dieſer Leute erſcheint, ſo iſt es dennoch ein wahrhaftes, lebendiges Leben. Die ſteinalte, zitternde Frau, die, dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen ſaß, mag dort ſchon ein Viertel-Jahrhundert lang geſeſſen haben, und ihr Denken und Fühlen iſt gewiß innig verwachſen mit allen Ecken dieſes Ofens und allen Schnitzeleien dieſes Schrankes. Und Schrank und Ofen leben, denn ein Menſch hat ihnen einen Theil ſeiner Seele eingeflößt.

Nur durch ſolch tiefes Anſchauungsleben, durch die "Unmittelbarkeit" entſtand die deutſche Mährchen-Fabel, deren Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß nicht nur die Thiere und Pflanzen, ſondern auch ganz leblos ſcheinende Gegenſtände ſprechen und handeln. Sinnigem, harmloſen Volke, in der ſtillen, umfriedeten Heimlichkeit ſeiner niedern Berg- oder Waldhütten offenbarte ſich das innere Leben ſolcher Gegenſtände, dieſe gewannen einen nothwendigen, conſequenten Charakter, eine ſüße Miſchung von phantaſtiſcher Laune und rein menſchlicher Geſinnung; und ſo ſehen wir im Mährchen, wunderbar und doch als wenn es ſich von ſelbſt verſtände: Nähnadel und Stecknadel kommen von der Schneider-Herberge und verirren ſich im Dunkeln; Strohhalm und Kohle wollen über den Bach ſetzen und verunglücken; Schippe und Beſen ſtehen auf der Treppe und zanken und ſchmeißen ſich; der befragte Spiegel zeigt das Bild der ſchönſten Frau; ſogar die Blutstropfen fangen an zu ſprechen, bange, dunkle Worte des beſorglichſten Mitleids. — Aus demſelben Grunde iſt unſer Leben in der Kindheit ſo unendlich bedeutend, in jener Zeit iſt uns Alles gleich wichtig, wir hören Alles, wir ſehen Alles, bey allen Eindrücken iſt Gleichmäßigkeit, ſtatt daß wir ſpäterhin abſichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausſchließlicher beſchäftigen, das klare Gold der Anſchauung für das Papiergeld der Bücher-Definitionen mühſam einwechſeln, und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren. Jetzt ſind wir ausgewachſene, vornehme Leute; wir beziehen oft neue Wohnungen, die Magd räumt täglich auf, und verändert nach Gutdünken die Stellung der Möbeln, die uns wenig intereſſiren, da ſie entweder neu ſind, oder heute dem

Hans, morgen dem Iſaak gehören; ſelbſt unſere Kleider bleiben uns fremd, wir wiſſen kaum, wie viel Knöpfe an dem Rocke ſitzen, den wir eben jetzt auf dem Leibe tragen; wir wechſeln ja ſo oft als möglich mit Kleidungsſtücken, keines derſelben bleibt im Zuſammenhange mit unſerer inneren und äußeren Geſchichte; — kaum vermögen wir uns zu erinnern, wie jene braune Weſte ausſah, die uns einſt ſo viel Gelächter zugezogen hat, und auf deren breiten Streifen dennoch die liebe Hand der Geliebten ſo lieblich ruhte!

Die alte Frau, dem großen Schrank gegenüber, hinter'm Ofen, trug einen geblümten Rock von verſchollenem Zeuge, das Brautkleid ihrer ſeligen Mutter. Ihr Urenkel, ein als Bergmann gekleideter, blonder, blitzäugiger Knabe, ſaß zu ihren Füßen und zählte die Blumen ihres Rockes, und ſie mag ihm von dieſem Rocke wohl ſchon viele Geſchichten erzählt haben, viele ernſthafte, hübſche Geſchichten, die der Junge gewiß nicht ſo bald vergißt, die ihm noch oft vorſchweben werden, wenn er bald, als ein erwachſener Mann, in den nächtlichen Stollen der Carolina einſam arbeitet, und die er vielleicht wieder erzählt, wenn die liebe Großmutter längſt todt iſt, und er ſelber, ein ſilberhaariger, erloſchener Greis, im Kreiſe ſeiner Enkel ſitzt, dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen.

Ich blieb die Nacht ebenfalls in der Krone, wo unterdeſſen auch der Hofrath B. aus Göttingen angekommen war. Ich hatte das Vergnügen, dem alten Herrn meine Aufwartung zu machen; er gedachte ebenfalls den andern Tag nach Goslar zu reiſen. Als ich mich in's Fremdenbuch einſchrieb und im Monat Juli blätterte, fand ich auch den vieltheuern Namen Adalbert von Chamiſſo, den Biographen des unſterblichen Schlemiehl. Der Wirth erzählte mir: dieſer Herr ſey in einem unbeſchreibbar ſchlechten Wetter angekommen, und in einem eben ſo ſchlechten Wetter wieder abgereiſt.

Den andern Morgen mußte ich meinen Ranzen nochmals erleichtern, das eingepackte Paar Stieſel warf ich über Bord, und ich hob auf meine Füße und ging nach Goslar. Ich kam dahin, ohne zu wiſſen wie. Nur ſo viel kann ich mich erinnern: ich ſchlenderte wieder bergauf, bergab, ſchaute hinunter in manches hübſche Wieſenthal; ſilberne Waſſer brauſten, ſüße Waldvögel zwitſcherten, die Heerdenglöckchen läuteten, die mannigfaltig grünen Bäume wurden von der lieben Sonne goldig angeſtrahlt, und oben war die blauſeidene Decke des Himmels ſo durchſichtig, daß man tief hinein ſchauen konnte, bis in's Allerheiligſte, wo die Engel zu den Füßen Gottes ſitzen, und in den Zügen ſeines Antlitzes den Generalbaß ſtudieren. Ich aber lebte noch in dem Traum der vorigen Nacht, den ich nicht aus meiner Seele verſcheuchen konnte. Es war das alte Mährchen, wie ein Ritter hinab ſteigt in einen tiefen Brunnen, wo unten die ſchönſte Prinzeſſin zu einem ſtarren Zauberſchlafe verwünſcht iſt. Ich ſelbſt war der Ritter, und der Brunnen die dunkle Clausthaler Grube, und plötzlich erſchienen viele Lichter, aus allen Seitenlöchern ſtürzten die wachſamen Zwerglein, ſchnitten zornige Geſichter, hieben nach mir mit ihren kurzen Schwerdtern, blieſen gellend in's Horn, daß immer mehr und mehre herzu eilten, und es wackelten entſetzlich ihre breiten Häupter. Wie ich darauf zuſchlug und das Blut heraus floß, merkte ich erſt, daß es die rothblühenden, langbärtigen Diſtelköpfe waren, die ich den Tag vorher an der Landſtraße mit dem Stocke abgeſchlagen hatte. Da waren ſie auch gleich alle verſcheucht, und ich gelangte in einen hellen Prachtſaal; in der Mitte ſtand, weiß verſchleiert, und wie eine Bildſäule ſtarr und regungslos, die Herzgeliebte, und ich küßte ihren Mund, und, bey'm lebendigen Gott! ich fühlte den beſeligenden Hauch ihrer Seele und das ſüße Beben der lieblichen Lippen. Es war mir, als hörte ich, wie Gott rief: "Es werde Licht!" blendend ſchoß herab ein Strahl des ewigen Lichts; aber in demſelben Augenblick wurde es wieder Nacht, und Alles rann chaotiſch zuſammen in ein wildes, wüſtes Meer. Ein wildes, wüſtes Meer! über das gährende Waſſer jagten ängſtlich die Geſpenſter der Verſtorbenen, ihre weißen Todtenhemde flatterten im Winde, hinter ihnen her, hetzend, mit klatſchender Peitſche, lief ein buntſcheckiger Harlequin, und dieſer war ich ſelbſt — und plötzlich, aus den dunkeln Wellen, reckten die Meerungethüme ihre mißgeſtalteten Häupter, und langten nach mir mit ausgebreiteten Krallen, und vor Entſetzen erwacht' ich.

Wie doch zuweilen die allerſchönſten Mährchen verdorben werden! Eigentlich muß der Ritter, wenn er die ſchlafende Prinzeſſin gefunden hat, ein Stück aus ihrem koſtbaren Schleier heraus ſchneiden; und wenn durch ſeine Kühnheit ihr Zauberſchlaf gebrochen iſt, und ſie wieder in ihrem Pallaſt auf dem goldenen Stuhle ſitzt, muß der Ritter zu ihr treten und ſprechen: Meine allerſchönſte Prinzeſſin, kennſt du mich? Und dann antwortet ſie: Mein allertapferſter Ritter, ich kenne dich nicht. Und dieſer zeigt ihr alsdann das aus ihrem Schleyer heraus geſchnittene Stück, das juſt in

denſelben wieder hineinpaßt, und Beyde umarmen
ſich zärtlich, und die Trompeter blaſen, und die
Hochzeit wird gefeiert.

Es iſt wirklich ein eigenes Mißgeſchick, daß
neine Liebesträume ſelten ein ſo ſchönes Ende
ehmen.

Der Name Goslar klingt ſo erfreulich, und es
nüpfen ſich daran ſo viele uralte Kaiſer-Erin-
erungen, daß ich eine impoſante, ſtattliche Stadt
rwartete. Aber ſo geht es, wenn man die Be-
hmten in der Nähe beſieht! Ich fand ein Neſt
it meiſtens ſchmalen, labyrinthiſch krummen
traßen, allwo mittendurch ein kleines Waſſer,
hrſcheinlich die Goſe, fließt, verfallen und dum-
g, und ein Pflaſter, ſo holprig wie Berliner
rameter. Nur die Alterthümlichkeiten der Einfaſ-
g, nämlich Reſte von Mauern, Thürmen und Zin-
, geben der Stadt etwas Pikantes. Einer die-
Thürme, der Zwinger genannt, hat ſo dicke
uern, daß ganze Gemächer darin ausgehauen
. Der Platz vor der Stadt, wo der weitbe-

rühmte Schützenhof gehalten wird, iſt eine ſchöne große Wieſe, ringsum hohe Berge. Der Markt iſt klein, in der Mitte ſteht ein Springbrunnen, deſſen Waſſer ſich in ein großes Metallbecken ergießt. Bey Feuersbrünſten wird einige Mal daran geſchlagen; es giebt dann einen weitſchallenden Ton. Man weiß nichts vom Urſprunge dieſes Beckens. Einige ſagen, der Teufel habe es einſt, zur Nachtzeit, dort auf den Markt hingeſtellt. Damals wären die Leute noch dumm, und der Teufel war auch dumm, und ſie machten ſich wechſelſeitig Geſchenke.

Das Rathhaus zu Goslar iſt eine weißangeſtrichene Wachtſtube. Das daneben ſtehende Gildenhaus hat ſchon ein beſſeres Anſehen. Ungefähr von der Erde und vom Dach gleich weit entfernt ſtehen da die Standbilder deutſcher Kaiſer, räucherig ſchwarz und zum Theil vergoldet, in der einen Hand das Scepter, in der andern die Weltkugel; ſehen aus wie gebratene Univerſitäts-Pedelle. Einer dieſer Kaiſer hält ein Schwerdt, ſtatt des Scepters.

Ich konnte nicht errathen, was dieſer Unterſchied ſagen ſoll; und es hat doch gewiß ſeine Bedeutung, da die Deutſchen die merkwürdige Gewohnheit haben, daß ſie bey Allem, was ſie thun, ſich auch etwas denken.

In Gottſchalk's "Handbuch" hatte ich von dem
ralten Dom und von dem berühmten Kaiſerſtuhl
u Goslar viel geleſen. Als ich aber Beides be-
ehen wollte, ſagte man mir: der Dom ſey niedergeriſſen und der Kaiſerſtuhl nach Berlin gebracht
orden. So wird einſt der Wanderer nach Europa
ommen und vergebens nach Deutſchland fragen.
nſre lanzenkundigen Freunde werden es eingeſteckt
nd fortgeſchleppt haben, unter ihren hohen Sät-
ln. Wir leben in einer bedeutungſchweren Zeit;
uſendjährige Dome werden abgebrochen, und Kai-
ſtühle in die Rumpelkammer geworfen.

Einige Merkwürdigkeiten des ſeligen Doms ſind
t in der Stephanskirche aufgeſtellt. Glasmale-
en, die wunderſchön ſind, einige ſchlechte Ge-
lde, worunter auch ein Lucas Cranach ſeyn ſoll,

ferner ein hölzener Christus am Kreuz, und ein heidniſcher Opfer-Altar aus unbekanntem Metall; er hat die Geſtalt einer länglich viereckigen Lade, und wird von vier Caryatiden getragen, die, in gebückter Stellung, die Hände ſtützend über dem Kopfe halten, und unerfreulich häßliche Geſichter ſchneiden. Indeſſen noch unerfreulicher iſt das dabeiſtehende, ſchon erwähnte, große hölzerne Crucifix. Dieſer Chriſtuskopf, mit natürlichen Haaren und Dornen und blutbeſchmiertem Geſichte, zeigt freilich höchſt meiſterhaft das Hinſterben eines Menſchen, aber nicht eines gottgebornen Heilands. Nur das materielle Leiden iſt in dieſes Geſicht hinein geſchnitzelt, nicht die Poeſie des Schmerzes. Solch Bild gehört eher in einen anatomiſchen Lehrſaal, als in ein Gotteshaus. Die kunſterfahrene Frau Küſterin, die mich herum führte, zeigte mir noch, als ganz beſondere Rarität, ein vieleckiges, wohlgehobeltes, ſchwarzes, mit weißen Zahlen bedecktes Stück Holz, das ampelartig in der Mitte der Kirche hängt. O, wie glänzend zeigt ſich hier der

findungsgeiſt in der proteſtantiſchen Kirche! Denn,
r ſollte dies denken! die Zahlen auf beſagtem Stück
lze ſind die Pſalm-Nummern, welche gewöhnlich
Kreide auf einer ſchwarzen Tafel verzeichnet
rden, und auf den äſthetiſchen Sinn etwas nüch-
n wirken, aber jetzt, durch obige Erfindung, ſo-
zur Zierde der Kirche dienen, und die ſo
darin vermißten Raphaelſchen Bilder hinläng-
erſetzen. Solche Fortſchritte freuen mich un-
ich, da ich, der ich Proteſtant und zwar Luthe-
r bin, immer tief betrübt worden, wenn katho-
Gegner das leere, gottverlaſſene Anſehen pro-
ntiſcher Kirchen beſpötteln konnten.

Jch logirte in einem Gaſthofe nahe dem Markte,
nir das Mittageſſen noch beſſer geſchmeckt ha-
würde, hätte ſich nur nicht der Herr Wirth
ſeinem langen, überflüſſigen Geſichte und ſei-
angweiligen Fragen zu mir hin geſetzt; glück-
Weiſe ward ich bald erlöſt durch die Ankunft
andern Reiſenden, der dieſelben Fragen in der-
Ordnung aushalten mußte: quis? quid? ubi?

quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Dieſer Fremde war ein alter, müder, abgetragener Mann, der, wie aus ſeinen Reden hervorging, die ganze Welt durchwandert, beſonders lang auf Batavia gelebt, viel Geld erworben und wieder alles verloren hatte, und jetzt, nach dreyzigjähriger Abweſenheit nach Quedlinburg, ſeiner Vaterſtadt, zurückkehrte, — "denn" ſetzte er hinzu, "unſre Familie hat dort ihr Erbbegräbniß." Der Herr Wirth machte die ſehr aufgeklärte Bemerkung: daß es doch für die Seele gleichgültig ſey, wo unſer Leib begraben wird. "Haben Sie es ſchriftlich?" antwortete der Fremde, und dabey zogen ſich unheimlich ſchlaue Ringe um ſeine kümmerlichen Lippen und verblichenen Aeugelein. "Aber" ſetzte er ängſtlich begütigend hinzu, "ich will darum über fremde Gräber doch nichts böſes geſagt haben; — die Türken begraben ihre Todten noch weit ſchöner als wir, ihre Kirchhöfe ſind ordentlich Gärten, und da ſitzen ſie auf ihren weißen, beturbanten Grabſteinen, unter dem Schatten einer Zypreſſe, und ſtreichen ihre ernſthaften Bärte, und rauchen ruhig ihren türkiſchen Tabak, aus ihren langen türkiſchen Pfeifen; — und bey den Chineſen gar iſt es eine ordentliche Luſt zuzuſehen, wie ſie auf den Ruheſtätten ihrer Todten manierlich herumtänzeln, und beten, und Thee trinken, und die Geige ſpielen, und die geliebten Gräber gar hübſch zu verzieren wiſſen, mit allerley vergoldetem Lattenwerk, Porzelan-Figürchen, Fetzen von buntem Seidenzeug, künſtlichen Blumen, und farbigen Laternchen — Alles ſehr hübſch — wie weit hab' ich noch bis Quedlinburg?"

Der Kirchhof in Goslar hat mich nicht ſehr angeſprochen. Deſto mehr aber jenes wunderſchöne Lockenköpfchen, das bey meiner Ankunft in der Stadt aus einem etwas hohen Parterre-Fenſter lächelnd heraus ſchaute. Nach Tiſche ſuchte ich wieder das liebe Fenſter; aber jetzt ſtand dort nur ein Waſſerglas mit weißen Glockenblümchen. Ich kletterte hinauf, nahm die artigen Blümchen aus dem Glaſe, ſteckte ſie ruhig auf meine Mütze, und kümmerte mich wenig um die aufgeſperrten Mäuler, verſteinerten Naſen und Glotzaugen, womit die Leute auf der Straße, beſonders die alten Weiber, dieſem qualifizirten Diebſtahle zuſahen. Als ich eine Stunde ſpäter an demſelben Hauſe vorbey ging, ſtand die Holde am Fenſter, und wie ſie die Glockenblümchen auf meiner Mütze gewahrte, wurde ſie blutroth und ſtürzte zurück. Ich hatte jetzt das ſchöne Antlitz noch genauer geſehen; es war eine ſüße, durchſichtige Verkörperung von Sommer-Abendhauch, Mondſchein, Nachtigallenlaut und Roſenduft. — Später, als es ganz dunkel geworden, trat ſie vor die Thüre. Ich kam — ich näherte mich — ſie zieht ſich langſam zurück in den dunklen Hausflur — ich faſſe ſie bey der Hand und ſage: ich bin ein Liebhaber von ſchönen Blumen und Küſſen, und was man mir nicht freiwillig giebt, das ſtehle ich — und ich küßte ſie raſch — und wie ſie entfliehen will, flüſtere ich beſchwichtigend: morgen reiſ' ich fort und komme wohl nie wieder — und ich fühle den geheimen Wiederdruck der lieblichen Lippen und der kleinen Hände — und lachend eile ich von hinnen. Ja, ich muß lachen, wenn ich bedenke, daß ich unbewußt jene Zauberformel ausgeſprochen, wodurch unſere Roth- und Blauröcke, öfter als durch ihre ſchnurbärtige Liebenswürdigkeit, die Herzen der Frauen bezwingen: „Ich reiſe morgen fort, und komme wohl nie wieder!"

Mein Logis gewährte eine herrliche Ausſicht nach dem Rammesberg. Es war ein ſchöner Abend. Die Nacht jagte auf ihrem ſchwarzen Roſſe, und die langen Mähnen flatterten im Winde. Ich ſtand am Fenſter und betrachtete den Mond. Giebt es virklich einen Mann im Monde? Die Slaven agen, er heiße Clotar, und das Wachſen des Mon- es bewirke er durch Waſſer-Aufgießen. Als ich och klein war, hatte ich gehört: Der Mond ſey ine Frucht, die, wenn ſie reif geworden, vom lie- en Gott abgepflückt, und, zu den übrigen Voll- onden, in den großen Schrank gelegt werde, der n Ende der Welt ſteht, wo ſie mit Brettern zu- nagelt iſt. Als ich größer wurde, bemerkte ich, daß die Welt nicht ſo eng begränzt iſt, und daß der menſchliche Geiſt die hölzernen Schranken durchbrochen, und mit einem rieſigen Petri-Schlüſſel, mit der Idee der Unſterblichkeit, alle ſieben Himmel aufgeſchloſſen hat. Unſterblichkeit! ſchöner Gedanke! wer hat dich zuerſt erdacht? War es ein Nürnberger Spießbürger, der, mit weißer Nachtmütze auf dem Kopfe und weißer Tonpfeife im Maule, am lauen Sommerabend vor ſeiner Hausthüre ſaß, und recht behaglich meinte: es wäre doch hübſch, wenn er nun ſo immer fort, ohne daß ſein Pfeifchen und ſein Lebensathemchen ausgingen, in die liebe Ewigkeit hineinvegetiren könnte! Oder war es ein junger Liebender, der in den Armen ſeiner Geliebten jenen Unſterblichkeits-Gedanken dachte, und ihn dachte, weil er ihn fühlte, und weil er nichts anders fühlen und denken konnte! — Liebe! Unſterblichkeit! — in meiner Bruſt ward es plötzlich ſo heiß, daß ich glaubte, die Geographen hätten den Aequator verlegt, und er laufe jetzt grade durch mein Herz. Und aus meinem Herzen ergoſſen ſich

e Gefühle der Liebe, ergoſſen ſich ſehnſüchtig in
e weite Nacht. Die Blumen im Garten unter
einem Fenſter dufteten ſtärker. Düfte ſind die
efühle der Blumen, und wie das Menſchenherz,
der Nacht, wo es ſich einſam und unbelauſcht
aubt, ſtärker fühlt, ſo ſcheinen auch die Blumen,
nig verſchämt, erſt die umhüllende Dunkelheit zu
varten, um ſich gänzlich ihren Gefühlen hinzuge-
t, und ſie auszuhauchen in ſüßen Düften. —
gießt Euch, Ihr Düfte meines Herzens! und
ht hinter jenen Bergen die Geliebte meiner
äume! Sie liegt jetzt ſchon und ſchläft; zu
en Füßen knieen Engel, und wenn ſie im Schlafe
helt, ſo iſt es ein Gebet, das die Engel nach-
en; in ihrer Bruſt liegt der Himmel mit allen
en Seligkeiten, und wenn ſie athmet, ſo bebt
n Herz in der Ferne; hinter den ſeidnen Wim-
n ihrer Augen iſt die Sonne untergegangen,
wenn ſie die Augen wieder aufſchlägt, ſo iſt
Tag, und die Vögel ſingen, und die Heerden-
kchen läuten, und die Berge ſchimmern in ihren

ſchmaragdnen Kleidern, und ich ſchnüre den Ranzen und wandre.

In dieſen philoſophiſchen Betrachtungen und Privatgefühlen überraſchte mich der Beſuch des Hofrath B., der kurz vorher ebenfalls nach Goslar gekommen war. Zu keiner Stunde hätte ich die wohlwollende Gemüthlichkeit dieſes Mannes tiefer empfinden können. Ich verehre ihn wegen ſeines ausgezeichneten, erfolgreichen Scharfſinns; noch mehr aber wegen ſeiner Beſcheidenheit. Ich fand ihn ungemein heiter, friſch und rüſtig. Daß er letzteres iſt, bewies er jüngſt durch ſein neues Werk: “Die Religion der Vernunft,” ein Buch, das die Rationaliſten ſo ſehr entzückt, die Myſtiker ärgert, und das große Publikum in Bewegung ſetzt. Ich ſelbſt bin zwar in dieſem Augenblick ein Myſtiker, meiner Geſundheit wegen, indem ich, nach der Vorſchrift meines Arztes, alle Anreizungen zum Denken vermeiden ſoll. Doch verkenne ich nicht den unſchätzbaren Werth der rationaliſtiſchen Bemühungen eines Paulus, Gurlitt, Krug, Eichhorn, Bouterwek, Wegſcheider, u. ſ. w. Zufällig iſt es mir ſelbſt höchſt erſprießlich, daß dieſe Leute ſo manches verjährte Uebel forträumen, beſonders den alten Kirchenſchutt, worunter ſo viele Schlangen und böſe Dünſte. Die Luft wird in Deutſchland zu dick und auch zu heiß, und oft fürchte ich zu erſticken, oder von meinen geliebten Mitmyſtikern, in ihrer Liebeshitze, erwürgt zu werden. Drum will ich auch den guten Rationaliſten nichts weniger als böſe ſeyn, wenn ſie die Luft etwas gar zu ſehr verdünnen und etwas gar zu ſehr abkühlen. Im Grunde hat ja die Natur ſelbſt dem Rationalismus ſeine Grenzen geſteckt; unter der Luftpumpe und am Nordpol kann der Menſch es nicht aushalten.

In jener Nacht, die ich in Goslar zubrachte, iſt mir etwas höchſt Seltſames begegnet. Noch immer kann ich nicht ohne Angſt daran zurück denken. Ich bin von Natur nicht ängſtlich, und Gott weiß, daß ich niemals eine ſonderliche Beklemmung empfunden habe, wenn z. B. eine blanke Klinge mit meiner Naſe Bekanntſchaft zu machen ſuchte, oder wenn ich mich des Nachts in einem verrufenen Walde verirrte, oder wenn mich im Conzert ein gähnender Lieutenant zu verſchlingen drohte — aber vor Geiſtern fürchte ich mich faſt ſo ſehr wie der Oeſtreichiſche Beobachter. Was iſt Furcht? Kommt ſie aus dem Verſtande oder aus dem Gemüth? Ueber dieſe Frage diſputirte ich ſo oft mit dem Doctor Saul Aſcher, wenn wir zu Berlin, im Café royal, wo ich lange Zeit meinen Mittagstiſch hatte, zufällig zuſammen trafen. Er behauptete immer: wir fürchten etwas, weil wir es durch Vernunftſchlüſſe für furchtbar erkennen. Nur die Vernunft ſey eine Kraft, nicht das Gemüth. Während ich gut aß und gut trank, demonſtrirte er mir fortwährend die Vorzüge der Vernunft. Gegen das Ende ſeiner Demonſtration pflegte er nach ſeiner Uhr zu ſehen, und immer ſchloß er damit: "Die Vernunft iſt das höchſte Prinzip!" — Vernunft! Wenn ich jetzt dieſes Wort höre, ſo ſehe ich noch immer den Doctor Saul Aſcher mit ſeinen abſtrakten Beinen, mit ſeinem engen, transcendentalgrauen Leibrock, und mit ſeinem ſchroffen, frierend kalten Geſichte, das einem Lehrbuche der Geometrie als Kupfertafel dienen konnte. Dieſer Mann, tief in den Funfzigern, war eine perſonifizirte grade Linie, und bildete dadurch einen Gegenſatz zu mir, der ich damals nur in der Hogarthſchen Wellenlinie lebte. In ſeinem Streben nach dem Poſitiven, hatte der arme Mann ſich alles Herrliche aus dem Leben heraus philoſophirt, alle Sonnenſtrahlen, allen Glauben und alle Blumen, und es blieb ihm nichts übrig, als das kalte, poſitive Grab. Auf den Apoll vom Belvedere und auf das Chriſtenthum hatte er eine ſpezielle Maliçe. Gegen letzteres ſchrieb er ſogar eine Broſchüre, worin er deſſen Unvernünftigkeit und Unhaltbarkeit bewies. Er hat überhaupt eine ganze Menge Bücher geſchieben, worin immer die Vernunft von ihrer eigenen Vortrefflichkeit renommirt, und wobey es der arme Doctor gewiß ernſthaft genug meinte, und alſo in dieſer Hinſicht alle Achtung verdiente. Darin aber beſtand ja eben der Hauptſpaß, daß er ein ſo ernſthaft närriſches Geſicht ſchnitt, wenn er dasjenige nicht begreifen konnte, was jedes Kind begreift, eben weil es ein Kind iſt. Einige Mal beſuchte ich auch den Vernunft-Doctor in ſeinem eigenen Hauſe, wo ich ſchöne Mädchen bey ihm fand; denn die Vernunft verbietet nicht die Sinnlichkeit. Als ich ihn einſt ebenfalls beſuchen wollte, ſagte mir ſein Bedienter: der Herr Doctor iſt eben geſtorben. Ich fühlte nicht viel mehr dabey, als wenn er geſagt hätte: der Herr Doctor iſt ausgezogen. —

Doch zurück nach Goslar. "Das höchſte Prinzip iſt die Vernunft!" ſagte ich beſchwichtigend zu mir ſelbſt, als ich in's Bett ſtieg. Indeſſen, es half nicht. Ich hatte eben in Varnhagen von Enſe's "deutſche Erzählungen," die ich von Clausthal mitgenommen hatte, jene entſetzliche Geſchichte geleſen, wie der Sohn, den ſein eigener Vater ermorden wollte, in der Nacht von dem Geiſte ſeiner todten Mutter gewarnt wird. Die wunderbare Darſtellung dieſer Geſchichte bewirkte, daß mich während des Leſens ein inneres Grauen durchfröſtelte. Auch erregen Geſpenſter-Erzählungen ein noch ſchauerlicheres Gefühl, wenn man ſie auf der Reiſe lieſt, und zumal des Nachts, in einer Stadt, in einem Hauſe, in einem Zimmer, wo man noch nie geweſen. Wie viel Gräßliches mag ſich ſchon zugetragen haben auf dieſem Flecke, wo du eben liegſt? ſo denkt man unwillkührlich. Ueberdies ſchien jetzt der Mond ſo zweideutig in's Zimmer herein, an der Wand bewegten ſich allerley unberufene Schatten, und als ich mich im Bette aufrichtete, um hin zu ſehen, erblickte ich —

Es giebt nichts Unheimlicheres, als wenn man, bey Mondſchein, das eigne Geſicht zufällig im Spiegel ſieht. In demſelben Augenblick ſchlug eine ſchwerfällige, gähnende Glocke, und zwar ſo lang und langſam, daß ich nach dem zwölften Glockenſchlage ſicher glaubte, es ſeyen unterdeſſen volle vier und zwanzig Stunden verfloſſen, und es müßte wieder von vorn anfangen zwölf zu ſchlagen. Zwiſchen dem vorletzten und letzten

Glockenſchlage ſchlug noch eine andere Uhr, ſehr raſch, faſt keifend gell, und vielleicht ärgerlich über die Langſamkeit ihrer Frau Gevatterin. Als beide eiſerne Zungen ſchwiegen, und tiefe Todesſtille im ganzen Hauſe herrſchte, war es mir plötzlich, als hörte ich auf dem Corridor, vor meinem Zimmer, etwas ſchlottern und ſchlappen, wie der unſichere Gang eines alten Mannes. Endlich öffnete ſich meine Thüre, und langſam trat herein der verſtorbene Doctor Saul Aſcher. Ein kaltes Fieber rieſelte mir durch Mark und Bein, ich zitterte wie Espenlaub, und kaum wagte ich das Geſpenſt anzuſehen. Er ſah aus wie ſonſt, derſelbe transcendentalgraue Leibrock, dieſelben abſtrakten Beine, und daſſelbe mathematiſche Geſicht; nur war dieſes jetzt etwas gelblicher als ſonſt, auch der Mund, der ſonſt zwei Winkel von 22½ Grad bildete, war zuſammengekniffen, und die Augenkreiſe hatten einen größeren Radius. Schwankend, und wie ſonſt ſich auf ſein ſpaniſches Röhrchen ſtützend, näherte er ſich mir, und in ſeinem gewöhnlichen mundfaulen Dialekte ſprach er freundlich: “Fürchten Sie ſich nicht, und glauben Sie nicht, daß ich ein Geſpenſt ſey. Es iſt Täuſchung Ihrer Phantaſie, wenn Sie mich als Geſpenſt zu ſehen glauben. Was iſt ein Geſpenſt? Geben Sie mir eine Definition? Deduziren Sie mir die Bedingungen der Möglichkeit eines Geſpenſtes? In welchem vernünftigen Zuſammenhange ſtände eine ſolche Erſcheinung mit der Vernunft? Die Vernunft, ich ſage die Vernunft —” Und nun ſchritt das Geſpenſt zu einer Analyſe der Vernunft, citirte Kant's “Kritik der reinen Vernunft” 2ten Theil, 1ſter Abſchnitt, 2tes Buch, 3tes Hauptſtück, die Unterſcheidung von Phänomena und Noumena, conſtruirte alsdann den problematiſchen Geſpenſterglauben, ſetzte einen Syllogismus auf den andern, und ſchloß mit dem logiſchen Beweiſe: daß es durchaus keine Geiſter giebt. Mir unterdeſſen lief der kalte Schweiß über den Rücken, meine Zähne klapperten wie Kaſtanietten, aus Seelenangſt nickte ich unbedingte Zuſtimmung bei jedem Satz, womit der ſpukende Doctor die Abſurdität aller Geſpenſterfurcht bewies, und derſelbe demonſtrirte ſo eifrig, daß er einmal in der Zerſtreuung, ſtatt ſeiner goldenen Uhr, eine Hand voll Würmer aus der Uhrtaſche zog, und ſeinen Irrthum bemerkend, mit poſſirlich ängſtlicher Haſtigkeit wieder einſteckte. "Die Vernunft iſt das höchſte —" da ſchlug die Glocke Eins und das Geſpenſt verſchwand.

Von Goslar ging ich den andern Morgen weiter, halb auf Gerathewohl, halb in der Abſicht, den Bruder des Clausthaler Bergmanns aufzuſuchen. Wieder ſchönes, liebes Sonntagswetter. Ich beſtieg Hügel und Berge, betrachtete wie die Sonne den Nebel zu verſcheuchen ſuchte, wanderte freudig durch die ſchauernden Wälder, und um mein träumendes Haupt klingelten die Glockenblümchen von Goslar. In ihren weißen Nachtmänteln ſtanden die Berge, die Tannen rüttelten ſich den Schlaf aus den Gliedern, der friſche Morgenwind friſirte ihnen die herabhängenden, grünen Haare, die Vöglein hielten Betſtunde, das Wieſenthal blitzte wie eine diamantenbeſäete Golddecke, und der Hirt ſchritt darüber hin mit ſeiner läutenden Heerde. Ich mochte mich wohl eigentlich verirrt haben. Man ſchlägt immer Seitenwege und Fußſteige ein, und glaubt dadurch näher zum Ziele zu gelangen. Wie im Leben überhaupt, geht's uns auch auf dem Harze. Aber es giebt immer gute Seelen, die uns wieder auf den rechten Weg bringen; ſie thun es gern, und finden noch obendrein ein beſonderes Vergnügen daran, wenn ſie uns mit ſelbſtgefälliger Miene und wohlwollend lauter Stimme bedeuten: welche große Umwege wir gemacht, in welche Abgründe und Sümpfe wir verſinken konnten, und welch ein Glück es ſey, daß wir ſo wegkundige Leute, wie ſie ſind, noch zeitig angetroffen. Einen ſolchen Berichtiger fand ich unweit der Harzburg. Es war ein wohlgenährter Bürger von Goslar, ein glänzend wampiges, dummkluges Geſicht; er ſah aus, als habe er die Viehſeuche erfunden. Wir gingen eine Strecke zuſammen, und er erzählte mir allerlei

Spukgeſchichten, die hübſch klingen konnten, wenn ſie nicht alle darauf hinaus liefen, daß es doch kein wirklicher Spuk geweſen, ſondern, daß die weiße Geſtalt ein Wilddieb war, und daß die wimmernden Stimmen von den eben geworfenen Jungen einer Bache (wilden Sau), und das Geräuſch auf dem Boden von der Hauskatze herrührte. Nur wenn der Menſch krank iſt, ſetzte er hinzu, glaubt er Geſpenſter zu ſehen; was aber ſeine Wenigkeit anbelange, ſo ſey er ſelten krank, nur zuweilen leide er an Hautübeln, und dann kurire er ſich jedesmal mit nüchternem Speichel. Er machte mich auch aufmerkſam auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Die Bäume ſind grün, weil grün gut für die Augen iſt. Ich gab ihm Recht, und fügte hinzu: daß Gott das Rindvieh erſchaffen, weil Fleiſchſuppen den Menſchen ſtärken, daß er die Eſel erſchaffen, damit ſie dem Menſchen zu Vergleichungen dienen können, und daß er den Menſchen ſelbſt erſchaffen, damit er Fleiſchſuppen eſſen und kein Eſel ſeyn ſoll. Mein Begleiter war entzückt, einen Gleichgeſtimmten gefunden zu haben, ſein Antlitz erglänzte noch freudiger, und bey dem Abſchiede war er gerührt.

So lange er neben mir ging, war gleichſam die ganze Natur entzaubert, ſobald er aber fort war fingen die Bäume wieder an zu ſprechen, und die Sonnenſtrahlen erklangen, und die Wieſenblümchen tanzten, und der blaue Himmel umarmte die grüne Erde. Ja, ich weiß es beſſer; Gott hat den Menſchen erſchaffen, damit er die Herrlichkeit der Welt bewundere. Jeder Autor, und ſey er noch ſo groß, wünſcht, daß ſein Werk gelobt werde. Und in der Bibel, den Memoiren Gottes, ſteht ausdrücklich: daß er die Menſchen erſchaffen zu ſeinem Ruhm und Preis.

Nach einem langen Hin- und Herwandern gelangte ich zu der Wohnung des Bruders meines Clausthaler Freundes, übernachtete alldort, und erlebte folgendes ſchöne Gedicht:

I.

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauſcht die grüne Tanne,
Und erglänzt der gold'ne Mond.

In der Hütte ſteht ein Lehnſtuhl,
Reich geſchnitzt und wunderlich,
Der darauf ſitzt, der iſt glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel ſitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schooß;
Aeuglein wie zwey blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurroſ'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schau'n mich an ſo himmelgroß,
Und ſie legt den Liljenfinger
Schalkhaft auf die Purpurroſ'.

Nein, es ſieht uns nicht die Mutter,
Denn ſie ſpinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater ſpielt die Zitter,
Und er ſingt die alte Weiſ'.

Und die Kleine flüſtert leiſe,
Leiſe, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimniß
Hat ſie mir ſchon anvertraut.

“Aber ſeit die Muhme todt iſt,
Können wir ja nicht mehr geh'n
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Und dort iſt es gar zu ſchön.

“Hier dagegen iſt es einſam,
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters ſind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee.

“Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den böſen Bergesgeiſtern,
Die des Nachts geſchäftig ſind.”

Plötzlich ſchweigt die liebe Kleine,
Wie vom eig'nen Wort erſchreckt,
Und ſie hat mit beyden Händchen
Ihre Aeugelein bedeckt.

Lauter rauſcht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad ſchnarrt und brummt,
Und die Zitter klingt dazwiſchen,
Und die alte Weiſe ſummt:

"Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der böſen Geiſter Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bey dir Wacht!"

II.

Tannenbaum, mit grünen Fingern,
Pocht an's nied're Fenſterlein,
Und der Mond, der gelbe Lauſcher,
Wirft ſein ſüßes Licht herein.

Vater, Mutter ſchnarchen leiſe
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir Beyde, ſelig ſchwatzend,
Halten uns einander wach.

"Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

"Jenes böſe, kalte Zucken,
Das erſchreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angſt beſchwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.

"Auch bezweifl' ich, daß du glaubeſt,
Was ſo rechter Glauben heißt,
Glaubſt wohl nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geiſt?" —

Ach, mein Kindchen, ſchon als Knabe,
Als ich ſaß auf Mutters Schooß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß;

Der die ſchöne Erd' erſchaffen,
Und die ſchönen Menſchen d'rauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen,
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich ſchon,
Und begriff, und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachſen,
Viel geleſen, viel gereiſt,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geiſt.

Dieſer that die größten Wunder,
Und viel größ're thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menſchen, gleichgeboren,
Sind ein adliches Geſchlecht.

Er verſcheucht die böſen Nebel,
Und das dunkle Hirngeſpinſt,
Das uns Lieb' und Luſt verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinzt.

Tauſend Ritter, wohlgewappnet,
Hat der heil'ge Geiſt erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat ſie muthbeſeelt.

Ihre theuern Schwerdter blitzen,
Ihre guten Banner weh'n!
Ey, du möchteſt wohl, mein Kindchen,
Solche ſtolze Ritter ſeh'n?

Nun, ſo ſchau' mich an, mein Kindchen,
Küſſe mich und ſchaue dreiſt;
Denn ich ſelber bin ein ſolcher
Ritter von dem heil'gen Geiſt.

III.

Still verſteckt der Mond ſich draußen
Hinter'm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unſre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in heller'm Licht,
Und es glühn die Purpurröslein,
Und das liebe Mädchen ſpricht:

"Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unſer Brod und Speck,
Abends liegt es noch im Kaſten,
Und des Morgens iſt es weg.

"Kleines Völkchen, unſre Sahne
Naſcht es von der Milch, und läßt
Unbedeckt die Schüſſel ſtehen,
Und die Katze ſäuft den Reſt.

"Und die Katz' iſt eine Hexe,
Denn ſie ſchleicht, bey Nacht und Sturm,
Drüben nach dem Geiſterberge,
Nach dem altverfall'nen Thurm.

"Dort hat einſt ein Schloß geſtanden,
Voller Luſt und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Frau'n und Knappen
Schwangen ſich im Fackeltanz.

"Da verwünſchte Schloß und Leute
Eine böſe Zauberin,
Nur die Trümmer blieben ſtehen,
Und die Eulen niſten d'rin.

"Doch die ſel'ge Muhme ſagte:
Wenn man ſpricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort;

"So verwandeln ſich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder luſtig
Ritter, Frau'n und Knappentroß;

„Und wer jenes Wort geſprochen,
Dem gehören Schloß und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit."

Alſo blühen Mährchenbilder
Aus des Mundes Röſelein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenſchein.

Ihre gold'nen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Giebt den Fingern hübſche Namen,
Lacht und küßt, und ſchweigt am End'.

Und im ſtillen Zimmer Alles
Blickt mich an ſo wohlvertraut;
Tiſch und Schrank, mir iſt als hätt' ich
Sie ſchon früher mal geſchaut.

Freundlich ernſthaft ſchwatzt die Wanduhr,
Und die Zitter, hörbar kaum,
Fängt von ſelber an zu klingen,
Und ich ſitze wie im Traum.

Jetzo iſt die rechte Stunde,
Und es iſt der rechte Ort;
Staunen würdeſt du, mein Kindchen,
Spräch' ich aus das rechte Wort.

Sprech' ich jenes Wort, ſo dämmert
Und erbebt die Mitternacht,
Bach und Tannen brauſen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitterklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es ſprießt, wie'n toller Frühling,
D'raus hervor ein Blumenwald;

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und haſtig regſam,
Wie gedrängt von Leidenſchaft.

Roſen, wild wie rothe Flammen,
Sprüh'n aus dem Gewühl hervor;
Lilien, wie kryſtall'ne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schau'n herab mit Sehnſuchtgluth;
In der Lilien Rieſenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir ſelber, ſüßes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern luſtig um uns her.

Du, du wurdeſt zur Prinzeſſin,
Dieſe Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Frau'n und Knappentroß.

Aber Ich, ich hab' erworben
Dich und Alles, Schloß und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen, wie Geſpenſter bey'm dritten Hahnenſchrey. Ich ſtieg wieder bergauf und bergab, und vor mir ſchwebte die ſchöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geiſt des Gebirges begünſtigte mich ganz offenbar: er wußte wohl, daß ſo ein Dichtermenſch viel Hübſches wiedererzählen kann, und er ließ mich dieſen Morgen ſeinen Harz ſehen, wie ihn gewiß nicht Jeder ſah. Aber auch mich ſah der Harz, wie mich nur Wenige geſehen; in meinen Augenwimpern flimmerten eben ſo koſtbare Perlen, wie in den Gräſern des Thals. Morgenthau der Liebe feuchtete meine Wangen, die rauſchenden Tannen verſtanden mich, ihre Zweige thaten ſich von einander, bewegten ſich herauf und herab, gleich ſtummen Menſchen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlornen Waldkirche. Man ſagt, das ſeyen die Heerdenglöckchen, die im Harz ſo lieblich, klar und rein geſtimmt ſind.

Nach dem Stand der Sonne war es Mittag, als ich auf eine ſolche Heerde ſtieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Menſch, ſagte mir: der große Berg, an deſſen Fuß ich ſtände, ſey der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Menſch einlud, mit ihm zu eſſen. Wir ſetzten uns nieder zu einem Dejeuner dinatoire, das aus Käſe und Brod beſtand; die Schäfchen erhaſchten die Krumen, die lieben, blanken Kühlein ſprangen um uns herum, und klingelten ſchelmiſch mit ihren Glöckchen, und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich; überhaupt ſchien mir mein Wirth ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König iſt, der mir Brod gegeben hat, ſo will ich ihn auch königlich beſingen.

König iſt der Hirtenknabe,
Grüner Hügel iſt ſein Thron,
Ueber ſeinem Haupt die Sonne
Iſt die ſchwere, gold'ne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Cavaliere ſind die Kälber,
Und ſie wandeln ſtolz geſpreizt.

Hofſchauſpieler ſind die Böcklein,
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermuſizi.

Und das klingt und ſingt ſo lieblich,
Und ſo lieblich rauſchen d'rein
Waſſerfall und Tannenbäume,
Und der König ſchlummert ein.

Unterdeſſen muß regieren
Der Miniſter, jener Hund,
Deſſen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
"Das Regieren iſt ſo ſchwer,
Ach, ich wollt', daß ich zu Hauſe
Schon bey meiner Kön'gin wär'!

Nach dem Stand der Sonne war es Mittag, als ich auf eine ſolche Heerde ſtieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Menſch, ſagte mir: der große Berg, an deſſen Fuß ich ſtände, ſey der alte, weitberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Menſch einlud, mit ihm zu eſſen. Wir ſetzten uns nieder zu einem Dejeuner dinatoire, das aus Käſe und Brod beſtand; die Schäfchen erhaſchten die Krumen, die lieben, blanken Kühlein ſprangen um uns herum, und klingelten ſchelmiſch mit ihren Glöckchen, und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich; überhaupt ſchien mir mein Wirth ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König iſt, der mir Brod gegeben hat, ſo will ich ihn auch königlich beſingen.

König iſt der Hirtenknabe,
Grüner Hügel iſt ſein Thron,
Ueber ſeinem Haupt die Sonne
Iſt die ſchwere, gold'ne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Cavaliere ſind die Kälber,
Und ſie wandeln ſtolz geſpreizt.

Hofſchauſpieler ſind die Böcklein,
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermuſizi.

Und das klingt und ſingt ſo lieblich,
Und ſo lieblich rauſchen d'rein
Waſſerfall und Tannenbäume,
Und der König ſchlummert ein.

Unterdeſſen muß regieren
Der Miniſter, jener Hund,
Deſſen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
"Das Regieren iſt ſo ſchwer,
Ach, ich wollt', daß ich zu Hauſe
Schon bey meiner Kön'gin wär'!

"In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt ſo weich,
Und in ihren lieben Augen
Liegt mein unermeßlich Reich!"

Wir nahmen freundſchaftlich Abſchied, und fröhlich ſtieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich, in jeder Hinſicht, Reſpekt habe. Dieſen Bäumen iſt nämlich das Wachſen nicht ſo ganz leicht gemacht worden, und ſie haben es ſich in der Jugend ſauer werden laſſen. Der Berg iſt hier mit vielen großen Granitblöcken überſäet, und die meiſten Bäume mußten mit ihren Wurzeln dieſe Steine umranken oder ſprengen, und mühſam den Boden ſuchen, woraus ſie Nahrung ſchöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichſam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf ſtehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erſt am Fuße derſelben den Boden erfaſſend, ſo daß ſie in der freien Luft zu wachſen ſcheinen. Und doch haben ſie ſich zu jener gewaltigen Höhe empor geſchwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zuſammengewachſen, ſtehen ſie feſter als ihre bequemen Collegen im zahmen Forſtboden des flachen Landes. So ſtehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Ueberwinden früher Hemmungen und Hinderniſſe ſich erſt recht geſtärkt und befeſtigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen und unter denſelben ſpazierten die gelben Hirſche. Wenn ich ſolch ein liebes, edles Thier ſehe, ſo kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten. Solch ein Thier war barmherziger als die Menſchen, und ſäugte en ſchmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genovefa.

Allerliebſt ſchoſſen die goldenen Sonnenlichter urch das dichte Tannengrün. Eine natürliche reppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall ſchwelnde Moosbänke; denn die Steine ſind fußhoch von den ſchönſten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolſtern, bewachſen. Liebliche Kühle und träumeriſches Quellengemurmel. Hier und da ſieht man, wie das Waſſer unter den Steinen ſilberhell hinrieſelt und die nackten Baumwurzeln und Faſern beſpült. Wenn man ſich nach dieſem Treiben hinab beugt, ſo belauſcht man gleichſam die geheime Bildungsgeſchichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten ſprudelt das Waſſer aus den Steinen und Wurzeln ſtärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt ſich gut ſitzen. Es murmelt und rauſcht ſo wunderbar, die Vögel ſingen abgebrochene Sehnſuchtslaute, die Bäume flüſtern wie mit tauſend Mädchen-Zungen, wie mit tauſend Mädchen-Augen ſchauen uns an die ſeltſamen Bergblumen, ſie ſtrecken nach uns aus die wunderſam breiten, drollig gezackten Blätter, ſpielend flimmern hin und her die luſtigen Sonnenſtrahlen, die ſinnigen Kräutlein erzählen ſich grüne Mährchen, es iſt Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erſcheint — ach, daß ſie ſo ſchnell wieder verſchwindet!

Je höher man den Berg hinauf ſteigt, deſto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, ſie ſcheinen immer mehr und mehr zuſammen zu ſchrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeer-Sträuche und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch ſchon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erſt recht ſichtbar; dieſe ſind oft von erſtaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle ſeyn, die ſich die böſen Geiſter einander zuwerfen in der Walpurgis-Nacht, wenn hier die Hexen auf Beſenſtielen und Miſtgabeln einhergeritten kommen, und die abentheuerlich verruchte Luſt beginnt, wie die glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu ſchauen iſt auf den hübſchen Fauſtbildern des Meiſter Retzſch. Ja, ein junger Dichter, der auf einer Reiſe von Berlin nach Göttingen in der erſten Mainacht am Brocken vorbey ritt, bemerkte ſogar, wie einige belletriſtiſche Damen auf einer Bergecke ihre äſthetiſche Thee-Geſellſchaft hielten, ſich gemüthlich die "Abendzeitung" vorlaſen, ihre poetiſchen Ziegenböckchen, die meckernd den Theetiſch umhüpften, als Univerſal-Genies prieſen, und über alle Erſcheinungen in der deutſchen Literatur ihr Endurtheil fällten; doch, als ſie auch auf den "Ratkliff" und "Almanſor" geriethen, und dem Verfaſſer alle Frömmigkeit und Chriſtlichkeit abſprachen, da ſträubte ſich das Haar des jungen Mannes, Entſetzen ergriff ihn — ich gab dem Pferde die Sporen und jagte vorüber.

In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens beſteigt, kann man ſich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberg-Geſchichten zu denken, und beſonders an die große, myſtiſche, deutſche National-Tragödie vom Doctor Fauſt. Mir war immer, als ob der Pferdefuß neben mir hinauf klettere, und Jemand humoriſtiſch Athem ſchöpfe. Und ich glaube, auch Mephiſto muß mit Mühe Athem holen, wenn er ſeinen Lieblingsberg erſteigt; es iſt ein äußerſt erſchöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langerſehnte Brockenhaus zu Geſicht bekam.

Dieſes Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt iſt, bloß aus einem Parterre beſteht, und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erſt 1800 vom Grafen Stollberg-Wernigerode erbaut, für deſſen Rechnung es auch, als Wirthshaus, verwaltet wird. Die Mauern ſind erſtaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter: das Dach iſt niedrig, in der Mitte deſſelben ſteht eine thurmartige Warte, und bei dem Hauſe liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine, in frühern Zeiten, den Brockenbeſuchern zum Obdach diente.

Der Eintritt in das Brockenhaus erregte bei mir eine etwas ungewöhnliche, mährchenhafte Empfindung. Man iſt nach einem langen, einſamen Umherſteigen durch Tannen und Klippen plötzlich in ein Wolkenhaus verſetzt; Städte, Berge und Wälder blieben unten liegen, und oben findet man eine wunderlich zuſammengeſetzte, fremde Geſellſchaft, von welcher man, wie es an dergleichen Orten natürlich iſt, faſt wie ein erwarteter Genoſſe, halb neugierig und halb gleichgültig, empfangen wird. Ich fand das Haus voller Gäſte, und wie es einem klugen Manne geziemt, dachte ich ſchon an die Nacht, an die Unbehaglichkeit eines Strohlagers; mit hinſterbender Stimme verlangte ich gleich Thee, und der Herr Brockenwirth war vernünftig genug einzuſehen, daß ich kranker Menſch für die Nacht ein ordentliches Bett haben müſſe. Dieſes verſchaffte er mir in einem engen Zimmerchen, wo ſchon ein junger Kaufmann, ein langes Brechpulver in einem braunen Oberrock, ſich etablirt hatte. In der Wirthsſtube fand ich lauter Leben und Bewegung. Studenten von verſchiedenen Univerſitäten. Die Einen ſind kurz vorher angekommen und reſtauriren ſich, Andere bereiten ſich zum Abmarſch, ſchnüren ihre Ranzen, ſchreiben ihre Namen in's Gedächtnißbuch, erhalten Brockenſträuße von den Hausmädchen; da wird in die Wangen gekniffen, geſungen, geſprungen, gejohlt, man fragt, man antwortet, gut Wetter, Fußweg, Proſit, Adieu. Einige der Abgehenden ſind auch etwas angeſoffen, und dieſe haben von der ſchönen Ausſicht einen doppelten Genuß, da ein Betrunkener Alles doppelt ſieht.

Nachdem ich mich etwas rekreirt, beſtieg ich die Thurmwarte, und fand daſelbſt einen kleinen Herrn mit zwey Damen, einer jungen und einer ältlichen. Die junge Dame war ſehr ſchön. Eine herrliche Geſtalt, auf dem lockigen Haupte ein helmartiger, ſchwarzer Atlashut, mit deſſen weißen Federn die Winde ſpielten, die ſchlanken Glieder von einem ſchwarzſeidenen Mantel ſo feſt umſchloſſen, daß die edlen Formen hervortraten, und das freie, große Auge ruhig hinabſchauend in die freie, große Welt.

Als ich noch ein Knabe war, dachte ich an nichts als an Zauber- und Wundergeſchichten, und jede ſchöne Dame, die Straußfedern auf dem Kopfe trug, hielt ich für eine Elfen-Königin, und jede ſchöne Dame, bey der ich bemerkte, daß die Schleppe ihres Kleides naß war, hielt ich für eine Waſſer-

Nixe. Jetzt denke ich anders, ſeit ich aus der Naturgeſchichte weiß, daß jene ſymboliſchen Federn von dem dümmſten Vogel herkommen, und daß die Schleppe eines Damenkleides auf ſehr natürliche Weiſe naß werden kann. Hätte ich mit jenen Knaben-Augen die erwähnte junge Schöne, in erwähnter Stellung, auf dem Brocken geſehen, ſo würde ich ſicher gedacht haben: das iſt die Fee des Berges, und ſie hat eben den Zauber ausgeſprochen, wodurch dort unten Alles ſo wunderbar erſcheint. Ja, in hohem Grade wunderbar erſcheint uns Alles bey'm erſten Hinabſchauen vom Brocken, alle Seiten unſeres Geiſtes empfangen neue Eindrücke, und dieſe, meiſtens verſchiedenartig, ſogar ſich widerſprechend, verbinden ſich in unſerer Seele zu einem großen, noch unentworrenen, unverſtandenen Gefühl. Gelingt es uns, dieſes Gefühl in ſeinem Begriffe zu erfaſſen, ſo erkennen wir den Charakter des Berges. Dieſer Charakter iſt ganz deutſch, ſowohl in Hinſicht ſeiner Fehler, als auch ſeiner Vorzüge. Der Brocken iſt ein Deutſcher. Mit deutſcher

Gründlichkeit zeigt er uns, klar und deutlich, wie ein Rieſen-Panorama, die vielen hundert Städte, Städtchen und Dörfer, die meiſtens nördlich liegen, und ringsrum alle Berge, Wälder, Flüſſe, Flächen, unendlich weit. Aber eben dadurch erſcheint Alles wie eine ſcharfgezeichnete, rein illuminirte Spezialkarte, nirgends wird das Auge durch eigentlich ſchöne Landſchaften erfreut; wie es immer geſchieht, daß wir deutſchen Compilatoren, wegen der ehrlichen Genauigkeit, womit wir Alles und Alles hingeben wollen, nie daran denken können, das Einzelne auf eine ſchöne Weiſe zu geben. Der Berg hat auch ſo etwas Deutſchruhiges, Verſtändiges, Tolerantes; eben weil er die Dinge ſo weit und klar überſchauen kann. Und wenn ſolch ein Berg ſeine Rieſen-Augen öffnet, mag er wohl noch etwas mehr ſehen, als wir Zwerge, die wir mit unſern blöden Aeuglein auf ihm herum klettern. Viele wollen zwar behaupten, der Brocken ſey ſehr philiſtröſe, und Claudius ſang: "Der Blocksberg iſt der lange Herr Philiſter!" Aber das iſt Irrthum.

Durch ſeinen Kahlkopf, den er zuweilen mit einer weißen Nebelkappe bedeckt, giebt er ſich zwar einen Anſtrich von Philiſtröſität; aber, wie bey manchen andern großen Deutſchen, geſchieht es aus purer Ironie. Es iſt ſogar notoriſch, daß der Brocken ſeine burſchikoſen, phantaſtiſchen Zeiten hat, zum Beiſpiel die erſte Mai-Nacht. Dann wirft er ſeine Nebelkappe jubelnd in die Lüfte, und wird, eben ſo gut wie wir Uebrigen, recht echtdeutſch romantiſch verrückt.

Ich ſuchte gleich die ſchöne Dame in ein Geſpräch zu verflechten; denn Naturſchönheiten genießt man erſt recht, wenn man ſich auf der Stelle darüber ausſprechen kann. Sie war nicht geiſtreich, aber aufmerkſam ſinnig. Wahrhaft vornehme Formen. Ich meine nicht die gewöhnliche, ſteife, negative Vornehmheit, die uns genau ſagt, was unterlaſſen werden muß; ſondern jene ſeltnere, freie, poſitive Vornehmheit, die uns genau ſagt, was wir thun dürfen, und die uns, bey aller Unbefangenheit, die höchſte geſellige Sicherheit giebt. Ich entwickelte, zu meiner eigenen Verwunderung, viele geographiſche Kenntniſſe, nannte der wißbegierigen Schönen alle Namen der Städte, die vor uns lagen, ſuchte und zeigte ihr dieſelben auf meiner Landkarte, die ich über den Steintiſch, der in der Mitte der Thurmplatte ſteht, mit echter Dozenten-Miene ausbreitete. Manche Stadt konnte ich nicht finden, vielleicht weil ich mehr mit den Fingern ſuchte, als mit den Augen, die ſich unterdeſſen auf dem Geſicht der holden Dame orientirten, und dort ſchönere Partieen fanden, als "Schierke" und "Elend." Dieſes Geſicht gehörte zu denen, die nie reizen, ſelten entzücken, und immer gefallen. Ich liebe ſolche Geſichter, weil ſie mein ſchlimmbewegtes Herz zur Ruhe lächeln. Die Dame war noch unverheirathet, obgleich ſchon in jener Vollblüthe, die zum Eheſtande hinlänglich berechtigt. Aber es iſt ja eine tägliche Erſcheinung, juſt bey den ſchönſten Mädchen hält es ſo ſchwer, daß ſie einen Mann bekommen. Dies war ſchon im Alterthum der Fall, und, wie bekannt iſt, alle drey Grazien ſind ſitzen geblieben.

In welchem Verhältniß der kleine Herr, der die Damen begleitete, zu denſelben ſtehen mochte, konnte ich nicht errathen. Es war eine dünne, merkwürdige Figur. Ein Köpfchen, ſparſam bedeckt mit grauen Härchen, die über die kurze Stirn bis an die grünlichen Libellen-Augen reichten, die runde Naſe weit hervor tretend, dagegen Mund und Kinn ſich wieder ängſtlich nach den Ohren zurück ziehend. Dieſes Geſichtchen ſchien aus einem zarten, gelblichen Tone zu beſtehn, woraus die Bildhauer ihre erſten Modelle kneten; und wenn die ſchmalen Lippen zuſammen kniffen, zogen ſich über die Wangen einige tauſend halbkreisartige, feine Fältchen. Der kleine Mann ſprach kein Wort, und nur dann und wann, wenn die ältere Dame ihm etwas Freundliches zuflüſterte, lächelte er wie ein Mops, der den Schnupfen hat.

Jene ältere Dame war die Mutter der jüngeren, und auch ſie beſaß die vornehmſten Formen.

Ihr Auge verrieth einen krankhaft-ſchwärmeriſchen Tiefſinn, um ihren Mund lag ſtrenge Frömmigkeit, doch ſchien mir's, als ob er einſt ſehr ſchön geweſen ſey, und viel gelacht und viele Küſſe empfangen und viele erwiedert habe. Ihr Geſicht glich einem Codex palympſeſtus, wo, unter der neuſchwarzen Mönchsſchrift eines Kirchenvater-Textes, die halberloſchenen Verſe eines altgriechiſchen Liebes-Dichters hervorlauſchen. Beyde Damen waren mit ihrem Begleiter dieſes Jahr in Italien geweſen, und erzählten mir allerley Schönes von Rom, Florenz und Venedig. Die Mutter erzählte viel von den Raphaelſchen Bildern in der Peterskirche; die Tochter ſprach mehr von der Oper im Theater Fenice. Beyde waren entzückt von der Kunſt der Improviſatoren. Nürnberg war der Damen Vaterſtadt; doch von deſſen alterthümlichen Herrlichkeiten wußten ſie mir wenig zu ſagen. Die holdſelige Kunſt des Meiſtergeſangs, wovon uns der gute Wagenſeil die letzten Klänge erhalten, iſt erloſchen, und die Bürgerinnen Nürnbergs erbauen ſich an welſchem Stegreif-Unſinn und Kapaunen-Geſang. O Sanct Sebaldus, was biſt du jetzt für ein armer Patron!

Derweilen wir ſprachen, begann es zu dämmern; die Luft wurde noch kälter, die Sonne neigte ſich tiefer, und die Thurmplatte füllte ſich mit Studenten, Handwerksburſchen und einigen ehrſamen Bürgerleuten, ſammt deren Frauen und Töchtern, die Alle den Sonnen-Untergang ſehen wollten. Es iſt ein erhabener Anblick, der die Seele zum Gebet ſtimmt. Wohl eine Viertelſtunde ſtanden Alle ernſthaft ſchweigend, und ſahen, wie der ſchöne Feuerball im Weſten allmählig verſank; die Geſichter wurden vom Abendroth angeſtrahlt, die Hände falteten ſich unwillkührlich; es war, als ſtänden wir, eine ſtille Gemeinde, im Schiffe eines Rieſendoms, und der Prieſter erhöbe jetzt den Leib des Herrn, und von der Orgel herab ergöſſe ſich Paleſtrina's ewiger Choral.

Während ich ſo in Andacht verſunken ſtehe, höre ich, daß neben mir Jemand ausruft: „Wie iſt die Natur doch im Allgemeinen ſo ſchön!" Dieſe Worte kamen aus der gefühlvollen Bruſt meines Zimmergenoſſen, des jungen Kaufmanns. Ich gelangte dadurch wieder zu meiner Werkeltags-Stimmung, war jetzt im Stande, den Damen über den Sonnen-Untergang recht viel Artiges zu ſagen, und ſie ruhig, als wäre nichts paſſirt, nach ihrem Zimmer zu führen. Sie erlaubten mir auch, ſie noch eine Stunde zu unterhalten. Wie die Erde ſelbſt drehte ſich unſre Unterhaltung um die Sonne. Die Mutter äußerte: die in Nebel verſinkende Sonne habe ausgeſehen wie eine rothglühende Roſe, die der galante Himmel herab geworfen in den weitausgebreiteten, weißen Brautſchleier ſeiner geliebten Erde. Die Tochter lächelte und meinte, der öftere Anblick ſolcher Naturerſcheinungen ſchwäche ihren Eindruck. Die Mutter berichtigte dieſe falſche Meinung durch eine Stelle aus Göthes Reiſebriefen, und die Rede kam auf Göthes Werke. Keiner meiner äſthetiſchen Collegen würde ſich hier die Gelegenheit rauben laſſen, über letztere ein lang und breites Geſpräch einzuflechten. Aber ich ſchreibe nicht gerne was unwahr iſt, und wir haben wirklich nicht lange über Göthe geſprochen, indem ich, aus Furcht, daß ich mich, wie ein deutſcher Literatus, am Lieblingsthema feſtſchwatzen möchte, das Geſpräch auf andre Gegenſtände leitete, und ſo kamen wir auf römiſche Vaſen, Angorakatzen, Lord Byron, Makaroni, türkiſche Shawls u. ſ. w. Die ältere Dame liſpelte ſehr hübſch einige Sonnenuntergangsſtellen aus Byrons Gedichten. Der jüngern Dame, die kein Engliſch verſtand, und jene Gedichte kennen lernen wollte, empfahl ich die Ueberſetzungen meiner ſchönen, geiſtreichen Landsmännin, der Baronin Eliſe von Hohenhauſen; bey welcher Gelegenheit ich nicht ermangelte, wie ich gegen junge Damen zu thun pflege, über Byrons Gottloſigkeit, Liebloſigkeit, Troſtloſigkeit, und der Himmel weiß was noch mehr, zu eifern.

Nach dieſem Geſchäfte ging ich noch auf dem Brocken ſpazieren; denn ganz dunkel wird es dort nie. Der Nebel war nicht ſtark, und ich betrachtete die Umriſſe der beyden Hügel, die man den Hexen-Altar und die Teufels-Kanzel nennt. Ich ſchoß meine Piſtolen ab, doch es gab kein Echo. Plötzlich aber höre ich bekannte Stimmen und fühle mich umarmt und geküßt. Es waren meine Landsleute, die Göttingen vier Tage ſpäter verlaſſen hatten, und bedeutend erſtaunt waren, mich ganz allein auf dem Blocksberge wieder zu finden. Da gab es ein Erzählen und Verwundern und Verabreden, ein Lachen und Erinnern, und im Geiſte waren wir wieder in unſerem gelehrten Sibirien, wo die Cultur ſo groß iſt, daß die Bären in den Wirthshäuſern angebunden werden, und die Zobel dem Jäger guten Abend wünſchen.

Im großen Zimmer wurde eine Abendmahlzeit gehalten. Ein langer Tiſch mit zwey Reihen hungriger Studenten. Im Anfang gewöhnliches Univerſitäts-Geſpräch: Duelle, Duelle und wieder Duelle. Die Geſellſchaft beſtand meiſtens aus Hallenſern, und Halle wurde daher Hauptgegenſtand des Geſprächs. Die Fenſterſcheiben des Hofraths Schütz wurden exegetiſch beleuchtet. Dann erzählte man, daß die letzte Cour bey dem König von Cypern ſehr glänzend geweſen ſey, daß er einen natürlichen Sohn erwählt, daß er ſich eine lichtenſteinſche Prinzeſſin an's linke Bein antrauen laſſen, daß er die Staatsmaitreſſe abgedankt, und daß das ganze gerührte Miniſterium vorſchriftmäßig geweint habe. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ſich dieſes auf Halleſche Bierwürden bezieht. Hernach kamen die zwey Chineſen auf's Tapet, die ſich vor zwey Jahren in Berlin ſehen ließen, und jetzt in Halle zu Privat-Dozenten der chineſiſchen Aeſthetik abgerichtet werden. Nun wurden Witze geriſſen. Man ſetzte den Fall: ein Deutſcher ließe ſich in China für Geld ſehen; und zu dieſem Zweck wurde ein Anſchlag-Zettel geſchmiedet, worin die Mandarinen Tſching-Tſching-Tſchung und Hi-Ha-Ho begutachteten, daß es ein echter Deutſcher ſey, worin ferner ſeine Kunſtſtücke aufgerechnet wurden, die hauptſächlich in Philoſophiren, Tabackrauchen und

Geduld beſtanden, und worin noch ſchließlich bemerkt wurde, daß man um zwölf Uhr, welches die Fütterungsſtunde ſey, keine Hunde mitbringen dürfe, indem dieſe dem armen Deutſchen die beſten Brocken weg zu ſchnappen pflegten. — Ein junger Burſchenſchafter, der kürzlich zur Purifikazion in Berlin geweſen, ſprach viel von dieſer Stadt; aber ſehr einſeitig. Er hatte Wiſotzki und das Theater beſucht; beide beurtheilte er falſch. “Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort u. ſ. w.” Er ſprach von Garderobe-Aufwand, Schauſpieler- und Schauſpielerinnen-Skandal u. ſ. w. Der junge Menſch wußte nicht, daß, da in Berlin überhaupt der Schein der Dinge am meiſten gilt, was ſchon die allgemeine Redensart “man ſo duhn” hinlänglich andeutet, dieſes Scheinweſen auf den Brettern erſt recht floriren muß, und daß daher die Intendanz am meiſten zu ſorgen hat für “die Farbe des Barts, womit eine Rolle geſpielt wird,” für die Treue der Coſtüme, die von beeidigten Hiſtorikern vorgezeichnet, und von wiſſenſchaftlich gebildeten Schneidern genäht werden. Und das iſt nothwendig. Denn trüge mahl Maria Stuart eine Schürze, die ſchon zum Zeitalter der Königin Anna gehört, ſo würde gewiß der Banquier Chriſtian Gumpel ſich mit Recht beklagen, daß ihm dadurch alle Illuſion verloren gehe; und hätte mahl Lord Burleigh aus Verſehen die Hoſen von Heinrich IV angezogen, ſo würde gewiß die Kriegsräthin von Steinzopf, geb. Lilienthau, dieſen Anachronismus den ganzen Abend nicht aus den Augen laſſen. Solche täuſchende Sorgfalt der General-Intendanz erſtreckt ſich aber nicht bloß auf Schürzen und Hoſen, ſondern auch auf die darin verwickelten Perſonen. So ſoll künftig der Othello von einem wirklichen Mohren geſpielt werden, den Profeſſor Lichtenſtein ſchon zu dieſem Behufe aus Afrika verſchrieben hat; in Menſchenhaß und Reue ſoll künftig die Eulalia von einem wirklich verlaufenen Weibsbilde, der Peter von einem wirklich dummen Jungen, und der Unbekannte von einem wirklich geheimen Hahnrey geſpielt werden, die man alle drey nicht erſt aus Afrika zu verſchreiben braucht; in der “Macht der Verhältniſſe” ſoll ein wirklicher Schriftſteller, der ſchon mahl ein paar Maulſchellen bekommen, die Rolle des Helden ſpielen; in der Ahnfrau ſoll der Künſtler, der den Jaromir giebt, ſchon wirklich einmal geraubt, oder doch wenigſtens geſtohlen haben; die Lady Macbeth ſoll von einer Dame geſpielt werden, die zwar, wie es Tiek verlangt, von Natur ſehr liebevoll iſt, aber doch mit dem blutigen Anblick eines meuchelmörderiſchen Abſtechens einigermaßen vertraut iſt; und endlich, zur Darſtellung gar beſonders ſeichter, witzloſer, pöbelhafter Geſellen ſoll der große Angeli engagirt werden, der große Angeli, der ſeine Geiſtesgenoſſen jedesmal entzückt, wenn er ſich erhebt in ſeiner wahren Größe, hoch, hoch, “jeder Zoll ein Lump!” — Hatte nun obenerwähnter junger Menſch die Verhältniſſe des Berliner Schauſpiels ſchlecht begriffen, ſo merkte er noch viel weniger, daß die Spontiniſche Janitſcharen-Oper, mit ihren Pauken, Elephanten, Trompeten und Tamtams, ein heroiſches Mittel iſt, um unſer erſchlafftes Volk kriegeriſch zu ſtärken, ein Mittel, das ſchon Plato und Cicero ſtaatspfiffig empfohlen haben. Am allerwenigſten begriff der junge Menſch die diplomatiſche Bedeutung des Ballets. Mit Mühe zeigte ich ihm, wie in Hoguets Füßen mehr Politik ſitzt als in Buchholz Kopf, wie alle ſeine Tanztouren diplomatiſche Verhandlungen bedeuten, wie jede ſeiner Bewegungen eine politiſche Beziehung habe, ſo z. B. daß er unſer Kabinet meynt, wenn er, ſehnſüchtig vorgebeugt, mit den Händen weitausgreift, daß er den — — — meynt, wenn er ſich hundertmal auf einem Fuße herumdreht ohne vom Fleck zu kommen, daß er die kleinen Fürſten meynt, wenn er wie mit gebundenen Beinen herumtrippelt, daß er das Europäiſche Gleichgewicht bezeichnet, wenn er wie ein Trunkener hin und herſchwankt, daß er einen Congreß andeutet, wenn er die gebogenen Arme knäulartig in einander verſchlingt, und endlich daß er unſern allzugroßen Freund im Oſten darſtellt, wenn er in allmähliger Entfaltung ſich in die Höhe hebt, in dieſer Stellung lange ruht, und plötzlich in die erſchrecklichſten Sprünge ausbricht. Dem jungen Manne fielen die Schuppen von den Augen, und jetzt merkte er, warum Tänzer beſſer honorirt werden als große Dichter, warum das Ballet beym diplomatiſchen Corps ein unerſchöpflicher Gegenſtand des Geſprächs iſt, und warum oft eine ſchöne Tänzerin noch privatim von dem Miniſter unterhalten wird, der ſich gewiß Tag und Nacht abmüht, ſie für ſein politiſches Syſtemchen empfänglich zu machen. Bey'm Apis! wie groß iſt die Zahl der exoteriſchen und wie klein die Zahl der eſoteriſchen Theaterbeſucher! Da ſteht das blöde Volk und gafft und bewundert Sprünge und Wendungen, und ſtudiert Anatomie in den Stellungen der Lemiere, und applaudirt die Entrechats der Röhniſch, und ſchwatzt von Grazie, Harmonie und Lenden — und keiner merkt, daß er in getanzten Chiffern das Schickſal des deutſchen Vaterlandes vor Augen hat.

Während ſolcherley Geſpräche hin und her flogen, verlor man doch das Nützliche nicht aus den Augen, und den großen Schüſſeln, die mit Fleiſch, Kartoffeln u. ſ. w. ehrlich angefüllt waren, wurde fleißig zugeſprochen. Jedoch das Eſſen war ſchlecht. Dieſes erwähnte ich leichthin gegen meinen Nachbar, der aber, mit einem Accente, woran ich den Schweizer erkannte, gar unhöflich antwortete: daß wir Deutſchen wie mit der wahren Freiheit, ſo auch mit der wahren Genügſamkeit unbekannt ſeyen. Ich zuckte die Achſeln und bemerkte: daß die eigentlichen Fürſtenknechte und Leckerkram-Verfertiger überall Schweizer ſind und vorzugsweiſe ſo genannt werden, und daß überhaupt die jetzigen ſchweizeriſchen Freiheitshelden, die ſo viel Politiſch-Kühnes in's Publikum hineinſchwatzen, mir immer vorkommen, wie Haſen, die auf öffentlichen Jahrmärkten Piſtolen abſchießen, alle Kinder und Bauern durch ihre Kühnheit in Erſtaunen ſetzen, und dennoch Haſen ſind.

Der Sohn der Alpen hatte es gewiß nicht böſe gemeint, "es war ein dicker Mann, folglich ein guter Mann," ſagt Cervantes. Aber mein Nachbar von der andern Seite, ein Greifswalder, war durch jene Aeußerung ſehr piquirt; er betheuerte, daß deutſche Thatkraft und Einfältigkeit noch nicht erloſchen ſey, ſchlug ſich dröhnend auf die Bruſt, und leerte eine ungeheure Stange Weißbier. Der Schweizer ſagte: "Nu! Nu!" Doch, je beſchwichtigender er dieſes ſagte, deſto eifriger ging der Greifswalder in's Geſchirr. Dieſer war ein Mann aus jenen Zeiten, als die Läuſe gute Tage hatten und die Friſeure zu hungern fürchteten. Er trug herabhängend langes Haar, ein ritterliches Barett, einen ſchwarzen, altdeutſchen Rock, ein ſchmutziges Hemd, das zugleich das Amt einer Weſte verſah, und darunter ein Medaillon mit einem Haarbüſchel von Blüchers Schimmel. Er ſah aus wie ein Narr in Lebensgröße. Ich mache mir gern einige Bewegung beym Abendeſſen, und ließ mich daher von ihm in einen patriotiſchen Streit verflechten. Er war der Meynung, Deutſchland müſſe in 33 Gauen getheilt werden. Ich hingegen behauptete:

es müßten 48 ſeyn, weil man alsdann ein ſyſtematiſcheres Handbuch über Deutſchland ſchreiben könne, und es doch nothwendig ſey, das Leben mit der Wiſſenſchaft zu verbinden. Mein Greifswalder Freund war auch ein deutſcher Barde, und, wie er mir vertraute, arbeitete er an einem National-Heldengedichte zur Verherrlichung Hermanns und der Hermannsſchlacht. Manchen nützlichen Wink gab ich ihm für die Anfertigung dieſes Epos. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß er die Sümpfe und Knüppelwege des teutoburger Waldes ſehr onomatopöiſch durch wäßrige und holprige Verſe andeuten könne, und daß es eine patriotiſche Feinheit wäre, wenn er den Varus und die übrigen Römer lauter Unſinn ſprechen ließe. Ich hoffe, dieſer Kunſtkniff wird ihm, eben ſo erfolgreich wie andern Berliner Dichtern, bis zur bedenklichſten Illuſion gelingen.

An unſerem Tiſche wurde es immer lauter und traulicher, der Wein verdrängte das Bier, die Punſch-Bowlen dampften, es wurde getrunken, ſmollirt und geſungen. Der alte Landesvater und herrliche Lieder von W. Müller, Rückert, Uhland u. ſ. w. erſchollen. Schöne Methfeſſelſche Melodien. Am allerbeſten erklangen unſeres Arndt's deutſche Worte: “Der Gott, der Eiſen wachſen ließ, der wollte keine Knechte!” Und draußen brauſte es, als ob der alte Berg mitſänge, und einige ſchwankende Freunde behaupteten ſogar, er ſchüttle freudig ſein kahles Haupt und unſer Zimmer werde dadurch hin und her bewegt. Die Flaſchen wurden leerer und die Köpfe voller. Der Eine brüllte, der Andere fiſtulirte, ein Dritter deklamirte aus der “Schuld”, ein Vierter ſprach Latein, ein Fünfter predigte von der Mäßigkeit, und ein Sechster ſtellte ſich auf den Stuhl und dozirte: “Meine Herren! Die Erde iſt eine runde Walze, die Menſchen ſind einzelne Stiftchen darauf, ſcheinbar arglos zerſtreut; aber die Walze dreht ſich, die Stiftchen ſtoßen hier und da an und tönen, die einen oft, die andern ſelten, das giebt eine wunderbare, complizirte Muſik, und dieſe heißt Weltgeſchichte. Wir ſprechen alſo erſt von der Muſik, dann von der Welt und endlich von der Geſchichte; letztere aber theilen wir ein in Poſitiv und ſpaniſche Fliegen —" Und ſo ging's weiter mit Sinn und Unſinn.

Ein gemüthlicher Mecklenburger, der ſeine Naſe im Punſchglaſe hatte, und ſelig lächelnd den Dampf einſchnupfte, machte die Bemerkung: es ſey ihm zu Muthe, als ſtände er wieder vor dem Theater-Büffet in Schwerin! Ein Anderer hielt ſein Weinglas wie ein Perſpektiv vor die Augen und ſchien uns aufmerkſam damit zu betrachten, während ihm der rothe Wein, über die Backen, ins hervortretende Maul hinablief. Der Greifswalder, plötzlich begeiſtert, warf ſich an meine Bruſt und jauchzte: "O, verſtändeſt Du mich, ich bin ein Liebender, ich bin ein Glücklicher, ich werde wieder geliebt, und Gott verdamm' mich! es iſt ein gebildetes Mädchen, denn ſie hat volle Brüſte, und trägt ein weißes Kleid und ſpielt Clavier!" — Aber der Schweizer weinte, und küßte zärtlich meine Hand und wimmerte beſtändig: “O Bäbeli! O Bäbeli!”

In dieſem verworrenen Treiben, wo die Teller tanzen und die Gläſer fliegen lernten, ſaßen mir gegenüber zwey Jünglinge, ſchön und blaß wie Marmorbilder, der Eine mehr dem Adonis, der Andere mehr dem Apollo ähnlich. Kaum bemerkbar war der leichte Roſenhauch, den der Wein über ihre Wangen hinwarf. Mit unendlicher Liebe ſahen ſie ſich einander an, als wenn Einer leſen könnte in den Augen des Andern, und in dieſen Augen ſtrahlte es, als wären einige Lichttropfen hinein gefallen aus jener Schaale voll lodernder Liebe, die ein frommer Engel dort oben von einem Stern zum andern hinüber trägt. Sie ſprachen leiſe, mit ſehnſuchtbebender Stimme, und es waren traurige Geſchichten, aus denen ein wunderſchmerzlicher Ton hervor klang. “Die Lore iſt jetzt auch todt!” ſagte der Eine und ſeufzte, und nach einer Pauſe erzählte er von einem Halleſchen Mädchen, das in einen Studenten verliebt war, und als dieſer Halle verließ, mit Niemand mehr ſprach, und wenig aß, und Tag und Nacht weinte, und immer den Canarienvogel betrachtete, den der Geliebte ihr einſt geſchenkt hatte. "Der Vogel ſtarb, und bald darauf iſt auch die Lore geſtorben!" ſo ſchloß die Erzählung, und beyde Jünglinge ſchwiegen wieder und ſeufzten, als wollte ihnen das Herz zerſpringen. Endlich ſprach der Andere: "Meine Seele iſt traurig! Komm mit hinaus in die dunkle Nacht! Einathmen will ich den Hauch der Wolken und die Strahlen des Mondes. Genoſſe meiner Wehmuth! ich liebe Dich, Deine Worte tönen wie Rohrgeflüſter, wie gleitende Ströme, ſie tönen wieder in meiner Bruſt, aber meine Seele iſt traurig!"

Nun erhoben ſich die beyden Jünglinge, Einer ſchlang den Arm um den Nacken des Andern, und ſie verließen das toſende Zimmer. Ich folgte ihnen nach und ſah, wie ſie in eine dunkle Kammer traten, wie der Eine, ſtatt des Fenſters, einen großen Kleiderſchrank öffnete, wie Beide vor demſelben, mit ſehnſüchtig ausgeſtreckten Armen, ſtehen blieben und wechſelweiſe ſprachen. "Ihr Lüfte der dämmernden Nacht!" rief der Erſte, "wie erquickend kühlt Ihr meine Wangen! Wie lieblich ſpielt Ihr mit meinen flatternden Locken! Ich ſteh' auf des Berges wolkigem Gipfel, unter mir liegen die ſchlafenden Städte der Menſchen, und blinken die blauen Gewäſſer. Horch! dort unten im Thale rauſchen die Tannen! Dort über die Hügel ziehen, in Nebelgeſtalten, die Geiſter der Väter. O, könnt' ich mit Euch jagen, auf dem Wolkenroß, durch die ſtürmiſche Nacht, über die rollende See, zu den Sternen hinauf! Aber ach! ich bin beladen mit Leid und meine Seele iſt traurig!" — Der andere Jüngling hatte ebenfalls ſeine Arme ſehnſuchtsvoll nach dem Kleiderſchrank ausgeſtreckt, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und zu einer gelbledernen Hoſe, die er für den Mond hielt, ſprach er mit wehmüthiger Stimme: "Schön biſt du, Tochter des Himmels! Holdſelig iſt deines Antlitzes Ruhe! Du wandelſt einher in Lieblichkeit! Die Sterne folgen deinen blauen Pfaden im Oſten. Bey deinem Anblick erfreuen ſich die Wolken, und es lichten ſich ihre düſtern Geſtalten. Wer gleicht dir am Himmel, Erzeugte der Nacht? Beſchämt, in deiner Gegenwart, ſind die Sterne, und wenden ab die grünfunkelnden Augen. Wohin, wenn des Morgens dein Antlitz erbleicht, entfliehſt du von deinem Pfade? Haſt du gleich mir deine Halle? Wohnſt du im Schatten der Wehmuth? Sind deine Schweſtern vom Himmel gefallen? Sie, die freudig mit dir die Nacht durchwallten, ſind ſie nicht mehr? Ja, ſie fielen herab, o ſchönes Licht, und du verbirgſt dich oft, ſie zu betrauern. Doch einſt wird kommen die Nacht, und du, auch du biſt vergangen, und haſt deine blauen Pfade dort oben verlaſſen. Dann erheben die Sterne ihre grünen Häupter, die einſt deine Gegenwart beſchämt, ſie werden ſich freuen. Doch jetzt biſt du gekleidet in deiner Strahlenpracht und ſchauſt herab aus den Thoren des Himmels. Zerreißt die Wolken, o Winde, damit die Erzeugte der Nacht hervor zu leuchten vermag, und die buſchigen Berge erglänzen und das Meer ſeine ſchäumenden Wogen rolle in Licht!”

Ein wohlbekannter, nicht ſehr magerer Freund, der mehr getrunken als gegeſſen hatte, obgleich er auch heute Abend, wie gewöhnlich, eine Porzion Rindfleiſch verſchlungen, wovon ſechs Gardelieutenants und ein unſchuldiges Kind ſatt geworden wären, dieſer kam jetzt in allzugutem Humor, d. h. ganz en Schwein, vorbeygerannt, ſchob die beyden elegiſchen Freunde etwas unſanft in den Schrank hinein, polterte nach der Hausthüre, und wirthſchaftete draußen ganz mörderlich. Der Lärm im Saal wurde auch immer verworrener und dumpfer. Die beyden Jünglinge im Schranke jammerten und wimmerten, ſie lägen zerſchmettert am Fuße des Berges; aus dem Hals ſtrömte ihnen der edle Rothwein, ſie überſchwemmten ſich wechſelſeitig, und der Eine ſprach zum Andern: „Lebe wohl! Ich fühle, daß ich verblute. Warum weckſt du mich, Frühlingsluft? Du buhlſt und ſprichſt: ich bethaue dich mit Tropfen des Himmels. Doch die Zeit meines Welkens iſt nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich ſah in meiner Schönheit, ringsum wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden. — " Aber Alles übertobte die wohlbekannte Baßſtimme, die draußen vor der Thüre, unter Fluchen und Jauchzen, ſich gottläſterlich beklagte: daß auf der ganzen dunkeln Weenderſtraße keine einzige Laterne brenne, und man nicht einmal ſehen könne, bey wem man die Fenſterſcheiben eingeſchmiſſen habe.

Ich kann viel vertragen — die Beſcheidenheit erlaubt mir nicht, die Bouteillen-Zahl zu nennen — und ziemlich gut conditionirt gelangte ich nach meinem Schlafzimmer. Der junge Kaufmann lag ſchon im Bette, mit ſeiner kreideweißen Nachtmütze und ſafrangelben Jacke von Geſundheits-Flanell. Er ſchlief noch nicht und ſuchte ein Geſpräch mit mir anzuknüpfen. Er war ein Frankfurt-am-Mayner, und folglich ſprach er gleich von den Juden, die alles Gefühl für das Schöne und Edle verloren haben, und die engliſchen Waaren 25 Prozent unter dem Fabrikpreiſe verkaufen. Es ergriff mich die Luſt, ihn etwas zu myſtifiziren; deßhalb ſagte ich ihm: ich ſey ein Nachtwandler, und müſſe im Voraus um Entſchuldigung bitten, für den Fall, daß ich ihn etwa im Schlafe ſtören möchte. Der arme Menſch hat deßhalb, wie er mir den andern Tag geſtand, die ganze Nacht nicht geſchlafen, da er die Beſorgniß hegte, ich könnte mit meinen Piſtolen, die vor meinem Bette lagen, im Nachtwandler-Zuſtande ein Malheur anrichten. Im Grunde war es mir nicht viel beſſer als ihm gegangen, ich hatte ſehr ſchlecht geſchlafen. Wüſte, beängſtigende Phantaſie-Gebilde. Ein Clavier-Auszug aus Dante's "Hölle." Am Ende träumte mir gar, ich ſähe die Aufführung einer juriſtiſchen Oper, die Falcidia geheißen, erbrechtlicher Text von Gans, und Muſik von Spontini. Ein toller Traum. Das römiſche Forum leuchtete prächtig, Serv. Aſinius Göſchenus als Prätor auf ſeinem Stuhle, die Toga in ſtolze Falten werfend, ergoß ſich in polternden Recitativen, Marcus Tullius Elverſus, als Prima Donna legataria, all' ſeine holde Weiblichkeit offenbarend, ſang die liebeſchmelzende Bravour-Arie quicunque civis romanus, ziegelroth geſchminkte Referendarien brüllten als Chor der Unmündigen, Privat-Dozenten, als Genien in fleiſchfarbigen Trikot gekleidet, tanzten ein antejuſtinianeiſches Ballet und bekränzten mit Blumen die zwölf Tafeln, unter Donner und Blitz ſtieg aus der Erde der beleidigte Geiſt der römiſchen Geſetzgebung, Poſaunen, Tamtam, Feuerregen, cum omni causa.

Aus dieſem Lärmen zog mich der Brockenwirth, indem er mich weckte, um den Sonnen-Aufgang anzuſehen. Auf dem Thurm fand ich ſchon einige Harrende, die ſich die frierenden Hände rieben, Andere, noch den Schlaf in den Augen, taumelten herauf: endlich ſtand die ſtille Gemeinde von geſtern Abend wieder ganz verſammelt, und ſchweigend ſahen wir: wie am Horizonte die kleine, carmoiſinrothe Kugel empor ſtieg, eine winterlich dämmernde Beleuchtung ſich verbreitete, die Berge wie in einem weißwallenden Meere ſchwammen, und bloß die Spitzen derſelben ſichtbar hervor traten, ſo daß man auf einem kleinen Hügel zu ſtehen glaubte, mitten auf einer überſchwemmten Ebene, wo nur hier und da eine trockene Erdſcholle hervortritt. Um das Geſehene und Empfundene in Worten feſt zu halten, zeichnete ich folgendes Gedicht:

Heller wird es ſchon im Oſten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere ſchwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenſtiefel,
Lief ich mit der Haſt des Windes,
Ueber jeñe Bergesgipfel,
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo ſie ſchlummert,
Zög' ich leiſe die Gardinen,
Leiſe küßt' ich ihre Stirne,
Leiſe ihres Mund's Rubinen.

Und noch leiſer wollt' ich flüſtern
In die kleinen Liljen-Ohren:
Denk' im Traum, daß wir uns lieben,
Und daß wir uns nie verloren.

Indeſſen, meine Sehnſucht nach einem Frühſtück war ebenfalls groß, und nachdem ich meinen Damen einige Höflichkeiten geſagt, eilte ich hinab, um in der warmen Stube Kaffee zu trinken. Es that Noth; in meinem Magen ſah es ſo nüchtern aus, wie in der Goslarſchen Stephans-Kirche. Aber mit dem arabiſchen Trank rieſelte mir auch der warme Orient durch die Glieder, öſtliche Roſen umdufteten mich, ſüße Bulbul-Lieder erklangen, die Studenten verwandelten ſich in Kameele, die Brockenhaus-Mädchen, mit ihren Congrevſchen Blicken, wurden zu Houris, die Philiſter-Naſen wurden Minarets u. ſ. w.

Das Buch, das neben mir lag, war aber nicht der Koran. Unſinn enthielt es freilich genug. Es war das ſogenannte Brockenbuch, worin alle

Reiſende, die den Berg erſtiegen, ihre Namen ſchreiben, und die Meiſten noch einige Gedanken, und in Ermangelung derſelben, ihre Gefühle hinzu notiren. Viele drücken ſich ſogar in Verſen aus. In dieſem Buche ſieht man, welche Greuel entſtehen, wenn der große Philiſter-Troß bey gebräuchlichen Gelegenheiten, wie hier auf dem Brocken, ſich vorgenommen hat, poetiſch zu werden. Der Pallaſt des Prinzen von Pallagonia enthält keine ſo große Abgeſchmacktheiten wie dieſes Buch, wo beſonders hervor glänzen die Herren Acciſe-Einnehmer mit ihren verſchimmelten Hochgefühlen, die Comptoir-Jünglinge mit ihren pathetiſchen Seelen-Ergüſſen, die altdeutſchen Revolutions-Dilettanten mit ihren Turn-Gemein-Plätzen, die Berliner Schullehrer mit ihren verunglückten Entzückungs-Phraſen u. ſ. w. Herr Johannes Hagel will ſich auch mal als Schriftſteller zeigen. Hier wird des Sonnen-Aufgangs majeſtätiſche Pracht beſchrieben; dort wird geklagt über ſchlechtes Wetter, über getäuſchte Erwartungen, über den Nebel, der alle

Ausſicht verſperrt. “Benebelt herauf gekommen und benebelt hinunter gegangen!” iſt ein ſtehender Witz, der hier von Hunderten nachgeriſſen wird. Eine Carolina ſchreibt: daß ſie bey dem Erſteigen des Berges naſſe Füße bekommen. Ein naives Hannchen hat dieſe Klage im Sinn, und ſchreibt lakoniſch: auch ich bin bey der Geſchichte naß geworden. Das ganze Buch riecht nach Käſe, Bier und Tabak; man glaubt einen Roman von Clauren zu leſen.

Während ich nun beſagtermaßen Kaffee trank und im Brockenbuche blätterte, trat der Schweizer mit hochrothen Wangen herein, und voller Begeiſterung erzählte er von dem erhabenen Anblick, den er oben auf dem Thurm genoſſen, als das reine, ruhige Licht der Sonne, Sinnbild der Wahrheit, mit den nächtlichen Nebelmaſſen gekämpft, daß es ausgeſehen habe wie eine Geiſterſchlacht, wo zürnende Rieſen ihre langen Schwerdter ausſtrecken, geharniſchte Ritter, auf bäumenden Roſſen, einher jagen, Streitwagen, flatternde Banner, abentheuerliche

Thierbildungen aus dem wildeſten Gewühle hervor tauchen, bis endlich Alles in den wahnſinnigſten Verzerrungen zuſammen kräuſelt, blaſſer und blaſſer zerrinnt, und ſpurlos verſchwindet. Dieſe demagogiſche Natur=Erſcheinung hatte ich verſäumt, und ich kann, wenn es zur Unterſuchung kommt, eidlich verſichern: daß ich von nichts weiß, als vom Geſchmack des guten braunen Kaffee's. Ach, dieſer war ſogar Schuld, daß ich meine ſchöne Dame vergeſſen, und jetzt ſtand ſie vor der Thür, mit Mutter und Begleiter, im Begriff den Wagen zu beſteigen. Kaum hatte ich noch Zeit, hin zu eilen und ihr zu verſichern, daß es kalt ſey. Sie ſchien unwillig, daß ich nicht früher gekommen; doch ich glättete bald die mißmüthigen Falten ihrer chönen Stirn, indem ich ihr eine wunderliche Blume ſchenkte, die ich den Tag vorher, mit halsrechender Gefahr, von einer ſteilen Felſenwand epflückt hatte. Die Mutter verlangte den Namen er Blume zu wiſſen, gleichſam als ob ſie es unhicklich fände, daß ihre Tochter eine fremde, unbekannte Blume vor die Bruſt ſtecke — denn wirklich, die Blume erhielt dieſen beneidenswerthen Platz, was ſie ſich gewiß geſtern auf ihrer einſamen Höhe nicht träumen ließ. Der ſchweigſame Begleiter öffnete jetzt auf einmal den Mund, zählte die Staubfäden der Blume und ſagte ganz trocken: ſie gehört zur achten Claſſe.

Es ärgert mich jedesmal, wenn ich ſehe, daß man auch Gottes liebe Blumen, eben ſo wie uns, in Caſten getheilt hat, und nach ähnlichen Aeußerlichkeiten, nemlich nach Staubfaden-Verſchiedenheit. Soll doch mal eine Eintheilung ſtattfinden, ſo folge man dem Vorſchlage Theophraſt's, der die Blumen mehr nach dem Geiſte, nämlich nach ihrem Geruch, eintheilen wollte. Was mich betrifft, ſo habe ich in der Naturwiſſenſchaft mein eignes Syſtem, und demnach theile ich Alles ein: in dasjenige, was man eſſen kann, und in dasjenige, was man nicht eſſen kann.

Jedoch, der ältern Dame war die geheimnißvolle Natur der Blumen nichts weniger als verſchloſſen, und unwillkührlich äußerte ſie: daß ſie von den Blumen, wenn ſie noch im Garten oder im Topfe wachſen, recht erfreut werde, daß hingegen ein leiſes Schmerzgefühl, traumhaft beängſtigend, ihre Bruſt durchzittere, wenn ſie eine abgebrochene Blume ſehe — da eine ſolche doch eigentlich eine Leiche ſey, und ſo eine gebrochene, zarte Blumenleiche ihr welkes Köpfchen recht traurig herab hängen laſſe, wie ein todtes Kind. Die Dame war faſt erſchrocken über den trüben Wiederſchein ihrer Bemerkung, und es war meine Pflicht, denſelben mit einigen Voltaireſchen Verſen zu verſcheuchen. Wie doch ein Paar franzöſiſche Worte uns gleich in die gehörige Convenienzſtimmung zurück verſetzen können! Wir lachten, Hände wurden geküßt, huldreich wurde gelächelt, ie Pferde wieherten und der Wagen holperte, angſam und beſchwerlich, den Berg hinunter.

Nun machten auch die Studenten Anſtalt zum Abreiſen, die Ranzen wurden geſchnürt, die Rechnungen, die über alle Erwartung billig ausfielen, berichtigt, die empfänglichen Hausmädchen, auf deren Geſichtern die Spuren glücklicher Liebe, brachten, wie gebräuchlich iſt, die Brockenſträußchen, halfen ſolche auf die Mützen befeſtigen, wurden dafür mit einigen Küſſen oder Groſchen honorirt; und ſo ſtiegen wir Alle den Berg hinab, indem die Einen, wobey der Schweizer und Greifswalder, den Weg nach Schierke einſchlugen, und die Andern, ungefähr zwanzig Mann, wobey auch meine Landsleute und ich, angeführt von einem Wegweiſer, durch die ſogenannten Schneelöcher hinab zogen nach Ilſenburg.

Das ging über Hals und Kopf. Hallesche Studenten marſchiren ſchneller als die öſtreichiſche Landwehr. Ehe ich mich deſſen verſah, war die kahle Partie des Berges mit den darauf zerſtreuten Steingruppen ſchon hinter uns, und wir kamen durch einen Tannenwald, wie ich ihn den Tag vorher geſehen. Die Sonne goß ſchon ihre feſtlichſten Strahlen herab und beleuchtete die humoriſtiſch buntgekleideten Burſchen, die ſo munter durch das

Dickigt drangen, hier verſchwanden, dort wieder zum Vorſchein kamen, bey Sumpfſtellen über die quergelegten Baumſtämme liefen, bey abſchüſſigen Tiefen an den rankenden Wurzeln kletterten, in den ergötzlichſten Tonarten empor johlten, und eben ſo luſtige Antwort zurück erhielten von den zwitſchernden Waldvögeln, von den rauſchenden Tannen, von den unſichtbar plätſchernden Quellen und von dem ſchallenden Echo. Wenn frohe Jugend und ſchöne Natur zuſammen kommen, ſo freuen ſie ſich wechſelſeitig.

Je tiefer wir hinab ſtiegen, deſto lieblicher auſchte das unterirdiſche Gewäſſer, nur hier und da, nter Geſtein und Geſtrippe, blinkte es hervor, und hien heimlich zu lauſchen, ob es an's Licht treten ürfe, und endlich kam eine kleine Welle entſchloſ- n hervor geſprungen. Nun zeigt ſich die gewöhn- che Erſcheinung: ein Kühner macht den Anfang, nd der große Troß der Zagenden wird plötzlich, ſeinem eigenen Erſtaunen, von Muth ergriffen, d eilt, ſich mit jenem Erſten zu vereinigen. Eine

Menge anderer Quellen hüpften jetzt haſtig aus ihrem Verſteck, verbanden ſich mit der zuerſt hervorgeſprungenen, und bald bildeten ſie zuſammen ein ſchon bedeutendes Bächlein, das in unzähligen Waſſerfällen, und in wunderlichen Windungen, das Bergthal hinab rauſcht. Das iſt nun die Ilſe, die liebliche, ſüße Ilſe. Sie zieht ſich durch das geſegnete Ilſethal, an deſſen beyden Seiten ſich die Berge allmählig höher erheben, und dieſe ſind, bis zu ihrem Fuße, meiſtens mit Buchen, Eichen und gewöhnlichem Blattgeſträuche bewachſen, nicht mehr mit Tannen und anderm Nadelholz. Denn jene Blätterholzart wird vorherrſchend auf dem “Unterharze,” wie man die Oſtſeite des Brockens nennt, im Gegenſatz zur Weſtſeite deſſelben, die der “Oberharz” heißt, und wirklich viel höher iſt, und alſo auch viel geeigneter zum Gedeihen der Nadelhölzer.

Es iſt unbeſchreibbar, mit welcher Fröhlichkeit, Naivität und Anmuth die Ilſe ſich hinunter ſtürzt über die abentheuerlich gebildeten Felsſtücke, die ſie in ihrem Laufe findet, ſo daß das Waſſer hier wild empor ziſcht oder ſchäumend überläuft, dort aus allerley Steinſpalten, wie aus tollen Gießkannen, in reinen Bögen ſich ergießt, und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt, wie ein munteres Mädchen. Ja, die Sage iſt wahr, die Ilſe iſt eine Prinzeſſin, die lachend und blühend den Berg hinab läuft. Wie blinkt im Sonnenſchein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre ſilbernen Buſenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten! Die hohen Buchen ſtehen gleich ernſten Vätern, die verſtohlen lächelnd dem Muthwillen des lieblichen Kindes zuſehen; die weißen Birken bewegen ſich tantenhaft vergnügt, und doch zugleich ängſtlich über die gewagten Sprünge; der ſtolze Eichbaum ſchaut drein wie ein verdrießlicher Oheim; der das ſchöne Wetter bezahlen muß; die Vöglein in den Lüften jubeln ihren Beyfall, die Blumen am Ufer flüſtern zärtlich: O, nimm uns mit, nimm uns mit, lieb Schweſterchen! — aber das luſtige Mädchen ſpringt unaufhaltſam weiter, und plötzlich ergreift ſie den träumenden Dichter, und es ſtrömt auf mich herab ein Blumenregen von klingenden Strahlen und ſtrahlenden Klängen, und die Sinne vergehen mir vor lauter Herrlichkeit, und ich höre nur noch die flötenſüße Stimme:

Ich bin die Prinzeſſin Ilſe,
Und wohne im Ilſenſtein;
Komm mit nach meinem Schloſſe,
Wir wollen ſelig ſeyn.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du ſollſt deine Schmerzen vergeſſen,
Du ſorgenkranker Geſell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Bruſt,
Da ſollſt du liegen und träumen
Von alter Mährchenluſt.

Ich will dich küſſen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kayſer Heinrich,
Der nun geſtorben iſt.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin ſchön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein kriſtallenes Schloß,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauſchen die ſeidenen Schleppen,
Es klirren die Eiſenſpor'n,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fiedeln und blaſen das Horn.

Doch dich ſoll mein Arm umſchlingen,
Wie er Kayſer Heinrich umſchlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Unendlich ſelig iſt das Gefühl, wenn die Erſcheinungswelt mit unſerer Gemüthswelt zuſammenrinnt, und grüne Bäume, Gedanken, Vogelgeſang, Wehmuth, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft ſich in ſüßen Arabesken verſchlingen. Die Frauen kennen am beſten dieſes Gefühl, und darum mag auch ein ſo holdſelig ungläubiges Lächeln um ihre Lippen ſchweben, wenn wir mit Schulſtolz unſere logiſchen Thaten rühmen, wie wir Alles ſo hübſch eingetheilt in objektiv und ſubjektiv, wie wir unſere Köpfe apothekenartig mit tauſend Schubladen verſehen, wo in der einen Vernunft, in der andern Verſtand, in der dritten Witz, in der vierten ſchlechter Witz, und in der fünften gar nichts, nämlich die Idee, enthalten iſt.

Wie im Traume fortwandelnd, hatte ich faſt nicht bemerkt, daß wir die Tiefe des Ilſethales verlaſſen, und wieder bergauf ſtiegen. Dies ging ſehr ſteil und mühſam, und Mancher von uns kam außer Athem. Doch wie unſer ſeliger Vetter, der zu Mölln begraben liegt, dachten wir im voraus an's

Bergabſteigen, und waren um ſo vergnügter. Endlich gelangten wir auf den Ilſenſtein.

Das iſt ein ungeheurer Granitfelſen, der ſich lang und keck aus der Tiefe erhebt. Von drey Seiten umſchließen ihn die hohen, waldbedeckten Berge, aber die vierte, die Nordſeite, iſt frei und hier ſchaut man das unten liegende Ilſenburg und die Ilſe, weit hinab in's niedere Land. Auf der thurmartigen Spitze des Felſens ſteht ein großes, eiſernes Kreuz, und zur Noth iſt da noch Platz für vier Menſchenfüße.

Wie nun die Natur, durch Stellung und Form, den Ilſenſtein mit phantaſtiſchen Reizen geſchmückt, ſo hat auch die Sage ihren Roſenſchein darüber ausgegoſſen. Gottſchalk berichtet: "Man erzählt, hier habe ein verwünſchtes Schloß geſtanden, in welchem die reiche, ſchöne Prinzeſſin Ilſe gewohnt, die ſich noch jetzt jeden Morgen in der Ilſe bade; und wer ſo glücklich iſt, den rechten Zeitpunkt zu treffen, werde von ihr in den Felſen, wo ihr Schloß ſey, geführt und königlich belohnt!" Andere erzählen von der Liebe des Fräuleins Ilſe und des Ritters von Weſtenberg eine hübſche Geſchichte, die einer unſerer bekannteſten Dichter romantiſch in der "Abendzeitung" beſungen hat. Andere wieder erzählen anders: es ſoll der altſächſiſche Kayſer Heinrich geweſen ſeyn, der mit Ilſe, der ſchönen Waſſer-Fee, in ihrer verzauberten Felſenburg die kayſerlichſten Stunden genoſſen. Ein neuerer Schriftſteller, Herr Niemann, Wohlgeb., der ein Harzreiſebuch geſchrieben, worin er die Gebirgshöhen, Abweichungen der Magnetnadel, Schulden der Städte und dergleichen mit löblichem Fleiße und genauen Zahlen angegeben, behauptet indeß: "Was man von der ſchönen Prinzeſſin Ilſe erzählt, gehört dem Fabelreiche an." So ſprechen alle dieſe Leute, denen eine ſolche Prinzeſſin niemals erſchienen iſt, wir aber, die wir von ſchönen Damen beſonders begünſtigt werden, wiſſen das beſſer. Auch Kayſer Heinrich wußte es. Nicht umſonſt hingen die altſächſiſchen Kayſer ſo ſehr an ihrem heimiſchen Harze. Man blättere nur in der hübſchen Lüneburger Chronik, wo die guten, alten Herren, in wunderlich treuherzigen Holzſchnitten, abconterfeyt ſind, wohlgeharniſcht, hoch auf ihrem gewappneten Schlachtroß, die heilige Kayſerkrone auf dem theuren Haupte, Scepter und Schwerdt in feſten Händen; und auf den lieben, knebelbärtigen Geſichtern kann man deutlich leſen, wie oft ſie ſich nach den ſüßen Herzen ihrer Harz-Prinzeſſinnen und dem traulichen Rauſchen der Harzwälder zurückſehnten, wenn ſie in der Fremde weilten, wohl gar in dem zitronen- und giftreichen Welſchland, wohin ſie und ihre Nachfolger ſo oft verlockt wurden von dem Wunſche, römiſche Kayſer zu heißen, einer echtdeutſchen Titelſucht, woran Kayſer und Reich zu Grunde gingen.

Ich rathe aber Jedem, der auf der Spitze des Ilſenſteins ſteht, weder an Kayſer und Reich, noch an die ſchöne Ilſe, ſondern bloß an ſeine Füße zu denken. Denn als ich dort ſtand, in Gedanken verloren, hörte ich plötzlich die unterirdiſche Muſik des Zauberſchloſſes, und ich ſah, wie ſich die Berge ringsum auf die Köpfe ſtellten, und die rothen Ziegeldächer zu Ilſenburg anfingen zu tanzen, und die grünen Bäume in der blauen Luft herum flogen, daß es mir blau und grün vor den Augen wurde, und ich ſicher, vom Schwindel erfaßt, in den Abgrund geſtürzt wäre, wenn ich mich nicht, in meiner Seelennoth, an's eiſerne Kreuz feſtgeklammert hätte. Daß ich, in ſo mißlicher Stellung, dieſes letztere gethan habe, wird mir gewiß niemand verdenken.

Die "Harzreiſe" iſt und bleibt Fragment, und die bunten Fäden, die ſo hübſch hineingeſponnen ſind, um ſich im Ganzen harmoniſch zu verſchlingen, werden plötzlich, wie von der Scheere der unerbittlichen Parze, abgeſchnitten. Vielleicht verwebe ich ſie weiter in künftigen Liedern, und was jetzt kärglich verſchwiegen iſt, wird alsdann vollauf geſagt. Am Ende kommt es auch auf Eins heraus, wann und wo man etwas ausgeſprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausſpricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn ſie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch ſolche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schroffe ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden. Dieſes würde vielleicht ſchon bey den erſten Blättern der Harzreiſe der Fall ſeyn, und ſie könnten wohl einen minder ſauren Eindruck hervorbringen, wenn man anderweitig erführe, daß der Unmuth, den ich gegen Göttingen im Allgemeinen hege, obſchon er noch größer iſt als ich ihn ausgeſprochen, doch lange nicht ſo groß iſt wie die Verehrung, die ich für einige Individuen dort empfinde. Und warum ſollte ich es verſchweigen, ich meyne hier ganz beſonders jenen viel theueren Mann, der ſchon in frühern Zeiten ſich ſo freundlich meiner annahm, mir ſchon damals eine innige Liebe für das Studium der Geſchichte einflößte, mich ſpäterhin in dem Eifer für daſſelbe beſtärkte, und dadurch meinen Geiſt auf ruhigere Bahnen führte, meinem Lebensmuthe heilſamere Richtungen anwies, und mir überhaupt jene hiſtoriſchen Tröſtungen bereitete, ohne welche ich die qualvollen Erſcheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde. Ich ſpreche von Georg Sartorius, dem großen Geſchichtsforſcher und Menſchen, deſſen Auge ein klarer Stern iſt in unſerer dunklen Zeit, und deſſen gaſtliches Herz offen ſteht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Beſorgniſſe des Bettlers und des Königs, und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter. —

Ich kann nicht umhin, hier ebenfalls anzudeuten: daß der Oberharz, jener Theil des Harzes, den ich bis zum Anfang des Ilſethals beſchrieben habe, bey weitem keinen ſo erfreulichen Anblick wie der romantiſch maleriſche Unterharz gewährt, und in ſeiner wildſchroffen, tannendunklen Schönheit gar ſehr mit demſelben kontraſtirt; ſo wie ebenfalls die drey, von der Ilſe, von der Bode und von der Selke gebildeten Thäler des Unterharzes gar anmuthig unter einander kontraſtiren, wenn man den Charakter jedes Thales zu perſonifiziren weiß. Es ſind drey Frauengeſtalten, wovon man nicht ſo leicht zu entſcheiden vermag, welche die Schönſte ſey.

Von der lieben, ſüßen Ilſe und wie ſüß und lieblich ſie mich empfangen, habe ich ſchon geſagt und geſungen. Die düſtere Schöne, die Bode, empfing mich nicht ſo gnädig, und als ich ſie im ſchmiededunklen Rübeland zuerſt erblickte, ſchien ſie gar mürriſch und verhüllte ſich in einen ſilbergrauen Regenſchleyer; aber mit raſcher Liebe warf ſie ihn ab, als ich auf die Höhe der Roßtrappe gelangte, ihr Antlitz leuchtete mir entgegen in ſonnigſter Pracht, aus allen Zügen hauchte eine koloſſale Zärtlichkeit, und aus der bezwungenen Felſenbruſt drang es hervor wie Sehnſuchtſeufzer und ſchmelzende Laute der Wehmuth. Minder zärtlich, aber fröhlicher zeigte ſich mir die ſchöne Selke, die ſchöne, liebenswürdige Dame, deren edle Einfalt und heitre Ruhe alle ſentimentale Familiarität entfernt hält, die aber doch durch ein halbverſtecktes Lächeln ihren neckenden Sinn verräth; und dieſem möchte ich es wohl zuſchreiben, daß mich im Selkethale gar mancherley kleines Ungemach heimſuchte, daß ich, indem ich über das Waſſer ſpringen wollte, juſt in die Mitte hineinplumpſte, daß nachher, als ich das naſſe Fußzeug mit Pantoffeln vertauſcht hatte, einer derſelben mir abhanden, oder vielmehr abfüßen kam, daß mir ein Windſtoß die Mütze entführte, daß mir Wald-Dorne die Beine zerſetzten, u. leider ſ. w. Doch all dieſes Ungemach verzeihe ich gern der ſchönen Dame, denn ſie iſt ſchön. Und jetzt ſteht ſie vor meiner Einbildung mit all ihrem ſtillen Liebreiz, und ſcheint zu ſagen: wenn ich auch lache, ſo meyne ich es doch gut mit Ihnen, und ich bitte Sie, beſingen Sie mich. Die herrliche Bode tritt ebenfalls hervor in meiner Erinnerung, und ihr dunkles Auge ſpricht: du gleichſt mir im Stolz und im Schmerze, und ich will, daß du mich liebſt. Auch die ſchöne Ilſe kommt herangeſprungen, zierlich und bezaubernd in Miene, Geſtalt und Bewegung; ſie gleicht ganz dem holden Weſen, das meine Träume beſeligt, und ganz, wie Sie, ſchaut ſie mich an, mit unwiderſtehlicher Gleichgültigkeit und doch zugleich ſo innig, ſo ewig, ſo durchſichtig wahr — Nun, ich bin Paris, die drey Göttinnen ſtehen vor mir, und den Apfel gebe ich der ſchönen Ilſe.

Es iſt heute der erſte May, wie ein Meer des Lebens ergießt ſich der Frühling über die Erde, der weiße Blüthenſchaum bleibt an den Bäumen hängen, ein weiter, warmer Nebelglanz verbreitet ſich überall, in der Stadt blitzen freudig die Fenſterſcheiben der Häuſer, an den Dächern bauen die Spatzen wieder ihre Neſtchen, auf der Straße wandeln die Leute und wundern ſich, daß die Luft ſo angreifend und ihnen ſelbſt ſo wunderlich zu Muth iſt, die bunten Vierlanderinnen bringen Veilchenſträußer, die Waiſenkinder, mit ihren blauen Jäckchen und ihren lieben, unehlichen Geſichtchen, ziehen über den Jungfernſtieg und freuen ſich, als ſollten ſie heute einen Vater wiederfinden, der Bettler an der Brücke ſchaut ſo vergnügt, als hätte er das große Loos gewonnen, ſogar den ſchwarzen, noch ungehenkten Makler, der dort mit ſeinem ſpitzbübiſchen Manufakturwaaren-Geſicht einherläuft, beſcheint die Sonne mit ihren toleranteſten Strahlen, — ich will hinauswandern vor das Thor.

Es iſt der erſte May, und ich denke deiner, du ſchöne Ilſe — oder ſoll ich dich "Agnes" nennen, weil dir dieſer Name am beſten gefällt? — ich denke deiner, und ich möchte wieder zuſehen wie du leuchtend den Berg hinabläufſt. Am liebſten aber möchte ich unten im Thale ſtehen und dich auffangen in meine Arme. — Es iſt ein ſchöner Tag! Ueberall ſehe ich die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung. Ueberall, wie holde Wunder, blühen hervor die Blumen, und auch mein Herz will wieder blühen. Dieſes Herz iſt auch eine Blume, eine gar wunderliche. Es iſt kein beſcheidenes Veilchen, keine lachende Roſe, keine reine Lilie, oder ſonſtiges Blümchen, das mit artiger Lieblichkeit den Mädchenſinn erfreut, und ſich hübſch vor den hübſchen Buſen ſtecken läßt, und heute welkt und morgen wieder blüht. Dieſes Herz gleicht mehr jener ſchweren, abentheuerlichen Blume aus den Wäldern Braſiliens, die, der Sage nach, alle hundert Jahre nur einmal blüht. Ich erinnere mich, daß ich als Knabe eine ſolche Blume geſehen. Wir hörten in der Nacht einen Schuß, wie von einer Piſtole, und am folgenden Morgen erzählten mir die Nachbarskinder, daß es ihre “Aloe” geweſen, die mit ſolchem Knalle plötzlich aufgeblüht ſey. Sie führten mich in ihren Garten, und da ſah ich, zu meiner Verwunderung, daß das niedrige, harte Gewächs, mit den närriſch breiten, ſcharfgezackten Blättern, woran man ſich leicht verletzen konnte, jetzt ganz in die Höhe geſchoſſen war, und oben, wie eine goldne Krone, die herrlichſte Blüthe trug. Wir Kinder konnten nicht mahl ſo hoch hinaufſehen, und der alte, ſchmunzelnde Chriſtian, der uns lieb hatte, baute eine hölzerne Treppe um die Blume herum, und da kletterten wir hinauf, wie die Katzen, und ſchauten neugierig in den offnen Blumenkelch, woraus die gelben Strahlenfäden und wildfremden Düfte mit unerhörter Pracht hervordrangen.

Ja, Agnes, oft und leicht kommt dieſes Herz nicht zum Blühen; ſo viel ich mich erinnere, hat es nur ein einziges Mal geblüht, und das mag ſchon lange her ſeyn, gewiß ſchon hundert Jahr. Ich glaube, ſo herrlich auch damals ſeine Blüthe ſich entfaltete, ſo mußte ſie doch aus Mangel an Sonnenſchein und Wärme elendiglich verkümmern, wenn ſie nicht gar von einem dunklen Winterſturme gewaltſam zerſtört worden. Jetzt aber regt und drängt es ſich wieder in meiner Bruſt, und hörſt du plötzlich den Schuß — Mädchen! erſchrick nicht! ich hab' mich nicht todt geſchoſſen, ſondern meine Liebe ſprengt ihre Knospe, und ſchießt empor in ſtrahlenden Liedern, in ewigen Dithyramben, in freudigſter Sangesfülle.

Iſt dir aber dieſe hohe Liebe zu hoch, Mädchen, ſo mach' es dir bequem, und beſteige die hölzerne Treppe, und ſchaue von dieſer hinab in mein blühendes Herz.

Es iſt noch früh am Tage, die Sonne hat kaum die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, und mein Herz duftet ſchon ſo ſtark, daß es mir betäubend zu Kopfe ſteigt, daß ich nicht mehr weiß wo die Ironie aufhört und der Himmel anfängt, daß ich die Luft mit meinen Seufzern bevölkere, und daß ich ſelbſt wieder zerrinnen möchte in ſüße Atome, in die unerſchaffene Gottheit; — wie ſoll das erſt gehen, wenn es Nacht wird, und die Sterne am Himmel erſcheinen, „die unglückſel'gen Sterne, die dir ſagen können — —"

Es iſt der erſte May, der lumpigſte Ladenſchwengel hat heute das Recht ſentimental zu werden, und dem Dichter wollteſt du es verwehren?

Die Nordſee.

1825.

Erſte Abtheilung.

Uneigennützig zu ſeyn in Allem, am uneigennützigſten in Liebe und Freundſchaft, war meine höchſte Luſt, meine Maxime, meine Ausübung, ſo daß jenes freche, ſpätere Wort »Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?« mir recht aus der Seele geſprochen iſt.

(Aus Göthes »Dichtung und Wahrheit«
vierzehntes Buch.)

I.

Huldigung.

Ihr Lieder! Ihr meine guten Lieder!
Auf, auf! und wappnet Euch!
Laßt die Trompeten klingen,
Und hebt mir auf den Schild
Dies junge Mädchen,
Das jetzt mein ganzes Herz
Beherrſchen ſoll, als Königin.

Heil dir! du junge Königin!

Von der Sonne droben
Reiß' ich das ſtrahlend rothe Gold,
Und webe d'raus ein Diadem
Für dein geweihtes Haupt.

Von der flatternd blauſeid'nen Himmelsdecke,
Worin die Nachtdiamanten blitzen,
Schneid' ich ein koſtbar Stück,
Und häng' es dir, als Krönungsmantel,
Um deine königliche Schulter.
Ich gebe dir einen Hofſtaat
Von ſteifgeputzten Sonetten,
Stolzen Terzinen und höflichen Stanzen;
Als Läufer diene dir mein Witz,
Als Hofnarr meine Phantaſie,
Als Herold, die lachende Thräne im Wappen,
Diene dir mein Humor.
Aber ich ſelber, Königin,
Ich kniee vor dir nieder,
Und huld'gend, auf rothem Sammetkiſſen,
Ueberreiche ich Dir
Das bischen Verſtand,
Das mir, aus Mitleid, noch gelaſſen hat
Deine Vorgängerin im Reich.

II.

Abenddämmerung.

Am blaſſen Meeresſtrande,
Saß ich gedankenbekümmert und einſam.
Die Sonne neigte ſich tiefer, und warf
Glührothe Streifen auf das Waſſer,
Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Fluth gedrängt,
Schäumten und rauſchten näher und näher —
Ein ſeltſam Geräuſch, ein Flüſtern und Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sauſen,
Dazwiſchen ein wiegenliedheimliches Singen —
Mir war als hört' ich verſcholl'ne Sagen,
Uralte, liebliche Mährchen,
Die ich einſt, als Knabe,
Von Nachbarskindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend,

Auf den Treppenſteinen der Hausthür,
Zum ſtillen Erzählen niederkauerten,
Mit kleinen, horchenden Herzen
Und neugierklugen Augen; —
Während die großen Mädchen,
Neben duftenden Blumentöpfen,
Gegenüber am Fenſter ſaßen,
Roſengeſichter,
Lächelnd und mondbeglänzt.

III.

Sonnenuntergang.

Die glühend rothe Sonne ſteigt
Hinab in's weitaufſchauernde,
Silbergraue Weltmeer;
Luftgebilde, roſig angehaucht,
Wallen ihr nach, und gegenüber,
Aus herbſtlich dämmernden Wolkenſchleyern,
Ein traurig todtblaſſes Antlitz,
Bricht hervor der Mond,
Und hinter ihm, Lichtfünkchen,
Nebelweit, ſchimmern die Sterne.

Einſt am Himmel, glänzten,
Ehlich vereint,

Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um ſie her die Sterne,
Die kleinen, unſchuldigen Kinder.

Doch böſe Zungen ziſchelten Zwieſpalt,
Und es trennte ſich feindlich
Das hohe, leuchtende Eh'paar.

Jetzt, am Tage, in einſamer Pracht,
Ergeht ſich dort oben der Sonnengott,
Ob ſeiner Herrlichkeit
Angebetet und vielbeſungen
Von ſtolzen, glückgehärteten Menſchen.
Aber des Nachts,
Am Himmel, wandelt Luna,
Die arme Mutter
Mit ihren verwaiſten Sternenkindern,
Und ſie glänzt in ſtummer Wehmuth,
Und liebende Mädchen und ſanfte Dichter
Weihen ihr Thränen und Lieder.

Die weiche Luna! Weiblich geſinnt,
Liebt ſie noch immer den ſchönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauſcht ſie hervor aus leichtem Gewölk,
Und ſchaut nach dem Scheidenden, ſchmerzlich,
Und möchte ihm ängſtlich rufen: "Komm!
Komm! die Kinder verlangen nach Dir —"
Aber der trotzige Sonnengott,
Bey dem Anblick der Gattin, erglüht' er
In doppeltem Purpur,
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In ſein fluthenkaltes Wittwerbett.

* * *

Böſe, ziſchelnde Zungen
Brachten alſo Schmerz und Verderben
Selbſt über ewige Götter.
Und die armen Götter, oben am Himmel

Wandeln ſie, qualvoll,
Troſtlos unendliche Bahnen,
Und können nicht ſterben,
Und ſchleppen mit ſich
Ihr ſtrahlendes Elend.

Ich aber, der Menſch,
Der niedriggepflanzte, der Tod-beglückte,
Ich klage nicht länger.

IV.

Die Nacht am Strande.

Sternlos und kalt iſt die Nacht,
Es gährt das Meer;
Und über dem Meer', glatt auf dem Bauch',
Liegt der ungeſtaltete Nordwind,
Und heimlich, mit ächzend gedämpfter Stimme,
Wie'n ſtörriger Griesgram, der gutgelaunt wird,
Schwatzt er in's Waſſer hinein,
Und erzählt viel tolle Geſchichten,
Rieſenmährchen, todtſchlaglaunig,
Uralte Sagen aus Norweg,
Und dazwiſchen, weitſchallend, lacht er und heult er
Beſchwörungslieder der Edda,
Graue Runenſprüche,
So dunkeltrotzig und zaubergewaltig,
Daß die weißen Meerkinder

Hochaufſpringen und jauchzen,
Uebermuth-berauſcht.

Derweilen, am flachen Geſtade,
Ueber den fluthbefeuchteten Sand,
Schreitet ein Fremdling, mit einem Herzen,
Das wilder noch als Wind und Wellen;
Wo er hintritt,
Sprühen Funken und kniſtern die Muſcheln,
Und er hüllt ſich feſt in den grauen Mantel,
Und ſchreitet raſch durch die wehende Nacht;
Sicher geleitet vom kleinen Lichte,
Das lockend und lieblich ſchimmert,
Aus einſamer Fiſcherhütte.

Vater und Bruder ſind auf der See,
Und mutterſeelallein blieb dort
In der Hütte die Fiſchertochter,
Die wunderſchöne Fiſchertochter.
Am Heerde ſitzt ſie
Und horcht auf des Waſſerkeſſels

Ahnungsſüßes, heimliches Summen,
Und ſchüttet kniſterndes Reiſig in's Feuer,
Und bläßt hinein,
Daß die flackernd rothen Lichter
Zauberlieblich wiederſtrahlen
Auf das blühende Antlitz,
Auf die zarte, weiße Schulter,
Die rührend hervorlauſcht
Aus dem groben, grauen Hemde,
Und auf die kleine, ſorgſame Hand,
Die das Unterröckchen feſter bindet,
Um die feine Hüfte.

Aber plötzlich, die Thür ſpringt auf,
Und es tritt herein der nächtige Fremdling;
Liebeſicher ruht ſein Auge
Auf dem weißen, ſchlanken Mädchen,
Das ſchauernd vor ihm ſteht,
Gleich einer erſchrockenen Lilje;
Und er wirft den Mantel zur Erde,
Und lacht und ſpricht:

Siehſt du, mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels
Niederſtiegen zu Töchtern der Menſchen,
Und die Töchter der Menſchen umarmten,
Und mit ihnen zeugten
Zeptertragende Königsgeſchlechter
Und Helden, Wunder der Welt.
Doch ſtaune, mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit,
Und ich bitte dich, koche mir Thee mit Rum,
Denn draußen war's kalt,
Und bey ſolcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,
Und kriegen wir leicht den göttlichſten Schnupfen,
Und einen unſterblichen Huſten.

V.

Poſeidon.

Die Sonnenlichter ſpielten
Ueber das weithinrollende Meer;
Fern' auf der Rehde glänzte das Schiff,
Das mich zur Heimath tragen ſollte;
Aber es fehlte an gutem Fahrwind,
Und ich ſaß noch ruhig auf weißer Dühne,
Am einſamen Strand,
Und ich las das Lied vom Odüſſeus,
Das alte, ewig junge Lied,
Aus deſſen meerdurchrauſchten Blättern
Mir freudig entgegenſtieg
Der Athem der Götter,
Und der leuchtende Menſchenfrühling,
Und der blühende Himmel von Hellas.

Mein edles Herz begleitete treulich
Den Sohn des Laërtes, in Irrfahrt und Drangſal,
Setzte ſich mit ihm, ſeelenbekümmert,
An gaſtliche Heerde,
Wo Königinnen Purpur ſpinnen,
Und half ihm lügen und glücklich entrinnen
Aus Rieſenhöhlen und Nymphenarmen,
Folgte ihm nach in kimmeriſche Nacht,
Und in Sturm und Schiffbruch,
Und duldete mit ihm unſägliches Elend.

Seufzend ſprach ich: Du böſer Poſeidon,
Dein Zorn iſt furchtbar,
Und mir ſelber bangt
Ob der eignen Heimkehr.

Kaum ſprach ich die Worte,
Da ſchäumte das Meer,
Und aus den weißen Wellen ſtieg
Das ſchilfbekränzte Haupt des Meergotts,
Und höhniſch rief er:

Fürchte dich nicht, Poetlein!
Ich will nicht im gringſten gefährden
Dein armes Schiffchen,
Und nicht dein liebes Leben beängſt'gen
Mit allzubedenklichem Schaukeln.
Denn Du, Poetlein, haſt nie mich erzürnt,
Du haſt kein einziges Thürmchen verletzt
An Priamos heiliger Veſte,
Kein einziges Härchen haſt du verſengt
Am Aug' meines Sohns Polüphemos,
Und Dich hat niemals rathend beſchützt
Die Göttin der Klugheit, Pallas Athene.

Alſo rief Poſeidon
Und tauchte zurück in's Meer;
Und über den groben Seemannswitz
Lachten unter dem Waſſer
Amphitrite, das plumpe Fiſchweib,
Und die dummen Töchter des Nereus.

VI.

Erklärung.

Herangedämmert kam der Abend,
Wilder toſte die Fluth,
Und ich ſaß am Strand, und ſchaute zu
Dem weißen Tanz der Wellen,
Und meine Bruſt ſchwoll auf wie das Meer,
Und ſehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh
Nach dir, du holdes Bild,
Das überall mich umſchwebt,
Und überall mich ruft,
Ueberall, überall,
Im Sauſen des Windes, im Brauſen des Meers,
Und im Seufzen der eigenen Bruſt.

Mit leichtem Rohr ſchrieb ich in den Sand:
“Agnes, ich liebe Dich!”

Doch böſe Wellen ergoſſen ſich
Ueber das ſüße Bekenntniß,
Und löſchten es aus.

Zerbrechliches Rohr, zerſtiebender Sand,
Zerfließende Wellen, Euch trau' ich nicht mehr!
Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,
Und mit ſtarker Hand, aus Norwegs Wäldern
Reiß ich die höchſte Tanne,
Und tauche ſie ein
In des Aetnas glühenden Schlund, und mit ſolcher
Feuergetränkten Rieſenfeder
Schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke:
“Agnes, ich liebe Dich!”

Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenſchrift,
Und alle nachwachſende Enkelgeſchlechter
Leſen jauchzend die Himmelsworte:
“Agnes, ich liebe Dich!”

VII.

Nachts in der Cajüte.

Das Meer hat ſeine Perlen,
Der Himmel hat ſeine Sterne,
Aber mein Herz, mein Herz,
Mein Herz hat ſeine Liebe.

Groß iſt das Meer und der Himmel,
Doch größer iſt mein Herz,
Und ſchöner als Perlen und Sterne
Leuchtet und ſtrahlt meine Liebe.

Du kleines, junges Mädchen,
Komm an mein großes Herz;
Mein Herz und das Meer und der Himmel
Vergehn vor lauter Liebe.

* * *

An die blaue Himmelsdecke,
Wo die ſchönen Sterne blinken,
Möcht' ich preſſen meine Lippen,
Preſſen wild und ſtürmiſch weinen.

Jene Sterne ſind die Augen
Meiner Liebſten, tauſendfältig
Schimmern ſie und grüßen freundlich,
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke,
Nach den Augen der Geliebten,
Heb' ich andachtsvoll die Arme,
Und ich bete und ich flehe:

Holde Augen, Gnadenlichter,
O, beſeligt meine Seele,
Laßt mich ſterben und erwerben
Euch und Euren ganzen Himmel!

* * *

Aus den Himmelsaugen droben,
Fallen zitternd lichte Funken
Durch die Nacht, und meine Seele
Dehnt ſich liebeweit und weiter.

O, Ihr Himmelsaugen droben!
Weint Euch aus in meine Seele,
Daß von lieben Sternenthränen
Ueberfließet meine Seele.

* * *

Eingewiegt von Meereswellen,
Und von träumenden Gedanken,
Lieg' ich ſtill in der Kajüte,
In dem dunkeln Winkelbette.

Durch die off'ne Luke ſchau' ich
Droben hoch die hellen Sterne,
Die geliebten, ſüßen Augen
Meiner ſüßen Vielgeliebten.

Die geliebten, ſüßen Augen,
Wachen über meinem Haupte,
Und ſie klingen und ſie winken
Aus der blauen Himmelsdecke.

Nach der blauen Himmelsdecke
Schau' ich ſelig lange Stunden,
Bis ein weißer Nebelſchleyer
Mir verhülle die lieben Augen.

* * *

An die bretterne Schiffswand,
Wo mein träumendes Haupt liegt,
Branden die Wellen, die wilden Wellen.
Sie rauſchen und murmeln
Mir heimlich in's Ohr:
"Bethörter Geſelle!
Dein Arm iſt kurz, und der Himmel iſt weit,
Und die Sterne droben ſind feſtgenagelt,
Vergebliches Sehnen, vergebliches Seufzen,
Das Beſte wäre, du ſchlieſeſt ein."

* * *

Es träumte mir von einer weiten Haide,
Weit überdeckt von weißem, weißem Schnee,
Und unter'm weißen Schnee lag ich begraben,
Und ſchlief den einſam kalten Todesſchlaf.

Doch droben aus dem dunkeln Himmel ſchauten
Herunter auf mein Grab die Sternenaugen,
Die ſüßen Augen! und ſie glänzten ſieghaft
Und ruhig heiter, aber voller Liebe.

VIII.

Sturm.

Es wüthet der Sturm,
Und er peitſcht die Well'n,
Und die Wellen, wuthſchäumend und bäumend,
Thürmen ſich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Waſſerberge,
Und das Schifflein erklimmt ſie
Haſtig mühſam,
Und plötzlich ſtürzt es hinab
In ſchwarze, weitgähnende Fluthabgründe —

O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentſtiegenen!
Großmutter der Liebe! ſchone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,

Die weiße, geſpenſtiſche Möve,
Und wetzt an den Maſtbaum den Schnabel,
Und lechzt, voll Fraßbegier, nach dem Mund,
Der vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
Und lechzt nach dem Herzen,
Das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im toſenden Sturm,
Im Schlachtlärm der Winde;
Es brauſt und pfeift und praſſelt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwiſchendurch hör' ich vernehmbar
Lockende Harfenlaute,
Sehnſuchtwilden Geſang,
Seelenſchmelzend und ſeelenzerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an ſchottiſcher Felſenküſte,
Wo das graue Schlößlein hinausragt

Ueber die brandende See,
Dort am hochgewölbten Fenſter,
Steht eine ſchöne, kranke Frau,
Zartdurchſichtig und marmorblaß,
Und ſie ſpielt die Harfe und ſingt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken,
Und trägt ihr dunkles Lied'
Ueber das weite, ſtürmende Meer.

IX.

Meeresſtille.

Meeresſtille! Ihre Strahlen
Wirft die Sonne auf das Waſſer,
Und im wogenden Geſchmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen.

Bey dem Steuer liegt der Bootsmann,
Auf dem Bauch, und ſchnarchet leiſe.
Bey dem Maſtbaum, ſeegelflickend,
Kauert der betheerte Schiffsjung.

Hinter'm Schmutze ſeiner Wangen
Sprüht es roth, wehmüthig zuckt es
Um das breite Maul, und ſchmerzlich
Schau'n die großen, ſchönen Augen.

Denn der Capitän ſteht vor ihm,
Tobt und flucht und ſchilt ihn: Spitzbub.
"Spitzbub! einen Hering haſt du
Aus der Tonne mir geſtohlen!"

Meeresſtille! Aus den Wellen
Taucht hervor ein kluges Fiſchlein,
Wärmt das Köpfchen in der Sonne,
Plätſchert luſtig mit dem Schwänzchen.

Doch die Möve, aus den Lüften,
Schießt herunter auf das Fiſchlein,
Und den raſchen Raub im Schnabel
Schwingt ſie ſich hinauf in's Blaue.

X.

Seegeſpenſt.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und ſchaute, träumenden Auges,
Hinab in das ſpiegelklare Waſſer,
Und ſchaute tiefer und tiefer —
Bis tief, im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählig farbenbeſtimmter,
Kirchenkuppel und Thürme ſich zeigten
Und endlich, ſonnenklar, eine ganze Stadt,
Alterthümlich niederländiſch,
Und menſchenbelebt.

Bedächtige Männer, ſchwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrauſen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Geſichtern,
Schreiten, über den wimmelnden Marktplatz,
Nach dem treppenhohen Rathhauſ',
Wo ſteinerne Kayſerbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwerdt.
Unferne, vor langen Häuſer-Reih'n
Mit ſpiegelblanken Fenſtern,
Stehn pyramidiſch beſchnittene Linden,
Und wandeln ſeidenrauſchende Jungfrau'n,
Ein gülden Band um den ſchlanken Leib,
Die Blumengeſichter ſittſam umſchloſſen
Von ſchwarzen, ſammtnen Mützchen,
Woraus die Lockenfülle hervordringt.
Bunte Geſellen, in ſpaniſcher Tracht,
Stolziren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verſchollnen Gewändern,
Geſangbuch und Roſenkranz in der Hand,
Eilen, trippelnden Schrittes,

Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauſchendem Orgelton.

Mich ſelbſt ergreift des fernen Klangs
Geheimnißvoller Schauer,
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beſchleicht mein Herz,
Mein kaumgeheiltes Herz;
Mir iſt als würden ſeine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten,
Heiße, rothe Tropfen,
Die lang und langſam niederfall'n
Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerſtadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholiſch menſchenleer iſt,
Nur daß am untern Fenſter
Ein Mädchen ſitzt,
Den Kopf auf den Arm geſtützt,

Wie ein armes, vergeſſenes Kind —
Und ich kenne dich armes, vergeſſenes Kind!

So tief, ſo tief alſo
Verſteckteſt du dich vor mir,
Aus kindiſcher Laune,
Und konnteſt nicht mehr hinauf,
Und ſaßeſt fremd unter fremden Leuten,
Fünfhundert Jahre lang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich ſuchte,
Und immer dich ſuchte,
Du Immergeliebte,
Du Längſtverlorene,
Du Endlichgefundene, —
Ich hab' dich gefunden und ſchaue wieder
Dein ſüßes Geſicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlaſſen,
Und ich komme hinab zu dir,

Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beym Fuß der Capitän,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
Doktor, ſind Sie des Teufels?

XI.

Reinigung.

Bleib' Du in deiner Meerestiefe,
Wahnſinniger Traum,
Der du einſt ſo manche Nacht
Mein Herz mit falſchem Glück gequält haſt
Und jetzt, als See-Geſpenſt,
Sogar am hellen Tag' mich bedroheſt —
Bleib' Du dort unten, in Ewigkeit,
Und ich werfe noch zu dir hinab
All meine Schmerzen und Sünden
Und die Schellenkappe der Thorheit,
Die ſo lange mein Haupt umklingelt,
Und die kalte, gleißende Schlangenhaut
Der Heucheley,
Die mir ſo lang' die Seele umwunden,
Die kranke Seele,

Die gottverleugnende, engelverleugnende,
Unſelige Seele —
Hoiho! Hoiho! Da kommt der Wind!
Die Segel auf! Sie flattern und ſchwell'n;
Ueber die ſtillverderbliche Fläche
Eilet das Schiff,
Und es jauchzt die befreyte Seele.

XII.

Frieden.

Hoch am Himmel ſtand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war ſtill,
Und ſinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumeriſch ſinnend, — und halb im Wachen
Und halb im Schlummer, ſchaute ich Chriſtus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er rieſengroß
Ueber Land und Meer;
Es ragte ſein Haupt in den Himmel,
Die Hände ſtreckte er ſegnend
Ueber Land und Meer;
Und als ein Herz in der Bruſt
Trug er die Sonne,

Die rothe, flammende Sonne,
Und das rothe, flammende Sonnenherz
Goß ſeine Gnadenſtrahlen
Und ſein holdes, liebſeliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Ueber Land und Meer.

Glockenklänge zogen feyerlich
Hin und her, zogen wie Schwäne,
Am Roſenbande, das gleitende Schiff,
Und zogen es ſpielend an's grüne Ufer,
Wo Menſchen wohnen, in hochgethürmter,
Ragender Stadt.

O Friedenswunder! Wie ſtill die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräuſch
Der ſchwatzenden, ſchwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Zogen Menſchen, weißgekleidete,
Palmzweig-tragende,
Und wo ſich Zwey begegneten,

Sahn ſie ſich an, verſtändnißinnig,
Und ſchauernd, in Liebe und ſüßer Entſagung,
Küßten ſie ſich auf die Stirne,
Und ſchauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig verſöhnend ſein rothes Blut
Hinunterſtrahlte,
Und dreymalſelig ſprachen ſie:
Gelobt ſey Jeſu Chriſt!

* * *

Hätteſt du doch dies Traumbild erſonnen,
Was gäbeſt du d'rum,
Geliebteſter!
Der du in Kopf und Lenden ſo ſchwach,
Und im Glauben ſo ſtark biſt,
Und die Dreyfaltigkeit ehreſt in Einfalt,
Und den Mops und das Kreuz und die Pfote
Der hohen Gönnerin täglich küſſeſt,
Und dich hinaufgefrömmelt haſt
Zum Hofrath und dann zum Juſtizrath,

Und endlich zum Rathe bey der Regierung,
In der frommen Stadt,
Wo der Sand und der Glauben blüht,
Und der heiligen Sprea geduldiges Waſſer
Die Seelen wäſcht und den Thee verdünnt —
Hätteſt du doch dies Traumbild erſonnen,
Geliebteſter!
Du trügeſt es, höheren Ortes, zu Markt,
Dein weiches, blinzelndes Antlitz
Verſchwämme ganz in Andacht und Demuth,
Und die Hocherlauchte,
Verzückt und wonnebebend,
Sänke betend mit dir auf's Knie,
Und ihr Auge, ſelig ſtrahlend,
Verhieße dir eine Gehaltzulage
Von hundert Thalern Preußiſch Courant,
Und du ſtammelteſt händefaltend:
Gelobt ſey Jeſu Chriſt!

Anmerkung.

Obſchen ich mich bey der Correctur dieſes Bandes unſäglich abmühte, ſo ſind doch gewiß viele Errata ſtehen geblieben, und ich würde ſie auch gern nachträglich verbeſſern, wenn ich ſie nur in dieſem Augenblick gleich aufzufinden wußte. Zufällig ſehe ich eben auf S. 123, Z. 7 v. u. ſteht „erwämie“ ſtatt: „erwärmte.“ Auf S. 217, Z. 8 v. u. ſteht „Angeli“ ſtatt: „Wurm.“ Ehrlich geſtanden, Erſteren habe ich niemals geſehen und die gewiß ſehr bedeutende Namensverwechſelung iſt zufällig. S. 53, Z. 4 v. ob. ſteht „Bettlerwort“ ſtatt: „Bettelwort.“ Letzteres iſt der beſſere Ausdruck. — Die übrigen Verbeſſerungen ſollen nachgeliefert werden im zweiten Theile der Reiſebilder, welcher noch außerdem recht viel Hübſches enthalten wird, z. B. abgebrochene Erzählungen, halbe Anſichten der Hauptſtädte Nord-Deutſchland's, ſogar Bemerkungen über polniſche Wälder und deutſche Literatur u. ſ. w. — Saumſeligen Freunden, die noch immer Mſpte von mir zurückhalten und vielleicht von gedruckten Bitten ſtärker gerührt werden, als von geſchriebenen, wird recht liebevoll angedeutet: daß Briefe und Paquete, mit der Aufſchrift „an Heinrich Heine, Dr. Jur., per Adreſſe der Herren Hoffmann und Campe in Hamburg“ jederzeit richtig an mich befördert werden.

Gedruckt in der Langhoffſchen Buchdruckerei in Hamburg.

Reiſebilder

von

H. Heine.

Zweiter Theil.

H. 1914. 627

Hamburg,
bey Hoffmann und Campe.
1827.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Die Nordſee.

1826.

Zweite Abtheilung.

Motto: Xenophon's Anabaſis IV. 7.

I.

Meergruß.

Thalatta! Thalatta!
Sey mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sey mir gegrüßt zehntauſendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einſt dich begrüßten
Zehntauſend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimathverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluthen,
Sie wogten und brauſten,
Die Sonne goß eilig herunter

Die ſpielenden Roſenlichter,
Die aufgeſcheuchten Mövenzüge
Flatterten fort, lautſchreyend,
Es ſtampſten die Roſſe, es klirrten die Schilde,
Und weithin erſcholl es, wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

Sey mir gegrüßt, du ewiges Meer,
Wie Sprache der Heimath rauſcht mir dein Waſſer,
Wie Träume der Kindheit ſeh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet,
Und alte Erinn'rung erzählt mir auf's neue,
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den rothen Corallenbäumen,
Goldfiſchchen, Perlen und bunten Muſcheln,
Die du geheimnißvoll bewahreſt
Dort unten im klaren Kriſtallhaus.

O! wie hab' ich geſchmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume

In des Botanikers blecherner Kapſel,
Lag mir das Herz in der Bruſt;
Mir iſt, als ſaß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenſtube,
Und nun verlaß ich ſie plötzlich,
Und blendend ſtrahlt mir entgegen
Der ſchmaragdne Frühling, der ſonnengeweckte,
Und es rauſchen die weißen Blüthenbäume,
Und die jungen Blumen ſchauen mich an,
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und ſummt, und athmet und lacht,
Und im blauen Himmel ſingen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

Du tapferes Rückzugherz!
Wie oft, wie bitteroft
Bedrängten dich des Nordens Barbarinnen!
Aus großen, ſiegenden Augen
Schoſſen ſie brennende Pfeile;
Mit krummgeſchliffenen Worten
Drohten ſie mir die Bruſt zu ſpalten,

Mit Keilſchriftbillets zerſchlugen ſie mir
Das arme, betäubte Gehirn —
Vergebens hielt ich den Schild entgegen,
Die Pfeile ziſchten, die Hiebe krachten,
Und von des Nordens Barbarinnen
Ward ich gedrängt bis an's Meer,
Und freyaufathmend begrüß' ich das Meer,
Das liebe, rettende Meer,
Thalatta! Thalatta!

II.

Gewitter.

Dumpf liegt auf dem Meer' das Gewitter,
Und durch die ſchwarze Wolkenwand
Zuckt der zackige Wetterſtrahl,
Raſch aufleuchtend und raſch verſchwindend,
Wie'n Witz aus dem Haupte Kronions.
Ueber das wüſte, wogende Waſſer
Weithin rollen die Donner
Und ſpringen die weißen Wellenroſſe,
Die Boreas ſelber gezeugt
Mit des Erichthons reizenden Stuten,
Und es flattert ängſtlich das Seegevögel,
Wie Schattenleichen am Styx,
Die Charon abwies vom nächtlichen Kahn.

Armes, luſtiges Schifflein,
Das dort dahintanzt den ſchlimmſten Tanz!

Aeolus ſchickt ihm die flinkſten Geſellen,
Die wild aufſpielen zum fröhlichen Reigen;
Der Eine pfeift, der Andre bläſt,
Der Dritte ſtreicht den dumpfen Brummbaß —
Und der ſchwankende Seemann ſteht am Steuer,
Und ſchaut beſtändig nach der Buſſole,
Der zitternden Seele des Schiffes,
Und hebt die Hände flehend zum Himmel:
O rette mich, Kaſtor, reiſiger Held,
Und Du, Kämpfer der Fauſt, Polydeukes!

III.

Der Schiffbrüchige.

Hoffnung und Liebe! Alles zertrümmert!
Und ich ſelber, gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg' ich am Strande,
Am öden, kahlen Strande.
Vor mir woget die Waſſerwüſte,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer', in Nebeleimern,
Das Waſſer ſchöpfen,
Und es mühſam ſchleppen und ſchleppen,
Und es wieder verſchütten in's Meer,
Ein trübes, langweil'ges Geſchäft,
Und nutzlos, wie mein eignes Leben.

Die Wogen murmeln, die Möven ſchrillen,
Alte Erinn'rungen wehen mich an,
Vergeſſene Träume, erloſchene Bilder,
Qualvoll ſüße, tauchen hervor!

Es lebt ein Weib im Norden,
Ein ſchönes Weib, königlich ſchön.
Die ſchlanke Zypreſſengeſtalt
Umſchließt ein lüſtern weißes Gewand;
Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine ſelige Nacht, ergießt ſich
Von dem hohen, flechtengekrönten Haupte,
Sie ringelt ſich träumeriſch ſüß
Um das ſüße, blaſſe Antlitz;
Und aus dem ſüßen, blaſſen Antlitz,
Groß und gewaltig, ſtrahlt ein Auge,
Wie eine ſchwarze Sonne.

O, du ſchwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft, trank ich aus dir
Die wilden Begeiſt'rungsflammen,

Und ſtand und taumelte, feuerberauſcht —
Dann ſchwebte ein taubenmildes Lächeln
Um die hochgeſchürzten, ſtolzen Lippen,
Und die hochgeſchürzten, ſtolzen Lippen
Hauchten Worte, ſüß wie Mondlicht
Und zart wie der Duft der Roſe —
Und meine Seele erhob ſich
Und flog, wie ein Aar, hinauf in den Himmel!

Schweigt, ihr Wogen und Möven!
Vorüber iſt Alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,
Ein öder, ſchiffbrüchiger Mann,
Und drücke mein glühendes Antlitz
In den feuchten Sand.

IV.

Untergang der Sonne.

Die ſchöne Sonne
Iſt ruhig hinabgeſtiegen in's Meer;
Die wogenden Waſſer ſind ſchon gefärbt
Von der dunkeln Nacht,
Nur noch die Abendröthe
Ueberſtreut ſie mit goldnen Lichtern,
Und die rauſchende Fluthgewalt
Drängt an's Ufer die weißen Wellen,
Die luſtig und haſtig hüpfen,
Wie wollige Lämmerheerden,
Die Abends der ſingende Hirtenjunge
Nach Hauſe treibt.

Wie ſchön iſt die Sonne!
So ſprach nach langem Schweigen der Freund,
Der mit mir am Strande wandelte,

Und ſcherzend halb und halb wehmüthig,
Verſichert' er mir: die Sonne ſey
Eine ſchöne Frau, die den alten Meergott
Aus Convenienz geheurathet;
Des Tages über wandle ſie freudig
Am hohen Himmel, purpurgeputzt,
Und diamantenblitzend,
Und allgeliebt und allbewundert
Von allen Weltkreaturen,
Und alle Weltkreaturen erfreuend
Mit ihres Blickes Licht und Wärme;
Aber des Abends, troſtlos gezwungen,
Kehre ſie wieder zurück
In das naſſe Haus, in die öden Arme
Des greiſen Gemahls.

Glaub mir's — ſetzte hinzu der Freund,
Und lachte und ſeufzte und lachte wieder —
Die führen dort unten die zärtlichſte Ehe!
Entweder ſie ſchlafen oder ſie zanken ſich,
Daß hochaufbrauſt hier oben das Meer,

Und der Schiffer im Wellengeräuſch es hört
Wie der Alte ſein Weib ausſchilt:
“Runde-Metze des Weltalls!
Strahlenbuhlende!
Den ganzen Tag glühſt du für Andre,
Und Nachts, für Mich, biſt du froſtig und müde!”
Nach ſolcher Gardienenpredigt,
Verſteht ſich! bricht dann aus in Thränen
Die ſtolze Sonne und klagt ihr Elend,
Und klagt ſo jammerlang, daß der Meergott
Plötzlich verzweiflungsvoll aus dem Bett ſpringt,
Und ſchnell nach der Meeresfläche heraufſchwimmt,
Um Luft und Beſinnung zu ſchöpfen.

So ſah ich ihn ſelbſt, verfloſſene Nacht,
Bis an die Bruſt dem Meer' enttauchen.
Er trug eine Jacke von gelbem Flanell,
Und eine lilienweiße Schlafmütz,
Und ein abgewelktes Geſicht.

V.

Der Geſang der Okeaniden.

Abendlich blaſſer wird es am Meere,
Und einſam, mit ſeiner einſamen Seele,
Sitzt dort ein Mann auf dem kahlen Strand,
Und ſchaut, todtkalten Blickes, hinauf
Nach der weiten, todtkalten Himmelswölbung,
Und ſchaut auf das weite, wogende Meer,
Und über das weite, wogende Meer,
Wie Lüfteſegler, ziehn ſeine Seufzer,
Und kehren wieder, trübſelig,
Und hatten verſchloſſen gefunden das Herz,
Worin ſie ankern wollten —
Und er ſtöhnt ſo laut, daß die weißen Möven,
Aufgeſcheucht aus den ſandigen Neſtern,
Ihn heerdenweiſ' umflattern,
Und er ſpricht zu ihnen die lachenden Worte:

Schwarzbeinigte Vögel,
Mit weiſſen Flügeln Meer-überflatternde,
Mit krummen Schnäbeln Seewaſſer-ſaufende,
Und thranigtes Robbenfleiſch-freſſende,
Eu'r Leben iſt bitter wie Eure Nahrung!
Ich aber, der Glückliche, koſte nur Süßes!
Ich koſte den ſüßen Duft der Roſe,
Der Mondſchein-gefütterten Nachtigallbraut;
Ich koſte noch ſüßere Zoſty-Baiſers,
Mit weißer Seligkeit gefüllte;
Und das Allerſüßeſte koſt' ich:
Süße Liebe und ſüßes Geliebtſeyn.

Sie liebt mich! Sie liebt mich! die holde Jungfrau!
Jetzt ſteht ſie daheim, am Erker des Hauſes,
Und ſchaut in die Dämm'rung hinaus, auf die Landſtraß',
Und horcht, und ſehnt ſich nach mir — wahrhaftig!
Vergebens ſpäht ſie umher und ſie ſeufzet,
Und ſeufzend ſteigt ſie hinab in den Garten,

Und wandelt in Duft und Mondſchein,
Und ſpricht mit den Blumen, erzählet ihnen:
Wie ich, der Geliebte, ſo lieblich bin
Und ſo liebenswürdig — wahrhaftig!
Nachher im Bette, im Schlafe, im Traum,
Umgaukelt ſie ſelig mein theures Bild,
Sogar des Morgens, beim Frühſtück,
Auf dem glänzenden Butterbrodte,
Sieht ſie mein lächelndes Antlitz,
Und ſie frißt es auf vor Liebe — wahrhaftig!

Alſo prahlt er und prahlt er,
Und zwiſchendrein ſchrillen die Möven,
Wie kaltes, ironiſches Kichern;
Die Dämm'rungsnebel ſteigen herauf;
Aus violettem Gewölk, unheimlich,
Schaut hervor der grasgelbe Mond;
Hochaufrauſchen die Meereswogen,
Und tief aus hochaufrauſchendem Meer,
Wehmüthig wie flüſternder Windzug,
Tönt der Geſang der Okeaniden,

Der ſchönen, mitleidigen Waſſerfrau'n,
Vor allen vernehmbar die liebliche Stimme
Der ſilberfüßigen Peleus-Gattinn,
Und ſie ſeufzen und ſingen:

O Thor, du Thor! du prahlender Thor!
Du kummergequälter!
Dahingemordet ſind all deine Hoffnungen,
Die tändelnden Kinder des Herzens,
Und ach! dein Herz, dein Niobe-Herz
Verſteinert vor Gram!
In deinem Haupte wird's Nacht,
Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnſinns,
Und du prahlſt vor Schmerzen!
O Thor, du Thor! du prahlender Thor!
Halsſtarrig biſt du wie dein Ahnherr,
Der hohe Titane, der himmliſches Feuer
Den Göttern ſtahl und den Menſchen gab,
Und Geyer-gequälet, Felſen-gefeſſelt,
Olympauftrotzte und trotzte und ſtöhnte,
Daß wir es hörten im tiefen Meer,

Und zu ihm kamen mit Troſtgeſang.
O Thor, du Thor! du prahlender Thor!
Du aber biſt ohnmächtiger noch,
Und es wäre vernünftig, du ehrteſt die Götter,
Und trügeſt geduldig die Laſt des Elends,
Und trügeſt geduldig ſo lange, ſo lange,
Bis Atlas ſelbſt die Geduld verliert,
Und die ſchwere Welt von den Schultern abwirft
In die ewige Nacht.

So ſcholl der Geſang der Okeaniden,
Der ſchönen, mitleidigen Waſſerfrau'n,
Bis lautere Wogen ihn überrauſchten —
Hinter die Wolken zog ſich der Mond,
Es gähnte die Nacht,
Und ich ſaß noch lange im Dunkeln und weinte.

VI.

Die Götter Griechenlands.

Vollblühender Mond! In deinem Licht,
Wie fließendes Gold, erglänzt das Meer;
Wie Tagesklarheit, doch dämmrig verzaubert,
Liegt's über der weiten Strandesfläche;
Und am hellblau'n, ſternloſen Himmel
Schweben die weißen Wolken,
Wie koloſſale Götterbilder
Von leuchtendem Marmor.

Nein, nimmermehr, das ſind keine Wolken!
Das ſind ſie ſelber, die Götter von Hellas,
Die einſt ſo freudig die Welt beherrſchten,
Doch jetzt, verdrängt und verſtorben,
Als ungeheure Geſpenſter dahinziehn
Am mitternächtlichen Himmel.

Staunend, und ſeltſam geblendet, betracht' ich
Das luftige Pantheon,
Die feyerlich ſtummen, grau'nhaft bewegten
Rieſengeſtalten.
Der dort iſt Kronion, der Himmelskönig,
Schneeweiß ſind die Locken des Haupts,
Die berühmten, olymposerſchütternden Locken,
Er hält in der Hand den erloſchenen Blitz,
In ſeinem Geſichte liegt Unglück und Gram,
Und doch noch immer der alte Stolz.
Das waren beſſere Zeiten, o Zeus,
Als du dich himmliſch ergötzteſt
An Knaben und Nymphen und Hekatomben!
Doch auch die Götter regieren nicht ewig,
Die jungen verdrängen die alten,
Wie du einſt ſelber den greiſen Vater
Und deine Titanen-Oehme verdrängt,
Jupiter Parricida!
Auch dich erkenn' ich, ſtolze Here!
Trotz all deiner eiferſüchtigen Angſt,
Hat doch eine Andre das Zepter gewonnen,

Und du biſt nicht mehr die Himmelskön'gin,
Und dein großes Aug' iſt erſtarrt,
Und deine Liljenarme ſind kraftlos,
Und nimmermehr trifft deine Rache
Die gottbefruchtete Jungfrau
Und den wunderthätigen Gottesſohn.
Auch dich erkenn' ich, Pallas Athene!
Mit Schild und Weisheit konnteſt du nicht
Abwehren das Götterverderben?
Auch dich erkenn' ich, auch dich, Aphrodite,
Einſt die goldene! jetzt die ſilberne!
Zwar ſchmückt dich noch immer des Gürtels Liebreiz;
Doch graut mir heimlich vor deiner Schönheit,
Und wollt' mich beglücken dein gütiger Leib,
Wie andre Helden, ich ſtürbe vor Angſt;
Als Leichengöttin erſcheinſt du mir,
Venus Libitina!
Nicht mehr mit Liebe ſchaut nach dir,
Dort, der ſchreckliche Ares.
Es ſchaut ſo traurig Phöbos Apollo,
Der Jüngling. Es ſchweigt ſeine Ley'r,

Die ſo freudig erklungen beim Göttermahl.
Noch trauriger ſchaut Hephaiſtos,
Und wahrlich, der Hinkende! nimmermehr
Fällt er Hebe'n in's Amt,
Und ſchenkt geſchäftig, in der Verſammlung,
Den lieblichen Nektar — Und längſt iſt erloſchen
Das unauslöſchliche Göttergelächter.

Ich hab' Euch niemals geliebt, Ihr Götter!
Denn widerwärtig ſind mir die Griechen,
Und gar die Römer ſind mir verhaßt.
Doch heil'ges Erbarmen und ſchauriges Mitleid
Durchſtrömt mein Herz,
Wenn ich Euch jetzt da droben ſchaue,
Verlaſſene Götter,
Todte, nachtwandelnde Schatten,
Nebelſchwache, die der Wind verſcheucht —
Und wenn ich bedenke, wie feig und windig
Die Götter ſind, die Euch beſiegten,
Die neuen, herrſchenden, triſten Götter,
Die Schadenfrohen im Schafspelz der Demuth —

O da faßt mich ein düſterer Groll,
Und brechen möcht' ich die neuen Tempel,
Und kämpfen für Euch, Ihr alten Götter,
Für Euch und Eu'r gutes, ambroſiſches Recht,
Und vor Euren hohen Altären,
Den wiedergebauten, den opferdampfenden,
Möcht' ich ſelber knien und beten,
Und flehend die Arme erheben —

Denn, immerhin, Ihr alten Götter,
Habt Ihr's auch eh'mals, in Kämpfen der Menſchen,
Stets mit der Parthey der Sieger gehalten,
So iſt doch der Menſch großmüth'ger als Ihr,
Und in Götterkämpfen halt' ich es jetzt
Mit der Parthey der beſiegten Götter.

* * *

Alſo ſprach ich, und ſichtbar errötheten
Droben die blaſſen Wolkengeſtalten,
Und ſchauten mich an wie Sterbende,

Schmerzenverklärt, und ſchwanden plötzlich.
Der Mond verbarg ſich eben
Hinter Gewölk, das dunkler heranzog;
Hochaufrauſchte das Meer,
Und ſiegreich traten hervor am Himmel
Die ewigen Sterne.

VII.

Fragen.

Am Meer, am wüſten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Bruſt voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düſtern Lippen fragt er die Wogen:

“O löſ't mir das Räthſel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthſel,
Worüber ſchon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andre
Arme, ſchwitzende Menſchenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Menſch?
Woher iſt er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es weht der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

VIII.

Der Phönix.

Es kommt ein Vogel geflogen aus Weſten,
Er fliegt gen Oſten,
Nach der öſtlichen Gartenheimath,
Wo Spezereyen duften und wachſen,
Und Palmen rauſchen und Brunnen kühlen —
Und fliegend ſingt der Wundervogel:

“Sie liebt ihn! ſie liebt ihn!
Sie trägt ſein Bildniß im kleinen Herzen,
Und trägt es ſüß und heimlich verborgen,
Und weiß es ſelbſt nicht!
Aber im Traume ſteht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küßt ſeine Hände,

Und ruft ſeinen Namen,
Und rufend erwacht ſie und liegt erſchrocken,
Und reibt ſich verwundert die ſchönen Augen —
Sie liebt ihn! ſie liebt ihn!"

IX.

Echo.

Am Maſtbaum gelehnt, auf dem hohen Verdeck,
Stand ich und hört' ich des Vogels Geſang.
Wie ſchwarzgrüne Roſſe mit ſilbernen Mähnen,
Sprangen die weißgekräuſelten Wellen,
Wie Schwänenzüge ſchifften vorüber,
Mit ſchimmernden Segeln, die Helgolander,
Die kecken Nomaden der Nordſee;
Ueber mein Haupt, im ewigen Blau,
Hinflatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Roſe des Himmels, die feuerblühende,
Die freudvoll ſich im Meer beſpiegelte;
Und Himmel und Meer und mein eignes Herz
Ertönten im Nachhall:
Sie liebt ihn! ſie liebt ihn!

X.

Seekrankheit.

Die grauen Nachmittagswolken
Senken ſich tiefer hinab auf das Meer,
Das ihnen dunkel entgegenſteigt,
Und zwiſchendurch jagt das Schiff.

Seekrank ſitz' ich noch immer am Maſtbaum
Und mache Betrachtungen über mich ſelber,
Uralte, aſchgraue Betrachtungen,
Die ſchon der Vater Loth gemacht,
Als er des Guten zu viel genoſſen,
Und ſich nachher ſo übel befand.
Mitunter denk' ich auch alter Geſchichten:
Wie kreuzbezeichnete Pilger der Vorzeit,
Auf ſtürmiſcher Meerfahrt, das troſtreiche Bildniß
Der heiligen Jungfrau gläubig küßten;
Wie kranke Ritter, in ſolcher Seenoth,
Den lieben Handſchuh ihrer Dame

An die Lippen preßten, gleichgetröſtet —
Ich aber ſitze und kaue verdrießlich
Einen alten Heering, den ſalzigen Tröſter
In Katzenjammer und Hundetrübſal!

Unterdeſſen kämpft das Schiff
Mit der wilden, wogenden Fluth;
Wie'n bäumendes Schlachtroß ſtellt es ſich jetzt
Auf das Hintertheil, daß das Steuer kracht,
Jetzt ſtürzt es kopfüber wieder hinab
In den heulenden Waſſerſchlund,
Dann wieder, wie ſorglos liebematt,
Denkt es ſich hinzulegen
An den ſchwarzen Buſen der Rieſenwelle,
Die mächtig heranbrauſt,
Und plötzlich, ein wüſter Meerwaſſerfall,
In weißem Gekräuſel zuſammenſtürzt,
Und mich ſelbſt mit Schaum bedeckt.

Dieſes Schwanken und Schweben und Schaukeln
Iſt unerträglich!

Vergebens ſpäht mein Auge und ſucht
Die deutſche Küſte. Doch ach! nur Waſſer,
Und abermals Waſſer, bewegtes Waſſer!

Wie der Winterwandrer des Abends ſich ſehnt
Nach einer warmen, innigen Taſſe Thee,
So ſehnt ſich jetzt mein Herz nach dir,
Mein deutſches Vaterland!
Mag immerhin dein ſüßer Boden bedeckt ſeyn
Mit Wahnſinn, Huſaren, ſchlechten Verſen
Und Gemüthsklarhee-verbreitenden,
Dünnen Traktätchen;
Mögen immerhin deine Zebras
Mit Roſen ſich mäſten ſtatt mit Diſteln;
Mögen immerhin deine noblen Affen
In müßigem Putz ſich vornehm ſpreitzen,
Und ſich beſſer dünken als all das andre
Banauſiſch ſchwerhinwandelnde Hornvieh;
Mag immerhin deine Schneckenverſammlung
Sich für unſterblich halten
Weil ſie ſo langſam dahinkriecht,

Und mag ſie täglich Stimmen ſammeln
Ob den Maden des Käſes der Käſe gehört?
Und noch lange Zeit in Berathung ziehn,
Wie man die ägyptiſchen Schafe veredle,
Damit ihre Wolle ſich beſſ're
Und der Hirt ſie ſcheeren könne wie Andre,
Ohn' Unterſchied —
Immerhin, mag Thorheit und Unrecht
Dich ganz bedecken, O Deutſchland!
Ich ſehne mich dennoch nach dir:
Denn wenigſtens biſt du doch feſtes Land.

XI.

Im Hafen.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter ſich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig ſitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt ſo traulich und lieblich
Im Römerglas ſich wiederſpiegelt,
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt in's durſtige Herz!
Alles erblick' ich im Glas,
Alte und neue Völkergeſchichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund.

O, wie ſchön! wie ſchön biſt du, Geliebte!
Du biſt wie eine Roſe!
Nicht wie die Roſe von Schiras,
Die hafisbeſungene Nachtigallbraut;
Nicht wie die Roſe von Saron,
Die heiligrothe, prophetengefeyerte;
Du biſt wie die Roſ' im Rathskeller zu Bremen!
Das iſt die Roſe der Roſen,
Je älter ſie wird, je lieblicher blüht ſie,
Und ihr himmliſcher Duft, er hat mich beſeligt,
Er hat mich begeiſtert, er hat mich berauſcht,
Und hielt mich nicht feſt, am Schopfe feſt,
Der Rathskellermeiſter von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir ſaßen beiſammen
Und tranken wie Brüder,
Wir ſprachen von hohen, heimlichen Dingen,
Wir ſeufzten und ſanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe,
Ich trank auf das Wohl meiner bitterſten Feinde,

Und allen ſchlechten Poeten vergab' ich,
Wie einſt mir ſelber vergeben ſoll werden;
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erſchloſſen ſich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apoſtel, die heil'gen Stückfäſſer,
Schweigend pred'gen, und doch ſo verſtändlich
Für alle Völker.

Das ſind Männer!
Unſcheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind ſie von innen ſchöner und leuchtender,
Denn all die ſtolzen Leviten des Tempels,
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeſchmückten, die purpurgekleideten —
Hab' ich doch immer geſagt
Nicht unter ganz gemeinen Leuten,
Nein, in der allerbeſten Geſellſchaft,
Lebte beſtändig der König des Himmels.

Hallelujah! Wie lieblich umwehn mich
Die Palmen von Beth El!

Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauſcht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unſterbliche Seele taumelt,
Und ich taum'le mit ihr und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf, an's Tageslicht,
Der brave Rathskellermeiſter von Bremen.

Du braver Rathskellermeiſter von Bremen!
Siehſt du, auf den Dächern der Häuſer ſitzen
Die Engel und ſind betrunken und ſingen;
Die glühende Sonne dort oben
Iſt nur eine rothe betrunkene Naſe,
Und um die rothe Weltgeiſt-Naſe
Dreht ſich die ganze, betrunkene Welt.

XII.

Epilog.

Wie auf dem Felde die Weizenhalmen,
So wachſen und wogen im Menſchengeiſt
Die Gedanken.
Aber die zarten Gedanken der Liebe
Sind wie luſtig dazwiſchenblühende,
Roth' und blaue Blumen.

Roth' und blaue Blumen!
Der mürriſche Schnitter verwirft Euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdröſchen Euch höhnend,
Sogar der habloſe Wandrer,
Den Eu'r Anblick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt,
Und nennt Euch ſchönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,

Die Kränzewinderin,
Verehrt Euch und pflückt Euch
Und ſchmückt mit Euch die ſchönen Locken,
Und alſo geziert, eilt ſie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur ſtillen Buche,
Wo die Stimme des Liebſten noch lieblicher tönt
Als Pfeifen und Geigen.

Die Nordſee.

1826.

Dritte Abtheilung.

Motto: Varnhagen von Enſe's Biographiſche Denkmale 1 Th. S. 1. 2.

(Geſchrieben auf der Inſel Norderney.)

— — — Die Eingeborenen ſind meiſtens blutarm und leben vom Fiſchfang, der erſt im nächſten Monat, im October, bey ſtürmiſchem Wetter, ſeinen Anfang nimmt. Viele dieſer Inſulaner dienen auch als Matroſen auf fremden Kauffahrtheyſchiffen und bleiben jahrelang von Hauſe entfernt, ohne ihren Angehörigen irgend eine Nachricht von ſich zukommen zu laſſen. Nicht ſelten finden ſie den Tod auf dem Waſſer. Ich habe einige arme Weiber auf der Inſel gefunden, deren ganze männliche Familie ſolcher Weiſe umgekommen; was ſich leicht ereignet, da der Vater mit ſeinen Söhnen gewöhnlich auf demſelben Schiffe zur See fährt.

Das Seefahren hat für dieſe Menſchen einen großen Reiz; und dennoch glaube ich, daheim iſt ihnen allen am wohlſten zu Muthe. Sind ſie auch auf ihren Schiffen ſogar nach jenen ſüdlichen Ländern gekommen, wo die Sonne blühender und der Mond romantiſcher leuchtet, ſo können doch alle Blumen dort nicht den Leck ihres Herzens ſtopfen, und mitten in der duftigen Heimath des Frühlings, ſehnen ſie ſich wieder zurück nach ihrer Sandinſel, nach ihren kleinen Hütten, nach dem flackernden Heerde, wo die Ihrigen, wohlverwahrt in wollnen Jacken, herumkauern, und einen Thee trinken, der ſich von gekochtem Seewaſſer nur durch den Namen unterſcheidet, und eine Sprache ſchwatzen, wovon kaum begreiflich ſcheint, wie es ihnen ſelber möglich iſt, ſie zu verſtehen.

Was dieſe Menſchen ſo feſt und genügſam zuſammenhält, iſt nicht ſo ſehr das innig myſtiſche Gefühl der Liebe, als vielmehr die Gewohnheit, das naturgemäße Ineinander-Hinüberleben, die gemeinſchaftliche Unmittelbarkeit. Gleiche Geiſteshöhe, oder beſſer geſagt Geiſtesniedrigkeit, daher gleiche Bedürfniſſe und gleiches Streben; gleiche Erfahrungen und Geſinnungen, daher leichtes Verſtändniß unter einander; und ſie ſitzen verträglich am Feuer in den kleinen Hütten, rücken zuſammen wenn es kalt wird, an den Augen ſehen ſie ſich ab, was ſie denken, die Worte leſen ſie ſich von den Lippen ehe ſie geſprochen werden, alle gemeinſamen Lebensbeziehungen ſind ihnen im Gedächtniſſe, und durch einen einzigen Laut, eine einzige Miene, eine einzige ſtumme Bewegung erregen ſie unter einander ſo viel Lachen, oder Weinen oder Andacht, wie wir bey unſeres Gleichen erſt durch lange Expoſizionen, Expectorazionen und Declamazionen hervorbringen können. Denn Wir leben im Grunde geiſtig einſam, durch eine beſondere Erziehungsmethode oder zufälliggewählte, beſondere Lektüre hat jeder von uns eine verſchiedene Charakterrichtung empfangen, jeder von uns, geiſtig verlarvt, denkt, fühlt und ſtrebt anders als die Andern, und des Mißverſtändniſſes wird ſo viel, und ſelbſt in weiten Häuſern wird das Zuſammenleben ſo ſchwer, und wir ſind überall beengt, überall fremd, und überall in der Fremde.

In jenem Zuſtande der Gedanken- und Gefühlsgleichheit, wie wir ihn bey unſeren Inſulanern ſehen, lebten oft ganze Völker und haben oft ganze Zeitalter gelebt. Die römiſch chriſtliche Kirche im Mittelalter hat vielleicht einen ſolchen Zuſtand in den Corporazionen des ganzen Europa begründen wollen, und nahm deßhalb alle Lebensbeziehungen, alle Kräfte und Erſcheinungen, den ganzen phyſiſchen und moraliſchen Menſchen unter ihre Vormundſchaft. Es läßt ſich nicht läugnen, daß viel ruhiges Glück dadurch gegründet ward und das Leben warm-inniger blühte, und die Künſte, wie ſtill hervorgewachſene Blumen, jene Herrlichkeit entfalteten, die wir noch jetzt anſtaunen, und mit all unſerem haſtigen Wiſſen nicht nachahmen können. Aber der Geiſt hat ſeine ewigen Rechte, er läßt ſich nicht eindämmen durch Satzungen und nicht einlullen durch Glockengeläute; er zerbrach ſeinen Kerker und zerriß das eiſerne Gängelband, woran ihn die Mutterkirche leitete, und er jagte im Befreyungstaumel über die ganze Erde, erſtieg die höchſten Gipfel der Berge, jauchzte vor Uebermuth, gedachte wieder uralter Zweifel, grübelte über die Wunder des Tages, und zählte die Sterne der Nacht. Wir kennen noch nicht die Zahl der Sterne, die Wunder des Tages haben wir noch nicht enträthſelt, die alten Zweifel ſind mächtig geworden in unſerer Seele — iſt jetzt mehr Glück darin als ehemals? Wir wiſſen, daß dieſe Frage, wenn ſie den großen Haufen betrifft, nicht leicht bejaht werden kann; aber wir wiſſen auch, daß ein Glück, das wir der Lüge verdanken, kein wahres Glück iſt, und daß wir, in den einzelnen zerriſſenen Momenten eines gottgleicheren Zuſtandes, einer höheren Geiſteswürde, mehr Glück empfinden können, als in den lang hinvegetirten Jahren eines dumpfen Köhlerglaubens.

Auf jeden Fall war jene Kirchenherrſchaft eine Unterjochung der ſchlimmſten Art. Wer bürgte uns für die gute Abſicht, wie ich ſie eben ausgeſprochen? Wer kann beweiſen, daß ſich nicht zuweilen eine ſchlimme Abſicht beymiſchte? Rom wollte immer herrſchen, und als ſeine Legionen fielen, ſandte es Dogmen in die Provinzen. Wie eine Rieſenſpinne ſaß Rom im Mittelpunkte der lateiniſchen Welt und überzog ſie mit ſeinem unendlichen Gewebe. Generationen der Völker lebten darunter ein beruhigtes Leben, indem ſie das für einen nahen Himmel hielten, was bloß römiſches Gewebe war; nur der höherſtrebende Geiſt, der dieſes Gewebe durchſchaute, fühlte ſich beengt und elend, und wenn er hindurch brechen wollte, erhaſchte ihn leicht die ſchlaue Weberin, und ſog ihm das kühne Blut aus dem Herzen; — Und war das Traumglück der blöden Menge nicht zu theuer erkauft für ſolches Blut? Die Tage der Geiſtesknechtſchaft ſind vorüber; alterſchwach, zwiſchen den gebrochenen Säulen ihres Coliſäums, ſitzt die alte Kreuzſpinne, und ſpinnt noch immer das alte Gewebe, aber es iſt matt und morſch, und es verfangen ſich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuſe, und nicht mehr die Steinadler des Nordens.

— Es iſt doch wirklich belächelnswerth, während ich im Begriff bin, mich ſo recht wohlwollend über die Abſichten der römiſchen Kirche zu verbreiten, erfaßt mich plötzlich der angewöhnte proteſtantiſche Eifer, der ihr immer das Schlimmſte zumuthet; und eben dieſer Meinungszwieſpalt in mir ſelbſt giebt mir wieder ein Bild von der Zerriſſenheit der Denkweiſe unſerer Zeit. Was wir geſtern bewundert, haſſen wir heute, und morgen vielleicht verſpotten wir es mit Gleichgültigkeit.

Auf einem gewiſſen Standpunkte iſt alles gleich groß und gleich klein, und an die großen Europäiſchen Zeitverwandlungen werde ich erinnert, indem ich den kleinen Zuſtand unſerer armen Inſulaner betrachte. Auch dieſe ſtehen an der Grenze einer ſolchen neuen Zeit, und ihre alte Sinneseinheit und Einfalt wird geſtört durch das Gedeihen des hieſigen Seebades, indem ſie deſſen Gäſten etwas Neues ablauſchen, was ſie nicht mit ihrer altherkömmlichen Lebensweiſe zu vereinen wiſſen. Stehen ſie des Abends vor den erleuchteten Fenſtern des Converſazionshauſes, und betrachten dort die Verhandlungen der Herren und Damen, die verſtändlichen Blicke, die begehrlichen Grimaſſen, das lüſterne Tanzen, das vergnügte Schmauſen, das habſüchtige Spielen u. ſ. w. ſo bleibt dieſes nicht ohne ſchlimme Folgen für dieſe Menſchen, die von dem Geldgewinn, der ihnen durch die Badeanſtalt zufließt, nimmermehr aufgewogen werden. Dieſes Geld reicht nicht hin für die eindringenden, neuen Bedürfniſſe; daher innere Lebensſtörung, ſchlimmer Anreiz, großer Schmerz. Als ich ein Knabe war, fühlte ich immer eine brennende Sehnſucht, wenn ſchöngebackene Torten, wovon ich nichts bekommen ſollte, duftig-offen, bey mir vorübergetragen wurden; ſpäterhin ſtachelte mich daſſelbe Gefühl, wenn ich modiſch entblößte, ſchöne Damen vorbeyſpazieren ſah; und ich denke jetzt die armen Inſulaner, die noch in einem Kindheitszuſtande leben, haben hier oft Gelegenheit zu ähnlichen Empfindungen, und es wäre gut, wenn die Eigenthümer der ſchönen Torten und Frauen ſolche etwas mehr verdeckten. Dieſe vielen unbedeckten Delikateſſen, woran jene Leute nur die Augen weiden können, müſſen ihren Appetit ſehr ſtark wecken, und wenn die armen Inſulanerinnen, in ihrer Schwangerſchaft, allerley ſüßgebackene Gelüſte bekommen, und am Ende ſogar Kinder gebären, die den Badegäſten ähnlich ſehen, ſo iſt das leicht zu erklären. Ich will hier durchaus auf kein unſittliches Verhältniß anſpielen. Die Tugend der Inſulanerinnen wird durch ihre Häßlichkeit, und gar beſonders durch ihren Fiſchgeruch, der mir wenigſtens unerträglich war, vor der Hand geſchützt. Auch hat man, für die Badezeit, eine Perſon vom feſten Lande hierher verpflanzt, die alle Sünden der fremden Gäſte in ſich aufnehmen, und dadurch die Inſulanerinnen vor allen ſchlimmen Einflüſſen ſichern ſoll. Allein, das iſt eine ſchlechte Maßregel, die nicht für eine kleine Inſel, ſondern allenfalls für eine große Seeſtadt paßt, wo die öffentlichen Perſonen gleichſam die Bollwerke und Blitzableiter ſind, wodurch die Moralität der Bürgerstöchter geſchützt wird; wie man mir denn wirklich in Hamburg ein breites Weibsbild gezeigt hat, das ſolchermaßen den halben Wandrahm deckt, ſo wie auch eine lange, magere Blitzableiterin, wodurch die große Johannisſtraße im Sommer geſichert wird.

Wie geſagt, die Tugend der Inſulanerinnen iſt vor der Hand geſchützt, und wenn ſie Kinder mit badegäſtlichen Geſichtern zur Welt bringen, ſo erklärt ſich dieſes aus jenen pſychologiſchen Geſetzen, die Goethe in den Wahlverwandtſchaften ſo ſchön entwickelt. Wie viele räthſelhafte Naturerſcheinungen ſich durch jene Geſetze erklären laſſen, iſt erſtaunlich. Als ich voriges Jahr, durch Seeſturm, nach einer anderen oſtfrieſiſchen Inſel verſchlagen wurde, ſah ich dort in einer Schifferhütte einen ſchlechten Kupferſtich hängen, la tentation du vieillard überſchrieben, und einen Greis darſtellend, der in ſeinen Studien geſtört wird durch die Erſcheinung eines nackten Weibes, das bis an die Hüften aus einer Wolke hervortaucht; und ſonderbar! die Tochter des Schiffers hatte daſſelbe lüſterne Mopsgeſicht wie das Weib auf jenem Bilde. Um ein anderes Beyſpiel zu erwähnen: im Hauſe eines Geldwechſlers, deſſen geſchäftführende Frau das Gepräge der Münzen immer am ſorgfältigſten betrachtet, fand ich, daß die Kinder in ihren Geſichtern eine erſtaunliche Aehnlichkeit hatten mit den größten Monarchen Europa's, und wenn ſie alle beyſammen waren und mit einander ſtritten, glaubte ich einen kleinen Congreß zu ſehen.

Deßhalb iſt das Gepräge der Münzen kein gleichgültiger Gegenſtand für den Politiker. Da die Leute das Geld ſo innig lieben und gewiß liebevoll betrachten, ſo bekommen die Kinder ſehr oft die Züge des Landesfürſten, der darauf geprägt iſt, und der arme Fürſt kommt in den Verdacht, der Vater ſeiner Unterthanen zu ſeyn. Die Bourbonen haben ihre guten Gründe, die Napoleonsd'or einzuſchmelzen; ſie wollen nicht mehr unter ihren Franzoſen ſo viele Napoleonsköpfe ſehen. Preußen hat es in der Münzpolitik am weiteſten gebracht, man weiß es dort, durch eine verſtändige Beymiſchung von Kupfer, ſo einzurichten, daß die Wangen des Königs auf der neuen Scheidemünze gleich roth werden, und ſeit einiger Zeit haben daher die Kinder in Preußen ein weit geſünderes Anſehen als früherhin, und es iſt ordentlich eine Freude, wenn man ihre blühenden Silbergroſchengeſichtchen betrachtet.

Ich habe, indem ich das Sittenverderbniß andeutete, womit die Inſulaner hier bedroht ſind, ihre geiſtliche Schutzwehr, Paſtor und Kirche, unerwähnt gelaſſen. Erſterer iſt ein ſtarker Mann mit einem großen Kopfe, ſcheint weder den Razionalismus noch den Myſtizismus erfunden zu haben, und ſein größtes Verdienſt iſt, daß bey ihm eine der ſchönſten Frauen dieſer Welt logirt hat. Wie ſeine Kirche ausſieht, kann ich nicht genau berichten, da ich noch nicht darin geweſen. Gott weiß, daß ich ein guter Chriſt bin, und oft ſogar im Begriff ſtehe, ſein Haus zu beſuchen, aber ich werde immer fatalerweiſe daran verhindert, es findet ſich gewöhnlich ein Schwätzer, der mich auf dem Wege feſthält, und gelange ich auch einmal bis an die Pforten des Tempels, ſo erfaßt mich unverſehens eine ſpaßhafte Stimmung, und dann halte ich es für ſündhaft, hineinzutreten. Vorigen Sonntag begegnete mir etwas der Art, indem mir vor der Kirchthüre die Stelle aus Goethes Fauſt in den Kopf kam, wo dieſer mit dem Mephiſtopheles bey einem Kreuze vorübergeht und ihn fragt:

> Mephiſto, haſt du Eil?
> Was ſchlägſt vor'm Kreuz die Augen nieder?

Und worauf Mephiſtopheles antwortet:

> Ich weiß es wohl, es iſt ein Vorurtheil;
> Allein es iſt mir mahl zuwider.

Dieſe Verſe ſind, ſo viel ich weiß, in keiner Ausgabe des Fauſts gedruckt, und bloß der ſel. Hofrath Moritz, der ſie aus Goethes

Manuſcript kannte, theilt ſie mit in ſeinem "Philipp Reiſer", einem ſchon verſchollenen Romane, der die Geſchichte des Verfaſſers enthält, oder vielmehr die Geſchichte einiger hundert Thaler, die der Verfaſſer nicht hatte, und wodurch ſein ganzes Leben eine Reihe von Entbehrungen und Entſagungen wurde, während doch ſeine Wünſche nichts weniger als unbeſcheiden waren, wie z. B. ſein Wunſch, nach Weimar zu gehen, und bey dem Dichter des Werthers Bedienter zu werden, unter welchen Bedingungen es auch ſey, um nur in der Nähe Desjenigen zu leben, der von allen Menſchen auf Erden den ſtärkſten Eindruck auf ſein Gemüth gemacht hatte.

Wunderbar! damals ſchon erregte Goethe eine ſolche Begeiſterung, und doch iſt erſt "unſer drittes nachwachſendes Geſchlecht" im Stande, ſeine wahre Größe zu begreifen.

Aber dieſes Geſchlecht hat auch Menſchen hervorgebracht, in deren Herzen nur faules

Waſſer ſintert, und die daher in den Herzen Anderer alle Springquellen eines friſchen Blutes verſtöpfen möchten, Menſchen von erloſchener Genußfähigkeit, die das Leben verläumden, und Anderen alle Herrlichkeit dieſer Welt verleiden wollen, indem ſie ſolche als die Lockſpeiſen ſchildern, die der Böſe bloß zu unſerer Verſuchung hingeſtellt habe, gleichwie eine pfiffige Hausfrau die Zuckerdoſe, mit den gezählten Stückchen Zucker, in ihrer Abweſenheit offen ſtehen läßt, um die Enthaltſamkeit der Magd zu prüfen; und dieſe Menſchen haben einen Tugendpöbel um ſich verſammelt, und predigen ihm das Kreuz gegen den großen Heiden und gegen ſeine nackten Göttergeſtalten, die ſie gern durch ihre vermummten dummen Teufel erſetzen möchten.

Das Vermummen iſt ſo recht ihr höchſtes Ziel, das Nacktgöttliche iſt ihnen fatal, und ein Satyr hat immer ſeine guten Gründe, wenn er Hoſen anzieht und darauf dringt, daß auch Apollo Hoſen anziehe. Die Leute nennen ihn dann einen ſittlichen Mann, und wiſſen nicht, daß in dem Clauren-Lächeln eines vermummten Satyrs mehr Anſtößiges liegt, als in der ganzen Nacktheit eines Wolfgang Apollo, und daß juſt in den Zeiten, wo die Menſchheit jene Pluderhoſen trug, wozu ſechzig Ellen Zeug nöthig waren, die Sitten nicht anſtändiger geweſen ſind als jetzt.

Aber werden es mir nicht die Damen übel nehmen, daß ich Hoſen, ſtatt Beinkleider, ſage? O, über das Feingefühl der Damen! Am Ende werden nur Eunuchen für ſie ſchreiben dürfen, und ihre Geiſtesdiener im Occident werden ſo harmlos ſeyn müſſen, wie ihre Leibdiener im Orient.

Hier kommt mir ins Gedächtniß eine Stelle aus Bertholds Tagebuch:

“Wenn wir es recht überdenken, ſo ſtecken wir doch alle nackt in unſeren Kleidern, ſagte der Doktor M. zu einer Dame, die ihm eine etwas derbe Aeußerung übel genommen hatte.“

Der hannövriſche Adel iſt mit Goethe ſehr unzufrieden, und behauptet: er verbreite Irreligioſität, und dieſe könne leicht auch falſche politiſche Anſichten hervorbringen, und das Volk müſſe doch durch den alten Glauben zur alten Beſcheidenheit und Mäßigung zurückgeführt werden. Auch hörte ich in der letzten Zeit viel diskutiren: ob Goethe größer ſey als Schiller, oder umgekehrt. Ich ſtand neulich hinter dem Stuhle einer Dame, der man ſchon von Hinten ihre vier und ſechzig Ahnen anſehen konnte, und hörte über jenes Thema einen eifrigen Diskurs zwiſchen ihr und zwey hannövriſchen Nobilis, deren Ahnen ſchon auf dem Zodiakus von Dendera abgebildet ſind, und wovon der Eine, ein langmagerer, queckſilbergefüllter Jüngling, der wie ein Barometer ausſah, die Schillerſche Tugend und Reinheit pries, während der Andere, ebenfalls ein langaufgeſchoſſener Jüngling, einige Verſe aus der "Würde der Frauen" hinlispelte und dabey ſo ſüß lächelte, wie ein Eſel, der den Kopf in ein Syropfaß geſteckt hatte und ſich wohlgefällig die Schnautze ableckt. Beide Jünglinge verſtärkten ihre Behauptungen beſtändig mit dem betheuernden Refrain: "Er iſt doch größer, Er iſt wirklich größer, wahrhaftig, Er iſt größer, ich verſichere Sie auf Ehre, Er iſt größer." Die Dame war ſo gütig, auch mich in dieſes äſthetiſche Geſpräch zu ziehen, und fragte: "Doctor, was halten Sie von Goethe?" Ich aber legte meine Arme kreuzweis auf die Bruſt, beugte gläubig das Haupt, und ſprach: "La illah ill allah, wamohammed raſul allah!"

Die Dame hatte, ohne es ſelbſt zu wiſſen, die allerſchlauſte Frage gethan. Man kann ja einen Mann nicht geradezu fragen: was denkſt du von Himmel und Erde? was ſind deine Anſichten über Menſchen und Menſchenleben? biſt du ein vernünftiges Geſchöpf oder ein dummer Teufel? Dieſe delikaten Fragen liegen aber alle in den unverfänglichen Worten: Was halten Sie von Goethe? Denn, indem uns Allen Goethes Werke vor Augen liegen, ſo können wir das Urtheil, das Jemand darüber fällt, mit dem unſrigen ſchnell vergleichen, wir bekommen dadurch einen feſten Maaßſtab, womit wir gleich alle ſeine Gedanken und Gefühle meſſen können, und er hat unbewußt ſein eignes Urtheil geſprochen. Wie aber Goethe, auf dieſe Weiſe, weil er eine gemeinſchaftliche Welt iſt, die der Betrachtung eines jeden offen liegt, uns das beſte Mittel wird, um die Leute kennen zu lernen, ſo können wir wiederum Goethe ſelbſt am beſten kennen lernen, durch ſein eignes Urtheil über Gegenſtände, die uns allen vor Augen liegen, und worüber uns ſchon die bedeutendſten Menſchen ihre Anſichten mitgetheilt haben. In dieſer Hinſicht möchte ich am liebſten auf Goethe's italieniſche Reiſe hindeuten, indem wir alle, entweder durch eigne Betrachtung oder durch fremde Vermittelung, das Land Italien kennen, und dabey ſo leicht bemerken, wie jeder daſſelbe mit ſubjektiven Augen anſieht, dieſer mit Archenhölzern unmuthigen Augen, die nur das Schlimme ſehen, jener mit begeiſterten Corinna = Augen, die überall nur das Herrliche ſehen, während Goethe, mit ſeinem klaren Griechenauge, Alles ſieht, das Dunkle und das Helle, nirgends die Dinge mit ſeiner Gemüthsſtimmung kolorirt, und uns Land und Menſchen ſchildert, in den wahren Umriſſen und wahren Farben, womit ſie Gott umkleidet.

Das iſt ein Verdienſt Goethes, das erſt ſpätere Zeiten erkennen werden; denn wir, die wir meiſt alle krank ſind, ſtecken viel zu ſehr in unſeren kranken, zerriſſenen, romantiſchen Gefühlen, die wir aus allen Ländern und Zeitaltern zuſammengeleſen, als daß wir unmittelbar ſehen könnten, wie geſund, einheitlich und plaſtiſch ſich Goethe in ſeinen Werken zeigt. Er ſelbſt merkt es eben ſo wenig; in ſeiner naiven

Unbewußtheit des eignen Vermögens wundert er ſich, wenn man ihm "ein gegenſtändliches Denken" zuſchreibt, und indem er durch ſeine Selbſtbiographie uns ſelbſt eine kritiſche Beyhülfe zum Beurtheilen ſeiner Werke geben will, liefert er doch keinen Maaßſtab der Beurtheilung an und für ſich, ſondern nur neue Facta, woraus man ihn beurtheilen kann, wie es ja natürlich iſt, daß kein Vogel über ſich ſelbſt hinauszufliegen vermag.

Spätere Zeiten werden, außer jenem Vermögen des plaſtiſchen Anſchauens, Fühlens und Denkens, noch vieles in Goethe entdecken, wovon wir jetzt keine Ahnung haben. Die Werke des Geiſtes ſind wenig feſtſtehend, aber die Kritik iſt etwas wandelbares, ſie geht hervor aus den Anſichten der Zeit, hat nur für dieſe ihre Bedeutung, und wenn ſie nicht ſelbſt kunſtwerthlicher Art iſt, wie z. B. die Schlegelſche, ſo geht ſie mit ihrer Zeit zu Grabe. Jedes Zeitalter, wenn es neue Ideen bekömmt, bekömmt auch neue Augen, und ſieht gar viel Neues in den alten Geiſteswerken. Ein Schubarth ſieht jetzt in der Ilias etwas anderes und viel mehr, als ſämmtliche Alexandriner; dagegen werden einſt Kritiker kommen, die viel mehr als Schubarth in Goethe ſehen.

So hätte ich mich dennoch an Goethe feſtgeſchwatzt! Aber ſolche Abſchweifungen ſind ſehr natürlich, wenn einem, wie auf dieſer Inſel, beſtändig das Meergeräuſch in die Ohren dröhnt und den Geiſt nach Belieben ſtimmt.

Es geht ein ſtarker Nordoſtwind, und die Hexen haben wieder viel Unheil im Sinne. Man hegt hier nämlich wunderliche Sagen von Hexen, die den Sturm zu beſchwören wiſſen; wie es denn überhaupt auf allen nordiſchen Meeren viel Aberglauben giebt. Die Seeleute behaupten, manche Inſel ſtehe unter der geheimen Herrſchaft ganz beſonderer Hexen, und dem böſen Willen derſelben ſey es zuzuſchreiben, wenn den vorbeyfahrenden Schiffen allerley Widerwärtigkeiten begegnen. Als ich voriges Jahr einige Zeit auf der See lag, erzählte mir der Steuermann unſeres Schiffes: die Hexen wären beſonders mächtig auf der Inſel Wight, und ſuchten jedes Schiff, das bey Tage dort vorbeyfahren wolle, bis zur Nachtzeit aufzuhalten, um es alsdann an Klippen oder an die Inſel ſelbſt zu treiben. In ſolchen Fällen höre man dieſe Hexen ſo laut durch die Luft ſauſen und um das Schiff herumheulen, daß der Klabotermann ihnen nur mit vieler Mühe widerſtehen könne. Als ich nun fragte: wer der Klabotermann ſey? antwortete der Erzähler ſehr ernſthaft: Das iſt der gute, unſichtbare Schutzpatron der Schiffe, der da verhütet, daß den treuen und ordentlichen Schiffern Unglück begegne, der da überall ſelbſt nachſieht, und ſowohl für die Ordnung wie für die gute Fahrt ſorgt. Der wackere Steuermann verſicherte mit etwas heimlicherer Stimme: ich könne ihn ſelber ſehr gut im Schiffsraume hören, wo er die

Waaren gern noch beſſer nachſtaue, daher das Knarren der Fäſſer und Kiſten, wenn das Meer hoch gehe, daher bisweilen das Dröhnen unſerer Balken und Bretter; oft hämmere der Klabotermann auch außen am Schiffe, und das gelte dann dem Zimmermanne, der dadurch gemahnt werde, eine ſchadhafte Stelle ungeſäumt auszubeſſern; am liebſten aber ſetze er ſich auf das Bramſegel, zum Zeichen, daß guter Wind wehe oder ſich nahe. Auf meine Frage: ob man ihn nicht ſehen könne? erhielt ich zur Antwort: Nein, man ſähe ihn nicht, auch wünſche keiner ihn zu ſehen, da er ſich nur dann zeige, wenn keine Rettung mehr vorhanden ſey. Einen ſolchen Fall hatte zwar der gute Steuermann noch nicht ſelbſt erlebt, aber von Andern wollte er wiſſen: den Klabotermann höre man alsdann vom Bramſegel herab mit den Geiſtern ſprechen, die ihm unterthan ſind; doch wenn der Sturm zu ſtark und das Scheitern unvermeidlich würde, ſetze er ſich auf das Steuer, zeige ſich da zum erſtenmal und verſchwinde, indem er das Steuer zerbräche — diejenigen aber, die ihn in dieſem furchtbaren Augenblick ſähen, fänden gleich darauf den Tod in den Wellen.

Der Schiffskapitain, der dieſer Erzählung mit zugehört hatte, lächelte ſo fein, wie ich ſeinem rauhen, Wind- und Wetterdienenden Geſichte nicht zugetraut hätte, und nachher verſicherte er mir: vor funfzig und gar vor hundert Jahren ſey auf dem Meere der Glaube an den Klabotermann ſo ſtark geweſen, daß man bey Tiſche immer auch ein Gedeck für denſelben aufgelegt und von jeder Speiſe, etwa das Beſte, auf ſeinen Teller gelegt habe, ja, auf einigen Schiffen geſchähe das noch jetzt. —

Ich gehe hier oft am Strande ſpatzieren und gedenke ſolcher ſeemänniſchen Wunderſagen. Die anziehendſte derſelben iſt wohl die Geſchichte vom fliegenden Holländer, den man im Sturm mit aufgeſpannten Segeln vorbeyfahren ſieht, und der zuweilen ein Boot ausſetzt, um den begegnenden Schiffern allerley Briefe mitzugeben, die man nachher nicht zu beſorgen weiß, da ſie an längſt verſtorbene Perſonen adreſſirt ſind. Manchmal gedenke ich auch des alten, lieben Mährchens von dem Fiſcherknaben, der am Strande den nächtlichen Reigen der Meernixen belauſcht hatte, und nachher mit ſeiner Geige die ganze Welt durchzog, und alle Menſchen zauberhaft entzückte, wenn er ihnen die Melodie des Nixenwalzers vorſpielte. Dieſe Sage erzählte mir einſt ein lieber Freund, als wir, im Conzerte zu Berlin, ſolch einen wundermächtigen Knaben, den Felix Mendelsſohn-Bartholdi, ſpielen hörten.

Einen eigenthümlichen Reiz gewährt das Kreuzen um die Inſel. Das Wetter muß aber ſchön ſeyn, die Wolken müſſen ſich ungewöhnlich geſtalten, und man muß rücklings auf dem Verdecke liegen, und in den Himmel ſehen, und allenfalls auch ein Stückchen Himmel im Herzen haben. Die Wellen murmeln alsdann allerley wunderliches Zeug, allerley Worte, woran liebe Erinnerungen flattern, allerley Namen, die, wie ſüße Ahnung, in der Seele wiederklingen — "Eveline!" Dann kommen auch Schiffe vorbeygefahren, und man grüßt, als ob man ſich alle Tage wiederſehen könnte. Nur des Nachts hat das Begegnen fremder Schiffe auf dem Meere etwas Unheimliches; man will ſich dann einbilden, die beſten Freunde, die wir ſeit Jahren nicht geſehen, führen ſchweigend vorbey, und man verlöre ſie auf immer.

Ich liebe das Meer wie meine Seele.

Oft wird mir ſogar zu Muthe, als ſey das Meer eigentlich meine Seele ſelbſt; und wie es im Meere verborgene Waſſerpflanzen giebt, die nur im Augenblick des Aufblühens an deſſen Oberfläche heraufſchwimmen, und im Augenblick des Verblühens wieder hinabtauchen: ſo kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeſchwommen aus der Tiefe meiner Seele, und

duften und leuchten und verſchwinden wieder —
"Eveline!"

Man ſagt, unfern dieſer Inſel, wo jetzt nichts als Waſſer iſt, hätten einſt die ſchönſten Dörfer und Städte geſtanden, das Meer habe ſie plötzlich alle überſchwemmt, und bey klarem Wetter ſähen die Schiffer noch die leuchtenden Spitzen der verſunkenen Kirchthürme, und mancher habe dort, in der Sonntagsfrühe, ſogar ein frommes Glockengeläute gehört. Die Geſchichte iſt wahr; denn das Meer iſt meine Seele —

"Eine ſchöne Welt iſt da verſunken,
Ihre Trümmer blieben unten ſtehn,
Laſſen ſich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume ſehn."
(W. Müller.)

Erwachend höre ich dann ein verhallendes Glockengeläute und Geſang heiliger Stimmen —
"Eveline!"

Geht man am Strande ſpatzieren, ſo gewähren die vorbeyfahrenden Schiffe einen ſchönen

Anblick. Haben ſie die blendend weißen Segel aufgeſpannt, ſo ſehen ſie aus wie vorbeyziehende, große Schwäne. Gar beſonders ſchön iſt dieſer Anblick, wenn die Sonne hinter dem vorbeyſegelnden Schiffe untergeht, und dieſes, wie von einer rieſigen Glorie, umſtrahlt wird.

Die Jagd am Strande ſoll ebenfalls ein großes Vergnügen gewähren. Was mich betrifft, ſo weiß ich es nicht ſonderlich zu ſchätzen. Der Sinn für das Edle, Schöne und Gute läßt ſich oft durch Erziehung den Menſchen beybringen; aber der Sinn für die Jagd liegt im Blute. Wenn die Ahnen, ſchon ſeit undenklichen Zeiten, Rehböcke geſchoſſen haben, ſo findet auch der Enkel ein Vergnügen an dieſer legitimen Beſchäftigung. Meine Ahnen gehörten aber nicht zu den Jagenden, viel eher zu den Gejagten, und ſoll ich auf die Nachkömmlinge ihrer ehemaligen Collegen losdrücken, ſo empört ſich dawider mein Blut. Ja, aus Erfahrung weiß ich, daß, nach abgeſteckter Menſur, es mir weit leichter wird; auf einen Jäger loszudrücken, der die Zeiten zurückwünſcht, wo auch Menſchen zur hohen Jagd gehörten. Gottlob dieſe Zeiten ſind vorüber! Gelüſtet es jetzt ſolche Jäger, wieder einen Menſchen zu jagen, ſo müſſen ſie ihn dafür bezahlen, wie z. B. den Schnellläufer, den ich vor zwey Jahren in Göttingen ſah. Der arme Menſch hatte ſich ſchon in der ſchwülen Sonntagshitze ziemlich müde gelaufen, als einige hannövriſche Junker, die dort Humaniora ſtudierten, ihm ein paar Thaler boten, wenn er den zurückgelegten Weg nochmals laufen wolle; und der Menſch lief, und er war todtblaß und trug eine rothe Jacke, und dicht hinter ihm, im wirbelnden Staube, galoppirten die wohlgenährten, edlen Jünglinge, auf hohen Roſſen, deren Hufen zuweilen den gehetzten, keuchenden Menſchen trafen, und es war ein Menſch.

Des Verſuchs halber, denn ich muß mein Blut beſſer gewöhnen, ging ich geſtern auf die Jagd. Ich ſchoß nach einigen Möven, die gar zu ſicher umherflatterten, und doch nicht beſtimmt wiſſen konnten, daß ich ſchlecht ſchieße. Ich wollte ſie nicht treffen und ſie nur warnen, ſich ein andermal vor Leuten mit Flinten in Acht zu nehmen; aber mein Schuß ging fehl, und ich hatte das Unglück, eine junge Möve todt zu ſchießen. Es iſt gut, daß es keine alte war; denn was wäre dann aus den armen, kleinen Mövchen geworden, die noch unbefiedert, im Sandneſte der großen Dühne liegen, und ohne die Mutter verhungern müßten. Mir ahndete ſchon vorher, daß mich auf der Jagd ein Mißgeſchick treffen würde; ein Haſe war mir über den Weg gelaufen.

Gar beſonders wunderbar wird mir zu Muthe, wenn ich allein in der Dämmerung am Strande wandle, — hinter mir flache Dühnen, vor mir das wogende, unermeßliche Meer, über mir der Himmel wie eine rieſige Criſtallkuppel — ich erſcheine mir dann ſelbſt ſehr ameiſenklein, und dennoch dehnt ſich meine

Seele ſo weltenweit. Die hohe Einfachheit der Natur, wie ſie mich hier umgiebt, zähmt und erhebt mich zu gleicher Zeit, und zwar in ſtärkerem Grade als jemals eine andere erhabene Umgebung. Nie war mir ein Dom groß genug; meine Seele mit ihrem alten Titanengebet ſtrebte immer höher als die gothiſchen Pfeiler, und wollte immer hinausbrechen durch das Dach. Auf der Spitze der Roßtrappe haben mir, beym erſten Anblick, die koloſſalen Felſen, in ihren kühnen Gruppirungen, ziemlich imponirt; aber dieſer Eindruck dauerte nicht lange, meine Seele war nur überraſcht, nicht überwältigt, und jene ungeheure Steinmaſſen wurden in meinen Augen allmählig kleiner, und am Ende erſchienen ſie mir nur wie geringe Trümmer eines zerſchlagenen Rieſenpallaſtes, worin ſich meine Seele vielleicht comfortabel befunden hätte.

Mag es immerhin lächerlich klingen, ich kann es dennoch nicht verhehlen, das Mißverhältniß zwiſchen Körper und Seele quält mich einigermaßen, und hier am Meere, in großartiger Naturumgebung, wird es mir zuweilen recht deutlich, und die Metempſychoſe iſt oft der Gegenſtand meines Nachdenkens. Wer kennt die große Gottesironie, die allerley Widerſprüche zwiſchen Seele und Körper hervorzubringen pflegt. Wer kann wiſſen, in welchem Schneider jetzt die Seele eines Platos, und in welchem Schulmeiſter die Seele eines Cäſars wohnt! Wer weiß, ob die Seele Gregors VII. nicht in dem Leibe des Großtürken ſitzt, und ſich unter tauſend hätſchelnden Weiberhändchen behaglicher fühlt, als einſt in ihrer purpurnen Cölibatskutte. Hingegen wie viele Seelen treuer Moslemim aus Aly's Zeiten mögen ſich jetzt in unſeren antihelleniſchen Cabinettern befinden! Die Seelen der beiden Schächer, die zur Seite des Heilands gekreuzigt worden, ſitzen vielleicht jetzt in dicken Konſiſtorialbäuchen und glühen für den orthodoxen Lehrbegriff. Die Seele

Dſchingischans wohnt vielleicht jetzt in einem Rezenſenten, der täglich, ohne es zu wiſſen, die Seelen ſeiner treueſten Baſchkiren und Kalmücken in einem kritiſchen Journale niederſäbelt. Wer weiß! wer weiß! die Seele des Pythagoras iſt vielleicht in einen armen Candidaten gefahren, der durch das Examen fällt, weil er den pythagoräiſchen Lehrſatz nicht beweiſen konnte, während in ſeinen Herren Examinatoren die Seelen jener Ochſen wohnen, die einſt Pythagoras, aus Freude über die Entdeckung ſeines Satzes, den ewigen Göttern geopfert hatte. Die Hindus ſind ſo dumm nicht, wie unſere Miſſionäre glauben, ſie ehren die Thiere wegen der menſchlichen Seele, die ſie in ihnen vermuthen, und wenn ſie Lazarethe für invalide Affen ſtiften, in der Art unſerer Akademien, ſo kann es wohl möglich ſeyn, daß in jenen Affen die Seelen großer Gelehrten wohnen, da es doch bey uns ganz ſichtbar iſt, daß in einigen großen Gelehrten nur Affenſeelen ſtecken.

Wer doch mit der Allwiſſenheit des Vergangenen, auf das Treiben der Menſchen von oben herab ſehen könnte! Wenn ich des Nachts am Meere wandelnd, den Wellengeſang höre, und allerley Ahnung und Erinnerung in mir erwacht, ſo iſt mir, als habe ich einſt ſolchermaßen von oben herabgeſehen und ſey vor ſchwindelndem Schrecken zur Erde heruntergefallen; es iſt mir dann auch, als ſeyen meine Augen ſo teleſcopiſch ſcharf geweſen, daß ich die Sterne in Lebensgröße am Himmel wandeln geſehen, und durch all den wirbelnden Glanz geblendet worden; — wie aus der Tiefe eines Jahrtauſends kommen mir dann allerley Gedanken in den Sinn, Gedanken uralter Weisheit, aber ſie ſind ſo neblicht, daß ich nicht erkenne, was ſie wollen. Nur ſo viel weiß ich, daß all unſer kluges Wiſſen, Streben und Hervorbringen irgend einem höheren Geiſte eben ſo klein und nichtig erſcheinen muß, wie mir jene Spinne erſchien, die ich auf der göttinger Bibliothek ſo oft betrachtete. Auf den

Folianten der Weltgeſchichte ſaß ſie emſig webend, und ſie blickte ſo philoſophiſch ſicher auf ihre Umgebung, und hatte ganz den göttingiſchen Gelahrtheits-Dünkel, und ſchien ſtolz zu ſeyn auf ihre mathematiſchen Kenntniſſe, auf ihre Kunſtleiſtungen, auf ihr einſames Nachdenken — und doch wußte ſie nichts von all den Wundern, die in dem Buche ſtehen, worauf ſie geboren worden, worauf ſie ihr ganzes Leben verbracht hatte, und worauf ſie auch ſterben wird, wenn der ſchleichende Dr. L....... ſie nicht verjagt. Und wer iſt der ſchleichende Dr. L.......? Seine Seele wohnte vielleicht einſt in eben einer ſolchen Spinne, und jetzt hütet er die Folianten, worauf er einſt ſaß — und wenn er ſie auch lieſ't, er erfährt doch nicht ihren wahren Inhalt.

Was mag auf dem Boden einſt geſchehen ſeyn, wo ich jetzt wandle? Ein Conrector, der hier badete, wollte behaupten, hier ſey einſt der Dienſt der Hertha oder beſſer geſagt Forſete, begangen worden, wovon Tacitus ſo geheimnißvoll ſpricht. Wenn nur die Berichterſtatter, denen Tacitus nacherzählt, ſich nicht geirrt, und eine Badekutſche für den heiligen Wagen der Göttin angeſehen haben!

Im Jahr 1819 als ich zu Bonn, in einem und demſelben Semeſter, vier Collegien hörte, worin meiſtens deutſche Antiquitäten aus der blaueſten Zeit tractirt wurden, nämlich 1º. Geſchichte der deutſchen Sprache bey Schlegel, der faſt drey Monat lang die barockſten Hypotheſen über die Abſtammung der Deutſchen entwickelte, 2º. die Germania des Tacitus bey Arndt, der in den altdeutſchen Wäldern jene Tugenden ſuchte, die er in den Salons der Gegenwart vermißte, 3º. germaniſches Staatsrecht bey Hüllmann, deſſen hiſtoriſche Anſichten noch am wenigſten vague ſind, und 4º. deutſche Urgeſchichte bey Radloff, der am Ende des Semeſters noch nicht weiter gekommen war, als bis zur Zeit des Seſoſtris — damals möchte wohl die Sage von der alten Hertha mich mehr intereſſirt haben, als jetzt. Ich ließ ſie durchaus nicht auf Rügen reſidiren, und verſetzte ſie vielmehr nach einer oſtfrieſiſchen Inſel. Ein junger Gelehrter hat gern ſeine Privathypotheſe. Aber auf keinen Fall hätte ich damals geglaubt, daß ich einſt am Strande der Nordſee wandeln würde, ohne an die alte Göttin mit patriotiſcher Begeiſterung zu denken. Es iſt wirklich nicht der Fall, und ich denke hier an ganz andre, jüngere Göttinnen. Abſonderlich wenn ich am Strande über die ſchaurige Stelle wandle, wo noch jüngſt die ſchönſten Frauen, gleich Nixen, geſchwommen. Denn weder Herren noch Damen baden hier unter einem Schirm, ſondern ſpatzieren in die freye See. Deshalb ſind auch die Badeſtellen beider Geſchlechter von einander geſchieden, doch nicht allzuweit, und wer ein gutes Glas führt, kann überall in der Welt viel ſehen. Es geht die Sage, ein neuer Actäon habe auf ſolche Weiſe eine badende Diana erblickt, und wunderbar! nicht er, ſondern der Gemahl der Schönen, habe dadurch Hörner erworben.

Die Badekutſchen, die Droſchken der Nordſee, werden hier nur bis an's Waſſer geſchoben, und beſtehen meiſtens aus viereckigen Holzgeſtellen mit ſteifem Leinen überzogen. Jetzt, für die Winterzeit, ſtehen ſie im Converſazionsſaale, und führen dort gewiß eben ſo hölzerne, und ſteifleinene Geſpräche, wie die vornehme Welt, die noch unlängſt dort verkehrte.

Wenn ich aber ſage, die vornehme Welt, ſo verſtehe ich nicht darunter die guten Bürger Oſtfrieslands, ein Volk, das flach und nüchtern iſt, wie der Boden, den es bewohnt, das weder ſingen noch pfeifen kann, aber dennoch ein Talent beſitzt, das beſſer iſt als alle Triller und Schnurrpfeifereyen, ein Talent, das den Menſchen adelt, und über jene windige Dienſtſeelen erhebt, die allein edel zu ſeyn wähnen, ich meine das Talent zur Freiheit. Schlägt das Herz für Freiheit, ſo iſt ein ſolcher Schlag des Herzens eben ſo gut, wie ein Ritterſchlag, und das wiſſen die freyen Frieſen, und ſie verdienen ihr

Volksepitheton; die Häuptlingsperiode abgerechnet, war die Ariſtokratie in Oſtfrießland niemals vorherrſchend, nur ſehr wenige adlige Familien haben dort gewohnt, und der Einfluß des hannövriſchen Adels, durch Verwaltungs- und Militärſtand, wie er ſich jetzt über das Land hinzieht, betrübt manches freye Oſtfrieſenherz, und überall zeigt ſich die Vorliebe für die ehemalige preußiſche Regierung.

Was aber die allgemeinen deutſchen Klagen über hannövriſchen Adelſtolz betrifft, ſo kann ich nicht unbedingt einſtimmen. Das hannövriſche Offizierkorps giebt am wenigſten Anlaß zu ſolchen Klagen. Freylich, wie in Madagaskar nur Adlige das Recht haben, Metzger zu werden, ſo hatte früherhin der hannövriſche Adel ein analoges Vorrecht, da nur Adlige zum Offizierrange gelangen konnten. Seitdem ſich aber in der deutſchen Legion ſo viele Bürgerliche ausgezeichnet, und zu Offizierſtellen emporgeſchwungen, hat auch jenes üble Gewohnheitsrecht nachgelaſſen. Ja, das ganze Corps der deutſchen Legion hat viel beygetragen zur Milderung alter Vorurtheile, dieſe Leute ſind weit herum in der Welt geweſen, und in der Welt ſieht man viel, beſonders in England, und ſie haben viel gelernt, und es iſt eine Freude ihnen zuzuhören, wenn ſie von Portugal, Spanien, Sizilien, den joniſchen Inſeln, Irland, und anderen weiten Ländern ſprechen, wo ſie gefochten, und "Vieler Menſchen Städte geſehn und Sitten gelernet", ſo daß man glaubt, eine Odyſſee zu hören, die leider keinen Homer finden wird. Auch iſt unter den Offizieren dieſes Corps viel freyſinnige, engliſche Sitte geblieben, die mit dem altherkömmlichen hannövriſchen Brauch ſtärker kontraſtirt, als wir es im übrigen Deutſchland glauben wollen, da wir gewöhnlich dem Beyſpiele Englands viel Einwirkung auf Hannover zuſchreiben. In dieſem Lande Hannover ſieht man nichts als Stammbäume, woran Pferde gebunden ſind, und vor lauter Bäumen bleibt das Land obſcur, und trotz allen Pferden kömmt es nicht weiter. Nein, durch dieſen hannövriſchen Adelswald drang niemals ein Sonnenſtrahl brittiſcher Freyheit, und kein brittiſcher Freiheitston konnte jemals vernehmbar werden im wiehernden Lärm hannövriſcher Roſſe. Was aber ein brittiſcher Freyheitston iſt, habe ich erſt kürzlich erfahren, indem ich, im wildeſten Seewetter, ein engliſches Schiff vorbeyſegeln ſah, auf deſſen Verdeck mehrere Menſchen ſtanden, und Wind und Wellen faſt frevelhaft trotzig überbrüllten, mit ihrem alten: rule Britania, rule the waves, Britons never shall be slaves!

Die allgemeine Klage über hannövriſchen Adelſtolz trifft wohl zumerſt die liebe Jugend gewiſſer Familien, die das Land Hannover regieren oder mittelbar zu regieren glauben. Aber auch die edlen Jünglinge würden bald jene Fehler der Art, oder beſſer geſagt, jene Unart ablegen, wenn ſie ebenfalls etwas in der Welt herumgedrängt würden, oder eine beſſere Erziehung genöſſen. Man ſchickt ſie freylich nach Göttingen, doch da hocken ſie beyſammen, und ſprechen nur von ihren Hunden, Pferden und Ahnen, und hören wenig neuere Geſchichte, und wenn ſie auch wirklich einmal dergleichen hören, ſo ſind doch unterdeſſen ihre Sinne befangen durch den Anblick des Grafentiſches, der, ein Wahrzeichen Göttingens, nur für hochgeborene Studenten beſtimmt iſt. Wahrlich, durch eine beſſere Erziehung des jungen hannövriſchen Adels ließe ſich vielen Klagen vorbauen. Aber die Jungen werden wie die Alten. Derſelbe Wahn: als wären ſie die Blumen der Welt, während wir Anderen bloß das Gras ſind; dieſelbe Thorheit: mit dem Verdienſte der Ahnen den eigenen Unwerth bedecken zu wollen; dieſelbe Unwiſſenheit über das Problematiſche dieſer Verdienſte, indem die Wenigſten wiſſen, daß die Fürſten ſelten ihre treueſten und tugendhafteſten Diener, aber ſehr oft den Kuppler, den Schmeichler und dergleichen Lieblingsſchufte mit adelnder Huld beehrt haben. Die Wenigſten jener Ahnenſtolzen können beſtimmt angeben, was ihre Ahnen gethan haben, und ſie zeigen nur, daß ihr Name in Rüxners Turnierbuch erwähnt ſey; — ja, können ſie auch nachweiſen, daß dieſe Ahnen etwa als Kreuzritter bey der Eroberung Jeruſalems zugegen waren, ſo ſollten ſie, ehe ſie ſich etwas darauf zu Gute thun, auch beweiſen, daß jene Ritter ehrlich mitgefochten haben, daß ihre Eiſenhoſen nicht mit gelber Furcht wattirt worden, und daß unter ihrem rothen Kreuze das Herz eines honetten Mannes geſeſſen. Gäbe es keine Ilias, ſondern bloß ein Namensverzeichniß der Helden, die vor Troja geſtanden, und ihre Namen exiſtirten noch jetzt — wie würde ſich der Ahnenſtolz Derer von Therſites zu blähen wiſſen! Von der Reinheit des Blutes will ich gar nicht einmal ſprechen; Philoſophen und Stallknechte haben darüber gar ſeltſame Gedanken.

Mein Tadel, wie geſagt, treffe zumeiſt die ſchlechte Erziehung des hannövriſchen Adels und deſſen früh eingeprägten Wahn von der Wichtigkeit einiger andreſſirten Formen. O! wie oft habe ich lachen müſſen, wenn ich bemerkte, wie viel man ſich auf dieſe Formen zu Gute that; — als ſey es ſo gar überaus ſchwer zu erlernen dieſes Repräſentiren, dieſes Präſentiren, dieſes Lächeln ohne Etwas zu ſagen, dieſes Sagen ohne Etwas zu denken, und all dieſe adligen Künſte, die der gute Bürgersmann als Meerwunder angafft, und die doch jeder franzöſiſche Tanzmeiſter beſſer inne hat, als der deutſche Edelmann, dem ſie in der bärenleckenden Lutetia mühſam eingeübt worden, und der ſie zu Hauſe wieder, mit deutſcher Gründlichkeit und Schwerfälligkeit, ſeinen Descendenten überliefert. Dies erinnert mich an die Fabel von dem Bären, der auf Märkten tanzte, ſeinem führenden Lehrer entlief, zu ſeinen Mitbären in den Wald zurückkehrte, und ihnen vorprahlte: wie das Tanzen eine ſo gar ſchwere Kunſt ſey, und wie weit er es darin gebracht habe, — und in der That, den Proben, die er von ſeiner Kunſt ablegte, konnten die armen Beſtien ihre Bewunderung nicht verſagen. Jene Nation, wie ſie Werther nennt, bildete die vornehme Welt, die hier dieſes Jahr zu Waſſer und zu Lande geglänzt hat, und es waren lauter liebe, liebe Leute, und ſie haben alle gut geſpielt.

Auch fürſtliche Perſonen gab es hier, und ich muß geſtehen, daß dieſe in ihren Anſprüchen beſcheidener waren, als die geringere Nobleſſe. Ob aber dieſe Beſcheidenheit in den Herzen dieſer hohen Perſonen liegt, oder ob ſie durch ihre äußere Stellung hervorgebracht wird, das will ich unentſchieden laſſen. Ich ſage dieſes nur in Beziehung auf deutſche mediatiſirte Fürſten. Dieſen Leuten iſt in der letzten Zeit ein großes Unrecht geſchehen, indem man ſie einer Souverainität beraubte, wozu ſie ein eben ſo gutes Recht haben, wie die größeren Fürſten, wenn man etwa nicht, wie mein Unglaubensgenoſſe Spinoza, annehmen will, daß dasjenige, was ſich nicht durch eigene Kraft erhalten kann, auch kein Recht hat, zu exiſtiren. Für das vielzerſplitterte Deutſchland war es aber eine Wohlthat, daß dieſe Anzahl von Sedezdespötchen ihr Regieren einſtellen mußten. Es iſt ſchrecklich, wenn man bedenkt wie viele derſelben wir armen Deutſchen zu ernähren haben. Wenn dieſe Mediatiſirten auch nicht mehr das Zepter führen, ſo führen ſie doch noch immer Löffel, Meſſer und Gabel, und ſie eſſen keinen Hafer, und auch der Hafer wäre theuer genug. Ich denke, daß wir einmal durch Amerika etwas von dieſer Fürſtenlaſt erleichtert werden. Denn, früh oder ſpät, werden ſich doch die Präſidenten dortiger Freyſtaaten in Souveraine verwandeln, und dann fehlt es dieſen Herren an Gemahlinnen, die ſchon einen legitimen Anſtrich haben, ſie ſind dann froh wenn wir ihnen unſere Prinzeſſinnen überlaſſen, und wenn ſie ſechs nehmen, geben wir ihnen die ſiebente gratis, und auch unſre Prinzchen können ſie ſpäterhin bey ihren Töchterchen employiren; —

daher haben die mediatiſirten Fürſten ſehr politiſch gehandelt, als ſie ſich wenigſtens das Gleichbürtigkeitsrecht erhielten, und ihre Stammbäume eben ſo hoch ſchätzten, wie die Araber die Stammbäume ihrer Pferde, und zwar aus derſelben Abſicht, indem ſie wohl wiſſen, daß Deutſchland von jeher das große Fürſtengeſtüte war, das alle regierenden Nachbarhäuſer mit den nöthigen Mutterpferden und Beſchälern verſehen muß.

In allen Bädern iſt es ein altes Gewohnheitsrecht, daß die abgegangenen Gäſte von den zurückgebliebenen etwas ſtark kritiſirt werden, und da ich der letzte bin, der noch hier weilt, ſo durfte ich wohl jenes Recht in vollem Maaße ausüben.

Es iſt aber jetzt ſo öde auf der Inſel, daß ich mir vorkomme wie Napoleon auf Sanct Helena. Nur daß ich hier eine Unterhaltung gefunden, die jenem dort fehlte. Es iſt nämlich der große Kaiſer ſelbſt, womit ich mich hier beſchäftige. Ein junger Engländer hat mir das eben erſchienene Buch des Maitland mitgetheilt. Dieſer Seemann berichtet die Art und Weiſe, wie Napoleon ſich ihm ergab und auf dem Bellerophon ſich betrug, bis er, auf Befehl des engliſchen Miniſteriums, an Bord des Northumberland gebracht wurde. Aus dieſem Buche ergiebt ſich ſonnenklar, daß der Kaiſer, in romantiſchem Vertrauen auf brittiſche Großmuth, und um der Welt endlich Ruhe zu ſchaffen, zu den Engländern ging, mehr als Gaſt, denn als Gefangener. Das war ein Fehler, den gewiß kein Anderer, und am allerwenigſten ein Wellington begangen hätte. Die Geſchichte aber wird ſagen, dieſer Fehler iſt ſo ſchön, ſo erhaben, ſo herrlich, daß dazu mehr Seelengröße gehörte, als wir Anderen zu allen unſeren Großthaten erſchwingen können.

Die Urſache, weßhalb Cap. Maitland jetzt ſein Buch herausgiebt, ſcheint keine andere zu ſeyn, als das moraliſche Reinigungsbedürfniß, das jeder ehrliche Mann fühlt, den ein böſes Geſchick in eine zweydeutige Handlung verflochten hat. Das Buch ſelbſt iſt aber ein unſchätzbarer Gewinn für die Gefangenſchaftsgeſchichte Napoleons, die den letzten Act ſeines Lebens bildet, alle Räthſel der früheren Acte wunderbar löſt, und wie es eine ächte Tragödie thun ſoll, die Gemüther erſchüttert, reinigt und verſöhnt. Den Charakterunterſchied der vier Hauptſchriftſteller, die uns von dieſer Gefangenſchaft berichten, beſonders wie er ſich in Styl und Anſchauungsweiſe bekundet, zeigt ſich erſt recht durch ihre Zuſammenſtellung.

Maitland, der ſturmkalte, engliſche Seemann, verzeichnet die Begebenheiten vorurtheilslos und beſtimmt, als wären es Naturerſcheinungen, die er in ſein Loogbook einträgt; Las Cases, ein enthuſiaſtiſcher Kammerherr, liegt in jeder Zeile, die er ſchreibt, zu den Füßen des Kaiſers, nicht wie ein ruſſiſcher Sclave, ſondern wie ein freyer Franzoſe, dem die Bewunderung einer unerhörten Heldengröße und Ruhmeswürde unwillkührlich die Knice beugt; Omeara, der Arzt, obgleich in Irland geboren, dennoch ganz Engländer, als ſolcher ein ehemaliger Feind des Kaiſers, aber jetzt anerkennend die Majeſtätsrechte des Unglücks, ſchreibt freymüthig, ſchmucklos, thatbeſtändlich, faſt im Lapidarſtyl; hingegen kein Styl, ſondern ein Stilett iſt die ſpitzige, zuſtoßende Schreibart des franzöſiſchen Arztes, Autommarchi, eines Italieners, der ganz beſonnentrunken iſt von dem Ingrimm und der Poeſie ſeines Landes.

Beide Völker, Britten und Franzoſen, lieferten von jeder Seite zwey Männer, gewöhnlichen Geiſtes, und unbeſtochen von der herrſchenden Macht, und dieſe Jury hat den Kaiſer gerichtet, und verurtheilet: ewig zu leben, ewig bewundert, ewig bedauert.

Es ſind ſchon viele große Männer über dieſe Erde geſchritten, hier und da ſehen wir die leuchtenden Spuren ihrer Fußſtapfen, und in heiligen Stunden treten ſie, wie Nebelgebilde vor unſere Seele; aber ein ebenfalls großer Mann ſieht ſeine Vorgänger weit deutlicher, aus einzelnen Funken ihrer irdiſchen Lichtſpur erkennt er ihr geheimſtes Thun, aus einem einzigen hinterlaſſenen Worte erkennt er alle Falten ihres Herzens; und ſolchermaßen, in einer myſtiſchen Gemeinſchaft, leben die großen Männer aller Zeiten, über die Jahrtauſende hinweg nicken ſie einander zu, und ſehen ſich an bedeutungsvoll, und ihre Blicke begegnen ſich auf den Gräbern untergegangener Geſchlechter, die ſich zwiſchen ſie gedrängt hatten, und ſie verſtehen ſich und haben ſich lieb. Wir Kleinen aber, die wir nicht ſo intimen Umgang pflegen können mit den Großen der Vergangenheit, wovon wir nur ſelten die Spur und Nebelformen ſehen, für uns iſt es vom höchſten Werthe, wenn wir über einen ſolchen Großen ſo viel erfahren, daß es uns leicht wird, ihn ganz lebensklar in unſre Seele aufzunehmen, und dadurch unſre Seele zu erweitern. Ein ſolcher iſt Napoleon Bonaparte. Wir wiſſen von ihm, von ſeinem Leben und Streben, mehr als von den andern Großen dieſer Erde, und täglich erfahren wir davon noch mehr und mehr. Wir ſehen wie das verſchüttete Götterbild langſam ausgegraben wird, und mit jeder Schaufel Erdſchlamm, die man von ihm abnimmt, wächſt unſer freudiges Erſtaunen über das Ebenmaaß und die Pracht der edlen Formen, die da hervortreten, und die Geiſtesblitze der Feinde, die das große Bild zerſchmettern wollen, dienen nur dazu, es deſto glanzvoller zu beleuchten. Solches geſchieht namentlich durch die Aeußerungen der Frau von Staël, die in all ihrer Herbheit doch nichts anders ſagt, als daß der Kaiſer kein Menſch war wie die Andern, und daß ſein Geiſt mit keinem vorhandenen Maaßſtab gemeſſen werden kann.

Ein ſolcher Geiſt iſt es, worauf folgende Worte Kants, die ich unlängſt in der Morphologie erwähnt ſah, hinzuweiſen ſcheinen:

“Wir können uns einen Verſtand denken, der, weil er nicht wie der unſrige diskurſiv, ſondern intuitiv iſt, vom ſynthetiſch Allgemeinen, der Anſchauung eines Ganzen als eines ſolchen, zum Beſonderen geht, das iſt, von dem Ganzen zu den Theilen. Hierbey iſt gar nicht nöthig zu beweiſen, daß ein ſolcher intellectus archetypus möglich ſey, ſondern nur daß wir in der Dagegenhaltung unſeres diskurſiven, der Bilder bedürftigen Verſtandes (intellectus ectypus) und der Zufälligkeit einer ſolchen Beſchaffenheit, auf jene Ideen eines intellectus archetypus geführt werden, dieſe auch keinen Widerſpruch erhalte.”

Ja, was wir durch langſames Nachdenken und lange Schlußfolgen erkennen, das hatte jener Geiſt im ſelben Momente angeſchaut und tief begriffen. Daher ſein Talent die Zeit, die Gegenwart zu verſtehen, ihren Geiſt zu kajoliren, ihn nie zu beleidigen, und immer zu benutzen.

Da aber dieſer Geiſt der Zeit nicht bloß revoluzionär iſt, ſondern durch den Zuſammenfluß beider Anſichten, der revoluzionären und der contrerevoluzionären, gebildet worden, ſo handelte Napoleon nie ganz revoluzionär und nie ganz contrerevoluzionär, ſondern immer im Sinne beider Anſichten, beider Prinzipien, beider Beſtrebungen, die in ihm ihre Vereinigung fanden, und demnach handelte er beſtändig naturgemäß, einfach, groß, nie krampfhaft harſch, immer ruhig milde. Daher intriguirte er nie im Einzelnen, und ſeine Schläge geſchahen immer durch ſeine Kunſt, die Maſſen zu begreifen und zu lenken. Zur verwickelten, langſamen Intrigue neigen ſich kleine, analitiſche Geiſter, hingegen ſynthetiſche, intuitive Geiſter wiſſen auf wunderbar geniale Weiſe die Mittel, die ihnen die Gegenwart bietet, ſo zu verbinden, daß ſie dieſelben zu ihrem Zwecke ſchnell benutzen können. Erſtere ſcheitern ſehr oft, da keine menſchliche Klugheit alle Vorfallenheiten des Lebens vorausſehen kann und die Verhältniſſe des Lebens nie lange ſtabil ſind; letzteren hingegen, den intuitiſchen Menſchen, gelingen ihre Vorſätze am leichteſten, da ſie nur einer richtigen Berechnung des Vorhandenen bedürfen, und ſo ſchnell handeln, daß dieſes, durch die Bewegung der Lebenswogen, keine plötzliche, unvorhergeſehene Veränderung erleiden kann.

Es iſt ein glückliches Zuſammentreffen, daß Napoleon gerade zu einer Zeit gelebt hat, die ganz beſonders viel Sinn hat für Geſchichte, ihre Erforſchung und Darſtellung. Es werden uns daher, durch die Memoiren der Zeitgenoſſen, wenige Notizen über Napoleon vorenthalten werden, und täglich vergrößert ſich die Zahl der Geſchichtsbücher, die ihn mehr oder minder im Zuſammenhang mit der übrigen Welt ſchildern wollen. Die Ankündigung eines ſolchen Buches aus Walter Scotts Feder erregt daher die neugierigſte Erwartung.

Alle Verehrer Scotts müſſen für ihn zittern; denn ein ſolches Buch kann leicht der ruſſiſche

Feldzug jenes Ruhmes werden, den er mühſam erworben durch eine Reihe hiſtoriſcher Romane, die mehr durch ihr Thema, als durch ihre poetiſche Kraft, alle Herzen Europas bewegt haben. Dieſes Thema iſt aber nicht bloß eine elegiſche Klage über Schottlands volksthümliche Herrlichkeit, die allmählig verdrängt wurde von fremder Sitte, Herrſchaft und Denkweiſe; ſondern es iſt der große Schmerz über den Verluſt der Nazional-Beſonderheiten, die in der Allgemeinheit neuerer Cultur verloren gehen, ein Schmerz, der jetzt in den Herzen aller Völker zuckt. Denn Nazionalerinnerungen liegen tiefer in der Menſchen Bruſt, als man gewöhnlich glaubt. Man wage es nur, die alten Bilder wieder auszugraben, und über Nacht blüht hervor auch die alte Liebe mit ihren Blumen. Das iſt nicht figürlich geſagt, ſondern es iſt eine Thatſache: als Bullock vor einigen Jahren ein altheidniſches Steinbild in Mexiko ausgegraben, fand er den andern Tag, daß es nächtlicher Weile mit Blumen bekränzt werden; und doch hatte Spanien, mit Feuer und Schwert, den alten Glauben der Mexikaner zerſtört, und ſeit drey Jahrhunderten ihre Gemüther gar ſtark umgewühlt und gepflügt und mit Chriſtenthum beſäet. Solche Blumen aber blühen auch in den Walter-Scott'ſchen Dichtungen, dieſe Dichtungen ſelbſt wecken die alten Gefühle, und wie einſt in Granada Männer und Weiber mit dem Geheul der Verzweiflung aus den Häuſern ſtürzten, wenn das Lied vom Einzug des Maurenkönigs auf den Straßen erklang, dergeſtalt, daß bey Todesſtrafe verboten wurde, es zu ſingen: ſo hat der Ton, der in den Scott'ſchen Dichtungen herrſcht, eine ganze Welt ſchmerzhaft erſchüttert. Dieſer Ton klingt wieder in den Herzen unſeres Adels, der ſeine Schlöſſer und Wappen verfallen ſieht, er klingt wieder in den Herzen des Bürgers, dem die behaglich enge Weiſe der Altvordern verdrängt wird durch weite, unerfreuliche Modernität; er klingt wieder in katholiſchen Domen, woraus der

Glaube entflohen, und in rabbiniſchen Synagogen, woraus ſogar die Gläubigen fliehen; er klingt über die ganze Erde, bis in die Banianenwälder Hindoſtans, wo der ſeufzende Bramine das Abſterben ſeiner Götter, die Zerſtörung ihrer uralten Weltordnung, und den ganzen Sieg der Engländer vorausſieht.

Dieſer Ton, der gewaltigſte, den der ſchottiſche Barde auf ſeiner Rieſenharfe anzuſchlagen weiß, paßt aber nicht zu dem Kaiſerliede von dem Napoleon, dem neuen Manne; dem Manne der neuen Zeit, dem Manne, worin dieſe neue Zeit ſo leuchtend ſich abſpiegelt, daß wir dadurch faſt geblendet werden, und unterdeſſen nimmermehr denken an die verſchollene Vergangenheit und ihre verblichene Pracht. Es iſt wohl zu vermuthen, daß Scott, ſeiner Vorneigung gemäß, jenes angedeutete, ſtabile Element im Charakter Napoleons, die contrerevoluzionäre Seite ſeines Geiſtes vorzugsweiſe auffaſſen wird, ſtatt daß andere Schriftſteller bloß das revoluzionäre Prinzip in ihm erkennen. Von dieſer letzteren Seite würde ihn Byron geſchildert haben, der in ſeinem ganzen Streben den Gegenſatz zu Scott bildete, und ſtatt, gleich dieſem, den Untergang der alten Formen zu beklagen, ſich ſogar von denen, die noch ſtehen geblieben ſind, verdrießlich beengt fühlt, ſie, mit revoluzionärem Lachen und Zähneſletſchen, niederreißen möchte, und in dieſem Aerger die heiligſten Blumen des Lebens mit ſeinem melodiſchen Gifte beſchädigt, und ſich, wie ein wahnſinniger Harlekin den Dolch in's Herz ſtößt, um, mit dem hervorſtrömenden, ſchwarzen Blute, Herren und Damen neckiſch zu beſpritzen.

Wahrlich, in dieſem Augenblicke fühle ich ſehr lebhaft, daß ich kein Nachbeter, oder beſſer geſagt Nachfrevler Byrons bin, mein Blut iſt nicht ſo ſpleeniſch ſchwarz, meine Bitterkeit kömmt nur aus den Galläpfeln meiner Dinte, und wenn Gift in mir iſt, ſo iſt es doch nur Gegengift, Gegengift wider jene Schlangen, die im Schutte der alten Dome und Burgen ſo bedrohlich lauern. Von allen großen Schriftſtellern iſt Byron juſt derjenige, deſſen Lectüre mich am unleidlichſten berührt; wohingegen Scott mir, in jedem ſeiner Werke, das Herz erfreut, beruhigt und erkräftigt. Mich erfreut ſogar die Nachahmung derſelben, wie wir ſie bey W. Alexis, Bronikowski und Cooper finden, welcher erſtere, im ironiſchen Walladmor, ſeinem Vorbilde am nächſten ſteht, und uns auch in einer ſpäteren Dichtung ſo viel Geſtalten- und Geiſtesreichthum gezeigt hat, daß er wohl im Stande wäre, mit poetiſcher Urſprünglichkeit, die ſich nur der ſcottiſchen Form bedient, uns die theuerſten Momente deutſcher Geſchichte, in einer Reihe hiſtoriſcher Novellen, vor die Seele zu führen.

Aber keinem wahren Genius laſſen ſich beſtimmte Bahnen vorzeichnen, dieſe liegen auſſerhalb aller kritiſcher Berechnung, und ſo mag es auch als ein harmloſes Gedankenſpiel betrachtet werden, wenn ich über W. Scotts Kaiſergeſchichte mein Vorurtheil ausſprach. "Vorurtheil" iſt hier der umfaſſendſte Ausdruck. Nur eins läßt ſich mit Beſtimmtheit ſagen: das Buch wird geleſen werden vom Aufgang bis zum Niedergang, und wir Deutſchen werden es überſetzen.

Wir haben auch den Segür überſetzt. Nicht wahr, es iſt ein hübſches epiſches Gedicht? Wir Deutſchen ſchreiben auch epiſche Gedichte, aber die Helden derſelben exiſtiren bloß in unſerem Kopfe. Hingegen die Helden des franzöſiſchen Epos ſind wirkliche Helden, die viel größere Thaten vollbracht, und viel größere Leiden gelitten, als wir in unſeren Dachſtübchen erſinnen können. Und wir haben doch viel Phantaſie, und die Franzoſen haben nur wenig. Vielleicht hat deshalb der liebe Gott den Franzoſen auf eine andere Art nachgeholfen, und ſie brauchen nur treu zu erzählen, was ſie in den letzten dreyzig Jahren geſehen und gethan, und ſie haben eine erlebte Literatur, wie noch kein Volk und keine Zeit ſie hervorgebracht. Dieſe Memoiren von Staatsleuten, Soldaten und edlen Frauen, wie ſie in Frankreich täglich erſcheinen, bilden einen Sagenkreis, woran die Nachwelt genug zu denken und zu ſingen hat, und worin, als deſſen Mittelpunkt, das Leben des großen Kaiſers, wie ein Rieſenbaum, emporragt. Die Segürſche Geſchichte des Rußlandszuges iſt ein Lied, ein franzöſiſches Volkslied, das zu dieſem Sagenkreiſe gehört, und, in ſeinem Tone und Stoffe, den epiſchen Dichtungen aller Zeiten gleicht und gleich ſteht. Ein Heldengeſchlecht, das durch den Zauberſpruch "Freyheit und Gleichheit" aus dem Boden Frankreichs emporgeſchoſſen, hat, wie im Triumphzug, berauſcht von Ruhm und geführt von dem Gotte des Ruhmes ſelbſt, die Welt durchzogen, erſchreckt und verherrlicht, tanzt endlich den raſſelnden Waffentanz auf den Eisfeldern des Nordens, und dieſe brechen ein, und die Söhne des Feuers und der Freyheit gehen zu Grunde durch Kälte und Sklaven.

Solche Beſchreibung oder Prophezeyung des Untergangs einer Heldenwelt iſt Grundton und Stoff der epiſchen Dichtungen aller Völker. Auf den Felſen von Ellore und anderer indiſcher Grottentempel ſteht ſolche epiſche Kataſtrophe eingegraben mit Rieſenhieroglyphen, deren Schlüſſel im Mahabarata zu finden iſt; der Norden hat in nicht minder ſteinernen Worten, in ſeiner Edda, dieſen Götteruntergang ausgeſprochen; das Lied der Nibelungen beſingt daſſelbe tragiſche Verderben, und hat, in ſeinem Schluſſe, noch ganz beſondere Aehnlichkeit mit der Segürſchen Beſchreibung des Brandes von Moskau; das Rolandslied von der Schlacht bey Roncisval, deſſen Worte verſchollen, deſſen Sage aber noch nicht erloſchen, und noch unlängſt von einem der größten Dichter des Vaterlandes, von Immermann, herauf beſchworen worden, iſt ebenfalls der alte Unglücksgeſang; und gar das Lied von Ilion verherrlicht am ſchönſten das alte Thema, und iſt doch nicht großartiger und ſchmerzlicher als das franzöſiſche Volkslied, worin Segür den Untergang ſeiner Heroenwelt beſungen hat. Ja, dieſes iſt ein wahres Epos, Frankreichs Heldenjugend iſt der ſchöne Heros, der früh dahinſinkt, wie wir ſolches Leid ſchon ſahen in dem Tode Baldurs, Siegfrieds, Rolands und Achilles, die ebenſo durch Unglück und Verrath gefallen; und jene Helden, die wir in der Ilias bewundert, wir finden ſie wieder im Liede des Segür, wir ſehen ſie rathſchlagen, zanken und kämpfen, wie einſt vor dem ſkäiſchen Thore, iſt auch die Jacke des Königs von Neapel etwas allzubuntſcheckig modern, ſo iſt doch ſein Schlachtmuth und Uebermuth eben ſo groß, wie der des Peliden, ein Hektor an Milde und Tapferkeit ſteht vor uns Prinz Eugèn, der edle Ritter, Ney kämpft wie ein Ajax, Berthier iſt ein Neſtor ohne Weisheit, Davouſt, Darù, Caulincourt u. ſ. w. in ihnen wohnen die Seelen des Menelaos, des Odyſſeus, des Diomedes — nur der Kaiſer ſelbſt findet nicht ſeines Gleichen, in ſeinem Haupte iſt der Olymp des Gedichtes, und wenn ich ihn, in ſeiner äußeren Herrſchererſcheinung, mit dem Agamemnon vergleiche, ſo geſchieht das, weil ihn, eben ſo wie den größten Theil ſeiner herrlichen Kampfgenoſſen, ein tragiſches Schickſal erwartete, und weil ſein Oreſtes noch lebt.

Wie die Scottſchen Dichtungen hat auch das Ségürſche Epos einen Ton, der unſere Herzen bezwingt. Aber dieſer Ton weckt nicht die Liebe zu längſt verſchollenen Tagen der Vorzeit, ſondern es iſt ein Ton, deſſen Klangfigur uns die Gegenwart giebt, ein Ton, der uns für eben dieſe Gegenwart begeiſtert.

Wir Deutſchen ſind doch wahre Peter Schlemiehle! Wir haben auch in der letzten Zeit viel geſehen, viel ertragen, z. B. Einquartierung und Adelſtolz; und wir haben unſer edelſtes Blut hingegeben, z. B. an England, das noch jetzt jährlich eine anſtändige Summe, für abgeſchoſſene deutſche Arme und Beine, ihren ehemaligen Eigenthümern zu bezahlen hat; und wir haben im Kleinen ſo viel Großes gethan, daß wenn man es zuſammenrechnete, die größten Thaten herauskämen, z. B. in Tyrol; und wir haben viel verloren, z. B. unſeren Schlagſchatten, den Titel des lieben, heiligen, römiſchen Reichs — und dennoch, mit allen Verlüſten Opfern, Entbehrungen, Malheurs und Großthaten, hat unſere Literatur kein einziges ſolcher Denkmäler des Ruhmes gewonnen, wie ſie bey unſeren Nachbaren, gleich ewigen Trophäen, täglich emporſteigen. Unſere Leipziger Meſſen haben wenig profitirt durch die Schlacht bey Leipzig. Ein Gothaer, höre ich, will ſie noch nachträglich, in epiſcher Form, beſingen; da er aber noch nicht weiß, ob er zu den 100,000 Seelen gehört, die Hildburghauſen bekömmt, oder zu den 150,000, die Meiningen bekömmt, oder zu den 160,000, die Altenburg bekömmt, ſo kann er ſein Epos noch nicht anfangen, er müßte denn beginnen: "Singe unſterbliche

Seele, Hildburghäuſiſche Seele, — Meining'ſche Seele, oder auch Altenburgiſche Seele, — Gleichviel ſinge, ſinge der ſündigen Deutſchen Erlöſung!" Dieſer Seelenſchacher im Herzen des Vaterlandes, und deſſen blutende Zerriſſenheit, läßt keinen ſtolzen Sinn, und noch viel weniger ein ſtolzes Wort aufkommen, unſere ſchönſten Thaten werden lächerlich durch den dummen Erfolg, und während wir uns unmuthig einhüllen in den Purpurmantel des deutſchen Heldenblutes, kömmt ein politiſcher Schalk und ſetzt uns die Schellenkappe auf's Haupt. Eben die Literaturen unſerer Nachbaren jenſeits des Rheins und des Canals muß man mit unſerer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungsloſe unſeres Bagatell-Lebens zu begreifen. Oft, wenn ich die Morning-Chronicle leſe, und in jeder Zeile das engliſche Volk mit ſeiner Nazionalität erblicke, mit ſeinem Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Aſſiſen, Parlamentsdebatten u. ſ. w., dann nehme ich wieder, betrübten Herzens, ein deutſches Blatt zur Hand, und ſuche darin die Momente eines Volkslebens, und finde nichts als literariſche Fraubaſereyen und Theatergeklätſche.

Und doch iſt es nicht anders zu erwarten. Iſt in einem Volke alles öffentliche Leben unterdrückt, ſo ſucht es dennoch Gegenſtände für gemeinſame Beſprechung, und dazu dienen ihm in Deutſchland ſeine Schriftſteller und Comödianten. Statt Pferderennen haben wir ein Bücherrennen nach der Leipziger Meſſe. Statt Boxen haben wir Myſtiker und Rationaliſten, die ſich in ihren Pamphlets herumbalgen, bis die Einen zur Vernunft kommen, und den Anderen Hören und Sehen vergeht und der Glauben bey ihnen Eingang findet. Statt Hahnenkämpfe haben wir Journale, worin arme Teufel, die man dafür füttert, ſich einander den guten Namen zerreißen, während die Philiſter freudig ausrufen: ſieh! das iſt ein Haupthahn! dem dort ſchwillt der Kamm! der hat einen ſcharfen Schnabel! das junge Hähnchen muß ſeine Federn erſt ausſchreiben, man muß es anſpornen u. ſ. w. In ſolcher Art haben wir auch unſere öffentlichen Aſſiſen, und das ſind die löſchpapiernen, ſächſiſchen Literaturzeitungen, worin jeder Dummkopf von ſeines Gleichen gerichtet wird, nach den Grundſätzen eines literariſchen Criminalrechts, das der Abſchreckungstheorie huldigt, und, als ein Verbrechen jedes Buch beſtraft. Zeigt der Verfaſſer deſſelben etwas Geiſt, ſo iſt das Verbrechen qualifizirt. Kann er aber ſein Geiſtesalibi beweiſen, ſo wird die Strafe gemildert. Freylich, bey dieſer literariſchen Criminaljuſtiz iſt es ebenfalls ein großes Gebrechen, daß dem richterlichen Ermeſſen ſo viel überlaſſen bleibt, um ſo mehr, da unſere Bücherrichter, eben ſo wie Fallſtaff, ſich ihre Gründe nicht abzwingen laſſen, und manchmal ſelbſt geheime Sünder ſind und vorausſehen, daß ſie morgen von denſelben Delinquenten gerichtet werden, über die ſie heute das Urtheil ſprechen. Die Jugend iſt in unſerer literariſchen Criminaljuſtiz ein bedeutender Milderungsgrund, und mancher alte Schriftſteller wird gelinde beurtheilt, weil man ihn für ein Kind hält. Sogar die in der letzten Zeit aufgekommene Erfahrung, daß junge Menſchen, zur Zeit der Entwickelung ihrer Pubertät, ein krankhaftes Gelüſte tragen, Brand zu ſtiften, hat auch in der Aeſthetik ihren Einfluß gehabt, und man urtheilt deßhalb gelinder über ſo manche Flammentragödie, z. B. die Tragödie jenes feurigen Jünglings, der nichts geringeres als den königlichen Pallaſt zu Perſepolis in Brand geſteckt hat. Wir haben, um Vergleichungen fortzuſetzen, gewiſſermaßen auch unſere Parlamentsdebatten, und damit meine ich unſre Theaterkritiken; wie denn unſer Schauſpiel ſelbſt gar füglich das Haus der Gemeinen genannt werden kann, von wegen der vielen Gemeinheiten die darin blühen, von wegen des plattgetretenen Franzöſiſchen Unflats, den unſer Publikum, ſelbſt wenn man ihm am ſelben Abend ein Raupachſches

Luſtſpiel gegeben hat, gar ruhig verzehrt, gleich einer Fliege, die, wenn ſie von einem Honigtopfe weggetrieben wird, ſich gleich mit dem beſten Appetit auf einen Quark ſetzt und ihre Mahlzeit damit beſchließt. Ich habe hier vorzüglich im Sinne Raupachs “Bekehrten”, die ich vorigen Winter zu Hamburg, von den ausgezeichnetſten Schauſpielern aufführen ſah, und zwar mit eben ſo vielem Beyfall, wie “die Schülerſchwänke”, ein parfümirtes Quärkchen, das gleich darauf, an demſelben Abend, gegeben wurde. Aber auf unſerem Theater gedeiht nicht bloß Miſt, ſondern auch Gift. In der That, höre ich wie in unſeren Luſtſpielen die heiligſten Sitten und Gefühle des Lebens, in einem liederlichen Tone und ſo leichtfertig ſicher abgeleyert werden, daß man am Ende ſelbſt gewöhnt wird, ſie als die gleichgültigſten Dinge zu betrachten, höre ich jene kammerdienerliche Liebeserklärungen, die ſentimentalen Freundſchaftsbündniſſe zu gemeinſchaftlichem Betrug, die lachenden Plane zur Täuſchung der Eltern oder Ehegatten, und wie all dieſe ſtereotypen Luſtſpielmotive heißen mögen, ach! ſo erfaßt mich inneres Grauen und bodenloſer Jammer, und ich ſchaue, ängſtlichen Blickes, nach den armen, unſchuldigen Engelköpfchen, denen im Theater dergleichen, gewiß nicht ohne Erfolg, vordeklamirt wird.

Die Klagen über Verfall und Verderbniß des deutſchen Luſtſpiels, wie ſie aus ehrlichen Herzen hervorgeſeufzt werden, der kritiſche Eifer Tieck's und Zimmermann's, die bey der Reinigung unſers Theaters ein mühſameres Geſchäft haben, als Herkules im Stalle des Augias, da unſer Theaterſtall gereinigt werden ſoll während die Ochſen noch darin ſind; die Beſtrebungen hochbegabter Männer, die ein romantiſches Luſtſpiel begründen möchten, die trefflichſte und treffendſte Satire, wie z. B. Robert's "Paradiesvogel" — nichts will fruchten, Seufzer, Rathſchläge, Verſuche, Geißelhiebe, Alles bewegt nur die Luſt, und jedes Wort, das man darüber ſpricht, iſt wahrhaft in den Wind geredet.

Unſer Oberhaus, die Tragödie, zeigt ſich in höherem Glanze. Ich meine hinſichtlich der Couliſſen, Dekorazionen und Garderoben. Aber auch hier giebt es ein Ziel. Im Theater der Römer haben Elephanten auf dem Seile getanzt und große Sprünge gemacht; weiter aber konnt' es der Menſch nicht bringen, und das römiſche Reich ging unter, und bey dieſer Gelegenheit auch das römiſche Theater. Auf unſeren Theatern fehlt es in den Tragödien zwar auch nicht an Tanz und Sprüngen, aber dieſe werden hier von den jungen Tragöden ſelbſt vollbracht; und da es wohl geſchah, daß Frauenzimmer durch große Sprünge plötzlich zum Manne geworden, ſo handelt ein weibiſches Poetlein wahrhaft pfiffig, wenn es mit ſeinen lahmen Jamben recht große Alexanderſprünge verſucht.

Da aber einmal von deutſcher Literaturmiſere die Rede iſt, und ich jetzt noch nicht geſonnen bin, mich reichlicher darüber zu verbreiten, ſo mag wohl hier eine ſügliche Stelle ſeyn zum Einſchalten der folgenden Xenien, die aus der Feder Immermann's, meines hohen Mitſtrebenden, gefloſſen ſind, und die mir derſelbe jüngſthin geſchenkt hat. Die Gleichgeſinnten danken mir gewiß für die Mittheilung dieſer Verſe, und bis auf wenige Ausnahmen, die ich mit Sternen bezeichne, will ich ſie gern als meine eigne Geſinnung vertreten.

Der poetiſche Literator.

Laß dein Lächeln, laß dein Flennen, ſag' uns ohne Hinterliſt,
Wann Hans Sachs das Licht erblickte, Weckherlin geſtorben iſt.

"Alle Menſchen müſſen ſterben," ſpricht das Männlein mit Bedeutung.
Alter Junge, deſſengleichen iſt uns keine große Zeitung.

Mit vergeß'nen, alten Schwarten ſchmiert er ſeine Autorſtiefeln,
Daß er dazu heiter weine, frißt er fromm poet'ſche Zwiefeln.

---

* Willſt du commentiren, Fränzel, mindeſtens verſchon' den Luther,
Dieſer Fiſch behagt uns beſſer, ohne die zerlaß'ne Butter.

Dramatiker.

1.

* "Nimmer ſchreib' ich mehr Tragödien, mich am Publikum zu rächen!"
Schimpf' uns, wie du willſt, mein Guter, aber halte dein Verſprechen.

2.

Dieſen Reiterlieutnant müſſet, Stachelverſe, ihr
verſchonen;
Denn er commandirt Sentenzen und Gefühl' in
Escadronen.

3.

Wär' Melpomene ein Mädchen, gut, gefühlvoll
und natürlich,
Rieth ich ihr: Heirathe dieſen, der ſo milde
und ſo zierlich.

4.

Seiner vielen Sünden wegen geht der todte
Kotzebue
Um in dieſem Ungethüme ohne Strümpfe, ohne
Schuhe.

Und ſo kommt zu vollen Ehren tiefe Lehr' aus
grauen Jahren,
Daß die Seelen der Verſtorb'nen müſſen in die
Beſtien fahren.

Oeſtliche Poeten.

Groß' mérite iſt es jetzo, nach Saadi's Art zu girren,
Doch mir ſcheint's egal gepudelt, ob wir öſtlich, weſtlich irren.

Sonſten ſang, bey'm Mondenſcheine, Nachtigall seu Philomele;
Wenn jetzt Bülbül flötet, ſcheint es mir denn doch dieſelbe Kehle.

Alter Dichter, Du gemahnſt mich, als wie Hameln's Rattenfänger;
Pfeifſt nach Morgen, und es folgen all die lieben, kleinen Sänger.

Aus Bequemlichkeit verehren ſie die Kühe frommer Inden,
Daß ſie den Olympus mögen nächſt in jedem Kuhſtall finden.

Von den Früchten, die ſie aus dem Gartenhain von Schiras ſtehlen,
Eſſen ſie zu viel, die Armen, und vomiren dann Ghaſelen.

°Glockentöne.

Seht den dicken Paſtor, dorten unter ſeiner Thür im Staate,
Läutet mit den Glocken, daß man ihn verehr' in dem Ornate.

Und es kamen, ihn zu ſchauen, flugs die Blinden und die Lahmen,
Engebruſt und Krampf, beſonders Hyſteriegeplagte Damen.

Weiße Salbe weder heilet, noch verſchlimmert irgend Schäden,
Weiße Salbe findeſt jetzo du in allen Bücherläden.

Geht's ſo fort, und läßt ſich jeder Pfaffe ferner adoriren,
Werd' ich in den Schooß der Kirche ehebaldigſt retourniren.

Dort gehorch' ich einem Papſte, und verehr' ein praesens Numen,
Aber hier macht ſich zum numen jeglich ordinirtes lumen.

Orbis pictus.

Hätte einen Hals das ganze weltverderbende Gelichter,
Einen Hals, ihr hohen Götter: Prieſter, Hiſtrionen, Dichter!

In die Kirche ging ich Morgens, um Komödien zu ſchauen,
Abends in's Theater, um mich an der Predigt zu erbauen.

Selbſt der liebe Gott verlieret ſehr bey mir an dem Gewichte,
Weil nach ihrem Ebenbilde ſchnitzen ihn viel tauſend Wichte.

Wenn ich Euch gefall', ihr Leute, dünk' ich mich ein Leineweber,
Aber, wenn ich Euch verdrieße, ſeht, das ſtärkt mir meine Leber.

"Ganz bewältigt er die Sprache"; ja, es iſt, ſich todt zu lachen,
Seht nur, was für tolle Sprünge läſſet er die Arme machen.

Vieles Schlimme kann ich dulden, aber eins iſt mir zum Ekel,
Wenn der nervenſchwache Zärtling ſpielt den genialen Rekel.

Damals mocht'ſt du mir gefallen, als du buhlteſt mit Lucindchen,
Aber, o der frechen Liebſchaft! mit Marien wollen ſünd'gen.

Erſt in England, dann in Spanien, jetzt in Brahma's Finſterniſſen,
Ueberall umhergeſtrichen, deutſchen Rock und Schuh zerriſſen.

Wenn die Damen ſchreiben, kramen ſtets ſie aus von ihren Schmerzen,
Fausses couches, touchirter Tugend — ach, die gar zu offnen Herzen!

Laßt die Damen mir zufrieden; daß ſie ſchreiben, ſind' ich räthlich,
Führt die Frau die Autor-Feder, wird ſie wenigſtens nicht ſchädlich.

Glaubt, das Schriftenthum wird gleichen bald den ärgſten Rockenſtuben,
Die Gevatterinnen ſchnacken, und es hören zu die Buben.

Wär' ich Dſchingischan, o China, wärſt du längſt von mir vernichtet,
Dein verdammtes Theegeplätſcher hat uns langſam hingerichtet.

Alles ſetzet ſich zur Ruhe, und der Größte wird geduldig,
Streicht gemächlich ein, was früh're Zeiten blieben waren ſchuldig.

Jene Stadt iſt voller Verſe, Töne, Statuen, Schilderey'n,
Wurſthans ſteht mit der Trompete an dem Thor, und ſchreit: “Herein!”

“Dieſe Reime klingen ſchändlich, ohne Metrum und Caeſuren;”
Wollt in Uniform ihr ſtecken literariſche Panduren? —

“Sag, wie kommſt du nur zu Worten, die ſo grob und ungezogen?”
Freund, im wüſten Marktgedränge braucht man ſeine Ellenbogen.

“Aber du haſt auch bereimet, was unläugbar gut und groß.”
Miſcht der Beſte ſich zum Plebſe, duldet er des Plebſes Loos.

Wenn die Sommerfliegen ſchwärmen, tödtet Ihr
ſie mit den Klappen,
Und nach dieſen Reimen werdet ſchlagen Ihr mit
Euren Kappen.

Ideen.

Das Buch Le Grand.

1826.

Das Geſchlecht der Derindur,
Unſres Thrones feſte Säule,
Soll beſtehn, ob die Natur
Auch damit zu Ende eile.

Müllner.

Evelina

empfange dieſe Blätter

als

ein Zeichen der Freundſchaft und Liebe

des Verfaſſers.

Capitel I.

Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte ihn nicht.

(Altes Stück.)

Madame, kennen Sie das alte Stück? Es iſt ein ganz außerordentliches Stück, nur etwas zu ſehr melancholiſch. Ich hab' mal die Hauptrolle darin geſpielt und da weinten alle Damen, nur eine Einzige weinte nicht, nicht eine einzige Thräne weinte ſie, und das war eben die Pointe des Stücks, die eigentliche Kataſtrophe —

O dieſe einzige Thräne! ſie quält mich noch immer in Gedanken; der Satan, wenn er meine Seele verderben will, flüſtert mir ins Ohr ein Lied von dieſer ungeweinten Thräne, ein fatales Lied mit einer noch fataleren Melodie — ach, nur in der Hölle hört man dieſe Melodie! — — — — — — — — — — — —

Wie man im Himmel lebt, Madame, können Sie ſich wohl vorſtellen, um ſo eher, da Sie verheurathet ſind. Dort amüſirt man ſich ganz ſüperbe, man hat alle mögliche Vergnügungen, man lebt in lauter Luſt und Plaiſir, ſo recht wie Gott in Frankreich. Man ſpeiſt von Morgen bis Abend, und die Küche iſt ſo gut wie die Jagorſche, die gebratenen Gänſe fliegen herum mit den Sauceſchüſſelchen im Schnabel, und fühlen ſich geſchmeichelt, wenn man ſie verzehrt, butterglänzende Torten wachſen wild wie Sonnenblumen, überall Bäche mit Bouillon und

Champagner, überall Bäume, woran Servietten flattern, und man ſpeiſt und wiſcht ſich den Mund, und ſpeiſt wieder ohne ſich den Magen zu verderben, man ſingt Pſalmen oder man tändelt und ſchäkert mit den lieben, zärtlichen Engelein, oder man geht ſpatzieren auf der grünen Halleluja-Wieſe, und die weißwallenden Kleider ſitzen ſehr bequem, und nichts ſtört da das Gefühl der Seligkeit, kein Schmerz, kein Mißbehagen, ja ſogar, wenn Einer dem Andern zufällig auf die Hühneraugen tritt und excusez! ausruft, ſo lächelt dieſer wie verklärt und verſichert: dein Tritt, Bruder, ſchmerzt nicht, ſondern au contraire, mein Herz fühlt dadurch nur deſto ſüßere Himmelswonne.

Aber von der Hölle, Madame, haben Sie gar keine Idee. Von allen Teufeln kennen Sie vielleicht nur den kleinſten, das Beelzebübchen Amor, den artigen Croupier der Hölle, und dieſe ſelbſt kennen ſie nur aus dem Don Juan, und für dieſen Weiberbetrüger, der ein böſes Beyſpiel giebt, dünkt ſie Ihnen niemals heiß genug, obgleich unſere hochlöblichen Theaterdirectionen ſoviel Flammenſpectakel, Feuerregen, Pulver und Colophonium dabey aufgehen laſſen, wie es nur irgend ein guter Chriſt in der Hölle verlangen kann.

Indeſſen, in der Hölle ſieht es viel ſchlimmer aus, als unſere Theaterdirectoren wiſſen — ſie würden auch ſonſt nicht ſo viele ſchlechte Stücke aufführen laſſen — in der Hölle iſt es ganz hölliſch heiß, und als ich mal in den Hundstagen dort war, fand ich es nicht zum Aushalten. Sie haben keine Idee von der Hölle, Madame. Wir erlangen dorther wenig offizielle Nachrichten. Daß die armen Seelen da brunten den ganzen Tag all die ſchlechten Predigten leſen müſſen, die hier oben gedruckt werden — das iſt Verläumdung. So ſchlimm iſt es nicht in der Hölle, ſo raffinirte Qualen wird Satan niemals erſinnen. Dagegen iſt Dante's Schilderung etwas zu mäßig, im Ganzen allzupoetiſch. Mir erſchien die Hölle wie eine große bürgerliche Küche, mit einem unendlich langen Ofen, worauf drey Reihen eiſerne Töpfe ſtanden, und in dieſen ſaßen die Verdammten und wurden gebraten. In der einen Reihe ſaßen die chriſtlichen Sünder, und, ſollte man es wohl glauben! ihre Anzahl war nicht allzuklein, und die Teufel ſchürten unter ihnen das Feuer mit beſonderer Geſchäftigkeit. In der anderen Reihe ſaßen die Juden, die beſtändig ſchrieen und von den Teufeln zuweilen geneckt wurden, wie es ſich denn gar poßierlich ausnahm, als ein dicker, puſtender Pfänderverleiher über allzugroße Hitze klagte, und ein Teufelchen ihm einige Eimer kaltes Waſſer über den Kopf goß, damit er ſähe, daß die Taufe eine wahre erfriſchende Wohlthat ſey. In der dritten Reihe ſaßen die Heiden, die, eben ſo wie die Juden, der Seligkeit nicht theilhaftig werden können, und ewig brennen müſſen. Ich hörte, wie einer derſelben, dem ein vierſchrötiger Teufel neue Kohlen unterlegte, gar unwillig aus dem Topfe hervorrief: “Schone meiner, ich war Sokrates, der Weiſeſte der Sterblichen, ich habe Wahrheit und Gerechtigkeit gelehrt und mein Leben geopfert für die Tugend.” Aber der vierſchrötige, dumme Teufel ließ ſich in ſeinem Geſchäfte nicht ſtören und brummte; “Ey was! alle Heiden müſſen brennen, und wegen eines einzigen Menſchen dürfen wir keine Ausnahme machen.” — — Ich verſichere Sie, Madame, es war eine fürchterliche Hitze, und ein Schreyen, Seufzen, Stöhnen, Quäken, Greinen, Quiriliren — und durch all dieſe entſetzlichen Töne drang vernehmbar jene fatale Melodie des Liedes von der ungeweinten Thräne.

Capitel II.

Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte ihn nicht.

(Altes Stück.)

Madame! das alte Stück iſt eine Tragödie, obſchon der Held darin weder ermordet wird, noch ſich ſelbſt ermordet. Die Augen der Heldin ſind ſchön, ſehr ſchön — Madame, riechen Sie nicht Veilchenduft? — ſehr ſchön, und doch ſo ſcharfgeſchliffen, daß ſie mir wie gläſerne Dolche durch das Herz drangen, und gewiß aus meinem Rücken wieder herausguckten — aber ich ſtarb doch nicht an dieſen meuchelmörderiſchen Augen. Die Stimme der Heldin iſt auch ſchön — Madame, hörten Sie nicht eben eine Nachtigall ſchlagen? — eine ſchöne, ſeidne Stimme, ein ſüßes Geſpinnſt der ſonnigſten Töne, und meine Seele ward darin verſtrickt und würgte ſich und quälte ſich. Ich ſelbſt — es iſt der Graf vom Ganges, der jetzt ſpricht, und die Geſchichte ſpielt in Venedig — ich ſelbſt hatte mal dergleichen Quälereyen ſatt, und dachte ſchon im erſten Akte dem Spiel ein Ende zu machen, und die Schellenkappe mitſammt dem Kopfe herunter zu ſchießen, und ich ging nach einem Galanterieladen auf der Via Burſtah, wo ich ein paar ſchöne Piſtolen in einem Kaſten ausgeſtellt fand — ich erinnere mich deſſen noch ſehr gut, es ſtanden daneben viel freudige Spielſachen von Perlemutter und Gold, eiſerne Herzen an güldenen Kettlein, Porzellantaſſen mit zärtlichen Deviſen, Schnupftabaksdoſen mit hübſchen Bildern, z. B. die göttliche Geſchichte von der Suſanna, der Schwanengeſang der Leda, der Raub der Sabinerinnen, die Lukrezia, das dicke Tugendmenſch, mit dem entblößten Buſen, in den ſie ſich den Dolch nachträglich hineinſtößt, die ſelige Bethmann, la belle ferronière, lauter lockende Geſichter — aber ich kaufte doch die Piſtolen, ohne viel zu dingen, und dann kauft' ich Kugeln, dann Pulver, und dann ging ich in den Keller des Signor Unbeſcheiden, und ließ mir Auſtern und ein Glas Rheinwein vorſtellen —

Eſſen konnt' ich nicht und trinken noch viel weniger. Die heißen Tropfen fielen in's Glas, und im Glas ſah ich die liebe Heimath, den blauen, heiligen Ganges, den ewigſtrahlenden Himalaya, die rieſigen Banianenwälder, in deren weiten Laubgängen die klugen Elephanten und die weißen Pilger ruhig wandelten, ſeltſam träumeriſche Blumen ſahen mich an, heimlich mahnend, goldne Wundervögel jubelten wild, flimmernde Sonnenſtrahlen und ſüßnärriſche Laute von lachenden Affen neckten mich lieblich, aus fernen Pagoden ertönten die frommen Prieſtergebete, und dazwiſchen klang die ſchmelzend klagende

Stimme der Sultanin von Delhi — in ihrem Teppichgemache rannte ſie ſtürmiſch auf und nieder, ſie zerriß ihren ſilbernen Schleyer, ſie ſtieß zu Boden die ſchwarze Sklavin mit dem Pfauenwedel, ſie weinte, ſie tobte, ſie ſchrie — Ich konnte ſie aber nicht verſtehen, der Keller des Signor Unbeſcheiden iſt 3000 Meilen entfernt vom Harem zu Delhi, und dazu war die ſchöne Sultanin ſchon todt ſeit 3000 Jahren — und ich trank haſtig den Wein, den hellen, freudigen Wein, und doch wurde es in meiner Seele immer dunkler und trauriger — Ich war zum Tode verurtheilt — — — —
— — — — — — —
— — — —

Als ich die Kellertreppe wieder hinaufſtieg, hörte ich das Armeſündenglöckchen läuten, die Menſchenmenge wogte vorüber, ich aber ſtellte mich an die Ecke der Strada di San Giovanni und hielt folgenden Monolog:

In alten Mährchen giebt es gold'ne Schlöſſer,
Wo Harfen klingen, ſchöne Jungfrau'n tanzen,
Und ſchmucke Diener blitzen, und Jasmin
Und Myrth' und Roſen ihren Duft verbreiten —
Und doch ein einziges Entzaubrungswort
Macht all die Herrlichkeit im Nu zerſtieben,
Und übrig bleibt nur alter Trümmerſchutt
Und krächzend Nachtgevögel und Moraſt.
So hab' auch ich, mit einem einz'gen Worte,
Die ganze blühende Natur entzaubert.
Da liegt ſie nun, leblos und kalt und fahl,
Wie eine aufgeputzte Königsleiche,
Der man die Backenknochen roth gefärbt
Und in die Hand ein Zepter hat gelegt.
Die Lippen aber ſchauen gelb und welk,
Weil man vergaß ſie gleichfalls roth zu ſchminken,
Und Mäuſe ſpringen um die Königsnaſe,
Und ſpotten frech des großen, goldnen Zepters. —

Es iſt allgemein rezipirt, Madame, daß man einen Monolog hält, ehe man ſich todt ſchießt.

Die meiſten Menſchen benutzen bey ſolcher Gelegenheit das Hamletiſche “Seyn oder Nichtſeyn.” Es iſt eine gute Stelle und ich hätte ſie hier auch gern zitirt — aber, jeder iſt ſich ſelbſt der nächſte, und hat man, wie ich, ebenfalls Tragödien geſchrieben, worin ſolche Lebensabiturienten-Reden enthalten ſind, z.B. den unſterblichen “Almanſor”, ſo iſt es ſehr natürlich, daß man ſeinen eignen Worten, ſogar vor den Shakeſpearſchen, den Vorzug giebt. Auf jeden Fall ſind ſolche Reden ein ſehr nützlicher Brauch; man gewinnt dadurch wenigſtens Zeit — Und ſo geſchah es, daß ich an der Ecke der Strada di San Giovanni etwas lange ſtehen blieb — und als ich da ſtand, ein Verurtheilter, der dem Tode geweiht war, da erblickte ich plötzlich Sie!

Sie trug ihr blauſeidnes Kleid, und den roſarothen Hut, und ihr Auge ſah mich an ſo mild, ſo todtbeſiegend, ſo lebenſchenkend — Madame, Sie wiſſen wohl aus der römiſchen Geſchichte, daß, wenn die Veſtalinnen im alten Rom auf ihrem Wege einem Verbrecher begegneten, der zur Hinrichtung geführt wurde, ſo hatten ſie das Recht, ihn zu begnadigen, und der arme Schelm blieb am Leben — Mit einem einzigen Blick hat ſie mich vom Tode gerettet, und ich ſtand vor ihr wie neubelebt, wie geblendet vom Sonnenglanze ihrer Schönheit, und ſie ging weiter — und ließ mich am Leben.

Capitel III.

Und ſie ließ mich am Leben, und ich lebe, und das iſt die Hauptſache.

Mögen Andre das Glück genießen, daß die Geliebte ihr Grabmal mit Blumenkränzen ſchmückt und mit Thränen der Treue benetzt — O, Weiber! haßt mich, verlacht mich, bekorbt mich! aber laßt mich leben! Das Leben iſt gar zu ſpaßhaft ſüß, und die Welt iſt ſo lieblich verworren, ſie iſt der Traum eines weinberauſchten Gottes, der ſich aus der zechenden Götterverſammlung à la française fortgeſchlichen, und auf einem einſamen Stern ſich ſchlafen gelegt, und ſelbſt nicht weiß, daß er alles das auch erſchafft was er träumt — und die Traumgebilde geſtalten ſich oft buntſcheckig toll, oft auch harmoniſch vernünftig — die Ilias, Plato, die Schlacht bey Marathon, Moſes, die medizäiſche Venus, der ſtraßburger Münſter, die franzöſiſche Revoluzion, Hegel, die Dampfſchiffe u. ſ. w. ſind einzelne gute Gedanken in dieſem ſchaffenden Gottestraum — aber es wird nicht lange dauern, und der Gott erwacht, und reibt ſich die verſchlafenen Augen, und lächelt — und unſre Welt iſt zerronnen in Nichts, ja, ſie hat nie exiſtirt.

Gleichviel! ich lebe. Bin ich auch nur das Schattenbild in einem Traum, ſo iſt auch dieſes beſſer als das kalte, ſchwarze, leere Nichtſeyn des Todes. Das Leben iſt der Güter höchſtes, und das ſchlimmſte Uebel iſt der Tod. Mögen berliniſche Gardelieutnants immerhin ſpötteln und es Feigheit nennen, daß der Prinz von Homburg zurückſchaudert, wenn er ſein offnes Grab erblickt — Heinrich Kleiſt hatte dennoch eben ſo viel Courage wie ſeine hochbrüſtigen, wohlgeſchnürten Collegen, und er hat es leider bewieſen. Aber alle kräftige Menſchen lieben das Leben. Goethes Egmont ſcheidet nicht gern "von der freundlichen Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens." Immermanns Edwin hängt am Leben "wie'n Kindlein an der Mutter Brüſten" und obgleich es ihm hart ankömmt, durch fremde Gnade zu leben, ſo fleht er dennoch um Gnade:

"Weil Leben, Athmen doch das Höchſte iſt."

Wenn Odyſſeus in der Unterwelt den Achilleus als Führer todter Helden ſieht, und ihn preiſt wegen ſeines Ruhmes bey den Lebendigen und ſeines Anſehens ſogar bey den Todten, antwortet dieſer:

"Nicht mir rede vom Tod' ein Troſtwort,
edler Odyſſeus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner
beſtellen

Einem dürftigen Mann, ohn' Erbe und eigenen Wohlſtand,
Als die ſämmtliche Schaar der geſchwundenen Todten beherrſchen."

Ja, als der Major Düvent den großen Israel Löwe auf Piſtolen forderte und zu ihm ſagte: wenn Sie ſich nicht ſtellen, Herr Löwe, ſo ſind Sie ein Hund! da antwortete dieſer: ich will lieber ſeyn ein lebendiger Hund als ein todter Löwe! Und er hatte Recht — Ich habe mich oft genug geſchlagen, Madame, um dieſes ſagen zu dürfen — Gottlob! ich lebe! In meinen Adern kocht das rothe Leben, unter meinen Füßen zuckt die Erde, in Liebesgluth umſchlinge ich Bäume und Marmorbilder, und ſie werden lebendig in meiner Umarmung. Jedes Weib iſt mir eine geſchenkte Welt, ich ſchwelge in den Melodien ihres Antlitzes, und mit einem einzigen Blick meines Auges kann ich mehr genießen als Andre, mit ihren ſämmtlichen Gliedmaßen, Zeit ihres Lebens. Jeder Augenblick iſt mir ja eine Unendlichkeit; ich meſſe nicht die Zeit mit der brabanter, oder mit der kleinen hamburger Elle, und ich brauche mir von keinem Prieſter ein zweites Leben verſprechen zu laſſen, da ich ſchon in dieſem Leben genug erleben kann, wenn ich rückwärts lebe, im Leben der Vorfahren, und mir die Ewigkeit erobere im Reiche der Vergangenheit.

Und ich lebe! Der große Pulsſchlag der Natur bebt auch in meiner Bruſt, und wenn ich jauchze, antwortet mir ein tauſendfältiges Echo. Ich höre tauſend Nachtigallen. Der Frühling hat ſie geſendet, die Erde aus ihrem Morgenſchlummer zu wecken, und die Erde ſchauert vor Entzücken, ihre Blumen ſind die Hymnen, die ſie in Begeiſterung der Sonne entgegenſingt — die Sonne bewegt ſich viel zu langſam, ich möchte ihre Feuerroſſe peitſchen, damit ſie ſchneller dahinjagen — Aber wenn ſie ziſchend in's Meer hinabſinkt, und die große Nacht heraufſteigt, mit ihrem großen, ſehnſüchtigen Auge. O! dann durchbebt mich erſt recht die rechte Luſt, wie ſchmeichelnde Mädchen legen ſich die Abendlüfte an mein brauſendes Herz, und die Sterne winken, und ich erhebe mich, und ſchwebe über der kleinen Erde und den kleinen Gedanken der Menſchen.

Capitel IV.

Aber einſt wird kommen der Tag, und die Gluth in meinen Adern iſt erloſchen, in meiner Bruſt wohnt der Winter, ſeine weißen Flocken umflattern ſpärlich mein Haupt, und ſeine Nebel verſchleyern mein Auge. In verwitterten Gräbern liegen meine Freunde, ich allein bin zurückgeblieben, wie ein einſamer Halm, den der Schnitter vergeſſen, ein neues Geſchlecht iſt hervorgeblüht mit neuen Wünſchen und neuen Gedanken, voller Verwundrung höre ich neue Namen und neue Lieder, die alten Namen ſind verſchollen, und ich ſelbſt bin verſchollen, vielleicht noch von Wenigen geehrt, von Vielen verhöhnt, und von Niemanden geliebt! Und es ſpringen heran zu mir die roſenwangigen Knaben, und drücken mir die alte Harfe in die zitternde Hand, und ſprechen lachend: du haſt ſchon lange geſchwiegen, du fauler Graukopf, ſing' uns wieder Geſänge von den Träumen deiner Jugend.

Dann ergreif' ich die Harfe, und die alten Freuden und Schmerzen erwachen, die Nebel zerrinnen, Thränen blühen wieder aus meinen todten Augen, es frühlingt wieder in meiner Bruſt, ſüße Töne der Wehmuth beben in den Saiten der Harfe, ich ſehe wieder den blauen Fluß, und die marmornen Palläſte, und die ſchönen Frauen- und Mädchengeſichter — und ich ſinge ein Lied von den Blumen der Brenta.

Es wird mein letztes Lied ſeyn, die Sterne werden mich anblicken wie in den Nächten meiner Jugend, das verliebte Mondlicht küßt wieder meine Wangen, die Geiſterchöre verſtorbener

Nachtigallen flöten aus der Ferne, ſchlaftrunken ſchließen ſich meine Augen, meine Seele verhallt wie die Töne meiner Harfe — es duften die Blumen der Brenta.

Ein Baum wird meinen Grabſtein beſchatten. Ich hätte gern eine Palme, aber dieſe gedeiht nicht im Norden. Es wird wohl eine Linde ſeyn, und Sommerabends werden dort die Liebenden ſitzen und koſen; der Zeiſig, der ſich lauſchend in den Zweigen wiegt, iſt verſchwiegen, und meine Linde rauſcht traulich über den Häuptern der Glücklichen, die ſo glücklich ſind, daß ſie nicht einmal Zeit haben zu leſen, was auf dem weißen Leichenſteine geſchrieben ſteht. Wenn aber ſpäterhin der Liebende ſein Mädchen verloren hat, dann kommt er wieder zu der wohlbekannten Linde, und ſeufzt und weint, und betrachtet den Leichenſtein, lang und oft, und lieſt darauf die Inſchrift: — Er liebte die Blumen der Brenta.

Capitel V.

Madame! ich habe Sie belogen. Ich bin nicht der Graf vom Ganges. Niemals im Leben ſah ich den heiligen Strom, niemals die Lotosblumen, die ſich in ſeinen frommen Wellen beſpiegeln. Niemals lag ich träumend unter indiſchen Palmen, niemals lag ich betend vor dem Diamantengott zu Jagernaut, durch den mir doch leicht geholfen wäre. Ich war eben ſo wenig jemals in Kalkutta wie der Kalkuttenbraten, den ich geſtern Mittag gegeſſen. Aber ich ſtamme aus Hindoſtan, und daher fühl' ich mich ſo wohl in den breiten Sangeswäldern Valmikis, die

Heldenleiden des göttlichen Ramo bewegen mein Herz wie ein bekanntes Weh, aus den Blumenliedern Kalidaſas blüh'n mir hervor die ſüßeſten Erinnerungen, und als vor einigen Jahren eine gütige Dame in Berlin mir die hübſchen Bilder zeigte, die ihr Vater, der lange Zeit Gouverneur in Indien war, von dort mitgebracht, ſchienen mir die zartgemalten, heiligſtillen Geſichter ſo wohlbekannt, und es war mir, als beſchaute ich meine eigne Familiengallerie.

Franz Bopp — Madame, Sie haben gewiß ſeinen Nalus und ſein Conjugazionsſyſtem des Sanskrit geleſen — gab mir manche Auskunft über meine Ahnherren, und ich weiß jetzt genau, daß ich aus dem Haupte Bramahs entſproſſen bin, und nicht aus ſeinen Hühneraugen; ich vermuthe ſogar, daß der ganze Mahabarata mit ſeinen 200,000 Verſen bloß ein allegoriſcher Liebesbrief iſt, den mein Urahnherr an meine Urältermutter geſchrieben — O! ſie liebten ſich ſehr, ihre Seelen küßten ſich, ſie küßten ſich mit den Augen, ſie waren beide nur ein einziger Kuß —

Eine verzauberte Nachtigall ſitzt auf einem rothen Korallenbaum im ſtillen Ocean, und ſingt ein Lied von der Liebe meiner Ahnen, neugierig blicken die Perlen aus ihren Muſchelzellen, die wunderbaren Waſſerblumen ſchauern vor Wehmuth, die klugen Meerſchnecken, mit ihren bunten Porzellanthürmchen auf dem Rücken, kommen herangekrochen, die gelben, ſpitzigen Seeſterne und die tauſendfarbigen gläſernen Quabben regen und recken ſich, und alles wimmelt und lauſcht —

Doch, Madame, dieſes Nachtigallenlied iſt viel zu groß, um es hierherzuſetzen, es iſt ſo groß, wie die Welt ſelbſt, ſchon die Dedicazion an Anangas, den Gott der Liebe, iſt ſo lang wie ſämmtliche Walter-Scottſche Romane, und darauf bezieht ſich eine Stelle im Ariſtophanes, welche zu deutſch heißt:

"Tiotio, tiotio, tiotinx,
"Totototo, totototo, tototinx."

(Voſſiſch. Ueberſ.)

Nein, ich bin nicht geboren in Indien; das Licht der Welt erblickte ich an den Ufern jenes ſchönen Stromes, wo auf grünen Bergen die Thorheit wächſt und im Herbſt gepflückt, gekeltert, in Fäſſer gegoſſen und in's Ausland geſchickt wird — Wahrhaftig, geſtern bey Tiſche hörte ich Jemanden eine Thorheit ſprechen, die Anno 1811 in einer Weintraube geſeſſen, welche ich damals ſelbſt auf dem Johannisberg wachſen ſah. — Viel Thorheit wird aber auch im Lande ſelbſt conſumirt, und die Menſchen dort ſind wie überall: — ſie werden geboren, eſſen, trinken, ſchlafen, lachen, weinen, verläumden, ſind ängſtlich beſorgt um die Fortpflanzung ihrer Gattung, ſuchen zu ſcheinen, was ſie nicht ſind, und zu thun, was ſie nicht können, laſſen ſich nicht eher raſiren, als bis ſie einen Bart haben, und haben oft einen Bart, ehe ſie verſtändig ſind, und wenn ſie verſtändig ſind, berauſchen ſie ſich wieder mit weißer und rother Thorheit.

Mon dieu! wenn ich doch ſo viel Glauben in mir hätte, daß ich Berge verſetzen könnte — der Johannisberg wäre derjenige Berg, den ich mir überall nachkommen ließe. Aber da mein Glaube nicht ſo ſtark iſt, muß mir die Phantaſie helfen und ſie verſetzt mich ſelbſt nach dem ſchönen Rhein.

O, da iſt ein ſchönes Land, voll Lieblichkeit und Sonnenſchein. Im blauen Strome ſpiegeln ſich die Bergesufer mit ihren Burgruinen und Waldungen und alterthümlichen Städten — Dort vor der Hausthür' ſitzen die Bürgersleute des Sommerabends, und trinken aus großen Kannen, und ſchwatzen vertraulich: wie der Wein, Gottlob! gedeiht, und wie die Gerichte durchaus öffentlich ſeyn müſſen, und wie die Maria Antoinette ſo mir nichts dir nichts guillotinirt worden, und wie die Tabaksregie den Tabak vertheuert, und wie alle Menſchen gleich ſind, und wie der Görres ein Hauptkerl iſt.

Ich habe mich nie um dergleichen Geſpräche bekümmert, und ſaß lieber bey den Mädchen am gewölbten Fenſter, und lachte über ihr Lachen, und ließ mich mit Blumen in's Geſicht ſchlagen, und ſtellte mich böſe, bis ſie mir ihre Geheimniſſe oder irgend eine andre wichtige Geſchichte erzählte. Die ſchöne Gertrud war bis zum Tollwerden vergnügt, wenn ich mich zu ihr ſetzte; es war ein Mädchen wie eine flammende Roſe, und als ſie mir einſt um den Hals fiel, glaubte ich, ſie würde verbrennen und verduften in meinen Armen. Die ſchöne Katharine zerfloß in klingender Sanftheit, wenn ſie mit mir ſprach, und ihre Augen waren von einem ſo reinen, innigen Blau, wie ich es noch nie bey Menſchen und nur ſelten bey Blumen gefunden; man ſah gern hinein und konnte ſich ſo recht viel Süßes dabey denken. Aber die ſchöne Hedwig liebte mich; denn wenn ich zu ihr trat, beugte ſie das Haupt zur Erde, ſo daß die ſchwarzen Locken über das errötheude Geſicht herabfielen, und die glänzenden Augen wie Sterne aus dunkelem Himmel hervorleuchteten. Ihre verſchämten Lippen ſprachen kein Wort, und auch ich konnte ihr nichts ſagen. Ich huſtete und ſie zitterte. Sie ließ mich manchmal durch ihre Schweſter bitten, nicht ſo raſch die Felſen zu beſteigen, und nicht im Rheine zu baden, wenn ich mich heiß gelaufen oder getrunken. Ich behorchte mal ihr andächtiges Gebet vor dem Marienbildchen, das mit Goldflittern geziert und von einem brennenden Lämpchen umflimmert, in einer Niſche der Hausflur ſtand; ich hörte deutlich, wie ſie die Muttergottes bat: Ihm das Klettern, Trinken und Baden zu verbieten. Ich hätte mich gewiß in das ſchöne Mädchen verliebt, wenn ſie gleichgültig gegen mich geweſen wäre; und ich war gleichgültig gegen ſie, weil ich wußte, daß ſie mich liebte — Madame, wenn man von mir geliebt ſeyn will, muß man mich en canaille behandeln.

Die ſchöne Johanna war die Baſe der drey Schweſtern, und ich ſetzte mich gern zu ihr. Sie wußte die ſchönſten Sagen, und wenn ſie mit der weißen Hand zum Fenſter hinauszeigte, nach den Bergen, wo das alles paſſirt war, was ſie erzählte, ſo wurde mir ordentlich verzaubert zu Muthe, die alten Ritter ſtiegen ſichtbar aus den Bergruinen und zerhackten ſich die eiſernen Kleider, die Lore-Ley ſtand wieder auf der Bergesſpitze und ſang hinab ihr ſüßverderbliches Lied, und der Rhein rauſchte ſo vernünftig, beruhigend und doch zugleich neckend ſchauerlich — und die ſchöne Johanna ſah mich an ſo ſeltſam, ſo heimlich, ſo räthſelhaft traulich, als gehörte ſie ſelbſt zu den Mährchen, wovon ſie eben erzählte. Sie war ein ſchlankes, blaſſes Mädchen, ſie war todtkrank und ſinnend, ihre Augen waren klar wie die Wahrheit ſelbſt, ihre Lippen fromm gewölbt, in den Zügen ihres Antlitzes lag eine große Geſchichte, aber es war eine heilige Geſchichte — Etwa eine Liebeslegende? Ich weiß nicht, und ich hatte auch nie den Muth, ſie zu fragen. Wenn ich ſie lange anſah, wurde ich ruhig und heiter, es ward mir, als ſey ſtiller Sonntag in meinem Herzen und die Engel darin hielten Gottesdienſt.

In ſolchen guten Stunden erzählte ich ihr Geſchichten aus meiner Kindheit, und ſie hörte immer ernſthaft zu, und ſeltſam! wenn ich mich nicht mehr auf die Namen beſinnen konnte, ſo erinnerte ſie mich daran. Wenn ich ſie alsdann mit Verwunderung fragte: woher ſie die

Namen wiſſe? ſo gab ſie lächelnd zur Antwort, ſie habe ſie von den Vögeln erfahren, die an den Flieſen ihres Fenſters niſteten — und ſie wollte mich gar glauben machen, dieſes ſeyen die nämlichen Vögel, die ich einſt als Knabe mit meinem Taſchengelde den hartherzigen Bauerjungen abgekauft habe, und dann frey fortfliegen laſſen. Ich glaube aber, ſie wußte alles, weil ſie ſo blaß war und wirklich bald ſtarb. Sie wußte auch, wann ſie ſterben würde, und wünſchte, daß ich Andernacht den Tag vorher verlaſſen möchte. Beym Abſchied gab ſie mir beide Hände — es waren weiße, ſüße Hände, und rein wie eine Lilie — und ſie ſprach: du biſt ſehr gut, und wenn du böſe wirſt, ſo denke wieder an die kleine, todte Veronika.

Haben ihr die geſchwätzigen Vögel auch dieſen Namen verrathen? Ich hatte mir in erinnerungsſüchtigen Stunden ſo oft den Kopf zerbrochen und konnte mich nicht mehr auf den lieben Namen erinnern.

Jetzt, da ich ihn wieder habe, will mir auch die früheſte Kindheit wieder im Gedächtniſſe hervorblühen, und ich bin wieder ein Kind und ſpiele mit andern Kindern auf dem Schloßplatze zu Düſſeldorf am Rhein.

Capitel VI.

Ja, Madame, dort bin ich geboren, und ich bemerke dieſes ausdrücklich für den Fall, daß etwa, nach meinem Tode, ſieben Städte — Schilda, Krähwinkel, Polkwitz, Bockum, Dülken, Göttingen und Schöppenſtedt — ſich um die Ehre ſtreiten, meine Vaterſtadt zu ſeyn. Düſſeldorf iſt eine Stadt am Rhein, es leben da 12,000 Menſchen, und viele hunderttauſend Menſchen liegen noch außerdem da begraben. Und darunter ſind manche, von denen meine Mutter ſagte, es wäre beſſer ſie lebten noch, z. B. mein Großvater und mein Oheim, der alte Herr v. Geldern und der junge Herr v. Geldern, die beide ſo berühmte Doctoren waren, und ſo viele Menſchen vom Tode kurirt, und doch ſelber ſterben mußten. Und die fromme Urſula, die mich als Kind auf den Armen getragen, liegt auch dort begraben, und es wächſt ein Roſenſtrauch auf ihrem Grab — Roſenduft liebte ſie ſo ſehr im Leben und ihr Herz war lauter Roſenduft und Güte. Auch der alte kluge Canonicus liegt dort begraben. Gott, wie elend ſah er aus, als ich ihn zuletzt ſah! Er beſtand nur noch aus Geiſt und Pflaſtern, und ſtudirte dennoch Tag und Nacht, als wenn er beſorgte, die Würmer möchten einige Ideen zu wenig in ſeinem Kopfe finden. Auch der kleine Wilhelm liegt dort, und daran bin ich ſchuld. Wir waren Schulkameraden im Franziskanerkloſter und ſpielten auf jener Seite deſſelben, wo zwiſchen ſteinernen Mauern die Düſſel fließt, und ich ſagte: “Wilhelm! hol' doch das Kätzchen, das eben hineingefallen” — und luſtig ſtieg er hinab auf das Brett, das über dem Bach lag, riß das Kätzchen aus dem Waſſer, fiel aber ſelbſt hinein, und als man ihn herauszog, war er naß und todt. Das Kätzchen hat noch lange Zeit gelebt.

Die Stadt Düſſeldorf iſt ſehr ſchön, und wenn man in der Ferne an ſie denkt, und zufällig dort geboren iſt, wird einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren, und es iſt mir, als müßte ich gleich nach Hauſe gehn. Und wenn ich ſage nach Hauſe gehn, ſo meine ich die Volkerſtraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieſes Haus wird einſt ſehr merkwürdig ſeyn, und der alten Frau, die es beſitzt, habe ich ſagen laſſen, daß ſie bey Leibe das Haus nicht verkaufen ſolle. Für das ganze Haus bekäme ſie jetzt doch kaum ſo viel wie ſchon allein das Trinkgeld betragen wird, das einſt die grünverſchleyerten, vornehmen Engländerinnen dem Dienſtmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einſperrte, wenn ich Trauben genaſcht, und auch die braune Thüre, worauf Mutter mich die Buchſtaben mit Kreide ſchreiben lehrte — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftſteller werde, ſo hat das meiner armen Mutter genug Mühe gekoſtet.

Aber mein Ruhm ſchläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara, der Makulatur-Lorbeer, womit deutſche Journale meine Stirne geſchmückt, hat ſeinen Duft noch nicht durch die ganze Welt verbreitet, und wenn jetzt die grünverſchleyerten, vornehmen Engländerinnen nach Düſſeldorf kommen, ſo laſſen ſie das berühmte Haus noch unbeſichtigt und gehn direct nach dem Marktplatz, und betrachten die dort in der Mitte ſtehende, ſchwarze, koloſſale Reuterſtatue. Dieſe ſoll den Kurfürſten Jan Wilhelm vorſtellen. Er trägt einen ſchwarzen Harniſch, eine tiefherabhängende Alongeperücke — Als Knabe hörte ich die Sage, der Künſtler, der dieſe Statue gegoſſen, habe während des Gießens mit Schrecken bemerkt, daß ſein Metall nicht dazu ausreiche, und da wären die Bürger der Stadt herbeygelaufen, und hätten ihm ihre ſilbernen Löffel gebracht, um den Guß zu vollenden — und nun ſtand ich ſtundenlang vor dem Reuterbilde, und zerbrach mir den Kopf: wie viel ſilberne Löffel wohl darin ſtecken mögen, und wie viel Apfeltörtchen man wohl für all das Silber bekommen könnte? Apfeltörtchen waren nämlich damals meine Paſſion — jetzt iſt es Liebe, Wahrheit, Freyheit und Krebsſuppe — und eben unweit des Kurfürſtenbildes, an der Theaterecke, ſtand gewöhnlich der wunderlich gebackene, ſäbelbeinige Kerl, mit der weißen Schürze und dem umgehängten Korbe voll lieblich dampfender Apfeltörtchen, die er mit einer unwiderſtehlichen Diskantſtimme anzupreiſen wußte — "Die Apfeltörtchen ſind ganz friſch, eben aus dem Ofen, riechen ſo delikat —" Wahrlich, wenn in meinen ſpäteren Jahren der Verſucher mir beykommen wollte, ſo ſprach er mit ſolcher lockenden Diskantſtimme, und bey Signora Gullietta wäre ich keine volle zwölf Stunden geblieben, wenn ſie nicht den ſüßen, duftenden Apfeltörtchenton angeſchlagen hätte. Und wahrlich, nie würden Apfeltörtchen mich ſo ſehr angereizt haben, hätte der krumme Hermann ſie nicht ſo geheimnißvoll mit ſeiner weißen Schürze bebedeckt — und die Schürzen ſind es, welche — doch ſie bringen mich ganz aus dem Contert, ich ſprach ja von der Reuterſtatue, die ſo viel ſilberne Löffel im Leibe hat, und keine Suppe, und den Kurfürſten Jan Wilhelm darſtellt.

Er ſoll ein braver Herr geweſen ſeyn, und ſehr kunſtliebend, und ſelbſt ſehr geſchickt. Er ſtiftete die Gemäldegallerie in Düſſeldorf, und auf dem dortigen Obſervatorium zeigt man noch einen überaus künſtlichen Einſchachtelungsbecher von Holz, den er ſelbſt in ſeinen Freyſtunden — er hatte deren täglich vier und zwanzig — geſchnitzelt hat.

Damals waren die Fürſten noch keine geplagte Leute wie jetzt, und die Krone war ihnen am Kopfe feſtgewachſen, und des Nachts zogen ſie noch eine Schlafmütze darüber, und ſchliefen ruhig, und die Völker ſchliefen ruhig zu ihren Füßen, und wenn dieſe des Morgens erwachten, ſo ſagten ſie: "guten Morgen, Vater!" — und jene antworteten: "guten Morgen, liebe Kinder!"

Aber es wurde plötzlich anders; als wir eines Morgens zu Düſſeldorf erwachten, und "guten Morgen, Vater!" ſagen wollten, da war der Vater abgereiſt, und in der ganzen Stadt war nichts als ſtumpfe Beklemmung, es war überall eine Art Begräbnißſtimmung, und die Leute ſchlichen ſchweigend nach dem Markte, und laſen den langen papiernen Anſchlag auf der Thüre des Rathhauſes. Es war ein trübes Wetter, und der dünne Schneider Kilian ſtand dennoch in ſeiner Nanquinjacke, die er ſonſt nur im Hauſe trug, und die blauwollnen Strümpfe hingen ihm herab, daß die nackten Beinchen betrübt hervorguckten, und ſeine ſchmalen Lippen bebten, während er das angeſchlagene Placat vor ſich hinmurmelte. Ein alter pfälziſcher Invalide las etwas lauter, und bey manchem Worte träufelte ihm eine klare Thräne in den weißen, ehrlichen Schnautzbart. Ich ſtand neben ihm und weinte mit, und frug ihn: warum wir weinten? Und da antwortete er: "der Kurfürſt läßt ſich bedanken." Und dann las er wieder, und bey den Worten "für die bewährte Unterthanstreue" "und entbinden Euch Eurer Pflichten" da weinte er noch ſtärker — Es iſt wunderlich anzuſehen, wenn ſo ein alter Mann, mit verblichener Uniform und vernarbtem Soldatengeſicht, plötzlich ſo ſtark weint. Während wir laſen, wurde auch das kurfürſtliche Wappen vom Rathhauſe heruntergenommen, alles geſtaltete ſich ſo beängſtigend öde, es war, als ob man eine Sonnenfinſterniß erwarte, die Herren Rathsherren gingen ſo abgedankt und langſam umher, ſogar der allgewaltige Gaſſenvogt ſah aus, als wenn er nichts mehr zu befehlen hätte, und ſtand da ſo friedlich-gleichgültig, obgleich der tolle Aloiſius ſich wieder auf ein Bein ſtellte und mit närriſcher Grimaſſe die Namen der franzöſiſchen Generale herſchnatterte, während der beſoffene, krumme Gumpertz ſich in der Goſſe herumwälzte und ça ira, ça ira! ſang. —

Ich aber ging nach Hauſe, und weinte und klagte: "der Kurfürſt läßt ſich bedanken." Meine Mutter hatte ihre liebe Noth, ich wußte was ich wußte, ich ließ mir nichts ausreden, ich ging weinend zu Bette, und in der Nacht träumte mir: die Welt habe ein Ende — die ſchönen Blumengärten und grünen Wieſen wurden wie Teppiche vom Boden aufgenommen und zuſammengerollt, der Gaſſenvogt ſtieg auf eine hohe Leiter und nahm die Sonne vom Himmel herab, der Schneider Kilian ſtand dabey und ſprach zu ſich ſelber: “ich muß nach Hauſe gehn und mich hübſch anziehn, denn ich bin todt, und ſoll noch heute begraben werden” — und es wurde immer dunkler, ſpärlich ſchimmerten oben einige Sterne und auch dieſe fielen herab wie gelbe Blätter im Herbſte, allmählig verſchwanden die Menſchen, ich armes Kind irrte ängſtlich umher, ſtand endlich vor der Weidenhecke eines wüſten Bauerhofes und ſah dort einen Mann, der mit dem Spaten die Erde aufwühlte, und neben ihm ein häßlich hämiſches Weib, das etwas wie einen abgeſchnittenen Menſchenkopf in der Schürze hielt, und das war der Mond, und ſie legte ihn ängſtlich ſorgſam in die offne Grube —

und hinter mir ſtand der pfälziſche Invalide und ſchluchzte und buchſtabirte: "der Kurfürſt läßt ſich bedanken."

Als ich erwachte, ſchien die Sonne wieder wie gewöhnlich durch das Fenſter, auf der Straße ging die Trommel, und als ich in unſre Wohnſtube trat, und meinem Vater, der im weißen Pudermantel ſaß, einen guten Morgen bot, hörte ich, wie der leichtfüßige Friſeur ihm während des Friſirens haarklein erzählte: daß heute auf dem Rathauſe dem neuen Großherzog Joachim gehuldigt werde, und daß dieſer von der beſten Familie ſey, und die Schweſter des Kaiſers Napoleon zur Frau bekommen, und auch wirklich viel Anſtand beſitze, und ſein ſchönes ſchwarzes Haar in Locken trage, und nächſtens ſeinen Einzug halten und ſicher allen Frauenzimmern gefallen müſſe. Unterdeſſen ging das Getrommel, draußen auf der Straße, immer fort, und ich trat vor die

Hausthür und beſah die einmarſchierenden franzöſiſchen Truppen, das freudige Volk des Ruhmes, das ſingend und klingend die Welt durchzog, die heiter-ernſten Grenadiergeſichter, die Bärenmützen, die dreyfarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Luſtigkeit und Point d'honneur, und den allmächtig großen, ſilbergeſtickten Tambour-Major, der ſeinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erſte Etage werfen konnte und ſeine Augen ſogar bis zur zweiten Etage — wo ebenfalls ſchöne Mädchen am Fenſter ſaßen. Ich freute mich, daß wir Einquartierung bekämen — meine Mutter freute ſich nicht — und ich eilte nach dem Marktplatz. Da ſah es jetzt ganz anders aus, es war, als ob die Welt neu angeſtrichen worden, ein neues Wappen hing am Rathhauſe, das Eiſengeländer an deſſen Balkon war mit geſtickten Sammetdecken überhängt, franzöſiſche Grenadiere ſtanden Schildwache, die alten Herren Rathsherren hatten neue Geſichter angezogen und trugen ihre Sonntagsröcke, und ſahen ſich an auf franzöſiſch und ſprachen bon jour, aus allen Fenſtern guckten Damen, neugierige Bürgersleute und blanke Soldaten füllten den Platz, und ich nebſt andern Knaben, wir kletterten auf das große Kurfürſtenpferd und ſchauten davon herab in das bunte Marktgewimmel.

Nachbars-Pitter und der lange Kurz hätten bey dieſer Gelegenheit beynah' den Hals gebrochen, und das wäre gut geweſen; denn der Eine entlief nachher ſeinen Eltern, ging unter die Soldaten, deſertirte, und wurde in Mainz todtgeſchoſſen, der Andre aber machte ſpäterhin geographiſche Unterſuchungen in fremden Taſchen, wurde deshalb wirkendes Mitglied einer öffentlichen Spinnanſtalt, zerriß die eiſernen Bande, die ihn an dieſe und an das Vaterland feſſelten, kam glücklich über das Waſſer, und ſtarb in London durch eine allzuenge Cravatte, die ſich von ſelbſt zugezogen, als ihm ein königlicher Beamter das Brett unter den Beinen wegriß —

Der lange Kurz ſagte uns, daß heute keine
Schule ſey, wegen der Huldigung. Wir muß-
ten lange warten, bis dieſe losgelaſſen wurde.
Endlich füllte ſich der Balcon des Rathhauſes
nit bunten Herren, Fahnen und Trompeten,
ind der Herr Bürgermeiſter, in ſeinem berühm-
en rothen Rock, hielt eine Rede, die ſich
twas in die Länge zog, wie Gummy-Elaſti-
um, oder wie eine geſtrickte Schlafmütze, in
ie man einen Stein geworfen — nur nicht den
Stein der Weiſen — und manche Redensar-
n konnte ich ganz deutlich vernehmen, z. B.
ß man uns glücklich machen wolle — und
ym letzten Worte wurden die Trompeten ge-
ſen, und die Fahnen geſchwenkt, und die
rommel gerührt, und Vivat gerufen — und
hrend ich ſelber Vivat rief, hielt ich mich

feſt an den alten Kurfürſten. Und das that Noth, denn mir wurde ordentlich ſchwindlich, ich glaubte ſchon, die Leute ſtänden auf den Köpfen, weil ſich die Welt herumgedreht, das Kurfürſtenhaupt mit der Alongeperücke nickte und flüſterte: "halt feſt an mir!" — und erſt durch das Kanonieren, das jetzt auf dem Walle losging, ernüchterte ich mich, und ſtieg vom Kürfürſtenpferd langſam wieder herab.

Als ich nach Hauſe ging, ſah ich wieder, wie der tolle Aloiſius auf einem Beine tanzte, während er die Namen der franzöſiſchen Generale herſchnarrte, und wie ſich der krumme Gumpertz beſoffen in der Goſſe herumwälzte und ça-ira, ça-ira brüllte — und zu meiner Mutter ſagte ich: man will uns glücklich machen und deshalb iſt heute keine Schule.

Capitel VII.

Den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung und es war wieder Schule, nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt, nach wie vor — die römiſchen Könige, die Jahrszahlen, die nomina auf im, die verba rregularia, Griechiſch, Hebräiſch, Geographie, deutſche Sprache, Kopfrechnen, — Gott! der Kopf ſchwindelt mir noch davon — alles mußte uswendig gelernt werden. Und manches davon kam mir in der Folge zu Statten. Denn ätte ich nicht die römiſchen Könige auswendig ewußt, ſo wäre es mir ja ſpäterhin ganz gleichgültig geweſen, ob Niebuhr bewieſen oder nicht bewieſen hat, daß ſie niemals wirklich exiſtirt haben. Und wußte ich nicht jene Jahrszahlen, wie hätte ich mich ſpäterhin zurechtfinden wollen in dem großen Berlin, wo ein Haus dem anderen gleicht, wie ein Tropfen Waſſer oder wie ein Grenadier dem anderen, und wo man ſeine Bekannten nicht zu finden vermag, wenn man nicht ihre Hausnummer im Kopfe hat; ich dachte mir damals bey jedem Bekannten zugleich eine hiſtoriſche Begebenheit, deren Jahrszahl mit ſeiner Hausnummer übereinſtimmte, ſo daß ich mich dieſer leicht erinnern konnte, wenn ich jener gedachte, und daher kam mir auch immer eine hiſtoriſche Begebenheit in den Sinn, ſobald ich einen Bekannten erblickte. So z. B. wenn mir mein Schneider begegnete, dachte ich gleich an die Schlacht bey Marathon, begegnete mir der wohlgeputzte Banquier Chriſtian Gumpel, ſo dachte ich gleich an die Zerſtörung Jeruſalems, erblickte ich einen ſtarkverſchuldeten portugieſiſchen Freund, ſo dachte ich gleich an die Flucht Mahomets, ſah ich den Univerſitätsrichter, einen Mann, deſſen ſtrenge Rechtlichkeit bekannt iſt, ſo dachte ich gleich an den Tod Hamans, ſobald ich Wadzeck ſah, dachte ich gleich an die Cleopatra — Ach, lieber Himmel, das arme Vieh iſt jetzt todt, die Thränenſäckchen ſind vertrocknet, und man kann mit Hamlet ſagen: nehmet alles in Allem, es war ein altes Weib, wir werden noch oft ſeines Gleichen haben! Wie geſagt, die Jahrszahlen ſind durchaus nöthig, ich kenne Menſchen, die gar nichts als ein paar Jahrszahlen im Kopfe hatten, und damit in Berlin die rechten Häuſer zu finden wußten, und jetzt ſchon ordentlich Profeſſoren ſind. Ich aber hatte in der Schule meine Noth mit den vielen Zahlen! Mit dem eigentlichen Rechnen ging es noch ſchlechter. Am beſten begriff ich das Subtrahiren, und da giebt es eine ſehr practiſche Hauptregel "Vier von Drey geht nicht, da muß ich Eins borgen" — ich rathe aber jedem, in ſolchen Fällen immer einige Groſchen mehr zu borgen; denn man kann nicht wiſſen.

Was aber das Lateiniſche betrifft, ſo haben Sie gar keine Idee davon, Madame, wie das verwickelt iſt. Den Römern würde gewiß nicht Zeit genug übrig geblieben ſeyn, die Welt zu erobern, wenn ſie das Latein erſt hätten lernen ſollen. Dieſe glücklichen Leute wußten ſchon in der Wiege, welche Nomina den Accuſativ auf im haben. Ich hingegen mußte ſie im Schweiße meines Angeſichts auswendig lernen; aber es iſt doch immer gut, daß ich ſie weiß. Denn hätte ich z. B. den 20ſten July 1825, als ich öffentlich in der Aula zu Göttingen lateiniſch disputirte — Madame, es war der Mühe werth zuzuhören — hätte ich da sinapem ſtatt sinapim geſagt, ſo würden es vielleicht die anweſenden Füchſe gemerkt haben, und das wäre für mich eine ewige Schande geweſen. Vis, buris, sitis, tussis, cucumis, amussis, cannabis, sinapis — Dieſe Wörter, die ſo viel Aufſehen in der Welt gemacht haben, bewirkten dieſes, indem ſie ſich zu einer beſtimmten Claſſe ſchlugen und dennoch eine Ausnahme blieben; deshalb achte ich ſie ſehr, und daß ich ſie bey der Hand habe, wenn ich ſie etwa plötzlich brauchen ſollte, das giebt mir, in manchen trüben Stunden des Lebens, viel innere Beruhigung und Troſt. Aber, Madame, die verba irregularia — ſie unterſcheiden ſich von den verbis regularibus dadurch, daß man bey ihnen noch mehr Prügel bekömmt — ſie ſind gar entſetzlich ſchwer. In den dumpfen Bogengängen des Franziskanerkloſters, unfern der Schulſtube, hing damals ein großer, gekreuzigter Chriſtus von grauem Holze, ein wüſtes Bild, das noch jetzt zuweilen des Nachts durch meine Träume ſchreitet, und mich traurig anſieht mit ſtarren, blutigen Augen — vor dieſem Bilde ſtand ich oft und betete: O du armer, gequälter Gott, wenn es dir nur irgend möglich iſt, ſo ſieh doch zu, daß ich die verba irregularia im Kopfe behalte.

Vom Griechiſchen will ich gar nicht ſprechen; ich ärgere mich ſonſt zu viel. Die Mönche im Mittelalter hatten ſo ganz Unrecht nicht, wenn ſie behaupteten, daß das Griechiſche eine Erfindung des Teufels ſey. Gott kennt die Leiden, die ich dabey ausgeſtanden. Mit dem Hebräiſchen ging es beſſer, denn ich hatte immer eine große Vorliebe für die Juden, obgleich ſie, bis auf dieſe Stunde, meinen guten Namen kreuzigen; aber ich konnte es doch im Hebräiſchen nicht ſo weit bringen wie meine Taſchenuhr, die viel intimen Umgang mit Pfänderverleihern hatte, und dadurch manche jüdiſche Sitte annahm — z. B. des Sonnabends ging ſie nicht — und die heilige Sprache lernte, und ſie auch ſpäterhin grammatiſch trieb; wie ich denn oft, in ſchlafloſen Nächten, mit Erſtaunen hörte, daß ſie beſtändig vor ſich hin pickerte: katal, kataita, kataiti — kittei, kittaita, kittaiti — —

Indeſſen, von der deutſchen Sprache begriff ich viel mehr, und die iſt doch nicht ſo gar kinderleicht. Denn wir armen Deutſchen, die wir ſchon mit Einquartierungen, Militärpflichten, Kopfſteuern und tauſenderley Abgaben genug geplagt ſind, wir haben uns noch obendrein den Adelung aufgeſackt und quälen uns einander mit dem Accuſativ und Dativ. Viel deutſche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeyer, einem braven geiſtlichen Herrn, der ſich meiner von kindauf annahm. Aber ich lernte auch etwas der Art von dem Profeſſor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geſchrieben hat, und in deſſen Claſſe ſich meine Mitbuben am meiſten rauften.

Während ich in einem Zuge fort ſchrieb und allerley dabey dachte, habe ich mich unverſehens in die alten Schulgeſchichten hineingeſchwatzt, und ich ergreife dieſe Gelegenheit, um Ihnen zu zeigen, Madame, wie es nicht meine Schuld war, wenn ich von der Geographie ſo wenig lernte, daß ich mich ſpäterhin nicht in der Welt zurecht zu finden wußte. Damals hatten nämlich die Franzoſen alle Gränzen verrückt, alle Tage wurden die Länder neu illuminirt, die ſonſt blau geweſen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden ſogar blutroth, die beſtimmten Lehrbuchſeelen wurden ſo ſehr vertauſcht und vermiſcht, daß kein Teufel ſie mehr erkennen konnte, die Landesprodukte änderten ſich ebenfalls, Cichorien und Runkelrüben wuchſen jetzt, wo ſonſt nur Haſen und hinterherlaufende Landjunker zu ſehen waren, auch die Charaktere der Völker änderten ſich, die Deutſchen wurden gelenkig, die Franzoſen machten keine Complimente mehr, die Engländer warfen das Geld nicht mehr zum Fenſter hinaus, und die Venezianer waren nicht ſchlau genug, unter den Fürſten gab es viel Avancement, die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königthümer wurden gebacken und hatten Abſatz wie friſche Semmel, manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt, und mußten auf andre Art ihr Brod zu verdienen ſuchen, und einige legten ſich daher früh auf ein Handwerk, und machten z. B. Siegellack oder — Madame, dieſe Periode hat endlich ein Ende, der Athem wollte mir ausgehen — kurz und gut, in ſolchen Zeiten kann man es in der Geographie nicht weit bringen.

Da hat man es doch beſſer in der Naturgeſchichte, da können nicht ſo viele Veränderungen vorgehen, und da giebt es beſtimmte Kupferſtiche von Affen, Kinguruhs, Zebras, Nashornen u. ſ. w. Weil mir ſolche Bilder im Gedächtniſſe blieben, geſchah es in der Folge ſehr oft, daß mir manche Menſchen beym erſten Anblick gleich wie alte Bekannte vorkamen.

Auch in der Mythologie ging es gut. Ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergeſindel, das ſo luſtig nackt die Welt regierte. Ich glaube nicht, daß jemals ein Schulknabe im alten Rom die Hauptartikel ſeines Katechiſmus, z. B. die Liebſchaften der Venus, beſſer auswendig gelernt hat, als ich. Aufrichtig geſtanden, da wir doch einmal die alten Götter auswendig lernen mußten, ſo hätten wir ſie auch behalten ſollen, und wir haben vielleicht nicht viel Vortheil bey unſerer neurömiſchen Dreygötterey, oder gar bey unſerem jüdiſchen Eingötzenthum. Vielleicht war jene Mythologie im Grunde nicht ſo unmoraliſch, wie man ſie verſchrieen hat; es iſt z. B. ein ſehr anſtändiger Gedanke des Homers, daß er jener vielbeliebten Venus einen Gemahl zur Seite gab.

Am allerbeſten aber erging es mir in der franzöſiſchen Claſſe des Abbé d'Aulnoi, eines emigrirten Franzoſen, der eine Menge Grammatiken geſchrieben und eine rothe Perücke trug, und gar pfiffig umherſprang, wenn er ſeine Art poétique und ſeine Histoire allemande vortrug — Er war im ganzen Gymnaſium der einzige, welcher deutſche Geſchichte lehrte. Indeſſen auch das Franzöſiſche hat ſeine Schwierigkeiten, und zur Erlernung deſſelben gehört viel Einquartierung, viel Getrommel, viel apprendre par coeur, und vor Allem darf man keine Bête allemande ſeyn. Da gab es manches ſaure Wort. Ich erinnere mich noch ſo gut, als wäre es erſt geſtern geſchehen, daß ich durch la réligion viel Unannehmlichkeiten erfahren. Wohl ſechsmal erging an mich die Frage: Henry, wie heißt der Glaube auf franzöſiſch? Und ſechsmal, und immer weinerlicher antwortete ich: das heißt le crédit. Und beim ſiebenten Male, kirſchbraun im Geſichte, rief der wüthende Examinator: er heißt la réligion — und es regnete Prügel und alle Cameraden lachten. Madame! ſeit der Zeit kann ich das Wort Réligion nicht erwähnen hören, ohne daß mein Rücken blaß vor Schrecken, und meine Wange roth vor Schaam wird. Und ehrlich geſtanden, le crédit hat mir im Leben mehr genützt, als la religion — In dieſem Augenblick fällt mir ein, daß ich dem Löwenwirth in Bologna noch fünf Thaler ſchuldig bin — Und wahrhaftig, ich mache mich anheiſchig, dem Löwenwirth noch fünf Thaler extra ſchuldig zu ſeyn, wenn ich nur das unglückſelige Wort, la religion, in dieſem Leben nimmermehr zu hören brauche.

Parbleu Madame! ich habe es im Franzöſiſchen weit gebracht! Ich verſtehe nicht nur Patois, ſondern ſogar adliges Bonnenfranzöſiſch. Noch unlängſt, in einer noblen Geſellſchaft, verſtand ich faſt die Hälfte von dem Diskurs zweier deutſchen Comteſſen, wovon jede über vier und ſechzig Jahr' und eben ſo viele Ahnen zählte. Ja, im Café-Royal zu Berlin hörte ich einmal den Monſieur Hans Michel Martens franzöſiſch parliren, und verſtand jedes Wort, obſchon kein Verſtand darin war. Man muß den Geiſt der Sprache kennen, und dieſen lernt man am beſten durch Trommeln. Parbleu! wie viel verdanke ich nicht dem franzöſiſchen Tambour, der ſo lange bey uns in Quartier lag, und wie ein Teufel ausſah, und doch von Herzen ſo engelgut war, und ſo ganz vorzüglich trommelte.

Es war eine kleine, bewegliche Figur mit einem fürchterlichen, ſchwarzen Schnurrbarte, worunter ſich die rothen Lippen trotzig hervorbäumten, während die feurigen Augen hin und her ſchoſſen.

Ich kleiner Junge hing an ihm wie eine Klette, und half ihm ſeine Knöpfe ſpiegelblank putzen und ſeine Weſte mit Kreide weißen — denn Monſieur Le Grand wollte gerne gefallen — und ich folgte ihm auch auf die

Wache, nach dem Appel, nach der Parade — da war nichts als Waffenglanz und Luſtigkeit — les jours de fête sont passés! Monſieur Le Grand wußte nur wenig gebrochenes Deutſch, nur die Hauptausdrücke — Brod, Kuß, Ehre — doch konnte er ſich auf der Trommel ſehr gut verſtändlich machen, z. B. wenn ich nicht wußte, was das Wort “liberté” bedeute, ſo trommelte er den Marſeiller Marſch — und ich verſtand ihn. Wußte ich nicht die Bedeutung des Worts “égalité”, ſo trommelte er den Marſch “ça ira, ça ira — — — les aristocrats à la lanterne!” — und ich verſtand ihn. Wußte ich nicht, was “bêtise” ſey, ſo trommelte er den Deſſauer Marſch, den wir Deutſchen, wie auch Goethe berichtet, in der Champagne getrommelt — und ich verſtand ihn. Er wollte mir mal das Wort “l'Allemagne” erklären, und er trommelte jene allzueinfache Urmelodie, die man oft an Markttagen bey tanzenden Hunden hört, nämlich Dum — Dum —

Dum — ich ärgerte mich, aber ich verſtand ihn doch.

Auf ähnliche Weiſe lehrte er mich auch die neuere Geſchichte. Ich verſtand zwar nicht die Worte, die er ſprach, aber da er während des Sprechens beſtändig trommelte, ſo wußte ich doch, was er ſagen wollte. Im Grunde iſt das die beſte Lehrmethode. Die Geſchichte von der Beſtürmung der Baſtille, der Tuilerien u. ſ. w. begreift man erſt recht, wenn man weiß, wie bey ſolchen Gelegenheiten getrommelt wurde. In unſeren Schulcompendien lieſt man bloß: “Ihre Exc. die Baronen und Grafen und hochdero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Alteſſen die Herzöge und Prinzen und höchſtdero Gemahlinnen wurden geköpft — Ihre Majeſtät der König und allerhöchſtdero Gemahlin wurden geköpft —” aber wenn man den rothen Guillotinenmarſch trommeln hört, ſo begreift man dieſes erſt recht, und man erfährt das Warum und das Wie. Madame, das iſt ein gar wunderlicher Marſch! Er durchſchauerte mir Mark und Bein als ich ihn zuerſt hörte, und ich war froh, daß ich ihn vergaß — Man vergißt ſo etwas, wenn man älter wird, ein junger Mann hat jetzt ſo viel anderes Wiſſen im Kopf zu behalten — Whiſt, Boſton, genealogiſche Tabellen, Bundestagsbeſchlüſſe, Dramaturgie, Liturgie, Vorſchneiden — und wirklich, trotz allem Stirnreiben konnte ich mich lange Zeit nicht mehr auf jene gewaltige Melodie beſinnen. Aber denken Sie ſich, Madame! unlängſt ſitze ich an der Tafel mit einer ganzen Menagerie von Grafen, Prinzen, Prinzeſſinnen, Kammerherren, Hofmarſchallinnen, Hofſchenken, Oberhofmeiſterinnen, Hofſilberbewahrern, Hofjägermeiſterinnen, und wie dieſe vornehmen Domeſtiquen noch außerdem heißen mögen, und ihre Unterdomeſtiquen liefen hinter ihren Stühlen und ſchoben ihnen die gefüllten Teller vor's Maul — ich aber, der übergangen und überſehen wurde, ſaß müſſig, ohne die mindeſte Kinnbackenbeſchäfftigung, und ich knetete Brodkügelchen, und trommelte vor Langerweile mit den Fingern, und zu meinem Entſetzen trommelte ich plötzlich den rothen, längſtvergeſſenen Guillotinenmarſch.

“Und was geſchah?” Madame, dieſe Leute laſſen ſich im Eſſen nicht ſtören, und wiſſen nicht, daß andere Leute, wenn ſie nichts zu eſſen haben, plötzlich anfangen zu trommeln, und zwar gar kurioſe Märſche, die man längſt vergeſſen glaubte.

Iſt nun das Trommeln ein angeborenes Talent, oder hab' ich es frühzeitig ausgebildet, genug, es liegt mir in den Gliedern, in Händen und Füßen, und äußert ſich oft unwillkührlich. Unwillkührlich. Zu Berlin ſaß ich einſt im Collegium des Geheimeraths Schmalz, eines Mannes, der den Staat gerettet durch ſein

Buch über die Schwarzmäntel- und Rothmäntelgefahr — Sie erinnern ſich, Madame, aus dem Pauſanias, daß einſt durch das Geſchrey eines Eſels ein eben ſo gefährliches Complott entdeckt wurde, auch wiſſen Sie aus dem Livius, oder aus Beckers Weltgeſchichte, daß die Gänſe das Capitol gerettet, und aus dem Salluſt wiſſen Sie ganz genau, daß durch eine geſchwätzige Pütaine, die Frau Fulvia, jene fürchterliche Verſchwörung des Catilina an den Tag kam — Doch um wieder auf beſagten Hammel zu kommen, im Collegium des Herrn Geheimeraths Schmalz hörte ich das Völkerrecht, und es war ein langweiliger Sommernachmittag, und ich ſaß auf der Bank und hörte immer weniger — der Kopf war mir eingeſchlafen — doch plötzlich ward ich aufgeweckt durch das Geräuſch meiner eigenen Füße, die wach geblieben waren, und wahrſcheinlich zugehört hatten, daß juſt das Gegentheil vom Völker-Recht vorgetragen und auf

Conſtitutionsgeſinnung geſchimpft wurde, und meine Füße, die mit ihren kleinen Hühneraugen das Treiben der Welt beſſer durchſchauen als der Geheimerath mit ſeinen großen Juno-Augen, dieſe armen, ſtummen Füße, unfähig, durch Worte ihre unmaßgebliche Meinung auszuſprechen, wollten ſich durch Trommeln verſtändlich machen, und trommelten ſo ſtark, daß ich dadurch ſchier in's Malheur kam.

Verdammte, unbeſonnene Füße! ſie ſpielten mir einen ähnlichen Streich, als ich einmal in Göttingen bey Profeſſor Saalfeld hospitirte, und dieſer mit ſeiner ſteifen Beweglichkeit auf dem Katheder hin und her ſprang, und ſich echauffirte, um auf den Kaiſer Napoleon recht ordentlich ſchimpfen zu können — nein, arme Füße, ich kann es euch nicht verdenken, daß ihr damals getrommelt, ja ich würde es euch nicht mal verdacht haben, wenn ihr, in eurer ſtummen Naivetät, euch noch fußtrittdeutlicher ausgeſprochen hättet. Wie darf ich, der Schüler Le Grand's, den Kaiſer ſchmähen hören? Den Kaiſer! den Kaiſer! den großen Kaiſer!

Denke ich an den großen Kaiſer, ſo wird es in meinem Gedächtniſſe wieder recht ſommergrün und goldig, eine lange Lindenallee taucht blühend empor, auf den laubigen Zweigen ſitzen ſingende Nachtigallen, der Waſſerfall rauſcht, auf runden Beeten ſtehen Blumen und bewegen traumhaft ihre ſchönen Häupter — ich ſtand mit ihnen im wunderlichen Verkehr, die geſchminkten Tulpen grüßten mich bettelſtolz herablaſſend, die nervenkranken Lilien nickten wehmüthig zärtlich, die trunkenrothen Roſen lachten mir ſchon von weitem entgegen, die Nachtviolen ſeufzten — mit den Myrthen und Lorbeeren hatte ich damals noch keine Bekanntſchaft, denn ſie lockten nicht durch ſchimmernde Blüthe, aber mit den Reſeden, womit ich jetzt ſo ſchlecht ſtehe, war ich ganz beſonders intim — Ich ſpreche vom Hofgarten zu Düſſeldorf, wo ich oft auf dem Raſen lag, und andächtig zuhörte, wenn mir Monſieur Le Grand von den Kriegsthaten des großen Kaiſers erzählte, und dabey die Märſche ſchlug, die während jener Thaten getrommelt wurden, ſo daß ich alles lebendig ſah und hörte. Ich ſah den Zug über den Simplon — der Kaiſer voran und hinterdrein klimmend die braven Grenadiere, während aufgeſcheuchtes Gevögel ſein Krächzen erhebt und die Gletſcher in der Ferne donnern — ich ſah den Kaiſer, die Fahne im Arm, auf der Brücke von Lodi — ich ſah den Kaiſer im grauen Mantel bey Marengo — ich ſah den Kaiſer zu Roß in der Schlacht bey den Pyramiden — nichts als Pulverdampf und Mammelucken — ich ſah den Kaiſer in der Schlacht bey Auſterlitz — hui! wie pfiffen die Kugeln über die glatte Eisbahn! — ich ſah, ich hörte die Schlacht bey

Jena — dum, dum, dum — ich ſah, ich hörte die Schlacht bey Eilau, Wagram — — — — — nein, kaum konnt' ich es aushalten! Monſieur Le Grand trommelte, daß faſt mein eignes Trommelfell dadurch zerriſſen wurde.

Capitel VIII.

Aber, wie ward mir erſt, als ich ihn ſelber ſah, mit hochbegnadigten, eignen Augen, ihn ſelber, Hoſiannah! den Kaiſer.

Es war eben in der Allee des Hofgartens zu Düſſeldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Thaten und Schlachten, die mir Monſieur Le Grand vorgetrommelt hatte, mein Herz ſchlug den Generalmarſch — und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeyverordnung, daß man bey fünf Thaler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiſer mit ſeinem Gefolge ritt mitten durch die Allee, die ſchauernden Bäume beugten ſich vorwärts, wo er vorbeykam, die Sonnenſtrahlen zitterten furchtſam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben ſchwamm ſichtbar ein goldner Stern. Der Kaiſer trug ſeine ſcheinloſe grüne Uniform und das kleine, welthiſtoriſche Hütchen. Er ritt ein weißes Rößlein, und das ging ſo ruhig ſtolz, ſo ſicher, ſo ausgezeichnet — wär' ich damals Kronprinz von — — — — geweſen, ich hätte dieſes Rößlein beneidet. Nachläſſig, faſt hängend, ſaß der Kaiſer, die eine Hand hielt hoch den Zaum, die andere klopfte gutmüthig den Hals des Pferdchens. — Es war eine ſonnigmarmorne Hand, eine mächtige Hand, eine von den beiden Händen, die das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie gebändigt und den Völkerzweykampf geordnet hatten — und ſie klopfte gutmüthig den Hals des Pferdes. Auch das Geſicht hatte jene Farbe, die wir bey marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge deſſelben waren ebenfalls edelgemeſſen, wie die der Antiken, und auf dieſem Geſichte ſtand geſchrieben: Du ſollſt keine Götter haben außer mir. Ein Lächeln, das jedes Herz erwärmte und beruhigte, ſchwebte um die Lippen — und doch wußte man, dieſe Lippen brauchten nur zu pfeifen — et la Prusse n'existoit plus — dieſe Lippen brauchten nur zu pfeifen — und die ganze Kleriſey hatte ausgeklingelt — dieſe Lippen brauchten nur zu pfeifen — und das ganze heilige römiſche Reich tanzte. Und dieſe Lippen lächelten und auch das Auge lächelte — Es war ein Auge klar wie der Himmel, es konnte leſen im Herzen der Menſchen, es ſah raſch auf einmal alle Dinge dieſer Welt, während wir Anderen ſie nur nach einander und nur ihre gefärbten Schatten ſehen. Die Stirne war nicht ſo klar, es niſteten darauf die Geiſter zukünftiger Schlachten, und es zuckte bisweilen über dieſer Stirn, und das waren die ſchaffenden Gedanken, die großen Siebenmeilenſtiefel-Gedanken, womit der Geiſt des Kaiſers unſichtbar über die Welt hinſchritt — und ich glaube, jeder dieſer Gedanken hätte einem deutſchen Schriftſteller, Zeit ſeines Lebens, vollauf Stoff zum Schreiben gegeben.

Der Kaiſer ritt ruhig mitten durch die Allee, kein Polizeydiener widerſetzte ſich ihm, hinter ihm, ſtolz auf ſchnaubenden Roſſen, und belaſtet mit Gold und Geſchmeide, ritt ſein Gefolge, die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen, neben mir drehte ſich der tolle Aloiſius und ſchnarrte die Namen ſeiner Generale, unferne brüllte der beſoffene Gumpertz, und das Volk rief tauſendſtimmig: es lebe der Kaiſer!

Capitel IX.

Der Kaiſer iſt todt. Auf einer öden Inſel des indiſchen Meeres iſt ſein einſames Grab, und Er, dem die Erde zu eng war, liegt ruhig unter dem kleinen Hügel, wo fünf Trauerweiden gramvoll ihre grünen Haare herabhängen laſſen und ein frommes Bächlein wehmüthig klagend vorbeyrieſelt. Es ſteht keine Inſchrift auf ſeinem Leichenſteine; aber Clio, mit dem eiſernen Griffel, ſchreibt einſt Worte darauf, die wie Geiſtertöne durch die Jahrtauſende klingen werden.

Brittania! dir gehört das Meer. Doch das Meer hat nicht Waſſer genug, um von dir abzuwaſchen die Schande, die der groſse Todte dir ſterbend vermacht hat. Nicht dein windiger Sir Hudſon, nein, du ſelbſt warſt der ſizilianiſche Häſcher, den die verſchworenen — — — gedungen, um an dem Manne des Volkes heimlich abzurächen, was das Volk einſt öffentlich an einem der Ihrigen verübt hatte — Und er war dein Gaſt und hatte ſich geſetzt an deinen Heerd —

Bis in die ſpäteſten Zeiten werden die Knaben Frankreichs ſingen und ſagen von der ſchrecklichen Gaſtfreundſchaft des Bellerophon, und wenn dieſe Spott- und Thränenlieder den Canal hinüberklingen, ſo erröthen die Wangen aller ehrſamen Britten. Einſt aber wird dieſes Lied hinüberklingen, und es giebt kein Brittanien mehr, zu Boden geworfen iſt das Volk des Stolzes, Weſtminſters Grabmäler liegen zertrümmert, vergeſſen iſt der königliche Staub, den ſie verſchloſſen — Und Sanct Helena iſt das heilige

Grab, wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahrten in buntbewimpelten Schiffen, und ihr Herz ſtärken durch große Erinnerung an die Thaten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudſon Lowe, wie es geſchrieben ſteht in den Evangelien Las Caſes, Omeara und Automarchi.

Seltſam! die drey größten Widerſacher des Kaiſers hat ſchon ein ſchreckliches Schickſal getroffen: Londonderry hat ſich die Kehle abgeſchnitten, Ludwig XVIII. iſt auf ſeinem Throne verfault, und Profeſſor Saalfeld iſt noch immer Profeſſor in Göttingen.

Capitel X.

Es war ein klarer, fröſtelnder Herbſttag, als ein junger Menſch von ſtudentiſchem Anſehen, durch die Allee des Düſſeldorfer Hofgartens langſam wanderte, manchmal, wie aus kindiſcher Luſt, das raſchelnde Laub, das den Boden bedeckte, mit den Füßen aufwarf, manchmal aber auch wehmüthig hinaufblickte nach den dürren Bäumen, woran nur noch wenige Goldblätter hingen. Wenn er ſo hinaufſah, dachte er an die Worte des Glaukos:

"Gleich wie Blätter im Walde, ſo ſind die Geſchlechter der Menſchen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knoſpende Wald, wenn neu auflebet der Frühling:
So der Menſchen Geſchlecht, dies wächſt, und jenes verſchwindet."

In frühern Tagen hatte der junge Menſch mit ganz andern Gedanken an eben dieſelben Bäume hinaufgeſehen, und er war damals ein Knabe, und ſuchte Vogelneſter oder Sommerkäfer, die ihn gar ſehr ergötzten wenn ſie luſtig dahinſummten, und ſich der hübſchen Welt erfreuten, zufrieden mit einem ſaftiggrünen Blättchen, mit einem Tröpfchen Thau, mit einem warmen Sonnenſtrahl, und mit dem ſüßen Kräuterduft. Damals war des Knaben Herz eben ſo vergnügt wie die flatternden Thierchen. Jetzt aber war ſein Herz älter geworden, die kleinen Sonnenſtrahlen waren darin erloſchen, alle Blumen waren darin abgeſtorben, ſogar der ſchöne Traum der Liebe war darin verblichen, im armen Herzen war nichts als Muth und Gram, und damit ich das Schmerzlichſte ſage — es war mein Herz.

Denſelben Tag war ich zur alten Vaterſtadt zurückgekehrt, aber ich wollte nicht darin übernachten und ſehnte mich nach Godesberg, um zu den Füßen meiner Freundin mich niederzuſetzen und von der kleinen Veronika zu erzählen. Ich hatte die lieben Gräber beſucht. Von allen lebenden Freunden und Verwandten hatte ich nur einen Ohm und eine Muhme wiedergefunden. Fand ich auch ſonſt noch bekannte Geſtalten auf der Straße, ſo kannte mich doch niemand mehr, und die Stadt ſelbſt ſah mich an mit fremden Augen, viele Häuſer waren unterdeſſen neu angeſtrichen worden, aus den Fenſtern guckten fremde Geſichter, um die alten Schornſteine flatterten abgelebte Spatzen, alles ſah ſo todt und doch ſo friſch aus, wie Salat, der auf einem Kirchhofe wächſt; wo man ſonſt Franzöſiſch ſprach, ward jetzt Preußiſch geſprochen, ſogar ein kleines preußiſches Höfchen hatte ſich unterdeſſen dort angeſiedelt, und die Leute trugen Hoftitel, die ehemalige Friſeurin meiner Mutter war Hoffriſeurin geworden, und es gab jetzt dort Hofſchneider, Hofſchuſter, Hofwanzenvertilgerinnen, Hofſchnapsladen, ein Hoflazareth und viele Hofgeiſteskranke. Nur der alte Kurfürſt erkannte mich, er ſtand noch auf dem alten Platz; aber er ſchien magerer geworden zu ſeyn. Eben weil er immer mitten auf dem Markte ſtand, hatte er alle Miſere der Zeit mit angeſehen, und von ſolchem Anblick wird man nicht fett. Ich war wie im Traume, und dachte an das Mährchen von den verzauberten Städten, und ich eilte zum Thor hinaus, damit ich nicht zu früh erwachte. Im Hofgarten vermißte ich manchen Baum, und mancher war verkrüppelt, und die vier großen Pappeln, die mir ſonſt wie grüne Rieſen erſchienen, waren klein geworden. Einige hübſche Mädchen gingen ſpatzieren, buntgeputzt, wie wandelnde Tulpen. Und dieſe Tulpen hatte ich gekannt, als ſie noch kleine Zwiebelchen waren; denn ach! es waren ja Nachbarskinder, womit ich einſt “Prinzeſſin im Thurme” geſpielt hatte. Aber die ſchönen Jungfrauen, die ich einſt als blühende Roſen gekannt, ſah ich jetzt als verwelkte Roſen, und in manche hohe Stirne, deren Stolz mir einſt das Herz entzückte, hatte Saturn mit ſeiner Senſe tiefe Runzeln eingeſchnitten. Jetzt erſt, aber ach! viel zu ſpät, entdeckte ich, was der Blick bedeuten ſollte, den ſie einſt dem ſchon jünglinghaften Knaben zugeworfen; ich hatte unterdeſſen in der Fremde manche Parallelſtellen in ſchönen Augen bemerkt. Tief bewegte mich das demüthige Hutabnehmen eines Mannes, den ich einſt reich und vornehm geſehen, und der ſeitdem zum Bettler herabgeſunken war; wie man denn überall ſieht, daß die Menſchen, wenn ſie einmal im Sinken ſind, wie nach dem newtonſchen Geſetze, immer entſetzlichſchneller und ſchneller in's Elend herabfallen. Wer mir aber gar nicht verändert ſchien, das war der kleine Baron, der luſtig wie ſonſt durch den Hofgarten tänzelte, mit der einen Hand den linken Rockſchooß in der Höhe haltend, mit der andern Hand ſein dünnes Rohrſtöckchen hin und herſchwingend; es war noch immer daſſelbe freundliche Geſichtchen, deſſen Roſenröthe ſich nach der Naſe hin konzentrirt, es war noch immer das alte Kegelhütchen, es war noch immer das alte Zöpfchen, nur daß aus dieſem jetzt einige weiße Härchen, ſtatt der ehemaligen ſchwarzen Härchen hervorkamen. Aber ſo vergnügt er auch ausſah, ſo wußte ich dennoch, daß der arme Baron unterdeſſen viel Kummer ausgeſtanden hatte, ſein Geſichtchen wollte es mir verbergen, aber die weißen Härchen ſeines Zöpfchens haben es mir hinter ſeinem Rücken verrathen. Und das Zöpſchen ſelber hätte es gerne wieder abgeleugnet und wackelte gar wehmüthig luſtig.

... Ich war nicht müde, aber ich bekam doch Luſt mich noch einmal auf die hölzerne Bank zu ſetzen, in die ich einſt den Namen meines Mädchens eingeſchnitten. Ich konnte ihn kaum wiederfinden, es waren ſo viele neue Namen darüber hingeſchnitzelt. Ach! einſt war ich auf dieſer Bank eingeſchlafen und träumte von Glück und Liebe. “Träume ſind Schäume.” Auch die alten Kinderſpiele kamen mir wieder in den Sinn, auch die alten, hübſchen Mährchen; aber ein neues, falſches Spiel und ein neues, häßliches Mährchen klang immer hindurch, und es war die Geſchichte von zwey armen Seelen, die einander untreu wurden, und es nachher in der Treuloſigkeit ſo weit brachten, daß ſie ſogar dem lieben Gotte die Treue brachen. Es iſt eine böſe Geſchichte, und wenn man juſt nichts beſſeres zu thun weiß, kann man darüber weinen. O Gott! einſt war die Welt ſo hübſch, und die Vögel ſangen dein ewiges Lob, und die kleine Veronika ſah mich an, mit ſtillen Augen, und wir ſaßen vor der marmornen Statue auf dem Schloßplatz — auf der einen Seite liegt das alte, verwüſtete Schloß, worin es ſpukt und Nachts eine ſchwarzſeidene Dame ohne Kopf, mit langer, rauſchender Schleppe, herumwandelt; auf der andern Seite iſt ein hohes, weißes Gebäude, in deſſen oberen Gemächern die bunten Gemälde mit goldnen Rahmen wunderbar glänzten, und in deſſen Untergeſchoſſe ſo viele tauſend mächtige Bücher ſtanden, die ich und die kleine Veronika oft mit Neugier betrachteten, wenn uns die fromme Urſula an die großen Fenſter hinanhob — Späterhin, als ich ein großer Knabe geworden, erkletterte ich dort täglich die höchſten Leiterſproſſen, und holte die höchſten Bücher herab, und las darin ſo lange, bis ich mich vor nichts mehr, am wenigſten vor Damen ohne Kopf, fürchtete, und ich wurde ſo geſcheut, daß ich alle alte Spiele und Mährchen und Bilder und die kleine Veronika und ſogar ihren Namen vergaß.

Während ich aber, auf der alten Bank des Hofgartens ſitzend, in die Vergangenheit zurückträumte, hörte ich hinter mir verworrene Menſchenſtimmen, welche das Schickſal der armen Franzoſen beklagten, die, im ruſſiſchen Kriege als Gefangene nach Sibirien geſchleppt, dort mehre lange Jahre, obgleich ſchon Frieden war, zurückgehalten worden und jetzt erſt heimkehrten. Als ich aufſah, erblickte ich wirklich dieſe Waiſenkinder des Ruhmes; durch die Riſſe ihrer zerlumpten Uniformen lauſchte das nackte Elend, in ihren verwitterten Geſichtern lagen tiefe, klagende Augen, und obgleich verſtümmelt, ermattet und meiſtens hinkend, blieben ſie doch noch immer in einer Art militäriſchen Schrittes, und ſeltſam genug! ein Tambour mit einer Trommel ſchwankte voran; und mit innerem Grauen ergriff mich die Erinnerung an die Sage von den Soldaten, die des Tags in der Schlacht gefallen und des Nachts wieder vom Schlachtfelde aufſtehen und mit dem Tambour an der Spitze nach ihrer Vaterſtadt marſchieren, und wovon das alte Volkslied ſingt:

“Er ſchlug die Trommel auf und nieder,
Sie ſind vor'm Nachtquartier ſchon wieder
Ins Gäßlein hell hinaus,
Trallerie, Trallerey, Trallera,
Sie ziehn vor Schätzels Haus.

Da ſteh'n Morgens die Gebeine
In Reih' und Glied, wie Leichenſteine,
Die Trommel geht voran,
Trallerie, Trallerey, Trallera,
Daß Sie ihn ſehen kann.”

Wahrlich, der arme franzöſiſche Tambour ſchien halb verweſ't aus dem Grabe geſtiegen zu ſeyn, es war nur ein kleiner Schatten in einer ſchmutzig zerfetzten grauen Capotte, ein verſtorben gelbes Geſicht, mit einem großen Schnurrbarte, der wehmüthig herabhing über die verblichenen Lippen, die Augen waren wie verbrannter Zunder, worin nur noch wenige Fünkchen glimmen, und dennoch, an einem einzigen dieſer Fünkchen, erkannte ich Monſieur Le Grand.

Er erkannte auch mich, und zog mich nieder auf den Raſen, und da ſaßen wir wieder wie ſonſt, als er mir auf der Trommel die franzöſiſche Sprache und die neuere Geſchichte dozirte. Es war noch immer die wohlbekannte, alte Trommel, und ich konnte mich nicht genug wundern, wie er ſie vor ruſſiſcher Habſucht geſchützt hatte. Er trommelte jetzt wieder wie ſonſt, jedoch ohne dabey zu ſprechen.

Waren aber die Lippen unheimlich zuſammengekniffen, ſo ſprachen deſto mehr ſeine Augen, die ſieghaft aufleuchteten, indem er die alten Märſche trommelte. Die Pappeln neben uns erzitterten, als er wieder den rothen Guillotinenmarſch erdröhnen ließ. Auch die alten Freyheitskämpfe, die alten Schlachten, die Thaten des Kaiſers, trommelte er wie ſonſt, und es ſchien, als ſey die Trommel ſelber ein lebendiges Weſen, das ſich freute, ſeine innere Luſt ausſprechen zu können. Ich hörte wieder den Kanonendonner, das Pfeifen der Kugeln, den Lärm der Schlacht, ich ſah wieder den Todesmuth der Garde, ich ſah wieder die flatternden Fahnen, ich ſah wieder den Kaiſer zu Roß — aber allmählig ſchlich ſich ein trüber Ton in jene freudigſten Wirbel, aus der Trommel drangen Laute, worin das wildeſte Jauchzen und das entſetzlichſte Trauern unheimlich gemiſcht waren, es ſchien ein Siegesmarſch und zugleich ein Todtenmarſch, die Augen Le

Grands öffneten ſich geiſterhaft weit, und ich ſah darin nichts als ein weites, weißes Eisfeld bedeckt mit Leichen — es war die Schlacht bey der Moskwa.

Ich hätte nie gedacht, daß die alte, harte Trommel ſo ſchmerzliche Laute von ſich geben könnte, wie jetzt Monſieur Le Grand daraus hervor zu locken wußte. Es waren getrommelte Thränen, und ſie tönten immer leiſer, und wie ein trübes Echo brachen tiefe Seufzer aus der Bruſt Le Grand's. Und dieſer wurde immer matter und geſpenſtiſcher, ſeine dürren Hände zitterten vor Froſt, er ſaß wie im Traume, und bewegte mit ſeinen Trommelſtöcken nur die Luft, und horchte wie auf ferne Stimmen, und endlich ſchaute er mich an, mit einem tiefen, abgrundtiefen, flehenden Blick — ich verſtand ihn — und dann ſank ſein Haupt herab auf die Trommel.

Monſieur Le Grand hat in dieſem Leben nie mehr getrommelt. Auch ſeine Trommel hat nie mehr einen Ton von ſich gegeben, ſie ſollte keinem Feinde der Freyheit zu einem ſervilen Zapfenſtreich dienen, ich hatte den letzten, flehenden Blick Le Grands ſehr gut verſtanden, und zog ſogleich den Degen aus meinem Stock und zerſtach die Trommel.

Capitel XI.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, Madame!

Aber das Leben iſt im Grunde ſo fatal ernſthaft, daß es nicht zu ertragen wäre ohne ſolche Verbindung des Pathetiſchen mit dem Komiſchen. Das wiſſen unſere Poeten. Die grauenhafteſten Bilder des menſchlichen Wahnſinns zeigt uns Ariſtophanes nur im lachenden Spiegel des Witzes, den großen Denkerſchmerz, der ſeine eigne Nichtigkeit begreift, wagt Goethe nur in den Knittelverſen eines Puppenſpiels auszuſprechen, und die tödtlichſte Klage über den Jammer der Welt legt Shakespeare in den Mund eines Narren, während er deſſen Schellenkappe ängſtlich ſchüttelt.

Sie haben's alle dem großen Urpoeten abgeſehen, der in ſeiner tauſendaktigen Welttragödie den Humor auf's Höchſte zu treiben weiß, wie wir es täglich ſehen: — nach dem Abgang der Helden kommen die Clowns und Grazioſos mit ihren Narrenkolben und Pritſchen, nach den blutigen Revolutionsſcenen und Kaiſeractionen, kommen wieder herangewatſchelt die dicken Bourbonen mit ihren alten abgeſtandenen Späßchen und zartlegitimen Bonmots, und graziöſe hüpft herbey die alte Nobleſſe mit ihrem verhungerten Lächeln, und hintendrein wallen die frommen Kaputzen mit Lichtern, Kreuzen und Kirchenfahnen; — ſogar in das höchſte Pathos der Welttragödie pflegen ſich komiſche Züge einzuſchleichen, der verzweifelnde Republikaner, der ſich wie ein Brutus das Meſſer in's Herz ſtieß, hat vielleicht zuvor daran gerochen, ob auch kein Häring damit geſchnitten worden, und auf dieſer großen Weltbühne geht es auch außerdem ganz, wie auf unſeren Lumpenbrettern, auch auf ihr giebt es beſoffene Helden, Könige, die ihre Rolle vergeſſen, Couliſſen, die hängen geblieben, hervorſchallende Souffleurſtimmen, Tänzerinnen, die mit ihrer Lendenpoeſie Effekt machen, Coſtümes, die als Hauptſache glänzen — Und im Himmel oben, im erſten Range, ſitzen unterdeſſen die lieben Engelein, und lorgniren uns Comödianten hier unten, und der liebe Gott ſitzt ernſthaft in ſeiner großen Loge, und langweilt ſich vielleicht, oder rechnet nach, daß dieſes Theater ſich nicht lange mehr halten kann, weil der Eine zu viel Gage und der Andre zu wenig bekömmt, und Alle viel zu ſchlecht ſpielen.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, Madame! Während ich das Ende des vorigen

Capitels ſchrieb, und Ihnen erzählte, wie Monſieur Le Grand ſtarb, und wie ich das testamentum militare, das in ſeinem letzten Blicke lag, gewiſſenhaft executirte, da klopfte es an meine Stubenthüre, und herein trat eine arme, alte Frau, die mich freundlich frug: Ob ich ein Doctor ſey? Und als ich dies bejah'te, bat ſie mich recht freundlich, mit ihr nach Hauſe zu gehen, um dort ihrem Manne die Hühneraugen zu ſchneiden.

Capitel XII.

Die deutſchen Cenſoren — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — Dummköpfe — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — —

Capitel XIII.

Madame! unter Leda's brütenden Hemiſphären lag ſchon der ganze trojaniſche Krieg, und Sie können die berühmten Thränen des Priamos nimmermehr verſtehen, wenn ich Ihnen nicht erſt von den alten Schwaneneyern erzähle. Deshalb beklagen Sie ſich nicht über meine Abſchweifungen. In allen vorhergehenden Capiteln iſt keine Zeile, die nicht zur Sache gehörte, ich ſchreibe gedrängt, ich vermeide alles Ueberflüſſige, ich übergehe ſogar oft das Nothwendige, z. B. ich habe noch nicht einmal ordentlich citirt — ich meyne nicht Geiſter, ſondern, im Gegentheil, ich meyne Schriftſteller — und doch iſt das Citiren alter und neuer Bücher das Hauptvergnügen eines jungen Autors, und ſo ein paar grundgelehrte Citate zieren den ganzen Menſchen. Glauben Sie nur nicht, Madame, es fehle mir an Bekanntſchaft mit Büchertiteln. Außerdem kenne ich den Kunſtgriff großer Geiſter, die es verſtehen, die Corinthen aus den Semmeln und die Citate aus den Collegienheften herauszupicken; ich weiß auch woher Bartels den Moſt holt. Im Nothfall könnte ich bey meinen gelehrten Freunden eine Anleihe von Citaten machen. Mein Freund G. in Berlin iſt ſo zu ſagen ein kleiner Rothſchild an Citaten, und leihe mir gern einige Millionen, und hat er ſie nicht ſelbſt vorräthig, ſo kann er ſie leicht bey einigen andern koſmopolitiſchen Geiſtesbanquiers zuſammenbringen — Apropos, Madame, die dreyprocentigen Böckhs ſind flau, aber die fünfprocentigen Hegels ſind geſtiegen — Doch, ich brauche jetzt noch keine

Anleihe zu machen, ich bin ein Mann, der ſich gut ſteht, ich habe jährlich meine 10,000 Citate zu verzehren, ja, ich habe ſogar die Erfindung gemacht, wie man falſche Citate für ächte ausgeben kann. Sollte irgend ein großer, reicher Gelehrter, z. B. Michael Beer, mir dieſes Geheimniß abkaufen wollen, ſo will ich es gerne für 10,000 Thaler Courant abſtehen; auch ließe ich mich handeln. Eine andere Erfindung will ich zum Heile der Literatur nicht verſchweigen und will ſie gratis mittheilen:

Ich finde es nämlich für rathſam, alle obſcuren Autoren mit ihrer Hausnummer zu citiren.

Dieſe "guten Leute und ſchlechten Muſikanten" — ſo wird im Ponce de Leon das Orcheſter angeredet — dieſe obſcuren Autoren beſitzen doch immer ſelbſt noch ein Exemplärchen ihres längſtverſchollenen Büchleins, und um dieſes aufzutreiben, muß man alſo ihre Hausnummer wiſſen. Wollte ich z. B. "Spitta's Sangbüchlein für Handwerksburſchen" citiren — meine liebe Madame, wo wollten Sie dieſes finden? Citire ich aber:

> "vid. Sangbüchlein für Handwerksburſchen, von P. Spitta; Lüneburg, auf der Lünerſtraße Nr. 2, rechts um die Ecke" —

ſo können Sie, Madame, wenn Sie es der Mühe werth halten, das Büchlein auftreiben. Es iſt aber nicht der Mühe werth.

Uebrigens, Madame, haben Sie gar keine Idee davon, mit welcher Leichtigkeit ich citiren kann. Ueberall finde ich Gelegenheit, meine tiefe Gelahrtheit anzubringen. Spreche ich z. B. vom Eſſen, ſo bemerke ich in einer Note, daß die Römer, Griechen und Hebräer ebenfalls gegeſſen haben, ich citire all die köſtlichen Gerichte, die von der Köchin des Lucullus bereitet worden — weh mir! daß ich anderthalb Jahrtauſend zu ſpät geboren bin! — ich bemerke auch, daß die gemeinſchaftlichen Mahle bey den Griechen ſo und ſo hießen, und daß die Spartaner ſchlechte ſchwarze Suppen gegeſſen — Es iſt doch gut, daß ich damals noch nicht lebte, ich kann mir nichts entſetzlicheres denken, als wenn ich armer Menſch ein Spartaner geworden wäre, Suppe iſt mein Lieblingsgericht — Madame, ich denke nächſtens nach London zu reiſen, wenn es aber wirklich wahr iſt, daß man dort keine Suppe bekömmt, ſo treibt mich die Sehnſucht bald wieder zurück nach den Suppenfleiſchtöpfen des Vaterlandes. Ueber das Eſſen der alten Hebräer könnt' ich weitläuftig mich ausſprechen und bis auf die Jüdiſche Küche der neueſten Zeit herabgehen — Ich citire bey dieſer Gelegenheit den ganzen Steinweg — Ich könnte auch anführen, wie human ſich viele berliner Gelehrte über das Eſſen der Juden geäußert, ich käme dann auf die anderen Vorzüglichkeiten und Vortrefflichkeiten der Juden, auf die Erfindungen, die man ihnen verdankt, z. B. die Wechſel, das Chriſtenthum — aber halt! letzteres wollen wir ihnen nicht allzuhoch anrechnen, da wir eigentlich noch wenig Gebrauch davon gemacht haben — ich glaube, die Juden ſelbſt haben dabey weniger ihre Rechnung gefunden als bey der Erfindung der Wechſel. Bey Gelegenheit der Juden könnte ich auch Tacitus citiren — er ſagt, ſie verehrten Eſel in ihren Tempeln — und bey Gelegenheit der Eſel, welch ein weites Citatenfeld eröffnet ſich mir! Wie viel Merkwürdiges läßt ſich anführen über antike Eſel, im Gegenſatz zu den modernen. Wie vernünftig waren jene und ach! wie ſtupide ſind dieſe. Wie verſtändig ſpricht z. B. Bileams Eſel,

vid. Pentat. Lib. — — — — —

Madame, ich habe juſt das Buch nicht bey der

Hand und will dieſe Stelle zum Ausfüllen offen laſſen. Dagegen in Hinſicht der Abgeſchmacktheit neuerer Eſel citire ich:

vid. — — — — —
— — — — —

nein, ich will auch dieſe Stelle offen laſſen, ſonſt werde ich ebenfalls citirt, nämlich injuriarum. Die neueren Eſel ſind große Eſel. Die alten Eſel, die ſo hoch in der Cultur ſtanden,

vid. Gesneri: De antiqua honestate asinorum.
(In comment. Götting. T. II. p. 32.)

ſie würden ſich im Grabe umdrehen, wenn ſie hörten, wie man von ihren Nachkommen ſpricht. Einſt war “Eſel” ein Ehrenname — bedeutete ſo viel wie jetzt “Hofrath” “Baron” “Doctor Philoſophiae” — Jacob vergleicht damit ſeinen Sohn Iſaſchar, Homer vergleicht damit ſeinen Helden Ajax, und jetzt vergleicht man damit den Herrn v ....! Madame, bey Gelegenheit ſolcher Eſel könnte ich mich tief in die Literaturgeſchichte verſenken, ich könnte alle große Männer citiren, die verliebt geweſen ſind, z. B. den Abelardum, Picum Mirandulanum, Borbonium, Curteſium, Angelum Politianum, Raymundum Lullum und Henricum Heineum. Bey Gelegenheit der Liebe könnte ich wieder alle große Männer citiren, die keinen Tabak geraucht haben, z. B. Cicero, Juſtinian, Goethe, Hugo, Ich — zufällig ſind wir alle fünf auch ſo halb und halb Juriſten. Mabillion konnte nicht einmal den Rauch einer fremden Pfeife vertragen, in ſeinem Itinere germanico klagt er, in Hinſicht der deutſchen Wirthshäuſer, „quod molestus ipsi fuerit tabaci grave olentis foetor." Dagegen wird andern großen Männern eine Vorliebe für den Tabak zugeſchrieben. Raphael Thorus hat einen Hymnus auf den Tabak gedichtet — Madame, Sie wiſſen vielleicht noch nicht, daß ihn Iſaak Elſeverius Anno 1628 zu Leiden in Quart herausgegeben hat — und Ludovicus Kinſchot hat eine Vorrede in Verſen dazu geſchrieben. Grävius hat ſogar ein Sonett auf den Tabak gemacht. Auch der große Boxhornius liebte den Tabak. Bayle, in ſeinem Dict. hist. et critiq. meldet von ihm, er habe ſich ſagen laſſen, daß der große Boxhornius beim Rauchen einen großen Hut mit einem Loch im Vorderrand getragen, in welches er oft die Pfeife geſteckt, damit ſie ihn in ſeinen Studien nicht hindere — Apropos, bey Erwähnung des großen Boxhornius könnte ich auch all die großen Gelehrten citiren, die ſich in's Boxhorn jagen ließen und davon liefen. Ich verweiſe aber blos auf Joh. Georg Martius: De fuga literatorum etc. etc. etc. Wenn wir die Geſchichte durchgehen, Madame, ſo haben alle große Männer einmal in ihrem Leben davon laufen müſſen: — Loth, Tarquinius, Moſes, Jupiter, Frau von Staël, Nebukadnezar, Benjowsky, Mahomet, die ganze preußiſche Armee, Gregor VII., Rabbi Jizchak Abarbanel, Rouſſeau — ich könnte noch ſehr viele Namen anführen, z. B. die, welche an der Börſe auf dem ſchwarzen Brette verzeichnet ſind.

Sie ſehen, Madame, es fehlt mir nicht an Gründlichkeit und Tiefe. Nur mit der Syſtematie will es noch nicht ſo recht gehen. Als ein ächter Deutſcher hätte ich dieſes Buch mit einer Erklärung ſeines Titels eröffnen müſſen, wie es im heiligen römiſchen Reiche Brauch und Herkommen iſt. Phidias hat zwar zu ſeinem Jupiter keine Vorrede gemacht, eben ſo wenig, wie auf der medizäiſchen Venus — ich habe ſie von allen Seiten betrachtet — irgend ein Citat gefunden wird; — aber die alten Griechen waren Griechen, unſer einer iſt ein ehrlicher Deutſcher, kann die deutſche Natur nicht ganz verläugnen, und ich muß mich daher noch nachträglich über den Titel meines Buches ausſprechen.

Madame, ich ſpreche demnach:

I. Von den Ideen.

A. Von den Ideen im Allgemeinen.

a. Von vernünftigen Ideen.

b. Von unvernünftigen Ideen.

α. Von den gewöhnlichen Ideen.

β. Von den Ideen, die mit grünem Leder überzogen ſind.

Dieſe werden wieder eingetheilt in — doch das wird ſich alles ſchon finden.

Capitel XIV.

Madame, haben Sie überhaupt eine Idee von einer Idee? Was iſt eine Idee? “Es liegen einige gute Ideen in dieſem Rock” ſagte mein Schneider, indem er mit ernſter Anerkennung den Oberrock betrachtete, der ſich noch aus meinen berliniſch eleganten Tagen herſchreibt, und woraus jetzt ein ehrſamer Schlafrock gemacht werden ſollte. Meine Wäſcherin klagt: “der Paſtor S. habe ihrer Tochter Ideen in den Kopf geſetzt, und ſie ſey dadurch unklug geworden und wolle keine Vernunft mehr annehmen.” Der Kutſcher Pattenſen brummt bey jeder Gelegenheit: „das iſt eine Idee! das iſt eine Idee!“ Geſtern aber wurde er ordentlich verdrießlich, als ich ihn frug: was er ſich unter eine Idee vorſtelle? Und verdrießlich brummte er: „Nu, nu, eine Idee iſt eine Idee! eine Idee iſt alles dumme Zeug, was man ſich einbildet.“ In gleicher Bedeutung wird dieſes Wort, als Buchtitel, von dem Hofrath Heeren in Göttingen gebraucht.

Der Kutſcher Pattenſen iſt ein Mann, der auf der weiten lüneburger Heide, in Nacht und Nebel, den Weg zu finden weiß; der Hofrath Heeren iſt ein Mann, der ebenfalls mit klugem Inſtinkt die alten Karavanenwege des Morgenlands auffindet, und dort ſchon, ſeit Jahr und Tag, ſo ſicher und geduldig einherwandelt, wie jemals ein Kameel des Alterthums; auf ſolche Leute kann man ſich verlaſſen, ſolchen Leuten darf man getroſt nachfolgen, und darum habe ich dieſes Buch "Ideen" betitelt.

Der Titel des Buches bedeutet daher eben ſo wenig als der Titel des Verfaſſers, er ward von demſelben nicht aus gelehrtem Hochmuth gewählt, und darf ihm für nichts weniger als Eitelkeit ausgedeutet werden. Nehmen Sie die wehmüthigſte Verſicherung, Madame, ich bin nicht eitel. Es bedarf dieſer Bemerkung, wie Sie mitunter merken werden. Ich bin nicht eitel — Und wüchſe ein Wald von Lorbeeren auf meinem Haupte, und ergöſſe ſich ein Meer von Weihrauch in mein junges Herz — ich würde doch nicht eitel werden. Meine Freunde und übrigen Raum- und Zeitgenoſſen haben treulich dafür geſorgt — Sie wiſſen, Madame, daß alte Weiber ihre Pflegekinder ein bischen anſpucken, wenn man die Schönheit derſelben lobt, damit das Lob den lieben Kleinen nicht ſchade — Sie wiſſen, Madame, wenn zu

Rom der Triumphator, ruhmbekränzt und purpurgeſchmückt, auf ſeinem goldnen Wagen mit weißen Roſſen, vom Campo Martii einherfuhr, wie ein Gott hervorragend aus dem feyerlichen Zuge der Lictoren, Muſikanten, Tänzer, Prieſter, Sklaven, Trophäenträger, Conſuln, Senatoren, Soldaten: dann ſang der Pöbel hintendrein allerley Spottlieder — Und Sie wiſſen, Madame, daß es im lieben Deutſchland viel alte Weiber und Pöbel giebt.

Wie geſagt, Madame, die Ideen, von denen hier die Rede iſt, ſind von den platoniſchen eben ſo weit entfernt als Athen von Göttingen, und Sie dürfen von dem Buche ſelbſt eben ſo wenig große Erwartungen hegen, als von dem Verfaſſer ſelbſt. Wahrlich, wie dieſer überhaupt jemals dergleichen Erwartungen erregen konnte, iſt mir eben ſo unbegreiflich als meinen Freunden. Gräfin Julie will die Sache erklären, und verſichert: wenn der beſagte Verfaſſer zuweilen etwas wirklich Geiſtreiches und Neugedachtes ausſpreche, ſo ſey dies bloß Verſtellung von ihm, und im Grunde ſey er eben ſo dumm wie die Uebrigen. Das iſt falſch, ich verſtelle mich gar nicht, ich ſpreche wie mir der Schnabel gewachſen, ich ſchreibe in aller Unſchuld und Einfalt was mir in den Sinn kommt, und ich bin nicht daran Schuld, wenn das etwas Geſcheutes iſt. Aber ich habe nun mahl im Schreiben mehr Glück als in der Altonaer Lotterie — ich wollte, der Fall wäre umgekehrt — und da kommt aus meiner Feder mancher Herztreffer, manche Gedankenquaterne, und das thut Gott; — denn ER, der den frömmſten Elohaſängern und Erbauungspoeten alle ſchöne Gedanken und allen Ruhm in der Literatur verſagt, damit ſie nicht von ihren irdiſchen Mitcreaturen zu ſehr gelobt werden und dadurch des Himmels vergeſſen, wo ihnen ſchon von den Engeln das Quartier zurecht gemacht wird: — ER pflegt uns andre, profane, ſündhafte, ketzeriſche Schriftſteller, für die der Himmel doch ſo gut wie vernagelt iſt, deſto mehr mit vorzüglichen Gedanken und Menſchenruhm zu ſegnen, und zwar aus göttlicher Gnade und Barmherzigkeit, damit die arme Seele, die doch nun einmahl erſchaffen iſt, nicht ganz leer ausgehe und wenigſtens hienieden auf Erden einen Theil jener Wonne empfinde, die ihr dort oben verſagt iſt.

vid. Goethe und die Traktätchenverfaſſer.

Sie ſehen alſo, Madame, Sie dürfen meine Schriften leſen, dieſe zeugen von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, ich ſchreibe im blinden Vertrauen auf deſſen Allmacht, ich bin in dieſer Hinſicht ein ächt chriſtlicher Schriftſteller, und, um mit Gubitz zu reden, während ich eben dieſe gegenwärtige Periode anfange, weiß ich noch nicht, wie ich ſie ſchließe und was ich eigentlich ſagen ſoll, und ich verlaſſe mich dafür auf den lieben Gott. Und wie könnte ich auch ſchreiben ohne dieſe fromme Zuverſicht, in meinem Zimmer ſteht jetzt der Burſche aus der Langhoffſchen Druckerey und wartet auf Manuſcript, das kaumgeborene Wort wandert warm und naß in die Preſſe, und was ich in dieſem Augenblick denke und fühle, kann morgen Mittag ſchon Makulatur ſeyn. — Sie haben leicht reden, Madame, wenn Sie mich an das Horaziſche nonum prematur in annum erinnern. Dieſe Regel mag, wie manche andere der Art, ſehr gut in der Theorie gelten, aber in der Praxis taugt ſie nichts. Als Horaz dem Autor die berühmte Regel gab, ſein Werk neun Jahre im Pult liegen zu laſſen, hätte er ihm auch zu gleicher Zeit das Recept geben ſollen, wie man neun Jahre ohne Eſſen zubringen kann. Als Horaz dieſe Regel erſann, ſaß er vielleicht an der Tafel des Mäcenas und aß Truthähne mit Trüffeln, Faſanenpudding in Wildpretſauce, Lerchenrippchen mit teltower Rübchen, Pfauenzungen, indianiſche Vogelneſter, und Gott weiß! was noch mehr, und alles umſonſt. Aber wir, wir unglücklichen Spätgebornen, wir leben in einer andern Zeit, unſere Mäcenaten haben ganz andere Principien, ſie glauben, Autoren und Mispeln gedeihen am beſten, wenn ſie einige Zeit auf dem Stroh liegen, ſie glauben, die Hunde taugten nicht auf der Bilder- und Gedankenjagd, wenn ſie zu dick gefüttert würden, ach! und wenn ſie ja mahl einen armen Hund füttern, ſo iſt es der unrechte, der die Brocken am wenigſten verdient, z. B. der Dachs, der die Hand leckt, oder der winzige Bologneſer, der ſich in den duftigen Schooß der Hausdame zu ſchmiegen weiß, oder der geduldige Pudel, der eine Brodwiſſenſchaft gelernt und apportiren, tanzen und trommeln kann — Während ich dieſes ſchreibe, ſteht hinter mir mein kleiner Mops und bellt — Schweig nur, Ami, dich hab' ich nicht gemeint, denn du liebſt mich und begleiteſt deinen Herrn in Noth und Gefahr und würdeſt ſterben auf ſeinem Grabe, eben ſo treu wie mancher andere deutſche Hund, der in die Fremde verſtoßen, vor den Thoren Deutſchlands liegt und hungert und wimmert — Entſchuldigen Sie, Madame, daß ich eben abſchweifte, um meinem armen Hunde eine Ehrenerklärung zu geben, ich komme wieder auf die horaziſche Regel und ihre Unanwendbarkeit im neunzehnten Jahrhundert, wo die Poeten das Schürzenſtipendium der Muſe nicht entbehren können — Ma foi, Madame! ich könnte es keine 24 Stunden, viel weniger neun Jahre aushalten, mein Magen hat wenig Sinn für Unſterblichkeit, ich hab' mir's überlegt, ich will nur halb unſterblich und ganz ſatt werden, und wenn Voltaire dreyhundert Jahre ſeines ewigen Nachruhms für eine gute Verdauung des Eſſens hingeben möchte, ſo biete ich das Doppelte für das Eſſen ſelbſt. Ach! und was für ſchönes, blühendes Eſſen giebt es auf dieſer Welt! Der Philoſoph Pangloß hat Recht; es iſt die beſte Welt! Aber man muß Geld in dieſer beſten Welt haben, Geld in der Taſche und nicht Manuſcripte im Pult. Der Wirth im König von England iſt ſelbſt Schriftſteller und kennt auch die horaziſche Regel, aber ich glaube nicht, daß er mir, wenn ich ſie ausüben wollte, neun Jahr' zu eſſen gäbe.

Im Grunde, warum ſollte ich ſie auch ausüben? Ich habe des Guten ſo viel zu ſchreiben, daß ich nicht lange Federleſens zu machen brauche. So lange mein Herz voll Liebe und der Kopf meiner Nebenmenſchen voll Narrheit iſt, wird es mir nie an Stoff zum Schreiben fehlen. Und mein Herz wird immer lieben, ſo lange es Frauen giebt, erkaltet es für die Eine, ſo erglüht es gleich für die Andere; wie in Frankreich der König nie ſtirbt, ſo ſtirbt auch nie die Königin in meinem Herzen, und da heißt es: la reine est morte, vive la reine! Auf gleiche Weiſe wird auch die Narrheit meiner

Nebenmenſchen nie ausſterben. Denn es giebt nur eine einzige Klugheit und dieſe hat ihre beſtimmten Grenzen; aber es giebt tauſend unermeßliche Narrheiten. Der gelehrte Caſuiſt und Seelſorger Schupp ſagt ſogar: "in der Welt ſind mehr Narren als Menſchen —"

vid. Schuppii lehrreiche Schriften, S. 1121.

Bedenkt man, wo der große Schuppius gewohnt hat, ſo findet man dieſe ſtatiſtiſche Angabe gar nicht übertrieben. Ich befinde mich an demſelben Orte, und kann ſagen, daß mir ordentlich wohl wird, wenn ich bedenke, all dieſe Narren, die ich hier ſehe, kann ich in meinen Schriften gebrauchen, ſie ſind baares Honorar, baares Geld. Ich befinde mich jetzt ſo recht in der Wolle. Der Herr hat mich geſegnet, die Narren ſind dieſes Jahr ganz beſonders gut gerathen, und als guter Wirth conſumire ich nur wenige, ſuche mir die ergiebigſten heraus und bewahre ſie für die Zukunſſt. Man ſieht mich oft auf der Promenade und ſieht mich luſtig und fröhlich. Wie ein reicher Kaufmann, der händereibendvergnügt zwiſchen den Kiſten, Fäſſern und Ballen ſeines Waarenlagers umherwandelt, ſo wandle ich dann unter meinen Leuten. Ihr ſeyd alle die Meinigen! Ihr ſeyd mir alle gleich theuer, und ich liebe Euch, wie Ihr ſelbſt Euer Geld liebt, und das will viel ſagen. Ich mußte herzlich lachen, als ich jüngſt hörte: einer meiner Leute habe ſich beſorglich geäußert, er wiſſe nicht, wovon ich einſt leben würde — und dennoch iſt er ſelbſt ein ſo capitaler Narr, daß ich von ihm allein ſchon leben könnte, wie von einem Capitale. Mancher Narr iſt mir aber nicht bloß baares Geld, ſondern ich habe das baare Geld, das ich aus ihm erſchreiben kann, ſchon zu irgend einem Zwecke beſtimmt. So z. B. für einen gewiſſen, wohlgepolſterten, dicken Millionnarrn werde ich mir einen gewiſſen, wohlgepolſterten Stuhl anſchaffen, den die Franzöſinnen chaise percée nennen. Für ſeine dicke Millionnärrin kaufe ich mir ein Pferd. Sehe ich nun den Dicken — ein Kameel kommt eher in's Himmelreich, als dieſer Mann durch ein Nadelöhr geht — ſehe ich nun dieſen auf der Promenade heranwatſcheln, ſo wird mir wunderlich zu Muthe, obſchon ich ihm ganz unbekannt bin, ſo grüße ich ihn unwillkührlich, und er grüßt wieder ſo herzlich, ſo einladend, daß ich auf der Stelle von ſeiner Güte Gebrauch machen möchte, und doch in Verlegenheit komme wegen der vielen geputzten Menſchen, die juſt vorbeygehn. Seine Frau Gemahlin iſt gar keine üble Frau — ſie hat zwar nur ein einziges Auge, aber es iſt dafür deſto grüner, ihre Naſe iſt wie der Thurm, der gen Damaskus ſchaut, ihr Buſen iſt groß wie das Meer, und es flattern darauf allerley Bänder, wie Flaggen der Schiffe, die in dieſen Meerbuſen eingelaufen — man wird ſeekrank ſchon durch den bloßen Anblick — ihr

Nacken iſt gar hübſch und fettgewölbt wie ein — das vergleichende Bild befindet ſich etwas tiefer unten — und an der veilchenblauen Gardine, die dieſes vergleichende Bild bedeckt, haben gewiß tauſend und abermals tauſend Seidenwürmchen ihr ganzes Leben verſponnen. Sie ſehen, Madame, welch ein Roß ich mir anſchaffe! Begegnet mir die Frau auf der Promenade, ſo geht mir ordentlich das Herz auf, es iſt mir, als könnt' ich mich ſchon aufſchwingen, ich ſchwippe mit der Gerte, ich ſchnappe mit den Fingern, ich ſchnalze mit der Zunge, ich mache mit den Beinen allerley Reuterbewegungen — hopp! hopp! — burr! burr! — und die liebe Frau ſieht mich an ſo ſeelenvoll, ſo verſtändnißinnig, ſie wiehert mit dem Auge, ſie ſperrt die Nüſtern, ſie kokettirt mit der Crouppe, ſie kourbettirt, ſetzt ſich plötzlich in einen kurzen Hundetrapp — Und ich ſtehe dann mit gekreuzten Armen, und ſchaue ihr wohlgefällig nach, und überlege, ob ich ſie auf der

Stange reiten ſoll oder auf der Trenſe, ob ich ihr einen engliſchen oder einen polniſchen Sattel geben ſoll — u. ſ. w. — Leute, die mich alsdann ſtehen ſehen, begreifen nicht, was mich bey der Frau ſo ſehr anzieht. Zwiſchentragende Zungen wollten ſchon ihren Herrn Gemahl in Unruhe ſetzen und gaben Winke, als ob ich ſeine Ehehälfte mit den Augen eines Roué betrachte. Aber meine ehrliche, weichlederne chaise percée ſoll geantwortet haben: er halte mich für einen unſchuldigen, ſogar etwas ſchüchternen, jungen Menſchen, der ihn mit einer gewiſſen Genauigkeit anſähe, wie einer, der das Bedürfniß fühlt, ſich näher anzuſchließen, und doch von einer erröthenden Blödigkeit zurückgehalten wird. Mein edles Roß meinte hingegen: ich hätte ein freyes, unbefangenes, chevaleresques Weſen, und meine zuvorgrüßende Höflichkeit bedeute bloß den Wunſch, einmahl von ihnen zu einem Mittagseſſen eingeladen zu werden. —

Sie ſehen, Madame, ich kann alle Menſchen gebrauchen, und der Adreßkalender iſt eigentlich mein Hausinventarium. Ich kann daher auch nie Bankerott werden, denn meine Gläubiger ſelbſt würde ich in Erwerbsquellen verwandeln. Außerdem, wie geſagt, lebe ich wirklich ſehr ökonomiſch, verdammt ökonomiſch. z. B. Während ich dieſes ſchreibe, ſitze ich in einer dunkeln, betrübten Stube auf der Düſterſtraße — aber, ich ertrage es gern, ich könnte ja, wenn ich nur wollte, im ſchönſten Garten ſitzen, eben ſo gut wie meine Freunde und Lieben; ich brauchte nur meine Schnapsklienten zu realiſiren. Dieſe letzteren, Madame, beſtehen aus verdorbenen Friſeuren, heruntergekommenen Kupplern, Speiſewirthen, die ſelbſt nichts mehr zu eſſen haben, lauter Lumpen, die meine Wohnung zu finden wiſſen, und für ein wirkliches Trinkgeld mir die Chronique ſcandaleuſe ihres Stadtviertels erzählen — Madame, Sie wundern ſich, daß ich ſolches Volk nicht ein für allemahl zur Thür hinauswerfe? — Wo denken Sie hin, Madame! Dieſe Leute ſind meine Blumen. Ich beſchreibe ſie einſt in einem ſchönen Buche, für deſſen Honorar ich mir einen Garten kaufe, und mit ihren rothen, gelben, blauen und buntgeſprenkelten Geſichtern erſcheinen ſie mir jetzt ſchon wie Blumen dieſes Gartens. Was kümmert es mich, daß fremde Naſen behaupten, dieſe Blumen röchen nur nach Kümmel, Taback, Käſe und Laſter! meine eigne Naſe, der Schornſtein meines Kopfes, worin die Phantaſie als Kaminfeger auf und ab ſteigt, behauptet das Gegentheil, ſie riecht an jenen Leuten nichts als den Duft von Roſen, Jasminen, Veilchen, Nelken, Violen — O, wie behaglich werde ich einſt des Morgens in meinem Garten ſitzen, und den Geſang der Vögel behorchen, und die Glieder wärmen an der lieben Sonne, und einathmen den friſchen Hauch des Grünen, und durch den Anblick der Blumen mich erinnern an die alten Lumpen!

Vor der Hand ſitze ich aber noch auf der dunklen Düſterſtraße in meinem dunklen Zimmer und begnüge mich in der Mitte deſſelben den größten Obſcuranten des Landes aufzuhängen — “Mais est-ce-que vous verrez plus clair alors?” Augenſcheinlichement, Madame — doch mißverſtehen Sie mich nicht, ich hänge nicht den Mann ſelbſt, ſondern nur die kriſtallne Lampe, die ich für das Honorar, das ich aus ihm erſchreibe, mir anſchaffen werde. Indeſſen, ich glaube, es wäre noch beſſer und es würde plötzlich im ganzen Lande hell werden, wenn man die Obſcuranten in Natura aufhinge. Kann man aber die Leute nicht hängen, ſo muß man ſie brandmarken. Ich ſpreche wieder figürlich, ich brandmarke in effigie. Freylich, Herr v. Weiß — er iſt weiß und unbeſcholten wie eine Lilie — hat ſich weiß machen laſſen, ich hätte in Berlin erzählt, Er ſey wirklich gebrandmarkt; der Narr ließ ſich deßhalb von der Obrigkeit beſehen und ſchriftlich geben, daß ſeinem

Rücken kein Wappen aufgedruckt ſey, dieſes negative Wappenzeugniß betrachtete er wie ein Diplom, das ihm Einlaß in die beſte Geſellſchaft verſchaffen müſſe, und wunderte ſich, als man ihn dennoch hinauswarf, und kreiſcht jetzt Mord und Zeter über mich armen Menſchen, und will mich, mit einer geladenen Piſtole, wo er mich findet, todtſchießen — Und was glauben Sie wohl, Madame, was ich dagegen thue? Madame, für dieſen Narrn, d. h. für das Honorar, das ich aus ihm herausſchreiben werde, kaufe ich mir ein gutes Faß Rüdesheimer Rheinwein. Ich erwähne dieſes, damit Sie nicht glauben, es ſey Schadenfreude, daß ich ſo luſtig ausſehe, wenn mir Herr v. Weiß auf der Straße begegnet. Wahrhaftig, Madame, ich ſehe in ihm nur meinen lieben Rüdesheimer, ſobald ich ihn erblicke, wird mir wonnig und angenehm zu Muthe, und ich trällere unwillkührlich: „am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben —“ „Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön —“ „O weiße

Dame — —" Mein Rüdesheimer ſchaut alsdann ſehr ſauer, und man ſollte glauben, er beſtände nur aus Gift und Galle — Aber, ich verſichere Sie, Madame, es iſt ein ächtes Gewächs, findet ſich auch das Beglaubigungswappen nicht eingebrannt, ſo weiß doch der Kenner es zu würdigen, ich werde dieſes Fäßchen gar freudig anzapfen, und wenn es allzubedrohlich gährt und auf eine gefährliche Art zerſpringen will, ſo ſoll es von Amtswegen mit einigen eiſernen Reifen geſichert werden.

Sie ſehen alſo, Madame, für mich brauchen Sie nichts zu beſorgen. Ich kann alles ruhig anſehn in dieſer Welt. Der Herr hat mich geſegnet mit irdiſchen Gütern, und wenn er mir auch den Wein nicht ganz bequem in den Keller geliefert hat, ſo erlaubt er mir doch in ſeinem Weinberge zu arbeiten, ich brauche nur die Trauben zu leſen, zu keltern, zu preſſen, zu ...ütten, und ich habe dann die klare Gottesgabe; und wenn mir auch nicht die Narren gebraten in's Maul fliegen, ſondern mir gewöhnlich roh und abgeſchmackt entgegenlaufen, ſo weiß ich ſie doch ſo lange am Spieße herumzudrehen, zu ſchmoren, zu pfeffern, bis ſie mürbe und genießbar werden. Sie ſollen Ihre Freude haben, Madame, wenn ich mal meine große Fete gebe. Madame, Sie ſollen meine Küche loben. Sie ſollen geſtehen, daß ich meine Satrapen eben ſo pompöſe bewirthen kann, wie einſt der große Ahasveros, der da König war, von Indien bis zu den Mohren, über hundert und ſieben und zwanzig Provinzen. Ganze Hekatomben von Narren werde ich einſchlachten. Jener große Philoſchnaps, der, wie einſt Jupiter, in der Geſtalt eines Ochſen, um den Beyfall Europa's buhlt, liefert den Ochſenbraten; ein trauriger Trauerſpieldichter, der auf den Brettern, die ein traurig perſiſches Reich bedeuteten, uns einen traurigen Alexander gezeigt hat, an deſſen Bildung kein Ariſtoteles Antheil hatte, dieſer liefert meiner Tafel einen ganz vorzüglichen Schweinskopf, wie gewöhnlich ſauerſüßlächelnd mit einer Zitronenſcheibe im Maul, und von der kunſtverſtändigen Köchin mit Lorbeer-Blättern bedeckt; der Sänger der Korallenlippen, Schwanenhälſe, hüpfenden Schneehügelchen, Dingelchen, Mädchen, Mimilichen, Küßchen und Aſſeſſorchen, nämlich H. Clauren, oder wie ihn auf der Friedrichſtraße die frommen Bernhardinerinnen nennen, "Vater Clauren! unſer Clauren!" dieſer Aechte liefert mir all jene Gerichte, die er in ſeinen jährlichen Taſchenbordellchen mit der Phantaſie einer näſcheriſchen Küchenjungfer, ſo jettlich zu beſchreiben weiß, und er giebt uns noch ein ganz beſonderes Extra-Schüſſelchen mit einem Zellery-Gemüschen, "wonach einem das Herzchen vor Liebe puppert;" eine kluge, dürre Hofdame, wovon nur der Kopf genießbar iſt, liefert uns ein analoges Gericht, nämlich Spargel; und es wird kein Mangel ſeyn an göttinger Wurſt, hamburger Rauchfleiſch, pommerſchen Gänſebrüſten, Ochſenzungen, gedämpftem Kalbshirn, Rindsmaul, Stockfiſch, und allerley Sorten Gelee, berliner Pfannkuchen, wiener Torte, Confitüren —

Madame, ich habe mir ſchon in Gedanken den Magen überladen! Der Henker hole ſolche Schlemmerey! Ich kann nicht viel vertragen. Meine Verdauung iſt ſchlecht. Der Schweinskopf wirkt auf mich wie auf das übrige deutſche Publicum — ich muß einen Willibald Alexis-Salat darauf eſſen, der reinigt — O! der unſelige Schweinskopf mit der noch unſeligeren Sauce, die weder griechiſch noch perſiſch, ſondern wie Thee mit grüner Seife ſchmeckt; — Ruft mir meinen dicken Millionnarrn!

Capitel XV.

Madame, ich bemerke eine leichte Wolke des Unmuths auf Ihrer ſchönen Stirne, und Sie ſcheinen zu fragen: ob es nicht Unrecht ſey, daß ich die Narren ſolchermaßen zurichte, an den Spieß ſtecke, zerhacke, ſpicke, und viele ſogar hinſchlachte, die ich unverzehrt liegen laſſen muß, und die nun den ſcharfen Schnäbeln der Spaßvögel zum Raube dienen, während die Wittwen und Waiſen heulen und jammern —

Madame, c'est la guerre! Ich will Ihnen jetzt das ganze Räthſel löſen: Ich ſelbſt bin zwar keiner von den Vernünftigen, aber ich habe mich zu dieſer Parthey geſchlagen, und ſeit 5588 Jahren führen wir Krieg mit den Narren. Die Narren glauben ſich von uns beeinträchtigt, indem ſie behaupten: es gäbe in der Welt nur eine beſtimmte Doſis Vernunft, dieſe ganze Doſis hätten nun die Vernünftigen, Gott weiß wie! uſurpirt, und es ſey himmelſchreyend, wie oft ein einziger Menſch ſo viel Vernunft an ſich geriſſen habe, daß ſeine Mitbürger und das ganze Land rund um ihn her ganz obſcur geworden. Dies iſt die geheime Urſache des Krieges, und es iſt ein wahrer Vertilgungskrieg. Die Vernünftigen zeigen ſich, wie gewöhnlich, als die ruhigſten, mäßigſten und vernünftigſten, ſie ſitzen feſtverſchanzt in ihren altariſtoteliſchen Werken, haben viel Geſchütz, haben auch Munition genug, denn ſie haben ja ſelbſt das Pulver erfunden, und dann und wann werfen ſie wohlbewieſene Bomben unter ihre Feinde. Aber leider ſind dieſe letztern allzuzahlreich, und ihr Geſchrey iſt groß, und täglich verüben ſie Gräuel; wie denn wirklich jede Dummheit dem Vernünftigen ein Gräuel iſt. Ihre Kriegsliſten ſind oft von ſehr ſchlauer Art. Einige Häuptlinge der großen Armee hüten ſich wohl die geheime Urſache des Krieges einzugeſtehen. Sie haben gehört, ein bekannter, falſcher Mann, der es in der Falſchheit ſo weit gebracht hatte, daß er am Ende ſogar falſche Memoiren ſchrieb, nämlich Fouché, habe mahl geäußert: les paroles sont faites pour cacher nos pensées; und nun machen ſie viel Worte, um zu verbergen, daß ſie überhaupt keine Gedanken haben, und halten lange Reden und ſchreiben dicke Bücher, und wenn man ſie hört, ſo preiſen ſie die alleinſeligmachende Quelle der Gedanken, nämlich die Vernunft, und wenn man ſie ſieht, ſo treiben ſie Mathematik, Logik, Statiſtik, Maſchinen-Verbeſſerung, Bürgerſinn, Stallfütterung u. ſ. w. — und wie der Affe um ſo lächerlicher wird, je mehr er ſich dem Menſchen ähnlich zeigt, ſo werden auch jene Narren deſto lächerlicher, je vernünftiger ſie ſich gebehrden. Andre Häuptlinge der großen Armee ſind offenherziger, und geſtehen, daß ihr Vernunfttheil ſehr gering ausgefallen, daß ſie vielleicht gar nichts von der Vernunft abbekommen; indeſſen können ſie nicht umhin zu verſichern, die Vernunft ſey ſehr ſauer und im Grunde von geringem Werthe. Dies mag vielleicht wahr ſeyn, aber unglücklichermaßen haben ſie nicht mahl ſo viel Vernunft als dazu gehört, es zu beweiſen. Sie greifen daher zu allerley Aushülfe, ſie entdecken neue Kräfte in ſich, erklären, daß ſolche eben ſo wirkſam ſeyen wie die Vernunft, ja in gewiſſen Nothfällen noch wirkſamer, z. B. das Gemüth, der Glauben, die Inſpiration u. ſ. w., und mit dieſem Vernunftſurrogat, mit dieſer Runkelrübenvernunft, tröſten ſie ſich. Mich Armen haſſen ſie aber ganz beſonders, indem ſie behaupten: ich ſey von

Haus aus einer der Ihrigen, ich ſey ein Abtrünniger, ein Ueberläufer, der die heiligſten Bande zerriſſen, ich ſey jetzt ſogar ein Spion, der heimlich auskundſchafte, was ſie, die Narren, zuſammentreiben, um ſie nachher dem Gelächter ſeiner neuen Genoſſen Preis zu geben, und ich ſey ſo dumm, nicht mal einzuſehen, daß dieſe zu gleicher Zeit über mich ſelbſt lachen und mich nimmermehr für ihres Gleichen halten — Und da haben die Narren vollkommen Recht.

Es iſt wahr, jene halten mich nicht für ihres Gleichen und mir gilt oft ihr heimliches Gekicher. Ich weiß es ſehr gut, aber ich laß mir nichts merken. Mein Herz blutet dann innerlich, und wenn ich allein bin, fließen drob meine Thränen. Ich weiß es ſehr gut, meine Stellung iſt unnatürlich; alles, was ich thue, iſt den Vernünftigen eine Thorheit und den Narren ein Gräuel. Sie haſſen mich und ich fühle die Wahrheit des Spruches: "Stein iſt ſchwer und Sand iſt Laſt, aber der Narren Zorn iſt ſchwerer denn die beyde." Und ſie haſſen mich nicht mit Unrecht. Es iſt vollkommen wahr, ich habe die heiligſten Bande zerriſſen, von Gott- und Rechtswegen hätte ich unter den Narren leben und ſterben müſſen. Und ach! ich hätte es unter dieſen Leuten ſo gut gehabt! Sie würden mich, wenn ich umkehren wollte, noch immer mit offnen Armen empfangen. Sie würden mir an den Augen abſehen, was ſie mir nur irgend Liebes erweiſen könnten. Sie würden mich alle Tage zu Tiſche laden und des Abends mitnehmen in ihre Theegeſellſchaften und Clubs, und ich könnte mit ihnen Whiſt ſpielen, Tabak rauchen, politiſiren, und wenn ich dabey gähnte, hieße es hinter meinem Rücken: "welch ſchönes Gemüth! eine Seele voll Glauben!" — erlauben Sie mir, Madame, daß ich eine Thräne der Rührung weihe — ach! und ich würde Punſch mit ihnen trinken, bis die rechte Inſpiration käme, und dann brächten ſie mich in einer Portechaiſe wieder nach Hauſe, ängſtlich beſorgt, daß ich mich nicht erkälte, und der Eine reichte mir ſchnell die Pantoffeln, der Andre den ſeidnen Schlafrock, der Dritte die weiße Nachtmütze, und ſie machten mich dann zum Profeſſor extraordinarius, oder zum Präſidenten einer Bekehrungsgeſellſchaft, oder zum Oberkalkulator, oder zum Direktor von römiſchen Ausgrabungen; — denn ich wäre ſo recht ein Mann, den man in allen Fächern gebrauchen könnte, ſintemal ich die lateiniſchen Deklinationen ſehr gut von den Conjugationen unterſcheiden kann, und nicht ſo leicht wie andre Leute einen preußiſchen Poſtillionsſtiefel für eine etruſciſche Vaſe anſehe. Mein Gemüth, mein Glauben, meine Inſpiration könnten noch außerdem in den Betſtunden viel Gutes wirken, nämlich für mich; nun gar mein ausgezeichnet poetiſches Talent würde mir gute Dienſte leiſten bey hohen Geburtstagen und Vermählungen, und es wär' gar nicht übel, wenn ich, in einem großen Nationalepos, all jene Helden besänge, wovon wir ganz beſtimmt wiſſen, daß aus ihren verweſ'ten Leichnamen Würmer gekrochen ſind, die ſich für ihre Nachkommen ausgeben.

Manche Leute, die keine geborene Narren und einſt mit Vernunft begabt geweſen, ſind ſolcher Vortheile wegen zu den Narren übergegangen, leben bey ihnen ein wahres Schlaraffenleben, die Thorheiten, die ihnen anfänglich noch immer einige Ueberwindung gekoſtet, ſind ihnen jetzt ſchon zur zweyten Natur geworden, ja ſie ſind nicht mehr als Heuchler, ſondern als wahre Gläubige zu betrachten. Einer derſelben, in deſſen Kopf noch keine gänzliche Sonnenfinſterniß eingetreten, liebt mich ſehr, und jüngſthin, als ich bey ihm allein war, verſchloß er die Thüre und ſprach zu mir mit ernſter Stimme: "O Thor, der du den Weiſen ſpielſt und dennoch nicht ſo viel Verſtand haſt wie ein Rekrut im Mutterleibe! weißt du denn nicht, daß die Großen des Landes nur denjenigen erhöhen, der ſich ſelbſt erniedrigt und ihr Blut für beſſer rühmt als das ſeinige. Und nun gar verdirbſt du es mit den Frommen des Landes! Iſt es denn ſo überaus ſchwer, die gnadenſeligen Augen zu verdrehen, die gläubigverſchränkten Hände in die Rockärmel zu vermuffen, das Haupt wie ein Lamm Gottes herabhängen zu laſſen, und auswendiggelernte Bibelſprüche zu wiſpern! Glaub' mir, keine Hocherlauchte wird dich für deine Gottloſigkeit bezahlen, die Männer der Liebe werden dich haſſen, verläumden und verfolgen, und du machſt keine Carriere weder im Himmel noch auf Erden!"

Ach! das iſt alles wahr! Aber ich hab' nun mahl dieſe unglückliche Paſſion für die Vernunft! Ich liebe ſie, obgleich ſie mich nicht mit Gegenliebe beglückt. Ich gebe ihr Alles und ſie gewährt mir nichts. Ich kann nicht von ihr laſſen. Und wie einſt der jüdiſche König Salomon im Hohenliede die chriſtliche Kirche beſungen, und zwar unter dem Bilde eines ſchwarzen, liebeglühenden Mädchens, damit ſeine Juden nichts merkten; ſo habe ich in unzähligen Liedern juſt das Gegentheil, nämlich die Vernunft, beſungen, und zwar unter dem Bilde einer weißen, kalten Jungfrau, die mich anzieht und abſtößt, mir bald lächelt, bald zürnt, und mir endlich gar den Rücken kehrt. Dieſes Geheimniß meiner unglücklichen Liebe, das ich niemanden offenbare, giebt Ihnen, Madame, einen Maaßſtab zur Würdigung meiner Narrheit, Sie ſehen daraus, daß ſolche von außerordentlicher Art iſt, und großartig hervorragt über das gewöhnlich närriſche Treiben der Menſchen. Leſen Sie meinen Ratcliff, meinen Almanſor, mein lyriſches Intermezzo — Vernunft! Vernunft! nichts als Vernunft! — und Sie erſchrecken ob der Höhe meiner Narrheit.

Mit den Worten Agurs, des Sohnes Jake, kann ich ſagen: “Ich bin der Allernärriſchſte und Menſchenverſtand iſt nicht bey mir.” Hoch in die Lüfte hebt ſich der Eichwald, hoch über den Eichwald ſchwingt ſich der Adler, hoch über dem Adler ziehen die Wolken, hoch über den Wolken blitzen die Sterne — Madame, wird Ihnen das nicht zu hoch? eh bien — hoch über den Sternen ſchweben die Engel, hoch über den Engeln ragt — nein, Madame, höher kann es meine Narrheit nicht bringen. Sie bringt es hoch genug! Ihr ſchwindelt vor ihrer eigenen Erhabenheit. Sie macht mich zum Rieſen mit Siebenmeilenſtiefeln. Mir iſt des Mittags zu Muthe, als könnte ich alle Elephanten Hindoſtan's aufeſſen und mir mit dem ſtraßburger Münſter die Zähne ſtochern; des Abends werde ich ſo ſentimental, daß ich die Milchſtraße des Himmels ausſaufen möchte, ohne zu bedenken, daß einem die kleinen Fixſterne ſehr unverdaulich im Magen liegen bleiben; und des Nachts geht der Spektakel erſt recht los, in meinem Kopf giebt's dann einen Congreß von allen Völkern der Gegenwart und Vergangenheit, es kammen die Aſſyrer, Egypter, Meder, Perſer, Hebräer, Philiſter, Frankfurter, Babilonier, Karthager, Berliner, Römer, Spartaner, Türken, Kümmeltürken — Madame, es wäre zu weitläuftig, wenn ich Ihnen all dieſe Völker beſchreiben wollte, leſen Sie nur den Herodot, den Livius, die Haude und Spenerſche Zeitung, den Curtius, den Cornelius Nepos, den Geſellſchafter — Ich will unterdeſſen frühſtücken, es will heute morgen mit dem Schreiben nicht mehr ſo luſtig fortgehn, ich merke, der liebe Gott läßt mich in Stich — Madame, ich fürchte ſogar, Sie haben es früher bemerkt als ich — ja, ich merke, die rechte Gotteshülfe iſt heute noch gar nicht da geweſen, — Madame, ich will ein neues Capitel anfangen, und Ihnen erzählen, wie ich nach dem Tode Le Grand's in Godesberg ankam.

Capitel XVI.

Als ich zu Godesberg ankam, ſetzte ich mich wieder zu den Füßen meiner ſchönen Freundin, — und neben mir legte ſich ihr brauner Dachshund — und wir beyde ſahen hinauf in ihr Auge.

Heiliger Gott! in dieſem Auge lag alle Herrlichkeit der Erde und ein ganzer Himmel obendrein. Vor Seligkeit hätte ich ſterben können, während ich in jenes Auge blickte, und ſtarb ich in ſolchem Augenblicke, ſo flog meine Seele direckt in jenes Auge. O, ich kann jenes Auge nicht beſchreiben! Ich will mir einen Poeten, der vor Liebe verrückt worden iſt, aus dem Tollhauſe kommen laſſen, damit er aus dem Abgrund des Wahnſinns ein Bild heraufhole, womit ich jenes Auge vergleiche — Unter uns geſagt, ich wäre wohl ſebſt verrückt genug, daß ich zu einem ſolchen Geſchäfte keines Gehülfen bedürfte. God d—n! ſagte mal ein Engländer, wenn Sie einen ſo recht ruhig von oben bis unten betrachtet, ſo ſchmelzen einem die kupfernen Knöpfe des Fracks und das Herz obendrein. F—e! ſagte ein Franzoſe, Sie hat Augen vom größten Kaliber, und wenn ſo ein dreyzigpfünder Blick herausſchießt, krach! ſo iſt man verliebt. Da war ein rothköpfiger Advokat aus Mainz, der ſagte: ihre Augen ſähen aus wie zwey Taſſen ſchwarzen Kaffee — Er wollte etwas ſehr Süßes ſagen, denn er warf immer unmenſchlich viel Zucker in ſeinen Kaffee — Schlechte Vergleiche — Ich und der braune Dachshund lagen ſtill zu den Füßen der ſchönen Frau, und ſchauten und horchten. Sie ſaß neben einem alten, eisgrauen Soldaten, einer ritterlichen Geſtalt mit Quernarben auf der gefurchten Stirne. Sie ſprachen beide von den ſieben Bergen, die das ſchöne Abendroth beſtrahlte, und von dem blauen Rhein, der unfern, groß und ruhig, vorbeyfluthete — Was kümmerte uns das Siebengebirge, und das Abendroth und der blaue Rhein, und die ſegelweißen Kähne, die darauf ſchwammen, und die Muſik, die aus einem Kahne erſcholl, und der Schafskopf von Student, der darin ſo ſchmelzend und lieblich ſang — ich und der braune Dachs, wir ſchauten in das Auge der Freundin und betrachteten ihr Antlitz, das aus den ſchwarzen Flechten und Locken, wie der Mond aus dunkeln Wolken, roſigbleich hervorglänzte — Es waren hohe, griechiſche Geſichtszüge, kühngewölbte Lippen, umſpielt von Wehmuth, Seligkeit und kindiſcher Laune, und wenn ſie ſprach, ſo wurden die Worte etwas tief, faſt ſeufzend angehaucht und dennoch ungeduldig raſch hervorgeſtoßen — und wenn ſie ſprach, und die Rede, wie ein warmer heiterer Blumenregen aus dem ſchönen Munde herniederflockte — O! dann legte ſich das Abendroth über meine Seele, es zogen hindurch mit klingendem Spiel die Erinnerungen der Kindheit, vor allem aber, wie Glöcklein, erklang in mir die Stimme der kleinen Veronika — und ich ergriff die ſchöne Hand der Freundin, und drückte ſie an meine Augen, bis das Klingen in meiner Seele vorüber war — und dann ſprang ich auf und lachte, und der Dachs bellte, und die Stirne des alten Generals furchte ſich ernſter, und ich ſetzte mich wieder und ergriff wieder die ſchöne Hand und küßte ſie und erzählte und ſprach von der kleinen Veronika.

Capitel XVII.

Madame, Sie wünſchen, daß ich erzähle, wie die kleine Veronika ausgeſehen hat. Aber ich will nicht. Sie, Madame, können nicht gezwungen werden, weiter zu leſen, als Sie wollen, und ich habe wiederum das Recht, daß ich nur dasjenige zu ſchreiben brauche, was ich will. Ich will aber jetzt erzählen, wie die ſchöne Hand ausſah, die ich im vorigen Capitel geküßt habe.

Zuvörderſt muß ich eingeſtehen: — ich war nicht werth, dieſe Hand zu küſſen. Es war eine ſchöne Hand, ſo zart, durchſichtig, glänzend, ſüß, duftig, ſanft, lieblich — wahrhaftig, ich muß nach der Apotheke ſchicken, und mir für zwölf Groſchen Beywörter kommen laſſen.

Auf dem Mittelfinger ſaß ein Ring mit einer Perle — ich ſah nie eine Perle, die eine kläglichere Rolle ſpielte — auf dem Goldfinger trug ſie einen Ring mit einer blauen Antike — ich habe Stunden lang Archäologie daran ſtudirt — auf dem Zeigefinger trug ſie einen Diamant — es war ein Talisman, ſo lange ich ihn ſah, war ich glücklich, denn wo er war, war ja auch der Finger, nebſt ſeinen vier Collegen — und mit allen fünf Fingern ſchlug ſie mir oft auf den Mund. Seitdem ich ſolchermaßen manupolirt worden, glaube ich ſteif und feſt an den Magnetismus. Aber ſie ſchlug nicht hart, und wenn ſie ſchlug, hatte ich es immer verdient durch irgend eine gottloſe Redensart, und wenn ſie mich geſchlagen hatte, ſo bereuete ſie es gleich und nahm einen Kuchen, brach ihn entzwey, und gab mir die eine und dem braunen Dachſe die andere Hälfte, und lächelte dann und ſprach: "Ihr beide habt keine Religion und werdet nicht ſelig, und man muß Euch auf dieſer Welt mit Kuchen füttern, da für Euch im Himmel kein Tiſch gedeckt wird." So halb und halb hatte ſie Recht, ich war damals ſehr irreligiös und las den Thomas Paine, das Système de la nature, den weſtphäliſchen Anzeiger und den Schleiermacher, und ließ mir den Bart und den Verſtand wachſen, und wollte unter die Rationaliſten gehen. Aber wenn mir die ſchöne Hand über die Stirne fuhr, blieb mir der Verſtand ſtehen, und ſüßes Träumen erfüllte mich, und ich glaubte wieder fromme Marienliedchen zu hören, und ich dachte an die kleine Veronika.

Madame, Sie können ſich kaum vorſtellen, wie hübſch die kleine Voronika ausſah, als ſie in dem kleinen Särglein lag. Die brennenden Kerzen, die rund umher ſtanden, warfen ihren Schimmer auf das bleiche, lächelnde Geſichtchen, und auf die rothſeidenen Röschen und rauſchenden Goldflitterchen, womit das Köpfchen und das weiße Todtenhemdchen verziert war — die fromme Urſula hatte mich Abends in das ſtille Zimmer geführt, und als ich die kleine Leiche, mit den Lichtern und Blumen, auf dem Tiſche ausgeſtellt ſah, glaubte ich Anfangs, es ſey ein hübſches Heiligenbildchen von Wachs; doch bald erkannte ich das liebe Antlitz, und frug lachend: warum die kleine Veronika ſo ſtill ſey? und die Urſula ſagte: das thut der Tod.

Und als ſie ſagte: das thut der Tod — Doch ich will heute dieſe Geſchichte nicht erzählen, ſie würde ſich zu ſehr in die Länge ziehen, ich müßte auch vorher von der lahmen Elſter ſprechen, die auf dem Schloßplatz herumhinkte und dreyhundert Jahr' alt war, und ich könnte ordentlich melancholiſch werden — Ich bekomme plötzlich Luſt, eine andere Geſchichte zu erzählen, und die iſt luſtig, und paßt auch an dieſen Ort, denn es iſt die eigentliche Geſchichte, die in dieſem Buche vorgetragen werden ſollte.

Capitel XVIII.

In der Bruſt des Ritters war nichts als Nacht und Schmerz. Die Dolchſtiche der Verläumdung hatten ihn gut getroffen, und wie er dahinging über den Sanct Marcusplatz, war ihm zu Muthe, als wollte ſein Herz brechen und verbluten. Seine Füße ſchwankten vor Müdigkeit — das edle Wild war den ganzen Tag gehetzt worden, und es war ein heißer Sommertag — der Schweiß lag auf ſeiner Stirne, und als er in die Gondel ſtieg, ſeufzte er tief. Er ſaß gedankenlos in dem ſchwarzen Gondelzimmer, gedankenlos ſchaukelten ihn die weichen Wellen, und trugen ihn den wohlbekannten Weg hinein in die Brenta — und als er vor dem wohlbekannten Pallaſte ausſtieg, hörte er: Signora Laura ſey im Garten.

Sie ſtand, gelehnt an die Statue des Laokoon, neben dem rothen Roſenbaum, am Ende der Terraſſe, unfern von den Trauerweiden, die ſich wehmüthig herabbeugen über den vorbeyziehenden Fluß. Da ſtand ſie lächelnd, ein weiches Bild der Liebe, umduftet von Roſen. Er aber erwachte, wie aus einem ſchwarzen Traume, und war plötzlich wie umgewandelt in Milde und Sehnſucht. "Signora Laura!" — ſprach er — "ich bin elend und bedrängt von Haß und Noth und Lüge" — und dann ſtockte er, und ſtammelte: — "aber ich liebe Euch" — und dann ſchoß eine freudige Thräne in ſein Auge, und mit feuchten Augen und flammenden Lippen rief er: — "ſey mein Mädchen, und liebe mich!"

Es liegt ein geheimnißdunkler Schleyer über dieſer Stunde, kein Sterblicher weiß, was Signora Laura geantwortet hat, und wenn man ihren guten Engel im Himmel darob befragt, ſo verhüllt er ſich und ſeufzt und ſchweigt.

Einſam ſtand der Ritter noch lange bey der Statue des Laokoon, ſein Antlitz war eben ſo verzerrt und weiß, bewußtlos entblätterte er alle Roſen des Roſenbaums, er zerknickte ſogar die jungen Knospen — der Baum hat nie wieder Blüthen getragen — in der Ferne klagte eine wahnſinnige Nachtigall, die Trauerweiden flüſterten ängſtlich, dumpf murmelten die kühlen Wellen der Brenta, die Nacht kam heraufgeſtiegen mit ihrem Mond und ihren Sternen — ein ſchöner Stern, der ſchönſte von allen, fiel vom Himmel herab.

Capitel XIX.

Vous pleurez, Madame?

O, mögen die Augen, die jetzt ſo ſchöne Thränen vergießen, noch lange die Welt mit ihren Strahlen erleuchten, und eine warme, liebe Hand möge ſie einſt zudrücken in der Stunde des Todes! Ein weiches Sterbekiſſen, Madame, iſt auch eine gute Sache in der Stunde des Todes, und möge Ihnen alsdann nicht fehlen; und wenn das ſchöne, müde Haupt darauf niederſinkt und die ſchwarzen Locken herabwallen über das verbleichende Antlitz: O, dann möge Ihnen Gott die Thränen vergelten, die für mich gefloſſen ſind — denn ich bin ſelber der Ritter, für den Sie geweint haben, ich bin ſelber jener irrende Ritter der Liebe, der Ritter vom gefallenen Stern.

Vous pleurez, Madame?

O, ich kenne dieſe Thränen! Wozu ſoll die längere Verſtellung? Sie, Madame, ſind ja ſelbſt die ſchöne Frau, die ſchon in Godesberg ſo lieblich geweint hat, als ich das trübe Mährchen meines Lebens erzählte — Wie Perlen über Roſen, rollten die ſchönen Thränen über die ſchönen Wangen — der Dachs ſchwieg, das Abendgeläute von Königswinter verhallte, der Rhein murmelte leiſer, die Nacht bedeckte die Erde mit ihrem ſchwarzen Mantel, und ich ſaß zu Ihren Füßen, Madame, und ſah in die Höhe, in den geſtirnten Himmel — Im Anfang hielt ich Ihre Augen ebenfalls für zwey

Sterne — Aber wie kann man ſolche ſchöne Augen mit Sternen verwechſeln? Dieſe kalten Lichter des Himmels können nicht weinen über das Elend eines Menſchen, der ſo elend iſt, daß er nicht mehr weinen kann.

Und ich hatte noch beſondere Gründe, dieſe Augen nicht zu verkennen — in dieſen Augen wohnte die Seele der kleinen Veronika.

Ich habe nachgerechnet, Madame, Sie ſind geboren juſt an dem Tage, als die kleine Veronika ſtarb. Die Johanna in Andernacht hatte mir vorausgeſagt, daß ich in Godesberg die kleine Veronika wiederfinden würde — Und ich habe Sie gleich wieder erkannt — Das war ein ſchlechter Einfall, Madame, daß Sie damals ſtarben, als die hübſchen Spiele erſt recht losgehen ſollten. Seit die fromme Urſula mir geſagt, “das thut der Tod,” ging ich allein und ernſthaft in der großen Gemäldegallerie umher, die Bilder wollten mir nicht mehr ſo gut gefallen wie ſonſt, ſie ſchienen mir plötzlich verblichen zu ſeyn, nur ein einziges hatte Farbe und Glanz behalten — Sie wiſſen, Madame, welches Stück ich meyne —:

Es iſt der Sultan und die Sultanin von Delhi.

Erinnern Sie ſich, Madame, wie wir oft Stunden lang davorſtanden, und die fromme Urſula ſo wunderlich ſchmunzelte, wenn es den Leuten auffiel, daß die Geſichter auf jenem Bilde mit den unſrigen ſo viele Aehnlichkeit hatten? Madame, ich finde, daß Sie auf jenem Bilde recht gut getroffen waren, und es iſt unbegreiflich, wie der Maler Sie ſogar bis auf die Kleidung darſtellte, die Sie damals getragen. Man ſagt, er ſey wahnſinnig geweſen und habe Ihr Bild geträumt. Oder ſaß ſeine Seele vielleicht in dem großen, heiligen Affen, der Ihnen damals, wie ein Jokey, aufwartete? — in dieſem Falle mußte er ſich wohl des ſilbergrauen Schleyers erinnern, den er einſt mit rothem Wein überſchüttet und verdorben hat — Ich war froh, daß Sie ihn ablegten, er kleidete Sie nicht ſonderlich, wie denn überhaupt die europäiſche Tracht für Frauenzimmer viel kleidſamer iſt, als die indiſche. Freylich, ſchöne Frauen ſind ſchön in jeder Tracht. Erinnern Sie ſich, Madame, daß ein galanter Bramine — er ſah aus wie Ganeſa, der Gott mit dem Elephantenrüſſel, der auf einer Maus reitet — Ihnen einſt das Compliment gemacht hat: die göttliche Maneka, als ſie, aus Indrahs goldner Burg, zum königlichen Büßer Wiswamitra hinabgeſtiegen, ſey gewiß nicht ſchöner geweſen als Sie, Madame!

Sie erinnern ſich deſſen nicht mehr? Es ſind ja kaum 3000 Jahre, ſeitdem Ihnen dieſes geſagt worden, und ſchöne Frauen pflegen ſonſt eine zarte Schmeicheley nicht ſo ſchnell zu vergeſſen.

Indeſſen für Männer iſt die indiſche Tracht weit kleidſamer als die Europäiſche. O, meine roſarothen, lotosgeblümten Pantalons von Delhi! hätte ich Euch getragen, als ich vor Signora Laura ſtand und um Liebe flehete — das vorige Capitel hätte anders gelautet! Aber, ach! ich trug damals ſtrohgelbe Pantalons, die ein nüchterner Chineſe in Nanking gewebt — mein Verderben war hineingewebt — und ich wurde elend.

Oft ſitzt ein junger Menſch in einem kleinen deutſchen Kaffeeſtübchen und trinkt ruhig ſeine Taſſe Kaffee, und unterdeſſen im weiten, fernen China wächſt und blüht ſein Verderben, und wird dort geſponnen und verwebt, und trotz der hohen, chineſiſchen Mauer weiß es ſeinen Weg zu finden zu dem jungen Menſchen, der es für ein paar Nanquinhoſen hält und dieſe arglos anzieht und elend wird — Und, Madame, in der kleinen Bruſt eines Menſchen kann ſich gar viel Elend verſtecken, und ſo gut verſteckt halten, daß der arme Menſch ſelbſt es tagelang nicht fühlt, und guter Dinge iſt, und luſtig tanzt und pfeiſt, und trällert — lalarallala, lalarallala, lalaral — la — la — la.

Capitel XX.

Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte ihn nicht.

(Altes Stück.)

Und wegen dieſer dummen Geſchichte haben Sie ſich todtſchießen wollen? Madame, wenn ein Menſch ſich todtſchießen will, ſo hat er dazu immer hinlängliche Gründe. Darauf können Sie ſich verlaſſen. Aber ob er ſelbſt dieſe Gründe kennt, das iſt die Frage. Bis auf den letzten Augenblick ſpielen wir Comödie mit uns ſelber. Wir maskiren ſogar unſer Elend, und während wir an einer Bruſtwunde ſterben, klagen wir über Zahnweh.

Madame, Sie wiſſen gewiß ein Mittel gegen Zahnweh?

Ich aber hatte Zahnweh im Herzen. Das iſt ein ſchlimmſtes Uebel, und da hilft ſehr gut das Füllen mit Bley und das Zahnpulver, das Barthold Schwarz erfunden hat.

Wie ein Wurm nagte das Elend in meinem Herzen, und nagte — Der arme Chineſe trägt keine Schuld, ich habe dieſes Elend mit mir zur Welt gebracht. Es lag ſchon mit mir in der Wiege, und wenn meine Mutter mich wiegte, ſo wiegte ſie es mit, und wenn ſie mich in den Schlaf ſang, ſo ſchlief es mit mir ein, und es erwachte, ſobald ich wieder die Augen aufſchlug. Als ich größer wurde, wuchs auch das Elend und wurde endlich ganz groß, und zerſprengte mein —

Wir wollen von andern Dingen ſprechen, vom Jungfernkranz, von Maskenbällen, von Luſt und Hochzeitfreude — lalarallala, lalarallala, lalaral — la — la — la. —

Briefe aus Berlin.

I.

1822.

Seltſam! — Wenn ich der Dey von Tunis wäre,
Schlüg' ich, bey ſo zweydeut'gem Vorfall, Lärm.

Kleiſts «Prinz v. Homburg.»

1.

Berlin, den 1. März 1822.

Haben Sie noch nicht Maria von Weber's "Freiſchütz" gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigſtens aus dieſer Oper "das Lied der Brautjungfern" oder "den Jungfernkranz" gehört? Nein? Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Halliſchen- nach dem Oranienburger-Thore, und vom Brandenburgernach dem Königs-Thore, ja ſelbſt, wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpniker-Thore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieſelbe Melodie, das Lied aller Lieder — "den Jungfernkranz."

Wie man in den Göthiſchen Elegien den armen Britten von dem "Marlborough s'en va-t-en guerre" durch alle Länder verfolgt ſieht, ſo werde auch ich von Morgens früh bis ſpät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Luſt und Hochzeitfreude.

Chor:
Schöner, ſchöner, ſchöner, grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrth' und Thymian,
Das wächſt in meinem Garten;
Wie lange bleibt der Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:
Schöner, ſchöner, ſchöner, u. ſ. w.

Bin ich mit noch ſo guter Laune des Morgens aufgeſtanden, ſo wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn ſchon früh die Schuljugend, den "Jungfernkranz" zwitſchernd, meinem Fenſter vorbeyzieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin ſteht auf mit ihrem "Jungfernkranz." Ich höre meinen Barbier "den Jungfernkranz" die Treppe heraufſingen. Die kleine Wäſcherin kommt "mit Lavendel, Myrth' und Thymian." So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hauſe und werfe mich mit meinem Aerger in eine

Droſchke. Gut, daß ich durch das Rädergeraſſel nicht ſingen höre. Bey ***ll ſteig' ich ab. Iſt's Fräulein zu ſprechen? Der Diener läuft. Ja. Die Thüre fliegt auf. Die Holde ſitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem ſüßen:

"Wo bleibt der ſchmucke Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten." —

Sie ſingen wie ein Engel! ruf' ich mit krampfhafter Freundlichkeit. "Ich will noch einmal von vorne anfangen", liſpelt die Gütige, und ſie windet wieder ihren Jungfernkranz, und windet, und windet, bis ich ſelbſt vor unſäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangſt ausrufe: "Hilf Samiel!"

Sie müſſen wiſſen, ſo heißt der böſe Feind im Freiſchützen; der Jäger Kaspar, der ſich ihm ergeben hat, ruft in jeder Noth: "Hilf Samiel;" es wurde hier Mode, in komiſcher Bedrängniß dieſen Ausruf zu gebrauchen, und Bouchér, der ſich den Sokrates der Violiniſten nennt, hat einſt ſogar im Concerte, als ihm eine Violinſaite ſprang, laut ausgerufen: Hilf Samiel!

Und Samiel hilft. Die beſtürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Geſange, und liſpelt: Was fehlt Ihnen? "Es iſt pures Entzücken" ächze ich mit forcirtem Lächeln. Sie ſind krank, liſpelte ſie, gehen Sie nach dem Thiergarten, genießen ſie das ſchöne Wetter und beſchauen ſie die ſchöne Welt. Ich greife nach Hut und Stock, küſſe der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen ſchmachtenden Paſſionsblick zu, ſtürze zur Thür hinaus, ſteige wieder in die erſte beſte Droſchke, und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich ſteige aus und laufe hinein in den Thiergarten.

Ich rathe Ihnen, wenn Sie hierher kommen, ſo verſäumen Sie nicht, an ſolchen ſchönen Vorfrühlingstagen, um dieſe Zeit, um halb eins, in den Thiergarten zu gehen. Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unſerer ſeligen Louiſe von den Einwohnerinnen des Thiergartens ein kleines, einfaches Monument geſetzt iſt. Dort pflegt unſer König oft ſpatzieren zu gehen. Es iſt eine ſchöne, edle, ehrfurchtgebietende Geſtalt, die allen äußeren Prunk verſchmäht. Er trägt faſt immer einen ſcheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weiß gemacht: der König müſſe ſich oft mit dieſer Kleidung etwas behelfen, weil ſein Garderobemeiſter außer Landes wohnt und nur ſelten nach Berlin kömmt. Die ſchönen Königskinder ſieht man ebenfalls zu dieſer Zeit im Thiergarten, ſo wie auch den ganzen Hof und die allernobelſte Nobleſſe. Die fremdartigen Geſichter ſind Familien auswärtiger Geſandten. Ein oder zwey Livreebediente folgen den edeln Damen in einiger Entfernung. Officiere auf den ſchönſten Pferden galoppiren vorbey. Ich habe ſelten ſchönere Pferde geſehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reutergeſtalten. Die Prinzen unſeres Hauſes ſind darunter. Welch ein ſchönes, kräftiges Fürſtengeſchlecht! An dieſem Stamme iſt kein mißgeſtalteter, verwahrloſ'ter Aſt. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edeln Geſichtern, reiten dort die zwey ältern Königsſöhne vorbey. Jene ſchöne, jugendliche Geſtalt, mit frommen Geſichtszügen und liebeklaren Augen, iſt der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende, majeſtätiſche Frauenbild, das, mit einem buntglänzenden Gefolge, auf hohem Roſſe vorbeyfliegt, das iſt unſre — Alexandrine. Im braunen, feſtanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht ſie jenen ritterlichen Frauengeſtalten, die uns aus dem Zauberſpiegel alter Mährchen ſo lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entſcheiden können, ob ſie Heiligenbilder ſind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieſer reinen Züge hat mich beſſer gemacht; andächtige Gefühle durchſchauern mich, ich höre Engelſtimmen, unſichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele ſteigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich ſchnarrende Harfenſaiten, und eine Alteweiberſtimme quäkt: "Wir winden dir den Jungfernkranz u. ſ. w."

Und nun den ganzen Tag verläßt mich nicht das vermaledeite Lied. Die ſchönſten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bey Tiſch ſitze, wird es mir vom Sänger Heinſius als Deſſert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit "veilchenblauer Seide" gewürgt. Dort wird der Jungfernkranz von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefidelt. Am Abend geht der Spuk erſt recht los. Das iſt ein Flöten, und ein Gröhlen, und ein Fiſtuliren, und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminirten Studenten oder Fähndrich, zur Abwechſelung, in das Geſumme hineingebrüllt, aber der Jungfernkranz iſt permanent; wenn der Eine ihn beendigt hat, fängt ihn der Andere wieder von vorn an; aus allen Häuſern klingt er mir entgegen; Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube faſt, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schooß der ſchönſten Boruſſin; ſie ſtreichelt mir zärtlich das borſtige Haar, lispelt mir ins Ohr: “Ich liebe dir, und deine Lawiſe wird dich ohch immer juht ſint,” und ſie ſtreichelt und hätſchelt ſo lange, bis ſie glaubt, daß ich am Einſchlummern ſey, und ſie ergreift leiſe “die Katharre” und ſpielt und ſingt “die Kravatte” aus Tankred: “Nach ſo viel Leiden,” und ich ruhe aus nach ſo vielen Leiden, und liebe

Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltſam aus meinen Träumen, und die Unglückſelige ſingt: "Wir winden dir den Jungfernkranz" —

In wahnſinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichſten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hauſe, werfe mich knirſchend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

2.

Berlin, den 16. März 1822.

Wie man dieſen Winter hier lebte, läßt ſich von ſelbſt errathen. Das bedarf keiner beſondern Schilderung, da Winterunterhaltungen in jeder Reſidenz dieſelben ſind. Oper, Theater, Concerte, Aſſembleen, Bälle, Thees (ſowohl dansant als medisant), kleine Maskeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten u. ſ. w., das ſind wohl unſere vorzüglichſten Abendunterhaltungen im Winter. Es iſt hier ungemein viel geſelliges Leben, aber es iſt in lauter Fetzen zerriſſen. Es iſt ein Nebeneinander vieler kleinen Kreiſe, die ſich immer mehr zuſammen zu ziehen als auszubreiten ſuchen. Man betrachte nur die verſchiedenen Bälle hier; man ſollte glauben, Berlin beſtände aus lauter Innungen. Der Hof und die Miniſter, das diplomatiſche Corps, die Civilbeamten, die Kaufleute, die Officiere ꝛc. ꝛc., alle geben ſie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreiſe gehöriges Perſonal erſcheint. Bey einigen Miniſtern und Geſandten ſind die Aſſembleen eigentlich große Thees, die an beſtimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus ſich, durch einen mehr oder minder großen Zuſammenfluß von Gäſten, ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Claſſe ſtreben, mit mehr oder mindern Glücke, den Hofbällen oder fürſtlichen Bällen ähnlich zu ſeyn. Auf letztern herrſcht jetzt faſt im ganzen gebildeten Europa derſelbe Ton, oder vielmehr ſie ſind den Pariſer Bällen nachgebildet. Folglich haben unſere hieſigen Bälle nichts charakteriſtiſches; wie verwunderlich es auch oft ausſehen mag, wenn vielleicht ein von ſeiner Gage lebender Secondelieutenant, und ein, mit Läppchen und Geflitter, moſaikartig aufgeputztes Kommisbrod-Fräulein, ſich auf ſolchen Bällen in entſetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend-kümmerlichen Geſichter puppenſpielmäßig kontraſtiren mit dem angeſchnallten, ſteifen Hofkothurn.

Wenig Schnee, und folglich auch faſt gar kein Schlittengeklingel und Peitſchengeknall hatten wir dieſes Jahr. Wie in allen proteſtantiſchen Städten ſpielt hier Weihnachten die Hauptrolle in der großen Winterkomödie. Schon eine Woche vorher iſt alles beſchäftigt mit Einkauf von Weihnachtsgeſchenken. Alle Modemagazine und Bijouterie- und Quinkailleriehandlungen haben ihre ſchönſten Artikel — wie unſere Stutzer ihre gelehrten Kenntniſſe — leuchtend ausgeſtellt; auf dem Schloßplatze ſtehen eine Menge hölzerner Buden mit Putz-, Haushaltung- und Spielſachen; und die beweglichen Berlinerinnen flattern, wie Schmetterlinge, von Laden zu Laden, und kaufen, und ſchwatzen, und äugeln, und zeigen ihren Geſchmack, und zeigen ſich ſelber den lauſchenden Anbetern. Aber des Abends geht der Spaß erſt recht los; dann ſieht man unſere Holden oft mit der ganzen reſpectiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schweſterchen und Brüderchen, von einem Conditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Paſſionsſtationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre zwey Courantgroſchen Entree und beſehen ſich con amore die "Ausſtellung", eine Menge Zucker- oder Dragéepuppen, die, harmoniſch neben einander aufgeſtellt, rings beleuchtet, und von vier perſpectiviſch bemalten Wänden eingepfercht, ein hübſches Gemälde bilden. Der Hauptwitz iſt nun, daß dieſe Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Perſonen vorſtellen.

Die Redouten im Opernhauſe ſind ſehr ſchön und großartig. Wenn dergleichen gegeben werden, iſt das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und das giebt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Dieſe brennenden Kreiſe ſehen faſt aus wie Sonnenſyſteme, die man in aſtronomiſchen Compendien abgebildet findet, ſie überraſchen und verwirren das Auge des Hinaufſchauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntſcheckige, funkelnde Menſchenmenge, die, faſt die Muſik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saale hin und her wogt. Jeder muß hier in einem Maskenanzuge erſcheinen, und Niemanden iſt es erlaubt, unten im großen Tanzſaale die Maske vom Geſicht zu nehmen. Nur in den Gängen und in den Logen des erſten und zweyten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedre Volksklaſſe bezahlt ein kleines Entree, und kann, von der Gallerie aus, auf all dieſe Herrlichkeit herabſchauen. In der großen königl. Loge ſieht man den Hof, größtentheils unmaskirt; dann und wann ſteigen Glieder deſſelben in den Saal hinunter und miſchen ſich in die rauſchende Maskenmenge. Faſt alle Männer tragen hier nur einfache, ſeidene Dominos und lange Klapphüte. Dieſes läßt ſich leicht aus dem großſtädtiſchen Egoismus erklären. Jeder will ſich hier amüſiren und nicht als Charaktermaske andern zum Amüſement dienen. Die Damen ſind aus demſelben Grunde ganz einfach maskirt, meiſtens als Fledermäuſe. Eine Menge femmes entretenues und Prieſterinnen der ordinairen Venus ſieht man in dieſer Geſtalt herumflirren und Erwerbseintriguen anknüpfen. “Ich kenne dir”, flüſtert dort eine ſolche Vorbeyflirrende. “Ich kenne dir auch”, iſt die Antwort. “Je te connais, beau masque,” ruft hier eine Chauve-souris einem jungen Wüſtlinge entgegen. “Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose,” entgegnet der Böſewicht ganz laut, und die blamirte Donna verſchwindet wie ein Wind.

Aber was iſt daran gelegen, wer unter der Maske ſteckt? Man will ſich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menſchen. Und Menſch iſt man erſt recht auf dem Maskenballe, wo die wächſerne Larve unſere gewöhnliche Fleiſchlarve bedeckt, wo das ſchlichte Du die urgeſellſchaftliche Vertraulichkeit herſtellt, wo ein alle Anſprüche verhüllender Domino die ſchönſte Gleichheit hervorbringt, und wo die ſchönſte Freiheit herrſcht — Maskenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchſt Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten erſchmettern, und liebliche Flöten und Geigenſtimmen lockend dazwiſchen tönen: dann ſtürze ich mich, wie ein toller Schwimmer, in die toſende, buntbeleuchtete Menſchenfluth, und tanze, und renne, und ſcherze, und necke Jeden, und lache, und ſchwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich beſonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, ein bachantiſcher Geiſt hatte mein ganzes Weſen ergriffen, und wär' mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm geſagt: Morgen wollen wir uns ſchießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküſſen. Die reinſte Luſtigkeit iſt die Liebe, Gott iſt die Liebe, Gott iſt die reinſte Luſtigkeit! "Tu ès beau! tu ès charmant! tu ès l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!" das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkührlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand, und zog vor allen hübſch den Hut ab; und alle Menſchen waren auch ſo höflich gegen mich.

Nur ein deutſcher Jüngling wurde grob, und ſchimpfte über mein Nachäffen des welſchen Babelthums, und donnerte im urteutoniſchen Bierbaß: “Auf einer teutſchen Mummerey ſoll der Teutſche teutſch ſprechen!” O deutſcher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte ſündlich und läppiſch in ſolchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaßt, wo ich Ruſſen und Türken jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinſinken möchte an die Bruderbruſt des gefeſſelten Afrikaners! Ich liebe Deutſchland und die Deutſchen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Theils der Erde, deren Zahl vierzig mal größer iſt, als die der Deutſchen. Die Liebe giebt dem Menſchen ſeinen Werth. Gott lob! ich bin alſo vierzig mal mehr werth als Jene, die ſich nicht aus dem Sumpfe der Nationalſelbſtſucht hervorwinden können, und die nur Deutſchland und Deutſche lieben.

3.

Berlin, den 8. May 1822.

Ich habe eben meinen Gallarock, ſchwarzſeidene Hoſen und dito Strümpfe angezogen, und melde Ihnen allerfeyerlichſt:

> die hohe Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzeſſin Alexandrine mit Sr. königl. Hoheit dem Erb-Groß-Herzoge von Mecklenburg-Schwerin.

Man trug ſich damit herum, dieſe Feyer ſolle noch etwas länger aufgeſchoben werden, und wahrhaftig, vorigen Freitag wollte ich ſelbſt nicht recht glauben, daß ſchon am andern Tage die Trauung ſtatt finden werde. Es ging manchem ſo. Sonnabendmorgen war es nicht ſehr lebhaft auf der Straße. Aber auf den

Geſichtern lag Eilfertigkeit und geheimnißvolle Erwartung. Herumlaufende Bedienten, Friſeure, Schachteln, Putzmacherinnen u. ſ. w. Ein ſchöner Tag, nicht ſehr ſchwül; aber die Menſchen ſchwitzten. Gegen ſechs Uhr begann das Wagengeraſſel.

Ich bin kein Adeliger, kein hoher Staatsbeamte und kein Officier: folglich bin ich nicht kurfähig und konnte den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Schloſſe ſelbſt nicht beywohnen. Dennoch ging ich nach dem Schloßhof, um mir wenigſtens das ganze kurfähige Perſonal zu beſchauen. Ich habe nie ſo viel prächtige Equipagen beyſammen geſehen. Die Bedienten hatten ihre beſten Livreen an, und in ihren ſchreiend hellfarbigen Röcken und kurzen Hoſen mit weißen Strümpfen ſahen ſie aus wie holländiſche Tulpen. Mancher von ihnen trug mehr Gold und Silber am Leibe als das ganze Hausperſonal des Bürgermeiſters von Nordamerika. Aber dem Kutſcher des Herzogs von Cumberland gebührt der Preis. Wahrlich, dieſe Blume der Kutſcher auf ihrem Bocke paradiren zu ſehen, iſt ſchon allein werth, daß man deshalb nach Berlin reiſt. Was iſt Salomo in ſeiner Königspracht, was iſt Harun-al-Raſchid in ſeinem Kalifenſchmuck, ja was iſt der Triumph-Elephant in der Olympia gegen die Herrlichkeit dieſes Herrlichen? An minder feſtlichen Tagen imponirt er ſchon hinlänglich durch ſeine ächt chineſiſche Porcellanhaftigkeit, durch die pendulartigen Bewegungen ſeines gepuderten, ſchwerbezopften, mit einem dreyeckigen Wünſchelhütchen bedeckten Kopfes, und durch die wunderliche Beweglichkeit ſeiner Arme beym Pferdelenken. Aber heute trug er ein karmoiſinrothes Kleid, das halb Frack, halb Ueberrock war, Hoſen von derſelben Farbe, alles mit breiten goldnen Treſſen beſetzt. Sein edles Haupt, kreideweiß gepudert, und mit einem unmenſchlich großen ſchwarzen Haarbeutel geziert, war von einem ſchwarzen Sammtkäppchen mit langem Schirm bedeckt. Ganz auf gleiche Weiſe waren die vier Bedienten gekleidet, die hinten auf dem Wagen ſtanden, ſich mit brüderlicher Umſchlingung einer an dem andern feſthielten, und dem gaffenden Publikum vier wackelnde Haarbeutel zeigten. Aber Er trug die gewöhnliche Herrſcherwürde im Antlitz, Er dirigirte die ſechsſpännige Staatskaroſſe, zerrend zog er die Zügel,

"und raſch hinflogen die Roſſe."

Es war ein furchtbares Menſchengewühl auf dem Schloßhofe. Das muß man ſagen, die Berlinerinnen ſind nicht neugierig. Die zarteſten Mägdlein gaben mir Stöße in die Seiten, die ich noch heute fühle. Es war ein Glück, daß ich keine ſchwangere Frau bin. Ich quetſchte mich aber ehrlich durch, und gelangte glücklich in's Portal des Schloſſes. Der zurückdrängende Polizeibeamte ließ mich durch, weil ich einen ſchwarzen

Rock trug, und weil er es mir wohl anſah, daß die Fenſter meines Logis mit rothſeidenen Gardinen behangen ſind. Ich konnte jetzt ganz gut die hohen Herren und Damen ausſteigen ſehen, und mich amüſirten recht ſehr die vornehmen Hofkleider und Hofgeſichter. Erſtere kann ich nicht beſchreiben, weil ich zu wenig Schneidergenie bin, und letztere will ich nicht beſchreiben, aus ſtadtvogteylichen Gründen. Zwey hübſche Berlinerinnen, die neben mir ſtanden, bewunderten mit Enthuſiasmus die ſchönen Diamanten, und Goldſtickereien, und Blumen, und Gaze, und Atlaſſe, und lange Schleppen, und Friſuren. Ich hingegen bewunderte noch mehr die ſchönen Augen dieſer ſchönen Bewundererinnen, und wurde etwas ärgerlich, als mir von hinten Jemand freundſchaftlich auf die Achſel ſchlug, und mir das rothbäckige Geſichtlein des Kammermuſici entgegenleuchtete. Er war in ganz beſonderer Bewegung, und hüpfte wie ein Laubfroſch. "Cariſſime", quäkte er, "ſehen Sie dort die ſchöne Comteſſe? Zypreſſenwuchs, Hyazintenlocken, der Mund iſt Roſ' und Nachtigall zu gleicher Zeit, die ganze Frau iſt eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwiſchen zwey Blättern Löſchpapier gepreßt wird, ſteht ſie da zwiſchen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der ſolche Blumen ſtatt Diſteln verzehrt, um uns glauben zu machen, er ſey kein Eſel, mußte heute zu Hauſe bleiben, hat den Schnupfen, liegt auf dem Sopha, ich habe ihn unterhalten müſſen, wir ſchwatzten zwey Stunden lang von der neuen Liturgie, und die Zunge iſt mir ordentlich dünner geworden durch das viele Schwatzen und die Lippen thun mir weh vor lauter Lächeln —" Bey dieſen Worten zog ſich um die Mundwinkel des Kammermuſici ein ſauerhöfliches Lächeln, das er mit dem feinen Zünglein wieder fortleckte, und plötzlich rief er: "die Liturgie! die Liturgie! ſie wird auf den Flügeln des rothen Adlers dritter Claſſe von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen, jusqu'à la tour de notre Dame! Doch laßt uns etwas Vernünftiges ſprechen — betrachten Sie die beyden geputzten Herren, die eben vorgefahren — ein zerquetſches, eingemachtes Geſichtchen, ein ſeines Köpſchen mit weichen, baumwollenen Gedanken, buntgeſtickte Weſte, Galanteriedegen, weißſeidene, lächelnde Beinchen, und er parlirt franzöſiſch, und wenn man es ins Deutſche überſetzt, iſt es eine Dummheit — Dagegen der Andre, der Große mit dem Schnurrbart, der Titane, der alle Betthimmel ſtürmen will! Ich wette, er hat ſo viel Verſtand wie der Apoll von Belvedere —" Um den Raiſonneur auf andre Gedanken zu bringen, zeigte ich ihm meinen Barbier, der uns gegenüber ſtand und ſeinen neuen altdeutſchen Rock angezogen hatte. Kirſchbraun wurde jetzt das Geſicht des Kammermuſici und er fletſchte mit den Zähnen: "O Sanct Marat! ſo ein Lump will den Freyheitshelden ſpielen! O Danton, Callot d'Herbois, Robespierre —" Vergebens trällerte ich das Liedchen:

Eine feſte Burg, O lieber Gott,
Iſt Spandau, u. ſ. w.

Vergebens, ich hatte das Ding noch verſchlimmert, der Menſch gerieth jetzt in ſeine alten Revolutionsgeſchichten, und ſchwatzte von nichts als Guillotinen, Laternen, Septembriſiren, bis mir, zu meinem Glück, ſeine lächerliche Pulverfurcht in den Sinn kam, und ich ſagte ihm: Wiſſen Sie auch, daß gleich im Luſtgarten zwölf Kanonen losgeſchoſſen werden? Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, und verſchwunden war der Kammermuſikus.

Ich wiſchte mir den Angſtſchweiß aus dem Geſicht, als ich den Kerl vom Halſe hatte, ſah noch die letzten Ausſteigenden, machte meinen ſchönen Nachbarinnen eine mit einem holden Lächeln accompagnirte Verbeugung, und begab mich nach dem Luſtgarten. Da ſtanden wirklich zwölf Kanonen aufgepflanzt, die dreymal losgeſchoſſen werden ſollten, in dem Augenblick, wo das fürſtliche Brautpaar die Ringe wechſeln würde. An einem Fenſter des Schloſſes ſtand ein Offizier, der den Kanonieren im Luſtgarten das Zeichen zum Abfeuern geben ſollte. Hier hatte ſich eine Menge Menſchen verſammelt. Auf ihren Geſichtern waren ganz eigne, faſt ſich widerſprechende Gedanken zu leſen.

Es iſt einer der ſchönſten Züge im Charakter der Berliner, daß ſie den König und das königliche Haus ganz unbeſchreiblich lieben. Die Prinzen und Prinzeſſinnen ſind hier ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung in den geringſten Bürgerhäuſern. Ein ächter Berliner wird auch nie anders ſprechen, als "unſre" Charlotte, "unſre" Alexandrine, "unſer" Prinz Carl u. ſ. w. Sie können ſich alſo vorſtellen, wie ſehr hier die ſchöne, leuchtende Alexandrine vom Volke geliebt ſeyn muß; und aus dieſer Liebe können Sie ſich auch den Widerſpruch erklären, der auf den Geſichtern der Berliner lag, als ſie erwartungsvoll nach den hohen Schloßfenſtern ſahen, wo unſre Alexandrine vermählt wurde. Verdruß durften ſie nicht zeigen; denn es war der Ehrentag der geliebten Prinzeſſin. Recht freuen konnten ſie ſich auch nicht; denn ſie verloren dieſelbe. Neben mir ſtand ein Mütterchen, auf deſſen Geſicht zu leſen war: Jetzt habe ich ſie zwar verheurathet, aber ſie verläßt mich jetzt. Auf dem Geſichte meines jugendlichen Nachbars ſtand: Als Herzogin von Mecklenburg iſt ſie doch nicht ſo viel, wie ſie als Königin aller Herzen war. Auf den rothen Lippen einer hübſchen Brünette las ich: Ach, wär' ich ſchon ſo weit! — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zuſammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfwolken erhoben ſich, die Jungen ſchrieen, die Leute trabten nach Hauſe, und die Sonne ging blutroth unter hinter Monbijou.

Anmerkung.

Ein Schriftſteller iſt oft übel daran; allerhöchſt-äußere Bedingniſſe können verlangen, daß ein Buch, welches er in die Welt ſchicken will, über 20 Druckbogen enthalte, während er mit ſeinen guten "Ideen" nur die Hälfte zu füllen vermag. Hannövriſcher Adel und Briefe aus Berlin werden dann als Ballaſt mitgenommen. So kann es auch geſchehen, daß im zweyten Theile der Reiſebilder nicht alles geliefert wird, was in der Schlußnote des erſten Theiles verſprochen worden, z. B. die Druckfehler; und dieſe mögen erſt im dritten Theile ihre Stelle finden. Freunde des Verfaſſers, die ihm Mittheilungen zu machen haben, werden auf jene Schlußnote noch ganz beſonders hingewieſen.

Gedruckt in der Langhoffſchen Buchdruckerei in Hamburg.

Heine's
Reiſebilder.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatiſcher Spiele von A. v. Kotzebue, fortgeſetzt von C. Lebrün, für das J. 1827, 1828, 1829 u. 1830. à 1 Rthlr. 16 Gr.

Börne, L., geſammelte Schriften. 8. 8 Theile. 5 Rthlr.

Buek, Dr. F. G., Handbuch der Hamburgiſchen Verfaſſung und Verwaltung. gr. 8. 2 Rthlr. 8 Gr. Auf Velinpapier 3 Rthlr.

Everett, Amerika, oder allgemeine Ueberſicht des politiſchen Zuſtandes des weſtlichen Feſtlandes, nebſt Vermuthungen über deſſen wahrſcheinliche Zukunft. 2 Theile. 2 Rthlr. 12 Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. Velin 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reiſebilder. 2 Theile. 8. 3 Rthlr. 8 Gr. Velinp. 4 Rthlr.

Immermann, C., das Trauerſpiel in Tyrol. Dramatiſches Gedicht. 8. 20 Gr. Auf feinem Velinpapier 1 Rthlr. 6 Gr.

— — die Verkleidungen. Luſtſpiel. 8. 20 Gr.

— — Kaiſer Friedrich der Zweite. Trauerſpiel. 8. 1 Rthlr.

— — der in der Metrik herumtaumelnde Cavalier. 8. 6 Gr.

Ironie des Lebens, in zwangloſen Heften von zwangloſen Leuten. Erſter Theil. 1 Rthlr. 16 Gr.

Jömar, F., Don Pedro. Trauerſpiel. 8. 20 Gr.

Maltitz, Freiherr G. A. von, der alte Student. Schauſpiel. 8. 12 Gr.

Puſtkuchen, Dr. F., Maria, oder die Frömmigkeit des Weibes. 8. 1 Rthlr. Auf feinem Velinpapier 1 Rthlr. 8 Gr.

Raupach, Dr. E., Laßt die Todten ruhen! Luſtſpiel. 8. 20 Gr.

— — Kritik und Antikritik. Luſtſpiel. 8. 1 Rthlr.

— — die Bekehrten. 8. Luſtſpiel. 1 Rthlr.

— — Rafaele. Trauerſpiel. 8. 1 Rthlr.

— — Tochter der Luft. Trauerſpiel. 8. 1 Rthlr.

— — Dramatiſche Werke komiſcher Gattung. 1r Theil. 8. 2 Rthlr.

Weech, F. v., Braſiliens gegenwärtiger Zuſtand u. Colonialſyſtem. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Zimmermann, Prof. F. G., neue dramaturgiſche Blätter. 2 Thle. gr. 8. 4 Rthlr.

Reiſebilder

von

H. Heine.

Dritter Theil.

Hamburg,
bey Hoffmann und Campe.
1830.

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin

31. Jul

Italien

◆

1828

Hafis auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz beſtimmt ſich rüſten
Wider braun' und blaue Kutten,
Meine gehn wie andre Chriſten.

Goethe.

I.

Reiſe von München nach Genua.

Ein edles Gemüth kommt nie in Eure Rechnung; und daran ſcheitert heute Eure Weisheit. (Er öffnet ſeinen Schreibtiſch, nimmt zwey Piſtolen heraus, wovon er das eine auf den Tiſch legt und das andere ladet.)

Robert's Macht der Verhältniſſe.

Capitel I.

Ich bin der höflichſte Menſch von der Welt. Ich thue mir was darauf zu gute, niemals grob geweſen zu ſeyn auf dieſer Erde, wo es ſo viele unerträgliche Schlingel giebt, die ſich zu einem hinſetzen und ihre Leiden erzählen oder gar ihre Verſe deklamiren; mit wahrhaft chriſtlicher Geduld habe ich immer ſolche Miſere ruhig angehört, ohne nur durch eine Miene zu verrathen, wie ſehr ſich meine Seele ennuirte. Gleich einem büßenden Braminen, der ſeinen Leib dem Ungeziefer Preis giebt, damit auch dieſe Gottesgeſchöpfe ſich ſättigen, habe ich dem fatalſten Menſchengeſchmeiß oft tagelang Stand gehalten und ruhig zugehört, und meine inneren Seufzer vernahm nur Er, der die Tugend belohnt.

Aber auch die Lebensklugheit gebietet uns höflich zu ſeyn, und nicht verdrießlich zu ſchweigen, oder gar Verdrießliches zu erwiedern, wenn irgend ein ſchwammiger Kommerzienrath oder dürrer Käſekrämer ſich zu uns ſetzt, und ein allgemein europäiſches Geſpräch anfängt mit den Worten: „Es iſt heute eine ſchöne Witterung.„ Man kann nicht wiſſen, wie man mit einem ſolchen Philiſter wieder zuſammentrifft, und er kann es uns dann bitter eintränken, daß wir nicht höflich geantwortet: „Die Witterung iſt ſehr ſchön.“ Es kann ſich ſogar fügen, lieber Leſer, daß Du zu Caſſel an der Table d'Hôte neben beſagtem Philiſter zu ſitzen kömmſt, und zwar an ſeine linke Seite, und er iſt juſt der Mann, der die Schüſſel mit braunen Karpfen vor ſich ſtehen hat und luſtig austheilt; — hat er nun eine alte Pique auf Dich, dann reicht er die Teller immer rechts herum, ſo daß auch nicht das kleinſte Schwanzſtückchen für Dich übrig bleibt. Denn ach! du biſt juſt der Dreizehnte bei Tiſch, welches immer bedenklich iſt, wenn man links neben dem Trancheur ſitzt, und die Teller rechts herumgereicht werden. Und keine Karpfen bekommen, iſt ein großes Uebel; nächſt dem Verluſt der Nationalkokarde vielleicht das größte. Der Philiſter, der Dir dieſes Uebel bereitet, verhöhnt Dich noch obendrein, und offerirt Dir die Lorbeeren, die in der braunen Sauce liegen geblieben; — ach! was helfen einem alle Lorbeeren, wenn keine Karpfen dabei ſind! — und der Philiſter blinzelt dann mit den Aeuglein, und kichert und liſpelt: Es iſt heute eine ſchöne Witterung.

Ach, liebe Seele, es kann ſich ſogar fügen, daß Du auf irgend einem Kirchhofe neben dieſem ſelben Philiſter zu liegen kömmſt, und hörſt Du dann am jüngſten Tage die Poſaune erſchallen und ſagſt zu Deinem Nachbar: „Guter Freund, reichen Sie mir gefälligſt die Hand, damit ich aufſtehen kann, das linke Bein iſt mir eingeſchlafen von dem verdammt langen Liegen!“ dann bemerkſt Du plötzlich das wohlbekannte Philiſterlächeln, und hörſt die höhniſche Stimme: Es iſt heute eine ſchöne Witterung.

Capitel II.

„Es iſt heute eine ſcheene Witterung — “

Hätteſt Du, lieber Leſer, den Ton gehört, den unübertrefflichen Fiſtelbaß, womit dieſe Worte geſprochen wurden, und ſaheſt Du gar den Sprecher ſelbſt, das erzproſaiſche Wittwenkaſſengeſicht, die ſtockgeſcheuten Aeuglein, die aufgeſtülpt pfiffige Forſchungsnaſe: ſo erkannteſt Du gleich, dieſe Blume iſt keinem gewöhnlichen Sande entſproſſen, und dieſe Töne ſind die Sprache Charlottenburgs, wo man das Berliniſche noch beſſer ſpricht als in Berlin ſelbſt.

Ich bin der höflichſte Menſch von der Welt, und eſſe gern braune Karpfen, und glaube zuweilen an Auferſtehung, und ich antwortete: In der That, die Witterung iſt ſehr ſcheene.

Als der Sohn der Spree dermaßen geentert, ging er erſt recht derb auf mich ein, und ich konnte mich nimmermehr losreißen von ſeinen Fragen und Selbſtbeantwortungen, und abſonderlich von ſeinen Parallelen zwiſchen Berlin und München, dem neuen Athen, dem er kein gutes Haar ließ.

Ich aber nahm das neue Athen ſehr in Schutz, wie ich denn immer den Ort zu loben pflege, wo ich mich eben befinde. Daß ſolches diesmal auf Koſten Berlins geſchah, das wirſt Du mir gern verzeihen, lieber Leſer, wenn ich Dir unter der Hand geſtehe, dergleichen geſchieht zumeiſt aus purer Politik; denn ich weiß, ſobald ich anfange, meine guten Berliner zu loben, ſo hat mein Ruhm bey ihnen ein Ende, und ſie zucken die Achſel und flüſtern einander zu: Der Menſch wird ſehr ſeicht, uns ſogar lobt er. Keine Stadt hat nemlich weniger Lokalpatriotismus als Berlin. Tauſend miſerable Schriftſteller haben Berlin ſchon in Proſa und Verſen gefeyert, und es hat in Berlin kein Hahn darnach gekräht, und kein Huhn iſt ihnen dafür gekocht worden, und man hat ſie unter den Linden immer noch für miſerable Poeten gehalten, nach wie vor. Dagegen hat man eben ſo wenig Notiz davon genommen, wenn irgend ein After-Poet etwa in Parabaſen auf Berlin losſchalt. Wage es aber mal jemand gegen Polkwitz, Insbruck, Schilda, Poſen, Krähwinkel und andre Hauptſtädte etwas Anzügliches zu ſchreiben! Wie würde ſich der reſpektive Patriotismus dort regen! Der Grund davon iſt: Berlin iſt gar keine Stadt, ſondern Berlin giebt bloß den Ort dazu her, wo ſich eine Menge Menſchen, und zwar darunter viele Menſchen von Geiſt, verſammeln, denen der Ort ganz gleichgültig iſt; dieſe bilden das geiſtige Berlin. Der durchreiſende Fremde ſieht nur die langgeſtreckten, uniformen Häuſer, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meiſtens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut ſind, und keine Kunde geben von der Denkweiſe der Menge. Nur Sonntagskinder vermögen etwas von der Privatgeſinnung der Einwohner zu errathen, wenn ſie die langen Häuſerreihen betrachten, die ſich, wie die Menſchen ſelbſt, von einander fern zu halten ſtreben, erſtarrend im gegenſeitigen Groll. Nur einmal, in einer Mondnacht, als ich etwas ſpät von Luther und Wegener heimkehrte, ſah ich wie jene harte Stimmung ſich in milde Wehmuth aufgelöſt hatte, wie die Häuſer, die einander ſo feindlich gegenüber geſtanden, ſich gerührt baufällig chriſtlich anblickten, und ſich verſöhnt in die Arme ſtürzen wollten; ſo daß ich armer Menſch, der in der Mitte der Straße ging, zerquetſcht zu werden fürchtete. Manche werden dieſe Furcht lächerlich finden, und auch ich lächelte darüber, als ich, nüchternen Blicks, den andern Morgen durch eben jene Straßen wanderte, und ſich die Häuſer wieder ſo proſaiſch entgegen gähnten. Es ſind wahrlich mehrere Flaſchen Poeſie dazu nöthig, wenn man in Berlin etwas anderes ſehen will als todte Häuſer und Berliner. Hier iſt es ſchwer, Geiſter zu ſehen. Die Stadt enthält ſo wenig Alterthümlichkeit, und iſt ſo neu; und doch iſt dieſes Neue ſchon ſo alt, ſo welk und abgeſtorben. Denn ſie iſt größtentheils, wie geſagt, nicht aus der Geſinnung der Maſſe, ſondern Einzelner entſtanden. Der große Fritz iſt wohl unter dieſen wenigen der vorzüglichſte, was er vorfand, war nur feſte Unterlage, erſt von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen

Charakter, und wäre ſeit ſeinem Tode nichts mehr daran gebaut worden, ſo bliebe ein hiſtoriſches Denkmal von dem Geiſte jenes proſaiſch wunderſamen Helden, der die raffinirte Geſchmackloſigkeit und blühende Verſtandesfreyheit, das Seichte und das Tüchtige ſeiner Zeit, recht deutſch-tapfer in ſich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erſcheint uns als ein ſolches Denkmal, durch ſeine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlaſſenen Schriftwerke des Philoſophen von Sansſouci, es gehört zu deſſen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur ſteinernes Makulatur iſt und des Lächerlichen genug enthält, ſo betrachten wir es doch mit ernſtem Intereſſe, und unterdrücken hie und da eine aufſteigende Lachluſt, als fürchteten wir plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem ſpaniſchen Röhrchen des großen Fritz. Solche Furcht aber befällt uns nimmermehr in Berlin, da fühlen wir, daß der alte Fritz und ſein ſpaniſches Röhrchen keine Macht mehr üben; denn ſonſt würde aus den alten, aufgeklärten Fenſtern der geſunden Vernunftſtadt nicht ſo manch krankes Obſkurantengeſicht herausglotzen, und ſo manch dummes, abergläubiſches Gebäude würde ſich nicht unter die alten ſkeptiſch philoſophiſchen Häuſer eingeſiedelt haben. Ich will nicht mißverſtanden ſeyn, und bemerke ausdrücklich, ich ſtichle hier keinesweges auf die neue Werderſche Kirche, jenen gothiſchen Dom in verjüngtem Maßſtabe, der nur aus Ironie zwiſchen die modernen Gebäude hingeſtellt iſt, um allegoriſch zu zeigen, wie läppiſch und albern es erſcheinen würde, wenn man alte, längſt untergegangene Inſtitutionen des Mittelalters wieder neu aufrichten wollte, unter den neuen Bildungen einer neuen Zeit.

Das oben Angedeutete gilt bloß von Berlins äußerlicher Erſcheinung, und wollte man in dieſer Beziehung München damit vergleichen, ſo könnte man mit Recht behaupten: letzteres bilde ganz den Gegenſatz von Berlin. München nemlich iſt eine Stadt, gebaut von dem Volke ſelbſt, und zwar von auf einander folgenden Generazionen, deren Geiſt noch immer in ihren Bauwerken ſichtbar, ſo daß man dort, wie in der Hexenſcene des Makbeth, eine chronologiſche Geiſterreihe erblickt, von dem dunkelrohen Geiſte des Mittelalters, der geharniſcht aus gothiſchen Kirchenpforten hervortritt, bis auf den gebildet lichten Geiſt unſerer eignen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin jeder ſich ſelbſt mit Vergnügen anſchaut. In dieſer Reihenfolge liegt eben das Verſöhnende; das Barbariſche empört uns nicht mehr und das Abgeſchmackte verletzt uns nicht mehr, wenn wir es als Anfänge und nothwendige Uebergänge betrachten. Wir ſind ernſt, aber nicht unmuthig bey dem Anblick jenes barbariſchen Doms, der ſich noch immer, in ſtiefelknechtlicher Geſtalt, über die ganze Stadt erhebt und die Schatten und Geſpenſter des Mittelalters in ſeinem Schooße verbirgt. Mit eben ſo wenig Unmuth, ja ſogar mit ſpaßhafter Rührung, betrachten wir die haarbeuteligen Schlöſſer der ſpätern Periode, die plump deutſchen Nachäffungen der glatt franzöſiſchen Unnatur, die Prachtgebäude der Abgeſchmacktheit, toll ſchnörkelhaft von Außen, von Innen noch putziger dekorirt mit ſchreyend bunten Allegorien, vergoldeten Arabesken, Stukkaturen, und jenen Schildereyen, worauf die ſeligen hohen Herrſchaften abkonterfeyt ſind: die Cavaliere mit rothen, betrunken nüchternen Geſichtern, worüber die Alongeperücken, wie gepuderte Löwenmähnen, herabhängen, die Damen mit ſteifem Toupet, ſtählernem Corſet, das ihr Herz zuſammenſchnürte, und ungeheurem Reifrock, der ihnen deſto mehr proſaiſche Ausdehnung gewährte. Wie geſagt, dieſer Anblick verſtimmt uns nicht, er trägt vielmehr dazu bey, uns die Gegenwart und ihren lichten Werth recht lebhaft fühlen zu laſſen, und wenn wir die neuen Werke betrachten, die ſich neben den alten erheben, ſo iſt's, als würde uns eine ſchwere Perücke vom Haupte genommen und das Herz befreyt von ſtählerner Feſſel. Ich ſpreche hier von den heiteren Kunſttempeln und edlen Palläſten, die in kühner Fülle hervorblühen aus dem Geiſte Klenze's, des großen Meiſters.

Capitel III.

Daß man aber die ganze Stadt ein neues Athen nennt, iſt, unter uns geſagt, etwas ridikül, und es koſtet mich viele Mühe, wenn ich ſie in ſolcher Qualität vertreten ſoll. Dieſes empfand ich aufs Tiefſte in dem Zweygeſpräch mit dem Berliner Philiſter, der, obgleich er ſchon eine Weile mit mir geſprochen hatte, unhöflich genug war, alles attiſche Salz im neuen Athen zu vermiſſen.

Des, rief er ziemlich laut, giebt es nur in Berlin. Da nur iſt Witz und Ironie. Hier giebt es gutes Weißbier, aber wahrhaftig keine Ironie.

Ironie haben wir nicht — rief Nannerl, die ſchlanke Kellnerin, die in dieſem Augenblick vorbeyſprang — aber jedes andre Bier können Sie doch haben.

Daß Nannerl die Ironie für eine Sorte Bier gehalten, vielleicht für das beſte Stettiner, war mir ſehr leid, und damit ſie ſich in der Folge wenigſtens keine ſolche Blöße mehr gebe, begann ich folgendermaßen zu doziren: Schönes Nannerl, die Ironie is ka Bier, ſondern eine Erfindung der Berliner, der klügſten Leute von der Welt, die ſich ſehr ärgerten, daß ſie zu ſpät auf die Welt gekommen ſind, um das Pulver erfinden zu können, und die deßhalb eine Erfindung zu machen ſuchten, die eben ſo wichtig und eben denjenigen, die das Pulver nicht erfunden haben, ſehr nützlich iſt. Ehemals, liebes Kind, wenn jemand eine Dummheit beging, was war da zu thun? das Geſchehene konnte nicht ungeſchehen gemacht werden, und die Leute ſagten: der Kerl war ein Rindvieh. Das war unangenehm. In Berlin, wo man am klügſten iſt und die meiſten Dummheiten begeht, fühlte man am tiefſten dieſe Unannehmlichkeit. Das Miniſterium ſuchte dagegen ernſthafte Maßregeln zu ergreifen: bloß die größeren Dummheiten durften noch gedruckt werden, die kleineren erlaubte man nur in Geſprächen, ſolche Erlaubniß erſtreckte ſich nur auf Profeſſoren und hohe Staatsbeamte, geringere Leute durften ihre Dummheiten bloß im Verborgenen laut werden laſſen; — aber alle dieſe Vorkehrungen halfen nichts, die unterdrückten Dummheiten traten bei auſſerordentlichen Anläſſen deſto gewaltiger hervor, ſie wurden ſogar heimlich von oben herab protegirt, ſie ſtiegen öffentlich von unten hinauf, die Noth war groß, bis endlich ein rückwirkendes Mittel erfunden ward, wodurch man jede Dummheit gleichſam ungeſehen machen und ſogar in Weisheit umgeſtalten kann. Dieſes Mittel iſt ganz einfach, und beſteht darin, daß man erklärt, man habe jene Dummheit bloß aus Ironie begangen oder geſprochen. So, liebes Kind, avancirt alles in dieſer Welt, die Dummheit wird Ironie, verfehlte Speichelleckerey wird Satyre, natürliche Plumpheit wird kunſtreiche Perſiflage, wirklicher Wahnſinn wird Humor, Unwiſſenheit wird brillanter Witz, und Du wirſt am Ende noch die Aſpaſia des neuen Athens.

Ich hätte noch mehr geſagt, aber das ſchöne Nannerl, das ich unterdeſſen am Schürzenzipfel feſthielt, riß ſich gewaltſam los, als man von allen Seiten „A Bier! A Bier!“

gar zu ſtürmiſch forderte. Der Berliner aber ſah aus wie die Ironie ſelbſt, als er bemerkte, mit welchem Enthuſiasmus die hohen ſchäumenden Gläſer in Empfang genommen wurden; und indem er auf eine Gruppe Biertrinker hindeutete, die ſich den Hopfennektar von Herzen ſchmecken ließen, und über deſſen Vortrefflichkeit disputirten, ſprach er lächelnd: das wollen Athenienſer ſind?

Die Bemerkungen, die der Mann bey dieſer Gelegenheit nachſchob, thaten mir ordentlich weh, da ich für unſer neues Athen keine geringe Vorliebe hege, und ich beſtrebte mich daher, dem raſchen Tadler zu bedeuten: daß wir erſt ſeit Kurzem auf den Gedanken gekommen ſind, uns als ein neues Athen aufzuthun, daß wir erſt junge Anfänger ſind, und unſere großen Geiſter, ja unſer ganzes gebildetes Publikum noch nicht danach eingerichtet iſt, ſich in der Nähe ſehen zu laſſen. Es iſt alles noch im Entſtehen und wir ſind noch nicht komplet. Nur die unterſten Fächer, lieber Freund, fügte ich hinzu, ſind erſt beſetzt, und es wird Ihnen nicht entgangen ſeyn, daß wir z. B. an Eulen, Sykophanten und Phrynen keinen Mangel haben. Es fehlt uns nur an dem höhern Perſonal, und mancher muß mehrere Rollen zu gleicher Zeit ſpielen. Z. B. unſer Dichter, der die zarte griechiſche Knabenliebe beſingt, hat auch die ariſtophaniſche Grobheit übernehmen müſſen; aber er kann alles machen, er hat alles was zu einem großen Dichter gehört, außer etwa Phantaſie und Witz, und wenn er viel Geld hätte, wäre er ein reicher Mann. Was uns aber an Quantität fehlt, das erſetzen wir durch Qualität. Wir haben nur einen großen Bildhauer, — aber es iſt ein „Löwe!„ Wir haben nur einen großen Redner, aber ich bin überzeugt, daß Demoſthenes über den Malzaufſchlag in Attika nicht ſo gut donnern konnte. Wenn wir noch keinen Sokrates vergiftet haben, ſo war es wahrhaftig nicht das Gift, welches uns dazu fehlte. Und wenn wir noch keinen eigentlichen Demos, ein ganzes Demagogenvolk beſitzen, ſo können wir doch mit einem Prachtexemplare dieſer Gattung, mit einem Demagogen von Handwerk aufwarten, der ganz allein einen ganzen Demos, einen ganzen Haufen Großſchwätzer, Maulaufſperrer, Poltrons und ſonſtigen Lumpengeſindels, aufwiegt — und hier ſehen Sie ihn ſelbſt.

Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, die Figur, die ſich uns jetzt präſentirte, etwas genauer zu bezeichnen. Ob dieſe Figur mit Recht behauptet, daß ihr Kopf etwas Menſchliches habe und ſie daher juriſtiſch befugt ſey, ſich für einen Menſchen auszugeben, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Ich würde dieſen Kopf vielmehr für den eines Affen halten; nur aus Courtoiſie will ich ihn für menſchlich paſſiren laſſen. Seine Bedeckung beſtand aus einer Tuchmütze, in der Form ähnlich dem Helm des Mambrin, und ſteifſchwarze Haare hingen lang herab und waren vorn à l'enfant geſcheitelt. Auf dieſe Vorderſeite des Kopfes, die ſich für ein Geſicht ausgab, hatte die Göttin der Gemeinheit ihren Stempel gedrückt, und zwar ſo ſtark, daß die dort befindliche Naſe faſt zerquetſcht worden; die niedergeſchlagenen Augen ſchienen dieſe Naſe vergebens zu ſuchen und deßhalb betrübt zu ſeyn; ein übelriechendes Lächeln ſpielte um den Mund, der überaus liebreizend war, und durch eine gewiſſe frappante Aehnlichkeit unſeren griechiſchen After-Dichter zu den zarteſten Gaſelen begeiſtern konnte. Die Bekleidung war ein altdeutſcher Rock, zwar ſchon etwas modifizirt nach den dringendſten Anforderungen der neueuropäiſchen Civiliſazion, aber im Schnitt noch immer erinnernd an den, welchen Arminius im teutoburger Walde getragen, und deſſen Urform ſich unter einer patriotiſchen Schneidergeſellſchaft eben ſo geheimnißvoll traditionel erhalten hat, wie einſt die gothiſche Baukunſt unter einer myſtiſchen Maurergilde. Ein weißgewaſchener Lappen, der mit dem bloßen, altdeutſchen Halſe tiefbedeutſam kontraſtirte, bedeckte den Kragen dieſes famoſen Rockes, aus ſeinen langen Aermeln hingen lange ſchmutzige Hände, zwiſchen dieſen zeigte ſich ein langweiliger Leib, woran wieder zwei kurzweilige Beine ſchlotterten — die ganze Geſtalt war eine katzenjämmerliche Parodie des Apoll von Belvedere.

Und des iſt der Demagog des neuen Athens? frug ſpottlächelnd der Berliner. Du juter Jott, des iſt ja ein Landsmann von mich! Ich traue kaum meinen leiblichen Augen — des iſt ja derjenige welcher — Ne, des iſt die Möglichkeit!

Ja, Ihr verblendeten Berliner — ſprach ich, nicht ohne Feuer — Ihr verkennt Eure heimiſchen Genies, und ſteinigt Eure Propheten. Wir aber können Alles gebrauchen!

Und wozu braucht Ihr denn dieſe unglückliche Fliege?

Er iſt zu Allem zu gebrauchen wozu Springen, Kriechen, Gemüth, Freſſen, Frömmigkeit, viel Altdeutſch, wenig Latein und gar kein Griechiſch nöthig iſt. Er ſpringt wirklich ſehr gut über'n Stock; macht auch Tabellen von allen möglichen Sprüngen und Verzeichniſſe von allen möglichen Lesarten altdeutſcher Gedichte. Dazu repräſentirt er die Vaterlandsliebe, ohne im mindeſten gefährlich zu ſeyn. Denn man weiß ſehr gut, daß er ſich von den altdeutſchen Demagogen, unter welchen er ſich mahl zufällig befunden, zu rechter Zeit zurückgezogen, als ihre

Sache etwas gefährlich wurde, und daher mit den chriſtlichen Gefühlen ſeines weichen Herzens nicht mehr übereinſtimmte. Seitdem aber die Gefahr verſchwunden, die Märtyrer für ihre Geſinnung gelitten, faſt alle ſie von ſelbſt aufgegeben, und ſogar unſere feurigſten Barbiere ihre deutſchen Röcke ausgezogen habèn, ſeitdem hat die Blüthezeit unſeres vorſichtigen Vaterlandsretters erſt recht begonnen; er allein hat noch das Demagogenkoſtüm und die dazu gehörigen Redensarten beybehalten; er preißt noch immer Arminius den Cherusker und Frau Thusnelda, als ſey er ihr blonder Enkel; er bewahrt noch immer ſeinen germaniſch patriotiſchen Haß gegen welſches Babelthum, gegen die Erfindung der Seife, gegen Thierſch's heidniſch griechiſche Grammatik, gegen Quinctilius Varus, gegen Handſchuh und gegen alle Menſchen die eine anſtändige Naſe haben; — und ſo ſteht er da, als wandelndes Denkmal einer untergangenen Zeit, und wie der letzte Mohikan iſt auch er allein übrig geblieben von einer ganzen thatkräftigen Horde, er, der letzte Demagoge. Sie ſehen alſo, daß wir im neuen Athen, wo es noch ganz an Demagogen fehlt, dieſen Mann brauchen können, wir haben an ihm einen ſehr guten Demagogen, der zugleich ſo zahm iſt, daß er jeden Speichelnapf beleckt, und aus der Hand frißt, Haſelnüſſe, Kaſtanien, Käſe, Würſtchen, kurz alles frißt was man ihm giebt; und da er jetzt einzig in ſeiner Art, ſo haben wir noch den beſonderen Vortheil, daß wir ſpäterhin, wenn er krepirt iſt, ihn ausſtopfen laſſen und als den letzten Demagogen, mit Haut und Haar, für die Nachwelt aufbewahren können. Ich bitte Sie jedoch, ſagen Sie das nicht dem Profeſſor Lichtenſtein in Berlin, der ließe ihn ſonſt für das zoologiſche Muſeum reklamiren, welches Anlaß zu einem Kriege zwiſchen Preußen und Bayern geben könnte, da wir ihn auf keinen

Fall ausliefern werden. Schon haben die Engländer ihn aufs Korn genommen und Zweitauſend ſiebenhundert ſieben und ſiebenzig Guineen für ihn geboten, ſchon haben die Oeſtreicher ihn gegen die Giraffe eintauſchen wollen: aber unſer Miniſterium ſoll geäußert haben: der letzte Demagog iſt uns für keinen Preis feil, er wird einſt der Stolz unſeres Naturalienkabinets und die Zierde unſerer Stadt.

Der Berliner ſchien etwas zerſtreut zuzuhören, ſchönere Gegenſtände hatten ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen, und er fiel mir endlich in die Rede mit den Worten: Erlauben Sie gehorſamſt, daß ich Sie unterbreche, aber ſagen Sie mir doch, was iſt denn das für ein Hund, der dort läuft?

Das iſt ein anderer Hund.

Ach, ſie verſtehen mich nicht, ich meine jenen großen, weißzottigen Hund ohne Schwanz?

Mein lieber Herr, das iſt der Hund des neuen Alcibiades.

Aber, bemerkte der Berliner, ſagen Sie mir doch, wo iſt denn der neue Alcibiades ſelbſt?

Aufrichtig geſtanden, antwortete ich, dieſe Stelle iſt noch nicht beſetzt, und wir haben erſt den Hund.

Capitel IV.

Der Ort, wo dieſes Geſpräch Statt fand, heißt Bogenhauſen, oder Neuburghauſen, oder Villa Hompeſch, oder Montgelasgarten, oder das Schlöſſel, ja man braucht ihn nicht einmal zu nennen, wenn man von München dort hinfahren will, der Kutſcher verſteht uns ſchon an einem gewiſſen durſtigen Augenblinzeln, an einem gewiſſen vorſeligen Kopfnicken und ähnlichen Bezeichnungsgrimaſſen. Tauſend Ausdrücke hat der Araber für ein Schwert, der Franzoſe für die Liebe, der Engländer für das Hängen, der Deutſche für das Trinken, und der neuere Athener ſogar für die Orte, wo er trinkt. Das Bier iſt an beſagtem Orte wirklich ſehr gut, ſelbſt im Prytaneum, vulgo Bockkeller, iſt es nicht beſſer, es ſchmeckt ganz vortrefflich, beſonders auf jener Treppenterraſſe, wo man die Tyroler Alpen vor Augen hat. Ich ſaß dort oft vorigen Winter und betrachtete die ſchneebedeckten Berge, die, glänzend in der Sonnenbeleuchtung, aus eitel Silber gegoſſen zu ſeyn ſchienen.

Es war damals auch Winter in meiner Seele, Gedanken und Gefühle waren wie eingeſchneit, es war mir ſo verdorrt und todt zu Muthe, dazu kam die leidige Politik, die Trauer um ein liebes geſtorbenes Kind, und ein alter Nachärger und der Schnupfen. Außerdem trank ich viel Bier, weil man mich verſicherte, das gäbe leichtes Blut. Doch der beſte attiſche Breihahn wollte nicht fruchten bei mir, der ich mich in England ſchon an Porter gewöhnt hatte.

Endlich kam der Tag, wo alles ganz anders wurde. Die Sonne brach hervor aus dem Himmel und tränkte die Erde, das alte Kind, mit ihrer Strahlenmilch, die Berge schauerten vor Luſt und ihre Schneethränen floſſen gewaltig, es krachten und brachen die Eisdecken der Seen, die Erde ſchlug die blauen Augen auf, aus ihrem Buſen quollen hervor die liebenden Blumen und die klingenden Wälder, die grünen Palläſte der Nachtigallen, die ganze Natur lächelte, und dieſes Lächeln hieß Frühling. Da begann auch in mir ein neuer Frühling, neue Blumen ſproßten aus dem Herzen, Freiheitsgefühle, wie Roſen, ſchoſſen hervor, auch heimliches Sehnen, wie junge Veilchen, dazwiſchen freilich manch' unnütze Neſſel. Ueber die Gräber meiner Wünſche zog die Hoffnung wieder ihr heiteres Grün, auch die Melodieen der Poeſie kamen wieder, wie Zugvögel, die den Winter im warmen Süden verbracht und das verlaſſene Neſt im Norden wieder aufſuchen, und das verlaſſene nordiſche Herz klang und blühte wieder- wie vormals — nur weiß ich nicht, wie das alles kam. Iſt es eine braune oder blonde Sonne geweſen, die den Frühling in meinem Herzen auf's Neue geweckt, und all' die ſchlafenden Blumen in dieſem Herzen wieder aufgeküßt und die Nachtigallen wieder hineingelächelt? War es die wahlverwandte Natur ſelbſt, die in meiner Bruſt ihr Echo ſuchte und ſich gern darin beſpiegelte mit ihrem neuen Frühlingsglanz? Ich weiß nicht, aber ich glaube, auf der Terraſſe zu Bogenhauſen, im Angeſicht der Tyroler Alpen, geſchah meinem Herzen ſolch neue Verzaubrerung. Wenn ich dort in Gedanken ſaß, war mir's oft, als ſehe ich ein wunderſchönes Jünglingsantlitz über jene Berge hervorlauſchen, und ich wünſchte mir Flügel, um hinzueilen nach ſeinem Reſidenzland Italien. Ich fühlte mich auch oft angeweht von Zitronen- und Orangendüften, die von den Bergen herüberwogten, ſchmeichelnd und verheißend, um mich hinzulocken nach Italien. Einſt ſogar, in der goldenen Abenddämmerung, ſah ich auf der Spitze einer Alpe ihn ganz und gar, lebensgroß, den jungen Frühlingsgott, Blumen und Lorbeeren umkränzten das freudige Haupt, und mit lachendem Auge und blühendem Munde rief er: Ich liebe Dich, komm zu mir nach Italien!

Capitel V.

Mein Blick mochte daher wohl etwas ſehnſüchtig flimmern, als ich, in Verzweiflung über das unabſehbare Philiſtergeſpräch, nach den ſchönen Tyroler Bergen hinausſah und tief ſeufzte. Mein Berliner Philiſter nahm aber eben dieſen Blick und Seufzer als neue Geſprächsfäden auf, und ſeufzte mit: „Ach ja, ich möchte auch jetzt in Konſtantinopel ſeyn! Ach! Konſtantinopel zu ſehen, war immer der eenzige Wunſch meines Lebens, und jetzt ſind die Ruſſen gewiß ſchon eingezogen, ach, in Konſtantinopel! Haben Sie Petersburg geſehen?„ Ich verneinte dieſes und bat, mir davon zu erzählen. Aber nicht er ſelbſt, ſondern ſein Herr Schwager, der Kammergerichtsrath, war vorigen Sommer da geweſen, und es ſoll eine ganz eenzige Stadt ſeyn. — „Haben Sie Kopenhagen geſehen?„ Da ich dieſe Frage ebenfalls verneinte und eine Schilderung dieſer Stadt von ihm begehrte; lächelte er gar pfiffig und wiegte das Köpfchen recht vergnügt hin und her, und verſicherte mir auf Ehre, ich könne mir keine Vorſtellung davon machen, wenn ich nicht ſelbſt dort geweſen ſey. „Dieſes„ erwiederte ich, „wird vor der Hand noch nicht Statt finden, ich will jetzt eine andere Reiſe antreten, die ich ſchon dieſen Frühling projektirt, ich reiſe nämlich nach Italien.„

Als der Mann dieſes Wort hörte, ſprang er plötzlich vom Stuhle auf, drehte ſich dreimal auf einem Fuße herum, und trillerte: Tirily! Tirily! Tirily!

Das gab mir den letzten Sporn. Morgen reiſe ich, beſchloß ich auf der Stelle. Ich will nicht länger zögern, ich will ſo bald als möglich das Land ſehen, das den trockenſten Philiſter ſo ſehr in Extaſe bringen kann, daß er bei deſſen Erwähnung plötzlich wie eine Wachtel ſchlägt. Während ich zu Hauſe meinen Koffer packte, klang mir der Ton jenes Tirilys noch immer in den Ohren, und mein Bruder, Maximilian Heine, der mich den andern Tag bis Tyrol begleitete, konnte nicht begreifen, warum ich auf dem ganzen Wege kein vernünftiges Wort ſprach und beſtändig tirilirte.

Capitel VI.

Tirily! Tirily! ich lebe! Ich fühle den ſüßen Schmerz der Exiſtenz, ich fühle alle Freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzen Menſchengeſchlechts, ich büße deſſen Sünden, aber ich genieße ſie auch.

Und nicht blos mit den Menſchen, auch mit den Pflanzen fühle ich, ihre tauſend grünen Zungen erzählen mir allerliebſte Geſchichten, ſie wiſſen, daß ich nicht menſchenſtolz bin, und mit den niedrigſten Wieſenblümchen eben ſo gern ſpreche, wie mit den höchſten Tannen. Ach, ich weiß ja, wie es mit ſolchen Tannen beſchaffen iſt! Aus der Tiefe des Thals ſchießen ſie himmelhoch empor, überragen faſt die kühnſten Felſenberge — Aber wie lange dauert dieſe Herrlichkeit? Höchſtens ein paar lumpige Jahrhunderte, dann krachen ſie altersmüd zuſammen und verfaulen auf dem Boden. Des Nachts kommen dann die hämiſchen Käutzlein aus ihren Felſenſpalten hervorgehuſcht, und verhöhnen ſie noch obendrein: Seht, Ihr ſtarken Tannen, Ihr glaubtet Euch mit den Bergen meſſen zu können, jetzt liegt Ihr gebrochen da unten, und die Berge ſtehen noch immer unerſchüttert.

Einem Adler, der auf ſeinem einſamen Lieblingsfelſen ſitzt, und ſolcher Verhöhnung zuhört, muß recht mitleidig zu Muthe werden. Er denkt dann an das eigene Schickſal. Auch er weiß nicht, wie tief er einſt gebettet wird. Aber die Sterne funkeln ſo beruhigend, die Waldwaſſer rauſchen ſo troſtvoll, und die eigene Seele überbrauſt ſo ſtolz all' die kleinmüthigen Gedanken, daß er ſie bald wieder vergißt. Steigt gar die Sonne hervor, ſo fühlt er ſich wieder wie ſonſt, und fliegt zu ihr hinauf, und wenn er hoch genug iſt, ſingt er ihr entgegen ſeine Luſt und Qual. Seine Mitthiere, beſonders die Menſchen, glauben, der Adler könne nicht ſingen, und ſie wiſſen nicht, daß er dann nur ſingt, wenn er aus ihrem Bereich iſt, und daß er aus Stolz nur von der Sonne gehört ſeyn will. Und er hat Recht; es könnte irgend einem von der gefiederten Sippſchaft da unten einfallen, ſeinen Geſang zu rezenſiren. Ich habe ſelbſt erfahren, wie ſolche Kritiken lauten: das Huhn ſtellt ſich dann auf ein Bein und gluckt, der Sänger habe kein Gemüth; der Truthahn kullert, es fehle ihm der wahre Ernſt; die Taube girrt, er kenne nicht die wahre Liebe; die Gans ſchnattert, er ſey nicht wiſſenſchaftlich; der Kapaun kikert, er ſey nicht moraliſch; der Dompfaff zwitſchert, er habe leider keine Religion; der Sperling piepſt, er ſey nicht produktiv genug; Wiedehöpchen, Elſterchen, Schuhuchen, Alles krächzt und ächzt und ſchnarrt — Nur die Nachtigall ſtimmt nicht ein in dieſe Kritiken, unbekümmert um die ganze Mitwelt, iſt nur die rothe Roſe ihr einziger Gedanke und ihr einziges Lied, ſehnſüchtig umflattert ſie die rothe Roſe, und ſtürzt ſich begeiſtert in die geliebten Dornen, und blutet und ſingt.

Capitel VII.

Es giebt einen Adler im deutſchen Vaterlande, deſſen Sonnenlied ſo gewaltig erklingt, daß es auch hier unten gehört wird, und ſogar die Nachtigallen aufhorchen, trotz all' ihren melodiſchen Schmerzen. Das biſt Du, Karl Immermann, und Deiner dacht ich gar oft in dem Lande, wovon Du ſo ſchön geſungen. Wie konnte ich durch Tyrol reiſen, ohne an das „Trauerſpiel“ zu denken?

Nun freilich, ich habe die Dinge in anderer Färbung geſehen; aber ich bewundere doch den

Dichter, der aus der Fülle des Gemüthes dasjenige, was er nie geſehen hat, der Wirklichkeit ſo ähnlich ſchafft. Am meiſten ergötzte mich, daß "Das Trauerſpiel in Tyrol„ in Tyrol verboten iſt. Ich gedachte der Worte, die mir mein Freund Moſer ſchrieb, als er mir meldete daß der zweite Band der Reiſebilder verboten ſey: "Die Regierung hätte aber das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch geleſen worden.„

Zu Insbruck im goldenen Adler, wo Andreas Hofer logirt hatte, und noch jede Ecke mit ſeinen Bildniſſen und Erinnerungen an ihn beklebt iſt, fragte ich den Wirth, Herrn Niederkirchner, ob er mir noch viel von dem Sandwirth erzählen könne? Da war der alte Mann überfließend von Redſeligkeit, und vertraute mir mit klugen Augenzwinken, daß jetzt die Geſchichte auch ganz gedruckt heraus ſey, aber auch ganz geheim verboten; und als er mich nach einem dunkeln Stübchen geführt, wo er ſeine Reliquien aus dem Tyrolerkrieg aufbewahrt, wickelte er ein ſchmutzig blaues Papier von einem ſchon zerleſenen grünen Büchlein, das ich zu meiner Verwunderung als Immermanns "Trauerſpiel in Tyrol" erkannte. Ich ſagte ihm, nicht ohne erröthenden Stolz, der Mann, der es geſchrieben, ſey mein Freund. Herr Niederkirchner wollte nun ſo viel als möglich von dem Manne wiſſen, und ich ſagte ihm, es ſey ein gedienter Mann, von feſter Statur, ſehr ehrlich und ſehr geſchickt in Schreibſachen, ſo daß er nur wenige ſeines Gleichen finde. Daß er aber ein Preuße ſey, wollte Herr Niederkirchner durchaus nicht glauben, und rief mit mitleidigem Lächeln: Warum nicht gar! Er ließ ſich nicht ausreden, daß der Immermann ein Tyroler ſey und den Tyroler Krieg mitgemacht habe, — „wie könnte er ſonſt alles wiſſen?„

Seltſame Grille des Volkes! Es verlangt ſeine Geſchichte aus der Hand des Dichters und nicht aus der Hand des Hiſtorikers. Es verlangt nicht den treuen Bericht nackter Thatſachen, ſondern jene Thatſachen wieder aufgelöſt in die urſprüngliche Poeſie, woraus ſie hervorgegangen. Das wiſſen die Dichter, und nicht ohne geheime Schadenluſt modeln ſie willkührlich die Völkererinnerungen, vielleicht zur Verhöhnung ſtolztrockner Hiſtoriographen und pergamentener Staatsarchivare. Nicht wenig ergözte es mich, als ich in den Buden des letzten Jahrmarkts die Geſchichte des Beliſars in grell kolorirten Bildern ausgehängt ſah, und zwar nicht nach dem Procop, ſondern ganz treu nach Schenk's Tragödie. „So wird die Geſchichte verfälſcht„ — rief der gelahrte Freund, der mich begleitete, — „ſie weiß nichts von jener Rache einer beleidigten Gattin, von jenem gefangenen Sohn, von jener liebenden Tochter, und dergleichen modernen Herzensgeburten!„ Iſt denn dies aber wirklich ein Fehler? ſoll man den Dichtern wegen dieſer Fälſchung gleich den Prozeß machen? nein, denn ich läugne die Anklage. Die Geſchichte wird nicht von den Dichtern verfälſcht. Sie geben den Sinn derſelben ganz treu, und ſey es auch durch ſelbſterfundene Geſtalten und Umſtände. Es giebt Völker, denen nur auf dieſe Dichterart ihre Geſchichte überliefert worden, z. B. die Indier. Dennoch geben Geſänge wie der Maha Baratha den Sinn indiſcher Geſchichte viel richtiger als irgend ein Compendienſchreiber mit all' ſeinen Jahrzahlen. In gleicher Hinſicht möchte ich behaupten, Walter Scotts Romane gäben zuweilen den Geiſt der engliſchen Geſchichte weit treuer als Hume; wenigſtens hat Sartorius ſehr Recht, wenn er in ſeinen Nachträgen zu Spittler jene Romane zu den Quellen der engliſchen Geſchichte rechnet.

Es geht den Dichtern wie den Träumern, die im Schlafe dasjenige innere Gefühl, welches ihre Seele durch wirkliche äußere Urſachen empfindet, gleichſam maskiren, indem ſie an die Stelle dieſer letzteren ganz andere äußere Urſachen erträumen, die aber in ſo fern ganz adäquat ſind, als ſie daſſelbe Gefühl hervorbringen. So ſind auch in Immermanns „Trauerſpiel„ manche Außendinge ziemlich willkührlich geſchaffen, aber der Held ſelbſt, der Gefühlsmittelpunkt, iſt identiſch geträumt, und wenn dieſe Traumgeſtalt ſelbſt träumeriſch erſcheint, ſo iſt auch dieſes der Wahrheit gemäß. Der Baron Hormayr, der hierin der kompetenteſte Richter ſeyn kann, hat mich, als ich jüngſt das Vergnügen hatte ihn zu ſprechen, auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht. Das myſtiſche Gemüthsleben, die abergläubiſche Religioſität, das Epiſche des Mannes, hat Immermann ganz richtig angedeutet. Er gab ganz treu jene treue Taube, die, mit dem blanken Schwert im Schnabel, wie die kriegeriſche Liebe, über den Bergen Tyrols ſo heldenmüthig umherſchwebte, bis die Kugeln von Mantua ihr treues Herz durchbohrten.

Was aber dem Dichter am meiſten zur Ehre gereicht, iſt die eben ſo treue Schilderung des Gegners, aus welchem er keinen wüthenden Geßler gemacht, um ſeinen Hofer deſto mehr zu heben; wie dieſer eine Taube mit dem Schwerte, ſo iſt jener ein Adler mit dem Oelzweig.

Capitel VIII.

Jn der Wirthshausſtube des Herrn Niederkirchner zu Jnsbruck hängen einträchtig neben einander die Bilder von Andreas Hofer, Napoleon Bonaparte und Ludwig von Bayern.

Jnsbruck ſelbſt iſt eine unwöhnliche, blöde Stadt. Vielleicht mag ſie im Winter etwas geiſtiger und behaglicher ausſehen, wenn die hohen Berge, wovon ſie eingeſchloſſen, mit Schnee bedeckt ſind, und die Lawinen dröhnen und überall das Eis kracht und blitzt.

Ich fand die Häupter jener Berge mit Wolken, wie mit grauen Turbanen, umwickelt. Man ſieht dort die Martinswand, den Schauplatz der lieblichſten Kaiſerſage; wie denn überhaupt die Erinnerung an den ritterlichen Max in Tyrol noch immer blüht und klingt.

In der Hofkirche ſtehen die oft beſprochenen Standbilder der Fürſten und Fürſtinnen aus dem Hauſe Oeſtreich und ihrer Ahnen, worunter mancher gerechnet worden, der gewiß bis auf den heutigen Tag nicht begreift, wie er zu dieſer Ehre gekommen. Sie ſtehen in gewaltiger Lebensgröße, aus Eiſen gegoſſen, um das Grabmahl des Maximilian. Da aber die Kirche klein und das Dach niedrig iſt, ſo kommts einem vor, als ſähe man ſchwarze Wachsfiguren in einer Marktbude. Am Fußgeſtell der meiſten lieſt man auch den Namen derjenigen hohen Perſonen, die ſie vorſtellen. Als ich jene Statuen betrachtete, traten

Engländer in die Kirche; ein hagerer Mann mit aufgeſperrtem Geſichte, die Daumen eingehakt in die Armöffnungen der weißen Weſte, und im Maul einen ledernen guide des voyageurs; hinter ihm ſeine lange Lebensgefährtin, eine nicht mehr ganz junge, ſchon etwas abgeliebte, aber noch immer hinlänglich ſchöne Dame; hinter dieſer ein rothes Portergeſicht mit puderweißen Aufſchlägen, ſteif einhertretend in einem dito Rock, und die hölzernen Hände vollauf befrachtet mit Myladys Handſchuhen, Alpenblumen und Mops.

Das Kleeblatt ſtieg ſchnurgerade nach dem obern Ende der Kirche, wo der Sohn Albions ſeiner Gemahlin die Statuen erklärte, und zwar nach ſeinem Guide des voyageurs, in welchem ausführlich zu leſen war: Die erſte Statue iſt der König Clodevig von Frankreich, die andere iſt der König Arthur von England, die dritte iſt Rudolph von Habsburg u. ſ. w. Da aber der arme Engländer die Reihe von oben anfing, ſtatt von unten, wie es der Guide des voyageurs vorausſetzte, ſo gerieth er in die ergötzlichſten Verwechſelungen, die noch komiſcher wurden, wenn er an eine Frauenſtatue kam, die er für einen Mann hielt, und umgekehrt; ſo daß er nicht begriff, warum man Rudolph von Habsburg in Weibskleidern dargeſtellt, dagegen die Königin Maria mit eiſernen Hoſen und einem allzulangen Barte. Ich, der ich gerne mit meinem Wiſſen nachhelfe, bemerkte beiläufig: dergleichen habe wahrſcheinlich das damalige Koſtüm erfordert, auch könne es beſonderer Wille der hohen Perſonen geweſen ſeyn, ſo, und bei Leibe nicht anders, gegoſſen zu werden. So könne es ja dem jetzigen Kaiſer einfallen, ſich in einem Reifrock oder gar in Windeln gießen zu laſſen; — wer würde was dagegen einwenden?

Der Mops bellte kritiſch, der Lakay glotzte, ſein Herr putzte ſich die Naſe, und Mylady ſagte: a fine exhibition, very fine indeed! —

Capitel IX.

Brixen war die zweite, größere Stadt Tyrols wo ich einkehrte. Sie liegt in einem Thal, und als ich ankam, war ſie mit Dampf und Abendſchatten übergoſſen. Dämmernde Stille, melancholiſches Glockengebimmel, die Schafe trippelten nach ihren Ställen, die Menſchen nach den Kirchen; überall beklemmender Geruch von häßlichen Heiligenbildern und getrocknetem Heu.

"Die Jeſuiten ſind in Brixen," hatte ich kurz vorher im Hesperus geleſen. Ich ſah mich auf allen Straßen nach ihnen um; aber ich habe

Niemanden geſehen, der einem Jeſuiten glich, es ſey denn jener dicke Mann mit geiſtlich dreyeckigem Hut und pfäffiſch geſchnittenem, ſchwarzen Rock, der alt und abgetragen war, und mit den glänzend neuen ſchwarzen Hoſen gar auffallend kontraſtirte.

Das kann auch kein Jeſuit ſeyn, ſprach ich endlich zu mir ſelber; denn ich habe mir immer die Jeſuiten etwas mager gedacht. Ob es wirklich noch Jeſuiten giebt? Manchmal will es mich bedünken, als ſey ihre Exiſtenz nur eine Chimäre, als ſpuke nur die Angſt vor ihnen noch in unſeren Köpfen, nachdem längſt die Gefahr vorüber, und alles Eifern gegen Jeſuiten mahnt mich dann an Leute, die, wenn es längſt aufgehört hat zu regnen, noch immer mit aufgeſpannten Regenſchirmen umhergehen. Ja, mich dünkt zuweilen, der Teufel, der Adel und die Jeſuiten exiſtiren nur ſo lange als man an ſie glaubt.

Vom Teufel könnten wir es wohl ganz beſtimmt behaupten; denn nur die Gläubigen haben ihn bisher geſehen. Auch in Betreff des Adels werden wir im Laufe einiger Zeit die Erfahrung machen, daß die bonne société aufhören wird die bonne société zu ſeyn, ſobald der gute Bürgersmann nicht mehr die Güte hat, ſie für die bonne société zu halten. Aber die Jeſuiten? Wenigſtens haben ſie doch nicht mehr die alten Hoſen an! Die alten Jeſuiten liegen im Grabe mit ihren alten Hoſen, Begierden, Weltplänen, Ränken, Diſtinctionen, Reſervazionen und Giften, und was wir jetzt in neuen, glänzenden Hoſen durch die Welt ſchleichen ſehen, iſt nicht ſowohl ihr Geiſt, als vielmehr ihr Geſpenſt, ein albernes, blödſinniges Geſpenſt, das uns täglich durch Wort und That zu beweiſen ſucht, wie wenig es furchtbar ſey; und wahrlich es mahnt uns an die Geſchichte von einem ähnlichen Geſpenſte im Thüringer Walde, das einſt die Leute, ſo ſich vor ihm fürchteten, von ihrer Furcht befreyte, indem es, vor Aller Augen, ſeinen Schädel von den Schultern herabnahm, und jedem zeigte, daß er inwendig ganz hohl und leer ſey.

Ich kann nicht umhin nachträglich zu erzählen, daß ich Gelegenheit fand, den dicken Mann mit den glänzend neuen Hoſen genauer zu beobachten, und mich zu überzeugen, daß er kein Jeſuit war, ſondern ein ganz gewöhnliches Vieh Gottes. Ich traf ihn nemlich in der Gaſtſtube meines Wirthshauſes, wo er zu Nacht ſpeiſte, in Geſellſchaft eines langen, magern Excellenz genannten Mannes, der jenem alten, hageſtolzlichen Landjunker, den uns Shakeſpear geſchildert, ſo ähnlich war, daß es ſchien, als habe die Natur ein Plagiat begangen. Beide würzten ihr Mahl, indem ſie die Aufwärterin mit Careſſen bedrängten, die das liebe, bildſchöne Mädchen nicht wenig anzuekeln ſchienen, ſo daß ſie ſich mit Gewalt losriß, wenn der Eine ſie hinten klätſchelte, oder der Andere ſie gar zu embraſſiren ſuchte. Dabey riſſen ſie ihre roheſten Zoten, die das Mädchen, wie ſie wußten, nicht umhin konnte anzuhören, da ſie zur Aufwartung der Gäſte und auch um mir den Tiſch zu decken, im Zimmer bleiben mußte. Als jedoch die Ungebühr ganz unleidlich wurde, ließ die junge Perſon plötzlich alles ſtehen und liegen, eilte zur Thür hinaus, und kam erſt nach einigen Minuten ins Zimmer zurück, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, das ſie die ganze Zeit auf dem Arm behielt, während ſie im Gaſtzimmer ihre Geſchäfte beſorgte, obgleich ihr dieſe dadurch um ſo beſchwerlicher wurden. Die beiden Cumpane aber, der geiſtliche und der adlige Herr, wagten keine einzige Beläſtigung mehr gegen das Mädchen, das jetzt ohne Unfreundlichkeit, jedoch mit ſeltſamen Ernſt, ſie bediente; — das Geſpräch nahm eine andere Wendung, beide ſchwatzten jetzt das gewöhnliche Geſchwätz von der großen Verſchwörung gegen Thron und Altar, ſie verſtändigten ſich über die Nothwendigkeit ſtrenger Maaßregeln, und reichten ſich mehrmals die heiligen Allianzhände.

Capitel X.

Für die Geſchichte von Tyrol ſind die Werke des Joſeph von Hormayr unentbehrlich; für die neueſte Geſchichte iſt er ſelbſt die beſte, oft die einzige Quelle. Er iſt für Tyrol was Johannes von Müller für die Schweiz iſt; eine Parallele dieſer beiden Hiſtoriker drängt ſich uns von ſelbſt auf. Sie ſind gleichſam Wandnachbaren, beide in ihrer Jugend gleich begeiſtert für ihre Geburtsalpen, beide fleißig, forſchſam, von hiſtoriſcher Denkweiſe und Gefühlsrichtung; Johannes von Müller, epiſcher geſtimmt, den Geiſt wiegend in den Geſchichten der Vergangenheit, Joſeph von

Hormayr, haſtiger fühlend, mehr in die Gegenwart hineingeriſſen, uneigennützig das Leben wagend für das was ihm lieb war.

Bartholdys „Krieg der Tyroler Landleute im Jahr 1809„ iſt ein geiſtreich und ſchön geſchriebenes Buch, und wenn Mängel darin ſind, ſo entſtanden ſie nothwendigerweiſe dadurch, weil der Verfaſſer, wie es edlen Gemüthern eigen iſt, für die unterdrückte Parthey eine ſichtbare Vorliebe hegte, und weil noch Pulverdampf die Begebenheiten umhüllte, als er ſie beſchrieb.

Viele merkwürdige Ereigniſſe jener Zeit ſind gar nicht aufgeſchrieben, und leben nur im Gedächtniſſe des Volkes, das jetzt nicht gern mehr davon ſpricht, da die Erinnerung mancher getäuſchten Hoffnung dabey auftaucht. Die armen Tyroler haben neimlich auch allerley Erfahrungen machen müſſen, und wenn man ſie jetzt fragt, ob ſie, zum Lohne ihrer Treue, Alles erlangt, was man ihnen in der Noth verſprochen, ſo zucken ſie gutmüthig die Achſel, und ſagen naiv: es war vielleicht ſo ernſt nicht gemeint, und der Kaiſer hat viel zu denken, und da geht ihm manches durch den Kopf.

Tröſtet Euch, arme Schelme! Ihr ſeyd nicht die Einzigen, denen etwas verſprochen werden. Paſſirt es doch oft auf großen Sklavenſchiffen, daß man bey großen Stürmen und wenn das Schiff in Gefahr geräth, zu den ſchwarzen Menſchen ſeine Zuflucht nimmt, die unten im dunkeln Schiffsraum zuſammengeſtaut liegen. Man bricht dann ihre eiſernen Ketten, und verſpricht heilig und theuer, ihnen die Freyheit zu ſchenken, wenn durch ihre Thätigkeit das Schiff gerettet werde. Die blöden Schwarzen jubeln nun hinauf ans Tageslicht, Hurrah! ſie eilen zu den Pumpen, ſtampfen aus Leibeskräften, helfen, wo nur zu helfen iſt, klettern, ſpringen, kappen die Maſten, winden die Taue, kurz arbeiten ſo lange bis die Gefahr vorüber iſt. Alsdann werden ſie, wie ſich von ſelbſt verſteht, wieder nach dem Schiffsraum hinabgeführt, wieder ganz bequem angefeſſelt, und in ihrem dunkeln Elend machen ſie demagogiſche Betrachtungen über Verſprechungen von Seelenverkäufern, deren ganze Sorge, nach überſtandener Gefahr, dahin geht, noch einige Seelen mehr einzutauſchen.

O navis, referent in mare te novi
Fluctus? etc.

Als mein alter Lehrer dieſe Ode des Horaz, worin der Staat mit einem Schiffe verglichen wird, explizirte, hatte er allerlei politiſche Betrachtungen zu machen, die er bald einſtellte, als die Schlacht bei Leipzig geſchlagen worden, und die ganze Claſſe auseinander ging.

Mein alter Lehrer hat alles voraus gewußt. Als wir die erſte Nachricht dieſer Schlacht erhielten, ſchüttelte er das graue Haupt. Jetzt weiß ich was dieſes Schütteln bedeutete. Bald kamen die genaueren Berichte, und heimlich zeigte man einander die Bilder, wo gar bunt und erbaulich abkonterfeit war: wie die hohen Heerführer auf dem Schlachtfelde knieten und Gott dankten.

Ja, ſie konnten Gott danken — ſagte mein Lehrer und lächelte, wie er zu lächeln pflegte, wenn er den Saluſt explicirte — der Kaiſer Napoleon hat ſie ſo oft geklopft, daß ſie es ihm doch am Ende ablernen konnten.

Nun kamen die Allirten und die ſchlechten Befreyungsgedichte, Hermann und Thusnelda, Hurrah, und der Frauenverein und die Vaterlandseicheln, und das ewige Pralen mit der

Schlacht bey Leipzig, und wieder die Schlacht bey Leipzig, und kein Aufhören davon.

Es geht dieſen Leuten, bemerkte mein Lehrer, wie den Thebanern, als ſie bei Leuktra endlich einmal jene unbeſiegbaren Spartaner geſchlagen, und beſtändig mit dieſer Schlacht pralten, ſo daß Anthiſtenes von ihnen ſagte: ſie machen es wie die Knaben, die vor Freude ſich nicht zu laſſen wiſſen, wenn ſie einmal ihren Schulmeiſter ausgeprügelt haben. Liebe Jungens, es wäre beſſer geweſen, wir hätten ſelbſt die Prügel bekommen.

Bald darauf iſt der alte Mann geſtorben. Auf ſeinem Grabe wächſt preußiſches Gras, und es weiden dort die adeligen Roſſe unſerer renovirten Ritter.

Capitel IX.

Die Tyroler ſind ſchön, heiter, ehrlich, brav, und von unergründlicher Geiſtesbeſchränktheit. Sie ſind eine geſunde Menſchenraçe, vielleicht weil ſie zu dumm ſind, um krank ſeyn zu können. Auch eine edle Raçe möchte ich ſie nennen, weil ſie ſich in ihren Nahrungsmitteln ſehr wählig und in ihren Gewöhnungen ſehr reinlich zeigen; nur fehlt ihnen ganz und gar das Gefühl von der Würde der Perſönlichkeit. Der Tyroler hat eine Sorte von lächelndem humoriſtiſchen Servilismus, der faſt eine ironiſche Färbung trägt, aber doch grundehrlich gemeint iſt. Die Frauenzimmer in Tyrol begrüßen Dich ſo zuvorkommend freundlich, die Männer drücken Dir ſo derb die Hand, und gebehrden ſich dabei ſo putzig herzlich, daß du faſt glauben ſollteſt, ſie behandelten Dich wie einen nahen Verwandten, wenigſtens wie ihres Gleichen; aber weit gefehlt, ſie verlieren dabei nie aus dem Gedächtniß, daß ſie nur gemeine Leute ſind, und daß Du ein vornehmer Herr biſt, der es gewiß gern ſieht, wenn gemeine Leute ohne Blödigkeit ſich zu ihm herauslaſſen. Und darin haben ſie einen naturrichtigen Inſtinkt; die ſtarrſten Ariſtokraten ſind froh, wenn ſie Gelegenheit finden zur Herablaſſung, denn dadurch eben fühlen ſie, wie hoch ſie geſtellt ſind. Zu Hauſe üben die Tyroler dieſen Servilismus gratis, in der Fremde ſuchen ſie auch noch dadurch zu lukriren. Sie geben ihre Perſönlichkeit preis, ihre Nationalität. Dieſe bunten Deckenverkäufer, dieſe muntern Tyroler Bua, die wir in ihrem Nationalkoſtüm herumwandern ſehen, laſſen gern ein Späschen mit ſich treiben, aber Du mußt ihnen auch etwas abkaufen. Jene Geſchwiſter Rainer, die in England geweſen, haben es noch beſſer verſtanden, und ſie hatten noch obendrein einen guten Rathgeber, der den Geiſt der engliſchen Nobility gut kannte. Daher ihre gute Aufnahme im Foyer der europäiſchen Ariſtokratie, in the west end of the town. Als ich vorigen Sommer in den glänzenden Konzertſälen der Londoner faſhionablen Welt dieſe Tyroler Sänger, gekleidet in ihre heimathliche Volkstracht, das Schaugerüſt betreten ſah, und von da herab jene Lieder hörte, die in den Tyroler Alpen ſo naiv und fromm gejodelt werden, und uns auch ins norddeutſche Herz ſo lieblich hinabklingen — da verzerrte ſich Alles in meiner Seele zu bitterem Unmuth, das gefällige Lächeln vornehmer Lippen ſtach mich wie Schlangen, es war mir, als ſähe ich die Keuſchheit des deutſchen Wortes auf's Roheſte beleidigt, und die ſüßeſten Myſterien des deutſchen Gemüthlebens vor fremdem Pöbel profanirt. Ich habe nicht mitklatſchen können bei dieſer ſchamloſen Verſchacherung des Verſchämteſten, und ein Schweizer, der gleich fühlend mit mir den Saal verließ, bemerkte ganz richtig: wir Schwyzer geben auch viel für's Geld, unſere beſten Käſe und unſer beſtes Blut, aber das Alphorn können wir in der Fremde kaum blaſen hören, vielweniger es ſelbſt blaſen für Geld.

Capitel XII.

Tyrol iſt ſehr ſchön, aber die ſchönſten Landſchaften können uns nicht entzücken, bei trüber Witterung und ähnlicher Gemüthsſtimmung. Dieſe iſt bei mir immer die Folge von jener, und da es draußen regnete, ſo war auch in mir ſchlechtes Wetter. Nur dann und wann durfte ich den Kopf zum Wagen hinausſtrecken, und dann ſchaute ich himmelhohe Berge, die mich ernſthaft anſahen, und mir mit den ungeheuern Häuptern und langen Wolkenbärten eine glückliche Reiſe zunickten. Hie und da bemerkte ich auch ein fernblaues Berglein, das ſich auf die

Fußzehen zu ſtellen ſchien, und den anderen Bergen recht neugierig über die Schultern blickte, wahrſcheinlich um mich zu ſehen. Dabei kreiſchten überall die Waldbäche, die ſich wie toll von den Höhen herabſtürzten und in den dunkeln Thalſtrudeln verſammelten. Die Menſchen ſteckten in ihren niedlichen, netten Häuschen, die über der Halde, an den ſchroffſten Abhängen und bis auf die Bergſpitzen zerſtreut liegen; niedliche, nette Häuschen, gewöhnlich mit einer langen, balkonartigen Gallerie, und dieſe wieder mit Wäſche, Heiligenbildchen, Blumentöpfen und Mädchengeſichtern ausgeſchmückt. Auch hübſch bemalt ſind dieſe Häuschen, meiſtens weiß und grün, als trügen ſie ebenfalls die Tyroler Landestracht, grüne Hoſenträger über dem weißen Hemde. Wenn ich ſolch' Häuschen im einſamen Regen liegen ſah, wollte mein Herz oft ausſteigen und zu den Menſchen gehen, die gewiß trocken und vergnügt da drinnen ſaßen. Da drinnen, dacht' ich, muß ſich's recht lieb und innig leben laſſen, und die alte Großmutter erzählt gewiß die heimlichſten Geſchichten. Während der Wagen unerbittlich vorbeifuhr, ſchaut' ich noch oft zurück, um die bläulichen Rauchſäulen aus den kleinen Schornſteinen ſteigen zu ſehen, und es regnete dann immer ſtärker, außer mir und in mir, daß mir faſt die Tropfen aus den Augen herauskamen.

Oft hob ſich auch mein Herz, und trotz dem ſchlechten Wetter klomm es zu den Leuten, die ganz oben auf den Bergen wohnen, und vielleicht kaum einmal im Leben herabkommen, und wenig erfahren von dem, was hier unten geſchieht. Sie ſind deshalb um nichts minder fromm und glücklich. Von der Politik wiſſen ſie nichts, als daß ſie einen Kaiſer haben, der einen weißen Rock und rothe Hoſen trägt; das hat ihnen der alte Ohm erzählt, der es ſelbſt in Insbruck gehört von dem ſchwarzen Sepperl, der in Wien geweſen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinaufkletterten und ihnen beredtſam vorſtellten, daß ſie jetzt einen Fürſten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hoſen trage, da griffen ſie zu ihren Büchſen, und küßten Weib und Kind, und ſtiegen von den Bergen hinab, und ließen ſich todtſchlagen für den weißen Rock und die lieben alten rothen Hoſen.

Im Grunde iſt es auch daſſelbe, für was man ſtirbt, wenn nur für etwas Liebes geſtorben wird, und ſo ein warmer, treuer Tod iſt beſſer, als ein kaltes, treuloſes Leben. Schon allein die Lieder von einem ſolchen Tode, die ſüßen Reime und lichten Worte erwärmen unſer Herz, wenn feuchte Nebelluft und zudringliche Sorgen es betrüben wollen.

Viel ſolcher Lieder klangen durch mein Herz, als ich über die Berge Tyrols dahinfuhr. Die traulichen Tannenwälder rauſchten mir ſo manch' vergeſſenes Liebeswort ins Gedächtniß zurück. Beſonders wenn mich die großen blauen Bergſeen ſo unergründlich ſehnſüchtig anſchauten, dann dachte ich wieder an die beiden Kinder, die ſich ſo lieb gehabt und zuſammen geſtorben ſind. Es iſt eine veraltete Geſchichte, die auch jetzt Niemand mehr glaubt, und die ich ſelbſt nur aus einigen Liederreimen kenne.

„Es waren zwey Königskinder,
Die hatten einander ſo lieb,
Sie konnten beiſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief —“

Dieſe Worte fingen von ſelbſt wieder an in mir zu klingen, als ich, bei einem von jenen blauen Seen, am jenſeitigen Ufer einen kleinen Knaben und am diesſeitigen ein kleines Mädchen ſtehen ſah, die beide in der bunten Volkstracht, mit bebänderten, grünen Spitzhütchen auf dem

Kopfe, gar wunderlieblich gekleidet waren, und ſich hinüber und herüber grüßten —

Sie konnten beiſammen nicht kommen,
Das Waſſer war viel zu tief.

Capitel XIII.

Im ſüdlichen Tyrol klärte ſich das Wetter auf, die Sonne von Italien ließ ſchon ihre Nähe fühlen, die Berge wurden wärmer und glänzender, ich ſah ſchon Weinreben, die ſich daran hinaufrankten, und ich konnte mich ſchon öfter zum Wagen hinauslehnen. Wenn ich mich aber zum Wagen hinauslehne, ſo lehnt ſich mein Herz mit mir hinaus, und mit dem Herzen all' ſeine Liebe, ſeine Wehmuth und ſeine Thorheit. Es iſt mir oft geſchehen, daß das arme Herz dadurch von den Dornen zerriſſen wurde, wenn es ſich nach den Roſenbüſchen, die am Wege blühten, hinauslehnte, und die Roſen Tyrol ſind nicht häßlich. Als ich durch Steinach fuh und den Markt beſah, worauf Immermann de Sandwirth Hofer mit ſeinen Geſellen auftreten läßt, da fand ich, daß der Markt für eine Inſurgenten-Verſammlung viel zu klein wäre, aber noch immer groß genug iſt, um ſich darauf zu verlieben. Es ſind da nur ein Paar weiße Häuschen, und aus einem kleinen Fenſter guckte eine kleine Sandwirthin und zielte und ſchoß aus ihren großen Augen; — wäre der Wagen nicht ſchnell vorübergerollt, und hätte ſie Zeit gehabt noch einmal zu laden, ſo wäre ich gewiß geſchoſſen. Ich rief: Kutſcher, fahr' zu, mit einer ſolchen Schön-Elſy iſt nicht zu ſpaßen; die ſteckt einem das Haus über dem Kopf in Brand. Als gründlicher Reiſender muß ich auch anführen, daß die Frau Wirthin in Sterzing zwar ſelbſt eine alte Frau iſt, aber dafür zwei junge Töchterlein hat, die einem das Herz, wenn es ausgeſtiegen iſt, durch ihren Anblick recht wohlthätig erwärmen. Aber Dich darf ich nicht vergeſſen, Du Schönſte von allen, Du ſchöne Spinnerin an den Marken Italiens! O hätteſt Du mir, wie Ariadne dem Theſeus, den Faden Deines Geſpinnſtes gegeben, um mich zu leiten durch das Labyrinth dieſes Lebens, jetzt wäre der Minotaurus ſchon beſiegt, und ich würde Dich lieben und küſſen und niemals verlaſſen!

Es iſt ein gutes Zeichen, wenn die Weiber lächeln, ſagt ein chineſiſcher Schriftſteller, und ein deutſcher Schriftſteller war eben dieſer Meinung, als er in Südtyrol, wo Italien beginnt, einem Berge vorbeykam, an deſſen Fuße, auf einem nicht ſehr hohen Steindamm, eines von jenen Häuschen ſtand, die mit ihrer traulichen Gallerie und ihren naiven Malereien uns ſo lieblich anſehen. Auf der einen Seite ſtand ein großes hölzernes Kruzifix, das einem jungen

Weinſtock als Stütze diente, ſo daß es faſt ſchaurig heiter ausſah, wie das Leben den Tod, die ſaftig grünen Reben den blutigen Leib und die gekreuzigten Arme und Beine des Heilands umrankten. Auf der anderen Seite des Häuschens ſtand ein runder Taubenkoſen, deſſen gefiedertes Völkchen flog hin und her, und eine ganz beſonders anmuthig weiße Taube ſaß auf dem hübſchen Spitzdächlein, das, wie die fromme Steinkrone einer Heiligenniſche, über dem Haupte der ſchönen Spinnerin hervorragte. Dieſe ſaß auf der kleinen Gallerie und ſpann, nicht nach der deutſchen Spinnradmethode, ſondern nach jener uralten Weiſe, wo ein flachsumzogener Wocken unter dem Arme gehalten wird, und der abgeſponnene Faden an der freihängenden Spindel hinunterläuft. So ſpannen die Königstöchter in Griechenland, ſo ſpinnen noch jetzt die Parzen und alle Italienerinnen. Sie ſpann und lächelte, unbeweglich ſaß die Taube über ihrem Haupte, und über dem Hauſe ſelbſt ragten hinten die hohen Berge, deren Schneegipfel die Sonne beſchien, daß ſie ausſahen wie eine ernſte Schutzwache von Rieſen mit blanken Helmen auf den Häuptern.

Sie ſpann und lächelte, und ich glaube, ſie hat mein Herz feſtgeſponnen, während der Wagen etwas langſamer vorbeifuhr, wegen des breiten Stromes der Eiſach, die auf der andern Seite des Weg's dahinſchoß. Die lieben Züge kamen mir den ganzen Tag nicht aus dem Gedächtniß, überall ſah ich jenes holde Antlitz, das ein griechiſcher Bildhauer aus dem Dufte einer weißen Roſe geformt zu haben ſchien, ganz ſo hingehaucht zart, ſo überſelig edel, wie er es vielleicht einſt als Jüngling geträumt in einer blühenden Frühlingsnacht. Die Augen freilich hätte kein Grieche erträumen und noch weniger begreifen können. Ich aber ſah ſie und begriff ſie, dieſe romantiſchen Sterne, die ſo zauberhaſt die antike Herrlichkeit beleuchteten. Den ganzen Tag ſah ich dieſe Augen, und ich träumte davon in der folgenden Nacht. Da ſaß ſie wieder und lächelte, die Tauben flatterten hin und her wie Liebesengel, auch die weiße Taube über ihrem Haupte bewegte myſtiſch die Flügel, hinter ihr hoben ſich immer gewaltiger die behelmten Wächter, vor ihr hin jagte der Bach, immer ſtürmiſcher und wilder, die Weinreben umrankten mit ängſtlicher Haſt das gekreuzigte Holzbild, das ſich ſchmerzlich regte, und die leidenden Augen öffnete und aus den Wunden blutete — ſie aber ſpann und lächelte, und an dem Faden ihres Wockens, gleich einer tanzenden Spindel, hing mein eigenes Herz.

Capitel XIV.

Während die Sonne immer ſchöner und herrlicher aus dem Himmel hervorblühte, und Berg und Burgen mit Goldſchleyern umkleidete, wurde es auch in meinem Herzen immer heißer und leuchtender, ich hatte wieder die ganze Bruſt voll Blumen, und dieſe ſproßten hervor und wuchſen mir gewaltig über den Kopf, und durch die eignen Herzblumen hindurch lächelte wieder himmliſch die ſchöne Spinnerin. Befangen in ſolchen Träumen, ſelbſt ein Traum, kam ich nach Italien, und da ich während der Reiſe ſchon ziemlich vergeſſen hatte, daß ich dorthin reiſte, ſo erſchrack ich faſt, als mich all die großen italieniſchen Augen plötzlich anſahen, und das buntverwirrte italieniſche Leben mir leibhaftig, heiß und ſummend, entgegenſtrömte.

Es geſchah dieſes aber in der Stadt Trient, wo ich an einem ſchönen Sonntag des Nachmittags ankam, zur Zeit, wo die Hitze ſich legt und die Italiener aufſtehen und in den Straßen auf- und ab ſpatzieren. Dieſe Stadt liegt alt und gebrochen in einem weiten Kreiſe von blühend grünen Bergen, die, wie ewig junge Götter, auf das morſche Menſchenwerk herabſehen. Gebrochen und morſch liegt daneben auch die hohe Burg, die einſt die Stadt beherrſchte, ein abenteuerlicher Bau aus abenteuerlicher Zeit, mit Spitzen, Vorſprüngen, Zinnen und mit einem breitrunden Thurm, worin nur noch Eulen und öſtreichiſche Invaliden hauſen. Auch die Stadt ſelbſt iſt abenteuerlich gebaut, und wunderſam wird einem zu Sinn bey'm erſten Anblick dieſer uralterthümlichen Häuſer mit ihren verblichenen Freskos, mit ihren zerbröckelten Heiligenbildern, mit ihren Thürmchen, Erkern, Gitterfenſterchen, und jenen hervorſtehenden Giebeln, die eſtradenartig auf grauen alterſchwachen Pfeilern ruhen, welche ſelbſt einer Stütze bedürften. Solcher Anblick wäre allzu wehmüthig, wenn nicht die Natur dieſe abgeſtorbenen Steine mit neuem Leben erfriſchte, wenn nicht ſüße Weinreben jene gebrechlichen Pfeiler, wie die Jugend das Alter, innig und zärtlich umrankten, und wenn nicht noch ſüßere Mädchengeſichter aus jenen trüben Bogenfenſtern hervorguckten, und über den deutſchen Fremdling lächelten, der, wie ein ſchlafwandelnder Träumer, durch die blühenden Ruinen einherſchwankt.

Ich war wirklich wie im Traum, wie in einem Traume, wo man ſich auf irgend etwas beſinnen will, was man ebenfalls einmal geträumt hat. Ich betrachtete abwechſelnd die Häuſer und die Menſchen, und ich meinte faſt, dieſe Häuſer hätte ich einſt in ihren beſſeren Tagen geſehen, als ihre hübſchen Malereien noch farbig glänzten, als die goldenen Zierrathen an den Fenſterfrieſen noch nicht ſo geſchwärzt waren, und als die marmorne Madonna, die das Kind auf dem Arme trägt, noch ihren wunderſchönen Kopf aufhatte, den jetzt die bilderſtürmende Zeit ſo pöbelhaft abgebrochen. Auch die Geſichter der alten Frauen ſchienen mir ſo bekannt, es kam mir vor, als wären ſie herausgeſchnitten aus jenen altitalieniſchen Gemälden, die ich einſt als Knabe in der Düſſeldorfer Gallerie geſehen habe. Ebenfalls die alten Männer ſchienen mir ſo längſt vergeſſen wohlbekannt, und ſie ſchauten mich an mit ernſten Augen, wie aus der Tiefe eines Jahrtauſends. Sogar die kecken jungen Mädchen hatten ſo etwas jahrtauſendlich Verſtorbenes und doch wieder blühend Aufgelebtes, daß mich faſt ein Grauen anwandelte, ein ſüßes Grauen, wie ich es einſt gefühlt, als ich in der einſamen Mitternacht meine Lippen preßte auf die Lippen Marias, einer wunderſchönen Frau, die damals gar keinen Fehler hatte, außer daß ſie todt war. Dann aber mußt' ich wieder über mich ſelbſt lächeln, und es wollte mich bedünken, als ſey die ganze Stadt nichts anderes als eine hübſche Novelle, die ich einſt einmal geleſen, ja, die ich ſelbſt gedichtet, und ich ſey jetzt in mein eigenes Gedicht hineingezaubert worden, und erſchräcke vor den Gebilden meiner eigenen Schöpfung. Vielleicht auch, dacht' ich, iſt das Ganze wirklich nur ein Traum, und ich hätte herzlich gern einen Thaler für eine einzige Ohrfeige gegeben, blos um dadurch zu erfahren, ob ich wachte oder ſchlief.

Wenig fehlte, und ich hätte dieſen Artikel noch wohlfeiler eingehandelt, als ich an der Ecke des Marktes über die dicke Obſtfrau hinſtolperte. Sie begnügte ſich aber damit, mir einige wirkliche Feigen an die Ohren zu werfen, und ich gewann dadurch die Ueberzeugung, daß ich mich in der wirklichſten Wirklichkeit befand, mitten auf dem Marktplatz von Trient, neben dem großen Brunnen, aus deſſen kupfernen Tritonen und Delphinen die ſilberklaren Waſſer gar lieblich ermunternd emporſprangen. Links ſtand ein alter Pallazzo, deſſen Wände mit buntallegoriſchen Figuren bemalt waren, und auf deſſen Terraſſe einige grau öſtreichiſche Soldaten zum Heldenthume abgerichtet wurden. Rechts ſtand ein gothiſch-lombardiſch kapriziöſes Häuslein, in deſſen Innerm eine ſüße, flatterhafte Mädchenſtimme ſo keck und luſtig trillerte, daß die verwitterten Mauern vor Vergnügen oder Baufälligkeit zitterten, während oben aus dem Spitzfenſter eine ſchwarze, labyrinthiſch gekräuſelte, komödiantenhafte Friſur herausguckte, worunter ein ſcharfgezeichnetes, dünnes Geſicht hervortrat, das nur auf der linken Wange geſchminkt war, und daher ausſah wie ein Pfannkuchen, der erſt auf einer Seite gebacken iſt. Vor mir aber, in der Mitte, ſtand der uralte Dom, nicht groß, nicht düſter, ſondern wie ein heiterer Greis, recht bejahrt zutraulich und einladend.

Capitel XV.

Als ich den grünſeidenen Vorhang, der den Eingang des Doms bedeckte, zurückſchob und eintrat in das Gotteshaus, wurde mir Leib und Herz angenehm erfriſcht von der lieblichen Luft, die dort wehte, und von dem beſänftigend magiſchen Lichte, das durch die buntbemalten Fenſter auf die betende Verſammlung herabfloß. Es waren meiſtens Frauenzimmer, in lange Reihen hingeſtreckt auf den niedrigen Betbänken. Sie beteten bloß mit leiſer Lippenbewegung, und fächerten ſich dabei beſtändig mit großen grünen Fächern, ſo daß man nichts hörte als ein unaufhörlich heimliches Wiſpern, und nichts ſah als Fächerſchlag und wehende Schleier. Der knarrende Tritt meiner Stiefeln ſtörte manche ſchöne Andacht, und große katholiſche Augen ſahen mich an, halb neugierig, halb liebwillig, und mochten mir wohl rathen, mich ebenfalls hinzuſtrecken und Seelenſieſte zu halten.

Wahrlich, ein ſolcher Dom mit ſeinem gedämpften Lichte und ſeiner wehenden Kühle iſt ein angenehmer Aufenthalt, wenn draußen greller Sonnenſchein und drückende Hitze. Davon hat man gar keinen Begriff in unſerem proteſtantiſchen Norddeutſchland, wo die Kirchen nicht ſo komfortabel gebaut ſind, und das Licht ſo frech durch die unbemalten Vernunftſcheiben hineinſchießt, und ſelbſt die kühlen Predigten vor der Hitze nicht genug ſchützen. Man mag ſagen was man will, der Katholizismus iſt eine gute Sommerreligion. Es läßt ſich gut liegen auf den

Bänken dieſer alten Dome, man genießt dort die kühle Andacht, ein heiliges Dolce far niente, man betet und träumt und ſündigt in Gedanken, die Madonnen nicken ſo verzeihend aus ihren Niſchen, weiblich geſinnt verzeihen ſie ſogar, wenn man ihre eignen holden Züge in die ſündigen Gedanken verflochten hat, und zum Ueberfluß ſteht noch in jeder Ecke ein brauner Nothſtuhl des Gewiſſens, wo man ſich ſeiner Sünden entledigen kann.

In einem ſolchen Stuhle ſaß ein junger Mönch mit ernſter Miene; das Geſicht der Dame, die ihm ihre Sünden beichtete, war mir aber theils durch ihren weißen Schleyer, theils durch das Seitenbrett des Beichtſtuhls verborgen. Doch kam außerhalb deſſelben eine Hand zum Vorſchein, die mich gleichſam feſthielt. Ich konnte nicht aufhören dieſe Hand zu betrachten; das bläuliche Geäder und der vornehme Glanz der weißen Finger war mir ſo befremdlich wohlbekannt, und alle Traumgewalt meiner Seele kam in Bewegung, um ein Geſicht zu bilden, das zu dieſer Hand gehören konnte. Es war eine ſchöne Hand, und nicht wie man ſie bei jungen Mädchen findet, die halb Lamm, halb Roſe, nur gedankenloſe, vegetabil animaliſche Hände haben, ſie hatte vielmehr ſo etwas Geiſtiges, ſo etwas geſchichtlich Reizendes, wie die Hände von ſchönen Menſchen, die ſehr gebildet ſind oder viel gelitten haben. Dieſe Hand hatte dabei auch ſo etwas rührend Unſchuldiges, daß es ſchien, als ob ſie nicht mitzubeichten brauche, und auch nicht hören wolle was ihre Eigenthümerin beichtete, und gleichſam draußen warte, bis dieſe fertig ſey. Das dauerte aber lange; die Dame mußte viele Sünden zu erzählen haben. Ich konnte nicht länger warten, meine Seele drückte einen unſichtbaren Abſchiedskuß auf die ſchöne Hand, dieſe zuckte in demſelben Momente, und zwar ſo eigenthümlich, wie die Hand der todten Maria zu zucken pflegte, wenn ich ſie berührte. Um Gotteswillen, dacht' ich, was thut die todte Maria in Trient? — und ich eilte aus dem Dome.

Capitel XVI.

Als ich wieder über den Marktplatz ging, grüßte mich an der Ecke die bereits erwähnte Obſtfrau, recht freundlich und recht zutraulich, als wären wir alte Bekannte. Gleichviel, dacht' ich, wie man eine Bekanntſchaft macht, wenn man nur mit einander bekannt wird. Ein Paar an die Ohren geworfene Feigen ſind zwar nicht immer die beſte Introduction; aber ich und die Obſtfrau ſahen uns jetzt doch ſo freundlich an, als hätten wir uns wechſelſeitig die beſten Empfehlungsſchreiben überreicht. Die Frau hatte auch keineswegs ein übles Ausſehn. Sie war freilich ſchon etwas in jenem Alter, wo die Zeit unſere Dienſtjahre mit fatalen Chevets auf die Stirne anzeichnet, jedoch dafür war ſie auch deſto korpulenter, und was ſie an Jugend eingebüßt, das hatte ſie an Gewicht gewonnen. Dazu trug ihr Geſicht noch immer die Spuren großer Schönheit, und wie auf alten Töpfen ſtand darauf geſchrieben: "lieben und geliebt zu werden, iſt das größte Glück auf Erden.„ Was ihr aber den köſtlichſten Reiz verlieh, das war die Friſur, die gekräuſelten Locken, kreideweiß gepudert, mit Pommade reichlich gedüngt, und idylliſch mit weißen Glockenblumen durchſchlungen. Ich betrachtete dieſe Frau mit derſelben Aufmerkſamkeit, wie irgend ein Antiquar ſeine ausgegrabenen Marmortorſos betrachtet, ich konnte an jener lebenden Menſchenruine noch viel mehr ſtudieren, ich konnte die Spuren aller Civiliſationen Italiens an ihr nachweiſen, der etruskiſchen, römiſchen, gothiſchen, lombardiſchen, bis herab auf die gepudert moderne, und recht intereſſant war mir das civiliſirte Weſen dieſer Frau im Kontraſt mit Gewerb und leidenſchaftlicher Gewöhnung. Nicht minder intereſſant waren mir die Gegenſtände ihres Gewerbes, die friſchen Mandeln, die ich noch nie in ihrer urſprünglich grünen Schale geſehn, und die duftig friſchen Feigen, die hochaufgeſchüttet lagen, wie bei uns die Birnen. Auch die großen Körbe mit friſchen Citronen und Orangen ergötzten mich; und wunderlieblicher Anblick! in einem leeren Korbe daneben lag ein bildſchöner Knabe, der ein kleines Glöckchen in den Händen hielt, und während jetzt die große Domglocke läutete, zwiſchen jedem Schlag derſelben mit ſeinem kleinen Glöckchen klingelte, und dabei ſo weltvergeſſen ſelig in den blauen Himmel hineinlächelte, daß mir ſelbſt wieder die drolligſte Kinderlaune im Gemüthe aufſtieg, und ich mich, wie ein Kind, vor die lachenden Körbe hinſtellte und naſchte und mit der Obſtfrau diskurirte.

Wegen meines gebrochenen Italieniſchſprechens hielt ſie mich im Anfang für einen Engländer; aber ich geſtand ihr, daß ich nur ein Deutſcher ſey. Sie machte ſogleich viele geographiſche, ökonomiſche, hortologiſche, klimatiſche Fragen über Deutſchland, und wunderte ſich, als ich ihr ebenfalls geſtand, daß bei uns keine Citronen wachſen, daß wir die wenigen Citronen, die wir aus Italien bekommen, ſehr preſſen müſſen, wenn wir Punſch machen, und daß wir dann aus Verzweiflung deſto mehr Rum zugießen. Ach liebe Frau! ſagte ich ihr, in unſerem Lande iſt es ſehr froſtig und feucht, unſer Sommer iſt nur ein grünangeſtrichener Winter, ſogar die Sonne muß bey uns eine Jacke von Flanell tragen, wenn ſie ſich nicht erkälten will; bei dieſem gelben Flanellſonnenſchein können unſere Früchte nimmermehr gedeihen, ſie ſehen verdrießlich und grün aus, und unter uns geſagt, das einzige reife Obſt, das wir haben, ſind gebratene Aepfel. Was die

Feigen betrifft, ſo müſſen wir ſie ebenfalls, wie die Citronen und Orangen, aus fremden Ländern beziehen, und durch das lange Reiſen werden ſie dumm und mehlig; nur die ſchlechteſte Sorte können wir friſch aus der erſten Hand bekommen, und dieſe iſt ſo bitter, daß, wer ſie umſonſt bekommt, noch obendrein eine Realinjurienklage anſtellt. Von den Mandeln haben wir blos die geſchwollenen. Kurz, uns fehlt alles edle Obſt, und wir haben nichts als Stachelbeeren, Birnen, Haſelnüſſe, Zwetſchen und dergleichen Pöbel.

Capitel XVII.

Ich freute mich wirklich, ſchon gleich bei meiner Ankunft in Italien eine gute Bekanntſchaft gemacht zu haben, und hätten mich nicht wichtige Gefühle nach Süden gezogen, ſo wäre ich vor der Hand in Trient geblieben, bei der guten Obſtfrau, bei den guten Feigen und Mandeln, bei dem kleinen Glöckner, und ſoll ich die Wahrheit ſagen, bei den ſchönen Mädchen, die rudelweiſe vorbeiſtrömten. Ich weiß nicht, ob andere Reiſende hier das Beiwort ''ſchön,, billigen werden; mir aber gefielen die Trienterinnen ganz ausnehmend gut. Es war juſt die

Sorte, die ich liebe: — und ich liebe dieſe blaſſen, elegiſchen Geſichter, wo die großen, ſchwarzen Augen ſo liebeskrank herausſtrahlen; ich liebe auch den dunkeln Teint jener ſtolzen Hälſe, die ſchon Phöbos geliebt und braun geküßt hat; ich liebe ſogar jene überreife Nacken, worin purpurne Pünktchen, als hätten lüſterne Vögel daran gepickt; vor allem aber liebe ich jenen genialen Gang, jene ſtumme Muſik des Leibes, jene Glieder, die ſich in den ſüßeſten Rhythmen bewegen, üppig, ſchmiegſam, göttlich liederlich, ſterbefaul, dann wieder ätheriſch erhaben, und immer hochpoetiſch. Ich liebe dergleichen, wie ich die Poeſie ſelbſt liebe, und dieſe melodiſch bewegten Geſtalten, dieſes wunderbare Menſchenkonzert, das an mir vorüberrauſchte, fand ſein Echo in meinem Herzen, und weckte darin die verwandten Töne.

Es war jetzt nicht mehr die Zaubermacht der erſten Ueberraſchung, die Mährchenhaftigkeit der wildfremden Erſcheinung, es war ſchon der ruhige Geiſt, der, wie ein wahrer Kritiker ein Gedicht lieſt, jene Frauenbilder mit entzückt beſonnenem Auge betrachtete. Und bei ſolcher Betrachtung entdeckt man viel, viel Trübes, den Reichthum der Vergangenheit, die Armuth der Gegenwart und den zurückgebliebenen Stolz. Gern möchten die Töchter Trients ſich noch ſchmücken wie zu den Zeiten des Konziliums, wo die Stadt blühte in Sammt und Seide; aber das Konzilium hat wenig ausgerichtet, der Sammt iſt abgeſchabt, die Seide zerfetzt, und den armen Kindern blieb nichts als kümmerlicher Flitterſtaat, den ſie in der Woche ängſtlich ſchonen, und womit ſie ſich nur noch des Sonntags putzen. Manche aber entbehren auch dieſer Reſte eines verſchollenen Luxus, und müſſen ſich mit allerlei ordinairen und wohlfeilen Fabrikaten unſers Zeitalters behelfen. Da giebt es nun gar rührende Contraſte zwiſchen Leib und Kleid; der feingeſchnittene

Mund ſcheint fürſtlich, gebieten zu dürfen, und wird höhniſch überſchattet von einem armſeligen Baſthut mit zerknitterten Papierblumen, der ſtolzeſte Buſen wogt in einer Krauſe von plump falſchen Garnſpitzen, und die geiſtreichſten Hüften umſchließt der dümmſte Kattun. Wehmuth, dein Name iſt Kattun, und zwar braungeſtreifter Kattun! Denn ach! nie hat mich etwas wehmüthiger geſtimmt, als der Anblick einer Trienterin, die an Geſtalt und Geſichtsfarbe einer marmornen Göttin glich, und auf dieſem antik edlen Leib ein Kleid von braungeſtreiftem Kattun trug, ſo daß es ausſah, als ſey die ſteinerne Niobe plötzlich luſtig geworden, und habe ſich maskirt in unſere moderne Kleintracht, und ſchreite bettelſtolz und grandios unbeholfen durch die Straßen Trients.

Capitel XVIII.

Als ich nach der Lokanda dell' Grande Europa zurückkehrte, wo ich mir ein gutes Pranzo beſtellt hatte, war mir wirklich ſo wehmüthig zu Sinn daß ich nicht eſſen konnte, und das will viel ſagen. Ich ſetzte mich vor die Thüre der nachbarlichen Botega, erfriſchte mich mit Sorbet und ſprach in mich hinein:

Grillenhaftes Herz! jetzt biſt du ja in Italien — warum tirilirſt du nicht? Sind vielleicht die alten deutſchen Schmerzen, die kleinen Schlangen, die ſich tief in dir verkrochen, jetzt mit nach Italien gekommen, und ſie freuen ſich jetzt, und eben ihr gemeinſchaftlicher Jubel erregt nun in der Bruſt jenes pitoreske Weh, das darin ſo ſeltſam ſticht und hüpft und pfeift? Und warum ſollten ſich die alten Schmerzen nicht auch einmal freuen? Hier in Italien iſt es ja ſo ſchön, das Leiden ſelbſt iſt hier ſo ſchön, in dieſen gebrochenen Marmorpallazzos klingen die Seufzer viel romantiſcher, als in unſeren netten Ziegelhäuschen, unter jenen Lorbeerbäumen läßt ſich viel wollüſtiger weinen als unter unſeren mürriſch zackigen Tannen, und nach den idealiſchen Wolkenbildern des himmelblauen Italiens läßt ſich viel ſüßer hinaufſchmachten als nach dem aſchgrau deutſchen Werkeltagshimmel, wo ſogar die Wolken nur ehrliche Spießbürgerfratzen ſchneiden und langweilig herabgähnen! Bleibt nur in meiner Bruſt, Ihr Schmerzen! ihr findet nirgends ein beſſeres Unterkommen. Ihr ſeyd mir lieb und werth, und keiner weiß Euch beſſer zu hegen und zu pflegen als ich, und ich geſtehe Euch, Ihr macht mir Vergnügen. Und überhaupt, was iſt denn Vergnügen? Vergnügen iſt nichts als ein höchſt angenehmer Schmerz.

Ich glaube, die Muſik, die, ohne daß ich darauf achtete, vor der Botega erklang, und einen Kreis von Zuſchauern ſchon um ſich gezogen, hatte melodramatiſch dieſen Monolog begleitet. Es war ein wunderliches Trio, beſtehend aus zwey Männern und einem jungen Mädchen, das die Harfe ſpielte. Der eine von jenen beiden, winterlich gekleidet in einen weißen Flausrock, war ein ſtämmiger Mann, mit einem dickrothen Banditengeſicht, das aus den ſchwarzen Haupt- und Barthaaren, wie ein drohender Comet, hervorbrannte, und zwiſchen den Beinen hielt er eine ungeheure Baßgeige, die er ſo wüthend ſtrich, als habe er in den Abruzzen einen armen Reiſenden niedergeworfen und wolle ihm geſchwinde die Gurgel abſiedeln; der andre war ein langer, hagerer Greis, deſſen morſche Gebeine in einem abgelebt ſchwarzen Anzuge ſchlotterten, und deſſen ſchneeweiße Haare mit ſeinem Buffogeſang und ſeinen närriſchen Capriolen gar kläglich contraſtirten. Iſt es ſchon betrübend, wenn ein alter Mann die Ehrfurcht, die man ſeinen Jahren ſchuldig iſt, aus Noth verkaufen, und ſich zur Poſſenreißerey hergeben muß; wie viel trübſeliger iſt es noch, wenn er ſolches in Gegenwart oder gar in Geſellſchaft ſeines Kindes thut! und jenes Mädchen war die Tochter des alten Buffo, und ſie akkompagnirte mit der Harfe die unwürdigſten Späße des greiſen Vaters, oder ſtellte auch die Harfe bei Seite und ſang mit ihm ein komiſches Duett, wo er einen verliebten alten Gecken, und ſie ſeine junge neckiſche Amante vorſtellte. Obendrein ſchien das Mädchen kaum aus den Kinderjahren getreten zu ſeyn, ja es ſchien, als habe man das Kind, ehe es noch zur Jungfräulichkeit gelangt war, gleich zum Weibe gemacht, und zwar zu keinem züchtigen Weibe. Daher das bleichſüchtige Welken und der zuckende Mißmuth des ſchönen Geſichtes, deſſen ſtolzgeſchwungene Formen jedes ahnende Mitleid gleichſam verhöhnten; daher die verborgene Kümmerlichkeit der Augen, die unter ihren ſchwarzen Triumphbogen ſo herausfordernd leuchteten; daher der tiefe Schmerzenston, der ſo unheimlich kontraſtirte mit den lachend ſchönen Lippen, denen er entſchlüpfte; daher die Krankhaftigkeit der überzarten Glieder, die ein kurzes, ängſtlich violettes Seidenkleidchen ſo tief als möglich umflutterte. Dabei flaggten grellbunte Atlasbänder auf dem verjährten Strohhut und die Bruſt zierte gar ſinnbildlich eine offne Roſenknospe, die mehr gewaltſam aufgeriſſen als in eigener Entfaltung aus der grünen Hülle hervorgeblüht zu ſeyn ſchien. Indeſſen, über dem unglücklichen Mädchen, dieſem Frühling, den der Tod ſchon verderblich angehaucht, lag eine unbeſchreibliche Anmuth, eine Grazie, die ſich in jeder Miene, in jeder Bewegung, in jedem Tone kund gab, und ſelbſt dann nicht ganz ſich verläugnete, wenn ſie mit vorgeworfenem Leibchen und ironiſcher Lüſternheit dem alten Vater entgegen tänzelte, der eben ſo unſittſam, mit vorgeſtrecktem Bauchgerippe zu ihr heranwackelte. Je frecher ſie ſich gebehrdete, deſto tieferes Mitleiden ſtößte ſie mir ein, und wenn ihr Geſang dann weich und wunderbar aus ihrer Bruſt hervorſtieg und gleichſam um Verzeihung bat, dann jauchzten in meiner Bruſt die kleinen Schlangen, und biſſen ſich vor Vergnügen in den Schwanz. Auch die Roſe ſchien mich dann wie bittend anzuſehen, einmal ſah ich ſie ſogar zittern, erbleichen — aber in demſelben Augenblick ſchlugen die Triller des Mädchens um ſo lachender in die Höhe, der Alte meckerte noch verliebter, und das rothe Cometgeſicht marterte ſeine Bratſche ſo grimmig, daß ſie die entſetzlich drolligſten Töne von ſich gab und die Zuhörer noch toller jubelten.

Capitel XIX.

Es war ein ächt italieniſches Muſikſtück, aus irgend einer beliebten Opera Buffa, jener wunderſamen Gattung, die dem Humor den freyeſten Spielraum gewährt, und worin er ſich all' ſeiner ſpringenden Luſt, ſeiner tollen Empfindeley, ſeiner lachenden Wehmuth, und ſeiner lebensſüchtigen Todesbegeiſterung überlaſſen kann. Es war ganz Roſſiniſche Weiſe, wie ſie ſich im Barbier von Sevilla am lieblichſten offenbart. Die Verächter italieniſcher Muſik, die auch dieſer Gattung den Stab brechen, werden einſt in der Hölle ihrer wohlverdienten Strafe nicht entgehen, und ſind vielleicht verdammt, die lange Ewigkeit hindurch nichts anderes zu hören, als Fugen von Sebaſtian Bach. Leid iſt es mir um ſo manchen meiner Collegen, z. B. um Rellſtab, der ebenfalls dieſer Verdammniß nicht entgehen wird, wenn er ſich nicht vor ſeinem Tode zu Roſſini bekehrt. Roſſini, divino Maestro, Helios von Italien, der du deine klingenden Stralen über die Welt verbreiteſt! verzeih meinen armen Landsleuten, die dich läſtern auf Schreibpapier und auf Löſchpapier! Ich aber erfreue mich deiner goldenen Töne, deiner melodiſchen Lichter, deiner funkelnden Schmetterlingsträume, die mich ſo lieblich umgaukeln, und mir das Herz küſſen, wie mit Lippen der Grazien! Divino Maestro, verzeih meinen armen Landsleuten, die deine Tiefe nicht ſehen, weil du ſie mit Roſen bedeckſt, und denen du nicht gedankenſchwer und gründlich genug biſt, weil du ſo leicht flatterſt, ſo gottbeflügelt! — Freylich, um die heutige italieniſche

Muſik zu lieben und durch die Liebe zu verſtehn, muß man das Volk ſelbſt vor Augen haben, ſeinen Himmel, ſeinen Charakter, ſeine Mienen, ſeine Leiden, ſeine Freuden, kurz ſeine ganze Geſchichte, von Romulus, der das heilige römiſche Reich geſtiftet, bis auf die neueſte Zeit, wo es zu Grunde ging, unter Romulus Auguſtulus II. Dem armen geknechteten Italien iſt ja das Sprechen verboten, und es darf nur durch Muſik die Gefühle ſeines Herzens kund geben. All ſein Groll gegen fremde Herrſchaft, ſeine Begeiſtrung für die Freyheit. ſein Wahnſinn über das Gefühl der Ohnmacht, ſeine Wehmuth bey der Erinnerung an vergangene Herrlichkeit, dabey ſein leiſes Hoffen, ſein Lauſchen, ſein Lechzen nach Hülfe, alles dieſes verkappt ſich in jene Melodien, die von groteſker Lebenstrunkenheit zu elegiſcher Weichheit herabgleiten, und in jene Pantominen, die von ſchmeichelnden Careſſen zu drohendem Ingrimm überſchnappen.

Das iſt der eſoteriſche Sinn der Opera Buffa. Die exoteriſche Schildwache, in deren Gegenwart ſie geſungen und dargeſtellt wird, ahnt nimmermehr die Bedeutung dieſer heiteren Liebesgeſchichten, Liebesnöthen und Liebesneckereyen, worunter der Italiener ſeine tödlichſten Befreyungsgedanken verbirgt, wie Harmodius und Ariſtogiton ihren Dolch verbargen in einem Kranze von Myrthen. Das iſt halt närriſches Zeug, ſagt die exoteriſche Schildwache, und es iſt gut, daß ſie nichts merkt. Denn ſonſt würde der Impreſſario, mitſammt der Prima Donna und dem Primo Uomo, bald jene Bretter betreten, die eine Feſtung bedeuten; es würde eine Unterſuchungskommiſſion niedergeſetzt werden, alle ſtaatsgefährliche Triller und revoluzionärriſche Colloraturen kämen zu Protokoll, man würde eine Menge Arlekine, die in weiteren Verzweigungen verbrecheriſcher Umtriebe verwickelt ſind, auch den Tartaglia, den Brighella, ſogar den alten bedächtigen Pantalon arretiren, dem Dottore von Bologna würde man die Papiere verſiegeln, er ſelbſt würde ſich in noch größeren Verdacht hineinſchnattern, und Columbine müßte ſich, über dieſes Familienunglück, die Augen roth weinen. Ich denke aber, daß ſolches Unglück noch nicht über dieſe guten Leute hereinbrechen wird, indem die italieniſchen Demagogen pfiffiger ſind als die armen Deutſchen, die, Aehnliches beabſichtigend, ſich als ſchwarze Narren mit ſchwarzen Narrenkappen vermummt hatten, aber ſo auffallend trübſelig ausſahen und bey ihren gründlichen Narrenſprüngen, die ſie Turnen nannten, ſich ſo gefährlich anſtellten und ſo ernſthafte Geſichter ſchnitten, daß die Regierungen endlich aufmerkſam werden nnd ſie einſtecken mußten.

Capitel XX.

Die kleine Harfeniſtin mußte wohl bemerkt haben, daß ich, während ſie ſang und ſpielte, oft nach ihrer Buſenroſe hinblickte, und als ich nachher auf den zinnernen Teller, womit ſie ihr Honorar einſammelte, ein Geldſtück warf, das nicht allzuklein war, da lächelte ſie ſchlau, und frug heimlich: ob ich ihre Roſe haben wolle?

Nun bin ich aber der höflichſte Menſch von der Welt, und um die Welt! möchte ich nicht eine Roſe beleidigen, und ſey es auch eine Roſe, die ſich ſchon ein bischen verduftet hat. Und wenn ſie auch nicht mehr, ſo dacht' ich, ganz friſch riecht, und nicht mehr im Geruche der Tugend iſt, wie etwa die Roſe von Saron, was kümmert es mich, der ich ja doch den Stockſchnupfen habe! Und nur die Menſchen nehmens ſo genau. Der Schmetterling fragt nicht die Blume: hat ſchon ein Anderer dich geküßt? Und dieſe fragt nicht: haſt du ſchon eine Andere umflattert? Dazu kam noch, daß die Nacht hereinbrach, und des Nachts, dacht' ich, ſind alle Blumen grau, die ſündigſte Roſe eben ſo gut wie die tugendhafteſte Peterſilie. Kurz und gut, ohne allzu langes Zögern ſagte ich zu der kleinen Harfeniſtin: Si Signora — — —

Denk nur nichts Böſes, lieber Leſer. Es war dunkel geworden, und die Sterne ſahen ſo klar und fromm herab in mein Herz. Im Herzen ſelbſt aber zitterte die Erinnerung an die todte Maria. Ich dachte wieder an jene Nacht, als ich vor dem Bette ſtand, worauf der ſchöne, blaſſe Leib lag, mit ſanften ſtillen Lippen — Ich dachte wieder an den ſonderbaren Blick, den mir die alte Frau zuwarf, die bey der Leiche wachen ſollte und mir ihr Amt auf einige Stunden überließ — Ich dachte wieder an die Nachtviole, die im Glaſe auf dem Tiſche ſtand und ſo ſeltſam duftete — Auch durchſchauerte mich wieder der Zweifel: ob es wirklich ein Windzug war, wovon die Lampe erloſch? Ob' wirklich kein Dritter im Zimmer war?

Capitel XXI.

Ich ging bald zu Bette, ſchlief bald ein und verwickelte mich in närriſche Träume. Ich träumte mich nemlich wieder einige Stunden zurück, ich kam wieder an in Trient, ich ſtaunte wieder wie vorher, und jetzt um ſo mehr, da lauter Blumen ſtatt Menſchen in den Straßen ſpatzieren gingen.

Da wandelten glühende Nelken, die ſich wolluͤſtig fächerten, kokettirende Balſaminen, Hyazinthen mit hübſchen leeren Glockenköpfchen, hinterher ein Troß von ſchnurrbärtigen Narziſſen und tölpelhaften Ritterſporen. An der Ecke zankten ſich zwey Masliebchen. Aus dem Fenſter eines alten Hauſes von krankhaftem Ausſehen guckte eine geſprenkelte Levkoje, gar närriſch buntgeputzt, und hinter ihr erklang eine niedlich duftende Veilchenſtimme. Auf dem Balkon des großen Palazzos am Markte war der ganze Adel verſammmelt, die hohe Nobleſſe, nemlich jene Lilien, die nicht arbeiten und nicht ſpinnen und ſich doch eben ſo prächtig dünken wie König Salomon in all ſeiner Herrlichkeit. Auch die dicke Obſtfrau glaubte ich dort zu ſehen; doch als ich genauer hinblickte, war es nur eine verwinterte Ranunkel, die gleich auf mich loskeifte: „Was wollen Sie unreife Blithe? Sie ſaure Jurke? Sie ordinäre Blume mit man eenen Stoobfaden? Ich will Ihnen ſchon begießen!" Vor Angſt eilte ich in den Dom, und überrannte faſt ein altes hinkendes Stiefmütterchen, das ſich von einem Gänſeblümchen das

Gebetbuch nachtragen ließ. Im Dome aber war es wieder recht angenehm; in langen Reihen ſaßen da Tulpen von allen Farben und bewegten andächtig die Köpfe. Im Beichtſtuhl ſaß ein ſchwarzer Rettig, und vor ihm kniete eine Blume, deren Geſicht nicht zum Vorſchein kam. Doch ſie duftete ſo wohlbekannt ſchauerlich, daß ich ſeltſamerweiſe wieder an die Nachtviole dachte, die im Zimmer ſtand, wo die todte Maria lag.

Als ich wieder aus dem Dome trat, begegnete mir ein Leichenzug von lauter Roſen mit ſchwarzen Flören und weißen Taſchentüchern, und ach! auf der Bahre lag die frühzerriſſene Roſe, die ich am Buſen der kleinen Harfeniſtin kennen gelernt. Sie ſah jetzt noch viel anmuthiger aus, aber ganz kreideblaß, eine weiße Roſenleiche. Bey einer kleinen Capelle wurde der Sarg niedergeſetzt; da gab es nichts als Weinen und Schluchzen, und endlich trat eine alte Klatſchroſe hervor und hielt eine lange Leichenpredigt, worin ſie viel ſchwatzte von den Tugenden der Hingeſchiedenen, von einem irdiſchen Katzenjammerthal, von einem beſſeren Seyn, von Liebe, Hoffnung und Glaube, Alles in einem näſelnd ſingenden Tone, eine breitgewäſſerte Rede, und ſo lang und langweilig, daß ich davon erwachte.

Capitel XXII.

Mein Vetturin hatte früher denn Helios ſeine Gäule angeſchirrt, und ſchon um Mittagszeit erreichten wir Ala. Hier pflegen die Vetturine einige Stunden zu halten, um ihre Wagen zu wechſeln.

Ala iſt ſchon ein ächt italieniſches Neſt. Die Lage iſt pittoresk, an einem Berghang, ein Fluß rauſcht vorbey, heitergrüne Weinreben umranken hie und da die übereinanderſtolpernden, zuſammengeflickten Bettlerpalläſte. An der Ecke des windſchiefen Marktes, der ſo klein iſt wie ein Hünerhof, ſteht mit großmächtigen, gigantiſchen Buchſtaben: Piazza di San Marco. Auf dem ſteinernen Bruchſtück eines großen, altadligen Wappenſchilds, ſaß dort ein kleiner Knabe und nothdürftelte. Die blanke Sonne beſchien ſeine naive Rückſeite, und in den Händen hielt er ein papiernes Heiligenbild, das er vorher inbrünſtig küßte. Ein kleines, bildſchönes Mädchen ſtand betrachtungsvoll daneben, und blies zuweilen akkompagnirend in eine hölzerne Kindertrompete.

Das Wirthshaus, wo ich einkehrte und zu Mittag ſpeiſte, war ebenfalls ſchon von ächt italieniſcher Art. Oben, auf dem erſten Stockwerk, eine freye Eſtrade mit der Ausſicht nach dem Hofe, wo zerſchlagene Wagen und ſehnſüchtige Miſthaufen lagen, Truthähne mit närriſch rothen Schnabellappen und bettelſtolze Pfauen einherſpazierten, und ein halb Dutzend zerlumpter, ſonnverbrannter Buben ſich nach der Bell- und Lankaſterſchen Methode lauſten. Auf jener Eſtrade, längs dem gebrochenen Eiſengeländer, gelangt man in ein weites hallendes Zimmer. Fußboden von Marmor, in der Mitte ein breites Bett, worauf die Flöhe Hochzeit halten; überall großartiger Schmutz. Der Wirth ſprang hin und her, um meine Wünſche zu vernehmen. Er trug einen haſtig grünen Leibrock und ein vielfältig bewegtes Geſicht, worin eine lange höckerige Naſe, mit einer haarigen rothen Warze, die mitten darauf ſaß, wie ein rothjäckiger Affe auf dem Rücken eines Kameels. Er ſprang hin und her, und es war dann, als ob das rothe Aeffchen auf ſeiner Naſe ebenfalls hin und her ſpränge. Es dauerte aber eine Stunde, ehe er das Mindeſte brachte, und wenn ich deshalb ſchalt, ſo betheuerte er, daß ich ſchon ſehr gut Italieniſch ſpreche.

Ich mußte mich lange mit dem lieblichen Bratenduft begnügen, der mir entgegenwogte aus der thürloſen Küche gegenüber, wo Mutter und Tochter neben einander ſaßen und ſangen und Hühner rupften. Erſtere war remarkabel korpulent; Brüſte, die ſich überreichlich hervorbäumten, die jedoch noch immer klein waren im Vergleich mit dem koloſſalen Hintergeſtell, ſo daß jene erſt die Inſtituzionen zu ſeyn ſchienen, dieſes aber ihre erweiterte Ausführung als Pandekten. Die Tochter, eine nicht ſehr große, aber ſtark geformte Perſon, ſchien ſich ebenfalls zur Korpulenz hinzuneigen; aber ihr blühendes Fett war keineswegs mit dem alten Talg der Mutter zu vergleichen. Ihre Geſichtszüge waren nicht ſanft, nicht jugendlich liebreizend, jedoch ſchön gemeſſen, edel, antik; Locken und Augen brennend ſchwarz. Die Mutter hingegen hatte flache, ſtumpfe Geſichtszüge, eine roſenrothe Naſe, blaue Augen, wie Veilchen in Milch gekocht, und liljenweiß gepuderte Haare.

Dann und wann kam der Wirth, il Signor padre, herangeſprungen, und fragte nach irgend einem Geſchirr oder Geräthe, und im Rezitativ bekam er die ruhige Weiſung, es ſelbſt zu ſuchen. Dann ſchnalzte er mit der Zunge, kramte in den Schränken, koſtete aus den kochenden Töpfen, verbrannte ſich das Maul und ſprang wieder fort, und mit ihm ſein Naſenkameel und das rothe Aeffchen. Hinter ihnen drein ſchlugen dann die luſtigſten Triller, wie liebreiche Verhöhnung und Familienneckerey.

Aber dieſe gemüthliche, faſt idylliſche Wirthſchaft unterbrach plötzlich ein Donnerwetter; ein vierſchrötiger Kerl mit einem brüllenden Mordgeſicht ſtürzte herein, und ſchrie etwas, das ich nicht verſtand. Als beide Frauenzimmer verneinend die Köpfe ſchüttelten, gerieth er in die tollſte Wuth und ſpie Feuer und Flamme, wie ein kleiner Veſuv, der ſich ärgert. Die Wirthin ſchien in Angſt zu gerathen, und flüſterte begütigende Worte, die aber eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachten, ſo daß der raſende Menſch eine eiſerne Schaufel ergriff, einige unglückliche Teller und Flaſchen zerſchlug, und auch die arme Frau geſchlagen haben würde, hätte nicht die Tochter ein langes Küchenmeſſer erfaßt und ihn niederzuſtechen gedroht, im Fall er nicht ſogleich abzöge.

Es war ein ſchöner Anblick, das Mädchen ſtand da blaßgelb und vor Zorn erſtarrend, wie ein Marmorbild, die Lippen ebenfalls bleich, die Augen tief und tödlich, eine blaugeſchwollene Ader quer über der Stirn, die ſchwarzen Locken wie flatternde Schlangen, in den Händen ihr blutiges Meſſer — Ich ſchauerte vor Luſt, denn leibhaftig ſah ich vor mir das Bild der Medea, wie ich es oft geträumt in meinen Jugendnächten, wenn ich entſchlummert war an dem lieben Herzen Melpomene's, der finſter ſchönen Göttin.

Während dieſer Scene kam der Signor Padre nicht im mindeſten aus dem Geleiſe, mit geſchäftiger Seelenruhe raffte er die Scherben vom Boden auf, ſuchte die Teller zuſammen, die noch am Leben geblieben, brachte mir darauf: Zuppa mit Parmeſankäſe, einen Braten derb und feſt wie deutſche Treue, Krebſe roth wie Liebe, grünen Spinat wie Hoffnung mit Eyer, und zum Deſſert geſtovte Zwiebeln, die mir Thränen der Rührung aus den Augen lockten. Das hat nichts zu bedeuten, das iſt nun mal Pietro's Methode, ſprach er, als ich verwundert nach der Küche zeigte; und wirklich, nachdem der Urheber des Zanks ſich entfernt hatte, ſchien es, als ob dort gar nichts vorgefallen ſey, Mutter und Tochter ſaßen wieder ruhig nach wie vor, und ſangen und rupften Hühner.

Die Rechnung überzeugte mich, daß auch der Signor Padre ſich aufs Rupfen verſtand, und als ich ihm dennoch, außer der Zahlung, etwas für die gute Hand gab, da nieſte er ſo vergnügt ſtark, daß das Aeffchen beynah von ſeinem Sitze herabgefallen wäre. Hierauf winkte ich freundlich hinüber nach der Küche, freundlich war der Gegengruß, bald ſaß ich in dem eingetauſchten Wagen, fuhr raſch hinab in die lombardiſche Ebene, und erreichte gegen Abend, die uralte, weltberühmte Stadt Verona.

Capitel XXIII.

Die bunte Gewalt der neuen Erſcheinungen bewegte mich in Trient nur dämmernd und ahndungsvoll, wie Mährchenſchauer; in Verona aber erfaßte ſie mich wie ein mächtiger Fiebertraum voll heißer Farben, ſcharfbeſtimmter Formen, geſpenſtiſcher Trompetenklänge und fernen Waffengeräuſches. Da war manch' verwitterter Pallaſt, der mich ſo ſtier anſah, als wollte er mir ein altes Geheimniß anvertrauen, und er ſcheuete ſich nur vor dem Gewühl der zudringlichen Tagesmenſchen, und bäte mich zur Nachtzeit wieder zu kommen. Jedoch trotz dem Gelärm des Volkes und troß der wilden Sonne, die ihr rothes Licht hineingoß, hat doch hie und da ein alter dunkler Thurm mir ein bedeutendes Wort zugeworfen, hie und da vernahm ich das Geflüſter gebrochener Bildſäulen, und als ich gar über eine kleine Treppe ging, die nach der Piazza de' Signori führte, da erzählten mir die Steine eine furchtbar blutige Geſchichte, und ich las an der Ecke die Worte: Scala mazzati.

Verona, die uralte, weltberühmte Stadt, gelegen auf beiden Seiten der Etſch, war immer gleichſam die erſte Stazion für die germaniſchen Wandervölker, die ihre kaltnordiſchen Wälder verließen und über die Alpen ſtiegen, um ſich im güldenen Sonnenſchein des lieblichen Italiens zu erluſtigen. Einige zogen weiter hinab, anderen gefiel es ſchon gut genug am Orte ſelbſt, und ſie machten es ſich heimathlich bequem, und zogen ſeidne Hausgewänder an, und ergingen ſich friedlich unter Blumen und Zypreſſen, bis neue Ankömmlinge, die noch ihre friſchen Eiſenkleider anhatten, aus dem Norden kamen und ſie verdrängten, — eine Geſchichte, die ſich oft wiederholte, und von den Hiſtorikern die Völkerwanderung genannt wird. Wandelt man jetzt durch das Weichbild Verona's, ſo findet man überall die abenteuerlichen Spuren jener Tage, ſo wie auch die Spuren der älteren und der ſpäteren Zeiten. An die Römer mahnt beſonders das Amphitheater und der Triumphbogen; an die Zeit des Theoderichs, des Ditrichs von Bern, von dem die Deutſchen noch ſingen und ſagen, erinnern die fabelhaften Reſte ſo mancher byzantiniſch vorgothiſchen Bauwerke; tolle Trümmer erinnern an König Alboin und ſeine wüthenden Longobarden; ſagenreiche Denkmale mahnen an Carolum Magnum, deſſen Paladine an der Pforte des Doms eben ſo fränkiſch roh gemeißelt ſind, wie ſie gewiß im Leben geweſen — es will uns bedünken, als ſey die Stadt eine große Völkerherberge, und gleich wie man in Wirthshäuſern ſeinen Namen auf Wand und Fenſter zu ſchreiben pflegt, ſo habe dort jedes Volk die Spuren ſeiner Anweſenheit zurückgelaſſen, freylich oft nicht in der leſerlichſten Schrift, da mancher deutſche Stamm noch nicht ſchreiben konnte, und ſich damit behelfen mußte, zum Andenken etwas zu zertrümmern, welches auch hinreichend war, da dieſe Trümmer noch deutlicher ſprechen, als zierliche Buchſtaben. Die Barbaren, welche jetzt die alte Herberge bezogen haben, werden nicht ermangeln, eben ſolche Denkmäler ihrer holden Gegenwart zu hinterlaſſen, da es ihnen an Bildhauern und Dichtern fehlt, um ſich durch mildere Mittel im Andenken der Menſchen zu erhalten.

Ich blieb nur einen Tag in Verona, in beſtändiger Verwunderung ob des nie Geſehenen, anſtarrend jetzt die alterthümlichen Gebäude, dann die Menſchen, die in geheimnißvoller Haſt dazwiſchen wimmelten, und endlich wieder den gottblauen Himmel, der das ſeltſame Ganze wie ein koſtbarer Rahmen umſchloß, und dadurch gleichſam zu einem Gemälde erhob. Es iſt aber eigen, wenn man in dem Gemälde, das man eben betrachtet hat, ſelbſt ſteckt, und hie und da von den Figuren deſſelben angelächelt wird, und gar von den weiblichen, wie's mir auf der Piazza delle Erbe ſo lieblich geſchah. Das iſt nemlich der Gemüſemarkt, und da gab es vollauf ergötzliche Geſtalten, Frauen und Mädchen, ſchmachtend großäugige Geſichter, ſüße wöhnliche Leiber, reizend gelb, naiv ſchmutzig, geſchaffen viel mehr für die Nacht als für den Tag. Der weiße oder ſchwarze Schleyer, den die Stadtfrauen auf dem Haupte tragen, war ſo liſtig um den Buſen geſchlagen, daß er die ſchönen Formen mehr verrieth als verbarg. Die Mägde trugen Chignons, durchſtochen mit einem oder mehreren goldnen Pfeilen, auch wohl mit einem eichelköpfigen Silberſtäbchen. Die Bäurinnen hatten meiſt kleine, tellerartige Strohhütchen mit kokettirenden Blumen an die eine Seite des Kopfes gebunden. Die Tracht der Männer war minder abweichend von der unſrigen, und nur die ungeheuern ſchwarzen Backenbärte, die aus der Cravatte hervorbuſchten, waren mir hier, wo ich dieſe Mode zuerſt bemerkte, etwas auffallend.

Betrachtete man aber genauer dieſe Menſchen, die Männer wie die Frauen, ſo entdeckte man, in ihren Geſichtern und in ihrem ganzen Weſen, die Spuren einer Civiliſazion, die ſich von der unſrigen in ſofern unterſcheidet, daß ſie nicht aus der Mittelalter-Barbarey hervorgegangen, ſondern noch aus der Römerzeit herrührt, nie ganz vertilgt worden iſt, und ſich nur nach dem jedesmaligen Charakter der Landesherrſcher modifizirt hat. Die Civiliſazion hat bey dieſen Menſchen keine ſo auffallend neue Politur wie bey uns, wo die Eichenſtämme erſt geſtern gehobelt worden ſind, und alles noch nach Firniß riecht. Es ſcheint uns, als habe dieſes Menſchengewühl auf der Piazza delle Erbe im Laufe der Zeiten nur allmählig Röcke und Redensarten gewechſelt, und der Geiſt der Geſittung habe ſich dort wenig verändert. Die Gebäude aber, die dieſen Platz umgeben, mögen nicht ſo leicht im Stande geweſen ſeyn mit der Zeit fortzuſchreiten; doch ſchauen ſie darum nicht minder anmuthig, und ihr Anblick bewegt wunderbar unſre Seele. Da ſtehen hohe Palläſte im venezianiſch-lombardiſchen Styl, mit unzähligen Balkonen und lachenden Freskobildern; in der Mitte erhebt ſich eine einzelne Denkſäule, ein Springbrunnen und eine ſteinerne Heilige; hier ſchaut man den launig roth- und weißgeſtreiften Podeſta, der hinter einem mächtigen Pfeilerthor emporragt; dort wieder erblickt man einen altviereckigen

Kirchthum, woran oben der Zeiger und das Zifferblatt der Uhr zur Hälfte zerſtört iſt, ſo daß es ausſieht, als wolle die Zeit ſich ſelber vernichten — über dem ganzen Platz liegt derſelbe romantiſche Zauber, der uns ſo lieblich anweht aus den phantaſtiſchen Dichtungen des Ludovico Arioſto oder des Ludovico Tieck.

Nahe bey dieſem Platze ſteht ein Haus, das man, wegen eines Hutes, der über dem inneren Thor in Stein gemeißelt iſt, für den Pallaſt der Capulets hält. Es iſt jetzt eine ſchmutzige Kneipe für Fuhrleute und Kutſcher, und als Herbergeſchild hängt davor ein rother, durchlöcherter Blechhut. Unfern, in einer Kirche, zeigt man auch die Capelle, worin der Sage nach, das unglückliche Liebespaar getraut worden. Ein Dichter beſucht gern ſolche Orte, wenn er auch ſelbſt lächelt über die Leichtgläubigkeit ſeines Herzens. Ich fand in dieſer Capelle ein einſames Frauenzimmer, ein kümmerlich verblichenes Weſen, das, nach langem Knieen und Beten, ſeufzend aufſtand, aus kranken, ſtillen Augen mich befremdet anſah, und endlich, wie mit gebrochenen Gliedern, fortſchwankte.

Auch die Grabmäler der Scaliger ſind unfern der Piazza delle Erbe. Sie ſind ſo wunderſam prächtig wie dieſes ſtolze Geſchlecht ſelbſt, und es iſt Schade, daß ſie in einem engen Winkel ſtehen, wo ſie ſich gleichſam zuſammendrängen müſſen, um ſo wenig Raum als möglich einzunehmen, und wo auch dem Beſchauer nicht viel Platz bleibt, um ſie ordentlich zu betrachten. Es iſt, als ſähen wir hier die geſchichtliche Erſcheinung dieſes Geſchlechtes vergleichnißt; dieſe füllt ebenfalls nur einen kleinen Winkel in der allgemeinen italieniſchen Geſchichte, aber dieſer Winkel iſt gedrängt voll von Thatenglanz, Geſinnungspracht und Uebermuthsherrlichkeit. Wie in der Geſchichte, ſo ſieht man ſie auch auf ihren Monumenten, ſtolze, eiſerne Ritter auf eiſernen Roſſen, vor allen herrlich Can Grande, der Oheim, und Maſtino, der Neffe.

Capitel XXIV.

Ueber das Amphitheater von Verona haben viele geſprochen; man hat dort Platz genug zu Betrachtungen, und es giebt keine Betrachtungen, die ſich nicht in den Kreis dieſes berühmten Bauwerks einfangen ließen. Es iſt ganz in jenem ernſten, thatſächlichen Styl gebaut, deſſen Schönheit in der vollendeten Solidität beſteht und, wie alle öffentlichen Gebäude der Römer, einen Geiſt ausſpricht, der nichts anders iſt als der Geiſt von Rom ſelbſt. Und Rom? Wer iſt ſo geſund unwiſſend, daß nicht heimlich bey dieſem Namen ſein Herz erbebte, und nicht wenigſtens eine tradizionelle Furcht ſeine Denkkraft aufrüttelte? Was mich betrifft, ſo geſtehe ich, daß mein Gefühl mehr Angſt als Freude enthielt, wenn ich daran dachte, bald umherzuwandeln auf dem Boden der alten Roma. Die alte Roma iſt ja jetzt todt, beſchwichtigte ich die zagende Seele, und du haſt die Freude, ihre ſchöne Leiche ganz ohne Gefahr zu betrachten. Aber dann ſtieg wieder das Falſtaffſche Bedenken in mir auf: wenn ſie aber doch nicht ganz todt wäre, und ſich nur verſtellt hätte, und ſie ſtände plötzlich wieder auf — es wäre entſetzlich!

Als ich das Amphitheater beſuchte, wurde juſt Comödie darin geſpielt; eine kleine Holzbude war nemlich in der Mitte errichtet, darauf ward eine italieniſche Poſſe aufgeführt, und die Zuſchauer ſaßen unter freyem Himmel, theils auf kleinen Stühlchen, theils auf den hohen Steinbänken des alten Amphitheaters. Da ſaß ich nun und ſah Brighellas und Tartaglias Spiegelfechtereyen auf derſelben Stelle, wo der Römer einſt ſaß und ſeinen Gladiatoren und Thierhetzen zuſah. Der Himmel über mir, die blaue Kryſtallſchale, war noch derſelbe wie damals. Es dunkelte allmählig, die Sterne ſchimmerten hervor, Truffaldino lachte, Smeraldina jammerte, endlich kam Pantalone und legte ihre Hände in einander. Das Volk klatſchte Beyfall und zog jubelnd von dannen. Das ganze Spiel hatte keinen Tropfen Blut gekoſtet. Es war aber nur ein Spiel. Die Spiele der Römer hingegen waren keine Spiele, dieſe Männer konnten ſich nimmermehr am bloßen Schein ergötzen, es fehlte ihnen dazu die kindliche Seelenheiterkeit, und ernſthaft wie ſie waren, zeigte ſich auch in ihren Spielen der baarſte, blutigſte Ernſt. Sie waren keine große Menſchen, aber durch ihre Stellung waren ſie größer als andre Erdenkinder, denn ſie ſtanden auf Rom. So wie ſie von den ſieben Hügeln herabſtiegen, waren ſie klein. Daher die Kleinlichkeit, die wir da entdecken, wo ihr Privatleben ſich ausſpricht; und Herkulanum und Pompeji, jene Palimpſeſten der Natur, wo jetzt wieder der alte Steintext hervorgegraben wird, zeigen dem Reiſenden das römiſche Privatleben in kleinen Häuschen mit winzigen Stübchen, welche ſo auffallend kontraſtiren gegen jene koloſſalen Bauwerke, die das öffentliche Leben ausſprachen, jene Theater, Waſſerleitungen, Brunnen, Landſtraßen, Brücken, deren Ruinen noch jetzt unſer Staunen erregen. Aber das iſt es ja eben; wie der Grieche groß iſt durch die Idee der Kunſt, der Hebräer durch die Idee eines heiligſten Gottes, ſo ſind die Römer groß durch die Idee ihrer ewigen Roma, groß überall wo ſie in der Begeiſterung dieſer Idee gefochten, geſchrieben und gebaut haben. Je größer Rom wurde, je mehr erweiterte ſich dieſe Idee, der Einzelne verlor ſich darin, die Großen, die noch hervorragen, ſind nur getragen von dieſer Idee, und ſie macht die Kleinheit der Kleinen noch bemerkbarer. Die Römer ſind deßhalb zugleich die größten Helden und die größten Satyriker geweſen, Helden wenn ſie handelten, während ſie an Rom dachten, Satyriker wenn ſie an Rom dachten, während ſie die Handlungen ihrer Genoſſen beurtheilten. Gemeſſen mit ſolchem ungeheuren Maßſtab, der Idee Rom, mußte ſelbſt die größte Perſönlichkeit zwerghaft erſcheinen und ſomit der Spottſucht anheim fallen. Tacitus iſt der grauſamſte Meiſter in dieſer Satyre, eben weil er die Größe Roms und die Kleinheit der Menſchen am tiefſten fühlte. Recht in ſeinem Elemente iſt er jedesmal wenn er berichten kann, was die maliziöſen Zungen auf dem Forum über irgend eine imperiale Schandthat raiſonnirten; recht ingrimmig glücklich iſt er, wenn er irgend eine ſenatoriſche Blamage, etwa eine verfehlte Schmeicheley, zu erzählen hat.

Ich ging noch lange umher ſpatzieren auf den höheren Bänken des Amphitheaters, zurückſinnend in die Vergangenheit. Wie alle Gebäude im Abendlichte ihren inwohnenden Geiſt am anſchaulichſten offenbaren, ſo ſprachen auch dieſe Mauern zu mir, in ihrem fragmentariſchen Lapidarſtyl, tiefernſte Dinge; ſie ſprachen von den Männern des alten Roms, und mir war dabey, als ſähe ich ſie ſelber umher wandeln, weiße Schatten unter mir im dunkeln Cirkus. Mir war, als ſähe ich die Grachen, mit ihren begeiſterten Märtyreraugen. Tiberius Sempronius, rief ich hinab, ich werde mit dir ſtimmen für das Agrariſche Geſetz! Auch Cäſar ſah ich, Arm in Arm wandelte er mit Marcus Brutus — Seyd Ihr wieder verſöhnt? rief ich. Wir glaubten Beide Recht zu haben — lachte Cäſar zu mir herauf — ich wußte nicht, daß es noch einen Römer gab, und hielt mich deßhalb für berechtigt, Rom in die Taſche zu ſtecken, und weil mein Sohn

Marcus eben dieſer Römer war, ſo glaubte er ſich berechtigt, mich deßhalb umzubringen. Hinter dieſen Beiden ſchlich Tiberius Nero, mit Nebelbeinen und unbeſtimmten Mienen. Auch Weiber ſah ich dort wandeln, darunter Agrippina, mit ihrem ſchönen herrſchſüchtigen Geſichte, das wunderſam rührend anzuſehen war, wie ein altes Marmorbild, in deſſen Zügen der Schmerz wie verſteinert erſcheint. Wen ſuchſt du, Tochter des Germanicus? Schon hörte ich ſie klagen — da plötzlich erſcholl das dumpfſinnige Geläute einer Betglocke und das fatale Getrommel des Zapfenſtreichs. Die ſtolzen römiſchen Geiſter verſchwanden, und ich war wieder ganz in der chriſtlich öſtreichiſchen Gegenwart.

Capitel XXV.

Auf dem Platze La Bra ſpatziert, ſobald es dunkel wird, die ſchöne Welt von Verona, oder ſitzt dort auf kleinen Stühlchen vor den Caffeebuden, und ſchlürft Sorbet und Abendkühle und Muſik. Da läßt ſich gut ſitzen, das träumende Herz wiegt ſich auf ſüßen Tönen und erklingt im Wiederhall. Manchmal, wie ſchlaftrunken, taumelt es auf wenn die Trompeten erſchallen und es ſtimmt ein mit vollem Orcheſter. Dann iſt der Geiſt wieder ſonnig ermuntert, großblumige Gefühle und Erinnerungen mit tiefen ſchwarzen Augen blühen hervor, und drüber hin ziehen die Gedanken, wie Wolkenzüge, ſtolz und langſam und ewig.

Ich wandelte noch bis ſpät nach Mitternacht durch die Straßen Veronas, die allmählich menſchenleer wurden und wunderbar wiederhallten. Im halben Mondlicht dämmerten die Gebäude und ihre Bildwerke, und bleich und ſchmerzhaft ſah mich an manch' marmornes Geſicht. Ich eilte ſchnell den Grabmälern der Scaliger vorüber; denn mir ſchien, als wolle Can Grande, artig wie er immer gegen Dichter war, von ſeinem Roſſe herabſteigen und mich als Wegweiſer begleiten. Bleib du nur ſitzen, rief ich ihm zu, ich bedarf deiner nicht, mein Herz iſt der beſte Cicerone und erzählt mir überall die Geſchichten, die in den Häuſern paſſirt ſind, und bis auf Namen und Jahrzahl erzählt es ſie treu genug.

Als ich an den römiſchen Triumphbogen kam, huſchte eben ein ſchwarzer Mönch hindurch, und fernher erſcholl ein deutſch brummendes Werda? Gut Freund! greinte ein vergnügter Diskant.

Welchem Weibe aber gehörte die Stimme, die mir ſo ſüß unheimlich in die Seele drang, als ich über die Scala Mazzati ſtieg? Es war Geſang wie aus der Bruſt einer ſterbenden Nachtigall, todtzärtlich, und wie Hülferufend an den ſteinernen Häuſern wiederhallend. Auf dieſer Stelle hat Antonio della Scala ſeinen Bruder Bartholomeo umgebracht, als dieſer eben zur Geliebten gehen wollte. Mein Herz ſagte mir, ſie ſäße noch immer in ihrer Kammer, und erwarte den Geliebten, und ſänge nur, um ihre ahnende Angſt zu überſtimmen. Aber bald ſchienen mir Lied und Stimme ſo wohlbekannt, ich hatte dieſe ſeidnen, ſchaurigen, verblutenden Töne ſchon früher gehört, ſie umſtrickten mich wie weiche flehende

Erinnerungen, und — O du dummes Herz, ſprach ich zu mir ſelber, kennſt du denn nicht mehr das Lied vom kranken Mohrenkönig, das die todte Maria ſo oft geſungen? Und die Stimme ſelbſt — kennſt du denn nicht mehr die Stimme der todten Maria?

Die langen Töne verfolgten mich durch alle Straßen, bis zum Gaſthof Due Torre, bis ins Schlafgemach, bis in den Traum — Und da ſah ich wieder mein ſüßes geſtorbenes Leben ſchön und regungslos liegen, die alte Wachfrau entfernte ſich wieder mit räthſelhaftem Seitenblick, die Nachtviole duftete, ich küßte wieder die lieblichen Lippen, und die holde Leiche erhob ſich langſam um mir den Gegenkuß zu bieten.

Wüßte ich nur wer das Licht ausgelöſcht hat.

Capitel XXVI.

"Kennſt Du das Land, wo die Zitronen blühen?„

Kennſt du das Lied? Ganz Italien iſt darin geſchildert, aber mit den ſeufzenden Farben der Sehnſucht. In der italieniſchen Reiſe hat es Goethe etwas ausführlicher beſungen, und wo er malt, hat er das Original immer vor Augen und man kann ſich auf die Treue der Umriſſe und der Farbengebung ganz verlaſſen. Ich finde es daher bequem, hier ein für allemal auf Goethes italieniſche Reiſe hinzudeuten, um ſo mehr da er, bis Verona, dieſelbe Tour, durch Tyrol, gemacht hat. Ich habe ſchon früherhin über jenes Buch geſprochen, ehe ich den Stoff den es behandelt, gekannt habe, und ich finde jetzt mein ahnendes Urtheil vollauf beſtätigt. Wir ſchauen nemlich darin überall thatſächliche Auffaſſung und die Ruhe der Natur. Goethe hält ihr den Spiegel vor, oder, beſſer geſagt, er iſt ſelbſt der Spiegel der Natur. Die Natur wollte wiſſen, wie ſie ausſieht, und ſie erſchuf Goethe. Sogar die Gedanken, die Intenzionen der Natur vermag er uns wiederzuſpiegeln, und es iſt einem hitzigen Goethianer, zumahl in den Hundstagen, nicht zu verargen, wenn er über die Identität der Spiegelbilder mit den Objekten ſelbſt ſo ſehr erſtaunt, daß er dem Spiegel ſogar Schöpfungskraft, die Kraft, ähnliche Objecte zu erſchaffen, zutraut. Ein Herr Eckermann hat mahl ein Buch über Goethe geſchrieben, worin er ganz ernſthaft verſichert: hätte der liebe Gott bey Erſchaffung der Welt zu Goethe geſagt „lieber

Goethe, ich bin jetzt Gottlob fertig, ich habe jetzt Alles erſchaffen, bis auf die Vögel und die Bäume, und du thäteſt mir eine Liebe, wenn du ſtatt meiner dieſe Bagatellen noch erſchaffen wollteſt„ — ſo würde Goethe, eben ſo gut wie der liebe Gott, dieſe Thiere und Gewächſe ganz im Geiſte der übrigen Schöpfung, nemlich die Vögel mit Federn, und die Bäume grün erſchaffen haben.

Es liegt Wahrheit in dieſen Worten, und ich bin ſogar der Meinung, daß Goethe manchmal ſeine Sache noch beſſer gemacht hätte, als der liebe Gott ſelbſt, und daß er z. B. den Herrn Eckermann viel richtiger, ebenfalls mit Federn und grün erſchaffen hätte. Es iſt wirklich ein Schöpfungsfehler, daß auf dem Kopfe des Herrn Eckermann keine grüne Federn wachſen, und Goethe hat dieſem Mangel wenigſtens dadurch abzuhelfen geſucht, daß er ihm einen Doktorhut aus Jena verſchrieben und eigenhändig aufgeſetzt hat.

Nächſt Goethe's italieniſcher Reiſe, iſt Frau von Morgan's "Italien" und Frau von Staël's "Corinna" zu empfehlen. Was dieſen Frauen an Talent fehlt, um neben Goethe nicht unbedeutend zu erſcheinen, das erſetzen ſie durch männliche Geſinnungen, die jenem mangeln. Denn, Frau v. Morgan hat wie ein Mann geſprochen, ſie ſprach Scorpionen in die Herzen frecher Söldner, und muthig und ſüß waren die Triller dieſer flatternden Nachtigall der Freiheit. Eben ſo, wie männiglich bekannt iſt, war Frau v. Staël eine liebenswürdige Marketenderin im Heer der Liberalen, und lief muthig durch die Reihen der Kämpfenden mit ihrem Enthuſiasmusfäßchen, und ſtärkte die Müden, und focht ſelber mit, beſſer als die Beſten.

Was überhaupt italieniſche Reiſebeſchreibungen betrifft, ſo hat W. Müller vor geraumer Zeit im Hesperus eine Ueberſicht derſelben gegeben. Ihre

Zahl iſt Legion. Unter den ältern deutſchen Schriftſtellern in dieſem Fache ſind, durch Geiſt oder Eigenthümlichkeit, am ausgezeichnetſten: Moritz, Archenholz, Bartels, der brave Seume, Arndt, Meyer, Benkowitz und Rehfus. Die neueren kenne ich weniger, und nur wenige davon haben mir Vergnügen und Belehrung gewährt. Unter dieſen nenne ich des allzufrüh verſtorbenen W. Müller's ″Rom, Römer und Römerinnen″ — ach, er war ein deutſcher Dichter! — dann die Reiſe von Kephalides, die ein bischen trocken iſt, ferner Leßmanns ″cisalpiniſche Blätter„ die etwas zu flüſſig ſind, und endlich die ″Reiſen in Italien ſeit 1822, von Friedrich Thierſch, Lud. Schorn, Eduard Gerhardt und Leo v. Klenze„ von dieſem Werke iſt erſt ein Theil erſchienen, und er enthält meiſtens Mittheilungen von meinem lieben, edlen Thierſch, deſſen humanes Auge aus jeder Zeile hervorblickt.

Capitel XXVII.

Kennſt Du das Land, wo die Zitronen blühn?
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,
Kennſt Du es wohl?
Dahin! dahin
Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, ziehn.

— Aber reiſe nur nicht im Anfang Auguſt, wo man des Tags von der Sonne gebraten, und des Nachts von den Flöhen verzehrt wird.

Auch rathe ich dir, mein lieber Leſer, von Verona nach Mayland nicht mit dem Poſtwagen zu fahren.

Ich fuhr, in Geſellſchaft von ſechs Banditen, in einer ſchwerfälligen Carrozza, die, wegen des allzugewaltigen Staubes, von allen Seiten ſo ſorgfältig verſchloſſen wurde, daß ich von der Schönheit der Gegend wenig bemerken konnte. Nur zweymal, ehe wir Brescia erreichten, lüftete mein Nachbar das Seitenleder, um hinaus zu ſpucken. Das eine mal ſah ich nichts als einige ſchwitzende Tannen, die in ihren grünen Winterröcken von der ſchwülen Sonnenhitze ſehr zu leiden ſchienen; das andere mal ſah ich ein Stück von einem wunderklaren blauen See, worin die Sonne und ein magerer Grenadier ſich ſpiegelten. Letzterer, ein öſtreichiſcher Narziß, bewunderte mit kindiſcher Freude, wie ſein Spiegelbild ihm alles getreu nachmachte, wenn er das Gewehr präſentirte oder ſchulterte, oder zum Schießen auslegte.

Von Brescia ſelbſt weiß ich ebenfalls wenig zu erzählen, indem ich die Zeit meines dortigen Aufenthalts dazu benutzte, ein gutes Pranzo einzunehmen. Man kann es einem armen Reiſenden nicht verdenken, wenn er den Hunger des Leibes früher ſtillt als den des Geiſtes. Doch war ich gewiſſenhaft genug, ehe ich wieder in den Wagen ſtieg, einige Notizen über Brescia vom Cameriere zu erfragen; und da erfuhr ich unter anderen: die Stadt habe 40,000 Einwohner, ein Rathhaus, 21 Kaffeehäuſer, 20 katholiſche Kirchen, ein Tollhaus, eine Synagoge, eine Menagerie, ein Zuchthaus, ein Krankenhaus, ein eben ſo gutes Theater, und einen Galgen für Diebe, die unter 100,000 Thaler ſtehlen.

Um Mitternacht arrivirte ich in Mayland, und kehrte ein bey Herrn Reichman, einem

Deutſchen, der ſein Hôtel ganz nach deutſcher Weiſe eingerichtet. Es ſey das beſte Wirthshaus in ganz Italien, ſagten mir einige Bekannte, die ich dort wiederfand, und die über italieniſche Gaſtwirthe und Flöhe ſehr ſchlecht zu ſprechen waren. Da hörte ich nichts als ärgerliche Hiſtörchen von italieniſchen Prellereyen, und beſonders Sir William fluchte und verſicherte: wenn Europa der Kopf der Welt ſey, ſo ſey Italien das Diebesorgan dieſes Kopfes. Der arme Baronet hat in der Locanda Croce bianca zu Padua nicht weniger als zwölf Francs für ein mageres Frühſtück bezahlen müſſen, und zu Vicenza hat ihm jemand ein Trinkgeld abgefordert, als er ihm einen Handſchuh aufhob, den er beim Einſteigen in den Wagen fallen laſſen. Sein Vetter Tom ſagte: alle Italiener ſeyen Spitzbuben bis auf den einzigen Umſtand, daß ſie nicht ſtehlen. Hätte er liebenswürdiger ausgeſehen, ſo würde er auch die Bemerkung gemacht haben, daß alle

Italienerinnen Spitzbübinnen ſind. Der Dritte im Bunde war ein Miſter Liver, den ich in Brighton als ein junges Kalb verlaſſen hatte, und jetzt in Mayland als einen boeuf à la mode wiederfand. Er war ganz als Dandy gekleidet, und ich habe nie einen Menſchen geſehen, der es beſſer verſtanden hätte, mit ſeiner Figur lauter Ecken hervorzubringen. Wenn er die Daumen in die Aermelausſchnitte der Weſte einkrempte, machte er auch mit der Handwurzel und mit jedem Finger einige Ecken; ja ſein Maul war ſogar viereckig aufgeſperrt. Dazu kommt ein eckiger Kopf, hinten ſchmal, oben ſpitz, mit kurzer Stirn und ſehr langem Kinn. Unter den engliſchen Bekannten, die ich in Mayland wiederſah, war auch Liver's dicke Tante; gleich einer Fettlawine war ſie von den Alpen herabgekommen, in Geſellſchaft zweyer ſchneeweißen, ſchneekalten Schneegänschen, Miß Polly und Miß Molly.

Beſchuldige mich nicht der Anglomanie, lieber Leſer, wenn ich in dieſem Buche ſehr häufig von Engländern ſpreche; ſie ſind jetzt in Italien zu zahlreich, um ſie überſehen zu können, ſie durchziehen dieſes Land in ganzen Schwärmen, lagern in allen Wirthshäuſern, laufen überall umher, um Alles zu ſehen, und man kann ſich keinen italieniſchen Zitronenbaum mehr denken, ohne eine Engländerin, die daran riecht, und keine Galerie ohne ein Schock Engländer, die, mit ihrem Guide in der Hand, darin umherrennen, und nachſehen, ob noch alles vorhanden, was in dem Buche als merkwürdig erwähnt iſt. Wenn man jenes blonde, rothbäckige Volk mit ſeinen blanken Kutſchen, bunten Lakayen, wiehernden Rennpferden, grünverſchleierten Kammerjungfern und ſonſtig koſtbaren Geſchirren, neugierig und geputzt, über die Alpen ziehen und Italien durchwandern ſieht, glaubt man eine elegante Völkerwanderung zu ſehen. Und in der That, der

Sohn Albions, obgleich er weiße Wäſche trägt und alles baar bezahlt, iſt doch ein civiliſirter Barbar, in Vergleichung mit dem Italiener, der vielmehr eine in Barbarey übergehende Civiliſazion bekundet. Jener zeigt in ſeinen Sitten eine zurückgehaltene Rohheit, dieſer eine ausgelaſſene Feinheit. Und gar die blaſſen italieniſchen Geſichter, in den Augen das leidende Weiß, die Lippen krankhaft zärtlich, wie heimlich vornehm ſind ſie gegen die ſteif brittiſchen Geſichter, mit ihrer pöbelhaft rothen Geſundheit! Das ganze italieniſche Volk iſt innerlich krank, und kranke Menſchen ſind immer wahrhaft vornehmer als Geſunde; denn nur der kranke Menſch iſt ein Menſch, ſeine Glieder haben eine Leidensgeſchichte, ſie ſind durchgeiſtet. Ich glaube ſogar, durch Leidenskämpfe könnten die Thiere zu Menſchen werden; ich habe mal einen ſterbenden Hund geſehen, der in ſeinen Todesqualen mich faſt menſchlich anſah.

Der leidende Geſichtsausdruck wird bei den Italienern am ſichtbarſten, wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes ſpricht, und dazu giebts in Mayland genug Gelegenheit. Das iſt die ſchmerzlichſte Wunde in der Bruſt der Italiener, und ſie zucken zuſammen, ſobald man dieſe nur leiſe berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achſel, die uns mit ſonderbarem Mitleid erfüllt. Einer meiner Britten hielt die Italiener für politiſch indifferent, weil ſie gleichgültig zuzuhören ſchienen, wenn wir Fremde über die katholiſche Emanzipazion und den Türkenkrieg politiſirten; und er war ungerecht genug, gegen einen blaſſen Italiener mit pechſchwarzem Barte ſich darüber ſpöttiſch zu äußern. Wir hatten den Abend vorher eine neue Oper in der Scala aufführen ſehen, und den Mordſpecktakel gehört, der, wie gebräuchlich, bey ſolchen Anläſſen ſtatt findet. Ihr Italiener, ſagte der Britte zu dem Blaſſen, ſcheint für alles abgeſtorben zu ſeyn, außer für Muſik, und nur noch dieſe vermag Euch zu begeiſtern. Sie thun uns Unrecht, ſagte der Blaſſe und bewegte die Achſel. Ach! ſeufzte er hinzu, Italien ſitzt elegiſch träumend auf ſeinen Ruinen, und wenn es dann manchmal bey der Melodie irgend eines Liedes plötzlich erwacht und ſtürmiſch emporſpringt, ſo gilt dieſe Begeiſterung nicht dem Liede ſelbſt, ſondern vielmehr den alten Erinnerungen und Gefühlen, die das Lied ebenfalls geweckt hat, die Italien immer im Herzen trug, und die jetzt gewaltig hervorbrauſen, — und das iſt die Bedeutung des tollen Lärms, den Sie in der Scala gehört haben.

Vielleicht gewährt dieſes Bekenntniß auch einigen Aufſchluß über den Enthuſiasmus, den jenſeits der Alpen Roſſinis oder Meyerbeers Opern überall hervorbringen. Habe ich jemals menſchliche Raſerey geſehen, ſo war es bey einer

Aufführung des Crociato in Egitto, wenn die Muſik manchmal aus dem weichen, wehmüthigen Ton plötzlich in jauchzenden Schmerz überſprang. Jene Raſerey heißt in Italien: furore.

Capitel XXVIII.

Obgleich ich, lieber Leſer, jetzt ſchon Gelegenheit hätte, bey Erwähnung der Brera und Ambroſiana Dir meine Kunſturtheile aufzutiſchen, ſo will ich doch dieſen Kelch an Dir vorüber gehen laſſen, und mich mit der Bemerkung begnügen, daß ich das ſpitze Kinn, das den Bildern der lombardiſchen Schule einen Anſtrich von Sentimentalität giebt, auch auf den Straßen von Mayland bey mancher ſchönen Lombardin geſehen habe. Es war mir immer außerordentlich belehrend, wenn ich mit den Werken einer Schule auch die Originale vergleichen konnte, die ihr als Modelle gedient haben; der Character der Schule kam mir dann klarer zur Anſchauung. So iſt mir auf dem Jahrmarkt zu Rotterdam der Jan Steen in ſeiner göttlichſten Heiterkeit plötzlich verſtändlich geworden; ſo habe ich ſpäterhin am Long-Arno die Formenwahrheit und den tüchtigen Geiſt der Florentiner, und auf dem San Marco die Farbenwahrheit und die träumeriſche Oberflächlichkeit der Venezianer begreifen lernen. Geh' nach Rom, liebe Seele, und vielleicht ſchwingſt Du Dich dort hinauf zur Anſchauung der Idealität und zum Verſtändniß des Raphael.

Indeſſen eine Merkwürdigkeit Maylands, die in jeder Hinſicht die größte iſt, kann ich nicht unerwähnt laſſen — Das iſt der Dom.

In der Ferne ſcheint es, als ſey er aus weißem Poſtpapier geſchnitzelt, und in der Nähe erſchrickt man, daß dieſes Schnitzwerk aus unwiderlegbarem Marmor beſteht. Die unzähligen Heiligenbilder, die das ganze Gebäude bedecken, die überall unter den gothiſchen Kronbächlein hervorgucken, und oben auf allen Spitzen gepflanzt ſtehen, dieſes ſteinerne Volk verwirrt einem faſt die Sinne. Betrachtet man das ganze Werk etwas länger, ſo findet man es doch recht hübſch, koloſſal niedlich, ein Spielzeug für Rieſenkinder. Im mitternächtlichen Mondſchein gewährt es noch den beſten Anblick, dann kommen all die weißen Steinmenſchen aus ihrer wimmelnden Höhe herabgeſtiegen, und gehen mit einem über die Piazza, und flüſtern einem alte Geſchichten in's Ohr, putzig heilige, ganz geheime Geſchichten von Galeazzo Visconti, der den Dombau begonnen, und von Napoleon Buonaparte, der ihn ſpäterhin fortgeſetzt.

Siehſt du — ſagte mir ein gar ſeltſamer Heiliger, der in der neueſten Zeit aus dem neuen ſten Marmor verfertigt war, — ſiehſt du, meine älteren Kamaraden können nicht begreifen, warum der Kaiſer Napoleon den Dombau ſo eifrig betrieben hat. Aber ich weiß es ſehr gut, er hat eingeſehen, daß dieſes große Steinhaus auf jeden Fall ein ſehr nützliches Gebäude ſeyn würde, und auch dann noch brauchbar, wenn einſt das Chriſtenthum vorüber iſt.

Wenn einſt das Chriſtenthum vorüber iſt — Ich war ſchier erſchrocken, als ich hörte, daß es Heilige in Italien giebt, die eine ſolche Sprache führen, und dazu auf einem Platze, wo öſtreichiſche Schildwachen, mit Bärenmützen und Torniſtern, auf und abgehen. Indeſſen der ſteinerne Kauz hat gewiſſermaßen Recht, das Innere des Domes iſt hübſch kühl im Sommer, und heiter und angenehm, und würde auch bey veränderter Beſtimmung ſeinen Werth behalten.

Die Vollendung des Domes war einer von Napoleons Lieblingsgedanken, und er war nicht weit vom Ziele entfernt, als ſeine Herrſchaft gebrochen wurde. Die Oeſtreicher vollenden jetzt das Werk. Auch an dem berühmten Triumphbogen, der die Simplonſtraße beſchließen ſollte, wird weiter gebaut. Freylich, Napoleons Standbild wird nicht, wie früher beſtimmt war, auf die Spitze jenes Bogens geſtellt werden. Immerhin, der große Kaiſer hat ein Standbild hinterlaſſen, das viel beſſer iſt und dauerhafter als Marmor, und das kein Oeſtreicher unſeren Blicken entziehen kann. Wenn wir Anderen längſt von der Senſe der Zeit niedergemäht und wie Spreu des Feldes verweht ſeyn werden, wird jenes Standbild noch unverſehrt daſtehen; neue Geſchlechter werden aus der Erde hervorwachſen, werden ſchwindelnd an jenes Bild hinaufſehen, und ſich wieder in die Erde legen; — und die Zeit, unfähig ſolch Bild zu zerſtören, wird es in ſagenhafte Nebel zu hüllen ſuchen, und ſeine ungeheure Geſchichte wird endlich ein Mythos.

Vielleicht, nach Jahrtauſenden, wird ein ſpitzfindiger Schulmeiſter, in einer grundgelehrten Diſſertazion, unumſtößlich beweiſen: daß der Napoleon Bonaparte ganz identiſch ſey mit jenem andern Titane, der den Göttern das Licht raubte und für dieſes Vergehen auf einem einſamen Felſen, mitten im Meere, angeſchmiedet wurde, preißgegeben einem Geyer, der täglich ſein Herz zerfleiſchte.

Capitel XXIX.

Ich bitte Dich, lieber Leſer, halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartiſten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, ſondern nur dem Genius des Mannes. Unbedingt liebe ich ihn nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verrieth er die Freyheit. Und er that es nicht aus Nothwendigkeit, ſondern aus geheimer Vorliebe für Ariſtokratismus. Napoleon Bonaparte war ein Ariſtokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein koloſſales Mißverſtändniß, daß die europäiſche Ariſtokratie, repräſentirt von England, ihn ſo todtfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Perſonal dieſer Ariſtokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabſichtigte, ſo hätte er doch den größten Theil derſelben und ihr eigentliches Princip erhalten, er würde dieſe Ariſtokratie regenerirt haben, ſtatt daß ſie jetzt darnieder liegt durch Alterſchwäche, Blutverluſt und Ermüdung von ihrem letzten, gewiß allerletzten Sieg.

Lieber Leſer! wir wollen uns hier ein für allemal verſtändigen. Ich preiſe nie die That, ſondern nur den menſchlichen Geiſt, die That iſt nur deſſen Gewand, und die Geſchichte iſt nichts anders als die alte Garderobe des menſchlichen Geiſtes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und ſo liebe ich den Mantel von Marengo.

"Wir ſind auf dem Schlachtfelde von Marengo.„ Wie lachte mein Herz, als der Poſtillon dieſe Worte ſprach! Ich war in Geſellſchaft eines ſehr artigen Liefländers, der vielmehr den Ruſſen ſpielte, des Abends von Mayland abgereiſt, und ſah des folgenden Morgens die Sonne aufgehn über das berühmte Schlachtfeld.

Hier that der General Buonaparte einen ſo ſtarken Zug aus dem Kelch des Ruhmes, daß er im Rauſche Conſul, Kaiſer, Welteroberer wurde, und ſich erſt zu St. Helena ernüchtern konnte. Es iſt uns ſelbſt nicht viel beſſer ergangen; wir waren mitberauſcht, wir haben alles mitgeträumt, ſind ebenfalls erwacht, und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerley verſtändige Reflexionen. Es will uns da manchmal bedünken, als ſey der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung und Napoleon ſey vielleicht der letzte Eroberer.

Es hat wirklich den Anſchein, als ob jetzt mehr geiſtige Intereſſen verfochten würden als materielle, und als ob die Welthiſtorie nicht mehr eine Räubergeſchichte, ſondern eine Geiſtergeſchichte ſeyn ſolle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habſüchtige Fürſten zu ihren Privatzwecken ſonſt ſo wirkſam in Bewegung zu ſetzen wußten, nemlich die Nazionalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, iſt jetzt morſch und abgenutzt; täglich verſchwinden mehr und mehr die thörigten Nazionalvorurtheile, alle ſchroffen Beſonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäiſchen Civiliſation, es giebt jetzt in Europa keine Nazionen mehr, ſondern nur Partheyen, und es iſt ein wunderſamer Anblick, wie dieſe, trotz der mannigfaltigſten Farben ſich ſehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverſchiedenheiten ſich ſehr gut verſtehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, ſo giebt es jetzt auch eine geiſtige Partheypolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinſten Krieg, der zwiſchen den zwey unbedeutendſten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäiſchen Krieg machen würde, worin ſich alle Staaten, mit mehr oder minderem Eifer, auf jeden Fall mit Intereſſe, miſchen müßten: ſo kann jetzt in der Welt auch nicht der geringſte Kampf vorfallen, bey dem, durch jene Partheypolitik, die allgemein geiſtigen Bedeutungen nicht ſogleich erkannt, und die entfernteſten und heterogenſten Partheyen nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieſer Partheypolitik, die ich, weil ihre Intereſſen geiſtiger und ihre Ultimae Rationes nicht von Metall ſind, eine Geiſterpolitik nenne, bilden ſich jetzt, eben ſo, wie vermittelſt der Staatenpolitik, zwey große Maſſen, die feindſelig einander gegenüber ſtehen und mit Reden und Blicken kämpfen. Die Loſungsworte und Repräſentanten dieſer zwey großen Partheymaſſen wechſeln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entſtehen die größten Mißverſtändniſſe, dieſe werden durch die Diplomaten dieſer Geiſterpolitik, die Schriftſteller, eher vermehrt als vermindert; doch, wenn auch die Köpfe irren, ſo fühlen die Gemüther nichts deſto weniger was ſie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe.

Was iſt aber dieſe große Aufgabe unſerer Zeit?

Es iſt die Emanzipazion. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, Weſtindiſchen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, ſondern es iſt die Emanzipazion der ganzen Welt, abſonderlich Europas, das mündig geworden iſt, und ſich jetzt losreißt von dem eiſernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Ariſtokratie. Mögen immerhin einige philoſophiſche Renegaten der Freyheit die feinſten Kettenſchlüſſe ſchmieden, um uns zu beweiſen, daß Millionen Menſchen geſchaffen ſind als Laſtthiere einiger tauſend privilegirter Ritter; ſie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, ſo lange ſie uns, wie Voltaire ſagt, nicht nachweiſen, daß jene mit Sätteln auf dem Rücken und dieſe mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen ſind.

Jede Zeit hat ihre Aufgabe und durch die Löſung derſelben rückt die Menſchheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalſyſtem in Europa geſtiftet, war vielleicht nothwendig, oder nothwendige Bedingung zu den Fortſchritten der Civiliſation; jetzt aber hemmt ſie dieſe, empört ſie die civiliſirten Herzen. Die Franzoſen, das Volk der Geſellſchaft, hat dieſe Ungleichheit, die mit dem Prinzip der Geſellſchaft am unleidlichſten collidirt, nothwendigerweiſe am tiefſten erbittert, ſie haben die Gleichheit zu erzwingen geſucht, indem ſie die Häupter derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abſchnitten, und die Revoluzion ward ein Signal für den Befreyungskrieg der Menſchheit.

Laßt uns die Franzoſen preiſen! ſie ſorgten für die zwey größten Bedürfniſſe der menſchlichen Geſellſchaft, für gutes Eſſen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunſt und in der Freyheit haben ſie die größten Fortſchritte gemacht, und wenn wir einſt alle, als gleiche Gäſte, das große Verſöhnungsmahl halten, und guter Dinge ſind, — denn was gäbe es Beſſeres als eine Geſellſchaft von Pairs an einem gutbeſetzten Tiſche? — dann wollen wir den Franzoſen den erſten Toaſt darbringen. Es wird freylich noch einige Zeit dauern, bis dieſes Feſt gefeyert werden kann, bis die Emanzipazion durchgeſetzt ſeyn wird; aber ſie wird doch endlich kommen, dieſe Zeit, wir werden, verſöhnt und allgleich, um denſelben Tiſch ſitzen; wir ſind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod — deſſen ernſtes Gleichheitsſyſtem uns wenigſtens nicht ſo ſehr beleidigt, wie die lachende Ungleichheitslehre des Ariſtokratismus.

Lächle nicht, ſpäter Leſer. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf ſey vor allen der wichtigſte, dieſes iſt der eigentliche Glaube der Zeit, in dieſem lebt ſie und ſtirbt ſie, und auch wir wollen leben und ſterben in dieſer Freyheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgeſtorbene Seelengeſpenſt, das wir noch ſo zu benennen pflegen — unſer heiliger Kampf dünkt uns der wichtigſte, wofür jemals auf dieſer Erde gekämpft worden, obgleich hiſtoriſche Ahnung uns ſagt, daß einſt unſre Enkel auf dieſen Kampf herabſehen werden, vielleicht mit demſelben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabſehen auf den Kampf der erſten Menſchen, die gegen eben ſo gierige Ungethüme, Lindwürmer und Raubrieſen, zu kämpfen hatten.

Capitel XXX.

Auf dem Schlachtfelde von Marengo kommen einem die Betrachtungen ſo ſchaarenweis angeflogen, daß man glauben ſollte, es wären dieſelben, die dort ſo mancher plötzlich aufgeben mußte, und die nun, wie herrenloſe Hunde, umherirren. Ich liebe Schlachtfelder, denn ſo furchtbar auch der Krieg iſt, ſo bekundet er doch die geiſtige Größe des Menſchen, der ſeinem mächtigſten Erbfeinde, dem Tode, zu trotzen vermag. Und gar dieſes Schlachtfeld wo die Freyheit auf Blutroſen tanzte, den üppigen Brauttanz! Frankreich war damals Bräutigam, hatte die ganze

Welt zur Hochzeit geladen, und, wie es im Liede heißt,

Heida! am Polterabend,
Zerſchlug man ſtatt der Töpfe
Ariſtokratenköpfe.

Aber ach! jeder Zoll, den die Menſchheit weiter rückt, koſtet Ströme Blutes; und iſt das nicht etwas zu theuer? Iſt das Leben des Individuums nicht vielleicht eben ſo viel werth wie das des ganzen Geſchlechtes? Denn jeder einzelne Menſch iſt ſchon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm ſtirbt, unter jedem Grabſtein liegt eine Weltgeſchichte — Still davon, ſo würden die Todten ſprechen, die hier gefallen ſind, wir aber leben und wollen weiter kämpfen im heiligen Befreyungskriege der Menſchheit.

Wer denkt jetzt noch an Marengo! — ſagte mein Reiſegefährte, der Liefländiſche Ruſſe, als wir über das Brachfeld fuhren — jetzt ſind alle Augen gerichtet nach dem Balkan, wo mein Landsmann Diebitſch den Türken die Turbane zurechtſetzt, und wir werden noch dieſes Jahr Conſtantinopel einnehmen. Sind Sie gut ruſſiſch?

Das war eine Frage, die ich überall lieber beantwortet hätte als auf dem Schlachtfelde von Marengo — Ich ſah im Morgennebel den Mann mit dem dreieckigen Hütchen und dem grauen Schlachtmantel, er jagte dahin wie ein Gedanke, geiſterſchnell, in der Ferne erſcholl es wie ein ſchaurig ſüßes allons enfans de la patrie — Und dennoch antwortete ich: ja, ich bin gut ruſſiſch.

Und in der That, bey dem wunderlichen Wechſel der Loſungsworte und Repräſentanten in dem großen Kampfe, hat es ſich jetzt ſo gefügt, daß der glühendſte Freund der Revoluzion nur im Siege Rußlands das Heil der Welt ſieht, und den Kaiſer Nikolas als den Gonfaloniere der Freyheit betrachten muß. Seltſamer Wechſel! noch vor zwey Jahren bekleideten wir mit dieſem Amte einen engliſchen Miniſter, das Geheul des hochtoryſchen Haſſes gegen George Canning leitete damals unſre Wahl, in den adlig unedlen Kränkungen, die er erlitt, ſahen wir die Garantieen ſeiner Treue, und als er des Märtyrertodes ſtarb, da legten wir Trauer an, und der achte Auguſt wurde ein heiliger Tag im Kalender der Freyheit. Die Fahne aber nahmen wir wieder fort von Downingſtreet, und pflanzten ſie auf die Petersburg, und wählten zu ihrem Träger den Kaiſer Nikolas, den Ritter von Europa, der die griechiſchen Wittwen und Waiſen ſchützte gegen aſiatiſche Barbaren, und in ſolchem guten Kampfe ſeine Sporen verdiente. Wieder hatten ſich die Feinde der Freyheit zu ſehr verrathen, und wir benutzten wieder den Scharfſinn ihres Haſſes, um unſer eignes Beſte zu erkennen. Wieder zeigte ſich diesmal die gewöhnliche Erſcheinung, daß wir unſre Repräſentanten vielmehr der Stimmenmehrheit unſerer Feinde als der eignen Wahl verdanken, und indem wir die wunderlich zuſammengeſetzte Gemeinde betrachteten, die für das Heil der Türkey und den Untergang Rußlands ihre frommen Wünſche gen Himmel ſandte, ſo merkten wir bald, wer unſer Freund oder vielmehr das Schrecken unſerer Feinde iſt. Wie mußte der liebe Gott im Himmel lachen, als er zu gleicher Zeit Wellington, den Großmufti, den Pabſt, Rothſchild I., Metternich, und einen ganzen Troß von Ritterlingen, Stockjobbern, Pfaffen und Türken, für dieſelbe Sache, für das Heil des Halbmonds, beten hörte!

Was die Alarmiſten bisher über die Gefahr gefabelt, der wir durch die Uebergröße Rußlands ausgeſetzt ſind, iſt thöricht. Wenigſtens wir Deutſche haben nichts zu riskiren, etwas mehr oder weniger Knechtlichkeit, darauf darf es uns nicht ankommen, wo das Höchſte, die Befreyung von den Reſten des Feudalismus und Clerikalismus, zu gewinnen iſt. Man droht uns mit der Herrſchaft der Knute, aber ich will gern etwas Knute aushalten, wenn ich ſicher weiß, daß unſre Feinde ſie mitbekommen. Ich wette aber, ſie werden, wie ſie immer gethan, der neuen Macht entgegen wedeln, und graziöſe lächeln, und zu den ſchandbarſten Dienſten ſich darbieten, und ſich dafür, da doch einmal geknutet werden muß, das Privilegium einer Ehrenknute ausbedingen, ſo wie der Adlige in Siam, der, wenn er beſtraft werden ſoll, in einen ſeidenen Sack geſteckt und mit parfümirten Stöcken geprügelt wird, ſtatt daß der ſtraffällige Bürgerliche nur einen leinenen Sack und keine ſo wohlriechende Prügel bekömmt. Nun, dieſes Privilegium, da es das einzige iſt, wollen wir ihnen gönnen, wenn ſie nur Prügel bekommen, beſonders die engliſche Nobility. Mag man noch ſo eifrig erinnern, daß es eben dieſe Nobility ſey, die dem Despotismus die Magna Charta abgezwungen, und daß England, bey aller Aufrechthaltung der bürgerlichen Standesungleichheit doch die perſönliche Freyheit geſichert, daß England der Zufluchtsort für freye Geiſter war, wenn der Despotismus den ganzen Continent unterdrückte; — das ſind tempi passati! England mit ſeinen Ariſtokraten gehe jetzt immerhin zu Grunde, freye Geiſter haben jetzt im Nothfall einen noch beſſern Zufluchtsort, würde auch ganz Europa ein einziger Kerker, ſo gäbe es jetzt noch immer ein anderes Loch zum Entſchlüpfen, das iſt Amerika, und Gottlob! das Loch iſt noch größer als der Kerker ſelbſt.

Aber das ſind alles lächerliche Grillen, vergleicht man in freyheitlicher Hinſicht England mit

Rußland, ſo bleibt auch dem Beſorglichſten kein Zweifel übrig, welche Parthey zu erfaſſen ſey. Die Freyheit iſt in England aus hiſtoriſchen Begebenheiten, in Rußland aus Prinzipien hervorgegangen. Wie jene Begebenheiten ſelbſt, ſo tragen auch ihre geiſtigen Reſultate das Gepräge des Mittelalters, ganz England iſt erſtarrt in unverjüngbaren, mittelalterlichen Inſtituzionen, wohinter ſich die Ariſtokratie verſchanzt und den Todeskampf erwartet. Jene Prinzipien aber, woraus die ruſſiſche Freyheit entſtanden iſt, oder vielmehr täglich ſich weiter entfaltet, ſind die liberalen Ideen unſerer neueſten Zeit; die ruſſiſche Regierung iſt durchdrungen von dieſen Ideen, ihr unumſchränkter Abſolutismus iſt vielmehr Diktatur, um jene Ideen unmittelbar ins Leben treten zu laſſen; dieſe Regierung hat nicht ihre Wurzel im Feudalismus und Clerikalismus, ſie iſt der Adel- und Kirchengewalt direkt entgegenſtrebend; ſchon Catharina hat die Kirche eingeſchränkt und der ruſſiſche Adel entſteht durch Staatsdienſte; Rußland iſt ein demokratiſcher Staat, ich möchte es ſogar einen chriſtlichen Staat nennen, wenn ich dieſes oft mißbrauchte Wort in ſeinem ſüßeſten, weltbürgerlichſten Sinne anwenden wollte: denn die Ruſſen werden ſchon durch den Umfang ihres Reichs von der Engherzigkeit eines heidniſchen Nazionalſinnes befreyt, ſie ſind Cosmopoliten, oder wenigſtens Sechstel-Cosmopoliten, da Rußland faſt den ſechsten Theil der bewohnten Welt ausmacht —

Und wahrlich, wenn irgend ein Deutſchruſſe, wie mein Lieſländiſcher Reiſegefährte, praleriſch patriotiſch thut, und von unſerem Rußland und unſerem Diebitſch ſpricht, ſo iſt mir als hörte ich einen Häring, der das Weltmeer für ſein Vaterland und den Wallfiſch für ſeinen Landsmann ausgiebt.

Capitel XXXI.

Ich bin gut ruſſiſch — ſagte ich auf dem Schlachtfelde von Marengo, und ſtieg für einige Minuten aus dem Wagen, um meine Morgenandacht zu halten.

Wie unter einem Triumphbogen von koloſſalen Wolkenmaſſen, zog die Sonne herauf, ſiegreich, heiter, ſicher, einen ſchönen Tag verheißend. Mir aber war zu Muthe wie dem armen Monde, der verbleichend noch am Himmel ſtand. Er hatte ſeine einſame Laufbahn durchwandelt, in öder Nachtzeit, wo das Glück ſchlief und nur

Geſpenſter, Eulen und Sünder ihr Weſen trieben; und jetzt, wo der junge Tag hervorſtieg, mit jubelnden Strahlen und flatterndem Morgenroth, jetzt mußte er von dannen — noch ein wehmüthiger Blick nach dem großen Weltlicht, und er verſchwand wie duftiger Nebel.

Es wird ein ſchöner Tag werden! rief mein Reiſegefährte aus dem Wagen mir zu. Ja, es wird ein ſchöner Tag werden, wiederholte leiſe mein betendes Herz, und zitterte vor Wehmuth und Freude. Ja, es wird ein ſchöner Tag werden, die Freyheitsſonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Ariſtokratie ſämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geſchlecht, das erzeugt worden in freyer Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Controlle geiſtlicher Zöllner; mit der freyen Geburt werden auch in den Menſchen freye Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen

Knechte keine Ahnung haben — O! ſie werden eben ſo wenig ahnen, wie entſetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben mußten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten, mit häßlichen Geſpenſtern, dumpfen Eulen und ſcheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer! die wir unſre Lebenszeit in ſolchem Kampfe vergeuden mußten, und müde und bleich ſind, wenn der Siegestag hervorſtrahlt! Die Glut des Sonnenaufgangs wird unſre Wangen nicht mehr röthen und unſre Herzen nicht mehr wärmen können, wir ſterben dahin wie der ſcheidende Mond — allzu kurz gemeſſen iſt des Menſchen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab.

Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einſt mit einem Lorbeerkranze den Sarg verziere. Die Poeſie, wie ſehr ich ſie auch liebte, war mir immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmliſche

Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichter-Ruhm, und ob man meine Lieder preiſet oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert ſollt Ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreyungskriege der Menſchheit.

Capitel XXXII.

Während der Mittagshitze ſuchten wir Obdach in einem Franziskanerkloſter, das auf einer bedeutenden Anhöhe lag, und mit ſeinen düſtern Zypreſſen und weißen Mönchen, wie ein Jagdſchloß des Glaubens, hinabſchaute in die heiter grünen Thäler des Appenins. Es war ein ſchöner Bau; wie ich denn, außer der Karthauſe zu Monza, die ich nur von außen ſah, noch ſehr merkwürdigen Klöſtern und Kirchen vorbey gekommen bin. Ich wußte oft nicht, ſollte ich mehr die Schönheit der Gegend bewundern, oder die Größe der alten Kirchen, oder die eben ſo große, ſteinfeſte Geſinnung ihrer Erbauer, die wohl vorausſehen konnten, daß erſt ſpäte Urenkel im Stande ſeyn würden, ſolch ein Bauwerk zu vollenden, und die deſſen ohngeachtet ganz ruhig den Grundſtein legten, und Stein auf Stein trugen, bis der Tod ſie von der Arbeit abrief, und andere Baumeiſter das Werk fortſetzten und ſich nachher ebenfalls zur Ruhe begaben — alle im feſten Glauben an die Ewigkeit der katholiſchen Religion und im feſten Vertrauen auf die gleiche Denkweiſe der folgenden Geſchlechter, die weiter bauen würden wo die Vorfahren aufgehört.

Es war der Glaube der Zeit, und die alten Baumeiſter lebten und entſchliefen in dieſem Glauben. Da liegen ſie nun vor den Thüren jener alten Kirchen, und es iſt zu wünſchen, daß ihr Schlaf recht feſt ſey, und das Lachen der neuen Zeit ſie nicht erwecke. Abſonderlich für ſolche, die vor einem von den alten Domen liegen, die nicht fertig geworden ſind, für ſolche wäre es ſehr ſchlimm, wenn ſie des Nachts plötzlich erwachten, und im ſchmerzlichen Mondſchein ihr unvollendetes Tagewerk ſähen, und bald merkten, daß die Zeit des Weiterbauens aufgehört hat und daß ihr ganzes Leben nutzlos war und dumm.

So ſpricht die jetzige neue Zeit, die eine andere Aufgabe hat, einen anderen Glauben.

Ich hörte einſt in Cölln, wie ein kleiner Bube ſeine Mutter frug: warum man die halben Dome nicht fertig baue? Es war ein ſchöner Bube, und ich küßte ihm die klugen Augen, und da die Mutter ihm keine rechte Antwort geben konnte, ſo ſagte ich ihm: daß jetzt die Menſchen ganz etwas anderes zu thun hätten.

Unfern von Genua, auf der Spitze der Appeninen, ſieht man das Meer, zwiſchen den grünen Gebirgsgipfeln kommt die blaue Fluth zum Vorſchein, und Schiffe, die man hie und da erblickt, ſcheinen mit vollen Segeln über die Berge zu fahren. Hat man aber dieſen Anblick zur Zeit der Dämmerung, wo die letzten Sonnenlichter mit den erſten Abendſchatten ihr wunderliches Spiel beginnen, und alle Farben und Formen ſich nebelhaft verweben: dann wird einem ordentlich mährchenhaft zu Muthe, der Wagen raſſelt bergab, die ſchläfrig ſüßeſten Bilder der Seele werden aufgerüttelt und nicken wieder ein, und es träumt einem endlich, man ſey in Genua.

Capitel XXXIII.

Dieſe Stadt iſt alt ohne Alterthümlichkeit, eng ohne Traulichkeit, und häßlich über alle Maßen. Sie iſt auf einem Felſen gebaut, am Fuße von amphitheatraliſchen Bergen, die den ſchönſten Meerbuſen gleichſam umarmen. Die Genueſer erhielten daher von der Natur den beſten und ſicherſten Hafen. Da, wie geſagt, die ganze Stadt auf einem einzigen Felſen ſteht, ſo mußten, der Raum-Erſparniß wegen, die Häuſer ſehr hoch und die Straßen ſehr eng gebaut werden, ſo daß dieſe faſt alle dunkel ſind, und nur auf zweyen derſelben ein Wagen fahren kann. Aber die

Häuſer dienen hier den Einwohnern, die meiſtens Kaufleute ſind, faſt nur zu Waarenlagern, und des Nachts zu Schlafſtellen; den ſchachernden Tag über laufen ſie umher in der Stadt oder ſitzen vor ihrer Hausthüre, oder vielmehr in der Hausthüre, denn ſonſt würden ſich die Gegenüberwohnenden einander mit den Knieen berühren.

Von der Seeſeite, beſonders gegen Abend, gewährt die Stadt einen beſſern Anblick. Da liegt ſie am Meere, wie das gebleichte Skelett eines ausgeworfenen Rieſenthiers, dunkle Ameiſen, die ſich Genueſer nennen, kriechen darin herum, die blauen Meereswellen beſpülen es plätſchernd wie ein Ammenlied, der Mond, das blaſſe Auge der Nacht, ſchaut mit Wehmuth darauf hinab.

Im Garten des Palazzo Doria ſteht der alte Seeheld als Neptun in einem großen Waſſerbaſſin. Aber die Statue iſt verwittert und verſtümmelt, das Waſſer ausgetrocknet, und die Möven niſten in den ſchwarzen Zypreſſen. Wie ein Knabe, der immer ſeine Komödien im Kopf hat, dachte ich bey dem Namen Doria gleich an Friedrich Schiller, den edelſten, wenn auch nicht größten Dichter der Deutſchen.

Obgleich meiſtens im Verfall, ſind die Palläſte der ehemaligen Machthaber von Genua, der Nobili, dennoch ſehr ſchön, und mit Pracht überladen. Sie ſtehen meiſtens auf den zwey groſſen Straßen, genannt Strada nuova und Balbi. Der Pallaſt Durazzo iſt der merkwürdigſte. Hier ſind gute Bilder und darunter Paul Veroneſe's Chriſtus, dem Magdalena die gewaſchenen Füße abtrocknet. Dieſe iſt ſo ſchön, daß man fürchten ſollte, ſie werde gewiß noch einmal verführt werden. Ich ſtand lange vor ihr — ach, ſie ſchaute nicht auf! Chriſtus ſteht da wie ein Religionshamlet: go to a nunnery. Hier fand ich auch einige Holländer und vorzügliche Bilder von Rubens; letztere ganz durchdrungen von der koloſſalen Heiterkeit dieſes niederländiſchen Titanen, deſſen Geiſtesflügel ſo ſtark waren, daß er bis zur Sonne emporflog, obgleich hundert Centner holländiſcher Käſe an ſeinen Beinen hingen. Ich kann dem kleinſten Bilde dieſes großen Malers nicht-vorübergehen ohne den Zoll meiner Bewunderung zu entrichten. Um ſo mehr, da es jetzt Mode wird, ihn, ob ſeines Mangels an Idealität, nur mit Achſelzucken zu betrachten. Die hiſtoriſche Schule zu München zeigt ſich beſonders groß in ſolcher Betrachtung. Man ſehe nur mit welcher vornehmen Geringſchätzung der langhaarige Cornelianer durch den Rubensſaal wandelt! Vielleicht aber iſt der Irrthum der Jünger erklärlich, wenn man den großen Gegenſatz betrachtet, den Peter Cornelius zu Peter Paul Rubens bildet. Es läßt ſich faſt kein größerer Gegenſatz erſinnen — und nichts deſtoweniger iſt mir bisweilen zu Sinn, als hätten beide dennoch Aehnlichkeiten, die ich mehr ahnen als anſchauen könne. Vielleicht ſind landsmannſchaftliche Eigenheiten in ihnen verborgen, die den dritten Landsmann, nemlich mich, wie leiſe heimiſche Laute anſprechen. Dieſe geheime Verwandtſchaft beſteht aber nimmermehr in der niederländiſchen Heiterkeit und Farbenluſt, die uns aus allen Bildern des Rubens entgegenlacht, ſo daß man meynen ſollte, er habe ſie im freudigen Rheinweinrauſch gemalt, während tanzende Kirmesmuſik um ihn her jubelte. Wahrlich die Bilder des Cornelius ſcheinen eher am Charfreytage gemalt zu ſeyn, während die ſchwermüthigen Leidenslieder der Prozeſſion durch die Straßen zogen und im Atelier und Herzen des Malers wiederhallten. In der Produktivität, in der Schöpfungskühnheit, in der genialen Urſprünglichkeit, ſind ſich beide ähnlicher, beide ſind geborne Maler, und gehören zu dem Cyklus großer Meiſter, die größtentheils zur Zeit des Raphael blühten, einer Zeit, die auf Rubens noch ihren unmittelbaren Einfluß üben konnte, die aber von der unſrigen ſo abgeſchieden iſt, daß wir ob der Erſcheinung des Peter Cornelius faſt erſchrecken, daß er uns manchmal vorkommt, wie der Geiſt eines jener großen Maler aus raphaeliſcher Zeit, der aus dem Grabe hervorſteige, um noch einige Bilder zu malen, ein todter Schöpfer, ſelbſtbeſchworen durch das mitbegrabene, inwohnende Lebenswort. Betrachten wir ſeine Bilder, ſo ſehen ſie uns an, wie mit Augen des funfzehnten Jahrhunderts, geſpenſtiſch ſind die Gewänder, als rauſchten ſie uns vorbey um Mitternacht, zauberkräftig ſind die Leiber, traumrichtig gezeichnet, gewaltſam wahr, nur das Blut fehlt ihnen, das pulſirende Leben, die Farbe. Ja, Cornelius iſt ein Schöpfer, doch betrachten wir ſeine Geſchöpfe, ſo will es uns bedünken, als könnten ſie alle nicht lange leben, als ſeyen ſie alle eine Stunde vor ihrem Tode gemalt, als trügen ſie alle die wehmüthige Ahnung des Sterbens. Trotz ihrer Heiterkeit erregen die Geſtalten des Rubens ein ähnliches Gefühl in unſerer Seele, dieſe ſcheinen ebenfalls den Todeskeim in ſich zu tragen, und es iſt uns, als müßten ſie eben durch ihre Lebensüberfülle, durch ihre rothe Vollblütigkeit, plötzlich vom Schlage gerührt werden. Das iſt ſie vielleicht, die geheime Verwandſchaft, die wir in der Vergleichung beider Meiſter ſo wunderſam ahnen. Die höchſte Luſt in einigen Bildern des Rubens und der tiefſte Trübſinn in denen des Cornelius erregen in uns vielleicht daſſelbe Gefühl. Woher aber dieſer Trübſinn bey einem Niederländer? Es iſt vielleicht eben das ſchaurige Bewußtſeyn, daß er einer längſt verklungenen Zeit angehört und ſein Leben eine myſtiſche Nachſendung iſt — denn ach! er iſt nicht bloß der einzige große Maler, der jetzt lebe, ſondern vielleicht auch der letzte, der auf dieſer Erde malen wird; vor ihm, bis zur Zeit der Caraccis, iſt ein langes Dunkel, und hinter ihm ſchlagen wieder die Schatten zuſammen, ſeine Hand iſt eine lichte, einſame Geiſterhand in der Nacht der Kunſt, und die Bilder, die ſie malt, tragen die unheimliche Trauer ſolcher ernſten, ſchroffen Abgeſchiedenheit. Ich habe dieſe letzte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann ſelbſt ſah, den kleinen ſcharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte dieſe Hand in mir das Gefühl der traulichſten Pietät, da ich mich erinnerte, daß ſie mir einſt liebreich auf den kleinen Fingern lag, und mir einige Geſichtskonturen ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düſſeldorf zeichnen lernte.

Capitel XXXIV.

Die Sammlung von Portraits ſchöner Genueſerinnen, die im Pallaſt Durazzo gezeigt wird, darf ich nimmermehr unerwähnt laſſen. Nichts auf der Welt kann unſre Seele trauriger ſtimmen, als ſolcher Anblick von Portraits ſchöner Frauen, die ſchon ſeit einigen Jahrhunderten todt ſind. Melancholiſch überkriecht uns der Gedanke: daß von den Originalen jener Bilder, von all jenen Schönen, die ſo lieblich, ſo kokett, ſo witzig, ſo ſchalkhaft und ſo ſchwärmeriſch waren, von all jenen Maykörfchen mit Aprillaunen, von jenem ganzen Frauenfrühling nichts übrig geblieben iſt, als dieſe bunten Schatten, die ein Maler, der gleich ihnen längſt vermodert iſt, auf ein morſch Stückchen Leinwand gepinſelt hat, das ebenfalls mit der Zeit in Staub zerfällt und verweht. So geht alles Leben, das Schöne eben ſo wie das Häßliche, ſpurlos vorüber, der Tod, der dürre Pedant, verſchont die Roſe eben ſo wenig wie die Diſtel, er vergißt auch nicht das einſame Hälmchen in der fernſten Wildniß, er zerſtört gründlich und unaufhörlich, überall ſehen wir, wie er Pflanzen und Thiere, die Menſchen und ihre Werke, zu Staub zerſtampft, und ſelbſt jene egyptiſchen Pyramiden, die ſeiner Zerſtörungswuth zu trotzen ſcheinen, ſie ſind nur Trophäen ſeiner Macht, Denkmäler der Vergänglichkeit, uralte Königsgräber.

Aber noch ſchlimmer als dieſes Gefühl eines ewigen Sterbens, einer öden gähnenden Vernichtung, ergreift uns der Gedanke, daß wir nicht einmal als Originale dahinſterben, ſondern als Copien von längſtverſchollenen Menſchen, die geiſtig und körperlich uns gleich waren, und daß nach uns wieder Menſchen geboren werden, die wieder ganz ausſehen und fühlen und denken werden wie wir, und die der Tod ebenfalls wieder vernichten wird — ein troſtlos ewiges Wiederholungsſpiel, wobey die zeugende Erde beſtändig hervorbringen und mehr hervorbringen muß, als der Tod zu zerſtören vermag, ſo daß ſie, in ſolcher Noth, mehr für die Erhaltung der Gattungen als für die Originalität der Individuen ſorgen kann.

Wunderbar erfaßten mich die myſtiſchen Schauer dieſes Gedankens, als ich im Pallaſt Durazzo die Portraits der ſchönen Genueſerinnen ſah, und unter dieſen ein Bild, das in meiner Seele einen ſüßen Sturm erregte, wovon mir noch jetzt, wenn ich daran denke, die Augenwimpern zittern — Es war das Bild der todten Maria.

Der Aufſeher der Gallerie meinte zwar, das Bild ſtelle eine Herzogin von Genua vor, und im ciceroniſchen Tone ſetzte er hinzu: es iſt gemalt von Giorgio Barbarelli da Caſtelfranco nel Treviglano, genannt Giorgione, er war einer der größten Maler der venezianiſchen Schule, wurde geboren im Jahr 1477 und ſtarb im Jahr 1511.

Laſſen Sie das gut ſeyn, Signor Cuſtode. Das Bild iſt gut getroffen, mag es immerhin ein Paar Jahrhunderte im voraus gemalt ſeyn, das iſt kein Fehler. Zeichnung richtig, Farbengebung vorzüglich, Faltenwurf des Bruſtgewandes ganz vortrefflich. Haben Sie doch die Güte, das Bild für einige Augenblicke von der Wand herabzunehmen, ich will nur den Staub von den Lippen abblaſen und auch die Spinne, die in der Ecke des Ramens ſitzt, fortſcheuchen — Maria hatte immer einen Abſcheu vor Spinnen.

Excellenza ſcheinen ein Kenner zu ſeyn.

Daß ich nicht wüßte, Signor Custode. Ich habe das Talent, bey manchen Bildern ſehr gerührt zu werden, und es wird mir dann etwas feucht in den Augen. Aber was ſehe ich! von wem iſt das Portrait des Mannes im ſchwarzen Mantel, das dort hängt?

Es iſt ebenfalls von Giorgione, ein Meiſterſtück.

Ich bitte Sie, Signor, haben Sie doch die Güte, es ebenfalls von der Wand herabzunehmen und einen Augenblick hier neben dem Spiegel zu halten, damit ich vergleichen kann ob ich dem Bilde ähnlich ſehe.

Excellenza ſind nicht ſo blaß. Das Bild iſt ein Meiſterſtück von Giorgione; er war Rival des Tiziano, wurde geboren im Jahr 1477 und ſtarb im Jahr 1511.

Lieber Leſer, der Giorgione iſt mir weit lieber als der Tiziano, und ich bin ihm beſonders Dank ſchuldig, daß er mir die Maria gemalt. Du wirſt gewiß eben ſo gut wie ich einſehen, daß Giorgione für mich das Bild gemalt hat, und nicht für irgend einen alten Genueſer. Und es iſt ſehr gut getroffen, todtſchweigend getroffen, es fehlt nicht einmal der Schmerz im Auge, ein Schmerz der mehr einem geträumten als einem erlebten Leide galt, und ſehr ſchwer zu malen war. Das ganze Bild iſt wie hingeſeufzt auf die Leinwand. Auch der Mann im ſchwarzen Mantel iſt gut gemalt, und die maliziös ſentimentalen Lippen ſind gut getroffen, ſprechend getroffen, als wollten ſie eben eine Geſchichte erzählen — Es iſt die Geſchichte von dem Ritter, der ſeine Geliebte aus dem Tode aufküſſen wollte, und als das Licht erloſch — —

II.

Die Bäder von Lukka.

Ich bin wie Weib dem Manne — —
Graf Auguſt v. Platen Hallermünde.

Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen,
So mag ers ſagen,
Ich ſpiel ihm auf.
Figaro.

Karl Immermann,

dem Dichter,

widmet dieſe Blätter,

als

ein Zeichen freudigſter Verehrung,

der

Verfaſſer.

Capitel I.

Als ich zu Mathilden ins Zimmer trat, hatte ſie den letzten Knopf des grünen Reitkleides zugeknöpft, und wollte eben einen Hut mit weißen Federn aufſetzen. Sie warf ihn raſch von ſich, ſobald ſie mich erblickte, mit ihren wallend gelnen Locken ſtürzte ſie mir entgegen — Doktor des Himmels und der Erde! rief ſie, und nach alter Gewohnheit ergriff ſie meine beiden Ohrlappen und küßte mich mit der drolligſten Herzlichkeit.

Wie gehts, Wahnſinnigſter der Sterblichen! Wie glücklich bin ich Sie wiederzuſehen! Denn ich werde nirgends auf dieſer weiten Welt einen verrückteren Menſchen finden. Narren und Dummköpfe giebt es genug, und man erzeigt ihnen oft die Ehre, ſie für verrückt zu halten; aber die wahre Verrücktheit iſt ſo ſelten wie die wahre Weisheit, ſie iſt vielleicht gar nichts anderes als Weisheit, die ſich geärgert hat, daß ſie alles weiß, alle Schändlichkeiten dieſer Welt, und die deshalb den weiſen Entſchluß gefaßt hat, verrückt zu werden. Die Orientalen ſind ein geſcheutes Volk, ſie verehren einen Verrückten wie einen Propheten, wir aber halten jeden Propheten für verrückt.

Aber, Mylady, warum haben Sie mir nicht geſchrieben?

Gewiß, Doktor, ich ſchrieb Ihnen einen langen Brief, und bemerkte auf der Adreſſe: abzugeben in Neu-Bedlam. Da Sie aber, gegen alle Vermuthung nicht dort waren, ſo ſchickte man den Brief nach St. Luze, und da ſie auch hier nicht waren, ſo ging er weiter nach einer ähnlichen Anſtalt, und ſo machte er die Ronde durch alle Tollhäuſer Englands, Schottlands und Irlands, bis man ihn mir zurückſchickte mit der Bemerkung, daß der Gentleman, den die Adreſſe bezeichne, noch nicht eingefangen ſey. Und in der That, wie haben Sie es angefangen, daß Sie immer noch auf freyen Füßen ſind?

Hab's pfiffig angefangen, Mylady. Ueberall, wohin ich kam, wußt' ich mich um die Tollhäuſer herumzuſchleichen, und ich denke, es wird mir auch in Italien gelingen.

O, Freund, hier ſind Sie ganz ſicher; denn erſtens iſt gar kein Tollhaus in der Nähe, und zweitens haben wir hier die Oberhand.

Wir? Mylady! Sie zählen ſich alſo zu den Unſeren? Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Bruderkuß auf die Stirne drücke.

Ach! ich meyne wir Badegäſte, worunter ich wahrlich noch die Vernünftigſte bin — Und nun machen Sie ſich leicht einen Begriff von der Verrückteſten, nemlich von Julie Maxfield, die beſtändig behauptet, grüne Augen bedeuten den Frühling der Seele; dann haben wir noch zwey junge Schönheiten —

Gewiß engliſche Schönheiten, Mylady —

Doktor, was bedeutet dieſer ſpöttiſche Ton? Die gelbſeitigen Makaronigeſichter in Italien müſſen Ihnen ſo gut ſchmecken, daß Sie keinen Sinn mehr haben für brittiſche —

Plumpuddings mit Roſinenaugen, Roſtbeefbuſen feſtonirt mit weißen Meerrettig-Streifen, ſtolze Paſteten —

Es gab eine Zeit, Doktor, wo Sie jedesmal in Verzückung geriethen, wenn Sie eine ſchöne Engländerin ſahen —

Ja, das war damals! Ich bin noch immer nicht abgeneigt Ihren Landsmänninnen zu huldigen; ſie ſind ſchön wie Sonnen, aber Sonnen von Eis, ſie ſind weiß wie Marmor, aber auch marmorkalt — auf ihren kalten Herzen erfrieren die armen —

Oho! ich kenne einen — der dort nicht erfroren iſt, und friſch und geſund übers Meer geſprungen, und es war ein großer, deutſcher, impertinenter —

Er hat ſich wenigſtens an den brittiſch froſtigen Herzen ſo ſtark erkältet, daß er noch jetzt davon den Schnupfen hat.

Mylady ſchien piquirt über dieſe Antwort, ſie ergriff die Reitgerte, die zwiſchen den Blättern eines Romans, als Leſezeichen, lag, ſchwang ſie um die Ohren ihres weißen Jagdhundes, der leiſe knurrte, hob haſtig ihren Hut von der Erde, ſetzte ihn keck aufs Lockenhaupt, ſah ein paar mal wohlgefällig in den Spiegel, und ſprach ſtolz: Ich bin noch ſchön! Aber plötzlich, wie von einem dunkeln Schmerzgefühl durchſchauert, blieb ſie ſinnend ſtehen, ſtreifte langſam ihren weißen Handſchuh von der Hand, reichte ſie mir, und meine Gedanken pfeilſchnell ertappend, ſprach ſie: Nicht wahr, dieſe Hand iſt nicht mehr ſo ſchön, wie in Ramsgate? Mathilde hat unterdeſſen viel gelitten!

Lieber Leſer, man kann es den Glocken ſelten anſehen, wo ſie einen Riß haben, und nur an ihrem Tone merkt man ihn. Hätteſt du nun den Klang der Stimme gehört, womit obige Worte geſprochen wurden, ſo wüßteſt du gleich, Myladys Herz iſt eine Glocke vom beſten Metall, aber ein verborgener Riß dämpft wunderbar ihre heiterſten Töne, und umſchleiert ſie gleichſam mit heimlicher Trauer. Doch ich liebe ſolche Glocken, ſie finden immer ein gutes Echo in meiner eignen Bruſt; und ich küßte Myladys Hand faſt inniger als ehemals, obgleich ſie minder vollblühend war und einige Adern, etwas allzublau hervortretend, mir ebenfalls zu ſagen ſchienen: Mathilde hat unterdeſſen viel gelitten.

Ihr Auge ſah mich an wie ein wehmüthig einſamer Stern am herbſtlichen Himmel, und weich und innig ſprach ſie: Sie ſcheinen mich wenig mehr zu lieben, Doktor! Denn nur mitleidig fiel eben Ihre Thräne auf meine Hand, faſt wie ein Almoſen.

Wer heißt Sie die ſtumme Sprache meiner Thränen ſo dürftig ausdeuten? Ich wette, der weiße Jagdhund, der ſich jetzt an Sie ſchmiegt, verſteht mich beſſer; er ſchaut mich an, und dann wieder Sie, und ſcheint ſich zu wundern, daß die Menſchen, die ſtolzen Herren der Schöpfung, innerlich ſo tief elend ſind. Ach, Mylady, nur der verwandte Schmerz entlockt uns die Thräne, und jeder weint eigentlich für ſich ſelbſt.

Genug, genug, Doktor. Es iſt wenigſtens gut, daß wir Zeitgenoſſen ſind und in demſelben Erdwinkel uns gefunden mit unſeren närriſchen Thränen. Ach des Unglücks! wenn Sie vielleicht zweyhundert Jahre früher gelebt hätten, wie es mir mit meinem Freunde Michael de Cervantes Savedra begegnet, oder gar wenn Sie hundert Jahre ſpäter auf die Welt gekommen wären als ich, wie ein anderer intimer Freund von mir, deſſen Namen ich nicht einmal weiß, eben weil er ihn erſt bey ſeiner Geburt, Anno 1900, erhalten wird! Aber, erzählen Sie doch, wie haben Sie gelebt ſeit wir uns nicht geſehen?

Ich trieb mein gewöhnliches Geſchäft, Mylady; ich rollte wieder den großen Stein. Wenn ich ihn bis zur Hälfte des Berges gebracht, dann rollte er plötzlich hinunter, und ich mußte wieder ſuchen ihn hinaufzurollen, — und dieſes Bergauf- und Bergabrollen wird ſich ſo lange wiederholen, bis ich ſelbſt unter dem großen Steine liegen bleibe, und Meiſter Steinmetz mit großen Buchſtaben darauf ſchreibt: Hier ruht in Gott —

Bey Leibe, Doktor, Ich laſſe Ihnen noch keine Ruhe — Seyn Sie nur nicht melancholiſch! Lachen Sie, oder ich —

Nein, kitzeln Sie nicht; ich will lieber von ſelbſt lachen.

So recht. Sie gefallen mir noch, eben ſo gut wie in Ramsgate, wo wir uns zuerſt nahe kamen —

Und endlich noch näher als nah. Ja, ich will luſtig ſeyn. Es iſt gut, daß wir uns wiedergefunden, und der große deutſche — wird ſich wieder ein Vergnügen daraus machen, ſein Leben bey Ihnen zu wagen.

Myladys Augen lachten wie Sonnenſchein nach leiſem Regenſchauer, und ihre gute Laune brach wieder leuchtend hervor, als John hereintrat, und mit dem ſteifſten Lakayen-Pathos Seine Excellenz den Markeſe Chriſtophoro di Gumpelino anmeldete.

Er ſey willkommen! Und Sie, Doktor, werden einen Pair unſeres Narrenreichs kennen lernen. Stoßen Sie ſich nicht an ſein Aeußeres, beſonders nicht an ſeine Naſe. Der Mann beſitzt vortreffliche Eigenſchaften, z. B. viel Geld, geſunden Verſtand, und die Sucht alle Narrheiten der Zeit in ſich aufzunehmen; dazu iſt er in meine grünäugige Freundin Julie Maxfield verliebt und nennt ſie ſeine Julia und ſich ihren Romeo, und deklamirt und ſeufzt — und Lord Maxfield, der Schwager, dem die treue Julia von ihrem Manne anvertraut worden, iſt ein Argus —

Schon wollte ich bemerken, daß Argus eine Kuh bewachte, als die Thüre ſich weit öffnete und, zu meinem höchſten Erſtaunen, mein alter Freund, der Banquier Chriſtian Gumpel, mit ſeinem wohlhabenden Lächeln und gottgefälligem Bauche, hereinwatſchelte. Nachdem ſeine glänzenden breiten Lippen ſich an Myladys Hand genugſam geſcheuert und übliche Geſundheitsfragen hervorgebrockt hatten, erkannte er auch mich — und in die Arme ſanken ſich die Freunde.

Capitel II.

Mathildens Warnung, daß ich mich an die Naſe des Mannes nicht ſtoßen ſolle, war hinlänglich gegründet, und wenig fehlte, ſo hätte er mir wirklich ein Auge damit ausgeſtochen. Ich will nichts Schlimmes von dieſer Naſe ſagen; im Gegentheil, ſie war von der edelſten Form, und ſie eben berechtigte meinen Freund ſich wenigſtens einen Markeſe-Titel beyzulegen. Man konnte es ihm nämlich an der Naſe anſehen, daß er von gutem Adel war, daß er von einer uralten Weltfamilie abſtammte, womit ſich ſogar einſt der liebe Gott, ohne Furcht vor Mesallianz, verſchwägert hat. Seitdem iſt dieſe Familie freylich etwas heruntergekommen, ſo daß ſie ſeit Carl dem Großen, meiſtens durch den Handel mit alten Hoſen und hamburger Lotteriezetteln, ihre Subſiſtenz erwerben mußte, ohne jedoch im mindeſten von ihrem Ahnenſtolze abzulaſſen oder jemals die Hoffnung aufzugeben, einſt wieder ihre alten Güter, oder wenigſtens hinreichende Emigranten-Entſchädigung zu erhalten, wenn ihr alter legitimer Souverain ſein Reſtaurationsverſprechen erfüllt, ein Verſprechen, womit er ſie ſchon zwey Jahrtauſende an der Naſe herumgeführt. Sind vielleicht ihre Naſen eben durch dieſes lange an der Naſe Herumgeführtwerden, ſo lang geworden? Oder ſind dieſe langen Naſen eine Art Uniform, woran der Gottkönig Jehovah ſeine alten Leibgardiſten erkennt, ſelbſt wenn ſie deſertirt ſind? Der Markeſe Gumpelino war ein ſolcher Deſerteur, aber er trug noch immer ſeine Uniform, und ſie war ſehr brillant, beſäet mit Kreuzchen und Sternchen von Rubinen, einem rothen Adlerorden in Miniatur, und anderen Decorazionen.

Sehen Sie, ſagte Mylady, das iſt meine Lieblingsnaſe, und ich kenne keine ſchönere Blume auf dieſer Erde.

Dieſe Blume, ſchmunzlächelte Gumpelino, kann ich Ihnen nicht an den ſchönen Buſen legen, ohne daß ich mein blühendes Antlitz hinzulege, und dieſe Beylage würde Sie vielleicht in der heutigen Hitze etwas geniren. Aber ich bringe Ihnen eine nicht minder köſtliche Blume, die hier ſelten iſt —

Bey dieſen Worten öffnete der Markeſe die fließpapierne Tüte, die er mitgebracht, und mit langſamer Sorgfalt zog er daraus hervor eine wunderſchöne Tulpe.

Kaum erblickte Mylady dieſe Blume, ſo ſchrie ſie aus vollem Halſe: Morden! morden! wollen

Sie mich morden? Fort, fort mit dem ſchrecklichen Anblick! Dabey gebehrdete ſie ſich, als wolle man ſie umbringen, hielt ſich die Hände vor die Augen, rannte unſinnig im Zimmer umher, verwünſchte Gumpelinos Naſe und Tulpe, klingelte, ſtampfte den Boden, ſchlug den Hund mit der Reitgerte, daß er laut aufbellte, und als John hereintrat, rief ſie, wie Kean als König Richard:

Ein Pferd! ein Pferd!
Ein Königthum für ein Pferd!

und ſtürmte, wie ein Wirbelwind, von dannen.

Eine kurioſe Frau! ſprach Gumpelino, vor Erſtaunen bewegungslos und noch immer die Tulpe in der Hand haltend, ſo daß er einem jener Götzenbilder glich, die mit Lotosblumen in den Händen, auf altindiſchen Denkmälern zu ſchauen ſind. Ich aber kannte die Dame und ihre Idioſynkraſie weit beſſer, mich ergötzte dieſes Schauſpiel über alle Maßen, ich öffnete das Fenſter und rief: Mylady, was ſoll ich von Ihnen denken? Iſt das Vernunft, Sitte — beſonders iſt das Liebe?

Da lachte herauf die wilde Antwort:

Wenn ich zu Pferd bin, ſo will ich ſchwören
Ich liebe Dich unendlich.

Capitel III.

Eine kurioſe Frau! wiederholte Gumpelino, als wir uns auf den Weg machten ſeine beiden Freundinnen, Signora Lätizia und Signora Franſcheska, deren Bekanntſchaft er mir verſchaffen wollte, zu beſuchen. Da die Wohnung dieſer Damen auf einer etwas entfernten Anhöhe lag, ſo erkannte ich um ſo dankbarer die Güte meines wohlbeleibten Freundes, der das Bergſteigen etwas beſchwerlich fand, und auf jedem Hügel athemſchöpfend ſtehen blieb, und O Jeſu! ſeufzte.

Die Wohnungen in den Bädern von Lukka nemlich ſind entweder unten in einem Dorfe, das von hohen Bergen umſchloſſen iſt, oder ſie liegen auf einem dieſer Berge ſelbſt, unfern der Hauptquelle, wo eine pittoreske Häuſergruppe in das reitzende Thal hinabſchaut. Einige liegen aber auch einzeln zerſtreut an den Bergesabhängen, und man muß mühſam hinaufklimmen durch Weinreben, Myrtengeſträuch, Geisblatt, Lorbeerbüſche, Oleander, Geranikum und andre vornehme Blumen und Pflanzen, ein wildes Paradies. Ich habe nie ein reizenderes Thal geſehen, beſonders wenn man von der Teraſſe des oberen Bades, wo die ernſtgrünen Zypreſſen ſtehen, ins Dorf hinabſchaut. Man ſieht dort die Brücke, die über ein Flüßchen führt, welches Lima heißt, und das Dorf in zwey Theile durchſchneidend, an beiden Enden in mäßigen Waſſerfällen, über Felſenſtücke dahinſtürzt, und ein Geräuſch hervorbringt, als wolle es die angenehmſten Dinge ſagen und könne vor dem allſeitig plaudernden Echo nicht zu Worten kommen.

Der Hauptzauber dieſes Thals liegt aber gewiß in dem Umſtand, daß es nicht zu groß iſt und nicht zu klein, daß die Seele des Beſchauers nicht gewaltſam erweitert wird, vielmehr ſich ebenmäßig mit dem herrlichen Anblick füllt, daß die Häupter der Berge ſelbſt, wie die Appeninen überall, nicht abentheuerlich gothiſch erhaben mißgeſtaltet ſind, gleich den Bergkarikaturen, die wir eben ſowohl wie die Menſchenkarikaturen, in germaniſchen Ländern finden: ſondern, daß ihre edelgerúndeten, heiter grünen Formen faſt eine Kunſtcivilisazion ausſprechen, und gar melodiſch mit dem blaßblauen Himmel zuſammenklingen.

O Jeſu! ächzte Gumpelino, als wir, mühſamen Steigens und von der Morgenſonne ſchon etwas ſtark gewärmt, oberwähnte Zypreſſenhöhe erreichten, und, ins Dorf hinabſchauend, unſere engliſche Freundin, hoch zu Roß, wie ein romantiſches Mährchenbild, über die Brücke jagen, und eben ſo traumſchnell wieder verſchwinden ſahen. O Jeſu!

welch eine kurioſe Frau, wiederholte einigemal der Markeſe. In meinem gemeinen Leben iſt mir noch keine ſolche Frau vorgekommen. Nur in Comödien findet man dergleichen, und ich glaube z. B. die Holzbecher würde die Rolle gut ſpielen. Sie hat etwas von einer Nixe. Was denken Sie?

Ich denke, Sie haben Recht, Gumpelino. Als ich mit ihr von London nach Rotterdam fuhr, ſagte der Schiffskapitain, ſie gliche einer mit Pfeffer beſtreuten Roſe. Zum Dank, für dieſe pikante Vergleichung, ſchüttete ſie eine ganze Pfefferbüchſe auf ſeinen Kopf aus, als ſie ihn einmal in der Kajüte eingeſchlummert fand, und man konnte ſich dem Manne nicht mehr nähern ohne zu nieſen.

Eine kurioſe Frau! ſprach wieder Gumpelino. So zart wie weiße Seide und eben ſo ſtark, und ſitzt zu Pferde eben ſo gut wie ich. Wenn ſie nur nicht ihre Geſundheit zu Grunde reitet.

Sahen Sie nicht eben den langen, magern Engländer, der auf ſeinem magern Gaul, hinter ihr herjagte, wie die galoppirende Schwindſucht? Das Volk reitet zu leidenſchaftlich, giebt alles Geld in der Welt für Pferde aus. Lady Maxfields Schimmel koſtet dreyhundert goldne, lebendige Louisdore — ach! und die Louisdore ſtehen ſo hoch und ſteigen noch täglich.

Ja, die Louisd'or werden noch ſo hoch ſteigen, daß ein armer Gelehrter, wie unſer einer, ſie gar nicht mehr wird erreichen können.

Sie haben keinen Begriff davon, Herr Doktor, wie viel Geld ich ausgeben muß, und dabey behelfe ich mich mit einem einzigen Bedienten, und nur wenn ich in Rom bin, halte ich mir einen Kapellan für meine Hauskapelle. Sehen Sie, da kommt mein Hyazinth.

Die kleine Geſtalt, die in dieſem Augenblick bey der Windung eines Hügels zum Vorſchein kam, hätte vielmehr den Namen einer Feuerlilje verdient. Es war ein ſchlotternd weiter Scharlachrock, überladen mit Goldtreſſen, die im Sonnenglanze ſtrahlten, und aus dieſer rothen Pracht ſchwitzte ein Köpfchen hervor, das mir ſehr wohlbekannt zunickte. Und wirklich, als ich das bläßlich beſorgliche Geſichtchen und die geſchäftig zwinkenden Aeuglein näher betrachtete, erkannte ich jemanden, den ich eher auf dem Berg Sinai als auf den Appeninen erwartet hätte, und das war kein anderer als Herr Hirſch, Schutzbürger in Hamburg, ein Mann, der nicht bloß immer ein ſehr ehrlicher Lotteriekollecteur geweſen, ſondern ſich auch auf Hühneraugen und Juwelen verſteht, dergeſtalt, daß er erſtere von letzteren nicht bloß zu unterſcheiden weiß, ſondern auch die Hühneraugen ganz geſchickt auszuſchneiden und die Juwelen ganz genau zu taxiren weiß.

Ich bin guter Hoffnung — ſprach er, als er mir näher kam — daß Sie mich noch kennen, obgleich ich nicht mehr Hirſch heiße. Ich heiße jetzt

Hyazinth und bin der Kammerdiener des Herrn Gumpel.

Hyacinth! rief dieſer, in ſtaunender Auſwallung über die Indiskrezion des Dieners.

Seyn Sie nur ruhig, Herr Gumpel, oder Herr Gumpelino, oder Herr Markeſe, oder Eure Excellenza, wir brauchen uns gar nicht vor dieſem Herrn zu geniren, der kennt mich, hat manches Loos bey mir geſpielt, und ich möcht' ſogar drauf ſchwören, er iſt mir von der letzten Renovirung noch ſieben Mark neun Schilling ſchuldig — Ich freue mich wirklich, Herr Doktor, Sie hier wieder zu ſehen. Haben Sie hier ebenfalls Vergnügungs-Geſchäfte? Was ſollte man ſonſt hier thun, in dieſer Hitze, und wo man noch dazu Bergauf und Bergab ſteigen muß. Ich bin hier des Abends ſo müde, als wäre ich zwanzig mal vom Altonaer Thore nach dem Steinthor gelaufen, ohne was dabey verdient zu haben. . . . .

O Jeſu! — rief der Markeſe — ſchweig, ſchweig! Ich ſchaffe mir einen andern Bedienten an.

Warum ſchweigen? — verſetzte Hirſch Hyazinthos — Iſt es mir doch lieb, wenn ich 'nmal wieder gutes Deutſch ſprechen kann mit einem Geſichte, das ich ſchon einmal in Hamburg geſehen, und denke ich an Hamburg —

Hier, bey der Erinnerung an ſein kleines Stiefvaterländchen, wurden des Mannes Aeuglein flimmernd feucht, und ſeufzend ſprach er: Was iſt der Menſch! Man geht vergnügt vor dem Altonaer Thore, auf dem Hamburger Berg, ſpatzieren, und beſieht dort die Merkwürdigkeiten, die Löwen, die Gevögel, die Papagoyim, die Affen, die ausgezeichneten Menſchen, und man läßt ſich Carouſſel fahren oder elektriſiren, und man denkt was würde ich erſt für Vergnügen haben an einem Orte, der noch zweyhundert Meilen von Hamburg weiter entfernt iſt, in dem Lande wo die Zitronen und Orangen wachſen, in Italien! Was iſt der Menſch! Iſt er vor dem Altonaer Thore, ſo möchte er gern in Italien ſeyn, und iſt er in Italien, ſo möchte er wieder vor dem Altonaer Thore ſeyn! Ach ſtände ich dort wieder und ſähe wieder den Michaelisthurm, und oben daran die Uhr mit den großen goldnen Zahlen auf dem Zifferblatt, die großen goldnen Zahlen, die ich ſo oft des Nachmittags betrachtete, wenn ſie ſo freundlich in der Sonne glänzten — ich hätte ſie oft küſſen mögen. Ach, ich bin jetzt in Italien, wo die Zitronen und Orangen wachſen; wenn ich aber die Zitronen und Orangen wachſen ſehe, ſo denk' ich an den Steinweg zu Hamburg, wo ſie, ganzer Karren voll, gemächlich aufgeſtapelt liegen, und wo man ſie ruhig genießen kann, ohne daß man nöthig hat ſo viele Gefahr-Berge zu beſteigen und ſo viel Hitzwärme auszuſtehen. So wahr mir Gott helfe, Herr Markeſe, wenn ich es nicht der Ehre wegen gethan hätte und wegen der Bildung, ſo wäre ich Ihnen nicht hierher gefolgt. Aber das muß man Ihnen nachſagen, man hat Ehre bey Ihnen und bildet ſich.

Hyazinth! — ſprach jetzt Gumpelino, der durch dieſe Schmeicheley etwas beſänftigt worden, — Hyazinth geh jetzt zu —

Ich weiß ſchon —

Du weißt nicht, ſage ich dir, Hyacinth —

Ich ſag' Ihnen, Herr Gumpel, ich weiß. Ew. Excellenz ſchicken mich jetzt zu der Lady Maxfield — Mir braucht man gar nichts zu ſagen. Ich weiß Ihre Gedanken, die Sie noch gar nicht gedacht, und vielleicht Ihr Lebtag gar nicht denken werden. Einen Bedienten wie mich, bekommen Sie nicht ſo leicht — und ich thu es der Ehre wegen, und der Bildung wegen, und wirklich, man hat Ehre bei Ihnen und bildet ſich — Bei dieſem Worte putzte er ſich die Naſe mit einem ſehr weißen Taſchentuche.

Hyazinth, ſprach der Markeſe, du gehſt jetzt zu der Lady Julie Maxfield, zu meiner Julia, und bringſt ihr dieſe Tulpe — nimm ſie in Acht, denn ſie koſtet fünf Paoli — und ſagſt ihr —

Ich weiß ſchon —

Du weißt nichts. Sag' ihr: die Tulpe iſt unter den Blumen —

Ich weiß ſchon, Sie wollen Ihr etwas durch die Blume ſagen. Ich habe für ſo manches Lotterieloos in meiner Collecte ſelbſt eine Deviſe gemacht —

Ich ſage dir, Hyacinth, ich will kein Deviſe von dir. Bringe dieſe Blume an Lady Maxfield, und ſage ihr:

Die Tulpe iſt unter den Blumen
Was unter den Käſen der Strachino;
Doch mehr als Blumen und Käſe
Verehrt Dich Gumpelino!

So wahr mir Gott alles Gut's gebe, das iſt gut! — rief Hyacinth — Winken Sie mir nicht, Herr Markeſe, was Sie wiſſen, das weiß ich, und was ich weiß, das wiſſen Sie. Und Sie, Herr Doktor, leben Sie wohl! Um die Kleinigkeit mahne ich Sie nicht. — Bey dieſen Worten ſtieg er den Hügel wieder hinab, und murmelte beſtändig: Gumpelino Strachino — Strachino Gumpelino —

Es iſt ein treuer Menſch — ſagte der Markeſe — ſonſt hätte ich ihn längſt abgeſchafft, wegen ſeines Mangels an Etikette. Vor Ihnen hat das nichts zu bedeuten. Sie verſtehen mich. Wie gefällt Ihnen ſeine Livree? Es ſind noch für vierzig Thaler mehr Treſſen dran als an der Livree von Rothſchild's Bedienten. Ich habe innerlich mein Vergnügen, wie ſich der Menſch bey mir perfekzionirt. Dann und wann gebe ich ihm ſelbſt Unterricht in der Bildung. Ich ſage ihm oft: Was iſt Geld? Geld iſt rund und rollt weg, aber Bildung bleibt. Ja, Herr Doktor, wenn ich, was Gott verhüte, mein Geld verliere, ſo bin ich doch noch immer ein großer Kunſtkenner, ein Kenner von Malerey, Muſik und Poeſie. Sie ſollen mir die Augen zubinden und mich in der Gallerie zu Florenz herumführen, und bey jedem Gemälde, vor welches Sie mich hinſtellen, will ich Ihnen den Maler nennen, der es gemalt hat, oder wenigſtens die Schule, wozu dieſer Maler gehört. Muſik? Verſtopfen Sie mir die Ohren und ich höre doch jede falſche Note. Poeſie? Ich kenne alle Schauſpielerinnen Deutſchlands und die Dichter weiß ich auswendig. Und gar Natur! Ich bin zwey hundert Meilen gereiſt, Tag und Nacht durch, um in Schottland einen einzigen Berg zu ſehen. Italien aber geht über alles. Wie gefällt Ihnen hier dieſe Naturgegend? Welche Schöpfung! Sehen Sie mal die Bäume, die Berge, den Himmel, da unten das Waſſer — iſt nicht alles wie gemalt? Haben Sie es je im Theater ſchöner geſehen? Man wird ſo zu ſagen ein Dichter!

Verſe kommen einem in den Sinn und man weiß nicht woher: —

Schweigend, in der Abenddämmrung Schleyer
Ruht die Flur, das Lied der Haine ſtirbt;
Nur daß hier, im alternden Gemäuer
Melancholiſch noch ein Heimchen zirpt.

Dieſe erhabenen Worte deklamirte der Markeſe mit überſchwellender Rührung, indem er, wie verklärt, in das lachende, morgenhelle Thal hinabſchaute.

Capitel IV.

Als ich einſt an einem ſchönen Frühlingstage unter den Berliner Linden ſpatzieren ging, wandelten vor mir zwey Frauenzimmer, die lange ſchwiegen, bis endlich die Eine ſchmachtend aufſeufzte: ach, die jrine Beeme! Worauf die Andre, ein junges Ding, mit naiver Verwundrung fragte: Mutter, was gehn Ihnen die jrine Beeme an?

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß beide Perſonen zwar nicht in Seide gekleidet gingen, jedoch keineswegs zum Pöbel gehörten, wie es denn überhaupt in Berlin keinen Pöbel giebt, außer etwa in den höchſten Ständen. Was aber jene naive Frage ſelbſt betrifft, ſo kommt ſie mir nie aus dem Gedächtniſſe. Ueberall, wo ich unwahre Naturempfindung und dergleichen grüne Lügen ertappe, lacht ſie mir ergötzlich durch den Sinn. Auch bey der Deklamazion des Markeſe wurde ſie in mir laut, und den Spott auf meinen Lippen errathend, rief er verdrießlich: Stören Sie mich nicht — Sie haben keinen Sinn für reine Natürlichkeit — Sie ſind ein zerriſſener Menſch, ein zerriſſenes Gemüth, ſo zu ſagen, ein Byron.

Lieber Leſer, gehörſt Du vielleicht zu jenen frommen Vögeln, die da einſtimmen in das Lied von byroniſcher Zerriſſenheit, das mir ſchon ſeit zehn Jahren, in allen Weiſen, vorgepfiffen und vorgezwitſchert worden, und ſogar im Schädel des Markeſe, wie Du oben gehört haſt, ſein Echo gefunden? Ach, theurer Leſer, wenn Du über jene Zerriſſenheit klagen willſt, ſo beklage lieber, daß die Welt ſelbſt mitten entzwey geriſſen iſt. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt iſt, ſo mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerriſſen werden. Wer von ſeinem Herzen rühmt, es ſey ganz geblieben, der geſteht nur, daß er ein proſaiſches weitabgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß, und eben deswegen weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen Andern hochbegnadigt und des Dichtermärtyrthums würdig geachtet haben.

Einſt war die Welt ganz, im Alterthum und im Mittelalter, trotz der äußeren Kämpfe gab's doch noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen dieſe Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit iſt eine Lüge, eine Lüge, die jedes geſunde Auge durchſchaut und die dem Hohne dann nicht entgeht. Jüngſt, mit vieler Mühe, verſchaffte ich mir in Berlin die Gedichte eines jener Ganzheitdichter, der über meine byroniſche Zerriſſenheit ſo ſehr geklagt, und bey den erlogenen Grünlichkeiten, den zarten Naturgefühlen, die mir da, wie friſches Heu, entgegenduſteten, wäre mein armes Herz, das ſchon hinlänglich zerriſſen iſt, faſt auch vor Lachen geborſten, und unwillkürlich rief ich: Mein lieber Herr Intendanturrath Wilhelm Neumann, was gehn Ihnen die jrine Beeme an?

Sie ſind ein zerriſſener Menſch, ſo zu ſagen ein Byron — wiederholte der Markeſe, ſah noch immer verklärt hinab ins Thal, ſchnalzte zuweilen mit der Zunge am Gaumen vor andächtiger Bewunderung — Gott! Gott! Alles wie gemalt!

Armer Byron! ſolches ruhige Genießen war Dir verſagt! War dein Herz ſo verdorben, daß du die Natur nur ſehen, ja ſogar ſchildern, aber nicht von ihr beſeligt werden konnteſt? Oder hat Biſhy Shelley Recht, wenn er ſagt: du habeſt die Natur in ihrer keuſchen Nacktheit belauſcht und wurdeſt deshalb, wie Aktäon, von ihren Hunden zerriſſen!

Genug davon; wir kommen zu einem beſſeren Gegenſtande, nemlich zu Signora Laetizia's und Franſcheska's Wohnung, einem kleinen weißen Gebäude, das gleichſam noch im Negligé zu ſeyn ſcheint, und vorn zwey große runde Fenſter hat, vor welchem die hochaufgezogenen Weinſtöcke ihre langen Ranken herabhängen laſſen, daß es ausſieht als fielen grüne Haare, in lockiger Fülle, über die Augen des Hauſes. An der Thüre ſchon klingt es uns bunt entgegen, wirbelnde Triller, Guitarrentöne und Gelächter.

Capitel V.

Signora Laetizia, eine funfzigjährige junge Roſe, lag im Bette und trillerte und ſchwatzte mit ihren beiden Galans, wovon der eine auf einem niedrigen Schemel vor ihr ſaß und der andre, in einem großen Seſſel lehnend, die Guitarre ſpielte. Im Nebenzimmer flatterten dann und wann ebenfalls die Fetzen eines ſüßen Liedes oder eines noch wunderſüßeren Lachens. Mit einer gewiſſen wohlfeilen Ironie, die den Markeſe zuweilen anwandelte, präſentirte er mich der Signora und den beiden Herren, und bemerkte dabey: ich ſey derſelbe Johann Heinrich

Heine, Doktor Juris, der jetzt in der deutſchen juriſtiſchen Litteratur berühmt ſey. Zum Unglück war der eine Herr ein Profeſſor aus Bologna, und zwar ein Juriſt, obgleich ſein wohlgewölbter, runder Bauch ihn eher zu einer Anſtellung bey der ſphäriſchen Trionomètrie zu qualifiziren ſchien. Einigermaßen in Verlegenheit geſetzt, bemerkte ich, daß ich nicht unter meinem eigenen Namen ſchriebe, ſondern unter dem Namen Jarke; und das ſagte ich aus Beſcheidenheit, indem mir zufällig einer der wehmüthigſten Inſektennamen unſerer juriſtiſchen Litteratur ins Gedächtniß kam. Der Bologneſer beklagte zwar, dieſen berühmten Namen noch nicht gehört zu haben — welches auch bey dir, lieber Leſer, der Fall ſeyn wird — doch zweifelte er nicht, daß er bald ſeinen Glanz über die ganze Erde verbreiten werde. Dabey lehnte er ſich zurück in ſeinem Seſſel, griff einige Akkorde auf der Guitarre und ſang aus Arur:

O mächtiger Brama!
Ach laß Dir das Lallen
Der Unſchuld gefallen,
Das Lallen, das Lallen —

Wie ein lieblich neckendes Nachtigall-Echo ſchmetterte im Nebenzimmer eine ähnliche Melodie. Signora Laetizia aber trillerte dazwiſchen im feinſten Diskant:

Dir allein glüht dieſe Wange,
Dir nur klopfen dieſe Pulſe;
Voll von ſüßem Liebesdrange
Hebt mein Herz ſich dir allein!

Und mit der fettigſten Proſaſtimme ſetzte ſie hinzu: Bartolo, gieb mir den Spucknapf.

Von ſeinem niedern Bänkchen erhob ſich jetzt Bartolo mit ſeinen dürren hölzernen Beinen, und präſentirte ehrerbietig einen etwas unreinlichen Napf von blauem Porzelan.

Dieſer zweite Galan, wie mir Gumpelino auf deutſch zuflüſterte, war ein ſehr berühmter

Dichter, deſſen Lieder, obgleich er ſie ſchon vor zwanzig Jahren gedichtet, noch jeҫt in ganz Italien klingen, und mit der ſüßen Liebesgluth, die in ihnen flammt, Alt und Jung berauſchen; — derweilen er ſelbſt jeҫt nur ein armer, veralteter Menſch iſt, mit blaſſen Augen im welken Geſichte, dünnen weißen Härchen auf dem ſchwankenden Kopfe, und kalter Armuth im kümmerlichen Herzen. So ein armer, alter Dichter mit ſeiner kahlen Hölzernheit, gleicht den Weinſtöcken, die wir im Winter, auf den kalten Bergen ſtehen ſehen, dürr und laublos, im Winde zitternd und von Schnee bedeckt, während der ſüße Mooſt, der ihnen einſt entquoll, in den fernſten Landen gar manches Zecherherz erwärmt und zu ihrem Lobe berauſcht. Wer weiß, wenn einſt die Kelter der Gedanken, die Druckerpreſſe, auch mich ausgepreßt hat, und nur noch im Verlagskeller von Hoffmann und Campe der alte, abgezapfte Geiſt zu finden iſt, ſiҫe ich ſelbſt vielleicht eben ſo dünn und kümmerlich, wie der arme Bartolo, auf dem Schemel neben dem Bette einer alten Inamorata, und reiche ihr auf Verlangen den Napf des Spuckes.

Signora Laetizia entſchuldigte ſich bey mir, daß ſie zu Bette liege und zwar bäuchlings, indem ein Geſchwür an der Legitimität, das ſie ſich durch vieles Feigen-Eſſen zugezogen, ſie jetzt hindere, wie es einer ordentlichen Frau zieme, auf dem Rücken zu liegen. Sie lag wirklich ungefähr wie eine Sphinx; ihr hochfriſirtes Haupt ſtämmte ſie auf ihre beiden Arme, und zwiſchen dieſen wogte ihr Buſen wie ein rothes Meer.

Sie ſind ein Deutſcher? frug ſie mich.

Ich bin zu ehrlich, es zu läugnen, Signora! entgegnete meine Wenigkeit.

Ach, ehrlich genug ſind die Deutſchen! — ſeufzte ſie — aber was hilft es, daß die Leute ehrlich ſind, die uns berauben! ſie richten Italien zu Grunde.

Meine beſten Freunde ſitzen eingekerkert in Milano; nur Sklaverey —

Nein, nein, rief der Markeſe, beklagen Sie ſich nicht über die Deutſchen, wir ſind überwundene Ueberwinder, beſiegte Sieger, ſobald wir nach Italien kommen; und Sie ſehen Signora, Sie ſehen und Ihnen zu Füßen fallen, iſt daſſelbe — Und indem er ſein gelbſeidenes Taſchentuch ausbreitete und darauf niederkniete, ſetzte er hinzu: Hier kniee ich und huldige Ihnen im Namen von ganz Deutſchland.

Chriſtophoro di Gumpelino! — ſeufzte Signora tiefgerührt und ſchmachtend — ſtehen Sie auf und umarmen Sie mich!

Damit aber der holde Schäfer nicht die Friſur und die Schminke ſeiner Geliebten verdürbe, küßte Sie ihn nicht auf die glühenden Lippen, ſondern auf die holde Stirne, ſo daß ſein Geſicht tiefer hinabreichte, und das Steuer deſſelben, die Naſe, im rothen Meere herumruderte.

Signor Bartolo! rief ich, erlauben Sie mir, daß auch ich mich des Spucknapfes bediene.

Wehmüthig lächelte Signor Bartolo, ſprach aber kein einziges Wort, obgleich er, nächſt Mezzophante, für den beſten Sprachlehrer in Bologna gilt. Wir ſprechen nicht gern, wenn Sprechen unſre Profeſſion iſt. Er diente der Signora als ein ſtummer Ritter, und nur dann und wann mußte er das Gedicht rezitiren, das er ihr vor fünf und zwanzig Jahren aufs Theater geworfen, als ſie zuerſt in Bologna, in der Rolle der Ariadne, auftrat. Er ſelbſt mag zu jener Zeit wohlbelaubt und glühend geweſen ſeyn, vielleicht ähnlich dem heiligen Dionyſos ſelbſt, und ſeine Laetizia-Ariadne ſtürzte ihm gewiß bachantiſch in die blühenden Arme — Evoe Bacche! Er dichtete damals noch viele Liebesgedichte, die, wie ſchon erwähnt, ſich in der italieniſchen Litteratur erhalten haben, nachdem der Dichter und die Geliebte ſelbſt ſchon längſt zu Makulatur geworden.

Fünf und zwanzig Jahre hat ſich ſeine Treue bereits bewährt, und ich denke, er wird auch bis an ſein ſeliges Ende auf dem Schemel ſitzen, und auf Verlangen ſeine Verſe rezitiren oder den Spucknapf reichen. Der Profeſſor der Jurisprudenz ſchleppt ſich faſt eben ſo lange ſchon in den Liebesfeſſeln der Signora, er macht ihr noch immer ſo eifrig die Cour wie im Anfang dieſes Jahrhunderts, er muß noch immer ſeine akademiſchen Vorleſungen unbarmherzig vertagen, wenn ſie ſeine Begleitung nach irgend einem Orte verlangt, und er iſt noch immer belaſtet mit allen Servituten eines ächten Patito.

Die treue Ausdauer dieſer beiden Anbeter einer längſt ruinirten Schönheit, mag vielleicht Gewohnheit ſeyn, vielleicht Pietas gegen frühere Gefühle, vielleicht nur das Gefühl ſelbſt, das ſich von der jetzigen Beſchaffenheit ſeines ehemaligen Gegenſtandes ganz unabhängig gemacht hat, und dieſen nur noch mit den Augen der

Erinnerung betrachtet. So ſehen wir oft alte Leute an einer Straßenecke, in katholiſchen Städten, vor einem Madonnenbilde knieen, das ſo verblaßt und verwittert iſt, daß nur noch wenige Spuren und Geſichtsumriſſe davon übrig geblieben ſind, ja, daß man dort vielleicht nichts mehr ſieht als die Niſche, worin es gemalt ſtand, und die Lampe, die etwa noch darüber hängt; aber die alten Leute, die, mit dem Roſenkranz in den zitternden Händen, dort ſo andächtig knieen, haben ſchon ſeit ihren Jugendjahren dort gekniet, Gewohnheit treibt ſie immer, um dieſelbe Stunde, zu demſelben Fleck, ſie merkten nicht das Erlöſchen des geliebten Heiligenbildes, und am Ende macht das Alter ja doch ſo ſchwachſichtig und blind, daß es ganz gleichgültig ſeyn mag, ob der Gegenſtand unſerer Anbetung überhaupt noch ſichtbar iſt oder nicht. Die da glauben ohne zu ſehen ſind auf jeden Fall glücklicher als die Scharfäugigen, die jede hervorblühende Runzel auf dem Antlitz ihrer Madonnen gleich bemerken. Nichts iſt ſchrecklicher als ſolche Bemerkungen! Einſt freylich, glaubte ich, die Treuloſigkeit der Frauen ſey das Schrecklichſte, und um dann das Schrecklichſte zu ſagen, nannte ich ſie Schlangen. Aber, ach! jetzt weiß ich, das Schrecklichſte iſt, daß ſie nicht ganz Schlangen ſind; denn die Schlangen können jedes Jahr die alte Haut von ſich abſtreifen und neugehäutet ſich verjüngen.

Ob einer von den beiden antiken Seladons darüber eiferſüchtig war, daß der Markeſe, oder vielmehr deſſen Naſe, oberwähntermaßen in Wonne ſchwamm, das konnte ich nicht bemerken. Bartolo ſaß gemüthsruhig auf ſeinem Bänkchen, die Beinſtöckchen über einander geſchlagen, und ſpielte mit Signoras Schooßhündchen, einem jener hübſchen Thierchen, die in Bologna zu Hauſe ſind und die man auch bey uns unter dem Namen Bologneſer kennt. Der Profeſſor ließ ſich durchaus nicht ſtören in ſeinem Geſange, den zuweilen die kichernd ſüßen Töne im Nebenzimmer parodiſtiſch überjubelten; dann und wann unterbrach er auch ſelbſt ſeinen Singſang, um mich mit juriſtiſchen Fragen zu behelligen. Wenn wir in unſerem Urtheil nicht übereinſtimmten, griff er haſtige Akkorde und klimperte Beweißſtellen. Ich aber unterſtützte meine Meinung immer durch die Autorität meines Lehrers, des großen Hugo, der in Bologna unter dem Namen Ugone, auch Ugolino, ſehr berühmt iſt.

Ein großer Mann! rief der Profeſſor und klimperte dabey und ſang:

Seiner Stimme ſanfter Ruf
Tönt noch tief in deiner Bruſt,
Und die Qual, die ſie dir ſchuf,
Iſt Entzücken, ſüße Luſt.

Auch Thibaut, den die Italiener Tibaldo nennen, wird in Bologna ſehr geehrt; doch kennt man dort nicht ſowohl die Schriften jener Männer, als vielmehr ihre Hauptanſichten und deren

Gegenſatz. Gans und Savigny fand ich ebenfalls nur dem Namen nach bekannt. Letzteren hielt der Profeſſor für ein gelehrtes Frauenzimmer.

So, ſo — ſprach er, als ich ihn aus dieſem leichtverzeihlichen Irrthum zog — wirklich kein Frauenzimmer. Man hat mir alſo falſch berichtet. Man ſagte mir ſogar, der Signor Gans habe dieſes Frauenzimmer einſt, auf einem Balle, zum Tanze aufgefordert, habe einen Refüs bekommen, und daraus ſey eine literäriſche Feindſchaft entſtanden.

Man hat Ihnen in der That falſch berichtet, der Signor Gans tanzt gar nicht, ſchon aus dem menſchenfreundlichen Grunde, damit nicht ein Erdbeben entſtehe. Jene Aufforderung zum Tanze iſt wahrſcheinlich eine mißverſtandene Allegorie. Die hiſtoriſche Schule und die philoſophiſche werden als Tänzer gedacht, und in ſolchem Sinne denkt man ſich vielleicht eine Quadrille von Ugone, Tibaldo, Gans und Savigny. Und vielleicht in ſolchem Sinne, ſagt man, daß Signor Ugone, obgleich er der Diable boiteux der Jurisprudenz iſt, doch ſo zierliche Pas tanze wie die Lemiere, und daß Signor Gans, in der neueſten Zeit, einige große Sprünge verſucht, die ihn zum Hoguet der philoſophiſchen Schule gemacht haben.

Der Signor Gans — verbeſſerte ſich der Profeſſor — tanzt alſo bloß allegoriſch, ſo zu ſagen metaphoriſch — Doch plötzlich, ſtatt weiter zu ſprechen, griff er wieder in die Saiten der Guitarre, und bey dem tollſten Geklimper ſang er wie toll:

Es iſt wahr, ſein theurer Name
Iſt die Wonne aller Herzen.
Stürmen laut des Meeres Wogen,
Droht der Himmel ſchwarz umzogen,
Hört man ſtets Tarar nur rufen,
Gleich als beugten Erd' und Himmel
Vor des Helden Namen ſich.

Von Herrn Göſchen wußte der Profeſſor nicht einmal, daß er exiſtire. Dies aber hatte ſeine natürlichen Gründe, indem der Ruhm des großen Göſchen noch nicht bis Bologna gedrungen iſt, ſondern erſt bis Poggio, welches noch vier deutſche Meilen davon entfernt iſt, und wo er ſich zum Vergnügen noch einige Zeit aufhalten wird. — Göttingen ſelbſt iſt in Bologna lange nicht ſo bekannt, wie man ſchon, der Dankbarkeit wegen, erwarten dürfte, indem es ſich das deutſche Bologna zu nennen pflegt. Ob dieſe Benennung treffend iſt, will ich nicht unterſuchen; auf jeden Fall aber unterſcheiden ſich beide Univerſitäten durch den einfachen Umſtand, daß in Bologna die kleinſten Hunde und die größten Gelehrten, in Göttingen hingegen die kleinſten Gelehrten und die größten Hunde zu finden ſind.

Capitel VI.

Als der Markeſe Chriſtophoro di Gumpelino ſeine Naſe hervorzog aus dem rothen Meere, wie weiland König Pharao, da glänzte ſein Antlitz in ſchwitzender Selbſtwonne. Tief gerührt gab er Signoren das Verſprechen, ſie, ſobald ſie wieder ſitzen könne, in ſeinem eignen Wagen nach Bologna zu bringen. Nun wurde verabredet, daß alsdann der Profeſſor vorausreiſen, Bartolo hingegen im Wagen des Markeſe mitfahren ſolle, wo er ſehr gut auf dem Bock ſitzen und das Hündchen im Schooße halten könne, und daß man endlich in vierzehn Tagen zu Florenz eintreffen wolle, wo Signora Franſcheska, die mit Milady nach Piſa reiſe, unterdeſſen ebenfalls zurückgekehrt ſeyn würde. Während der Markeſe an den Fingern die Koſten berechnete, ſummte er vor ſich hin di tanti palpiti. Signora ſchlug dazwiſchen die lauteſten Triller, und der Profeſſor ſtürmte in die Saiten der Guitarre und ſang dabey ſo glühende Worte, daß ihm die Schweißtropfen von der Stirne und die Thränen aus den Augen liefen, und ſich auf ſeinem rothen Geſichte zu einem einzigen Strome vereinigten. Während dieſes Singens und Klingens ward plötzlich die Thüre des Nebenzimmers aufgeriſſen und herein ſprang ein Weſen —

Euch, Ihr Muſen der alten und der neuen Welt, Euch ſogar Ihr noch unentdeckten Muſen, die erſt ein ſpäteres Geſchlecht verehren wird, und die ich ſchon längſt geahnet habe, im Walde und auf dem Meere, Euch beſchwör' ich, gebt mir Farben, womit ich das Weſen male, das nächſt der Tugend das Herrlichſte iſt auf dieſer Welt.

Die Tugend, das verſteht ſich von ſelbſt, iſt die erſte von allen Herrlichkeiten, der Weltſchöpfer ſchmückte ſie mit ſo vielen Reizen, daß es ſchien, als ob er nichts eben ſo Herrliches mehr hervorbringen könne; da aber nahm er noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammen, und in einer guten Stunde ſchuf er Signora Franſcheska, die ſchöne Tänzerin, das größte Meiſterſtück, das er nach Erſchaffung der Tugend hervorgebracht, und wobey er ſich nicht im mindeſten wiederholt hat, wie irdiſche Meiſter, bey deren ſpäteren Werken die Reize der früheren wieder geborgterweiſe zum Vorſchein kommen — Nein, Signora Franſcheska iſt ganz Original, ſie hat nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit der Tugend, und es giebt Kenner, die ſie für eben ſo herrlich halten, und der Tugend, die früher erſchaffen worden, nur den Vorrang der Anciennität zuerkennen. Aber iſt das ein großer Mangel, wenn eine Tänzerin einige ſechstauſend Jahre zu jung iſt?

Ach, ich ſehe ſie wieder, wie ſie, aus der aufgeſtoßenen Thüre bis zur Mitte des Zimmers hervorſpringt, in demſelben Momente ſich unzählige Mal auf einem Fuße herumdreht, ſich dann der Länge nach auf das Sopha hinwirft, ſich die Augen mit beiden Händen verdeckt hält, und athemlos ausruft: ach, ich bin ſo müde vom Schlafen! Nun naht ſich der Markeſe und hält eine lange Rede, in ſeiner ironiſch breit ehrerbietigen Manier, die mit ſeinem kurzabbrechenden Weſen, bey praktiſchen Geſchäftserinnerungen, und mit ſeiner faden Zerfloſſenheit, bey ſentimentaler Anregung, gar räthſelhaft kontraſtirte. Dennoch war dieſe Manier nicht unnatürlich, ſie hatte ſich vielleicht dadurch natürlich in ihm ausgebildet, daß es ihm an Kühnheit fehlte, jene Obmacht, wozu er ſich durch Geld und Geiſt berechtigt glaubte, unumwunden kund zu geben, weshalb er ſie feigerweiſe in die Worte der übertriebenſten Demuth zu verkappen ſuchte. Sein breites Lächeln bey ſolchen Gelegenheiten hatte etwas unangenehm Ergötzliches, und man wußte nicht, ob man ihm Prügel oder Beyfall zollen ſollte. In ſolcher Weiſe hielt er ſeine Morgenrede vor Signora Franſcheska, die, noch halb ſchläfrig, ihn kaum anhörte, und als er zum Schluß um die Erlaubniß bat, ihr die Füße, wenigſtens den linken Fuß, küſſen zu dürfen, und zu dieſem Geſchäfte, mit großer Sorgfalt, ſein gelbſeidnes Taſchentuch über den Fußboden ausbreitete und darauf niederkniete: ſtreckte ſie ihm gleichgültig den linken Fuß entgegen, der in einem allerliebſten rothen Schuh ſteckte, im Gegenſatz zu dem rechten Fuße, der einen blauen Schuh trug, eine drollige Cokettetie, wodurch die zarte niedliche Form der Füße noch bemerklicher werden ſollte. Als der Markeſe den kleinen Fuß ehrfurchtsvoll geküßt, erhob er ſich mit einem ächzenden O Jeſu! und bat um die Erlaubniß, mich, ſeinen Freund, vorſtellen zu dürfen, welches ihm ebenfalls gähnend gewährt wurde, und wobey er es nicht an Lobſprüchen auf meine Vortrefflichkeit fehlen ließ, und auf Cavalier-Parole betheuerte, daß ich die unglückliche Liebe ganz vortrefflich beſungen habe.

Ich bat die Dame ebenfalls um die Vergünſtigung ihr den linken Fuß küſſen zu dürfen, und in dem Momente, wo ich dieſer Ehre theilhaftig wurde, erwachte ſie wie aus einem dämmernden Traume, beugte ſich lächelnd zu mir herab, betrachtete mich mit großen verwunderten Augen, ſprang freudig empor bis in die Mitte des Zimmers, und drehte ſich wieder unzählige Mal auf einem Fuße herum. Ich fühlte wunderbar, wie mein Herz ſich beſtändig mitdrehte, bis es faſt ſchwindelig wurde. Der Profeſſor aber griff dabey luſtig in die Saiten ſeiner Guitarre und ſang:

Eine Opern-Signora erwählte
Zum Gemahl mich, ward meine Vermählte,
Und geſchloſſen war bald unſre Eh'.
Wehe mir Armen! weh!

Bald befreiten von ihr mich Corſaren,
Ich verkaufte ſie an die Barbaren,
Ehe ſie ſich es konnte verſehn.
Bravo, Viſkroma! ſchön! ſchön!

Noch einmal betrachtete mich Signora Franſcheska ſcharf und muſternd, vom Kopf bis zum Fuße, und mit zufriedener Miene dankte ſie dann dem Markeſe, als ſey ich ein Geſchenk, das er ihr aus Artigkeit mitgebracht. Sie fand wenig daran auszuſetzen: nur waren ihr meine Haare zu hellbraun, ſie hätte ſie dunkler gewünſcht, wie die Haare des Abbate Cecco, auch meine Augen fand ſie zu klein und mehr grün als blau. Zur Vergeltung, lieber Leſer, ſollte ich jetzt Signora Franſcheska eben ſo mäkelnd ſchildern; aber ich habe wahrhaftig an dieſer lieblichen, faſt leichtſinnig geformten Graziengeſtalt nichts auszuſetzen. Auch das Geſicht war ganz göttermäßig, wie man es bey griechiſchen Statuen findet, Stirne und Naſe gaben nur eine einzige ſenkrecht gerade Linie, einen ſüßen rechten Winkel bildete damit die untere Naſenlinie, die wunderſam kurz war, eben ſo ſchmal war die Entfernung von der Naſe zum Munde, deſſen Lippen an beiden Enden kaum ausreichten und von einem träumeriſchen Lächeln ergänzt wurden; darunter wölbte ſich ein liebes volles Kinn, und der Hals — Ach! frommer Leſer, ich komme zu weit, und außerdem habe ich bey dieſer Inauguralſchilderung noch kein Recht von den zwey ſchweigenden Blumen zu ſprechen, die wie weiße Poeſie hervorleuchteten, wenn Signora die ſilbernen Halsknöpfe ihres ſchwarzſeidnen Kleides enthäkelte — Lieber Leſer! laß uns wieder emporſteigen zu der Schilderung des Geſichtes, wovon ich nachträglich noch zu berichten habe, daß es klar und blaßgelb wie Bernſtein war, daß es von den ſchwarzen Haaren, die in glänzend glatten Ovalen die Schläfe bedeckten, eine kindliche Ründung empfing, und von zwey ſchwarzen plötzlichen Augen, wie von Zauberlicht, beleuchtet wurde.

Du ſiehſt, lieber Leſer, daß ich dir gern eine gründliche Lokalbeſchreibung meines Glückes liefern möchte, und, wie andere Reiſende ihren Werken noch beſondere Karten von hiſtoriſch wichtigen oder ſonſt merkwürdigen Bezirken beyfügen, ſo möchte ich Franſcheska in Kupfer ſtechen laſſen. Aber ach! was hilft die todte Copie der äußern Umriſſe bey Formen, deren göttlichſter Reiz in der lebendigen Bewegung beſteht. Selbſt der beſte Maler kann uns dieſen nicht zur Anſchauung bringen; denn die Malerey iſt doch nur eine platte Lüge. Eher vermöchte es der Bildhauer; durch wechſelnde Beleuchtung können wir bey Statuen uns einigermaßen eine Bewegung der Formen denken, und die Fackel, die ihnen nur äußeres Licht zuwirft, ſcheint ſie auch von innen zu beleben. Ja, es giebt eine Statue, die dir, lieber Leſer, einen marmornen Begriff von Franſcheska's Herrlichkeit zu geben vermöchte, und das iſt die Venus des großen Canova, die du in einem der letzten Säle des Pallazzo Pitti zu Florenz finden kannſt. Ich denke jetzt oft an dieſe Statue, zuweilen träumt mir, ſie läge in meinen Armen, und belebe ſich allmählig und flüſtere endlich mit der Stimme Franſcheska's. Der Ton dieſer Stimme war es aber, der jedem ihrer Worte die lieblichſte, unendlichſte Bedeutung ertheilte, und wollte ich dir ihre Worte mittheilen, ſo gäbe es bloß ein trocknes Herbarium von Blumen, die nur durch ihren Duft den größten Werth beſaßen. Auch ſprang ſie oft in die Höhe, und tanzte während ſie ſprach, und vielleicht war eben der Tanz ihre eigentliche Sprache. Mein Herz aber tanzte immer mit und exekutirte die ſchwierigſten Pas, und zeigte dabey ſo viel Tanztalent, wie ich ihm nie zugetraut hätte. In ſolcher Weiſe erzählte Franſcheska auch die Geſchichte von dem Abbate Cecco, einem jungen Burſchen, der in ſie verliebt war, als ſie noch im Arno-Thal Strohhüte ſtrickte, und ſie verſicherte, daß ich das Glück hätte ihm ähnlich zu ſehen. Dabey machte ſie die zärtlichſten Pantominen, drückte ein über's andere Mal die Fingerſpitzen an's Herz, ſchien dann mit gehöhlter Hand die zärtlichſten Gefühle hervorzuſchöpfen, warf ſich endlich ſchwebend, mit voller Bruſt, aufs Sopha, barg das Geſicht in die Kiſſen, ſtreckte hinter ſich ihre Füße in die Höhe und ließ ſie wie hölzerne Puppen agiren. Der blaue Fuß ſollte den Abbate Cecco und der rothe die arme Franſcheska vorſtellen, und indem ſie ihre eigene Geſchichte parodirte, ließ ſie die beiden verliebten Füße von einander Abſchied nehmen, und es war ein rührend närriſches Schauſpiel, wie ſich beide mit den Spitzen küßten, und die zärtlichſten Dinge ſagten — und dabey weinte das tolle Mädchen ergötzlich kichernde Thränen, die aber dann und wann etwas unbewußt tiefer aus der Seele kamen, als die Rolle verlangte. Sie ließ auch, im drolligen Schmerzensübermuth den Abbate Cecco eine lange Rede halten, worin er die Schönheit der armen Franſcheska mit pedantiſchen Metaphern rühmte, und die Art wie ſie auch, als arme Franſcheska, Antwort gab und ihre eigene Stimme, in der Sentimentalität einer früheren Zeit, kopirte, hatte etwas Puppenſpielwehmüthiges, das mich wunderſam bewegte. Ade Cecco! Ade Franſcheska! war der beſtändige Refrain, die verliebten Füßchen wollten ſich nicht verlaſſen — und ich war endlich froh, als ein unerbittliches Schickſal ſie von einander trennte, indem ſüße Ahnung mir zuflüſterte, daß es für mich ein Mißgeſchick wäre, wenn die beiden Liebenden beſtändig vereinigt blieben.

Der Profeſſor applaudirte mit poſſenhaft ſchwirrenden Guitarrentönen, Signora trillerte, das Hündchen bellte, der Markeſe und ich klatſchten in die Hände wie raſend, und Signora Franſcheska ſtand auf und verneigte ſich dankbar. Es iſt wirklich eine ſchöne Comödie, ſprach ſie zu mir, aber es iſt ſchon lange her, ſeit ſie zuerſt aufgeführt worden, und ich ſelbſt bin ſchon ſo alt — rathen Sie mahl wie alt?

Sie erwartete jedoch keineswegs meine Antwort, ſprach raſch: achtzehn Jahr — und drehte ſich dabey wohl achtzehnmal auf einem Fuß herum. Und wie alt ſind Sie, Dottore?

Ich, Signora, bin in der Neujahrsnacht Achtzehnhundert geboren.

Ich habe Ihnen ja ſchon geſagt, bemerkte der Markeſe, es iſt einer der erſten Männer unſeres Jahrhunderts.

Und wie alt halten Sie mich? rief plötzlich Signora Laetizia, und ohne an ihr Eva-Koſtüm, das bis jetzt die Bettdecke verborgen hatte, zu denken, erhob ſie ſich bey dieſer Frage ſo leidenſchaftlich in die Höhe, daß nicht nur das rothe Meer, ſondern auch ganz Arabien, Syrien und Meſopotamien zum Vorſchein kam.

Indem ich, ob dieſes gräßlichen Anblicks, erſchrocken zurückprallte, ſtammelte ich einige Redensarten über die Schwierigkeiten, eine ſolche Frage zu löſen, indem ich ja Signora erſt zur Hälfte geſehen hätte; doch da ſie noch eifriger in mich drang, geſtand ich ihr die Wahrheit, nemlich daß ich das Verhältniß der italieniſchen Jahre zu den deutſchen noch nicht zu berechnen wiſſe.

Iſt der Unterſchied groß? frug Signora Laetizia.

Das verſteht ſich, antwortete ich ihr, da die Hitze alle Körper ausdehnt, ſo ſind die Jahre in dem warmen Italien viel länger als in dem kalten Deutſchland.

Der Markeſe zog mich beſſer aus der Verlegenheit, indem er galant behauptete, ihre Schönheit habe ſich jetzt erſt in der üppigſten Reiſe entfaltet. Und Signora! ſetzte er hinzu, ſo wie die Pomeranze, je älter ſie wird, auch deſto gelber wird, ſo wird auch Ihre Schönheit mit jedem Jahre deſto reifer.

Die Dame ſchien mit dieſer Vergleichung zufrieden zu ſeyn, und geſtand ebenfalls, daß ſie ſich wirklich reifer fühle als ſonſt, beſonders gegen damals, wo ſie noch ein dünnes Ding geweſen und zuerſt in Bologna aufgetreten ſey, und daß ſie noch jetzt nicht begreife, wie ſie in ſolcher Geſtalt ſo viel Furore habe machen können. Und nun erzählte ſie ihr Debüt als Ariadne, worauf ſie, wie ich ſpäter entdeckte, ſehr oft zurückkam, bey welcher Gelegenheit auch Signor Bartolo das Gedicht deklamiren mußte, das er ihr damals aufs Theater geworfen. Es war ein gutes Gedicht, voll rührender Trauer über Theſeus Treuloſigkeit, voll blinder Begeiſterung für Bachus und blühender Verherrlichung Ariadne's. Bella coſa! rief Signora Laetizia bey jeder Strophe, und auch ich lobte die Bilder, den Versbau und die ganze Behandlung jener Mythe.

Ja, ſie iſt ſehr ſchön, ſagte der Profeſſor, und es liegt ihr gewiß eine hiſtoriſche Wahrheit zum Grunde, wie denn auch einige Autoren uns ausdrücklich erzählen, daß Oneus, ein Prieſter des Bachus, ſich mit der trauernden Ariadne vermählt habe, als er ſie verlaſſen auf Naxos angetroffen; und, wie oft geſchieht, iſt in der Sage, aus dem Prieſter des Gottes, der Gott ſelbſt gemacht worden.

Ich konnte dieſer Meinung nicht beyſtimmen, da ich mich in der Mythologie mehr zur hiſtoriſchen Ausdeutung hinneige, und ich entgegnete: In der ganzen Fabel, daß Ariadne, nachdem Theſeus ſie auf Naxos ſitzen laſſen, ſich dem Bachus in die Arme geworfen, ſehe ich nichts anderes als die Allegorie, daß ſie ſich, in jenem verlaſſenen Zuſtande, dem Trunk ergeben hat, eine Hypotheſe, die noch mancher Gelehrte meines

Vaterlandes mit mir theilt. Sie, Herr Markeſe, werden wahrſcheinlich wiſſen, daß der ſelige Banquier Bethmann, im Sinne dieſer Hypotheſe, ſeine Ariadne ſo zu beleuchten wußte, daß ſie eine rothe Naſe zu haben ſchien.

Ja, ja, Bethmann in Frankfurt war ein großer Mann! rief der Markeſe; jedoch im ſelben Augenblick ſchien ihm etwas Wichtiges durch den Kopf zu laufen, ſeufzend ſprach er vor ſich hin: Gott, Gott, ich habe vergeſſen nach Frankfurt an Rothſchild zu ſchreiben! Und mit ernſtem Geſchäftsgeſicht, woraus aller parodiſtiſche Scherz verſchwunden ſchien, empfahl er ſich kurzweg, ohne lange Ceromonien, und verſprach gegen Abend wiederzukommen.

Als er fort war und ich im Begriff ſtand, wie es in der Welt gebräuchlich iſt, meine Gloſſen über eben den Mann zu machen, durch deſſen Güte ich die angenehmſte Bekanntſchaft gewonnen, da fand ich zu meiner Verwunderung, daß alle ihn nicht genug zu rühmen wußten, und daß alle beſonders ſeinen Enthuſiasmus für das Schöne, ſein adelig feines Betragen, und ſeine Uneigennützigkeit in den übertriebenſten Ausdrücken prieſen. Auch Signora Franſcheska ſtimmte ein in dieſen Lobgeſang, doch geſtand ſie, ſeine Naſe ſey etwas beängſtigend und erinnere ſie immer an den Thurm von Piſa.

Beim Abſchied bat ich ſie wieder um die Vergünſtigung, ihren linken Fuß küſſen zu dürfen; worauf ſie, mit lächelndem Ernſt, den rothen Schuh auszog, ſo wie auch den Strumpf; und indem ich niederkniete, reichte ſie mir den weißen, blühenden Liljenfuß, den ich vielleicht gläubiger an die Lippen preßte, als ich es mit dem Fuß des Pabſtes gethan haben möchte. Wie ſich von ſelbſt verſteht, machte ich auch die Kammerjungfer, und half den Strumpf und den Schuh wieder anziehen.

Ich bin mit Ihnen zufrieden, — ſagte Signora Franſcheska, nach verrichtetem Geſchäfte, wobey ich mich nicht zu ſehr übereilte, obgleich ich alle zehn Finger in Thätigkeit ſetzte, — ich bin mit Ihnen zufrieden, Sie ſollen mir noch öfter die Strümpfe anziehen. Heute haben Sie den linken Fuß geküßt, morgen ſoll Ihnen der rechte zu Gebot ſtehen. Uebermorgen dürfen Sie mir ſchon die linke Hand küſſen, und einen Tag nachher auch die rechte. Führen Sie ſich gut auf, ſo reiche ich Ihnen ſpäterhin den Mund, u. ſ. w. Sie ſehen, ich will Sie gern avanziren laſſen, und da Sie jung ſind, können Sie es in der Welt noch weit bringen.

Und ich habe es weit gebracht in dieſer Welt! Deß ſeyd mir Zeugen, toskaniſche Nächte, du hellblauer Himmel mit großen ſilbernen Sternen, Ihr wilden Lorbeerbüſche und heimlichen Myrten, und Ihr, o Nympfen des Appennins, die Ihr mit bräutlichen Tänzen uns umſchwebtet, und Euch zurückträumtet in jene beſſeren Götterzeiten, wo es noch keine gothiſche Lüge gab, die nur blinde, tappende Genüſſe im Verborgenen erlaubt und jedem freyen Gefühl ihr heuchleriſches Feigenblättchen vorklebt.

Es bedurfte keiner beſonderen Feigenblätter; denn ein ganzer Feigenbaum mit vollen ausgebreiteten Zweigen rauſchte über den Häuptern der Glücklichen.

Capitel VII.

Was Prügel ſind, das weiß man ſchon; was aber die Liebe iſt, das hat noch keiner herausgebracht. Einige Naturphiloſophen haben behauptet, es ſey eine Art Elektrizität. Das iſt möglich; denn im Momente des Verliebens iſt uns zu Muthe, als habe ein elektriſcher Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unſer Herz eingeſchlagen. Ach! dieſe Blitze ſind die verderblichſten, und wer gegen dieſe einen Ableiter erfindet, den will ich höher achten als Franklin. Gäbe es doch kleine Blitzableiter, die man auf dem Herzen tragen könnte, und woran eine

Wetterſtange wäre, die das ſchreckliche Feuer anderswo hin zu leiten vermöchte. Ich fürchte aber, dem kleinen Amor kann man ſeine Pfeile nicht ſo leicht rauben, wie dem Jupiter ſeinen Blitz und den Tyrannen ihr Zepter. Außerdem wirkt nicht jede Liebe blitzartig; manchmal lauert ſie, wie eine Schlange unter Roſen, und erſpäht die erſte Herzenslücke, um hineinzuſchlüpfen; manchmal iſt es nur ein Wort, ein Blick, die Erzählung einer unſcheinbaren Handlung, was wie ein lichtes Samenkorn in unſer Herz fällt, eine ganze Winterzeit ruhig darin liegt, bis der Frühling kommt, und das kleine Samenkorn aufſchießt zu einer flammenden Blume, deren Duft den Kopf betäubt. Dieſelbe Sonne, die im Nilthal Egyptens Krokodilleneyer ausbrütet, kann zugleich zu Potsdam an der Havel die Liebesſaat in einem jungen Herzen zur Vollreife bringen — dann giebt es Thränen in Egypten und Potsdam. Aber Thänen ſind noch lange keine Erklä-

ungen — Was iſt die Liebe? Hat keiner ihr
Weſen ergründet? hat keiner das Räthſel gelöſt?
Vielleicht bringt ſolche Löſung größere Qual als
as Räthſel ſelbſt, und das Herz erſchrickt und
ſtarrt darob, wie beim Anblick der Meduſa.
chlangen ringeln ſich um das ſchreckliche Wort,
s dieſes Räthſel auflöſt — O, ich will dieſes
ſlöſungswort niemals wiſſen, das brennende
end in meinem Herzen iſt mir immer noch
er als kalte Erſtarrung. O, ſprecht es nicht
, Ihr geſtorbenen Geſtalten, die Ihr ſchmerz-
wie Stein, aber auch gefühllos wie Stein
h die Roſengärten dieſer Welt wandelt, und
bleichen Lippen auf den thörigten Geſellen
blächelt, der den Duft der Roſen preiſt und
Dornen klagt.

Wenn ich dir aber, lieber Leſer, nicht zu
vermag, was die Liebe eigentlich iſt, ſo
te ich dir doch ganz ausführlich erzählen,
man ſich gebehrdet und wie einem zu Muth

iſt, wenn man ſich auf den Appeninen verliebt hat. Man gebehrdet ſich nemlich wie ein Narr, man tanzt über Hügel und Felſen und glaubt, die ganze Welt tanze mit. Zu Muthe iſt einem dabey, als ſey die Welt erſt heute erſchaffen worden, und man ſey der erſte Menſch. Ach, wie ſchön iſt das Alles! jauchzte ich, als ich Franſcheskas Wohnung verlaſſen hatte. Wie ſchön und koſtbar iſt dieſe neue Welt! Es war mir, als müßte ich allen Pflanzen und Thieren einen Namen geben, und ich benannte Alles nach ſeiner innern Natur und nach meinem eignen Gefühl, das mit den Außendingen ſo wunderbar verſchmolz. Meine Bruſt war eine Quelle von Offenbarung, und ich verſtand alle Formen und Geſtaltungen, den Duft der Pflanzen, den Geſang der Vögel, das Pfeifen des Windes und das Rauſchen der Waſſerfälle. Manchmal hörte ich auch die göttliche Stimme: Adam, wo biſt du? Hier bin ich, Franſcheska, rief ich dann, ich bete dich an, denn ich weiß ganz gewiß, du haſt Sonne, Mond und Sterne erſchaffen und die Erde mit allen ihren Creaturen! Dann kicherte es aus den Myrthenbüſchen, und heimlich ſeufzte ich in mich hinein: O ſüße Thorheit, verlaß mich nicht!

Späterhin, als die Dämmerungszeit herankam, begann erſt recht die verrückte Seligkeit der Liebe. Die Bäume auf den Bergen tanzten nicht mehr einzeln, ſondern die Berge ſelbſt tanzten mit ſchweren Häuptern, die von der ſcheidenden Sonne ſo roth beſtrahlt wurden, als hätten ſie ſich mit ihren eignen Weintrauben berauſcht. Unten der Bach ſchoß haſtiger von dannen, und rauſchte angſtvoll, als fürchte er, die entzückt taumelnden Berge würden zu Boden ſtürzen. Dabey wetterleuchtete es ſo lieblich, wie lichte Küſſe. Ja, rief ich, der lachende Himmel küßt die geliebte Erde — O Franſcheska, ſchöner Himmel, laß mich deine Erde ſeyn! Ich bin ſo ganz irdiſch, und ſehne mich nach dir, mein Himmel! So rief ich und ſtreckte die Arme flehend empor, und rannte mit dem Kopfe gegen manchen Baum, den ich dann umarmte ſtatt zu ſchelten, und meine Seele jauchzte vor Liebestrunkenheit, — als plötzlich ich eine glänzende Scharlachgeſtalt erblickte, die mich aus allen meinen Träumen gewaltſam herausriß, und der kühlſten Wirklichkeit zurückgab.

Capitel VIII.

Auf einem Raſenvorſprung, unter einem breiten Lorbeerbaume, ſaß Hyazinthos, der Diener des Markeſe, und neben ihm Apollo, deſſen Hund. Letzterer ſtand vielmehr, indem er die Vorderpfoten auf die Scharlachkniee des kleinen Mannes gelegt hatte, und neugierig zuſah, wie dieſer, eine Schreibtafel in den Händen haltend, dann und wann etwas hineinſchrieb, wehmüthig vor ſich hinlächelte, das Köpfchen ſchüttelte, tief ſeufzte und ſich dann vergnügt die Naſe putzte.

Was Henker, rief ich ihm entgegen, Hirſch Hyazinthos! machſt du Gedichte? Nun, die Zeichen ſind günſtig, Apollo ſteht dir zur Seite und der Lorbeer hängt ſchon über deinem Haupte!

Aber ich that dem armen Schelme Unrecht. Liebreich antwortete er: Gedichte? Nein, ich bin ein Freund von Gedichten, aber ich ſchreibe doch keine. Was ſollte ich ſchreiben? Ich hatte eben nichts zu thun, und zu meinem Vergnügen machte ich mir eine Liſte von den Namen derjenigen Freunde, die einſt in meiner Collekte geſpielt haben. Einige davon ſind mir ſogar noch etwas ſchuldig — Glauben Sie nur nicht, Herr Doktor, ich wollte Sie mahnen — das hat Zeit, Sie ſind mir gut. Hätten Sie nur zuletzt 1365 ſtatt 1364 geſpielt, ſo wären Sie jetzt ein Mann von Hundert tauſend Mark Banko, und brauchten nicht hier herumzulaufen, und könnten ruhig in Hamburg ſitzen, ruhig und vergnügt, und könnten ſich auf dem Sopha erzählen laſſen, wie es in Italien ausſieht. So wahr mir Gott helfe! ich wäre nicht hergereiſt, hätte ich es nicht

Herrn Gumpel zu Liebe gethan. Ach, wie viel Hitz' und Gefahr und Müdigkeit muß ich ausſtehen, und wo nur eine Ueberſpannung iſt oder eine Schwärmerey, iſt auch Herr Gumpel dabey, und ich muß alles mitmachen. Ich wäre ſchon längſt von ihm gegangen, wenn er mich miſſen könnte. Denn wer ſoll nachher zu Hauſe erzählen, wie viel Ehre und Bildung er in der Fremde genoſſen? Und ſoll ich die Wahrheit ſagen, ich ſelbſt fang' an, viel auf Bildung zu geben. In Hamburg hab' ich ſie Gottlob nicht nöthig; aber man kann nicht wiſſen, man kommt einmal nach einem anderen Ort. Es iſt eine ganz andere Welt jetzt. Und man hat Recht; ſo ein bischen Bildung ziert den ganzen Menſchen. Und welche Ehre hat man davon! Lady Maxfield zum Beyſpiel, wie hat ſie mich dieſen Morgen aufgenommen und honorirt! Ganz paralel wie ihres Gleichen. Und ſie gab mir einen Franceskoni Trinkgeld, obſchon die Blume nur fünf Paoli gekoſtet hatte. Außer dem iſt es auch ein Vergnügen, wenn man den kleinen, weißen Fuß von ſchönen Damenperſonen in Händen hat.

Ich war nicht wenig betreten über dieſe letzte Bemerkung, und dachte gleich: iſt das Sticheley? Wie konnte aber der Lump ſchon Kenntniß haben von dem Glücke, das mir erſt denſelben Tag begegnet, zu derſelben Zeit, als er auf der entgegengeſetzten Seite des Bergs war? Gab's dort etwa eine ähnliche Scene und offenbarte ſich darin die Ironie des großen Weltbühnendichters da droben, daß er vielleicht noch tauſend ſolcher Scenen, die gleichzeitig eine die andere parodiren, zum Vergnügen der himmliſchen Heerſchaaren aufführen ließ? Indeſſen beide Vermuthungen waren ungegründet, denn nach langen wiederholten Fragen, und nachdem ich das Verſprechen geleiſtet, dem Markeſe nichts zu verrathen, geſtand mir der arme Menſch: Lady Maxfield habe noch zu Bette gelegen, als er ihr die Tulpe überreicht, in dem Augenblick, wo er ſeine ſchöne Anrede halten wollen, ſey einer ihrer Füße nackt zum Vorſchein gekommen, und da er Hühneraugen daran bemerkt, habe er gleich um die Erlaubniß gebeten, ſie ausſchneiden zu dürfen, welches auch geſtattet und nachher, zugleich für die Ueberreichung der Tulpe, mit einem Francesconi belohnt worden ſey.

Es iſt mir aber immer nur um die Ehre zu thun, — ſetzte Hyacinth hinzu — und das habe ich auch dem Baron Rothſchild geſagt, als ich die Ehre hatte, ihm die Hühneraugen zu ſchneiden. Es geſchah in ſeinem Kabinett; er ſaß dabey auf ſeinem grünen Seſſel, wie auf einem Thron, ſprach wie ein König, um ihn herum ſtanden ſeine Courtiers, und er gab ſeine Ordres, und ſchickte Stafetten an alle Könige; und wie ich ihm während deſſen die Hühneraugen ſchnitt, dacht' ich im Herzen: du haſt jetzt in Händen den Fuß des Mannes, der ſelbſt jetzt die ganze

Welt in Händen hat, du biſt jetzt ebenfalls ein wichtiger Menſch, ſchneideſt du ihn unten ein bischen zu ſcharf, ſo wird er verdrießlich, und ſchneidet oben die größten Könige noch ärger — Es war der glücklichſte Moment meines Lebens!

Ich kann mir dieſes ſchöne Gefühl vorſtellen, Herr Hyazinth. Welchen aber von der Rothſchildſchen Dynaſtie haben Sie ſolchermaßen amputirt? War es etwa der hochherzige Britte, der Mann in Lombardſtreet, der ein Leihhaus für Kaiſer und Könige errichtet hat?

Verſteht ſich, Herr Doktor, ich meyne den großen Rothſchild, den großen Nathan Rothſchild, Nathan den Weiſen, bey dem der Kaiſer von Braſilien ſeine diamantene Krone verſetzt hat. Aber ich habe auch die Ehre gehabt, den Baron Salomon Rothſchild in Frankfurt kennen zu lernen, und wenn ich mich auch nicht ſeines intimen Fußes zu erfreuen hatte, ſo wußte er mich doch zu ſchätzen. Als der Herr Markeſe zu ihm ſagte, ich ſey einmal Lotteriekollekteur geweſen, ſagte der Baron ſehr witzig: ich bin ja ſelbſt ſo etwas, ich bin ja der Oberkollekteur der rothſchildſchen Looſe, und mein College darf bey Leibe nicht mit den Bedienten eſſen, er ſoll neben mir bey Tiſche ſitzen — Und ſo wahr wie mir Gott alles Guts geben ſoll, Herr Doktor, ich ſaß neben Salomon Rothſchild, und er behandelte mich ganz wie ſeines Gleichen, ganz famillionär. Ich war auch bey ihm auf dem berühmten Kinderball, der in der Zeitung geſtanden. So viel Pracht bekomme ich mein Lebtag nicht mehr zu ſehen. Ich bin doch auch in Hamburg auf einem Ball geweſen, der 1500 Mark und 8 Schilling koſtete, aber das war doch nur wie ein Hühnerdreckchen gegen einen Miſthaufen. Wie viel Gold und Silber und Diamanten habe ich dort geſehen! Wie viel Sterne nd Orden! Den Falkenorden, das goldne Vlies, en Löwenorden, den Adlerorden — ſogar ein ganz klein Kind, ich ſage Ihnen, ein ganz klein Kind trug einen Elephantenorden. Die Kinder waren gar ſchön maskirt und ſpielten Anleihe, und waren angezogen wie die Könige, mit Kronen auf den Köpfen, ein großer Junge aber war angezogen präziſe wie der alte Nathan Rothſchild. Er machte ſeine Sache ſehr gut, hatte beide Hände in der Hoſentaſche, klimperte mit Geld, ſchüttelte ſich verdrießlich, wenn einer von den kleinen Königen was geborgt haben wollte, und nur dem kleinen mit dem weißen Rock und den rothen Hoſen ſtreichelte er freundlich die Backen, und lobte ihn: du biſt mein Plaiſir, mein Liebling, mein' Pracht, aber dein Vetter Michel ſoll mir vom Leib' bleiben, ich werde dieſem Narrn nichts borgen, der täglich mehr Menſchen ausgiebt, als er jährlich zu verzehren hat, es kommt durch ihn noch ein Unglück in die Welt, und mein Geſchäft wird darunter leiden. So wahr mir Gott alles Guts gebe, der Junge machte ſeine Sache ſehr gut, beſonders wenn er das dicke Kind, das in weißen Atlas mit ächten ſilbernen Liljen gewickelt war, im Gehen unterſtützte und bisweilen zu ihm ſagte: na, na, du, du, führ' dich nur gut auf, ernähr' dich redlich, ſorg' daß du nicht wieder weggejagt wirſt, damit ich nicht mein Geld verliere. Ich verſichere Sie, Herr Doktor, es war ein Vergnügen, den Jungen zu hören; und auch die anderen Kinder, lauter liebe Kinder, machten ihre Sache ſehr gut — bis ihnen Kuchen gebracht wurde, und ſie ſich um das beſte Stück ſtritten, und ſich die Kronen vom Kopf riſſen, und ſchrieen und weinten, und einige ſich ſogar — —

Capitel IX.

Es giebt nichts Langweiligeres auf dieſer Erde, als die Lektüre einer italieniſchen Reiſebeſchreibung — außer etwa das Schreiben derſelben — und nur dadurch kann der Verfaſſer ſie einigermaßen erträglich machen, daß er von Italien ſelbſt ſo wenig als möglich darin redet. Trotz dem, daß ich dieſen Kunſtkniff vollauf anwende, kann ich dir, lieber Leſer, in den nächſten Capiteln nicht viel Unterhaltung verſprechen. Wenn du dich bey dem ennuyanten Zeug, das darin vorkommen wird, langweilſt, ſo tröſte dich mit mir, der all dieſes Zeug ſogar ſchreiben mußte. Ich rathe dir, überſchlage dann und wann einige Seiten, dann kömmſt du mit dem Buche ſchneller zu Ende — ach, ich wollt', ich könnt es eben ſo machen! Glaub' nur nicht, ich ſcherze; wenn ich dir ganz ernſthaft meine Herzensmeinung über dieſes Buch geſtehen ſoll, ſo rathe ich dir, es jetzt zuzuſchlagen, und gar nicht weiter darin zu leſen. Ich will dir nächſtens etwas Beſſeres ſchreiben, und wenn wir in einem folgenden Buche, in der Stadt Lukka, wieder mit Mathilden und Franſcheska zuſammentreffen, ſo ſollen dich die lieben Bilder viel anmuthiger ergötzen, als gegenwärtiges Capitel und gar die folgenden.

Gottlob, vor meinem Fenſter erklingt ein Leyerkaſten mit luſtigen Melodien! Mein trüber Kopf bedarf ſolcher Aufheiterung, beſonders da ich jetzt meinen Beſuch bey Seiner Excellenz dem Markeſe Chriſtophero di Gumpelino zu beſchreiben habe. Ich will dieſe rührende Geſchichte, ganz genau, wörtlich treu, in ihrer ſchmutzigſten Reinheit, mittheilen.

Es war ſchon ſpät, als ich die Wohnung des Markeſe erreichte. Als ich in's Zimmer trat, ſtand Hyazinth allein und putzte die goldenen Sporen ſeines Herrn, welcher, wie ich durch die halbgeöffnete Thüre ſeines Schlafkabinets ſehen konnte, vor einer Madonna und einem großen Kruzifixe, auf den Knieen lag.

Du mußt nemlich wiſſen, lieber Leſer, daß der Markeſe, dieſer vornehme Mann, jetzt ein guter Katholik iſt, daß er die Ceremonien der alleinſeligmachenden Kirche ſtreng ausübt, und ſich, wenn er in Rom iſt, ſogar einen eignen Capellan hält, aus demſelben Grunde, weshalb er in England die beſten Wettrenner und in Paris die ſchönſte Tänzerin unterhielt.

Herr Gumpel verrichtet jetzt ſein Gebet — flüſterte Hyacinth mit einem wichtigen Lächeln, und indem er nach dem Cabinette ſeines Herrn deutete, fügte er noch leiſer hinzu: ſo liegt er alle Abend zwey Stunden auf den Knieen vor der Prima Donna mit dem Jeſuskind. Es iſt ein prächtiges Kunſtbild, und es koſtet ihm ſechshundert Franceskonis.

Und Sie, Herr Hyazinth, warum knieen Sie nicht hinter ihm? Oder ſind Sie etwa kein Freund von der katholiſchen Religion?

Ich bin ein Freund davon, und bin auch wieder kein Freund davon, antwortete jener mit bedenklichem Kopfwiegen. Es iſt eine gute Religion für einen vornehmen Baron, der den ganzen Tag müſſig gehen kann, und für einen Kunſtkenner; aber es iſt keine Religion für einen Hamburger, für einen Mann, der ſein Geſchäft hat, und durchaus keine Religion für einen Lotteriekollekteur. Ich muß jede Nummer, die gezogen wird, ganz exakt aufſchreiben, und denke ich dann zufällig an Bum! Bum! Bum! an eine katholiſche Glock', oder ſchwebelt es mir vor den Augen, wie katholiſcher Weihrauch, und ich verſchreib mich, und ich ſchreibe eine unrechte Zahl, ſo kann das größte Unglück daraus entſtehen. Ich habe oft zu Herren Gumpel geſagt: Ew. Ex. ſind ein reicher Mann und können katholiſch ſeyn ſo viel Sie wollen, und können ſich den Verſtand ganz katholiſch einräuchern laſſen, und können ſo dumm werden, wie eine katholiſche Glock', und Sie haben doch zu eſſen; ich aber bin ein Geſchäftsmann, und muß meine ſieben Sinne zuſammen halten, um was zu verdienen. Herr Gumpel meint freylich, es ſey nöthig für die Bildung, und wenn ich nicht katholiſch würde, verſtände ich nicht die Bilder, die zur Bildung gehören, nicht den Johann v. Viehesel, den Corretſchio, den Carratſchio, den Carravatſchio — aber ich habe immer gedacht, der Corretſchio und Carratſchio und Caravatſchio können mir alle nichts helfen, wenn niemand mehr bey mir ſpielt, und ich komme dann in die Patſchio. Dabey muß ich Ihnen auch geſtehen, Herr Doktor, daß mir die katholiſche Religion nicht einmal Vergnügen macht, und als ein vernünftiger Mann müſſen Sie mir Recht geben. Ich ſehe das Plaiſir nicht ein, es iſt eine Religion als wenn der liebe Gott, gottbewahre, eben geſtorben wäre, und es riecht dabey nach Weihrauch, wie bey einem Leichenbegängniß, und dabey brummt eine ſo traurige Begräbnißmuſik, daß man die Melancholik bekömmt — ich ſage Ihnen, es iſt keine Religion für einen Hamburger.

Aber, Herr Hyacinth, wie gefällt Ihnen denn die proteſtantiſche Religion?

Die iſt mir wieder zu vernünftig, Herr Doktor, und gäbe es in der proteſtantiſchen Kirche keine Orgel, ſo wäre ſie gar keine Religion. Unter uns geſagt, dieſe Religion ſchadet nichts und iſt ſo rein wie ein Glas Waſſer, aber, ſie hilft auch nichts. Ich habe ſie probirt und dieſe Probe koſtet mich vier Mark vierzehn Schilling —

Wie ſo, mein lieber Herr Hyacinth?

Sehen, Herr Doktor, ich habe gedacht: das iſt freylich eine ſehr aufgeklärte Religion, und es fehlt ihr an Schwärmerey und Wunder; indeſſen, ein bischen Schwärmerey muß ſie doch haben, ein ganz klein Wunderchen muß ſie doch thun können, wenn ſie ſich für eine honette Religion ausgeben will. Aber wer ſoll da Wunder thun, dacht' ich, als ich mal in Hamburg eine proteſtantiſche Kirche beſah, die zu der ganz kahlen Sorte gehörte, wo nichts als braune Bänke und weiße Wände ſind, und an der Wand nichts als ein ſchwarz Täfelchen hängt, worauf ein halb Dutzend weiße Zahlen ſtehen. Du thuſt dieſer Religion vielleicht Unrecht, dacht' ich wieder, vielleicht können dieſe Zahlen eben ſo gut ein Wunder thun wie ein Bild von der Mutter Gottes oder wie ein Knochen von ihrem Mann, dem heiligen Joſeph, und um der Sache auf den Grund zu kommen, ging ich gleich nach Altona, und beſetzte eben dieſe Zahlen in der Altonaer Lotterie, die Ambe beſetzte ich mit acht Schilling, die Terne mit ſechs, die Quaterne mit vier, und die Quinterne mit zwey Schilling — Aber, ich verſichere Sie auf meine Ehre, keine einzige von den proteſtantiſchen Nummern iſt herausgekommen. Jetzt wußte ich was ich zu denken hatte, jetzt dacht' ich, bleibt mir weg mit einer Religion die gar nichts kann, bey der nicht einmal eine Ambe herauskömmt — werde ich ſo ein Narr ſeyn, auf dieſe Religion, worauf ich ſchon vier Mark und vierzehn Schilling geſetzt und verloren habe, noch meine ganze Glückſeligkeit zu ſetzen?

Die altjüdiſche Religion ſcheint Ihnen gewiß viel zweckmäßiger, mein Lieber?

Herr Doktor, bleiben Sie mir weg mit der altjüdiſchen Religion; die wünſche ich nicht meinem ärgſten Feind. Man hat nichts als Schimpf und Schande davon. Ich ſage Ihnen, es iſt gar keine Religion, ſondern ein Unglück. Ich vermeide alles, was mich daran erinnern könnte, und weil Hirſch ein jüdiſches Wort iſt und auf Deutſch Hyazinth heißt, ſo habe ich ſogar den alten Hirſch laufen laſſen, und unterſchreibe mich jetzt: Hyazinth, Collekteur, Operateur und Taxator. Dazu habe ich noch den Vortheil, daß ſchon ein H. auf meinem Petſchaft ſteht und ich mir kein neues ſtechen zu laſſen brauche. Ich verſichere Ihnen, es kommt auf dieſer Welt viel darauf an wie man heißt; der Name thut viel. Wenn ich mich unterſchreibe: "Hyazinth, Collekteur, Operateur und Taxator„ ſo klingt das ganz anders als ſchriebe ich Hirſch ſchlechtweg, und man kann mich dann nicht wie einen gewöhnlichen Lump behandeln.

Mein lieber Herr Hyazinth! Wer könnte Sie ſo behandeln! Sie ſcheinen ſchon ſo viel für Ihre Bildung gethan zu haben, daß man in Ihnen den gebildeten Mann ſchon erkennt, ehe Sie den Mund aufthun, um zu ſprechen.

Sie haben Recht, Herr Doktor, ich habe in der Bildung Fortſchritte gemacht wie eine Rieſin. Ich weiß wirklich nicht, wenn ich nach Hamburg zurückkehre, mit wem ich dort umgehn ſoll; und was die Religion anbelangt, ſo weiß ich was ich thue. Vor der Hand aber kann ich mich mit dem neuen iſraelitiſchen Tempel noch behelfen; ich meine den reinen Moſaik-Gottesdienſt, mit orthographiſchen deutſchen Geſängen und gerührten Predigten, und einigen Schwärmereychen, die eine Religion durchaus nöthig hat. So wahr mir Gott alles Guts gebe, für mich verlange ich jetzt keine beſſere Religion, und ſie verdient, daß man ſie unterſtützt. Ich will das meinige thun, und bin ich wieder in Hamburg, ſo will ich alle Sonnabend, wenn kein Ziehungstag iſt, in den neuen Religion-Tempel gehen. Es giebt leider Menſchen, die dieſem neuen iſraelitiſchen Gottesdienſt einen ſchlechten Namen machen, und behaupten, er gäbe, mit Reſpekt zu ſagen, Gelegenheit zu einen Schisma — aber ich kann Ihnen verſichern, es iſt eine gute reinliche Religion, noch etwas zu gut für den gemeinen Mann, für den die altjüdiſche Religion vielleicht noch immer ſehr nützlich iſt. Der gemeine Mann muß eine Dummheit haben, worin er ſich glücklich fühlt, und er fühlt ſich glücklich in ſeiner Dummheit. So ein alter Jude mit einem langen Bart und zerriſſenem Rock, und der kein orthographiſch Wort ſprechen kann und ſogar ein bischen grindig iſt, fühlt ſich vielleicht innerlich glücklicher als ich mich mit all meiner Bildung. Da wohnt in Hamburg, im Bäckerbreitengang, auf einem Sahl, ein Mann, der heißt Moſes Lump, man nennt ihn auch Moſes Lümpchen, oder kurzweg Lümpchen; der läuft die ganze Woche herum, in Wind und Wetter, mit ſeinem Packen auf dem Rücken, um ſeine paar Mark zu verdienen; wenn der nun Freytag Abends nach Hauſe kömmt, findet er die Lampe mit ſieben Lichtern angezündet, den

Tiſch weiß gedeckt, und er legt ſeinen Packen und ſeine Sorgen von ſich, und ſetzt ſich zu Tiſch mit ſeiner ſchiefen Frau und noch ſchieferen Tochter, ißt mit ihnen Fiſche, die gekocht ſind in angenehm weißer Knoblauchſauce, ſingt dabey die prächtigſten Lieder vom König David, freut ſich von ganzem Herzen über den Auszug der Kinder Iſrael aus Egypten, freut ſich auch, daß alle Böſewichter, die ihnen Böſes gethan, am Ende geſtorben ſind, daß König Pharao, Nebukadnezar, Haman, Antiochus, Titus und all' ſolche Leute todt ſind, daß Lümpchen aber noch lebt und mit Frau und Kind Fiſch ißt — Und ich ſage Ihnen, Herr Doktor, die Fiſche ſind delikat und der Mann iſt glücklich, er braucht ſich mit keiner Bildung abzuquälen, er ſitzt vergnügt in ſeiner Religion und ſeinem grünen Schlafrock, wie Diogenes in ſeiner Tonne, er betrachtet vergnügt ſeine Lichter, die er nicht einmahl ſelbſt putzt — Und ich ſage Ihnen, wenn die Lichter etwas matt brennen, und die Schabbesfrau, die ſie zu putzen hat, nicht bey der Hand iſt, und Rothſchild der Große käme jetzt herein, mit all ſeinen Maklern, Diskonteuren, Spediteuren und Chefs de Comptoir, womit er die Welt erobert, und er ſpräche: Moſes Lump, bitte dir eine Gnade aus, was du haben willſt, ſoll geſchehen — Herr Doktor, ich bin überzeugt, Moſes Lump würde ruhig antworten: "putz' mir die Lichter!„ und Rothſchild der Große würde mit Verwunderung ſagen: wär' ich nicht Rothſchild, ſo möchte ich ſo ein Lümpchen ſeyn!

Während Hyazinth ſolchermaßen, epiſch breit, nach ſeiner Gewohnheit, ſeine Anſichten entwickelte, erhob ſich der Markeſe von ſeinem Betkiſſen, und trat zu uns, noch immer einige Paternoſter durch die Naſe ſchnurrend. Hyazinth zog jetzt den grünen Flor über das Madonnenbild, das oberhalb des Betpultes hing, löſchte die beiden Wachskerzen aus, die davor brannten, nahm das kupferne Cruzifix herab, kam damit zu uns zurück, und putzte es mit demſelben Lappen und mit derſelben ſpuckenden Gewiſſenhaftigkeit, womit er eben auch die Sporen ſeines Herrn geputzt hatte. Dieſer aber war wie aufgelöſt in Hitze und weicher Stimmung; ſtatt eines Oberkleides trug er einen weiten, blauſeidenen Domino mit ſilbernen Frangen, und ſeine Naſe ſchimmerte wehmüthig, wie ein verliebter Louisd'or. O Jeſus! — ſeufzte er, als er ſich in die Kiſſen des Sophas ſinken ließ — finden Sie nicht, Herr Doktor, daß ich heute Abend ſehr ſchwärmeriſch ausſehe? Ich bin ſehr bewegt, mein Gemüth iſt aufgelöſt, ich ahne eine höhere Welt,

Das Auge ſieht den Himmel offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit!

Herr Gumpel, Sie müſſen einnehmen — unterbrach Hyazinth die pathetiſche Deklamazion — das Blut in Ihren Eingeweiden iſt wieder ſchwindelig, ich weiß was Ihnen fehlt —

Du weißt nicht — ſeufzte der Herr.

Ich ſage Ihnen, ich weiß — erwiederte der Diener, und nickte mit ſeinem gutmüthig bethätigenden Geſichtchen — ich kenne Sie ganz durch und durch, ich weiß, Sie ſind ganz das Gegentheil von mir, wenn Sie Durſt haben, habe ich Hunger, wenn Sie Hunger haben, habe ich Durſt; Sie ſind zu korpulent und ich bin zu mager, Sie haben viel Einbildung und ich habe deſto mehr Geſchäftsſinn, ich bin ein Praktikus und Sie ſind ein Diarrhetikus, kurz und gut, Sie ſind ganz mein Antipoder.

Ach Julia! — ſeufzte Gumpelino — wär' ich der gelblederne Handſchuh doch auf deiner Hand und küßte deine Wange! Haben Sie, Herr Doktor, jemals die Crelinger in Romeo und Julia geſehen?

Freylich, und meine ganze Seele iſt noch davon entzückt —

Nun dann — rief der Markeſe begeiſtert, und Feuer ſchoß aus ſeinen Augen und beleuchtete die Naſe — dann verſtehen Sie mich, dann wiſſen Sie was es heißt, wenn ich Ihnen ſage: ich liebe! Ich will mich Ihnen ganz decouvriren. Hyazinth, geh mal hinaus —

Ich brauche gar nicht hinaus zu gehen — ſprach dieſer verdrießlich — Sie brauchen ſich vor mir nicht zu geniren, ich kenne auch die Liebe, und ich weiß ſchon —

Du weiſt nicht! rief Gumpelino.

Zum Beweiſe, Herr Markeſe, daß ich weiß, brauche ich nur den Namen Julia Maxfield zu nennen. Beruhigen Sie ſich, Sie werden wieder geliebt — aber es kann Ihnen alles nichts helfen. Der Schwager Ihrer Geliebten läßt ſie nicht aus den Augen, und bewacht ſie Tag und Nacht wie einen Diamant.

O ich Unglücklicher — jammerte Gumpelino — ich liebe und bin wieder geliebt, wir drücken uns heimlich die Hände, wir treten uns unter'm Tiſch auf die Füße, wir winken uns mit den Augen, und wir haben keine Gelegenheit! Wie oft ſtehe ich im Mondſchein auf dem Balkon, und bilde mir ein ich wäre ſelbſt die Julia, und mein Romeo oder mein Gumpelino habe mir ein Rendezvous gegeben, und ich deklamire, ganz wie die Crelinger:

> Komm Nacht! Komm Gumpelino, Tag in Nacht!
> Denn du wirſt ruhn auf Fittigen der Nacht,
> Wie friſcher Schnee auf eines Raben Rücken.
> Komm milde, liebevolle Nacht! Komm, gieb
> Mir meinen Romeo, oder Gumpelino —

Aber ach! Lord Maxfield bewacht uns beſtändig, und wir ſterben beide vor Sehnſuchtsgefühl! Ich werde den Tag nicht erleben, daß eine ſolche Nacht kommt, wo Jedes reiner Jugend Blüthe zum Pfande ſetzt, gewinnend zu verlieren! Ach! ſo eine Nacht wäre mir lieber, als wenn ich das große Loos in der Hamburger Lotterie gewönne —

Welche Schwärmerey! — rief Hyazinth — das große Loos, 100,000 Mark!

Ja, lieber als das große Loos — fuhr Gumpelino fort — wär' mir ſo eine Nacht, und ach! ſie hat mir ſchon oft eine ſolche Nacht verſprochen, bey der erſten Gelegenheit, und ich hab' mir ſchon gedacht, daß ſie dann des Morgens deklamiren wird, ganz wie die Crelinger:

Willſt du ſchon gehn? Der Tag iſt ja noch fern.
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie ſingt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Das große Loos für einzige Nacht! — wiederholte unterdeſſen mehrmals Hyazinth, und konnte ſich nicht zufrieden geben — Ich habe eine große Meinung, Herr Markeſe, von Ihrer Bildung, aber daß Sie es in der Schwärmerey ſo weit gebracht, hätte ich nicht geglaubt. Die Liebe ſollte einem lieber ſeyn als das große Loos!

Wirklich, Herr Markeſe, ſeit ich mit Ihnen Umgang habe, als Bedienter, habe ich mir ſchon viel Bildung angewöhnt; aber ſo viel weiß ich, nicht einmal ein Achtelchen vom großen Loos gäbe ich für die Liebe! Gott ſoll mich davor bewahren! Wenn ich auch rechne fünfhundert Mark Abzugsdekort, ſo bleiben doch noch immer zwölftauſend Mark! Die Liebe! Wenn ich alles zuſammenrechne was mich die Liebe gekoſtet hat, kommen nur zwölf Mark und dreyzehn Schilling heraus. Die Liebe! Ich habe auch viel Umſonſtglück in der Liebe gehabt, was mich gar nichts gekoſtet hat; nur dann und wann habe ich mal meiner Geliebten par Complaiſanz die Hühneraugen geſchnitten. Ein wahres, gefühlvoll leidenſchaftliches Attachement hatte ich nur ein einziges mal, und das war die dicke Gudel vom Dreckwall. Die Frau ſpielte bey mir, und wenn ich kam, ihr das Loos zu renoviren, drückte ſie mir immer ein Stück Kuchen in die Hand, ein Stück ſehr guten Kuchen; — auch hat ſie mir manchmal etwas Eingemachtes gegeben, und ein Likörchen dabey, und als ich ihr einmal klagte, daß ich mit Gemüthsbeſchwerden behaftet ſey, gab ſie mir das Rezept zu den Pulvern, die ihr eigner Mann braucht. Ich brauche die Pulver noch bis zur heutigen Stunde, ſie thun immer ihre Wirkung — weitere Folgen hat unſere Liebe nicht gehabt. Ich dächte, Herr Markeſe, Sie brauchten mal eins von dieſen Pulvern. Es war mein Erſtes, als ich nach Italien kam, daß ich in Mayland nach der Apotheke ging, und mir die Pulver machen ließ, und ich trage ſie beſtändig bey mir. Warten Sie nur, ich will ſie ſuchen, und wenn ich ſuche ſo finde ich ſie, und wenn ich ſie finde ſo müſſen ſie Ew. Excellenz einnehmen.

Es wäre zu weitläuftig, wenn ich den Commentar wiederholen wollte, womit der geſchäftige

Sucher jedes Stück begleitete, das er aus ſeiner Taſche kramte. Da kam zum Vorſchein: 1º ein halbes Wachslicht, 2º ein ſilbernes Etui, worin die Inſtrumente zum Schneiden der Hühneraugen, 3º eine Zitrone, 4º eine Piſtole, die obgleich nicht geladen, dennoch mit Papier umwickelt war, vielleicht damit ihr Anblick keine gefährliche Träume verurſache, 5º eine gedruckte Liſte von der letzten Ziehung der großen Hamburger Lotterie, 6º ein ſchwarzledernes Büchlein, worin die Pſalmen Davids und die ausſtehenden Schulden, 7º ein dürres Weidenſträußchen, wie zu einem Knoten verſchlungen, 8º ein Päckchen, das mit verblichenem Roſataffet überzogen war und die Quitung eines Lotterielooſes enthielt, das einſt fünfzigtauſend Mark gewonnen, 9º ein plattes Stück Brod, wie weißgebackner Schiffszwieback, mit einem kleinen Loch in der Mitte, und endlich 10º die oben erwähnten Pulver, die der kleine Mann mit einer gewiſſen Rührung und mit ſeinem verwundert wehmüthigen Kopfſchütteln betrachtete.

Wenn ich bedenke — ſeufzte er — daß mir vor zehn Jahren die dicke Gudel dies Rezept gegeben, und daß ich jetzt in Italien bin und daſſelbe Rezept in Händen habe, und wieder die Worte leſe: sal mirabile Glauberi, das heißt auf deutſch extra feines Glaubenſalz von der beſten Sorte — ach, da iſt mir zu Muth, als hätte ich das Glaubenſalz ſelbſt ſchon eingenommen und als fühlte ich die Wirkung. Was iſt der Menſch! Ich bin in Italien und denke an die dicke Gudel vom Dreckwall! Wer hätte das gedacht! Ich kann mir vorſtellen, ſie iſt jetzt auf dem Lande, in ihrem Garten, wo der Mond ſcheint, und gewiß auch eine Nachtigall ſingt oder eine Lerche —

Es iſt die Nachtigall und nicht die Lerche! ſeufzte Gumpelino dazwiſchen, und deklamirte vor ſich hin:

Sie ſingt des Nachts auf dem Granatbaum dort;
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Das iſt ganz einerley — fuhr Hyacinth fort — meinethalben ein Kanarienvogel, die Vögel die man im Garten hält, koſten am wenigſten. Die Hauptſache iſt das Treibhaus, und die Tapeten im Pavillon und die Staatsfiguren, die davor ſtehen, und da ſtehen, zum Beyſpiel, ein nackter General von den Göttern und die Venus Urinia, die beide drey hundert Mark koſten. Mitten im Garten hat ſich die Gudel auch eine Fontenelle anlegen laſſen — Und da ſteht ſie vielleicht jetzt und puhlt ſich die Naſe, und macht ſich ein Schwärmereyvergnügen, und denkt an mich — Ach!

Nach dieſem Seufzer erfolgte eine ſehnſüchtige Stille, die der Markeſe endlich unterbrach, mit der ſchmachtenden Frage: Sage mir auf deine Ehre, Hyazinth, glaubſt du wirklich, daß dein Pulver wirken wird?

Es wird auf meine Ehre wirken, erwiederte jener. Warum ſoll es nicht wirken? Wirkt es doch bei mir! Und bin ich denn nicht ein lebendiger Menſch ſo gut wie Sie? Glaubenſalz macht alle Menſchen gleich; und wenn Rothſchild Glaubenſalz einnimmt, fühlt er dieſelbe Wirkung wie das kleinſte Maklerchen. Ich will Ihnen alles vorausſagen: Ich ſchütte das Pulver in ein Glas, gieße Waſſer dazu, rühre es, und ſo wie Sie das hinuntergeſchluckt haben, ziehen Sie ein ſaures Geſicht und ſagen Prr! Prr! Hernach hören Sie ſelbſt wie es in Ihnen herumkullert, und es iſt Ihnen etwas kurios zu Muth und Sie legen ſich zu Bett, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie ſtehen wieder auf, und Sie legen ſich wieder, und ſtehen wieder auf, und ſo fort, und den andern Morgen fühlen Sie ſich leicht wie ein Engel mit weißen Flügeln, und Sie tanzen vor Geſundeswohlheit, nur ein bischen blaß ſehen Sie dann aus: aber ich weiß, Sie ſehen gern ſchmachtend blaß aus, und wenn Sie ſchmachtend blaß ausſehen, ſieht man Sie gern.

Obgleich Hyazinth ſolchermaßen zuredete, und ſchon das Pulver bereitete, hätte das doch wenig gefruchtet, wenn nicht dem Markeſe plötzlich die Stelle, wo Julia den verhängnißvollen Trank einnimmt, in den Sinn gekommen wäre. Was halten Sie Doktor — rief er — von der Müller in Wien? Ich habe ſie als Julia geſehen, und Gott! Gott! wie ſpielt ſie! Ich bin doch der größte Enthuſiaſt für die Crelinger, aber die Müller, als ſie den Becher austrank, hat mich hingeriſſen. Sehen Sie — ſprach er, indem er mit tragiſcher Geberde das Glas, worin Hyazinth das Pulver geſchüttet, zur Hand nahm — ſehen Sie, ſo hielt ſie den Becher und ſchauderte, daß man Alles mitfühlte wenn ſie ſagte:

Kalt rieſelt matter Schau'r durch meine Adern,
Der faſt die Lebenswärm' erſtarren macht!

Und ſo ſtand ſie, wie ich jetzt ſtehe, und hielt den Becher an die Lippen, und bey den Worten:

Weile, Tybalt!
Ich komme Romeo! Dies trink ich Dir.

Da leerte ſie den Becher —

Wohl bekomme es Ihnen, Herr Gumpel! ſprach Hyazinth mit feyerlichem Tone; denn der Markeſe hatte in nachahmender Begeiſterung das Glas ausgetrunken, und ſich, erſchöpft von der Deklamazion, auf das Sopha hingeworfen.

Er verharrte jedoch nicht lange in dieſer Lage; denn es klopfte plötzlich jemand an die Thüre, und herein trat Lady Maxfields kleiner Jokey, der dem Markeſe, mit lächelnder Verbeugung, ein Billet überreichte und ſich gleich wieder empfahl. Haſtig erbrach jener das Billet; während er las, leuchteten Naſe und Augen vor Entzücken, jedoch plötzlich überflog eine Geiſterbläſſe ſein ganzes Geſicht, Beſtürzung zuckte in jeder Muskel, mit Verzweiflungsgeberden ſprang er auf, lachte grimmig, rannte im Zimmer umher, und ſchrie:

Weh mir, ich Narr des Glücks!

Was iſt? Was iſt? frug Hyazinth mit zitternder Stimme, und indem er krampfhaft das Kruzifix, woran er wieder putzte, in zitternden Händen hielt — Werden wir dieſe Nacht überfallen?

Was iſt Ihnen, Herr Markeſe, frug ich, ebenfalls nicht wenig erſtaunt.

Leſ't! leſ't! — rief Gumpelino, indem er uns das empfangene Billet hinwarf, und immer noch verzweiflungsvoll im Zimmer umherrannte, wobey ſein blauer Domino ihn wie eine Sturmwolke umflatterte — Weh mir, ich Narr des Glücks!

In dem Billete aber laſen wir folgende Worte:

Süßer Gumpelino! Sobald es tagt, muß ich nach England abreiſen. Mein Schwager iſt indeſſen ſchon vorangeeilt und erwartet mich in Florenz. Ich bin jetzt unbeobachtet, aber leider nur dieſe einzige Nacht — Laß uns dieſe benutzen, laß uns den Nektarkelch, den uns die Liebe kredenzt, bis auf den letzten Tropfen leeren. Ich harre, ich zittere —

Julia Maxfield.

Weh mir, ich Narr des Glücks! jammerte Gumpelino — die Liebe will mir ihren Nektarkelch kredenzen, und ich, ach! ich Hansnarr des Glücks, ich habe ſchon den Becher des Glauberſalzes geleert! Wer bringt mir den ſchrecklichen Trank wieder aus dem Magen? Hülfe! Hülfe!

Hier kann kein irdiſcher Lebensmenſch mehr helfen, ſeufzte Hyazinth.

Ich bedauere Sie von ganzem Herzen, kondolirte ich ebenfalls. Statt eines Kelchs mit Nektar ein Glas mit Glauberſalz zu genießen, das iſt bitter! Statt des Thrones der Liebe harrt Ihrer jetzt der Stuhl der Nacht!

O Jeſus! O Jeſus! — ſchrie der Markeſe noch immer — Ich fühle, wie es durch alle meine Adern rinnt — O wackerer Apotheker! dein Trank wirkt ſchnell — aber ich laſſe mich doch nicht dadurch abhalten, ich will zu ihr eilen, zu ihren Füßen will ich niederſinken, und da verbluten!

Von Blut iſt gar nicht die Rede — begütigte Hyazinth — Sie haben ja keine Homeriden. Seyn Sie nur nicht leidenſchaftlich —

Nein, nein! ich will zu ihr hin, in ihren Armen — o Nacht! o Nacht —

Ich ſage Ihnen — fuhr Hyazinth fort mit philoſophiſcher Gelaſſenheit — Sie werden in ihren Armen keine Ruhe haben, Sie werden zwanzigmahl aufſtehen müſſen. Seyn Sie nur nicht leidenſchaftlich. Je mehr Sie im Zimmer auf- und abſpringen und je mehr ſie ſich alteriren, deſto ſchneller wirkt das Glaubenſalz. Ihr Gemüth ſpielt der Natur in die Hände. Sie müſſen wie ein Mann tragen, was das Schickſal über Sie beſchloſſen hat. Daß es ſo gekommen iſt, iſt vielleicht gut, und es iſt vielleicht gut, daß es ſo gekommen iſt. Der Menſch iſt ein irdiſches Weſen und begreift nicht die Fügung der Göttlichkeit. Der Menſch meint oft, er ginge ſeinem Glück entgegen, und auf ſeinem Wege ſteht vielleicht das Unglück mit einem Stock, und wenn ein bürgerlicher Stock auf einen adeligen Rücken kommt, ſo fühlt's der Menſch, Herr Markeſe.

Weh mir, ich Narr des Glücks! tobte noch immer Gumpelino, ſein Diener aber ſprach ruhig weiter:

Der Menſch erwartet oft einen Kelch mit Nektar, und er kriegt eine Prügelſuppe, und iſt auch Nektar ſüß, ſo ſind doch Prügel deſto bitterer; und es iſt noch ein wahres Glück, daß der Menſch, der den Andern prügelt, am Ende müde wird, ſonſt könnte es der andere wahrhaftig nicht aushalten. Gefährlicher iſt aber noch, wenn das Unglück mit Dolch und Gift, auf dem Wege der Liebe, dem Menſchen auflauert, ſo daß er ſeines Lebens nicht ſicher iſt. Vielleicht, Herr Markeſe, iſt es wirklich gut, daß es ſo gekommen iſt, denn vielleicht wären Sie in der Hitze der Liebe zu der Geliebten hingelaufen, und auf dem Wege wäre ein kleiner Italiener mit einem Dolch, der ſechs Brabanter Ellen lang iſt, auf Sie losgerannt, und hätte Sie — ich will meinen Mund nicht zum Böſen aufthun — blos in die Wade geſtochen. Denn hier kann man nicht, wie in Hamburg, gleich die Wache rufen, und in den Appeninen giebt es keine Nachtwächter. Oder vielleicht gar — fuhr der unerbittliche Tröſter fort, ohne durch die Verzweiflung des Markeſe ſich im mindeſten ſtören zu laſſen — vielleicht gar, wenn Sie bey Lady Maxfield ganz wohl und warm ſäßen, käme plötzlich der Schwager von der Reiſe zurück und ſetzte Ihnen die geladene Piſtole auf die Bruſt, und ließe Sie einen Wechſel unterſchreiben von hundert tauſend Mark. Ich will meinen Mund nicht zum Böſen aufthun, aber ich ſetze den Fall: Sie wären ein ſchöner Menſch, und Lady Marfield wäre in Verzweiflung, daß ſie den ſchönen Menſchen verlieren ſoll, und eiferſüchtig, wie die Weiber ſind, wollte ſie nicht, daß eine Andre ſich nachher an Ihnen beglücke — Was thut ſie? Sie nimmt eine Zitrone oder eine Orange, und ſchüttet ein klein weiß Pülverchen hinein, und ſagt: kühle dich, Geliebter, du haſt dich heiß gelaufen — und den andern Morgen ſind Sie wirklich ein kühler Menſch. Da war ein Mann, der hieß Pieper und der hatte eine Leidenſchaftsliebe mit einer Mädchenperſon, die das Poſaunenengelhanchen hieß, und die wohnte auf der Kaffemacherey und der Mann wohnte in der Fuhlentwiete —

Ich wollte, Hirſch — ſchrie wüthend der Markeſe, deſſen Unruhe den höchſten Grad erreicht hatte — ich wollt', dein Pieper von der

Juhlentwiete, und ſein Poſaunenengel von der Kaſſemacherey, und du und die Gudel, Ihr hättet mein Glaubenſalz im Leibe!

Was wollen Sie von mir, Herr Gumpel? — verſetzte Hyazinth, nicht ohne Anflug von Hitze — Was kann ich dafür, daß Lady Maxfield juſt heut Nacht abreiſen will und Sie juſt heute invitirt? Konnt' ich das voraus wiſſen? Bin ich Ariſtoteles? Bin ich bey der Vorſehung angeſtellt? Ich habe blos verſprochen, daß das Pulver wirken ſoll, und es wirkt ſo ſicher, wie ich einſt ſelig werde, und wenn Sie ſo disparat und leidenſchaflich mit ſolcher Raſerey hin und her laufen, ſo wird es noch ſchneller wirken —

So will ich mich ruhig hinſetzen! ächzte Gumpelino, ſtampfte den Boden, warf ſich ingrimmig auf's Sopha, unterdrückte gewaltſam ſeine Wuth und Herr und Diener ſahen ſich lange ſchweigend an, bis jener endlich nach einem tiefen Seufzer und faſt kleinlaut ihn anredete:

Aber Hirſch, was ſoll die Frau von mir denken, wenn ich nicht komme? Sie wartet jetzt auf mich, ſie harrt ſogar, ſie zittert, ſie glüht vor Liebe —

Sie hat einen ſchönen Fuß — ſprach Hyazinth in ſich hinein und ſchüttelte wehmüthig ſein Köpflein. In ſeiner Bruſt aber ſchien es ſich gewaltig zu bewegen, unter ſeinem rothen Rocke arbeitete ſichtbar ein kühner Gedanke —

Herr Gumpel — ſprach es endlich aus ihm ihm hervor — Schicken Sie mich!

Bey dieſen Worten zog eine hohe Röthe über das bläßliche Geſchäftsgeſicht.

Capitel X.

Als Candide nach Eldorado kam, ſah er auf der Straße mehrere Buben, die mit großen Goldklumpen ſtatt mit Steinen ſpielten. Dieſer Luxus machte ihn glauben, es ſeyen das Kinder des Königs, und er war nicht wenig verwundert, als er vernahm, daß in Eldorado die Goldklumpen eben ſo werthlos ſind, wie bey uns die Kieſelſteine, und daß die Schulknaben damit ſpielen. Einem meiner Freunde, einem Ausländer, iſt etwas Aehnliches begegnet, als er nach Deuſchland kam und zuerſt deutſche Bücher las, und über den Gedankenreichthum, welchen er darin fand, ſehr erſtaunte; bald aber merkte er, daß Gedanken in Deutſchland ſo häufig ſind, wie Goldklumpen in Eldorado, und daß jene Schriftſteller, die er für Geiſtesprinzen gehalten, nur gewöhnliche Schulknaben waren.

Dieſe Geſchichte kommt mir immer in den Sinn, wenn ich im Begriff ſtehe, die ſchönſten Reflexionen über Kunſt und Leben niederzuſchreiben, und dann lache ich, und behalte lieber meine Gedanken in der Feder, oder kritzele ſtatt dieſer irgend ein Bild oder Figürchen auf das Papier, und überrede mich, ſolche Tapeten ſeyen in Deutſchland, dem geiſtigen Eldorado, weit brauchbarer als die goldigſten Gedanken.

Auf der Tapete, die ich Dir jetzt zeige, lieber Leſer, ſiehſt Du wieder die wohlbekannten Geſichter Gumpelino's und ſeines Hirſch-Hyazinthos, und wenn auch jener mit minder beſtimmten Zügen dargeſtellt iſt, ſo hoffe ich doch, Du wirſt ſcharfſinnig genug ſeyn, einen Negazionscharakter ohne allzu poſitive Bezeichnungen zu begreifen. Letztere könnten mir einen Injurienprozeß zu Wege bringen, oder gar noch bedenklichere Dinge. Denn der Markeſe iſt mächtig durch Geld und Verbindungen. Dabey iſt er der natürliche Alliirte meiner Feinde, er unterſtützt ſie mit Subſidien, er iſt Ariſtokrat, Ultra-Papiſt, nur etwas fehlte ihm noch — je nun, auch das wird er ſich ſchon anlehren laſſen — er hat das Lehrbuch dazu in den Händen, wie Du auf der Tapete ſehen wirſt.

Es iſt wieder Abend, auf dem Tiſche ſtehen zwey Armleuchter mit brennenden Wachskerzen, ihr Schimmer ſpielt über die goldenen Rahmen der Heiligenbilder, die, an der Wand hängend, durch das flackernde Licht und die beweglichen Schatten zu leben ſcheinen. Draußen, vor dem Fenſter, ſtehen im ſilbernen Mondſchein, unheimlich bewegungslos, die düſtern Zypreſſen, und in der Ferne ertönt ein trübes Marienliedchen, in abgebrochenen Lauten und wie von einer kranken

Kinderſtimme. Es herrſcht eine eigene Schwüle im Zimmer, der Markeſe Chriſtophoro di Gumpelino ſitzt, oder vielmehr liegt wieder, nachläßig vornehm, auf den Kiſſen des Sophas, der edle ſchwitzende Leib iſt wieder mit dem dünnen, blauſeidenen Domino bekleidet, in den Händen hält er ein Buch, das in rothes Saffianpapier mit Goldſchnitt gebunden iſt, und deklamirt daraus laut und ſchmachtend. Sein Auge hat dabey einen gewiſſen klebrigten Luſtre, wie er verliebten Katern eigen zu ſeyn pflegt, und ſeine Wangen, ſogar die beiden Seitenflügel der Naſe, ſind etwas leidend blaß. Jedoch, lieber Leſer, dieſe Bläſſe ließe ſich wohl philoſophiſch antropologiſch erklären, wenn man bedenkt, daß der Markeſe den Abend vorher ein ganzes Glas Glauberſalz verſchluckt hat.

Hirſch-Hyazinthos aber kauert am Boden des Zimmers, und mit einem großen Stück weißer Kreide zeichnet er auf das braune

Eſtrich, in großem Maßſtabe ungefähr folgende Charaktere:

◡◡ — ◡◡ — ◡◡ — ◡◡
◡◡ — ◡◡ — ◡◡ — ◡◡
◡◡ — ◡◡ — ◡◡ — ◡◡
◡◡ — ◡◡ — ◡◡
◡◡

Dieſes Geſchäft ſcheint dem kleinen Manne ziemlich ſauer zu werden; keuchend, bey dem jedesmaligen Bücken, murmelt er verdrießlich: Spondeus, Trochäus, Jambus, Antiſpaß, Anapäſt und die Peſt! Dazu hat er, um der bequemeren Bewegung willen, den rothen Oberrock abgelegt, und zum Vorſchein kommen zwey kurze, demüthige Beinchen in engen Scharlachhoſen, und zwey etwas längere abgemagerte Arme in weißen, ſchlotternden Hemdärmeln.

Was ſind das für ſonderbare Figuren, frug ich ihn, als ich dieſem Treiben eine Weile zugeſehen.

Das ſind Füße in Lebensgröße — ächzte er zur Antwort — und ich geplagter Mann muß dieſe Füße im Kopf behalten, und meine Hände thun mir ſchon weh von all den Füßen, die ich jetzt aufſchreiben muß. Es ſind die wahren, ächten Füße von der Poeſie. Wenn ich es nicht meiner Bildung wegen thäte, ſo ließe ich die Poeſie laufen mit allen ihren Füßen. Ich habe jetzt bey dem Herrn Markeſe Privatunterricht in der Poeſiekunſt. Der Herr Markeſe lieſt mir die Gedichte vor, und explizirt mir, aus wie viel Füßen ſie beſtehen, und ich muß ſie notiren und dann nachrechnen, ob das Gedicht richtig iſt.

Sie treffen uns — ſprach der Markeſe, didaktiſch pathetiſchen Tones — wirklich in einer poetiſchen Beſchäftigung. Ich weiß wohl, Doktor, Sie gehören zu den Dichtern, die einen eigenſinnigen Kopf haben, und nicht einſehen, daß die Füße in der Dichtkunſt die Hauptſache ſind. Ein gebildetes Gemüth wird aber nur durch die gebildete Form angeſprochen, dieſe können wir nur von den Griechen lernen und von neueren Dichtern, die griechiſch ſtreben, griechiſch denken, griechiſch fühlen, und in ſolcher Weiſe ihre Gefühle an den Mann bringen.

Verſteht ſich an den Mann, nicht an die Frau, wie ein unklaſſiſcher romantiſcher Dichter zu thun pflegt — bemerkte meine Wenigkeit.

Herr Gumpel ſpricht zuweilen wie ein Buch, flüſterte mir Hyazinth von der Seite zu, preßte die ſchmalen Lippen zuſammen, blinzelte mit ſtolz vergnügten Aeuglein, und ſchüttelte das wunderſtaunende Häuptlein. Ich ſage Ihnen — ſetzte er etwas lauter hinzu — wie ein Buch ſpricht er zuweilen, er iſt dann ſo zu ſagen kein Menſch mehr, ſondern ein höheres Weſen, und ich werde dann wie dumm, je mehr ich ihn anhöre.

Und was haben Sie denn jetzt in den Händen? frug ich den Markeſe.

Brillanten! antwortete er und überreichte mir das Buch.

Bey dem Wort "Brillanten„ ſprang Hyazinth in die Höhe; doch als er nur ein Buch ſah, lächelte er mitleidigen Blicks. Dieſes brillante Buch aber hatte auf dem Vorderblatte folgenden Titel:

"Gedichte von Auguſt Grafen von Platen;
Stuttgard und Tübingen. Verlag der
J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1828.„

Auf dem Hinterblatte ſtand zierlich geſchrieben: "Geſchenk warmer brüderlicher Freundſchaft.„ Dabey roch das Buch nach jenem ſeltſamen Parfum, der mit Eau de Cologne nicht die mindeſte Verwandſchaft hat, und vielleicht auch dem Umſtande beyzumeſſen war, daß der Markeſe die ganze Nacht darin geleſen hatte.

Ich habe die ganze Nacht kein Auge zuthun können — klagte er mir — ich war ſo ſehr bewegt, ich mußte eilf mal aus dem Bette ſteigen, und zum Glück hatte ich dabey dieſe vortreffliche Lektüre, woraus ich nicht blos Belehrung für die Poeſie, ſondern auch Troſt für das Leben geſchöpft habe. Sie ſehen, wie ſehr ich das Buch geehrt, es fehlt kein einziges Blatt, und doch, wenn ich ſo ſaß wie ich ſaß, kam ich manchmal in Verſuchung —

Das wird Mehreren paſſirt ſeyn, Herr Markeſe.

Ich ſchwöre Ihnen bei unſerer lieben Frau von Loretto und ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin — fuhr jener fort — dieſe Gedichte haben nicht ihres Gleichen. Ich war, wie Sie wiſſen, geſtern Abend in Verzweiflung, ſo zu ſagen, au Deſespoir, als das Fatum mir nicht vergönnte, meine Julia zu beſitzen — da las ich dieſe Gedichte, jedesmal ein Gedicht wenn ich aufſtehen mußte, und eine ſolche Gleichgültigkeit gegen die Weiber war die Folge, daß mir mein eigener Liebesſchmerz zuwider wurde. Das iſt eben das Schöne an dieſem Dichter, daß er nur für Männer glüht, in warmer Freundſchaft; er giebt uns den Vorzug vor dem weiblichen Geſchlechte, und ſchon für dieſe Ehre ſollten wir ihm dankbar ſeyn. Er iſt darin größer als alle andern Dichter, er ſchmeichelt nicht dem gewöhnlichen Geſchmack des großen Haufens, er heilt uns von unſerer Paſſion für die Weiber, die uns ſo viel Unglück zuzieht — O Weiber! Weiber! wer uns von Euren Feſſeln befreit, der iſt ein Wohlthäter der Menſchheit. Es iſt ewig Schade, daß Shakespeare ſein eminentes theatraliſches Talent nicht dazu benutzt hat, denn er ſoll, wie ich hier zuerſt leſe, nicht minder großherzig gefühlt haben als der große Graf Platen, der in ſeinen Sonetten von Shakespeare ſagt:

Nicht Mädchenlaunen ſtörten deinen Schlummer,
Doch ſtets um Freundſchaft ſehn wir warm dich ringen:
Dein Freund errettet dich aus Weiberſchlingen,
Und ſeine Schönheit iſt dein Ruhm und Kummer.

Während der Markeſe dieſe Worte mit warmem Gefühl deklamirte, und der glatte Miſt ihm gleichſam auf der Zunge ſchmolz, ſchnitt Hyazinth die widerſprechendſten Geſichter, zugleich verdrießlich und beyfällig, und endlich ſprach er:

Herr Markeſe, Sie ſprechen wie ein Buch, auch die Verſe gehen Ihnen wieder ſo leicht ab wie dieſe Nacht, aber ihr Inhalt will mir nicht gefallen. Als Mann fühle ich mich geſchmeichelt, daß der Graf Platen uns den Vorzug giebt vor den Weibern, und als Freund von den Weibern bin ich wieder ein Gegner von ſolch einem Manne. So iſt der Menſch! Der Eine ißt gern Zwiebeln, der Andere hat mehr Gefühl für warme Freundſchaft, und ich, als ehrlicher Mann, muß aufrichtig geſtehen, ich eſſe gern Zwiebeln, und eine ſchiefe Köchin iſt mir lieber als der ſchönſte Schönheitsfreund. Ja, ich muß geſtehen, ich ſehe nicht ſo viel Schönes am männlichen Geſchlecht, daß man ſich darin verlieben ſollte.

Dieſe letzteren Worte ſprach Hyazinth, während er ſich muſternd im Spiegel betrachtete, der Markeſe aber ließ ſich nicht ſtören und deklamirte weiter:

"Der Hoffnung Schaumgebäude bricht zuſammen,
Wir müh'n uns, ach! und kommen nicht zuſammen:
Mein Name klingt aus deinem Mund melodiſch,
Doch reih'ſt du ſelten dies Gedicht zuſammen;
Wie Sonn' und Mond uns ſtets getrennt zu halten,
Verſchworen Sitte ſich und Pflicht zuſammen,
Laß Haupt an Haupt uns lehnen, denn es taugen
Dein dunkles Haar, mein hell Geſicht zuſammen!
Doch ach! ich träume, denn du ziehſt von hinnen,
Eh' noch das Glück uns brachte dicht zuſammen:
Die Seelen bluten, da getrennt die Leiber,
O wären's Blumen, die man flicht zuſammen!,,

Eine komiſche Poeſie! — rief Hyazinth, der die Reime nachmurmelte — Sitte ſich und Pflicht zuſammen, Geſicht zuſammen, dicht zuſammen, ſticht zuſammen! komiſche Poeſie! Mein Schwager, wenn er Gedichte lieſt, macht oft den Spaß, daß er am Ende jeder Zeile die Worte „von vorn„ und „von hinten„ abwechſelnd hinzuſetzt; und ich habe nie gewußt, daß die Poeſiegedichte, die dadurch entſtehen, Gaſelen heißen. Ich muß einmal die Probe machen, ob das Gedicht, das der Herr Markeſe deklamirt hat, nicht noch ſchöner wird, wenn man nach dem Wort „zuſammen„ jedesmal, mit Abwechslung „von vorn„ und „von hinten„ ſetzt; die Poeſie davon wird gewiß zwanzig Prozent ſtärker.

Ohne auf dieſes Geſchwätz zu achten, fuhr der Markeſe fort im Deklamiren von Gaſelen und Sonetten, worin der Liebende ſeinen Schönheitsfreund beſingt, ihn preiſt, ſich über ihn beklagt, ihn des Kaltſinns beſchuldigt, Pläne ſchmiedet, um zu ihm zu gelangen, mit ihm äugelt, eiferſüchtelt, ſchmächtelt, eine ganze Scala von Zärtlichkeiten durchliebelt, und zwar ſo warmſelig, betaſtungsſüchtig und anleckend, daß man glauben ſollte, der Verfaſſer ſey ein manntolles Mägdlein — Nur müßte es dann einigermaßen befremden, daß dieſes Mägdlein beſtändig jammert, ihre Liebe ſey gegen die “Sitte„ daß ſie gegen “dieſe trennende Sitte„ ſo bitter geſtimmt iſt, wie ein Taſchendieb gegen die Polizey, daß ſie liebend “die Lende„ des Freundes umſchlingen möchte, daß ſie ſich über “Neider„ beklagt, “die ſich ſchlau vereinen, um uns zu hindern und getrennt zu halten„ daß ſie über verletzende Kränkungen klagt von Seiten des Freundes, daß ſie ihm verſichert, ſie wolle ihn nur flüchtig erblicken, ihm betheuert “Nicht eine Sylbe ſoll dein Ohr erſchrecken!„ und endlich geſteht:

„Mein Wunſch bey Andern zeugte Widerſtreben,
Du haſt ihn nicht erhört, doch abgeſchlagen
Haſt du ihn auch nicht, o mein ſüßes Leben!„

Ich muß dem Markeſe das Zeugniß ertheilen, daß er dieſe Gedichte gut vortrug, hinlänglich dabey ſeufzte, ächzte und auf dem Sopha hin und herrutſchend gleichſam mit dem Geſäße kokettirte. Hyazinth verſäumte keineswegs, immer die Reime nachzuplappern, wenn er auch ungehörige Bemerkungen dazwiſchen ſchwätzte. Den Oden ſchenkte er die meiſte Aufmerkſamkeit. Man kann bey dieſer Sorte, ſagte er, weit mehr lernen als bey Saunetten und Gaſelen; da bey den Oden die Füße oben ganz beſonders abgedruckt ſind, kann man jedes Gedicht mit Bequemlichkeit nachrechnen. Jeder Dichter ſollte, wie der Graf Platen, bey ſeinen ſchwierigſten Poeſiegedichten, die Füße oben drucken und zu den Leuten ſagen: Seht ich bin ein ehrlicher Mann, ich will Euch nicht betrügen, dieſe krummen und geraden Striche, die ich vor jedes Gedicht ſetze, ſind ſo zu ſagen ein Conto finto von jedem Gedicht, und Ihr könnt nachrechnen, wie viel Mühe es mich gekoſtet, ſie ſind, ſo zu ſagen, das Ellenmaß von jedem Gedichte, und Ihr könnt nachmeſſen, und fehlt daran eine einzige Sylbe, ſo ſollt Ihr mich einen Spitzbuben nennen, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Aber eben durch dieſe ehrliche Miene, kann das Publikum betrogen werden. Eben wenn die Füße vor dem Gedichte angegeben ſind, denkt man: ich will kein mißtrauiſcher Menſch ſeyn, wozu ſoll ich dem Manne nachzählen, er iſt gewiß ein ehrlicher Mann und man zählt nicht nach und wird betrogen. Und kann man immer nachrechnen? Wir ſind jetzt in Italien und da habe ich Zeit, die Füße mit Kreide auf die Erde zu ſchreiben und jede Ode zu kollazioniren. Aber in Hamburg, wo ich mein Geſchäft habe, fehlt mir die Zeit dazu, und ich müßte dem Grafen Platen ungezählt trauen, wie man traut bey den Geldbeuteln von der Courantkaſſe, worauf geſchrieben ſteht, wie viel Hundert Thaler darin enthalten — ſie gehen verſiegelt von Hand zu Hand, jeder traut dem Andern, daß ſo viel darin enthalten iſt, wie darauf ſteht, und es giebt doch Beyſpiele, daß ein Müſſiggänger, der nicht viel zu thun hatte, ſo einen Beutel geöffnet und nachgezählt und ein paar Thaler zu wenig darin gefunden hat. So kann auch in der Poeſie viel Spitzbüberey vorfallen. Beſonders wenn ich an Geldbeutel denke, werde ich mißtrauiſch. Denn mein Schwager hat mir erzählt: im Zuchthaus zu Odenſee ſitzt — ein gewiſſer Jemand, der bey der Poſt angeſtellt war, und die Geldbeutel, die durch ſeine Hände gingen, unehrlich geöffnet und unehrlich Geld herausgenommen, und ſie wieder künſtlich zugenäht und weiter geſchickt hat. Hört man von ſolcher Geſchicklichkeit, ſo verliert man das menſchliche Zutrauen und wird ein mißtrauiſcher Menſch. Es giebt jetzt viel Spitzbüberey in der Welt, und es iſt gewiß in der Poeſie wie in jedem anderen Geſchäfte.

Die Ehrlichkeit — fuhr Hyacinth fort, während der Markeſe weiter deklamirte, ohne unſerer zu achten, ganz verſunken in Gefühl — die Ehrlichkeit, Herr Doktor iſt die Hauptſache, und wer kein ehrlicher Mann iſt, den betrachte ich wie einen Spitzbuben, und wen ich wie einen Spitzbuben betrachte, von dem kaufe ich nichts, von dem leſe ich nichts, kurz ich mache kein Geſchäft mit ihm. Ich bin ein Mann, Herr Doktor, der ſich auf nichts etwas einbildet, wenn ich mir aber etwas einbilden wollte auf etwas, ſo würde ich mir etwas darauf einbilden, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Ich will Ihnen einen edlen Zug von mir erzählen, und Sie werden ſtaunen — ich ſag' Ihnen, Sie werden ſtaunen, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Da wohnt ein Mann in Hamburg auf dem Speersort, und der iſt ein Krautkrämer, und heißt Klötzchen, das heißt, ich heiße den Mann Klötzchen, weil wir gute Freunde ſind, ſonſt heißt der Mann Herr Klotz. Auch ſeine Frau muß man Madam Klotz nennen, und ſie hat nie leiden können, daß ihr Mann bey mir ſpielte, und wenn ihr Mann bey mir ſpielen wollte, ſo durfte ich mit dem Lotterieloos nicht zu ihm in's Haus kommen, und er ſagte mir immer auf der Straße: die und die Nummer will ich bey dir ſpielen und hier haſt du das Geld, Hirſch! Und ich ſagte dann: gut, Klötzchen! Und kam ich nach Hauſe, ſo legte ich die Nummer kouvertirt für ihn aparte, und ſchrieb auf das Kouvert mit deutſchen Buchſtaben: für Rechnung des Herrn Chriſtian Hinrich Klotz. Und nun hören Sie und ſtaunen Sie: Es war ein ſchöner Frühlingstag, und die Bäume an der Börſe waren grün, und die Zephyrlüfte waren angenehm, und die Sonne glänzte am Himmel, und ich ſtand an der Hamburger Bank. Da kommt Klötzchen, mein Klötzchen, und hat am Arm ſeine dicke Madam Klotz, und grüßt mich zuerſt, und ſpricht von der Frühlingspracht Gottes, macht auch einige patriotiſche Bemerkungen über das Bürgermilitair, und er fragt mich wie die Geſchäfte gehen, und ich erzähle ihm, daß vor einigen Stunden wieder einer am Pranger geſtanden, und ſo im Geſpräch ſagt er mir: geſtern Nacht habe ich geträumt, Nummero 1538 wird als das große Loos herauskommen — und in demſelben Moment, während Madame Klotz die Kaiſerſtatiſten vor dem Rathhaus betrachtet, drückt er mir dreyzehn vollwichtige Stück Louisd'or in die Hand — ich meyne ich fühle ſie noch jetzt — und ehe Madam Klotz ſich wieder herumdreht, ſag' ich: gut, Klötzchen! und gehe weg. Und ich gehe directement, ohne mich umzuſehen, nach der Hauptkollekte und hole mir Nummero 1538, und konvertire ſie ſobald ich nach Hauſe komme, und ſchreibe auf das Konvert: für Rechnung des Herrn Chriſtian Hinrich Klotz. Und was thut Gott? Vierzehn Tage nachher, um meine Ehrlichkeit auf die Probe zu ſtellen, läßt er Nummero 1538 herauskommen mit einem Gewinn von 50,000 Mark. Was thut aber Hirſch, derſelbe Hirſch, der jetzt vor Ihnen ſteht? Dieſer Hirſch zieht ein reines weißes Oberhemdchen und ein reines weißes Halstuch an, und nimmt ſich eine Droſchke, und holt ſich bey der Hauptkollekte ſeine 50,000 Mark und fährt damit nach dem Speersort. — Und wie mich Klötzchen ſieht, fragt er: Hirſch warum biſt du heut' ſo geputzt? Ich aber antworte kein Wort, und ſetze einen großen Ueberraſchungsbeutel mit Gold auf den Tiſch, und rede ganz feyerlich: Herr Chriſtian Hinrich Klotz! die Nummero 1538, die Sie ſo gütig waren bey mir zu beſtellen, hat das Glück gehabt 50,000 Mark zu gewinnen, in dieſem Beutel habe ich die Ehre Ihnen das Geld zu präſentiren, und ich bin ſo frey mir eine Quitung auszubitten! Wie Klötzchen das hört, fängt er an zu weinen, wie Madam Klotz die Geſchichte hört, fängt ſie an zu weinen, die rothe Magd weint, der krumme Ladendiener weint, die Kinder weinen, und ich? ein Rührungsmenſch, wie ich bin, konnte ich doch nicht weinen, und fiel erſt in Ohnmacht, und erſt nachher kamen mir die Thränen aus den Augen wie ein Waſſerbach, und ich weinte drey Stunden.

Die Stimme des kleinen Menſchen bebte als er dieſes erzählte, und feyerlich zog er ein ſchon erwähntes Päckchen aus der Taſche, wickelte davon den ſchon verblichenen Roſataſſet, und zeigte mir den Schein, worin Chriſtian Hinrich Kloz den richtigen Empfang der 50,000 Mark quitirte. Wenn ich ſterbe — ſprach Hyazinth, eine Thräne im Auge — ſoll man mir dieſe Quitung mit in's Grab legen, und wenn ich einſt dort oben, am Tage des Gerichts, Rechenſchaft geben muß von meinen Thaten, dann werde ich mit dieſer Quitung in der Hand vor den Stuhl der Allmacht treten, und wenn mein böſer Engel die böſen Handlungen, die Ich auf dieſer Welt begangen habe, vorgeleſen, und mein guter Engel auch die Liſte von meinen guten Handlungen ableſen will, dann ſag ich ruhig: Schweig! — ich will nur wiſſen, iſt dieſe Quitung richtig? iſt das die Handſchrift von Chriſtian Hinrich Klotz? Dann kommt ein ganz kleiner Engel herangeflogen, und ſagt, er kenne ganz genau Klötzchens Handſchrift, und er erzählt zugleich die merkwürdige Geſchichte von der Ehrlichkeit, die ich mahl begangen habe. Der Schöpfer der Ewigkeit aber, der Allwiſſende der Alles weiß, erinnert ſich an dieſe Geſchichte, und er lobt mich in Gegenwart von Sonne, Mond und Sternen, und berechnet gleich im Kopf, daß wenn meine böſen Handlungen von 50,000 Mark Ehrlichkeit abgezogen werden, mir noch ein Saldo zu Gut kommt, und er ſagt dann: Hirſch! ich ernenne dich zum Engel erſter Klaſſe, und du darfſt Flügel tragen mit roth und weißen Federn.

Capitel XI.

Wer iſt denn der Graf Platen, den wir im vorigen Kapitel als Dichter und warmen Freund kennen lernten? Ach, lieber Leſer, dieſe Frage las ich ſchon lange auf deinem Geſichte, und nur zaudernd gehe ich an die Beantwortung. Das iſt ja eben das Mißgeſchick deutſcher Schriftſteller, daß ſie jeden guten oder böſen Narrn, den ſie auf's Tapet bringen, erſt durch trockne Charakterſchilderung und Perſonalbeſchreibung bekannt machen müſſen, damit man erſtens wiſſe daß er exiſtirt, und zweitens den Ort kenne, wo die Geißel ihn trifft, ob unten oder oben, vorn oder hinten. Anders war es bey den Alten, anders iſt es noch jetzt bey neueren Völkern, z. B. den Engländern und Franzoſen, die ein Volksleben, und daher public characters haben. Wir Deutſchen aber, wir haben zwar ein ganzes närriſches Volk, aber wenig ausgezeichnete Narren, die bekannt genug wären, um ſie als allgemein verſtändliche Charaktere in Proſa oder Verſen gebrauchen zu können. Die wenigen Männer dieſer Art, die wir beſitzen, haben wirklich Recht, wenn ſie ſich wichtig machen. Sie ſind von unſchätzbarem Werthe und zu den höchſten Anſprüchen berechtigt. So z. B. der Herr Geheimrath Schmalz, Profeſſor der Berliner Univerſität, iſt ein Mann, der nicht mit Geld zu bezahlen iſt; ein humoriſtiſcher Schriftſteller kann ihn nicht entbehren, und er ſelbſt fühlt dieſe perſönliche Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit in ſo hohem Grade, daß er jede Gelegenheit ergreift, um humoriſtiſchen Schriftſtellern Stoff zur Satyre zu geben, daß er Tag und Nacht grübelt, wie er ſich als Staatsmann, Serviliſt, Dekan, Antihegelianer und Patriot lächerlich machen kann, und ſomit die Litteratur, für die er ſich gleichſam aufopfert, thatkräftig zu befördern. Den deutſchen Univerſitäten muß man überhaupt nachrühmen, daß ſie den deutſchen Schriftſteller, mehr als jede andere Zunft, mit allerley Narren verſorgen, und beſonders Göttingen habe ich immer in dieſer Hinſicht zu ſchätzen gewußt. Dies iſt auch der geheime Grund, weßhalb ich mich für die Erhaltung der Univerſitäten erkläre, obgleich ich ſtets Gewerbefreyheit und Vernichtung des Zunftweſens gepredigt habe. Bey ſolchem fühlbaren Mangel an ausgezeichneten Narren, kann man mir nicht genug danken, wenn ich neue aufs Tapet bringe und allgemein brauchbar mache. Zum Beſten der Litteratur will ich daher jetzt vom Grafen Auguſt von Platen Hallermünde etwas ausführlicher reden. Ich will dazu beytragen, daß er zweckmäßig bekannt, und gewiſſermaßen berühmt werde, ich will ihn litterariſch gleichſam herausfüttern, wie die Irokeſen thun mit den Gefangenen, die ſie bey ſpäteren Feſtmahlen verſpeiſen wollen. Ich werde ganz treu ehrlich verfahren und überaus höflich, wie es einem Bürgerlichen ziemt, ich werde das Materielle, das ſogenannt Perſönliche, nur in ſo weit berühren, als ſich geiſtige Erſcheinungen dadurch erklären laſſen, und ich werde immer ganz genau den Standpunkt, von wo aus ich ihn ſah, und ſogar manchmal die Brille, wodurch ich ihn ſah, angeben.

Der Standpunkt, von wo ich den Grafen Platen zuerſt gewahrte, war München, der Schauplatz ſeiner Beſtrebungen, wo er, bey allen die ihn kennen, ſehr berühmt iſt, und wo er gewiß, ſo lange er lebt, unſterblich ſeyn wird. Die Brille, wodurch ich ihn ſah, gehörte einigen Inſaſſen Münchens, die über ſeine äußere Erſcheinung dann und wann, in heiteren Stunden, ein heiteres Wort hinwarfen. Ich habe ihn ſelbſt nie geſehen, und wenn ich mir ſeine Perſon denken will, erinnere ich mich immer an die drollige Wuth, womit einmal mein Freund der Doktor Lautenbacher über Poetennarrheit im Allgemeinen loszog, und insbeſondere eines Grafen Platen erwähnte, der mit einem Lorbeerkranze auf dem Kopfe, ſich auf der öffentlichen Promenade zu Erlangen den Spaziergängern in den Weg ſtellte und, mit der bebrillten Naſe gen Himmel ſtarrend, in poetiſcher Begeiſterung zu ſeyn vorgab. Andere haben beſſer von dem armen Grafen geprochen, und beklagten nur ſeine beſchränkten Mittel, die ihn, bey ſeinem Ehrgeiz, ſich wenigtens als ein Dichter auszuzeichnen, über die Gebühr zum Fleiße nöthigten, und ſie lobten benders ſeine Zuvorkommenheit gegen Jüngere, ey denen er die Beſcheidenheit ſelbſt geweſen y, indem er mit der liebreichſten Demuth ihre

Erlaubniß erbeten, dann und wann zu ihnen aufs Zimmer kommen zu dürfen, und ſogar die Gutmüthigkeit ſo weit getrieben habe, immer wieder zu kommen, ſelbſt wenn man ihn die Läſtigkeit ſeiner Viſiten aufs deutlichſte merken laſſen. Dergleichen Erzählungen haben mich gewiſſermaßen gerührt, obgleich ich dieſen Mangel an Perſonalbeyfall ſehr natürlich fand. Vergebens klagte oft der Graf:

— Deine blonde Jugend, ſüßer Knabe,
Verſchmäht den melancholiſchen Genoſſen.
So will in Scherz ich mich ergehn, in Poſſen,
Anſtatt ich jetzt mich bloß an Thränen labe,
Und um der Fröhlichkeit mir fremde Gabe,
Hab' ich den Himmel anzuflehn beſchloſſen.

Vergebens verſicherte der arme Graf, daß er einſt der berühmteſte Dichter werde, daß ſchon der Schatten eines Lorbeerblattes auf ſeiner Stirne ſichtbar ſey, daß er ſeine ſüßen Knaben ebenfalls unſterblich machen könne, durch unvergängliche Gedichte. Ach! eben dieſe Celebrität war Keinem lieb, und in der That, ſie war keine beneidenswerthe. Ich erinnere mich noch, mit welchem unterdrückten Lächeln ein Candidat ſolcher Celebrität von einigen luſtigen Freunden, unter den Arkaden zu München, betrachtet wurde. Ein ſcharfſichtiger Böſewicht meinte ſogar, er ſähe zwiſchen den Rockſchößen deſſelben den Schatten eines Lorbeerblattes. Was mich betrifft, lieber Leſer, ſo bin ich nicht ſo boshaft, wie du denkſt, ich bemitleide den armen Grafen, wenn ihn Andere verhöhnen, ich zweifle, daß er ſich an der verhaßten ‟Sitte„ thätlich gerächt habe, obgleich er in ſeinen Liedern ſchmachtet, ſich ſolcher Rache hinzugeben; ich glaube vielmehr an die verletzenden Kränkungen, beleidigenden Zurückſetzungen und Abweiſungen, wovon er ſelbſt ſo rührend ſingt. Ich bin überzeugt, er betrug ſich gegen die Sitten überhaupt weit löblicher, als ihm ſelber lieb war, und er kann vielleicht, wie General Tilly, von ſich rühmen:

Ich war nie berauſcht, ich habe nie ein Weib berührt und habe nie eine Schlacht verloren. Deshalb gewiß ſagt von ihm der Dichter:

Du biſt ein nüchterner, modeſter Junge.

Der arme Junge, oder vielmehr der arme alte Junge — denn er hatte ſchon einige Luſtren hinter ſich — hockte damals, wenn ich nicht irre, auf der Bibliothek in Erlangen, wo man ihm einige Beſchäftigung angewieſen hatte; doch da dieſe ſeinem hochſtrebenden Geiſte nicht genügte, da mit den Luſtren auch die Lüſternheit nach illüſtrer Luſt ihn mehr und mehr ſtachelte, und der Graf von ſeiner künftigen Herrlichkeit täglich mehr und mehr begeiſtert wurde, gab er jenes Geſchäft auf, und beſchloß, von der Schriftſtellerei, von gelegentlichen Gaben von oben und einigen ſonſtigen Verdienſten zu leben. Die Grafſchaft des Grafen liegt nemlich im Monde, von wo er, wegen der ſchlechten Communikazion mit Bayern, nach Gruithuiſens Berechnung, erſt in

20,000 Jahren, wenn der Mond dieſer Erde näher kommt, ſeine ungeheuern Revenuen beziehen kann.

Schon früher hatte Don Platen de Collibrados Hallermünde, bey Brockhaus in Leipzig, eine Gedichteſammlung mit einer Vorrede, betitelt: “lyriſche Blätter Nummer 1.,, herausgegeben, die freylich nicht bekannt wurde, obgleich, wie er uns verſichert, die ſieben Weiſen dem Verfaſſer ihr Lob geſpendet. Später gab er, nach Tieckſchem Muſter, einige dramatiſirte Mährchen und Erzählungen heraus, die ebenfalls das Glück hatten, daß ſie der unweiſen großen Menge unbekannt blieben, und nur von den ſieben Weiſen geleſen wurden. Indeſſen um, außer den ſieben Weiſen, noch einige Leſer zu gewinnen, legte ſich der Graf auf Polemik und ſchrieb eine Satyre gegen berühmte Schriftſteller, vornemlich gegen Müllner, der damals ſchon allgemein gehaßt und moraliſch vernichtet war, ſo daß der Graf eben zur rechten Zeit kam, um dem todten Hofrath Oerindur noch einen Hauptſtich, nicht ins Haupt, ſondern, nach Fallſtaffſcher Weiſe, in die Wade zu verſetzen. Der Widerwille gegen Müllner hatte jedes edle Herz erfüllt; der Menſch iſt überhaupt ſchwach; die Polemik des Grafen mißfiel daher nicht, und "die verhängnißvolle Gabel„ fand hie und da eine bereitwillige Aufnahme, nicht beym großen Publikum, ſondern bey Litteratoren und bey den eigentlichen Schulleuten, bey letztern hauptſächlich weil jene Satyre nicht mehr dem romantiſchen Tieck, ſondern dem klaſſiſchen Ariſtophanes nachgeahmt war.

Ich glaube, es war um dieſe Zeit, daß der Herr Graf nach Italien reiſ'te; er zweifelte nicht mehr, von ſeiner Poeſie leben zu können, Cotta hatte die gewöhnliche proſaiſche Ehre, für Rechnung der Poeſie das Geld herzugeben; denn die Poeſie, die Himmelstochter, die Hochgeborene, hat ſelbſt nie Geld und wendet ſich, bey ſolchem

Bedürfniß, immer an Cotta. Der Graf verſifizirte jetzt Tag und Nacht, er blieb nicht bey dem Vorbilde Tiecks und des Ariſtophanes, ſondern er ahmte auch den Goethe nach im Liede, dann den Horaz in der Ode, dann den Petrarcha in Sonetten, dann den Dichter Hafis in perſiſchen Gaſelen — kurz er gab uns ſolchermaßen eine Blumenleſe der beſten Dichter und zugleich ſeine eigenen Lyriſchen Blätter unter dem Titel: "Gedichte des Grafen Platen ꝛc.,,

Niemand in Deutſchland iſt gegen poetiſche Erzeugniſſe billiger als ich, und ich gönne einem armen Menſchen, wie Platen, ſein Stückchen Ruhm, das er im Schweiße ſeines Angeſichts ſo ſauer erwirbt, gewiß herzlich gern. Keiner iſt mehr geneigt, als ich, ſeine Beſtrebungen zu rühmen, ſeinen Fleiß und ſeine Beleſenheit in der Poeſie zu loben, und ſeine ſylbenmäßigen Verdienſte anzuerkennen. Meine eignen Verſuche befähigen mich, mehr als jeden Andern, die metriſchen Verdienſte des Grafen zu würdigen. Die bittere Mühe, die unſägliche Beharrlichkeit, das winternächtliche Zähneklappern, die ingrimmigen Anſtrengungen, womit er ſeine Verſe ausgearbeitet, entdeckt unſer Einer weit eher als der gewöhnliche Leſer, der die Glätte, Zierlichkeit und Politur jener Verſe des Grafen für etwas Leichtes hält, und ſich an der glatten Wortſpielerey gedankenlos ergötzt, wie man ſich bey Kunſtſpringern, die auf dem Seile balanciren, über Eyer tanzen und ſich auf den Kopf ſtellen, ebenfalls einige Stunden amüſirt, ohne zu bedenken, daß jene armen Weſen, nur durch jahrelangen Zwang und grauſames Hungerleiden, ſolche Gelenkigkeitskünſte, ſolche Metrik des Leibes erlernt haben. Ich, der ich mich in der Dichtkunſt nicht ſo ſehr geplagt, und ſie immer in Verbindung mit gutem Eſſen ausgeübt habe, ich will den Grafen Platen, dem es ſaurer und nüchterner dabey ergangen, um ſo mehr preiſen, ich will von ihm rühmen daß kein Seiltänzer in Europa ſo gut wie er auf ſchlaffen Gaſelen balancirt, daß keiner den Eyertanz über

◡◡ — ◡◡◡ — — —
◡◡ — — — ◡◡◡◡ u. ſ. w.

ſo gut executirt wie er, daß keiner ſich ſo gut wie er auf den Kopf ſtellt. Wenn ihm auch die Muſen nicht hold ſind, ſo hat er doch den Genius der Sprache in ſeiner Gewalt, oder vielmehr er weiß ihm Gewalt anzuthun; — denn die freye Liebe dieſes Genius fehlt ihm, er muß auch dieſem Jungen beharrlich nachlaufen, und er weiß nur die äußeren Formen zu erfaſſen, die trotz ihrer ſchönen Ründung ſich nie edel ausſprechen. Nie ſind tiefe Naturlaute, wie wir ſie im Volksliede, bey Kindern und anderen Dichtern finden, aus der Seele eines Platen hervorgebrochen oder offenbarungsmäßig hervorgeblüht; den beängſtigenden Zwang, den er ſich anthun muß, um etwas zu ſagen', nennt er eine "große That in Worten„ — ſo gänzlich unbekannt mit dem Weſen der Poeſie, weiß er nicht einmal, daß das Wort nur bey dem Rhetor eine That iſt, bey dem wahren Dichter aber ein Ereigniß. Ungleich dem wahren Dichter, iſt die Sprache nie Meiſter geworden in ihm, er iſt dagegen Meiſter geworden in der Sprache oder vielmehr auf der Sprache, wie ein Virtuoſe auf einem Inſtrumente. Je weiter er es ſolcherart im Techniſchen brachte, deſto größere Meinung bekam er von ſeiner Virtuoſität; er wußte ja in allen Weiſen zu ſpielen, er verſifizirte ja die ſchwierigſten Paſſagen, er dichtete, ſo zu ſagen, manchmal nur auf der G-Saite, und ärgerte ſich, wenn das Publikum nicht klatſchte. Wie alle Virtuoſen, die ſolch einſaitiges Talent ausgebildet, ſtrebte er nur nach Applaudiſſement, ſah er mit Ingrimm auf den Ruhm Anderer, beneidete er ſeine Collegen um ihren Gewinnſt, wie z. B. den Clauren, ſchrieb er gleich fünfaktige Pasquille, wenn er nur eine einzige Xenie des Tadels auf ſich beziehen konnte, kontrollirte er alle Recenſionen, worin Andere gelobt wurden, und ſchrie er beſtändig: ich werde nicht genug gelobt, nicht genug belohnt, denn Ich bin der Poet, der Poet der Poeten u. ſ. w. So hungerig und lechzend nach Lob und Spenden zeigte ſich nie ein wahrer Dichter, niemals Klopſtock, niemals Goethe, zu deren Drittem der Graf Platen ſich ſelbſt ernennt, obgleich jeder einſieht, daß er nur mit Ramler und etwa A. W. v. Schlegel ein Triumvirat bildet. Der große Ramler, wie man ihn zu ſeiner Zeit hieß, als er, zwar ohne Lorbeerkranz auf dem Haupte, aber mit deſto größerem Zopf und Haarbeutel, das Auge gen Himmel gehoben und den ſteifleinenen Regenſchirm unter'm Arm, im Berliner Thiergarten ſkandirend wandelte, hielt ſich damals für den Repräſentanten der Poeſie auf Erden. Seine Verſe waren die vollendeteſten in deutſcher Sprache, und ſeine Verehrer, worunter ſogar ein Leſſing ſich verirrte, meynten, weiter könne man es in der Poeſie nicht bringen. Faſt daſſelbe war ſpäterhin der Fall bey A. W. v. Schlegel, deſſen poetiſche Unzulänglichkeit aber ſichtbar wird, ſeitdem die Sprache weiter ausgebildet worden, ſo daß ſogar diejenigen, die einſt den Sänger des Arion für einen gleichfallſigen Arion gehalten, jetzt nur noch den verdienſtlichen Schullehrer in ihm ſehen. Ob aber der Graf Platen ſchon befugt iſt, über den ſonſt rühmenswerthen Schlegel zu lachen, wie dieſer einſt über Ramler lachte, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, in der Poeſie ſind alle drey ſich gleich, und wenn der Graf Platen noch ſo hübſch in den Gaſelen ſeine ſchaukelnden Balanzirkünſte treibt, wenn er in ſeinen Oden noch ſo vortrefflich den Eyertanz exekutirt, ja, wenn er, in ſeinen Luſtſpielen, ſich auf den Kopf ſtellt — ſo iſt er doch kein Dichter. Er iſt kein Dichter, ſagt ſogar die undankbare männliche Jugend, die er ſo zärtlich beſingt. Er iſt kein Dichter, ſagen die Frauen, die vielleicht — ich muß es zu ſeinem Beſten andeuten — hier nicht ganz unpartheyiſch ſind, und vielleicht wegen der Hingebung, die ſie bey ihm entdecken, etwas Eiferſucht empfinden, oder gar durch die Tendenz ſeiner Gedichte ihre bisherige vortheilhafte Stellung in der Geſellſchaft gefährdet glauben. Strenge Kritiker, die mit ſcharfen Brillen verſehen ſind, ſtimmen ein in dieſes Urtheil, oder äußern ſich noch lakoniſch bedenklicher. Was finden Sie in den Gedichten des Grafen von Platen Hallermünde? frug ich jüngſt einen ſolchen Mann. Sitzfleiſch! war die Antwort. Sie meynen in Hinſicht der mühſamen, ausgearbeiteten Form? entgegnete ich. Nein, erwiederte jener, Sitzfleiſch auch in Betreff des Inhalts.

Was nun den Inhalt der Platenſchen Gedichte betrifft, ſo möchte ich den armen Grafen dafür zwar nicht loben, aber ihn auch nicht unbedingt der Cenſoriſchen Wuth Preis geben, womit unſere Catonen davon ſprechen oder gar ſchweigen. Chacun a son goût, dem einen gefällt der Ochs, dem andren Waſiſchtas Kuh. Ich tadele ſogar den furchtbaren rhadamantiſchen Ernſt womit über jenen Inhalt der Platenſchen Gedichte in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik gerichtet worden. Aber ſo ſind die Menſchen, es wird ihnen ſehr leicht, in Eifer zu gerathen, wenn ſie über Sünden ſprechen, die ihnen kein Vergnügen machen würden. Im Morgenblatte las ich kürzlich einen Aufſatz, überſchrieben "Aus dem Journal eines Leſers„ worin der Graf Platen gegen ſolche ſtrenge Tadler ſeiner Freundſchaftsliebe, mit jener Beſcheidenheit ſich ausſpricht, die er nie zu verläugnen weiß, und woran man ihn auch hier erkennt. Wenn er ſagt, daß "das Hegelſche Wochenblatt„ ihn eines geheimen Laſters mit "lächerlichem Pathos„ beſchuldige, ſo will er, wie leicht zu errathen iſt, nur der Rüge anderer Leute zuvorkommen, deren Geſinnung er durch dritte Hand erforſchen laſſen. Indeſſen, man hat ihm ſchlecht berichtet, ich werde mir nie in dieſer Hinſicht einen Pathos zu Schulden kommen laſſen, der edle Graf iſt mir vielmehr eine ergötzliche Erſcheinung, und in ſeiner erlauchten Liebhaberey ſehe ich nur etwas Unzeitgemäßes, nur die zaghaft verſchämte Parodie eines antiken Uebermuths. Das iſt es ja eben, jene Liebhaberey war im Alterthum nicht in Widerſpruch mit den Sitten, und gab ſich kund mit heroiſcher Oeffentlichkeit. Als z. B. der Kaiſer Nero, auf Schiffen, die mit Gold und Elfenbein ausgelegt waren, ein Gaſtmahl hielt, das einige Millionen koſtete, ließ er ſich mit Einem aus dem Jünglingsſerail, Namens Pythagoras, feyerlich einſegnen, (cuncta denique spectata quae etiam in femina nox operit) und ſteckte nachher mit der Hochzeitsfackel die Stadt Rom in Brand, um bey den praſſelnden Flammen deſto beſſer den Untergang Trojas beſingen zu können. Das war noch ein Gaſelendichter, über den ich mit Pathos ſprechen könnte; doch nur lächeln kann ich über den neuen Pythagoräer, der im heutigen Rom, die Pfade der Freundſchaft dürftig und nüchtern und ängſtlich dahinſchleicht, mit ſeinem hellen Geſichte von liebloſer Jugend abgewieſen wird, und nachher bey kümmerlichem Oehllämpchen ſein Gaſelchen ausſeufzt. Intereſſant, in ſolcher Hinſicht, iſt die Vergleichung der Platenſchen Gedichtchen mit dem Petron. Bey dieſem iſt ſchroffe, antike, plaſtiſch-heidniſche Offenheit; Graf Platen hingegen, trotz ſeinem Pochen auf Claſſizität, behandelt ſeinen Gegenſtand vielmehr romantiſch, verſchleyernd, ſehnſüchtig, pfäffiſch, — ich muß hinzuſetzen: heuchleriſch. Denn der Graf vermummt ſich manchmal in fromme Gefühle, er vermeidet die genaueren Geſchlechtsbezeichnungen; nur die Eingeweihten ſollen klar ſehen; gegen den großen

Haufen glaubt er ſich genugſam verſteckt zu haben, wenn er das Wort Freund manchmal ausläßt, und es geht ihm dann wie dem Vogel Strauß, der ſich hinlänglich verborgen glaubt, wenn er den Kopf in den Sand geſteckt, ſo daß nur der Steiß ſichtbar bleibt. Unſer erlauchter Vogel hätte beſſer gethan, wenn er den Steiß in den Sand verſteckt und uns den Kopf gezeigt hätte. In der That, er iſt mehr ein Mann von Steiß als ein Mann von Kopf, der Name Mann überhaupt paßt nicht für ihn, ſeine Liebe hat einen paſſiv pythagoräiſchen Charakter, er iſt in ſeinen Gedichten ein Patikos, er iſt ein Weib, und zwar ein Weib, das ſich an gleich Weibiſchem ergötzt, er iſt gleichſam eine männliche Tribade. Dieſe ängſtlich ſchmiegſame Natur duckt durch alle ſeine Liebesgedichte, er findet immer einen neuen Schönheitsfreund, überall in dieſen Gedichten ſehen wir Polyandrie, und wenn er auch ſentimentaliſirt:

"Du liebſt und ſchweigſt — O hätt' ich auch geſchwiegen,
Und meine Blicke nur an dich verſchwendet!
O hätt' ich nie ein Wort dir zugewendet,
So müßt' ich keinen Kränkungen erliegen!
Doch dieſe Liebe möcht' ich nie beſiegen,
Und weh dem Tag, an dem ſie froſtig endet!
Sie ward aus jenen Räumen uns geſendet,
Wo ſelig Engel ſich an Engel ſchmiegen —„

ſo denken wir doch gleich an die Engel, die zu Loth, dem Sohne Harans, kamen und nur mit Noth und Mühe den zärtlichſten Anſchmiegungen entgingen, wie wir leſen im Pentateuch, wo leider die Gaſelen und Sonette nicht mitgetheilt ſind, die damals vor Loths Thüre gedichtet wurden. Ueberall in den Platenſchen Gedichten ſehen wir den Vogel Strauß, der nur den Kopf verbirgt, den eiteln ohnmächtigen Vogel, der das ſchönſte Gefieder hat und doch nicht fliegen kann, und zänkiſch humpelt über die polemiſche Sandwüſte der Litteratur. Mit ſeinen ſchönen Federn ohne Schwungkraft, mit ſeinen ſchönen Verſen ohne poetiſchen Flug, bildet er den Gegenſatz zu jenem Adler des Geſanges, der minder glänzende Flügel hat, aber ſich damit zur Sonne erhebt — ich muß wieder auf den Refrain zurückkommen: der Graf Platen iſt kein Dichter.

Von einem Dichter verlangt man zwey Dinge; in ſeinen lyriſchen Gedichten müſſen Naturlaute, in ſeinen epiſchen oder dramatiſchen Gedichten müſſen Geſtalten ſeyn. Kann er ſich in dieſer Hinſicht nicht legitimiren, ſo wird ihm der Dichtertitel abgeſprochen, ſelbſt wenn ſeine übrigen Familienpapiere und Adelsdiplome in der größten Ordnung ſind. Daß letzteres bey dem Grafen Platen der Fall ſeyn mag, daran zweifle ich nicht, und ich bin überzeugt, er würde mitleidig heiter lächeln, wenn man ſeinen Grafentitel verdächtig machen wollte; aber wagt es nur, über ſeinen Dichtertitel, mit einer einzigen Xenie, den geringſten Zweifel zu verrathen — gleich wird er ſich ingrimmig niederſetzen und fünfaktige Satyren gegen Euch drucken.

Denn die Menſchen halten um ſo eifriger auf einen Titel, je zweydeutiger und ungewiſſer der Titulus iſt, der ſie dazu berechtigt. Vielleicht aber würde der Graf Platen ein Dichter ſeyn, wenn er in einer anderen Zeit lebte, und wenn er außerdem auch ein anderer wäre, als er jetzt iſt. Der Mangel an Naturlauten in den Gedichten des Grafen rührt vielleicht daher, daß er in einer Zeit lebt, wo er ſeine wahren Gefühle nicht nennen darf, wo dieſelbe Sitte, die ſeiner Liebe immer feindlich entgegenſteht, ihm ſogar verbietet, ſeine Klage darüber unverhüllt auszuſprechen, wo er jede Empfindung ängſtlich verkappen muß, um ſo wenig das Ohr des Publikums, als das eines „ſpröden Schönen„ durch eine einzige Silbe zu erſchrecken. Dieſe Angſt läßt bey ihm keine eignen Naturlaute aufkommen, ſie verdammt ihn, die Gefühle anderer Dichter, gleichſam als untadelhaften, vorgefundenen Stoff, metriſch zu bearbeiten, und nöthigenfalls zur

Vermummung ſeiner eigenen Gefühle zu gebrauchen. Unrecht geſchieht ihm vielleicht, wenn man, ſolche unglückliche Lage verkennend, behauptet hat, daß Graf Platen auch in der Poeſie ſich als Graf zeigen und auf Adel halten wolle, und uns daher nur Gefühle von bekannter Familie, Gefühle die ſchon ihre 64 Ahnen haben, vorführe. Lebte er in der Zeit des römiſchen Pythagoras, ſo würde er vielleicht ſeine eigenen Gefühle freyer hervortreten laſſen und er würde vielleicht für einen Dichter gelten. Es würden dann wenigſtens die Naturlaute in ſeinen lyriſchen Gedichten nicht vermißt werden — doch der Mangel an Geſtalten in ſeinen Dramen würde noch immer bleiben, ſo lange ſich nicht auch ſeine ſinnliche Natur veränderte, und er gleichſam ein Anderer würde. Die Geſtalten, die ich meyne, ſind nemlich jene ſelbſtändigen Geſchöpfe, die aus dem ſchaffenden Dichtergeiſte, wie Pallas Athene aus dem Haupte Kronions, vollendet und gerüſtet hervortreten, lebendige Traumweſen, deren myſtiſche Geburt, mehr als man glaubt, in wunderſam bedingender Beziehung ſteht mit der ſinnlichen Natur des Dichters, ſo daß ſolches geiſtige Gebähren demjenigen verſagt iſt, der ſelbſt nur, als ein unfruchtbares Geſchöpf, ſich gaſelig hingiebt in windiger Weichheit.

Indeſſen, das ſind Privatmeinungen eines Dichters, und ihr Gewicht hängt davon ab, wie weit man an die Competenz deſſelben glauben will. Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß der Graf Platen, gar oft dem Publikum verſichert, daß er erſt ſpäterhin das Bedeutendſte dichten werde, wovon man jetzt noch keine Ahnung habe, ja, daß er Iliaden und Odyſſeen, Claſſizitätstragödien und ſonſtige Unſterblichkeitskoloſſalgedichte erſt dann ſchreiben werde, wenn er ſich nach ſo und ſo viel Luſtren gehörig vorbereitet habe. Du haſt, lieber Leſer, dieſe Ergießungen des Selbſtbewußtſeyns, in mühſam geſellten Verſen vielleicht ſelbſt geleſen, und das Verſprechen ſolcher ſchönen Zukunft war dir vielleicht um ſo erfreulicher, als der Graf zu gleicher Zeit alle Dichter Deutſchlands, außer dem ganz alten Goethe, wie einen Schwarm ſchlechter Sudler geſchildert, die ihm nur im Wege ſtehen, auf der Bahn des Ruhmes, und die ſo unverſchämt ſeyen, jene Lorbeeren und Belohnungen zu pflücken, die nur ihm gebührten.

Was ich in München darüber ſprechen hörte, will ich übergehen; aber, der Chronologie wegen, muß ich anführen, daß zu jener Zeit der König von Bayern die Abſicht ausſprach, irgend einem deutſchen Dichter ein Jahrgehalt zu ertheilen, ohne damit ein Amt zu verbinden, welches ungewöhnliche Beyſpiel für die ganze deutſche Litteratur von ſchöner Folge ſeyn konnte. Man ſagte mir —

Doch ich will mein Thema nicht verlaſſen, ich ſprach von den Prahlereyen des Grafen Platen, der beſtändig rief: ich bin der Poet, der Poet der Poeten! ich werde Iliaden und Odyſſeen dichten u. ſ. w. Ich weiß nicht was das Publikum von ſolchen Prahlereyen hält, aber ganz genau weiß ich, was ein Dichter davon denkt, nemlich ein wahrer Dichter, der die verſchämte Süßigkeit und die geheimen Schauer der Poeſie ſchon empfunden hat, und von der Seligkeit dieſer Empfindungen, wie ein glücklicher Page, der die verborgene Gunſt einer Prinzeſſin genießt, gewiß nicht auf öffentlichem Markte prahlen wird.

Man hat ſchon öfter den Grafen Platen, wegen ſolcher Prahlhanſereyen, weidlich gehänſelt und er wußte immer, wie Fallſtaff, ſich zu entſchuldigen. Bey ſolchen Entſchuldigungen kommt ihm ein Talent zu ſtatten, das außerordentlich in ſeiner Art iſt und das eine beſondere Anerkennung verdient. Der Graf Platen weiß nemlich von jedem Flecken, der in ſeiner eignen Bruſt iſt, auch bey irgend einem großen Manne eine

Spur, und ſey ſie noch ſo klein, zu entdecken, und ſich wegen ſolcher Wahlfleckenverwandſchaft mit ihm zu vergleichen. Z. B. von Shakeſpeares Sonetten weiß er, daß ſie an einen jungen Mann und nicht an ein Weib gerichtet ſind, und ob ſolcher verſtändigen Wahl preiſt er Shakeſpeare, vergleicht ſich mit ihm — und das iſt das einzige was er von ihm zu ſagen hat. Man könnte negativ eine Apologie des Grafen Platen ſchreiben, und behaupten, daß er ſich die und die Verirrung noch nicht zu Schulden kommen laſſen, weil er ſich mit dem oder dem großen Manne, dem ſie nachgeredet worden, noch nicht verglichen habe. Am genialſten aber und bewunderungswürdigſten zeigte er ſich in der Wahl des Mannes, in deſſen Leben er unbeſcheidene Reden entdeckt, und durch deſſen Beyſpiel er ſeine eigene Prahlerey beſchönigen will. Wahrlich, zu einem ſolchen Zwecke ſind die Worte dieſes Mannes noch nie zitirt worden — denn es iſt kein Geringerer als

Jeſus Chriſtus ſelbſt, der uns bisher immer für ein Muſter der Demuth und Beſcheidenheit gegolten. Chriſtus hätte jemals geprahlt? der beſcheidenſte der Menſchen, um ſo beſcheidener als er der göttlichſte war? Ja, was bisher allen Theologen entgangen iſt, das entdeckte der Graf Platen, denn er inſinuirt uns: Chriſtus, als er vor Pilatus geſtanden, ſey ebenfalls nicht beſcheiden geweſen, und habe nicht beſcheiden geantwortet, ſondern als jener ihn frug, biſt du der König der Juden? habe er geſprochen: du ſagſt es. Und ſo ſage auch Er, der Graf Platen: Ich bin es, ich bin der Poet! — Was nie dem Haſſe eines Verächters Chriſti gelungen iſt, das gelang der Exegeſe ſelbſtverliebter Eitelkeit.

Wie wir wiſſen, was wir davon zu halten, wenn Einer ſolchermaßen beſtändig ſchreit: Ich bin der Poet! ſo wiſſen wir auch, was es für eine Bewandtniß hat mit den ganz außerordentlichen Gedichten, die der Graf, wenn er die gehörige Reiſe erlangt, noch dichten will, und die ſeine bisherigen Meiſterſtücke an Bedeutung ſo unerhört übertreffen ſollen. Wir wiſſen ganz genau, daß die ſpäteren Werke des wahren Dichters keineswegs bedeutender ſind als die früheren, eben ſo wenig wie ein Weib, je öfter ſie gebährt, deſto vollkommenere Kinder zur Welt bringt; nein, das erſte Kind iſt ſchon eben ſo gut wie das zweite — nur das Gebähren wird leichter. Die Löwin wirft nicht erſt ein Kaninchen, dann ein Häschen, dann ein Hündchen und endlich einen Löwen. Madame Goethe warf gleich ihren jungen Leu, und dieſer gab uns, im erſten Wurf, ſeinen Löwen von Berlichingen. Eben ſo warf auch Schiller gleich ſeine Räuber, an deren Tatze man ſchon die Löwenart erkannte. Später kam erſt die Politur, die Glätte, die Feile, die natürliche Tochter und die Braut von Meſſina. Nicht ſo begab es ſich mit dem Grafen Platen, der mit der ängſtlichſten Künſteley anfing und von dem der Dichter ſingt:

Du, der du ſprangſt ſo fertig aus dem Nichts,
Geleckten und lackirten Angeſichts,
Gleichſt einer Spielerey, geſchnitzt aus Korke.

Indeſſen, wenn ich meine geheimſten Gedanken ausſprechen ſoll, ſo geſtehe ich, daß ich den Grafen Platen für keinen ſo großen Narrn halte, wie man wegen jener Prahlſucht und beſtändigen Selbſtberäucherung glauben ſollte. Ein Bischen Narrheit, das verſteht ſich, gehört immer zur Poeſie; aber es wäre entſetzlich, wenn die Natur eine ſo beträchtliche Porzion Narrheit, die für hundert große Dichter hinreichen würde, einem einzigen Menſchen aufgebürdet, und von der Poeſie ſelbſt ihm nur eine ſo unbedeutend geringe Doſis gegeben hätte. Ich habe Gründe zu vermuthen, daß der Herr Graf an ſeine eigne Prahlerey nicht glaubt, und daß er, dürftig im Leben wie in der Litteratur, vielmehr für das Bedürfniß des Augenblicks ſein eigner anpreiſender Ruffiano ſeyn mußte, in der Litteratur wie im Leben. Daher in beiden die Erſcheinungen, von denen man ſagen konnte, daß ſie mehr ein pſychologiſches als aeſthetiſches Intereſſe gewährten, daher zu gleicher Zeit die weinerlichſte Seelenerſchlaffung und der erlogene Uebermuth, daher das klägliche Dünnethun mit baldigem Sterben, und das drohende Dickthun mit künftiger Unſterblichkeit, daher der auflodernde Bettelſtolz und die ſchmachtende Unterthänigkeit, daher das beſtändige Klagen "daß ihn Cotta verhungern laſſe„ und wiederum Klagen "daß ihn Cotta verhungern laſſe„ daher die Anfälle von Katholizismus u. ſ. w.

Ob's dem Grafen mit dem Katholizismus Ernſt iſt, daran zweifle ich. Ob er überhaupt katholiſch geworden iſt, wie einige ſeiner Hochgeborenen Freunde, das weiß ich nicht. Daß er es werden wolle, erfuhr ich zuerſt aus öffentlichen Blättern, die ſogar hinzufügten, der Graf

Platen werde Mönch und ginge in's Kloſter. Böſe Zungen meinten, daß ihm das Gelübde der Armuth und die Enthaltung von Weibern nicht ſchwer fallen würde. Wie ſich von ſelbſt verſteht, in München klangen, bey ſolchen Nachrichten, die frommen Glöcklein in den Herzen ſeiner Freunde. Mit Kyrie Eleiſon und Halleluja wurden ſeine Gedichte geprieſen in den Pfaffenblättern; und in der That, die heiligen Männer des Cölibats müßten erfreut ſeyn über jene Gedichte, wodurch die Enthaltung vom weiblichen Geſchlechte befördert wird. Leider haben meine Gedichte eine andere Tendenz, und daß Pfaffen und Knabenſänger nicht davon angeſprochen werden, konnte mich zwar betrüben, aber nicht befremden. Eben ſo wenig befremdete es mich, als ich den Tag vor meiner Abreiſe nach Italien, von meinem Freunde dem Doktor Kolb vernahm, daß der Graf Platen ſehr feindſelig gegen mich geſtimmt ſey, und mir mein Verderben ſchon bereitet habe in einem Luſtſpiele Namens “König Oedipus„ das bereits zu Augsburg, bey einigen Fürſten und Grafen, deren Namen ich vergeſſen habe oder vergeſſen will, angelangt ſey. Auch Andere erzählten mir, daß mich der Graf Platen haſſe und und ſich mir als Feind entgegenſtelle; — und das war mir auf jeden Fall angenehmer, als hätte man mir nachgeſagt: daß mich der Graf Platen als Freund hinter meinem Rücken liebe. Was die heiligen Männer betrifft, deren fromme Wuth ſich zu gleicher Zeit gegen mich kund gab, und nicht bloß meiner anticölibatiſchen Gedichte wegen, ſondern auch wegen der politiſchen Annalen, die ich damals herausgab, ſo konnte ich ebenfalls nur gewinnen, wenn man deutlich ſah, daß ich keiner der Ihrigen ſey. Wenn ich hiermit andeute, daß man nichts Gutes von ihnen ſagt, ſo ſage ich darum noch nichts Böſes von ihnen. Ich bin ſogar der Meinung, daß ſie, nur aus Liebe zum Guten, durch frommen Betrug und gottgefällige

Verläumdung das Wort der Böſen entkräftigen möchten, und daß ſie dieſen, nur für einen ſolchen edlen Zweck, der jedes Mittel heiligt, nicht blos die geiſtigen Lebensquellen, ſondern auch die materiellen zu verſchütten ſuchen. Man hat jene guten Leute, die ſich in München ſogar öffentlich als Congregazion präſentirten, thörigterweiſe mit den Namen Jeſuiten beehrt. Sie ſind wahrlich keine Jeſuiten, ſonſt hätten ſie eingeſehen, daß z. B. ich, einer von den Böſen, ſchlimmſten Falls die litterariſch alchimiſtiſche Kunſt verſtehe, aus meinen Feinden ſelbſt Dukaten zu ſchlagen, dergeſtalt daß ich dabey die Dukaten bekomme und meine Feinde die Schläge; — ſie hätten eingeſehen, daß ſolche Schläge nichts von ihrem Gehalte verlieren, wenn man auch den Namen des Schlagenden avilirt, wie der arme Sünder den Staupbeſen nicht minder ſtark fühlt, obgleich der Scharfrichter, der ihn ertheilt, für unehrlich erklärt wird; — und, was die Hauptſache iſt, ſie hätten eingeſehen, daß etwas Vorliebe für den antiariſtokratiſchen Voß und einige argloſe Muttergotteswitze, weßhalb ſie mich zuerſt mit Koth und Dummheit angriffen, nicht aus proteſtantiſchem Eifer hervorgegangen. Wahrlich, ſie ſind keine Jeſuiten, ſondern nur Miſchlinge von Koth und Dummheit, die ich, eben ſo wenig wie eine Miſtkarre und den Ochſen der ſie zieht, zu haſſen vermag, und die mit allen ihren Anſtrengungen nur das Gegentheil ihrer Abſicht erreichen, und mich nur dahin bringen könnten: daß ich ihnen zeige wie ſehr ich Proteſtant bin, daß ich mein gutes proteſtantiſches Recht, in ſeiner weiteſten Ermächtigung ausübe, und die gute proteſtantiſche Streitart mit Herzensluſt handhabe. Sie könnten dann immerhin, um den Plebs zu gewinnen, die alten Weiberlegenden von meiner Ungläubigkeit durch ihren Leibpoeten in Verſe bringen laſſen — an den wohlbekannten Schlägen ſollten ſie ſchon den

Glaubensgenoſſen eines Luthers, Leſſings und Voß erkennen. Freylich, ich würde nicht mit dem Ernſte dieſer Heroen die alte Axt ſchwingen — denn der Anblick der Gegner bringt mich leicht zum Lachen, und ich bin ein Bischen Eulenſpiegeliger Natur und liebe eine Beymiſchung von Spaß — aber ich würde jenen Miſtochſen nicht minder ſtark vor den Kopf ſchlagen, wenn ich auch vorher mit lachenden Blumen meine Axt umkränzte.

Doch ich will mein Thema nicht zu weit verlaſſen. Ich glaube, es war um jene Zeit, daß der König von Bayern, in ſchon erwähnter Abſicht, dem Grafen Platen ein Jahrgehalt von ſechshundert Gulden gab, und zwar nicht aus der Staatskaſſe, ſondern aus der königlichen Privatkaſſe, wie es ſich der Graf als beſondere Gnade gewünſcht hatte. Letzteren Umſtand, der die Caſte charakteriſirt, ſo geringfügig er auch erſcheint, erwähne ich nur als Notiz für den Naturforſcher, der vielleicht Beobachtungen über den Adel macht. In der Wiſſenſchaft iſt alles wichtig. Wer mir vorwerfen möchte, daß ich den Grafen Platen zu wichtig nehme, der gehe nach Paris und ſehe, wie ſorgfältig der feine, zierliche Cuvier, in ſeinen Vorleſungen, das unreinſte Inſekt, mit dem genaueſten Detail ſchildert. Es iſt mir deßhalb auch ſogar Leid, daß ich das Datum jener 600 Gulden nicht genauer conſtatiren kann; ſo viel weiß ich aber, daß der Graf Platen den König Oedipus früher verfertigt hatte, und daß dieſer nicht ſo biſſig geworden wäre, wenn der Verfaſſer mehr zu beißen gehabt hätte.

In Norddeutſchland, wohin mich plötzlich der Tod meines Vaters zurückrief, erhielt ich endlich das ungeheure Geſchöpf, das dem großen Ey, worüber unſer ſchöngefiederter Vogel Strauß ſo lange gebrütet, endlich entkrochen war, und das die Nachteulen der Congregazion mit frommem Gekrächze und die adeligen Pfauen mit freudigem Radſchlagen ſchon lange im voraus begrüßt hatten. Es ſollte nichts Minderes als ein verderblicher Baſilisk ſeyn. Kennſt du, lieber Leſer, die Sage von dem Baſilisk? Das Volk erzählt: wenn ein männlicher Vogel, wie ein Weib, ein Ey gelegt, ſo entſtände daraus ein giftiges Geſchöpf, deſſen Hauch die Luft verpeſte, und das man nur dadurch tödten könne, daß man ihm einen Spiegel vorhalte, indem es alsdann über den Anblick ſeiner eigenen Scheußlichkeit vor Schrecken ſterbe.

Heilige Schmerzen, die ich nicht entweihen wollte, erlaubten es mir erſt zwey Monat ſpäter, als ich auf der Inſel Helgoland badete, den König Oedipus zu leſen, und dort, großgeſtimmt von dem beſtändigen Anblick des großen, kühnen Meers, mußte mir die kleinliche Geſinnung und die Altflickerey des hochgeborenen Verfaſſers recht anſchaulich werden. Jenes Meiſterwerk zeigte mir ihn endlich ganz wie er iſt, mit all ſeiner blühenden Welkheit, ſeinem Ueberfluß an Geiſtesmangel, ſeiner Einbildung ohne Einbildungskraft, ganz wie er er iſt, forcirt ohne Force, pikirt ohne pikant zu ſeyn, eine trockne Waſſerſeele, ein triſter Freudenjunge. Dieſer Trouöadour des Jammers, geſchwächt an Leib und Seele, verſuchte es, den gewaltigſten, phantaſiereichſten und witzigſten Dichter der jugendlichen Griechenwelt nachzuahmen! Nichts iſt wahrlich widerwärtiger als dieſe krampfhafte Ohnmacht, die ſich wie Kühnheit aufblaſen möchte, dieſe mühſam zuſammengetragenen Invektiven, denen der Schimmel des verjährten Grolls anklebt, und dieſer ſilbenſtecheriſch ängſtlich nachgeahmte Geiſtestaumel. Wie ſich von ſelbſt verſteht, zeigt ſich in des Grafen Werk keine Spur von einer tiefen Weltvernichtungsidee, die jedem ariſtophaniſchen Luſtſpiele zum Grunde liegt, und die darin, wie ein phantaſtiſch ironiſcher Zauberbaum, emporſchießt mit blühendem Gedankenſchmuck, ſingenden Nachtigallneſtern und kletternden Affen. Eine ſolche Idee, mit dem Todesjubel und dem Zerſtörungsfeuerwerk, das dazu gehört, durften wir freilich von dem armen Grafen nicht erwarten. Der Mittelpunkt, die erſte und letzte Idee, Grund und Zweck ſeines ſogenannten Luſtſpiels, beſteht, wie bey der verhängnißvollen Gabel, wieder in geringfügig litterariſchen Händeln, der arme Graf konnte nur einige Aeußerlichkeiten des Ariſtophanes nachahmen, nemlich die feinen Verſe und die groben Worte. Ich ſage grobe Worte, weil ich keinen gröbern Ausdruck brauchen will. Wie ein keifendes Weib, gießt er ganze Blumen-Töpfe von Schimpfreden auf die Häupter der deutſchen Dichter. Ich will dem Grafen herzlich gern ſeinen Groll verzeihen, aber er hätte doch einige Rückſichten beobachten müſſen. Er hätte wenigſtens das Geſchlecht in uns ehren ſollen, da wir keine Weiber ſind, ſondern Männer, und folglich zu einem Geſchlechte gehören, das nach ſeiner

Meinung das ſchöne Geſchlecht iſt, und das er ſo ſehr liebt. Es bleibt dieſes immer ein Mangel an Delicateſſe, mancher Jüngling wird deshalb an ſeinen Huldigungen zweifeln, da jeder fühlt, daß der Wahrhaftliebende auch das ganze Geſchlecht verehrt. Der Sänger Frauenlob war gewiß nie grob gegen irgend ein Weib, und ein Platen ſollte daher mehr Achtung zeigen gegen Männer. Aber der Undelikate! ohne Scheu erzählt er dem Publikum: Wir Dichter in Norddeutſchland hätten alle die ‟Krätze, wofür wir leider eine Salbe brauchten, die als mephitiſch er vor vielen ſchätze.„ Der Reim iſt gut. Am unzarteſten iſt er gegen Immermann. Schon im Anfang ſeines Gedichts, läßt er dieſen hinter einer ſpaniſchen Wand Dinge thun, die ich nicht nennen darf, und die dennoch nicht zu widerlegen ſind. Ich halte es ſogar für wahrſcheinlich, daß Immermann ſchon ſolche Dinge gethan hat. Es iſt aber charakteriſtiſch, daß die Phantaſie des Graſen Platen ſogar ſeine Feinde a posteriori zu belauſchen weiß. Er ſchonte nicht einmal Houwald, dieſe gute Seele, ſanft wie ein Mädchen — ach vielleicht eben dieſer holden Weiblichkeit wegen, haßt ihn ein Platen. Müllner, den er, wie er ſagt, ſchon längſt "durch wirklichen Witz urkräftig erlegt," dieſer Todte wird wieder aus dem Grabe geſcharrt. Kind und Kindeskind bleiben nicht unangetaſtet. Raupach iſt ein Jude,

"Das Jüdchen Raupel —
Das jetzt als Raupach trägt ſo hoch die Naſe,"

"ſchmiert Tragödien im Katzenjammer." Noch weit ſchlimmer ergeht es dem "getauften Heine." Ja, ja, du irrſt dich nicht, lieber Leſer, das bin Ich, den er meint, und im König Oedipus kannſt du leſen, wie ich ein wahrer Jude bin, wie ich, wenn ich einige Stunden Liebeslieder geſchrieben; gleich darauf mich niederſetze und Dukaten beſchneide, wie ich am Sabbath mit langbärtigen Mauſcheln zuſammenhocke und den Talmud ſinge, wie ich in der Oſternacht einen unmündigen Chriſten ſchlachte und aus Malize immer einen unglücklichen Schriftſteller dazu wähle — Nein, lieber Leſer, ich will dich nicht belügen, ſolche gute ausgemalte Bilder ſtehen nicht im König Oedipus, und daß ſie nicht darin ſtehen, das nur iſt der Fehler, den ich tadele. Der Graf Platen hat zuweilen die beſten Motive und weiß ſie nicht zu benutzen. Hätte er nur ein bischen mehr Phantaſie, ſo würde er mich wenigſtens als geheimen Pfänderverleiher geſchildert haben; welche komiſche Scenen hätten ſich dargeboten! Es thut mir in der Seele weh, wenn ich ſehe, wie ſich der arme Graf jede Gelegenheit zu guten Witzen vorbeygehen laſſen! Wie koſtbar hätte er Raupach benutzen können als Tragödien-Rothſchild, bey dem die königlichen Bühnen ihre Anleihen machen! Den Oedipus ſelbſt, die Hauptperſon ſeines Luſtſpiels, hätte er, durch einige Modifikationen in der Fabel des Stückes, ebenfalls beſſer benutzen können. Statt daß er ihn den Vater Lajus tödten, und die Mutter Jokaſte heyrathen ließ, hätte er es im Gegentheil ſo einrichten ſollen, daß Oedipus ſeine Mutter tödtet und ſeinen Vater heyrathet. Das dramatiſche pDraſtiſche in einem ſolchen Gedichte hätte einem Platen meiſterhaft gelingen müſſen, ſeine eigene Gefühlsrichtung wäre ihm dabey zu Statten gekommen, er hätte manchmal, wie eine Nachtigall, nur die Regungen der eignen Bruſt zu beſingen gebraucht, er hätte ein Stück geliefert, das wenn der gaſelige Iffland noch lebte, gewiß in Berlin gleich einſtudirt worden wäre, und das man auch jetzt auf Privatbühnen geben würde. Ich kann mir nichts Vollendeteres denken als den Schauſpieler Wurm in der Rolle eines ſolchen Oedipus. Er würde ſich ſelbſt übertreffen. Dann finde ich es auch nicht politiſch vom Grafen, daß er in ſeinem Luſtſpiele verſichert, er habe ″wirklichen Witz.„ Oder arbeitet er vielleicht auf den Ueberraſchungs-Effect, auf den Theatercoup, daß dadurch das Publikum beſtändig Witz erwarten, und dieſer am Ende doch nicht erſcheinen ſoll? Oder will er vielmehr das Publikum aufmuntern, den Wirkl. Geh. Witz im Stücke zu ſuchen, und das Ganze wäre nur ein Blindekuhſpiel, wo der Platenſche Witz ſo ſchlau iſt, ſich nie ertappen zu laſſen? Deshalb vielleicht iſt auch das Publikum, das ſonſt bey Luſtſpielen zu lachen pflegt, bey der Lektüre des Platenſchen Stücks ſo verdrießlich, es kann den verſteckten Witz nicht finden, vergebens piept der verſteckte Witz, und piept immer lauter: hier bin ich! hier bin ich wirklich! — vergebens, das Publikum iſt dumm und macht ein ernſthaftes Geſicht. Ich aber, der ich weiß wo der Witz ſteckt, habe herzlich gelacht, als ich von dem "gräflichen, herrſchſüchtigen Dichter„ las, der ſich in einen ariſtokratiſchen Nimbus hüllt, der von ſich rühmt, „daß jeder Hauch, der zwiſchen ſeine

Bühne komme, eine Zermalmung ſey„ und der zu allen deutſchen Dichtern ſagt:

″Ja, gleichwie Nero, wünſcht' ich euch nur Ein Gehirn,
Durch einen einzigen Witzeshieb zu ſpalten es—„

Der Vers iſt ſchlecht. Der verſteckte Witz aber beſteht darin: daß der Graf eigentlich wünſcht, wir wären alle lauter Neronen und er, im Gegentheil, unſer einziger lieber Freund Pythagoras.

Vielleicht würde ich zum Beſten des Grafen noch manchen anderen verſteckten Witz hervorloben, doch da er mir in ſeinem König Oedipus das Liebſte angegriffen — denn was könnte mir lieber ſeyn als mein Chriſtenthum? — ſo iſt es mir nicht zu verdenken, wenn ich, menſchlich geſinnt, den Oedipus, dieſe ″große That in Worten„ minder ernſtlich als die früheren Thätigkeiten würdige.

Indeſſen, das wahre Verdienſt hat immer ſeinen Lohn gefunden, und dem Verfaſſer des

Oedipus wird der ſeinige nicht entgehen, obgleich er ſich auch hier, wie immer, nur dem Einfluß ſeiner adeligen und geiſtlichen Hinterſaſſen hingab. Ja, es geht eine uralte Sage unter den Völkern des Orients und Occidents, daß jede gute oder böſe That ihre nächſten Folgen hab für den Thäter. Und kommen wird der Tag, wo ſie kommen — mach' dich darauf gefaßt, lieber Leſer, daß ich jetzt etwas in Pathos gerathe und ſchauerlich werde — kommen wird der Tag, wo ſie dem Tartaros entſteigen die furchtbaren Töchter der Themis, "die Eumeniden.„ Bey'm Styx! — bey dieſem Fluſſe ſchwören wir Götter niemals falſch — kommen wird der Tag, wo ſie erſcheinen, die dunkeln, urgerechten Schweſtern, ſie werden erſcheinen mit ſchlangengelockten, rotherzürnten Geſichtern, mit denſelben Schlangengeißeln, womit ſie einſt den Oreſtes gegeißelt, den unnatürlichen Sünder, der die Mutter gemordet, die tyndaridiſche Clytämneſtra.

Vielleicht hört der Graf ſchon jetzt die Schlangen ziſchen — Ich bitte dich, lieber Leſer, denk' dir jetzt die Wolfsſchlucht und Samielmuſik — Vielleicht erfaßt den Grafen ſchon jetzt das geheime Sündergrauen, der Himmel verdüſtert ſich, Nachtgevögel kreiſcht, ferne Donner rollen, es blitzt, es riecht nach Colophonium, Wehe! Wehe! die erlauchten Ahnen ſteigen aus den Gräbern, ſie rufen noch drey bis vier mal Wehe! Wehe! über den kläglichen Enkel, ſie beſchwören ihn ihre alten Eiſenhoſen anzuziehen, um ſich zu ſchützen vor den entſetzlichen Ruthen — denn die Eumeniden werden ihn damit zerfetzen, die Geißelſchlangen werden ſich ironiſch an ihm vergnügen, und wie der buhleriſche König Rodrigo, als man ihn in den Schlangenthurm geſperrt, wird auch der arme Graf am Ende wimmern und winſeln:

Ach! ſie freſſen, ach! ſie freſſer,
Womit meiſtens ich geſündigt.

Entſetze dich nicht, lieber Leſer, es iſt ja alles nur Scherz. Dieſe furchtbaren Eumeniden ſind nichts als ein heiteres Luſtſpiel, das ich, nach einigen Luſtren, unter dieſem Titel ſchreiben werde, und die tragiſchen Verſe, die dich eben erſchreckt, ſtehen in dem allerluſtigſten Buche von der Welt, im Don Quixote von la Mancha, wo eine alte, anſtändige Hofdame ſie in Gegenwart des ganzen Hofes rezitirt. Ich ſehe, du lächelſt wieder. Laß uns heiter und lachend von einander Abſchied nehmen. Wenn dieſes letzte Capitel etwas langweilig war, ſo lag's nur an dem Gegenſtande; auch ſchrieb ich es mehr zum Nutzen als zur Luſt, und wenn es mir gelungen iſt, einen neuen Narrn auch für die Litteratur brauchbar gemacht zu haben, wird mir das Vaterland Dank ſchuldig ſeyn. Ich habe das Feld urbar gemacht, worauf geiſtreichere Schriftſteller ſäen und ernden werden. Das beſcheidene Bewußtſeyn dieſes Verdienſtes iſt mein ſchönſter Lohn. Für etwaige

Könige, die mir dafür noch extra eine Tabatiere ſchicken wollen, bemerke ich, daß die Buchhandlung "Hoffmann und Campe in Hamburg„ Ordre hat, dergleichen für mich in Empfang zu nehmen.

Geſchrieben im Spätherbſt
des Jahres 1829.

Gedruckt bei Conrad Müller Wwe.

Nachträge

zu

Heine's Reiſebildern.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatiſcher Spiele von A. von Kotzebue, fortgeſ. von Carl Lebrün, für das J. 1827, 1828, 1829, 1830 und 1831. à 1 Rthlr. 16 Gr.

Börne, L., geſammelte Schriften. 8. 8 Theile 5 Rthlr.

Heine, H., Buch der Lieder, 8. 1 Thlr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reiſebilder. 3 Theile. 8. 5 Rthlr. 8 Gr. Velinpp. 6 Rthlr.

Immermann, C., das Trauerſp. in Tyrol. Dramat. Gedicht 8. 20 Gr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 6 Gr.

— — die Verkleidungen. Luſtſp. 8. 20 Gr.

— — Kaiſer Friedrich II. Trauerſp. 8. 1 Rthlr.

— — der in der Metrik herumtaumelnde Cavalier. 8. 4 Gr.

Ironie des Lebens in zwangloſen Heften von zwangloſen Leuten. Erſter Theil. 1 Rthlr. 16 Gr.

Ismar. F., Don Pedro. Trauerſp. 8. 1 Rthlr.

Maltitz, Freihr. G. A. v., der alte Student. Schauſpiel. 8. 12 Gr.

Puſtkuchen, D. F., Maria, oder die Frömmigkeit des Weibes. 8. 1 Rthlr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 8 Gr.

Raupach, D. E., Laßt die Todten ruhen! Luſtſp. 8. 20 Gr. Velinpp. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Kritik und Antikritik. Luſtſp. 8. 1 Rthlr.

— — die Bekehrten. Luſtſpiel. 8. 20 Gr. Auf fein Velinpp. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Rafaele. Trauerſp. 8. 1 Rthlr.

Zimmermann, Prof. F. G., neue dramaturgiſche Blätter. 2 Theile. gr. 8. 4 Rthlr.

Nachträge

zu den

Reiſebildern

von

H. Heine.

Hamburg, 1831.
Bey Hoffmann und Campe.

Kgl.Univ.Bibl.
Berlin.

Dr. [illegible]

Vorwort.

„Die Stadt Lukka,“ die ſich unmittelbar den „Bädern von Lukka“ anſchließt, und auch gleichzeitig geſchrieben worden, gebe ich hier keineswegs als ein Einzelbild, ſondern als den Abſchluß einer Lebensperiode, der zugleich mit dem Abſchluß einer Weltperiode zuſammentrifft. Die Engliſchen Fragmente, die ich hinzufüge, ſind zum Theil vor zwey Jahren für die „allgemeinen politiſchen Annalen,“ die ich damals mit Lindner herausgab, nach Zeitbedürfniſſen geſchrieben worden, und ihre Nützlichkeit beachtend, habe ich ſie jetzt den Reiſebildern, als Ergänzung einverleibt. Für den Beſitzer der erſten Auflage bildet daher dieſes Buch vielleicht einen willkommenen Nachtrag.

Daß ich die Correktur des Drucks nicht ſelbſt beſorge und alle Mißgeſchicklichkeiten, die dadurch entſtehen könnten, nicht vertreten möchte, bemerke ich zu beſonderer Erwägung.

Ich wünſche, daß der geneigte Leſer den Zweck der Mittheilung bey den Engliſchen Fragmenten nicht verkennen möge. Vielleicht liefere ich, in zeitgemäßer Folge, noch einige Kunden dieſer Art. Unſere Literatur iſt nicht allzureichlich damit verſehen. Obgleich England von deutſchen Novellendichtern oft geſchildert wird, ſo iſt doch Willibald Alexis der einzige, der die dortigen Lokalitäten und Coſtume mit treuen Farben und Umriſſen zu geben wußte. Ich glaube er iſt nicht einmal im Lande ſelbſt geweſen, und er kennt deſſen Phyſionomie nur durch jene wunderſame Intuizion, die einem Pagen die Anſchauung der Wirklichkeit entbehrlich macht. So ſchrieb ich ſelbſt vor elf Jahren den „William Ratcliff," worauf ich hier um ſo mehr zurückweiſen möchte, da nicht bloß eine treue Schilderung Englands, ſondern auch die Keime meiner ſpätern Betrachtungen über dieſes Land, das ich damals noch nie geſehen, darinn enthalten ſind. Das Stück findet ſich in den

„Tragödien, nebſt einem lyriſchen Intermezzo, von H. Heine. Berlin 1823, bey F. Dümmler."

Was Reiſebeſchreibung betrifft, ſo giebt es außer Archenholz und Göde, gewiß kein Buch über England, das uns die dortigen Zuſtände beſſer veranſchaulichen könnte, als die, dieſes Jahr, bey Franckh in München erſchienenen

„Briefe eines Verſtorbenen. Ein fragmentariſches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geſchrieben in den Jahren 1828 und 1829."

Es iſt dieſes noch in mancher anderen Hinſicht ein vortreffliches Buch, und verdient in vollem Maße das Lob, das ihm Göthe und Varnhagen v. Enſe, in den berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Critik, geſpendet haben. —

Hamburg, den 15. November 1830.

Heinrich Heine.

(Italien.)

III.

Die Stadt Lukka.

Lachen muß ich immer über die Engländer, die dieſen ihren zweiten Dichter (denn nach Shakeſpear gebührt Byron die Palme) ſo jämmerlich ſpießbürgerlich beurtheilen, weil er ihre Pedanterie verſpottete, ſich ihren Krähwinkelſitten nicht fügen, ihren kalten Glauben nicht theilen wollte, ihre Nüchternheit ihm ekelhaft war, und er ſich über ihren Hochmuth und ihre Heucheley beklagte. Viele machen ſchon ein Kreuz, wenn ſie nur von ihm ſprechen, und ſelbſt die Frauen, obgleich ihre Wangen von Enthuſiasmus glühen, wenn ſie ihn leſen, nehmen öffentlich heftig Partey gegen den heimlichen Liebling —

Briefe eines Verſtorbenen. Ein fragmentariſches
Tagebuch aus England. München 1830.

Capitel I.

Die umgebende Natur wirkt auf den Menſchen — warum nicht auch der Menſch auf die Natur, die ihn umgiebt? In Italien iſt ſie leidenſchaftlich wie das Volk, das dort lebt; bei uns in Deutſchland iſt ſie ernſter, ſinniger und geduldiger. Hatte einſt wie die Menſchen auch die Natur mehr inneres Leben? Die Gemüthskraft eines Orpheus, ſagt man, konnte Bäume und Steine nach begeiſterten Rythmen bewegen. Könnte noch jetzt dergleichen geſchehen? Menſchen und Natur ſind pflegmatiſch geworden und gähnen ſich einander an. Ein königl. Preuß. Poet wird nimmermehr, mit den Klängen ſeiner Leyer, den Templower Berg oder die Berliner Linden zum Tanzen bringen können.

Auch die Natur hat ihre Geſchichte und das iſt eine andere Naturgeſchichte als wie die, welche in Schulen gelehrt wird. Irgend eine von jenen grauen Eydechſen, die ſchon ſeit Jahrtauſenden in den Felſenſpalten des Apennins leben, ſollte man als ganz außerordentliche Profeſſorinn bey einer unſerer Univerſitäten anſtellen, und man würde ganz außerordentliche Dinge zu hören bekommen. Aber der Stolz einiger Herren von der juriſtiſchen Fakultät würde ſich gegen eine ſolche Anſtellung auflehnen. Hegt doch einer von ihnen ſchon jetzt eine geheime Eiferſucht gegen den armen Fido Savant, fürchtend daß dieſer ihn einſt im gelehrten Apportiren erſetzen könnte.

Die Eydechſen mit ihren klugen Schwänzchen und ſpitzfündigen Aeuglein, haben mir wunderbare Dinge erzählt, wenn ich einſam zwiſchen den Felſen der Apenninen umherkletterte. Wahrlich, es giebt Dinge zwiſchen Himmel und Erde, die nicht bloß unſere Philoſophen, ſondern ſogar die gewöhnlichſten Dummköpfe nicht begreifen.

Die Eydechſen haben mir erzählt, es gehe eine Sage unter den Steinen, daß Gott einſt Stein werden wolle, um ſie aus ihrer Starrheit zu erlöſen. Eine alte Eydechſe meinte aber, dieſe Steinwerdung würde nur dann ſtatt finden, wenn Gott bereits in alle Thier- und Pflanzenarten ſich verwandelt und ſie erlöſt habe.

Nur wenige Steine haben Gefühl, und nur im Mondſchein athmen ſie. Aber dieſe wenige Steine, die ihren Zuſtand fühlen, ſind ſchrecklich elend. Die Bäume ſind viel beſſer daran, ſie können weinen. Die Thiere aber ſind am meiſten begünſtigt, denn ſie können ſprechen, jedes nach ſeiner Art und die Menſchen am beſten. Einſt, wenn die ganze Welt erlöſt iſt, werden alle anderen Erſchaffniſſe ebenfalls ſprechen können, wie in jenen uralten Zeiten, wovon die Dichter ſingen.

Die Eydechſen ſind ein ironiſches Geſchlecht, und bethören gern die anderen Thiere. Aber ſie waren gegen mich ſo demüthig, ſie ſeufzten ſo ehrlich, ſie erzählten mir Geſchichten von Atlantis, die ich nächſtens aufſchreiben will, zu Nutz und Frommen der Welt. Es ward mir ſo innig zu Muthe bey den kleinen Weſen, die gleichſam die geheimen Annalen der Natur aufbewahren. Sind es etwa verzauberte Prieſterfamilien, gleich denen des alten Egyptens, die ebenfalls naturbelauſchend in labyrinthiſchen Felſengrotten wohnten? Auf ihren Köpfchen, Leibchen und Schwänzchen blühen ſo wunderbare Zeichenbilder, wie auf egyptiſchen Hieroglyphenmützen und Hierophantenröcken.

Meine kleinen Freunde haben mich auch eine Zeichenſprache gelehrt, vermittelſt welcher ich mit der ſtummen Natur zu ſprechen vermag. Dieſes erleichtert mir oft die Seele, beſonders gegen Abend, wenn die Berge in ſchaurig ſüßen Schatten gehüllt ſtehen, und die Waſſerfälle rauſchen, und alle Pflanzen duften, und haſtige Blitze hin und her zucken. —

O Natur! du ſtumme Jungfrau! wohl verſtehe ich dein Wetterleuchten, den vergeblichen Redeverſuch, der über dein ſchönes Antlitz dahinzuckt, und du dauerſt mich ſo tief, daß ich weine. Aber alsdann verſtehſt du auch mich, und du heiterſt dich auf, und lachſt mich an aus goldnen Augen. Schöne Jungfrau, ich verſtehe deine Sterne und du verſtehſt meine Thränen!

Capitel II.

Nichts in der Welt will rückwärts gehen, ſagte mir ein alter Eydechs, Alles ſtrebt vorwärts, und am Ende wird ein großes Naturavanzement ſtattfinden. Die Steine werden Pflanzen, die Pflanzen werden Thiere, die Thiere werden Menſchen und die Menſchen werden Götter werden.

Aber, rief ich, was ſoll denn aus dieſen guten Leuten aus den armen alten Göttern werden?

Das wird ſich finden, lieber Freund, antwortete jener; wahrſcheinlich danken ſie ab, oder werden auf irgend eine ehrende Art in den Ruheſtand verſetzt.

Ich habe von meinem hieroglyphenhäutigen Naturphiloſophen noch manches andre Geheimniß erfahren; aber ich gab mein Ehrenwort, nichts zu enthüllen. Ich weiß jetzt mehr als Schelling und Hegel.

Was halten Sie von dieſen beiden? frug mich der alte Eydechs mit einem höhniſchen Lächeln, als ich mal dieſe Namen gegen ihn erwähnte.

Wenn man bedenkt, antwortete ich, daß ſie bloß Menſchen und keine Eydechſen ſind, ſo muß man über das Wiſſen dieſer Leute ſehr erſtaunen. Im Grunde lehren ſie eine und dieſelbe Lehre, die Ihnen wohlbekannte Identitätsphiloſophie, nur in der Darſtellungsart unterſcheiden ſie ſich. Wenn Hegel die Grundſätze ſeiner Philoſophie aufſtellt, ſo glaubt man jene hübſchen Figuren zu ſehen, die ein geſchickter Schulmeiſter, durch eine künſtliche Zuſammenſtellung von allerley Zahlen, zu bilden weiß, dergeſtalt, daß ein gewöhnlicher Beſchauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder abſolute Soldätchen ſieht, das aus jenen Zahlen formirt iſt, während ein denkender Schulknabe in der Figur ſelbſt vielmehr die Auflöſung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann. Die Darſtellungen Schellings gleichen mehr jenen indiſchen Thierbildern, die aus allerley anderen Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen lebendigen Ingredienzen, durch abentheuerliche Verſchlingungen, zuſammengeſetzt ſind. Dieſe Darſtellungsart iſt viel anmuthiger, heiterer, pulſirend wärmer, alles darinn lebt, ſtatt daß die abſtrakt hegelſchen Chiffern uns ſo grau, ſo kalt und todt anſtarren.

Gut, gut, erwiederte der alte Eydechſerich, ich merke ſchon was Sie meinen; aber ſagen Sie mir, haben dieſe Philoſophen viele Zuhörer?

Ich ſchilderte ihm nun, wie in der gelehrten Caravanſerai zu Berlin die Kameele ſich ſammeln um den Brunnen hegelſcher Weißheit, davor niederknien, ſich die koſtbaren Schläuche aufladen laſſen, und damit weiter ziehen durch die Märkſche Sandwüſte. Ich ſchilderte ihm ferner, wie die neuen Athener um den Springquell des ſchellingſchen Geiſtestranks ſich drängen, als wär es das beſte Bier, Breyhahn des Lebens, Geſöffe der Unſterblichkeit. —

Den kleinen Naturphiloſophen überlief der gelbe Neid, als er hörte, daß ſeine Collegen ſich ſo großen Zuſpruchs erfreuen, und ärgerlich frug er: welchen von beiden halten Sie für den größten? Das kann ich nicht entſcheiden, gab ich zur Antwort, eben ſo wenig wie ich entſcheiden könnte, ob die Schechner größer ſey als die Sonntag, und ich denke —

Denke! rief der Eydechs mit einem ſcharfen, vornehmen Tone der tiefſten Geringſchätzung, denken! wer von Euch denkt? Mein weiſer Herr, ſchon an die dreytauſend Jahre mache ich Unterſuchungen über die geiſtigen Funkzionen der Thiere, ich habe beſonders Menſchen, Affen und

Schlangen zum Gegenſtand meines Studiums gemacht, ich habe ſo viel Fleiß auf dieſe ſeltſamen Geſchöpfe verwendet, wie Lyonnet auf ſeine Weidenraupen, und als Reſultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomiſchen Vergleichungen, kann ich Ihnen beſtimmt verſichern: kein Menſch denkt, es fällt nur dann und wann den Menſchen etwas ein, ſolche ganz unverſchuldete Einfälle nennen ſie Gedanken, und das Aneinanderreihen derſelben nennen ſie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es wiederſagen: kein Menſch denkt, kein Philoſoph denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philoſophie betrifft, ſo iſt ſie eitel Luft und Waſſer, wie die Wolken des Himmels; ich habe ſchon unzählige ſolcher Wolken, ſtolz und ſicher, über mich hin ziehen ſehen, und die nächſte Morgenſonne hat ſie aufgelöſt in ihr urſprüngliches Nichts; — es giebt nur eine einzige wahre Philoſophie, und dieſe ſteht, in ewigen Hieroglyphen, auf meinem eigenen Schwanze.

Bei dieſen Worten, die mit einem dedaignanten Pathos geſprochen wurden, drehte mir der alte Eydechs den Rücken, und indem er langſam fortſchwänzelte, ſah ich darauf die wunderlichſten Charaktere, die ſich in bunter Bedeutſamkeit bis über den ganzen Schwanz hinabzogen.

Capitel III.

Auf dem Wege zwiſchen den Bädern von Lukka und der Stadt dieſes Namens, unweit von dem großen Kaſtanienbaume, deſſen wildgrüne Zweige den Bach überſchatten, und in Gegenwart eines alten, weißbärtigen Ziegenbocks, der dort einſiedleriſch weidete, wurde das Geſpräch geführt, das ich im vorigen Capitel mitgetheilt habe. Ich ging nach der Stadt Lukka, um Franſcheska und Mathilde zu ſuchen, die ich unſerer Verabredung gemäß, ſchon vor acht Tagen dort treffen ſollte. Ich war aber, zur beſtimmten Zeit, vergebens hingereiſt, und ich hatte mich jetzt zum zweitenmahle auf den Weg gemacht. Ich ging zu Fuße, längs den ſchönen Bergen und Baumgruppen, wo die goldnen Orangen, wie Sterne des Tages, aus dem dunklen Grün hervorleuchteten, und Guirlanden von Weinreben, in feſtlichen Windungen, ſich meilenweit hinzogen. Das ganze Land iſt dort ſo gartenhaft und geſchmückt, wie bei uns die ländlichen Scenen, die auf dem Theater dargeſtellt werden; auch die Landleute ſelbſt gleichen jenen bunten Geſtalten, die uns dann als ſingende, lächelnde und tanzende Staffage ergötzen. Nirgends Philiſtergeſichter. Und gibt es hier auch Philiſter, ſo ſind es doch italieniſche Orangenphiliſter und keine plump deutſchen Kartoffelphiliſter. Pitoresk und idealiſch wie das Land ſind auch die Leute, und dabey trägt jeder Mann einen ſo individuellen Ausdruck im Geſicht, und weiß in Stellung, Faltenwurf des Mantels, und nöthigenfalls in Handhabung des Meſſers, ſeine Perſönlichkeit geltend zu machen. Dagegen bey uns zu Lande lauter Menſchen mit allgemeinen, gleichförmlichen

Phiſionomien; wenn ihrer zwölf beyſammen ſind bilden ſie ein Dutzend, und wenn einer ſie dann angreift rufen ſie die Polizey.

Auffallend war mir, im Lukkeſiſchen, wie im größten Theile Toskanas, tragen die Frauenzimmer große ſchwarze Filzhüte mit herabwallend ſchwarzen Straußfedern; ſogar die Strohflechterinnen tragen dergleichen ſchwere Hauptbedeckung. Die Männer hingegen tragen meiſtens einen leichten Strohhut, und junge Burſchen erhalten ſolchen zum Geſchenk von einem Mädchen, das ihn ſelbſt verfertigt, ihre Liebesgedanken und vielleicht auch manchen Seufzer hineingeflochten. So ſaß einſt Franſcheska unter den Mädchen und Blumen des Arnothals, und flocht einen Hut, für ihren caro Cecco, und küßte jeden Strohhalm, den ſie dazu nahm, und trillerte ihr hübſches Occhie, Stelle mortale; — das lockigte Haupt, das den hübſchen Hut nachher ſo hübſch trug, hat jetzt eine Tonſur, und der Hut ſelbſt hängt, alt und abgenutzt, im Winkel eines trüben Abbateſtübchens zu Bologna.

Ich gehöre zu den Leuten, die immer gern einen kürzeren Weg nehmen, als die Landſtraße bietet, und denen es alsdann wohl begegnet, daß ſie ſich auf engen Holz- und Felſenpfaden verirren. Das geſchah auch hier, und ich habe, zu meiner Reiſe nach Lukka, gewiß doppelt ſo viel Zeit gebraucht als gewöhnliche Landſtraßmenſchen. Ein Sperling, den ich um den Weg frug, zwitſcherte und zwitſcherte, und konnte mir doch keinen rechten Beſcheid geben. Vielleicht auch wußte er ihn ſelbſt nicht. Den Schmetterlingen und Libellen, die auf großen Glockenblumen ſaßen, konnte ich kein Wort abgewinnen; ſie waren ſchon davon geflattert, ehe ſie noch meine Fragen vernommen, und die Blumen ſchüttelten ihre tonloſen Glockenhäupter. Manchmal weckten mich die wilden Myrten, die, mit feinen Stimmchen, aus der Ferne kicherten. Haſtig erklomm ich dann die höchſten Felſenſpitzen, und rief: Ihr Wolken des Himmels! Segler der Lüfte! ſagt mir, wo geht der Weg nach Franſcheska? Iſt ſie in Lukka? Sagt mir was thut ſie? was tanzt ſie? Sagt mir alles, und wenn Ihr mir alles geſagt habt, ſo ſagt es mir nochmals!

Bey ſolcher Ueberfülle von Thorheit konnte es wohl geſchehen, daß ein ernſter Adler, den mein Ruf aus ſeinen einſamen Träumen aufgeſtört, mich mit geringſchätzendem Unmuthe anſah. Aber ich verzieh's ihm gerne; denn er hatte niemals Franſcheska geſehen, und daher konnte er noch immer ſo erhabenmüthig auf ſeinem feſten Felſen ſitzen, und ſo ſeelenfrey zum Himmel emporſtarren, oder ſo impertinent ruhig auf mich herabglotzen. So ein Adler hat einen unerträglich ſtolzen Blick, und ſieht einen an, als wollte er ſagen: Was biſt du für ein Vogel? Weißt du wohl, daß ich noch immer ein König bin, eben ſo gut wie in jenen Heldenzeiten, als ich Jupiters Blitze trug und

Napoleons Fahnen ſchmückte? Biſt du etwa ein gelehrter Papagoy, der die alten Lieder auswendig gelernt hat und pedantiſch nachplappert? Oder eine vermüſſte Turteltaube, die ſchön fühlt und miſerabel gurrt? Oder eine Almanachsnachtigall? Oder ein abgeſtandener Gänſerich, deſſen Vorfahren das Capitol gerettet? Oder gar ein ſerviler Haushahn, dem man, aus Ironie, das Emblem des kühnen Fliegens, nämlich mein Miniaturbild, um den Hals gehängt hat, und der ſich deßhalb ſo mächtig ſpreitzt, als wäre er nun ſelbſt ein Adler? Du weißt, lieber Leſer, wie wenig Urſache ich habe, mich beleidigt zu fühlen, wenn ein Adler dergleichen von mir dachte. Ich glaube, der Blick, den ich ihm zurückwarf, war noch ſtolzer als der ſeinige, und wenn er ſich bey dem erſten beſten Lorbeerbaume erkundigt hat, ſo weiß er jetzt, wer ich bin.

Ich war wirklich im Gebirge verirrt, als ſchon die Dämmerung hereinbrach, und die bunten

Waldlieder allmälig verſtummten und die Bäume immer ernſthafter rauſchten. Eine erhabene Heimlichkeit und innige Feyer zog, wie der Odem Gottes, durch die verklärte Stille. Hie und da, aus dem Boden, blickte ein ſchönes dunkles Auge zu mir herauf, und verſchwand im ſelben Augenblick. Zärtliches Flüſtern tändelte mir ums Herz, und unſichtbare Küſſe berührten luſtig meine Wangen. Das Abendroth umhüllte die Berge wie mit Purpurmänteln, und die letzten Sonnenſtralen beleuchteten ihre Gipfel, daß es ausſah, als wären ſie Könige mit goldenen Kronen auf den Häuptern. Ich aber ſtand, wie ein Kaiſer der Welt, in der Mitte dieſer gekrönten Vaſallen, die ſchweigend mir huldigten.

Capitel IV.

Ich weiß nicht, ob der Mönch, der mir unfern Lukka begegnete, ein frommer Mann iſt. Aber ich weiß, ſein alter Leib ſteckt arm und nackt in einer groben Kutte, jahraus jahrein; die zerriſſenen Sandalen können ſeine bloßen Füße nicht genug ſchützen, wenn er, durch Dorn und Geſtrippe, die Felſen hinauf klimmt, um droben, in den Bergdörfern, Kranke zu tröſten oder Kinder beten zu lehren; — und er iſt zufrieden, wenn man ihm dafür ein Stückchen Brod in den Sack ſteckt, und ihm ein Bischen Stroh gibt, um darauf zu ſchlafen.

„Gegen den Mann will ich nicht ſchreiben,“ ſprach ich zu mir ſelbſt. „Wenn ich wieder zu Hauſe in Deutſchland, auf meinem Lehnſeſſel, am kniſternden Oefchen, bei einer behaglichen Taſſe Thee, wohlgenährt und warm ſitze, und gegen die katholiſchen Pfaffen ſchreibe — gegen den Mann will ich nicht ſchreiben.“ —

Um gegen die katholiſchen Pfaffen zu ſchreiben, muß man auch ihre Geſichter kennen. Die Originalgeſichter ſieht man aber nur in Italien. Die deutſchen katholiſchen Prieſter und Mönche ſind bloß ſchlechte Nachahmungen, oft ſogar Parodien der italieniſchen; eine Vergleichung derſelben würde eben ſo ausfallen, als wenn man römiſche oder florentiniſche Heiligenbilder vergleichen wollte mit jenen heuſchrecklichen, frommen Fratzen, die etwa dem ſpießbürgerlichen Pinſel eines nürrenberger Stadtmalers, oder gar der lieben Einfalt eines Gemüthsbefliſſenen aus der langhaarig kriſtlich neudeutſchen Schule, ihr trauriges Daſeyn verdanken.

Die Pfaffen in Italien haben ſich ſchon längſt mit der öffentlichen Meinung abgefunden, das Volk dort iſt längſt daran gewöhnt, die geiſtliche Würde von der unwürdigen Perſon zu unterſcheiden, jene zu ehren, wenn auch dieſe verächtlich iſt. Eben der Contraſt, den die idealen Pflichten und Anſprüche des geiſtlichen Standes und die unabweislichen Bedürfniſſe der ſinnlichen Natur bilden müſſen, jener uralte, ewige Conflikt zwiſchen dem Geiſte und der Materie, macht die italieniſchen Pfaffen zu ſtehenden Charakteren des Volks-Humors, in Satyren, Liedern und Novellen. Aehnliche Erſcheinungen zeigen ſich uns überall, wo ein ähnlicher Prieſterſtand vorhanden iſt, z. B. in Hindoſtan. In den Komödien dieſes urfrommen Landes, wie wir ſchon in der Sakontala bemerkt und in der neulich überſetzten Vaſantaſena beſtätigt finden, ſpielt immer ein Bramine die komiſche Rolle, ſo zu ſagen den Prieſtergrazioſo, ohne daß dadurch die Ehrfurcht, die man ſeinen Opferverrichtungen und ſeiner privilegirten Heiligkeit ſchuldig iſt, im mindeſten beeinträchtigt wird, — eben ſo wenig wie ein Italiener mit minderer Andacht bey einem Prieſter Meſſe hört oder beichtet, den er noch Tags zuvor betrunken im Straßenkothe gefunden hat. In Deutſchland iſt das anders, der katholiſche Prieſter will da nicht bloß ſeine Würde durch ſein Amt, ſondern auch ſein Amt durch ſeine Perſon repräſentiren; und weil er es vielleicht Anfangs mit ſeinem Berufe wirklich ganz ernſthaft gemeint hat, und er nachher, wenn ſeine Keuſchheits- und Demuthsgelübde etwas mit dem alten Adam kollidiren, ſie dennoch nicht öffentlich verletzen will, beſonders auch weil er unſerem Freunde Krug in Leipzig keine Blöße geben will, ſo ſucht er wenigſtens den Schein eines heiligen Wandels zu bewahren. Daher Scheinheiligkeit, Heucheley und gleißendes Frömmeln bey deutſchen Pfaffen; bey den italieniſcheu hingegen viel mehr Durchſichtigkeit der Maske, und eine gewiſſe feiſte Ironie und behagliche Weltverdauung.

Doch was helfen ſolche allgemeine Reflexionen!

Sie können dir wenig nutzen, lieber Leser, wenn du etwa Luſt hätteſt gegen das katholiſche Pfaffenthum zu ſchreiben. Zu dieſem Zwecke muß man, wie geſagt, mit eignen Augen die Geſichter ſehen, die dazu gehören. Wahrlich, es iſt nicht einmal hinreichend, wenn man ſie im königlichen Opernhauſe zu Berlin geſehen hat. Der vorige Generalintendant that zwar immer das Seinige, um den Krönungszug in der Jungfrau von Orleans ſo täuſchend treu als möglich darzuſtellen, ſeinen Landsleuten die Idee einer Prozeſſion zu veranſchaulichen und ihnen Pfaffen von allen Couleuren vor Augen zu bringen. Doch das getreueſte Coſtume kann nicht die Originalgeſichter erſetzen, und vertrödelte man ſogar noch extra 100,000 Thaler für goldne Biſchofsmützen, feſtonnirte Chorhemden, buntgeſtickte Meßgewänder, und ähnlichen Kram — ſo würden doch die proteſtantiſch vernünftigen Naſen, die unter jenen Biſchofsmützen hervorproteſtiren, die dünnen denkgläubigen Beine, die aus den weißen Spitzen dieſer Chorhemden herausgucken, die aufgeklärten Bäuche, denen jene Meßgewänder viel zu weit, Alles würde unſer Einen daran erinnern, daß keine katholiſche Geiſtliche, ſondern berliner Weltliche über die Bühne wandeln.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob der Generalintendant jenen Zug nicht viel beſſer darſtellen und uns das Bild einer Prozeſſion viel treuer vor Augen bringen könnte, wenn er die Rollen der katholiſchen Pfaffen nicht mehr von den gewöhnlichen Statiſten, ſondern von jenen proteſtantiſchen Geiſtlichen ſpielen ließe, die in der theologiſchen Fakultät, in der Kirchenzeitung und auf den Kanzeln am orthodoxeſten gegen Vernunft, Weltluſt, Geſenius und Teufelthum zu predigen wiſſen. Es würden dann Geſichter zum Vorſchein kommen, deren pfäffiſches Gepräge gewiß jenen Rollen viel täuſchender entſpräche. Iſt es doch eine bekannte Bemerkung, daß die Pfaffen in der ganzen Welt, Rabinen, Muftis, Dominikaner, Conſiſtorialräthe, Popen, Bonzen, kurz das ganze diplomatiſche Corps Gottes, im Geſichte eine gewiſſe Familienähnlichkeit haben, wie man ſie immer findet bey Leuten, die ein und daſſelbe Gewerbe treiben. Schneider, in der ganzen Welt, zeichnen ſich aus durch Zartheit der Glieder, Metzger und Soldaten tragen wieder überall denſelben farouſchen Anſtrich, Juden haben ihre eigenthümlich ehrliche Miene, nicht weil ſie von Abraham, Iſaak und Jakob abſtammen, ſondern weil ſie Kaufleute ſind, und der Frankfurter chriſtliche Kaufmann ſieht dem frankfurter jüdiſchen Kaufmanne eben ſo ähnlich, wie ein faules Ey dem andern. Die geiſtlichen Kaufleute, ſolche die von Religionsgeſchäften ihren Unterhalt gewinnen, erlangen daher auch im Geſichte eine Aehnlichkeit. Freylich, einige Nüanzen entſtehen durch die Art und Weiſe wie ſie ihr Geſchäft treiben. Der katholiſche Pfaffe treibt es mehr wie ein Commis, der in einer großen Handlung angeſtellt iſt; die Kirche, das große Haus, deſſen Chef der Pabſt iſt, giebt ihm beſtimmte Beſchäftigung und dafür ein beſtimmtes Salair; er arbeitet läſſig, wie jeder, der nicht für eigne Rechnung arbeitet und viele Collegen hat, und im großen Geſchäftstreiben leicht unbemerkt bleibt — nur der Credit des Hauſes liegt ihm am Herzen, und noch mehr deſſen Erhaltung, da er bey einem etwaigen Bankerotte ſeinen Lebensunterhalt verlöre. Der proteſtantiſche Pfaffe hingegen iſt überall ſelbſt Prinzipal, und er treibt die Religionsgeſchäfte für eigene Rechnung. Er treibt keinen Großhandel wie ſein katholiſcher Gewerbsgenoſſe, ſondern nur einen Kleinhandel; und da er demſelben allein vorſtehen muß, darf er nicht läſſig ſeyn, er muß ſeine Glaubensartikel den Leuten anrühmen, die Artikel ſeiner Conkurrenten herabſetzen, und als ächter Kleinhändler ſteht er in ſeiner Ausſchnittbude, voll von Gewerbsneid gegen alle großen Häuſer, abſonderlich gegen das große Haus in Rom, das viele tauſend Buchhalter und Packknechte beſoldet und ſeine Faktoreyen hat in allen vier Welttheilen.

Solches hat nun freylich auch ſeine phyſionomiſche Wirkungen, aber dieſe ſind doch nicht vom Parterre aus bemerkbar, die Familienähnlichkeit in den Geſichtern katholiſcher und proteſtantiſcher Pfaffen bleibt doch in ihren Hauptzügen unverändert, und wenn der Generalintendant die obenerwähnten Herren gut bezahlt, ſo werden ſie ihre Rolle, wie immer, recht täuſchend ſpielen. Auch ihr Gang wird zur Illuſion beytragen; obgleich ein feines, geübtes Auge wohl merkt, daß er ſich von dem Gange katholiſcher Prieſter und Mönche ebenfalls durch ſeine Nüanzen unterſcheidet.

Ein katholiſcher Pfaffe wandelt einher als wenn ihm der Himmel gehöre; ein proteſtantiſcher Pfaffe hingegen geht herum als wenn er den Himmel gepachtet habe.

Capitel V.

Es war ſchon Nacht als ich die Stadt Lukka erreichte.

Wie ganz anders erſchien ſie mir die Woche vorher, als ich am Tage, durch die wiederhallend öden Straßen wandelte, und mich in eine jener verwunſchenen Städte verſetzt glaubte, wovon mir einſt die Amme ſo viel erzählt. Da war die ganze Stadt ſtill wie das Grab, alles war ſo verblichen und verſtorben, auf den Dächern ſpielte der Sonnenglanz, wie Goldflitter auf dem Haupte einer Leiche, hie und da aus den Fenſtern eines altverfallenen Hauſes hingen Epheuranken, wie vertrocknet grüne Thränen, überall glimmernder

Moder und ängſtlich ſtockender Tod, die Stadt ſchien nur das Geſpenſt einer Stadt, ein ſteinerner Spuk am hellen Tage. Da ſuchte ich lange vergebens die Spur eines lebendigen Weſens. Ich erinnere mich nur, vor einem alten Pallazzo lag ein ſchlafender Bettler mit ausgeſtreckt offner Hand. Auch erinnere ich mich, oben am Fenſter eines ſchwärzlich morſchen Häuslein ſah ich einen Mönch, der den rothen Hals mit dem feiſten Glatzenhaupt recht lang aus der braunen Kutte hervorreckte, und neben ihm kam ein vollbuſig nacktes Weibsbild zum Vorſchein; unten, in die halb offne Hausthüre ſah ich einen kleinen Jungen hineingehen, der als ein ſchwarzer Abbate gekleidet war, und mit beiden Händen eine mächtig großbäuchige Weinflaſche trug. — In demſelben Augenblick läutete unfern ein feines ironiſches Glöcklein, und in meinem Gedächtniſſe kicherten die Novellen des Boccaccio. Dieſe Klänge konnten aber keineswegs das ſeltſame Grauen, das meine

Seele durchſchauerte, ganz verſcheuchen. Es hielt mich vielleicht um ſo gewaltiger befangen, da die Sonne, ſo warm und hell, die unheimlichen Gebäude beleuchtete; und ich merkte wohl, Geſpenſter ſind noch furchtbarer, wenn ſie den ſchwarzen Mantel der Nacht abwerfen, und ſich im hellen Mittagslichte ſehen laſſen.

Als ich jetzt, acht Tage ſpäter, wieder nach Lukka kam, wie erſtaunte ich über den veränderten Anblick dieſer Stadt! Was iſt das? rief ich, als die Lichter mein Auge blendeten und die Menſchenſtröme durch die Gaſſen ſich wälzten. Iſt ein ganzes Volk als nächtliches Geſpenſt aus dem Grabe geſtiegen, um im tollſten Mummenſchanz das Leben nachzuäffen? Die hohen, trüben Häuſer ſind mit Lampen verziert, überall aus den Fenſtern hängen bunte Teppiche, die morſchgrauen Wände faſt bedeckend, und darüber lehnen ſich holde Mädchengeſichter, ſo friſch, ſo blühend, daß ich wohl merke, es iſt das Leben ſelbſt, das ſein

Vermählungsfeſt mit dem Tode feyert und Schönheit und Jugend dazu eingeladen hat. Ja, es war ſo ein lebendes Todtenfeſt, ich weiß nicht wie es im Kalender genannt wird, auf jeden Fall ſo ein Schindungstag irgend eines geduldigen Martyrers, denn ich ſah nachher einen heiligen Todtenſchädel und noch einige Extra-Knochen, mit Blumen und Edelſteinen geziert, und unter hochzeitlicher Muſik herumtragen. Es war eine ſchöne Prozeſſion.

Voran gingen die Kapuziner, die ſich von den anderen Mönchen durch lange Bärte auszeichneten, und gleichſam die Sapeurs dieſer Glaubensarmee bildeten. Darauf folgten Kapuziner ohne Bärte, worunter viele männlich edle Geſichter, ſogar manch jugendlich ſchönes Geſicht, das die breite Tonſur ſehr gut kleidete, weil der Kopf dadurch wie mit einem zierlichen Haarkranz umflochten ſchien, und ſammt dem bloßen Nacken recht anmuthig aus der braunen Kutte hervortrat.

Hierauf folgten Kutten von anderen Farben, ſchwarz, weiß, gelb, panaché, auch herabgeſchlagene dreyeckige Hüthe, kurz all jene Kloſterkoſtüme, womit wir durch die Bemühungen unſeres Generalintendanten längſt bekannt ſind. Nach den Mönchsorden kamen die eigentlichen Prieſter, weiße Hemde über ſchwarze Hoſen, und farbige Käppchen; hinter ihnen kamen noch vornehmere Geiſtliche, in buntſeidne Decken gewickelt, und auf dem Haupte eine Art hoher Mützen, die wahrſcheinlich aus Egypten ſtammen, und die man auch aus dem Denonſchen Werke, aus der Zauberflöte und aus dem Belzoni kennen lernt; es waren altgediente Geſichter, und ſie ſchienen eine Art von alter Garde zu bedeuten. Zuletzt kam der eigentliche Stab, ein Thronhimmel und darunter ein alter Mann mit einer noch höheren Mütze, und in einer noch reicheren Decke, deren Zipfel von zwei eben ſo gekleideten alten Männern, nach Pagenart, getragen wurden.

Die vorderen Mönche gingen mit gekreuzten Armen, ernſthaft ſchweigend; aber die mit den hohen Mützen ſangen einen gar unglücklichen Geſang, ſo näſelnd, ſo ſchlürfend, ſo kollernd, daß ich überzeugt bin: wären die Juden die größere Volksmenge, und ihre Religion wäre die Staatsreligion, ſo würde man obiges Geſinge mit dem Namen „Mauſcheln“ bezeichnen. Glücklicherweiſe konnte man es nur zur Hälfte vernehmen, indem hinter der Prozeſſion, mit lautem Trommeln und Pfeifen, mehrere Compagnien Militär einherzogen, ſo wie überhaupt an beiden Seiten neben den wallenden Geiſtlichen, auch immer je zwey und zwey Grenadiere marſchierten. Es waren faſt mehr Soldaten als Geiſtliche; aber zur Unterſtützung der Religion gehören heut zu Tage viel Bajonette, und wenn gar der Segen gegeben wird, dann müſſen in der Ferne auch die Kanonen bedeutungsvoll donnern.

Wenn ich eine ſolche Prozeſſion ſehe, wo unter ſtolzer Militär-Eskorte, die Geiſtlichen ſo gar trübſeelig und jammervoll einherwandeln, ſo ergreift es mich immer ſchmerzhaft, und es iſt mir als ſähe ich unſeren Heiland ſelbſt, umringt von Lanzenträgern, zur Richtſtätte abführen. Die Sterne zu Lukka dachten gewiß wie ich, und als ich ſeufzend nach ihnen hinaufblickte, ſahen ſie mich ſo übereinſtimmend an mit ihren frommen Augen, ſo hell, ſo klar. Aber man bedurfte nicht ihres Lichtes, tauſend und abertauſend Lampen und Kerzen und Mädchengeſichter flimmerten aus allen Fenſtern, an den Straßenecken ſtanden lodernde Pechkränze aufgepflanzt, und dann hatte auch jeder Geiſtliche noch ſeinen beſonderen Kerzenträger zur Seite. Die Kapuziner hatten meiſtens kleine Buben, die ihnen die Kerze trugen, und die jugendlich friſchen Geſichtchen ſchauten bisweilen recht neugierig vergnügt hinauf nach den alten, ernſten Bärten; ſo ein armer Kapuziner kann keinen großen Kerzenträger beſolden, und der Knabe, den er das Ave Maria lehrt, oder deſſen Muhme ihm beichtet, muß bey Prozeſſionen wohl gratis dieſes Amt übernehmen, und es wird darum gewiß nicht mit geringerer Liebe verrichtet. Die folgenden Mönche hatten nicht viel größere Buben, einige vornehmere Orden hatten ſchon erwachſene Rangen, und die hochmüthigen Prieſter hatten wirkliche Bürgersleute zu Kerzenträgern. Aber endlich gar der Herr Erzbiſchof — denn das war wohl der Mann, der in vornehmer Demuth unter dem Thronhimmel ging und ſich die Gewandzipfel von greiſen Pagen nachtragen ließ — dieſer hatte an jeder Seite einen Lakeyen, die beide in blauen Livreen mit gelben Treſſen prangten, und zeremoniös, als ſervirten ſie bey Hof, die weißen Wachskerzen trugen.

Auf jeden Fall ſchien mir ſolche Kerzenträgerey eine gute Einrichtung, denn ich konnte dadurch um ſo heller die Geſichter beſehen, die zum Katholizismus gehören. Und ich habe ſie jetzt geſehen, und zwar in der beſten Beleuchtung. Und was ſah ich denn? Nun ja, der klerikale Stempel fehlte nirgends. Aber dieſes abgerechnet, waren die Geſichter unter einander eben ſo verſchieden, wie andre Geſichter. Das eine war blaß, das andre roth, dieſe Naſe erhob ſich ſtolz, jene war niedergeſchlagen, hier ein funkelnd ſchwarzes dort ein ſchimmernd graues Auge — aber in allen dieſen Geſichtern lagen die Spuren derſelben Krankheit, einer ſchrecklichen, unheilbaren Krankheit, die wahrſcheinlich Urſache ſeyn wird, daß mein Enkel, wenn er hundert Jahr ſpäter die Prozeſſion in Lukka zu ſehen bekommt, kein einziges von jenen Geſichtern wieder findet. Ich fürchte, ich bin ſelbſt angeſteckt von dieſer Krankheit, und eine Folge derſelben iſt jene Weichheit, die mich wunderbar beſchleicht, wenn ich ſo ein ſieches Mönchsgeſicht betrachte, und darauf die Symptome jener Leiden ſehe, die ſich unter der groben Kutte verſtecken: — gekränkte Liebe, Podagra, getäuſchter

Ehrgeiß, Rückendarre, Reue, Hämorrhoiden, die Herzwunden die uns vom Undank der Freunde, von der Verläumdung der Feinde, und von der eignen Sünde geſchlagen worden, alles dieſes und noch viel mehr, was eben ſo leicht unter einer groben Kutte wie unter einem feinen Modefrack ſeinen Platz zu finden weiß. O! es iſt keine Uebertreibung, wenn der Poet in ſeinem Schmerze ausruft: das Leben iſt eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazareth!

„Und der Tod iſt unſer Arzt —“ Ach! ich will nichts böſes von ihm reden, und nicht Andre in ihrem Vertrauen ſtören; denn da er der einzige Arzt iſt, ſo mögen ſie immerhin glauben er ſey auch der beſte, und das einzige Mittel, das er anwendet, ſeine ewige Erdkur, ſey auch das beſte. Wenigſtens kann man von ihm rühmen, daß er immer gleich bey der Hand iſt, und trotz ſeiner großen Praxis nie lange auf ſich warten läßt, wenn man ihn verlangt. Manchmal folgt er ſeinen

Pazienten ſogar zur Prozeſſion, und trägt ihnen die Kerze. Es war gewiß der Tod ſelbſt, den ich an der Seite eines blaſſen, bekümmerten Prieſters gehen ſah; in dünnen zitternden Knochenhänden trug er dieſem die flimmernde Kerze, nickte dabey gar gutmüthig beſänftigend mit dem ängſtlich kahlen Köpſchen, und ſo ſchwach er ſelbſt auf den Beinen war, ſo unterſtützte er doch noch zuweilen den armen Prieſter, der bey jedem Schritte noch bleicher wurde und umſinken wollte. Er ſchien ihm Muth einzuſprechen: warte nur noch einige Stündchen, dann ſind wir zu Hauſe, und ich löſche die Kerze aus, und ich lege dich aufs Bett, und die kalten, müden Beine können ausruhen, und du ſollſt ſo feſt ſchlafen, daß du das wimmernde Sankt Michaelsglöckchen nicht hören wirſt.

„Gegen den Mann will ich auch nicht ſchreiben“ dacht ich, als ich den armen, bleichen Prieſter ſah, dem der leibhaftige Tod zu Bette leuchtete.

Ach! man ſollte eigentlich gegen niemanden in dieſer Welt ſchreiben. Jeder iſt ſelbſt krank genug in dieſem großen Lazareth, und manche polemiſche Lektüre erinnert mich unwillkürlich an ein widerwärtiges Gezänk, in einem kleineren Lazareth zu Krakau, wobey ich mich als zufälliger Zuſchauer befand, und wo entſetzlich anzuhören war, wie die Kranken ſich einander ihre Gebrechen ſpottend vorrechneten, wie ausgedörrte Schwindſüchtige den aufgeſchwollenen Waſſerſüchtling verhöhnten, wie der Eine lachte über den Naſenkrebs des Andern, und dieſer wieder über Maulſperre und Augenverdrehung ſeiner Nachbaren, bis am Ende die Fiebertollen nackt aus den Betten ſprangen, und den andern Kranken die Decken und Laken von den wunden Leibern riſſen, und nichts als ſcheußliches Elend und Verſtümmlung zu ſehen war.

Capitel VI.

Jener ſchenkte nunmehr auch der übrigen Götterverſammlung,
Rechtshin, lieblichen Nektar dem Miſchkrug emſig entſchöpfend.
Doch unermeßliches Lachen erſcholl den ſeeligen Göttern,
Als ſie ſahn, wie Hefäſtos im Saal ſo gewandt umherging.
Alſo den ganzen Tag bis ſpät zur ſinkenden Sonne
Schmauſten ſie; und nicht mangelt ihr Herz des gemeinſamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leyer Apollons,
Noch des Geſangs der Muſen mit holdantwortender Stimme.

(Vulgata)

Da plötzlich keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem

Haupte, und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertiſch, daß die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verſtummten und erblichen, und immer bleicher wurden, bis ſie endlich ganz in Nebel zerrannen.

Nun gabs eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazareth wo geſchundene, gebratene und geſpießte Götter langweilig umherſchlichen, und ihre Wunden verbanden und triſte Lieder ſangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, ſondern Troſt; es war eine trübſelige, blutrünſtige Deliquentenreligion.

War ſie vielleicht nöthig für die erkrankte und zertretene Menſchheit? Wer ſeinen Gott leiden ſieht, trägt leichter die eignen Schmerzen. Die vorigen heiteren Götter, die ſelbſt keine Schmerzen fühlten, wußten auch nicht wie armen gequälten Menſchen zu Muthe iſt, und ein armer gequälter

Menſch könnte auch, in ſeiner Noth, kein rechtes Herz zu ihnen faſſen. Es waren Feſttagsgötter, um die man luſtig herum tanzte, und denen man nur danken konnte. Sie wurden deßhalb auch nie ſo ganz von ganzem Herzen geliebt. Um ſo ganz von ganzem Herzen geliebt zu werden — muß man leidend ſeyn. Das Mitleid iſt die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe ſelbſt. Von allen Göttern, die jemals gelebt haben, iſt daher Chriſtus derjenige Gott, der am meiſten geliebt worden. Beſonders von den Frauen — —

Dem Menſchengewühl entfliehend, habe ich mich in eine einſame Kirche verloren, und was du, lieber Leſer, eben geleſen haſt, ſind nicht ſo ſehr meine eignen Gedanken, als vielmehr einige unwillkührliche Worte, die in mir laut geworden, während ich, dahingeſtreckt auf einer der alten Betbänke, die Töne einer Orgel durch meine Bruſt ziehen ließ. Da liege ich, mit phantaſierender Seele, der ſeltſamen Muſik noch ſeltſamere

Texte unterdichtend; dann und wann ſchweifen meine Blicke durch die dämmernden Bogengänge, und ſuchen die dunkeln Klangfiguren, die zu jenen Orgelmelodien gehören. Wer iſt die Verſchleyerte, die dort kniet vor dem Bilde einer Madonna? Die Ampel, die davor hängt, beleuchtet grauenhaft ſüß die ſchöne Schmerzenmutter einer gekreuzigten Liebe, die Venus doloroſa; doch kuppleriſch geheimnißvolle Lichter fallen zuweilen, wie verſtolen, auf die ſchönen Formen der verſchleyerten Beterin. Dieſe liegt zwar regungslos auf den ſteinernen Altarſtufen, doch in der wechſelnden Beleuchtung bewegt ſich ihr Schatten, läuft manchmal zu mir heran, zieht ſich wieder haſtig zurück, wie ein ſtummer Mohr, der ängſtliche Liebesbote in einem Harem — und ich verſtehe ihn. Er verkündet mir die Gegenwart ſeiner Herrinn, der Sultaninn meines Herzens.

Es wird aber allmählig immer dunkler im leeren Hauſe, hie und da huſcht eine unbeſtimmte

Geſtalt den Pfeilern entlang, dann und wann ſteigt leiſes Murmeln aus einer Seitenkapelle, und ihre langen, langgezogenen Töne ſtöhnt die Orgel, wie ein ſeufzendes Rieſenherz —

Es war aber als ob jene Orgeltöne niemals aufhören, als ob jene Sterbelaute, jener lebende Tod ewig dauern wollte, ich fühlte ſo unſägliche Beklommenheit, ſo namenloſe Angſt, als wäre ich ſcheintodt begraben worden, ja als wäre ich, ein Längſtverſtorbener, aus dem Grabe geſtiegen, und ſey, mit unheimlichen Nachtgeſellen, in die Geſpenſterkirche gegangen, um die Todtengebete zu hören, und Leichenſünden zu beichten. Manchmal war mir, als ſähe ich ſie wirklich neben mir ſitzen, in geiſterhaftem Dämmerlichte, die abgeſchiedene Gemeinde, in verſchollen altflorentiniſchen Trachten, mit langen, blaſſen Geſichtern, goldbeſchlagene Gebetbücher in dünnen Händen, heimlich wiſpernd, und melancholiſch einander zunickend. Der wimmernde Ton eines fernen Sterbeglöckchens mahnte mich wieder an den kranken Prieſter, den ich bey der Prozeſſion geſehen, und ich ſprach zu mir ſelber: der iſt jetzt auch geſtorben, und kommt hierher um die erſte Nachtmeſſe zu leſen und da beginnt erſt recht der traurige Spuk. Plötzlich aber erhob ſich, von den Stufen des Altars, die holde Geſtalt der verſchleyerten Beterinn —

Ja, ſie war es, ſchon ihr lebendiger Schatten verſcheuchte die weißen Geſpenſter, ich ſah jetzt nur ſie, ich folgte ihr raſch zur Kirche hinaus, und als ſie vor der Thüre den Schleyer zurückſchlug, ſah ich in Franſcheskas bethräntes Antlitz. Es glich einer ſehnſüchtig weißen Roſe, angeperlt vom Thau der Nacht und beglänzt vom Strahl des Mondes. Franſcheska liebſt du mich? Ich frug viel und ſie antwortete wenig. Ich begleitete ſie nach dem Hotel Crotſche di Malta, wo ſie und Mathilde logirten. Die Straßen waren leer geworden, die Häuſer ſchliefen mit geſchloſſenen Fenſteraugen, nur hie und da, durch die hölzernen

Wimpern, blinzelte ein Lichtchen. Oben am Himmel aber trat ein breiter hellgrüner Raum aus den Wolken hervor, und darin ſchwamm der Halbmond, wie eine ſilberne Gondel in einem Meer von Smaragden. Vergebens bat ich Franſcheska nur ein einziges Mahl hinauf zu ſehen zu unſerem alten, lieben Vertrauten; ſie hielt aber das Köpſchen träumend geſenkt. Ihr Gang, der ſonſt ſo heiter dahinſchwebend, war jetzt wie kirchlich gemeſſen, ihr Schritt war düſter katholiſch, ſie bewegte ſich wie nach dem Takte einer feyerlichen Orgel, und wie in früheren Nächten die Sünde, ſo war ihr jetzt die Religion in die Beine gefahren. Unterwegs vor jedem Heiligenbilde bekreuzte ſie ſich Haupt und Buſen; vergebens verſuchte ich ihr dabey zu helfen. Als wir aber auf dem Markte, der Kirche Sant Mitſchiele vorbeykamen, wo die marmorne Schmerzensmutter mit den vergoldeten Schwertern im Herzen und mit der Lämpchenkrone auf dem Haupte, aus der dunkeln Niſche hervorleuchtete, da ſchlang Franſcheska ihren Arm um meinen Hals, küßte mich, und flüſterte: Cecco, Cecco, caro Cecco!

Ich nahm dieſe Küſſe ruhig in Empfang, obgleich ich wohl wußte, daß ſie im Grunde einem bologneſiſchen Abbate, einem Diener der römiſch katholiſchen Kirche, zugedacht waren. Als Proteſtant machte ich mir kein Gewiſſen daraus, mir die Güter der katholiſchen Geiſtlichkeit zuzueignen, und auf der Stelle ſäkulariſirte ich die frommen Küſſe Franſcheskas. Ich weiß, die Pfaffen werden hierüber wüthend ſeyn, ſie ſchreyen gewiß über Kirchenraub, und würden gern das franzöſiſche Sakrilegiengeſetz auf mich anwenden. Leider muß ich geſtehen, daß beſagte Küſſe das einzige waren, was ich in jener Nacht erbeuten konnte. Franſcheska hatte beſchloſſen dieſe Nacht nur zum Heile ihrer Seele, knieend und betend, zu benutzen. Vergebens erboth ich mich ihre Andachtsübungen zu theilen; — als ſie ihr Zimmer erreichte, ſchloß ſie mir die Thüre vor der Naſe zu. Vergebens ſtand ich draußen noch eine ganze Stunde, und bat um Einlaß, und ſeufzte alle möglichen Seufzer, und heuchelte fromme Thränen, und ſchwor die heiligſten Eide — verſteht ſich, mit geiſtlichem Vorbehalte, ich fühlte wie ich allmählig ein Jeſuit wurde, ich wurde ganz ſchlecht und erbot mich endlich ſogar, katholiſch zu werden für dieſe einzige Nacht —

Franſcheska! rief ich, Stern meiner Gedanken! Gedanke meiner Seele! vita della mia vita! meine ſchöne, oftgeküßte, ſchlanke, katholiſche Franſcheska! für dieſe einzige Nacht, die du mir noch gewährſt, will ich ſelbſt katholiſch werden — aber auch nur für dieſe einzige Nacht! O, die ſchöne, ſeelige, katholiſche Nacht! Ich liege in deinen Armen, ſtrengkatholiſch glaube ich an den Himmel deiner Liebe, von den Lippen küſſen wir uns das holde Bekenntniß, das Wort wird Fleiſch, der Glaube wird verſinnlicht, in Form und Geſtalt, welche Religion! Ihr Pfaffen! jubelt unterdeſſen Eur Kyrie Eleiſon, klingelt, räuchert, läutet die Glocken, laßt die Orgel brauſen, laßt die Meſſe von Paleſtrina erklingen — das iſt der Leib! — ich glaube, ich bin ſeelig, ich ſchlafe ein — aber ſobald ich des anderen Morgens erwache, reibe ich mir den Schlaf und den Katholiziſmus aus den Augen, und ſehe wieder klar in die Sonne und in die Bibel, und bin wieder proteſtantiſch vernünftig und nüchtern, nach wie vor.

Capitel VII.

Als am anderen Tage die Sonne wieder herzlich vom Himmel herablachte, erloſchen gänzlich die trübſeligen Gedanken und Gefühle, die von der Prozeſſion des vorhergehenden Abends in mir erregt worden, und mir das Leben wie eine Krankheit und die Welt wie ein Lazareth anſehen ließen.

Die ganze Stadt wimmelte von heiterem Volk. Geputzt bunte Menſchen, dazwiſchen hüpfte hie und da ein ſchwarz Pfäfflein. Das brauſte und lachte und ſchwatzte, man hörte faſt nicht das Glockengebimmel, das zu einer großen Meſſe einlud, in die Cathedrale. Dieſe iſt eine ſchöne, einfache Kirche, deren buntmarmorne Façade mit jenen kurzen, über einander gebauten Säulchen geziert iſt, die uns ſo witzig trübe anſehen. Inwendig waren Pfeiler und Wände mit rothem Tuche überkleidet, und heitere Muſik ergoß ſich über die wogende Menſchenmenge. Ich führte Signora Franſcheska am Arm, und als ich ihr beim Eintritt das Weihwaſſer reichte, und durch die ſüßfeuchte Fingerberührung unſere Seelen elektriſirt wurden, bekam ich auch zu gleicher Zeit einen elektriſchen Schlag ans Bein, daß ich vor Schreck faſt hinpurzelte über die knienden Bäurinnen, die ganz weiß gekleidet und mit langen Ohrringen, und Halsketten von gelbem Golde belaſtet, in dichten Haufen den Boden bedeckten. Als ich mich umſah, erblickte ich ein ebenfalls kniendes Frauenzimmer, das ſich fächerte, und hinter dem Fächer erſpähte ich Myladys kichernde Augen. Ich beugte mich zu ihr hinab, und ſie hauchte mir ſchmachtend ins Ohr: delightfull!

Um Gottes willen! flüſterte ich ihr zu, bleiben

Sie ernſthaft, lachen Sie nicht; ſonſt werden wir wahrhaftig hinausgeſchmiſſen!

Aber da half kein Bitten und Flehen. Zum Glück verſtand man unſre Sprache nicht. Denn als Mylady aufſtand, und uns durch das Gedränge zum Hauptaltar folgte, überließ ſie ſich ihren tollen Launen, ohne die mindeſte Rückſicht, als ſtänden wir allein auf den Apenninen. Sie moquirte ſich über alles, ſogar die armen gemalten Bilder an den Wänden waren vor ihren Pfeilen nicht ſicher.

Sieh da! rief ſie, auch Lady Eva, Geborne von Rippe, wie ſie mit der Schlange diskurirt! Es iſt ein guter Einfall des Malers, daß er der Schlange einen menſchlichen Kopf mit einem menſchlichen Geſichte gab; es wäre jedoch noch weit ſinnreicher geweſen, wenn er dieſes Verführungsgeſicht mit einem militäriſchen Schnurbart verziert hätte. Sehen Sie, Doktor, dort den Engel, welcher der hochgebenedeiten Jungfrau ihren geſegneten Zuſtand verkündigt und dabey ſo ironiſch lächelt? Ich weiß was dieſer Ruffiano denkt! Und dieſe Maria, zu deren Füßen die heilige Allianz des Morgenlandes, mit Geld- und Weihrauchgaben, niederkniet, ſieht ſie nicht aus wie die Catalani?

Signora Franſcheska, welche von dieſem Geſchwätz, wegen ihrer Unkenntniß des Engliſchen, nichts verſtand als das Wort Catalani, bemerkte haſtig: daß die Dame, wovon unſre Freundinn ſpräche, jetzt wirklich den größten Theil ihrer Renommee verloren habe. Unſre Freundinn aber ließ ſich nicht ſtören und kommentirte auch die Paſſionsbilder, bis zur Kreuzigung, einem überaus ſchönen Gemälde, worauf unter anderen drey dumme unthätige Geſichter abgebildet waren, die dem Gottesmärtyrthum gemächlich zuſahen, und von denen Mylady durchaus behauptete, es ſeyen die bevollmächtigten Commiſſarien von Oeſtreich, Rußland und Frankreich.

Indeſſen, die alten Freskos, die zwiſchen den rothen Decken der Wände zum Vorſchein kamen, vermochten einigermaßen mit ihrem inwohnenden Ernſte die brittiſche Spottluſt abzuwehren. Es waren darauf Geſichter aus jener heldenmüthigen Zeit Lukkas, wovon in den Geſchichtsbüchern Machiavells, des romantiſchen Salluſts, ſo viel die Rede iſt, und deren Geiſt uns aus den Geſängen Dantes, des katholiſchen Homers, ſo feurig entgegenweht. Wohl ſprechen aus jenen Mienen die ſtrengen Gefühle und barbariſchen Gedanken des Mittelalters; wenn auch auf manchem ſtummen Jünglingsmunde das lächelnde Bekenntniß ſchwebt, daß damals nicht alle Roſen ſo ganz ſteinern und umflort geweſen ſind, und wenn auch durch die fromm geſenkten Augenwimpern mancher Madonna aus jener Zeit ein ſo ſchalkhafter Liebeswink blinzelt, als ob ſie uns gern noch ein zweites Chriſtkindlein ſchenken möchte. Jedenfalls iſt es aber ein hoher Geiſt, der uns aus jenen altflorentiniſchen Gemälden anſpricht, es iſt das eigentlich Heroiſche, das wir auch in den marmornen Götterbildern der Alten erkennen, und das nicht, wie unſre Aeſthetiker meinen, in einer ewigen Ruhe ohne Leidenſchaft, ſondern in einer ewigen Leidenſchaft ohne Unruhe beſteht. Auch durch einige ſpätere Oehlbilder, die im Dome von Lukka hängen, zieht ſich, vielleicht als tradizioneller Nachhall, jener altflorentiniſche Sinn. Beſonders fiel mir auf eine Hochzeit zu Canan, von einem Schüler des Andrea del Sarto, etwas hart gemalt und ſchroff geſtaltet. Der Heiland ſitzt zwiſchen der weichen ſchönen Braut und einem Phariſäer, deſſen ſteinernes Geſetztafelgeſicht ſich wundert über den genialen Propheten, der ſich heiter miſcht in die Reihen der Heiteren, und die Geſellſchaft mit Wundern regalirt, die noch größer ſind als die Wunder des Moſes; denn dieſer konnte, wenn er noch ſo ſtark gegen den Felſen ſchlug, nur Waſſer hervorbringen, jener aber brauchte nur ein Wort zu ſprechen, und die Krüge füllten ſich mit dem beſten Wein. Viel weicher, faſt venezianiſch kolorirt, iſt das Gemälde von einem Unbekannten, das daneben hängt, und worinn der freundlichſte Farbenſchmelz von einem durchbebenden Schmerze gar ſeltſam gedämpft wird. Es ſtellt dar wie Maria ein Pfund Salbe nahm, von ungefälſchter köſtlicher Narde, und damit die Füße Jeſu ſalbte, und ſie mit ihren Haaren trocknete. Chriſtus ſitzt da, im Kreiſe ſeiner Jünger, ein ſchöner, geiſtreicher Gott, menſchlich wehmüthig fühlt er eine ſchaurige Pietät gegen ſeinen eignen Leib, der bald ſo viel dulden wird, und dem die ſalbende Ehre, die man den Geſtorbenen erweißt, ſchon jetzt gebührt und ſchon jetzt wiederfährt; er lächelt gerührt hinab auf das knieende Weib, das getrieben von ahnender Liebesangſt, jene barmherzige That verrichtet, eine That, die nie vergeſſen wird, ſo lange es leidende Menſchen giebt, und die zur Erquickung aller leidenden Menſchen durch die Jahrtauſende duftet. Außer dem Jünger, der am Herzen Chriſti lag, und der auch dieſe That verzeichnet hat, ſcheint keiner von den Apoſteln ihre Bedeutung zu fühlen, und der mit dem rothen Barte ſcheint ſogar, wie in der Schrift ſteht, die verdrießliche Bemerkung zu machen: warum iſt dieſe Salbe nicht verkauft um dreyhundert Groſchen, und den Armen gegeben? Dieſer ökonomiſche Apoſtel iſt eben derjenige, der den Beutel führt, die Gewohnheit der Geldgeſchäfte hat ihn abgeſtumpft gegen alle uneigennützigen Nardendüfte der Liebe, er möchte Groſchen dafür einwechſeln zu einem nützlichen Zweck, und eben er, der Groſchenwechsler, er war es, der den Heiland verrieth — um dreyzig Silberlinge. So hat das Evangelium auch ſymboliſch, in der Geſchichte des Banquiers unter den Apoſteln, die unheimliche Verführungsmacht, die im Geldſacke lauert, offenbart, und vor der Treuloſigkeit der Geldgeſchäftsleute gewarnt. Jeder Reiche iſt ein Judas Iſcharioth.

Sie ſchneiden ja ein verbiſſen gläubiges Geſicht, theurer Doktor, flüſterte Mylady, ich habe Sie eben beobachtet, und verzeihen Sie mir, wenn ich Sie etwa beleidige, Sie ſahen aus wie ein guter Chriſt.

Unter uns geſagt, das bin ich; ja, Chriſtus — Glauben Sie vielleicht ebenfalls, daß er ein Gott ſey?

Das verſteht ſich, meine gute Mathilde. Es iſt der Gott, den ich am meiſten liebe — nicht weil er ſo ein legitimer Gott iſt, deſſen Vater ſchon Gott war und ſeit undenklicher Zeit die Welt beherrſchte: ſondern weil er, obgleich ein geborener Dauphin des Himmels, dennoch, demokratiſch geſinnt, keinen höfiſchen Ceremonialprunk liebt, weil er kein Gott einer Ariſtokratie von geſchorenen Schriftgelehrten und gallonirten Lanzenknechten, und weil er ein beſcheidener Gott des Volks iſt, ein Bürger-Gott, un bon dieu citoyen. Wahrlich, wenn Chriſtus noch kein

Gott wäre, ſo würde ich ihn dazu wählen, und viel lieber als einem aufgezwungenen abſoluten Gotte, würde ich ihm gehorchen, ihm, dem Wahlgotte, dem Gotte meiner Wahl.

Capitel VIII.

Der Erzbiſchof, ein ernſter Greis, las ſelber Meſſe, und ehrlich geſtanden, nicht bloß ich, ſondern einigermaßen auch Mylady, wir wurden heimlich berührt von dem Geiſte, der in dieſer heiligen Handlung wohnt, und von der Weihe des alten Mannes, der ſie vollzog; — iſt ja doch jeder alte Mann, an und für ſich, ein Prieſter und die Ceremonien der katholiſchen Meſſe ſind ſie doch ſo uralt, daß ſie vielleicht das Einzige ſind, was ſich aus dem Kindesalter der Welt erhalten hat, und als Erinnerung an die erſten Vorfahren aller Menſchen unſere Pietät in Anſpruch nimmt. Sehen Sie, Mylady, ſagte ich, jede Bewegung, die Sie hier erblicken, die Art des Zuſammenlegens der Hände und des Ausbreitens der Arme, dieſes Kniren, dieſes Händewaſchen, dieſes Beräuchertwerden, dieſer Kelch, ja die ganze Kleidung des Mannes, von der Mythra bis zum Saume der Stohla, Alles dieſes iſt altegyptiſch und Ueberbleibſel eines Prieſterthums, von deſſen wunderſamem Weſen nur die älteſten Urkunden etwas weniges berichten, eines früheſten Prieſterthums, das die erſte Weisheit erforſchte, die erſten Götter erfand, die erſten Symbole beſtimmte, und die junge Menſchheit —

Zuerſt betrog, ſetzte Mylady bitteren Tones hinzu, und ich glaube, Doktor, aus dem früheſten Weltalter iſt uns nichts übrig geblieben als einige triſte Formeln des Betrugs. Und ſie ſind noch immer wirkſam. Denn ſehen Sie dort die ſtockfinſteren Geſichter? und gar jenen Kerl, der dort auf ſeinen dummen Knien liegt und mit ſeinem aufgeſperrten Maule ſo ultradumm ausſieht?

Um des lieben Himmels willen! begütigte ich leiſe, was iſt daran gelegen, daß dieſer Kopf ſo wenig von der Vernunft erleuchtet iſt? Was geht das uns an? Was irritirt Sie dabey? Sehen Sie doch täglich Ochſen, Kühe, Hunde, Eſel, die eben ſo dumm ſind, ohne daß Sie durch ſolchen Anblick aus Ihrem Gleichmuth aufgeſtört und zu unmuthigen Aeußerungen angeregt werden?

Ach, das iſt was Anderes, fiel mir Mylady in die Rede, dieſe Beſtien tragen hinten Schwänze, und ich ärgre mich eben, daß ein Kerl, der eben ſo beſtialiſch dumm iſt, dennoch hinten keinen Schwanz hat.

Ja, das iſt was andres, Mylady.

Capitel IX.

Nach der Meſſe gabs noch allerley zu ſchauen und zu hören, beſonders die Predigt eines großen, vierſtämmigen Mönchs, deſſen befehlend kühnes, altrömiſches Geſicht gegen die grobe Bettelkutte gar wunderſam abſtach, ſo daß der Mann ausſah wie ein Imperator der Armuth. Er predigte von Himmel und Hölle, und gerieth zuweilen in die wüthendſte Begeiſtrung. Seine Schilderung des Himmels war ein bischen barbariſch überladen, und es gab da viel Gold, Silber, Edelſteine, köſtliche Speiſen, und Weine von den beſten Jahrgängen; dabey machte er ein ſo verklärt ſchlürfendes Geſicht, und er ſchob ſich vor Wonne in der Kutte hin und her, wenn er, unter den Englein mit weißen Flüglein ſich ſelber dachte als ein Englein mit weißen Flüglein. Minder ergötzlich, ja ſogar ſehr praktiſch ernſthaft war ſeine Schilderung der Hölle. Hier war der Mann weit mehr in ſeinem Ellemente. Er eiferte beſonders über die Sünder, die nicht mehr ſo recht kriſtlich ans alte Feuer der Hölle glauben, und ſogar wähnen, ſie habe ſich in neuerer Zeit etwas abgekühlt und werde nächſtens ganz und gar erlöſchen. „Und wäre auch,“ rief er, „die Hölle am Erlöſchen, ſo würde ich, ich mit meinem Athem, die letzten glimmenden Kohlen wieder anfachen, daß ſie wieder auflodern ſollten zu ihrer alten Flammengluth.“ Hörte man nun die Stimme, die gleich dem Nordwind dieſe Worte hervorheulte, ſah man dabey das brennende Geſicht, den rothen, büffelſtarken Hals, und die gewaltigen Fäuſte des Mannes, ſo hielt man jene hölliſche Drohung für keine Hyperbel.

I like this man, ſagte Mylady.

Da haben Sie Recht, antwortete ich, auch mir gefällt er beſſer als mancher unſerer ſanften, homöopathiſchen Seelenärzte, die $\frac{1}{10,000}$ Vernunft in einem Eimer Moralwaſſer ſchütten, und uns damit des Sonntags zur Ruhe predigen.

Ja, Doktor, für ſeine Hölle habe ich Reſpekt; aber zu ſeinem Himmel hab ich kein rechtes Vertrauen. Wie ich mich denn überhaupt in Anſehung des Himmels ſchon ſehr früh in geheimen Zweifel verfing. Als ich noch klein war, in Dublin, lag ich oft auf dem Rücken im Gras, und ſah in den Himmel, und dachte nach: ob wohl der Himmel wirklich ſo viele Herrlichkeiten enthalten mag, wie man davon rühmt? Aber, dacht ich, wie kommts, daß von dieſen Herrlichkeiten niemals etwas herunterfällt, etwa ein brillantener Ohrring, oder eine Schnur Perlen oder wenigſtens ein Stückchen Ananaskuchen, und daß immer nur Hagel oder Schnee oder gewöhnlicher

Regen uns von oben herabbeſchert wird? Das iſt nicht ganz richtig, dacht ich —

Warum ſagen Sie das, Mylady? Warum dieſe Zweifel nicht lieber verſchweigen? Ungläubige, die keinen Himmel glauben, ſollten nicht Proſeliten machen; minder tadelnswerth, ſogar lobenswerth iſt die Proſelitenmacherey derjenigen Leute, die einen ſüperben Himmel haben, und deſſen Herrlichkeiten nicht ſelbſtſüchtig allein genießen wollen, und deßhalb ihre Nebenmenſchen einladen dran Theil zu nehmen, und ſich nicht eher zufrieden geben, bis dieſe ihre gütige Einladung angenommen.

Ich habe mich aber immer gewundert, Doktor, daß manche reiche Leute dieſer Gattung, die wir, als Präſidenten, Vicepräſidenten, oder Sekretäre von Bekehrungsgeſellſchaften, eifrigſt bemüht ſehen, etwa einen alten verſchimmelten Betteljuden himmelfähig zu machen und ſeine einſtige Genoſſenſchaft im Himmelreich zu erwerben, dennoch nie dran denken, ihn ſchon jetzt auf Erden an ihren Genüſſen Theil nehmen zu laſſen, und ihn z. B. nie des Sommers auf ihre Landhäuſer einladen, wo es gewiß Leckerbiſſen giebt, die den armen Schelm eben ſo gut ſchmecken würden, als genöſſe er ſie im Himmel ſelbſt.

Das iſt erklärlich, Mylady, die himmliſchen Genüſſe koſten ſie nichts, und es iſt ein doppeltes Vergnügen, wenn wir ſo wohlfeilerweiſe unſre Nebenmenſchen beglücken können. Zu welchen Genüſſen aber kann der Ungläubige jemanden einladen?

Zu nichts, Doktor, als zu einem langen ruhigen Schlafe, der aber zuweilen für einen Unglücklichen ſehr wünſchenswerth ſeyn kann, beſonders wenn er vorher mit zudringlichen Himmelseinladungen gar zu ſehr geplagt werden.

Dieſes ſprach das ſchöne Weib mit ſtechend bitteren Akzenten, und nicht ganz ohne Ernſt antwortete ich ihr: Liebe Mathilde, bey meinen

Handlungen auf dieſer Welt kümmert mich nicht einmal die Exiſtenz von Himmel und Hölle, ich bin zu groß und zu ſtolz, als daß der Geitz nach himmliſchen Belohnungen, oder die Furcht vor hölliſchen Strafen mich leiten ſollten. Ich ſtrebe nach dem Guten, weil es ſchön iſt und mich unwiderſtehlich anzieht, und ich verabſcheue das Schlechte, weil es häßlich und mir zuwider iſt. Schon als Knabe, wenn ich den Plutarch las — und ich leſe ihn noch jetzt alle Abend im Bette und möchte dabey manchmal aufſpringen, und gleich Extra-Poſt nehmen und ein großer Mann werden — ſchon damals gefiel mir die Erzählung von dem Weibe, das durch die Straßen Alexandriens ſchritt, in der einen Hand einen Waſſerſchlauch, in der andern eine brennende Fackel tragend, und den Menſchen zurief, daß ſie mit dem Waſſer die Hölle auslöſchen und mit der Fackel den Himmel in Brand ſtecken wolle, damit das Schlechte nicht mehr aus Furcht vor Strafe unterlaſſen, und das Gute nicht mehr aus Begierde nach Belohnung ausgeübt werde. Alle unſre Handlungen ſollen aus dem Quell einer uneigennützigen Liebe hervorſprudeln, gleichviel ob es eine Fortdauer nach dem Tode giebt oder nicht.

Sie glauben alſo auch nicht an Unſterblichkeit. O Sie ſind ſchlau, Mylady! Ich daran zweifeln? Ich, deſſen Herz in die entfernteſten Jahrtauſende der Vergangenheit und der Zukunft immer tiefer und tiefer Wurzel ſchlägt, ich, der ich ſelbſt einer der ewigſten Menſchen bin, jeder Athemzug ein ewiges Leben, jeder Gedanke ein ewiger Stern — ich ſollte nicht an Unſterblichkeit glauben?

Ich denke, Doktor, es gehört eine beträchtliche Porzion Eitelkeit und Anmaßung dazu, nachdem wir ſchon ſo viel Gutes und Schönes auf dieſer Erde genoſſen, noch obendrein vom lieben Gott die Unſterblichkeit zu verlangen! Der Menſch, der Ariſtokrat unter den Thieren, der ſich beſſer dünkt, als alle ſeine Mitgeſchöpfe, möchte ſich auch dieſes Ewigkeitsvorrecht, am Throne des Weltkönigs, durch höfiſche Lob- und Preisgeſänge und knieendes Bitten auswirken. — O, ich weiß was dieſes Zucken mit den Lippen bedeutet, unſterblicher Herr!

Capitel X.

Signora bat uns mit ihr nach dem Kloſter zu gehn, worin das wunderthätige Kreuz, das Merkwürdigſte in ganz Toskana, bewahrt wird. Und es war gut, daß wir den Dom verließen, denn Myladys Tollheiten würden uns doch zuletzt in Verlegenheiten geſtürzt haben. Sie ſprudelte von witziger Laune; lauter lieblich närriſche Gedanken, ſo übermuthig wie junge Kätzchen, die in der Mayſonne herumſpringen. Am Ausgang des Doms tunkte ſie den Zeigefinger dreymahl ins Weihwaſſer, beſprengte mich jedesmahl und murmelte: Dem Zeſardeyim Kinnim; welches nach ihrer Behauptung die arabiſche Formel iſt, womit die Zauberinnen einen Menſchen in einen Eſel verwandeln.

Auf der Piazza vor dem Dome manoeuvrirte eine Menge Militär, beynah ganz öſtreichiſch uniformirt und nach deutſchem Commando. Wenigſtens hörte ich die deutſchen Worte: Präſentirts Gewehr! Fuß Gewehr! Schulters Gewehr! Rechtsum! Halt! Ich glaube bey allen Italienern, wie noch bey einigen andern europäiſchen Völkern, wird auf Deutſch kommandirt. Sollen wir Deutſchen uns etwas darauf zu Gute thun? Haben wir in der Welt ſo viel zu befehlen, daß das Deutſche ſogar die Sprache des Befehlens geworden? Oder wird uns ſo viel befohlen, daß der Gehorſam am beſten die deutſche Sprache verſteht?

Mylady ſcheint von Paraden und Revüen keine Freundinn zu ſeyn. Sie zog uns mit ironiſcher Furchtſamkeit von dannen. Ich liebe nicht, ſprach ſie, die Nähe von ſolchen Menſchen mit Säbeln und Flinten, beſonders wenn ſie in großer Anzahl, wie bey außerordentlichen Manoeuvern, in Reih und Glied aufmarſchiren. Wenn nun einer von dieſen tauſenden plötzlich verrückt wird, und mit der Waffe, die er ſchon in der Hand hat, mich auf der Stelle niederſticht? Oder wenn er gar plötzlich vernünftig wird und nachdenkt: „was haſt du zu riskiren? zu verlieren? ſelbſt wenn ſie dir das Leben nehmen? Mag auch jene andre Welt, die uns nach dem Tode verſprochen wird, nicht ſo ganz brillant ſeyn, wie man ſie rühmt, mag ſie noch ſo ſchlecht ſeyn, weniger als man dir jetzt giebt, weniger als ſechs Kreuzer per Tag, kann man dir auch dort nicht geben — drum mach dir den Spaß und erſtich jene kleine Engländerin mit der impertinenten Naſe!“ Bin ich da nicht in der größten Lebensgefahr? Wenn ich König wäre, ſo würde ich meine Soldaten in zwey Claſſen theilen. Die Einen ließe ich an Unſterblichkeit glauben, um in der Schlacht Muth zu haben und den Tod nicht zu fürchten, und ich würde ſie bloß im Kriege gebrauchen. Die andern aber würde ich zu Paraden und Revüen beſtimmen, und damit es ihnen nie in den Sinn komme, daß ſie nichts riskiren, wenn ſie des Spaßes wegen jemanden umbrächten, ſo würde ich ihnen bey Todesſtrafe verbieten an Unſterblichkeit zu glauben, ja, ich würde ihnen ſogar noch etwas Butter zu ihrem Kommisbrod geben, damit ſie das Leben recht lieb gewinnen. Erſtern hingegen, jenen unſterblichen Helden, würde ich das Leben ſehr ſauer machen, damit ſie es recht verachten lernen und die Mündung der Kanonen für einen Eingang in eine beſſere Welt anſehen.

Mylady, ſprach ich, Sie wären ein ſchlechter Regent. Sie wiſſen wenig vom Regieren und von der Politik verſtehen Sie gar nichts. Hätten Sie die politiſchen Annalen geleſen —

Ich verſtehe dergleichen vielleicht beſſer als Sie, theurer Doktor. Schon früh ſuchte ich mich darüber zu unterrichten. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag, im Gras — und nachdachte, oder auch nicht, wie in Ramsgate —

Ein Blick, wie leiſer Vorwurf der Undankbarkeit, fiel aus Myladys Augen, dann aber lachte ſie wieder, und fuhr fort: Als ich noch klein war, in Dublin, und auf einem Eckchen von dem Schemel ſitzen konnte, worauf Mutters Füße ruhten, da hatte ich immer allerley zu fragen, was die Schneider, die Schuſter, die Bäcker, kurz was die Leute in der Welt zu thun haben? Und die Mutter erklärte dann: die Schneider machen Kleider, die Schuſter machen Schuhe, die Bäcker backen Brod — Und als ich nun frug: was thun denn die Könige? da gab die Mutter zur Antwort: die regieren. Weißt du wohl, liebe Mutter, ſagte ich da, wenn ich König wäre, ſo würde ich mahl einen ganzen Tag gar nicht regieren, bloß um zu ſehen, wie es dann in der Welt ausſieht. Liebes Kind, antwortete die Mutter, das thun auch manche Könige, und es ſieht auch dann danach aus.

Wahrhaftig, Mylady, Ihre Mutter hatte Recht. Beſonders hier in Italien giebt es ſolche Könige, und man merkt es wohl in Piemont und Neapel —

Aber, lieber Doktor, es iſt ſo einem italieniſchen König nicht zu verargen, wenn er manchen Tag gar nicht regiert, wegen der allzugroßen Hitze. Es iſt nur zu befürchten, daß die Carbonari ſo einen Tag benutzen möchten; denn in der neueſten Zeit iſt es mir beſonders aufgefallen, daß die Revolutionen immer an ſolchen Tagen ausgebrochen ſind, wo nicht regiert wurde. Irrten ſich einmahl die Carbonari, und glaubten ſie, es wäre ſo ein unregierter Tag, und gegen alle Erwartung wurde dennoch regiert, ſo verloren ſie die Köpfe. Die Carbonari können daher nie vorſichtig genug ſeyn, und müſſen ſich genau die rechte Zeit merken. Dagegen aber iſt es die höchſte Politik der Könige, daß ſie es ganz geheim halten, an welchen Tagen ſie nicht regieren, daß ſie ſich an ſolchen Tagen wenigſtens einige Mahl auf den Regierſtuhl ſetzen, und etwa Federn ſchneiden, oder Briefkouverts verſiegeln oder weiße Blätter liniiren, Alles zum Schein, damit das Volk draußen, das neugierig in die Fenſter des Palais hineinguckt, ganz ſicher glaube es werde regiert.

Während ſolche Bemerkungen aus Myladys feinem Mündchen hervorgaukelten, ſchwamm eine lächelnde Zufriedenheit um die vollen Roſenlippen Franſcheskas. Sie ſprach wenig. Ihr Gang war jedoch nicht mehr ſo ſeufzend entſagungsſelig, wie am verfloſſenen Abend, ſie trat vielmehr ſiegreich einher, jeder Schritt ein Trompetenton; es war indeſſen mehr ein geiſtlicher Sieg, als ein weltlicher, der ſich in ihren Bewegungen kund gab, ſie war faſt das Bild einer triumphirenden Kirche, und um ihr Haupt ſchwebte eine unſichtbare Glorie. Die Augen aber, wie aus Thränen hervorlachend, waren wieder ganz weltkindlich, und in dem bunten Menſchenſtrom, der uns vorbey flutete, iſt auch kein einziges Kleidungsſtück ihrem Forſcherblick entgangen. Ekko! war dann ihr Ausruf, welcher Shawl! der Markeſe ſoll mir eben ſolchen Kaſchemir zu einem Turbane kaufen, wenn ich die Roxelane tanze. Ach! er hat mir auch ein Kreuz mit Diamanten verſprochen!

Armer Gumpelino! zu dem Turbane wirſt du dich leicht verſtehen, jedoch das Kreuz wird dir noch manche ſaure Stunde machen; aber Signora wird dich ſo lange quälen und auf die Folter ſpannen, bis du dich endlich dazu bequemſt.

Capitel XI.

Die Kirche, worinn das wunderthätige Kreuz von Lukka zu ſehen iſt, gehört zu einem Kloſter, deſſen Namen mir dieſen Augenblick nicht im Gedächtniſſe.

Bey unſerem Eintritt in die Kirche, lagen vor dem Hauptaltare ein Dutzend Mönche auf den Knien, in ſchweigendem Gebet. Nur dann und wann, wie im Chor, ſprachen ſie einige abgebrochene Worte, die in den einſamen Säulengängen etwas ſchauerlich wiederhallten. Die Kirche war dunkel, nur durch kleine gemalte Fenſter fiel ein buntes Licht auf die kahlen Häupter und braunen Kutten. Glanzloſe Kupferlampen beleuchteten ſpärlich die geſchwärzten Freſkos und Altarbilder, aus den Wänden traten hölzerne Heiligenköpfe, grell bemalt und bey dem zweifelhaften Lichte wie lebendig grinſend — Mylady ſchrie laut auf, und zeigte zu unſeren Füßen einen Grabſtein, worauf in relief das ſtarre Bild eines Biſchofs mit Mythra und Hirtenſtab, gefalteten Händen und abgetretener Naſe. Ach! flüſterte ſie, ich ſelbſt trat ihm unſanft auf die ſteinerne Naſe, und nun wird er mir dieſe Nacht im Traume erſcheinen und da giebts eine Naſe.

Der Sakriſtan, ein bleicher, junger Mönch, zeigte uns das wunderthätige Kreuz, und erzählte dabey die Mirakel, die es verrichtet. Launiſch, wie ich bin, habe ich vielleicht kein ungläubiges Geſicht dazu gemacht; ich habe dann und wann Anfälle von Wunderglauben, beſonders wo, wie hier, Ort und Stunde denſelben begünſtigt. Ich glaube dann, daß alles in der Welt ein Wunder ſey, und die ganze Weltgeſchichte eine Legende.

War ich angeſteckt von dem Wunderglauben Franſcheskas, die das Kreuz mit wilder Begeiſterung küßte? Verdrießlich wurde mir die eben ſo wilde Spottluſt der witzigen Brittinn. Vielleicht verletzte mich ſolche um ſo mehr, da ich mich ſelbſt nicht davon frey fühlte, und ſie keineswegs als etwas Lobenswerthes erachtete. Es iſt nun mahl nicht zu läugnen, daß die Spottluſt, die Freude am Widerſpruch der Dinge, etwas Bösartiges in ſich trägt, ſtatt daß der Ernſt mehr mit den beſſeren Gefühlen verwandt iſt — die Tugend, der Freiheitsſinn und die Liebe ſelbſt ſind ſehr ernſthaft. Indeſſen, es giebt Herzen, worin Scherz und Ernſt, Böſes und Heiliges, Glut und Kälte ſich ſo abentheuerlich verbinden, daß es ſchwer wird darüber zu urtheilen. Ein ſolches Herz ſchwamm in der Bruſt Mathildens; manchmahl war es eine frierende Eisinſel, aus deren glattem Spiegelboden die ſehnſüchtig glühendſten Palmenwälder hervorblühten, manchmahl war es wieder ein enthuſiaſtiſch flammender Vulkan, der plötzlich von einer lachenden Schneelavine überſchüttet wird. Sie war durchaus nicht ſchlecht, bey all ihrer Ausgelaſſenheit, nicht einmal ſinnlich; ja, ich glaube von der Sinnlichkeit hatte ſie nur die witzige Seite aufgefaßt, und ergötzte ſich daran wie an einem närriſchen Puppenſpiele. Es war ein humoriſtiſches Gelüſte, eine ſüße Neugier, wie ſich der oder jener bunte Kautz in verliebten Zuſtänden gebehrden würde. Wie ganz anders war Franſcheska! In ihren Gedanken, Gefühlen war eine katholiſche Einheit. Am Tage war ſie ein ſchmachtend blaſſer Mond, des Nachts war ſie eine glühende Sonne — Mond meiner Tage! Sonne meiner Nächte! ich werde dich niemals wiederſehen!

Sie haben Recht, ſagte Mylady, ich glaube auch an die Wunderthätigkeit eines Kreuzes. Ich bin überzeugt, wenn der Markeſe an den Brillanten des verſprochenen Kreuzes nicht zu ſehr knickert, ſo bewirkt es gewiß bey Signoren ein brillantes Wunder; ſie wird am Ende noch ſo ſehr davon geblendet werden, daß ſie ſich in ſeine Naſe verliebt. Auch habe ich oft gehört von der Wunderthätigkeit einiger Ordenskreuze, die einen ehrlichen Mann zum Schufte machen konnten.

So ſpöttelte die hübſche Frau über Alles, ſie kokettirte mit dem armen Sakriſtan, machte dem Biſchof mit der abgetretenen Naſe noch drollige Erküſſen, wobey ſie ſich ſeinen etwaigen Gegenbeſuch höflichſt verbat, und als wir an den Weihkeſſel gelangten, wollte ſie mich durchaus wieder in einen Eſel verwandeln.

War es nun wirkliche Stimmung, die der Ort einflößte, oder wollte ich dieſen Spaß, der mich im Grunde verdroß, ſo ſcharf als möglich ablehnen, genug ich warf mich in das gehörige Pathos und ſprach:

Mylady, ich liebe keine Religionsverächterinnen. Schöne Frauen, die keine Religion haben, ſind wie Blumen ohne Duft; ſie gleichen jenen kalten, nüchternen Tulpen, die uns aus ihren chineſiſchen Porzelantöpfen ſo porzelanhaft anſehen, und wenn ſie ſprechen könnten, uns gewiß auseinander ſetzen würden, wie ſie ganz natürlich aus einer Zwiebel entſtanden ſind, wie es hinreichend ſey, wenn man hienieden nur nicht übel riecht, und wie übrigens, was den Duft betrifft, eine vernünftige Blume gar keines Duftes bedarf.

Schon bey dem Wort Tulpe gerieth Mylady in die heftigſten Bewegungen, und während ich ſprach, wirkte ihre Idioſynkraſie gegen dieſe Blume ſo ſtark, daß ſie ſich verzweiflungsvoll die Ohren zuhielt. Zur Hälfte war es wohl Comödie, zur Hälfte aber auch wohl pikirter Ernſt, daß ſie mich mit bitterem Blicke anſah und aus Herzensgrund ſpottſcharf mich frug: Und Sie, theure

Blume, welche von den vorhandenen Religionen haben Sie?

Ich, Mylady, ich habe ſie alle, der Duft meiner Seele ſteigt in den Himmel und betäubt ſelbſt die ewigen Götter!

Capitel XII.

Indem Signora unſer Geſpräch, das wir größtentheils auf Engliſch führten, nicht verſtehen konnte, gerieth ſie, Gott weiß wie! auf den Gedanken, wir ſtritten über die Vorzüglichkeit unſerer reſpektiven Landsleute. Sie lobte nun die Engländer eben ſo wie die Deutſchen, obgleich ſie im Herzen die erſteren für nicht klug und die letzteren für dumm hielt. Sehr ſchlecht dachte ſie von den Preußen, deren Land, nach ihrer Geographie, noch weit über England und Deutſchland hinausliegt, beſonders ſchlecht dachte ſie vom Könige von Preußen, dem großen Federigo, den ihre Feindin, Signora Seraphina, in ihrem Benefizballette vorig Jahr getanzt hatte; wie denn ſonderbar genug, dieſer König, nämlich Friedrich der Große, auf den italieniſchen Theatern und im Gedächtniſſe des italieniſchen Volks noch immer lebt.

Nein, ſagte Mylady, ohne auf Signoras ſüßes Gekoſe hinzuhören, nein, dieſen Menſchen braucht man nicht erſt in einen Eſel zu verwandeln; nicht nur, daß er jede zehn Schritte ſeine Geſinnung wechſelt, und ſich beſtändig widerſpricht, wird er jetzt ſogar ein Bekehrer, und ich glaube gar er iſt ein verkappter Jeſuit. Ich muß, meiner Sicherheit wegen, jetzt devote Geſichter ſchneiden, ſonſt giebt er mich an bey ſeinen Mitheuchlern in Chriſto, bey den heiligen Inquiſizionsdilettanten, die mich in Effigie verbrennen, da ihnen die Polizey noch nicht erlaubt, die Perſonen ſelbſt ins Feuer zu werfen. Ach, ehrwürdiger Herr! glauben Sie nur nicht, daß ich ſo klug ſey wie ich ausſehe, es fehlt mir durchaus nicht an Religion, ich bin keine Tulpe, bey Leibe keine

Tulpe, nur um des Himmels Willen keine Tulpe, ich will lieber alles glauben! Ich glaube jetzt ſchon das Hauptſächlichſte, was in der Bibel ſteht, ich glaube, daß Abraham den Iſaak, und Iſaak den Jakob, und Jakob wieder den Juda gezeugt hat, ſo wie auch, daß dieſer wieder ſeine Schnur Tamar auf der Landſtraße erkannt hat. Ich glaube auch, daß Loth mit ſeinen Töchtern zu viel getrunken. Ich glaube, daß die Frau des Potiphar den Rock des frommen Josephs in Händen behalten. Ich glaube, daß die beiden Alten, die Suſannen im Bade überraſchten, ſehr alt geweſen ſind. Außerdem glaub ich noch, daß der Erzvater Jakob erſt ſeinen Bruder und dann ſeinen Schwiegervater betrogen, daß König David dem Uria eine gute Anſtellung bey der Armee gegeben, daß Salomo ſich tauſend Weiber angeſchafft und nachher gejammert es ſey alles eitel. Auch an die zehn Gebothe glaube ich und halte ſogar die meiſten; ich laß mich nicht gelüſten meines Nächſten

Ochſen, noch ſeiner Magd, noch ſeiner Kuh, noch ſeines Eſels. Ich arbeite nicht am Sabath, dem ſiebenten Tage, wo Gott geruht; ja, aus Vorſicht, da man nicht mehr genau weiß, welcher dieſer ſiebente Ruhetag war, thue ich oft die ganze Woche nichts. Was aber gar die Gebothe Chriſti betrifft, ſo übte ich immer das wichtigſte, nämlich daß man ſogar ſeine Feinde lieben ſoll — denn ach! diejenigen Menſchen, die ich am meiſten geliebt habe, waren immer, ohne daß ich es wußte, meine ſchlimmſten Feinde.

Um Gottes Willen, Mathilde, weinen Sie nicht! rief ich als wieder ein Ton der ſchmerzhafteſten Bitterkeit aus der heiterſten Neckerey, wie eine Schlange aus einem Blumenbeete, hervorſchoß. Ich kannte ja dieſen Ton, wobey das witzige Criſtallherz der wunderbaren Frau zwar immer gewaltig, aber nicht lange erzitterte, und ich wußte, daß er eben ſo leicht, wie er entſteht, auch wieder verſcheucht wird, durch die erſte beſte lachende Bemerkung, die man ihr mittheilte, oder die ihr ſelbſt durch den Sinn flog. Während ſie gelehnt an das Portal des Kloſterhofes, die glühende Wange an die kalten Steine preßte, und ſich mit ihren langen Haaren die Thränenſpur aus den Augen wiſchte, ſuchte ich ihre gute Laune wieder zu erwecken, indem ich, in ihrer eignen Spottweiſe, die arme Franſchesſka zu myſtifiziren ſuchte, und ihr die wichtigſten Nachrichten mittheilte über den ſiebenjährigen Krieg, der ſie ſo ſehr zu intereſſiren ſchien, und den ſie noch immer unbeendigt glaubte. Ich erzählte ihr viel Intereſſantes von dem großen Federigo, dem witzigen Kamaſchengott von Sansſouci, der die preußiſche Monarchie erfunden, und in ſeiner Jugend recht hübſch die Flöte bließ, und auch franzöſiſche Verſe gemacht hat. Franſchesſka frug mich, ob die Preußen oder die Deutſchen ſiegen werden? Denn, wie ſchon oben bemerkt, ſie hielt erſtere für ein ganz anderes Volk, und es iſt auch gewöhnlich, daß in Italien unter dem Namen Deutſche nur die Oeſtreicher verſtanden werden. Signora wunderte ſich nicht wenig, als ich ihr ſagte, daß ich ſelbſt lange Zeit in der Capitale della Prussia gelebt habe, nämlich in Berelino, einer Stadt, die ganz oben in der Geographie liegt, unfern vom Eispol. Sie ſchauderte, als ich ihr die Gefahren ſchilderte, denen man dort zuweilen ausgeſetzt iſt, wenn einem die Eisbären auf der Straße begegnen. Denn, liebe Franſcheska, erklärte ich ihr, in Spitzbergen liegen gar zu viele Bären in Garniſon, und dieſe kommen zuweilen auf einen Tag nach Berlin, um etwa aus Patriotismus den Bär und den Baſſa zu ſehen, oder einmahl bey Beyerman, im Caffé royal, gut zu eſſen und Champagner zu trinken, was ihnen oft mehr Geld koſtet, als ſie mitgebracht; in welchem Falle einer von den Bären ſolange dort angebunden wird, bis ſeine Cammeraden zurückkehren und bezahlen, woher auch der Ausdruck

„einen Bären anbinden“ entſtanden iſt. Viele Bären wohnen in der Stadt ſelbſt, ja man ſagt Berlin verdanke ſeine Entſtehung den Bären, und hieße eigentlich Bärlin. Die Stadtbären ſind aber übrigens ſehr zahm und einige darunter ſo gebildet, daß ſie die ſchönſten Tragödien ſchreiben und die herrlichſte Muſik komponiren. Die Wölfe ſind dort ebenfalls häufig, und da ſie, der Kälte wegen, warſchauer Schafpelze tragen, ſind ſie nicht ſo leicht zu erkennen. Schneegänſe flattern dort umher und ſingen Bravourarien, und Rennthiere rennen da herum als Kunſtkenner. Uebrigens leben die Berliner ſehr mäßig und fleißig, und die meiſten ſitzen bis am Nabel im Schnee und ſchreiben Dogmatiken, Erbauungsbücher, Religionsgeſchichten für Töchter gebildeter Stände, Kathechismen, Predigten für alle Tage im Jahr, Elohagedichte, und ſind dabey ſehr moraliſch, denn ſie ſitzen bis am Nabel im Schnee.

Sind die Berliner denn Chriſten? rief Signora voller Verwundrung.

Es hat eine eigne Bewandtniß, mit ihrem Chriſtenthum. Dieſes fehlt ihnen im Grunde ganz und gar, und ſie ſind auch viel zu vernünftig, um es ernſtlich auszuüben. Aber da ſie wiſſen, daß das Chriſtenthum im Staate nöthig iſt, damit die Unterthanen hübſch demüthig gehorchen, und auch außerdem nicht zu viel geſtohlen und gemordet wird, ſo ſuchen ſie mit großer Beredſamkeit wenigſtens ihre Nebenmenſchen zum Chriſtenthume zu bekehren, ſie ſuchen gleichſam Remplaçants in einer Religion, deren Aufrechthaltung ſie wünſchen und deren ſtrenge Ausübung ihnen ſelbſt zu mühſam wird. In dieſer Verlegenheit benutzen ſie den Dienſteifer der armen Juden, dieſe müſſen jetzt für ſie Chriſten werden, und da dieſes Volk, für Geld und gute Worte alles aus ſich machen läßt, ſo haben ſich die Juden ſchon ſo ins Chriſtenthum hineinexerzirt, daß ſie ordentlich ſchon über Unglauben ſchreyen, auf Tod und Leben die Dreyeinigkeit verfechten, in den Hundstagen ſogar daran glauben, gegen die Razionaliſten wüthen, als Miſſionäre und Glaubensſpione im Lande herumſchleichen und erbauliche Traktätchen verbreiten, in den Kirchen am beſten die Augen verdrehen, die ſcheinheiligſten Geſichter ſchneiden, und mit ſo viel hohem Beyfalle frömmeln, daß ſich ſchon hie und da der Gewerbsneid regt, und die älteren Meiſter des Handwerks ſchon heimlich klagen: das Chriſtenthum ſey jetzt ganz in den Händen der Juden.

Capitel XIII.

Wenn mich Signora nicht verſtand, ſo wirſt du, lieber Leſer, mich gewiß beſſer verſtehen. Auch Mylady verſtand mich, und dies Verſtändniß weckte wieder ihre gute Laune. Doch als ich — ich weiß nicht mehr ob mit ernſthaftem Geſichte — der Meinung beypflichten wollte, daß das Volk einer beſtimmten Religion bedürfe, konnte ſie wieder nicht umhin, mir in ihrer Weiſe entgegen zu ſtreiten.

Das Volk muß eine Religion haben! rief ſie. Eifrig höre ich dieſen Satz predigen von tauſend dummen und abertauſend ſcheinheiligen Lippen —

Und dennoch iſt es wahr, Mylady. Wie die

Mutter nicht alle Fragen des Kindes mit der Wahrheit beantworten kann, weil ſeine Faſſungskraft es nicht erlaubt, ſo muß auch eine poſitive Religion, eine Kirche vorhanden ſeyn, die alle überſinnlichen Fragen des Volks, ſeiner Faſſungskraft gemäß, recht ſinnlich beſtimmt beantworten kann.

O weh! Doktor, eben Ihr Gleichniß bringt mir eine Geſchichte ins Gedächtniß, die am Ende nicht günſtig für Ihre Meinung ſprechen würde. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag —

Aber, Doktor, man kann doch mit Ihnen kein vernünftig Wort ſprechen. Lächeln Sie nicht ſo unverſchämt und hören Sie: Als ich noch klein war, in Dublin, und zu Mutters Füßen ſaß, frug ich ſie einſt: was man mit den alten Vollmonden anfange? Liebes Kind, ſagte die Mutter, die alten Vollmonde ſchlägt der liebe Gott mit dem Zuckerhammer in Stücke, und macht daraus die kleinen Sterne. Man kann der Mutter dieſe offenbar falſche Erklärung nicht verdenken, denn mit den beſten aſtronomiſchen Kenntniſſen hätte ſie doch nicht vermocht, mir das ganze Sonne-, Mond- und Sterneſyſtem aus einander zu ſetzen, und die überſinnlichen Fragen beantwortete ſie ſinnlich beſtimmt. Es wäre aber doch beſſer geweſen, ſie hätte die Erklärung für ein reiferes Alter verſchoben, oder wenigſtens keine Lüge ausgedacht. Denn als ich mit der kleinen Lucie zuſammen kam und der Vollmond am Himmel ſtand, und ich ihr erklärte, wie man bald kleine Sterne draus machen werde, lachte ſie mich aus, und ſagte, daß ihre Großmutter, die alte O' Meara ihr erzählt habe: die Vollmonde würden in der Hölle als Feuermelonen verzehrt, und da man dort keinen Zucker habe, müſſe man Pfeffer und Salz drauf ſtreuen. Hatte Lucie vorher über meine Meinung, die etwas naiv evangeliſch war, mich ausgelacht, ſo lachte ich noch mehr über ihre düſter katholiſche Anſicht, vom Auslachen kam es zu ernſtem Streit, wir pufften uns, wir kratzten uns blutig, wir beſpuckten uns polemiſch, bis der kleine O'Donnel aus der Schule kam, und uns aus einander riß. Dieſer Knabe hatte dort beſſeren Unterricht in der Himmelskunde genoſſen, verſtand ſich auf Mathematik, und belehrte uns ruhig über unſere beiderſeitigen Irrthümer und die Thorheit unſeres Streits. Und was geſchah? Wir beiden Mädchen unterdrückten vor der Hand unſeren Meynungsſtreit, und vereinigten uns gleich, um den kleinen ruhigen Mathematikus durchzuprügeln.

Mylady, ich bin verdrießlich, denn Sie haben Recht. Aber es iſt nicht zu ändern, die Menſchen werden immer ſtreiten über die Vorzüglichkeit derjenigen Religionsbegriffe, die man ihnen früh beygebracht, und der Vernünftige wird immer doppelt zu leiden haben. Einſt war es freylich anders, da ließ ſich keiner einfallen, die Lehre und die Feyer ſeiner Religion beſonders anzupreiſen, oder gar ſie jemanden aufzudringen. Die Religion war eine liebe Tradizion, heilige Geſchichten, Erinnerungsfeyer und Myſterien, überliefert von den Vorfahren, gleichſam Familienſakra des Volks, und einem Griechen wäre es ein Greuel geweſen, wenn ein Fremder, der nicht von ſeinem Geſchlechte, eine Religionsgenoſſenſchaft mit ihm verlangt hätte; noch mehr würde er es für eine Unmenſchlichkeit gehalten haben, irgend jemand, durch Zwang oder Liſt, dahinzubringen, ſeine angeborene Religion aufzugeben und eine fremde dafür anzunehmen. Da kam aber ein Volk aus Egypten, dem Vaterland der Krokodille und des Prieſterthums, und außer den Hautkrankheiten und den geſtohlenen Gold- und Silbergeſchirren, brachte es auch eine ſogenannte poſitive Religion mit, eine ſogenannte Kirche, ein Gerüſte von Dogmen, an die man glauben, und heiliger Ceremonien, die man feyern mußte, ein Vorbild der ſpäteren Staatsreligionen. Nun entſtand „die Menſchenmäkeley“ das Proſelitenmachen, der Glaubenszwang, und all jene heiligen Greul, die dem Menſchengeſchlechte ſo viel Blut und Thränen gekoſtet.

Goddamm! dieſes Urübelvolk!

O, Mathilde, es iſt längſt verdammt, und ſchleppt ſeine Verdammnißqualen durch die Jahrtauſende. O, dieſes Egypten! ſeine Fabrikate trotzen der Zeit, ſeine Pyramiden ſtehen noch immer unerſchütterlich, ſeine Mumien ſind noch ſo unzerſtörbar wie ſonſt, und eben ſo unverwüſtlich iſt jene Volkmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchſtabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeſchichte, ein Geſpenſt, das zu ſeinem Unterhalte mit Wechſeln und alten Hoſen handelt — Sehen Sie, Mylady, dort jenen alten Mann, mit dem weißen Barte, deſſen Spitze ſich wieder zu ſchwärzen ſcheint, und mit den geiſterhaften Augen —

Sind dort nicht die Ruinen der alten Römergräber?

Ja, eben da ſitzt der alte Mann, und vielleicht, Mathilde, verrichtet er eben ſein Gebet, ein ſchauriges Gebet, worinn er ſeine Leiden bejammert, und Völker anklagt, die längſt von der Erde verſchwunden ſind, und nur noch in Ammenmährchen leben — er aber, in ſeinem Schmerze, bemerkt kaum, daß er auf den Gräbern derjenigen Feinde ſitzt, deren Untergang er vom Himmel erfleht.

Capitel XIV.

Ich ſprach im vorigen Capitel von den poſitiven Religionen nur in ſo fern ſie als Kirchen, unter den Namen Staatsreligionen, noch beſonders vom Staate privilegirt werden. Es giebt aber eine fromme Dialektik, lieber Leſer, die dir aufs bündigſte beweiſen wird, daß ein Gegner des Kirchthums einer ſolchen Staatsreligion auch ein Feind der Religion und des Staats ſey, ein Feind Gottes und des Königs, oder, wie die gewöhnliche Formel lautet: ein Feind des Throns und des Altars. Ich aber ſage dir, das iſt eine Lüge, ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Intereſſen des Staates. Wenn ich auch dem Antropomorphismus nicht ſonderlich huldige, ſo glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige ſo thörigt ſind, dem Geiſte des Volks zu widerſtreben, oder gar ſo unedel ſind, die Organe deſſelben durch Zurückſetzungen und Verfolgungen zu kränken: ſo bleibe ich doch, meiner tiefſten Ueberzeugung nach, ein Anhänger des Königthums, des monarchiſchen Princips. Ich haſſe nicht den Thron, ſondern nur das windige Adelgeziefer, das ſich in die Ritzen der alten Throne eingeniſtet, und deſſen Charakter uns Montesquieu ſo genau ſchildert mit den Worten: „Ehrgeiz im Bunde mit dem Müſſiggange, die Gemeinheit im Bunde mit dem Hochmuthe, die Begierde, ſich zu bereichern ohne Arbeit, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Schmeicheley, der Verrath, die Treuloſigkeit, der Wortbruch, die Verachtung der Bürgerpflichten, die Furcht vor Fürſtentugend und das Intereſſe an Fürſtenlaſter!“

Ich haſſe nicht den Altar, ſondern ich haſſe die Schlangen, die unter dem Gerülle der alten Altäre lauern; die argklugen Schlangen, die unſchuldig wie Blumen zu lächeln wiſſen, während ſie heimlich ihr Gift ſpritzen in den Kelch des Lebens, und Verläumdung ziſchen in das Ohr des frommen Beters, die gleißenden Würmer mit weichen Worten —

Mel in ore, verba lactis,
Fel in corde, fraus in factis.

Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin, haſſe ich jene Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeſchöpf, das aus der Buhlſchaft der weltlichen und der geiſtlichen Macht entſtanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichriſts mit der Eſelinn Chriſti gezeugt hat. Gäbe es keine ſolche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Cultus, ſo wäre Deutſchland einig und ſtark und ſeine Söhne wären herrlich und frey. So aber iſt unſer armes Vaterland zerriſſen durch Glaubenszwieſpalt, das Volk iſt getrennt in feindliche Religionspartheyen, proteſtantiſche Unterthanen hadern mit ihren katholiſchen Fürſten oder umgekehrt, überall Mißtrauen ob Kryptokatholizismus oder Kryptoproteſtantismus, überall Verketzerung, Geſinnungsſpionage, Pietismus, Myſtizismus, Kirchenzeitungsſchnüffeleyen, Sektenhaß, Bekehrungsſucht, und während wir über den Himmel ſtreiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiöſen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutſchland politiſch erſtarken.

Für die Religion ſelber, für ihr heiliges Weſen, iſt es eben ſo verderblich, wenn ſie mit Privilegien bekleidet iſt, wenn ihre Diener vom Staate vorzugsweiſe dotirt werden, und zur Erhaltung dieſer Dotazionen ihrerſeits verpflichtet ſind, den Staat zu vertreten, und ſolchermaßen eine Hand die andere wäſcht, die geiſtliche die weltliche, und umgekehrt, und ein Wiſchwaſch entſteht, der dem lieben Gott eine Thorheit und den Menſchen ein Greul iſt. Hat nun der Staat Gegner, ſo werden dieſe auch Feinde der Religion, die der Staat bevorrechtet und die deßhalb ſeine Alliirte iſt; und ſelbſt der harmloſe Gläubige wird mißtrauiſch, wenn er in der Religion auch politiſche Abſicht wittert. Am widerwärtigſten aber iſt der Hochmuth der Prieſter, wenn ſie für die Dienſte, die ſie dem Staate zu leiſten glauben, auch auf deſſen Unterſtützung rechnen dürfen, wenn ſie für die geiſtige Feſſel, die ſie ihm, um die Völker zu binden, geliehen haben, auch über ſeine Bajonette verfügen können. Die Religion kann nie ſchlimmer ſinken als wenn ſie ſolchermaßen zur Staatsreligion erhoben wird, es geht dann gleichſam ihre innere Unſchuld verloren, und ſie wird ſo öffentlich ſtolz, wie eine deklarirte Mätreſſe. Freilich werden ihr dann mehr Huldigungen und Ehrfurchtsverſicherungen dargebracht, ſie feyert täglich neue Siege, in glänzenden Prozeſſionen, bey ſolchen Triumphen tragen ſogar bonapartiſtiſche Generale ihr die Kerzen vor, die ſtolzeſten Geiſter ſchwören zu ihrer Fahne, täglich werden Ungläubige bekehrt und getauft — aber dies viele Waſſeraufgießen macht die Suppe nicht fetter, und die neuen Rekruten der Staatsreligion gleichen den Soldaten, die Fallſtaf geworben — ſie füllen die Kirche. Von Aufopfrung iſt gar nicht mehr die Rede, wie Kaufmannsdiener mit ihren Muſterkarten, ſo reiſen die Miſſionäre mit ihren Tractätchen und Bekehrungsbüchlein, es iſt keine Gefahr mehr bey dieſem Geſchäfte, und es bewegt ſich ganz in merkantiliſch ökonomiſchen Formen.

Nur ſo lange die Religionen mit anderen zu rivaliſiren haben, und weit mehr verfolgt werden als ſelbſt verfolgen, ſind ſie herrlich und ehrenwerth, nur da giebts Begeiſterung, Aufopferung, Märtyrer und Palmen. Wie ſchön, wie heilig lieblich, wie heimlich ſüß, war das Chriſtenthum der erſten Jahrhunderte, als es ſelbſt noch ſeinem göttlichen Stifter glich im Heldenthum des Leidens. Da wars noch die ſchöne Legende von einem heimlichen Gotte, der in ſanfter Jünglingsgeſtalt unter den Palmen Paläſtinas wandelte, und Menſchenliebe predigte, und jene Freiheit- und Gleichheitslehre offenbarte, die auch ſpäter die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat, und die, als franzöſiſches Evangelium, unſere Zeit begeiſtert. Mit jener Religion Chriſti vergleiche man die verſchiedenen Chriſtenthümer, die in den verſchiedenen Ländern als Staatsreligionen konſtituirt worden, z. B. die römiſch apoſtoliſch katholiſche Kirche, oder gar jenen Katholizismus ohne Poeſie, den wir als **High Church of England** herrſchen ſehen, jenes kläglich morſche Glaubensſkelet, worin alles blühende Leben erloſchen iſt! Wie den Gewerben iſt auch den Religionen das Monopolſyſtem ſchädlich, durch freye Conkurenz bleiben ſie kräftig, und ſie werden erſt dann zu ihrer urſprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, ſobald die politiſche Gleichheit der Gottesdienſte, ſo zu ſagen die Gewerbefreyheit der Götter eingeführt wird.

Die edelſten Menſchen in Europa haben es längſt ausgeſprochen, daß dieſes das einzige Mittel iſt, die Religion vor gänzlichem Untergang zu bewahren; doch die Diener derſelben werden eher den Altar ſelbſt aufopfern, als daß ſie von dem was darauf geopfert wird, das Mindeſte verlieren möchten; eben ſo wie der Adel eher den Thron ſelbſt und Hochdenjenigen, der hochdarauf ſitzt, dem ſicherſten Verderben überlaſſen würde, als daß er mit ernſtlichem Willen die ungerechteſte ſeiner Gerechtſame aufgäbe. Iſt doch das affektirte Intereſſe für Thron und Altar nur ein Poſſenſpiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! Wer das Zunftgeheimniß belauert hat, weiß, daß die Pfaffen viel weniger als die Layen den Gott reſpektiren, den ſie zu ihrem eignen Nutzen, nach Willkühr, aus Brod und Wort zu kneten wiſſen, und daß die Adligen viel weniger als es ein Roturier vermöchte, den König reſpektiren, und ſogar eben das Königthum, dem ſie öffentlich ſo viele Ehrfurcht zeigen, und dem ſie ſo viel Ehrfurcht bey Anderen zu erwerben ſuchen, in ihrem Herzen verhöhnen und verachten: — wahrlich, ſie gleichen jenen Leuten, die dem gaffenden Publikum, in den Marktbuden, irgend einen Herkules oder Rieſen, oder Zwerg, oder Wilden, oder Feuerfreſſer, oder ſonſtig merkwürdigen Mann für Geld zeigen, und deſſen Stärke Erhabenheit, Kühnheit, Unverletzlichkeit, oder, wenn er ein Zwerg iſt, deſſen Weisheit, mit der übertriebenſten Ruhmredigkeit auspreiſen, und dabey in die Trompete ſtoßen, und eine bunte Jacke tragen, während ſie darunter, im Herzen, die Leichtgläubigkeit des ſtaunenden Volkes verlachen und den armen Hochgeprieſenen verſpotten, der ihnen aus Gewohnheit des täglichen Anblicks ſehr unintereſſant geworden, und deſſen Schwächen und nur andreſſirte Künſte ſie all zu genau kennen.

Ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, daß die Pfaffen einen leidigen Popanz für ihn ausgeben und damit Geld verdienen, das weiß ich nicht; — wenigſtens würde ich mich nicht wundern, wenn ich mahl im Hamb. Unpart. Correſpondenten läſe: daß der alte Jehova jedermann warne, keinem Menſchen, es ſey wer es wolle, nicht einmal ſeinem Sohne, auf ſeinen Namen Glauben zu ſchenken. Ueberzeugt bin ich aber, wir werden's mit der Zeit erleben, daß die Könige ſich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schaupuppe ihrer adligen Verächter, daß ſie die Etiquetten brechen, ihren marmornen Buden entſpringen, und unwillig von ſich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponiren ſollte, den rothen Mantel, der ſcharfrichterlich abſchreckte, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um ſie den Volksſtimmen zu verſperren, den goldnen Stock, den man ihnen als Scheinzeichen der Herrſchaft in die Hand gegeben — und die befreyten Könige, werden frey ſeyn wie andre Menſchen, und frey unter ihnen wandeln, und frey fühlen und frey heurathen, und frey ihre Meinung bekennen, und das iſt die Emanzipazion der Könige.

Capitel XV.

Was bleibt aber den Ariſtokraten übrig, wenn ſie der gekrönten Mittel ihrer Subſiſtenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigenthum des Volks ſind, und ein ehrliches und ſicheres Regiment führen, durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle aller Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einſehen, daß ein bischen Salböhl keinen menſchlichen Kopf guillotinenfeſt machen kann, eben ſo wie das Volk täglich mehr und mehr einſieht, daß man von Oblaten nicht ſatt wird? Nun freilich, da bleibt der Ariſtokratie und der Cleriſey nichts übrig als ſich zu verbünden, und gegen die neue Weltordnung zu kabaliren und zu intriguiren.

Vergebliches Bemühen! Eine flammende Rieſinn, ſchreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Geklaffe biſſiger Pfäffchen und Junkerlein da unten. Wie heulen ſie jedesmahl, wenn ſie ſich die Schnautze verbrannt an einem Fuße jener Rieſinn, oder wenn dieſe ihnen mahl unverſehens auf die Köpfe trat, daß das obſcure Gift herausſpritzte! Ihr Grimm wendet ſich dann um ſo tückiſcher gegen einzelne Kinder der Zeit, und, ohnmächtig gegen die Maſſe, ſuchen ſie an Individuen ihr feiges Müthchen zu kühlen.

Ach! wir müſſen es geſtehen, manch armes Kind der Zeit fühlt darum nicht minder die Stiche, die ihm lauernde Pfaffen und Junker im Dunkeln beyzubringen wiſſen, und ach! wenn auch eine Glorie ſich zieht um die Wunden des Siegers, ſo bluten ſie dennoch, und ſchmerzen dennoch! Es iſt ein ſeltſames Martyrthum, das ſolche Sieger in unſeren Tagen erdulden, es iſt nicht abgethun mit einem kühnen Bekenntniſſe, wie in früheren Zeiten, wo die Blutzeugen ein raſches Schafott fanden oder den jubelnden Holzſtoß. Das Weſen des Martyrthums, alles Irdiſche aufzuopfern für den himmliſchen Spaß, iſt noch immer daſſelbe; aber es hat viel verloren von ſeiner innern Glaubensfreudigkeit, es wurde mehr ein reſignirendes Ausdauern, ein beharrliches Ueberdulden, ein lebenslängliches Sterben, und da geſchieht es ſogar, daß in grauen kalten Stunden auch die heiligſten Märtyrer vom Zweifel beſchlichen werden. Es giebt nichts Entſetzlicheres als jene Stunden, wo ein Markus Brutus zu zweifeln begann an der Wirklichkeit der Tugend für die er alles geopfert! Und ach! jener war ein Römer und lebte in der Blüthenzeit der Stoa; wir aber ſind modern weicheren Stoffes, und dazu ſehen wir noch das Gedeihen einer Philoſophie, die aller Begeiſterung nur eine relative Bedeutung zuſpricht, und ſie ſomit in ſich ſelbſt vernichtet, oder ſie allenfalls zu einer ſelbſtbewußten Donquixoterie neutraliſirt!

Die kühlen und klugen Philoſophen! Wie mitleidig lächeln ſie herab auf die Selbſtquälereyen und Wahnſinnigkeiten eines armen Don Quixote, und in all ihrer Schulweisheit merken ſie nicht, daß jene Donquixoterie dennoch das Preiſenswertheſte des Lebens, ja das Leben ſelbſt iſt, und daß dieſe Donquixoterie die ganze Welt, mit allem was darauf philoſophirt, muſizirt, ackert und gähnt, zu kühnerem Schwunge beflügelt! Denn die große Volksmaſſe, mitſammt den Philoſophen, iſt, ohne es zu wiſſen, nichts anders als ein koloſſaler Sancho Panſa, der, trotz all ſeiner nüchternen Prügelſcheu und hausbackner Verſtändigkeit, dem wahnſinnigen Ritter in allen ſeinen gefährlichen Abentheuern folgt, gelockt von der verſprochenen Belohnung, an die er glaubt, weil er ſie wünſcht, mehr aber noch getrieben von der myſtiſchen Gewalt, die der Enthuſiasmus immer ausübt auf den großen Haufen — wie wir es in allen politiſchen und religiöſen Revoluzionen, und vielleicht täglich im kleinſten Ereigniſſe ſehen können.

So, z. B. du, lieber Leſer, biſt unwillkührlich der Sancho Panſa des verrückten Poeten, dem du, durch die Irrfahrten dieſes Buches, zwar mit Kopfſchütteln folgſt, aber dennoch folgſt.

Capitel XVI.

Seltſam! „Leben und Thaten des ſcharfſinnigen Junkers Don Quixote von La Mancha, beſchrieben von Miguel de Cervantes Saavedra" war das erſte Buch, das ich geleſen habe, nachdem ich ſchon in ein verſtändiges Knabenalter getreten, und des Buchſtabenweſens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hauſe wegſtahl, und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungeſtört den Don Quixote zu leſen. Es war ein ſchöner Maytag, lauſchend im ſtillen Morgenlichte lag der blühende Frühling, und ließ ſich loben von der Nachtigall, ſeiner ſüßen

Schmeichlerinn, und dieſe ſang ihr Loblied ſo kareſſirend weich, ſo ſchmelzend enthuſiaſtiſch, daß die verſchämteſten Knospen aufſprangen, und die lüſternen Gräſer und die duftigen Sonnenſtralen ſich haſtiger küßten, und Bäume und Blumen ſchauerten, vor eitelem Entzücken. Ich aber ſetzte mich auf eine alte moſige Steinbank in der ſogenannten Seufzerallee unfern des Waſſerfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abentheuern des kühnen Ritters. In meiner kindiſchen Ehrlichkeit nahm ich alles für baaren Ernſt; ſo lächerlich auch dem armen Helden von dem Geſchicke mitgeſpielt wurde, ſo meinte ich doch, das müſſe ſo ſeyn, das gehöre nun mahl zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben ſo gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich eben ſo ſehr, wie ich dieſe in meiner Seele mitfühlte. Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeſchaffen, und die der große Dichter, in ſeiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte — und ich konnte die bitterſten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter, für all ſeinen Edelmuth, nur Undank und Prügel genoß; und da ich, noch ungeübt im Leſen, jedes Wort laut ausſprach, ſo konnten Vögel und Bäume, Bach und Blumen alles mit anhören, und da ſolche unſchuldige Naturweſen, eben ſo wie die Kinder, von der Weltironie nichts wiſſen, ſo hielten ſie gleichfalls alles für baaren Ernſt, und weinten mit über die Leiden des armen Ritters, ſogar eine alte ausgediente Eiche ſchluchzte, und der Waſſerfall ſchüttelte heftiger ſeinen weißen Bart, und ſchien zu ſchelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldenſinn des Ritters darum nicht mindere Bewundrung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampfluſt den Rücken kehrte, und daß ſeine Thaten um ſo preiſenswerther, je ſchwächer und ausgedorrter ſein Leib, je morſcher die Rüſtung, die ihn ſchützte, und je armſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der den armen Helden ſo prügelroh behandelte, noch mehr aber den hohen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidnen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geisteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcineas Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung, und gewann immer mehr meine Liebe je länger ich in dem wunderſamen Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daß ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweykampfe las, worinn der Ritter ſo ſchmählig unterliegen mußte!

Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen dem grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die ſterbenden Köpfchen ſenkten, die Nachtigallen waren längſt verſchollen, von allen Seiten ſtarrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte ſchier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag, und ohne das Viſir zu erheben, als wenn er aus dem Grabe geſprochen hätte, mit ſchwacher kranker Stimme zu dem Sieger hinausſprach: „Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt und ich der unglücklichſte Ritter auf Erden, aber es ziemt ſich nicht, daß meine Schwäche dieſe Wahrheit verläugne — ſtoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach! dieſer leuchtende Ritter vom ſilbernen Monde, der den muthigſten und edelſten Mann der Welt beſiegte, war ein verkappter Barbier!

Capitel XVII.

Das iſt nun lange her. Viele neue Lenze ſind unterdeſſen hervorgeblüht, doch mangelte ihnen immer ihr mächtigſter Reitz, denn ach! ich glaube nicht mehr den ſüßen Lügen der Nachtigall, der Schmeichlerinn des Frühlings, ich weiß wie ſchnell ſeine Herrlichkeit verwelkt, und wenn ich die jüngſte Roſenknoſpe erblicke, ſehe ich ſie im Geiſte ſchmerzroth aufblühen, erbleichen und von den Winden verweht. Ueberall ſehe ich einen verkappten Winter.

In meiner Bruſt aber blüht noch jene flammende Liebe, die ſich ſehnſüchtig über die Erde mporhebt, abentheuerlich herumſchwärmt in den weiten, gähnenden Räumen des Himmels, dort zurückgeſtoßen wird von den kalten Sternen, und wieder heimſinkt zur kleinen Erde, und mit Seufzen und Jauchzen geſtehen muß, daß es doch in der ganzen Schöpfung nichts Schöneres und Beſſeres giebt als das Herz der Menſchen. Dieſe Liebe iſt die Begeiſterung, die immer göttlicher Art, gleichviel ob ſie thörigte oder weiſe Handlungen verübt — Und ſo hat der kleine Knabe keinesweges unnütz ſeine Thränen verſchwendet, die er über die Leiden des närriſchen Ritters vergoß, eben ſo wenig wie ſpäterhin der Jüngling, als er manche Nacht im Studierſtübchen weinte über den Tod der heiligſten Freyheitshelden, über König Agis von Sparta, über Cajus und Tiberius Gracchus von Rom, über Jeſus von Jeruſalem, und über Robespierre und Saint Juſt von Paris. Jetzt, wo ich die Toga virilis angezogen, und ſelbſt ein Mann ſeyn will, hat das Weinen ein Ende, und es gilt zu handeln wie ein Mann, nachahmend die großen Vorgänger und wills Gott! künftig ebenfalls beweint von Knaben und Jünglingen. Ja, dieſe ſind es, auf die man noch rechnen kann in unſerer kalten Zeit; denn dieſe werden noch entzündet von dem glühenden Hauche, der ihnen aus den alten Büchern entgegenweht, und deßhalb begreifen ſie auch die Flammenherzen der Gegenwart. Die Jugend iſt uneigennützig im Denken und Fühlen, und denkt und fühlt deßhalb die Wahrheit am tiefſten, und geizt nicht wo es gilt eine kühne Theilnahme an Bekenntniß und That. Die älteren Leute ſind ſelbſtſüchtig und kleinſinnig; ſie denken mehr an die Intereſſen ihrer Capitalien als an die Intereſſen der Menſchheit; ſie laſſen ihr Schifflein ruhig fortſchwimmen im Rinnſtein des Lebens, und kümmern ſich wenig um den Seemann, der auf hohem Meere gegen die Wellen kämpft; oder ſie erkriechen, mit klebrigter Beharrlichkeit die Höhe des Bürgermeiſterthums oder der Präſidentſchaft ihres Clubs, und zucken die Achſel über die Heroenbilder, die der Sturm hinabwarf von der Säule des Ruhms, und dabey erzählen ſie vielleicht: daß ſie ſelbſt in ihrer Jugend ebenfalls mit dem Kopf gegen die Wand gerennt ſeyen, daß ſie ſich aber nachher mit der Wand wieder verſöhnt hätten, denn die Wand ſey das Abſolute, das Geſetzte, das an und für ſich Seyende, das weil es iſt, auch vernünftig iſt, weßhalb auch derjenige unvernünftig iſt, welcher einen allerhöchſt vernünftigen, unwiderſprechbar ſeyenden, feſtgeſetzten Abſolutismus nicht ertragen will. Ach! dieſe Verwerflichen, die uns in eine gelinde Knechtſchaft hineinphiloſophiren wollen, ſind immer noch achtenswerther als jene Verworfenen, die bey der Vertheidigung des Despotismus, ſich nicht einmahl auf vernünftige Vernunftgründe einlaſſen, ſondern ihn geſchichtskundig als ein Gewohnheitsrecht verfechten, woran ſich die Menſchen im Laufe der Zeit allmählig gewöhnt hätten, und das alſo rechtsgültig und geſetzkräftig unumſtößlich ſey.

Ach! ich will nicht wie Ham die Decke aufheben von der Schaam des Vaterlandes, aber es iſt entſetzlich, wie man's bey uns verſtanden hat, die Sklaverey ſogar geſchwätzig zu machen, und wie deutſche Philoſophen und Hiſtoriker ihr Gehirn abmartern, um jeden Despotismus, und ſey er noch ſo albern und tölpelhaft, als vernünftig oder als rechtsgültig zu vertheidigen. Schweigen iſt die Ehre der Sklaven, ſagt Tazitus; jene Philoſophen und Hiſtoriker behaupten das Gegentheil und zeigen auf die Ehrenbändchen in ihrem Knopfloch.

Vielleicht habt Ihr doch Recht, und ich bin nur ein Donquichote und das Leſen von allerley wunderbaren Büchern hat mir den Kopf verwirrt, eben ſo wie den Junker von La Mancha, und Jean Jaques Rouſſeau war mein Amadis von Gallien, Mirabeau war mein Roldan oder Agramanth, und ich habe mich zu ſehr hineinſtudiert in die Heldenthaten der franzöſiſchen Paladine und der Tafelrunde des Nazionalkonvents. Freylich, mein Wahnſinn und die fixen Ideen, die ich aus jenen Büchern geſchöpft, ſind von entgegengeſetzter Art, als der Wahnſinn und die fixen Ideen des Manchaners; dieſer wollte die untergehende Ritterzeit wieder herſtellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben iſt, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir alſo mit ganz verſchiedenen Anſichten. Mein College ſah Windmühlen für Rieſen an, ich hingegen kann in unſeren heutigen Rieſen nur pralende Windmühlen ſehen, jener ſah lederne Weinſchläuche für mächtige Zauberer an, ich aber ſehe in unſeren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinſchlauch, jener hielt Bettlerherbergen für Caſtele, Eſeltreiber für Cavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unſre Caſtele nur für Lumpenherbergen, unſre Cavaliere nur für Eſelstreiber, unſere

Hofdamen nur für gemeine Stalldirnen, wie jener eine Puppenkomödie für eine Staatsakzion hielt, ſo halte ich unſre Staatsakzionen für leidige Puppenkomödien — doch eben ſo tapfer wie der tapfere Manchaner ſchlage ich drein in die hölzerne Wirthſchaft. Ach! ſolche Heldenthat bekömmt mir oft eben ſo ſchlecht wie ihm, und ich muß, eben ſo wie er, viel erdulden für die Ehre meiner Dame. Wollte ich ſie verläugnen, aus eitel Furcht oder ſchnöder Gewinnſucht, ſo könnte ich behaglich leben in dieſer ſeyenden vernünftigen Welt, und ich würde eine ſchöne Maritorne zum Altare führen, und mich einſegnen laſſen von feiſten Zauberern, und mit edlen Eſeltreibern banquettiren, und gefahrloſe Novellen und ſonſtige kleine Sklävchen zeugen! Statt deſſen, geſchmückt mit den drey Farben meiner Dame, muß ich beſtändig auf der Menſur liegen, und mich durch unſägliches Drangſal durchſchlagen, und ich erfechte keinen Sieg, der mich nicht auch etwas Herzblut koſtet. Tag und Nacht bin ich in Nöthen; denn jene Feinde ſind ſo tückiſch, daß manche, die ich zu Tode getroffen, ſich noch immer ein Air gaben als ob ſie lebten, und in alle Geſtalten ſich verwandelnd, mir Tag und Nacht verleiden konnten. Wie viel Schmerzen habe ich, durch ſolchen fatalen Spuk, ſchon erdulden müſſen! Wo mir etwas Liebes blühte, da ſchlichen ſie hin, die heimtückiſchen Geſpenſter, und knickten ſogar die unſchuldigſten Knospen. Ueberall, und wo ich es am wenigſten vermuthen ſollte, entdecke ich am Boden ihre ſilbrigte Schleimſpur, und nehme ich mich nicht in Acht, ſo kann ich verderblich ausgleiten, ſogar im Hauſe der nächſten Lieben. Ihr mögt lächeln, und ſolche Beſorgniß für eitel Einbildungen, gleich denen des Don Quixote, halten. Aber eingebildete Schmerzen thun darum nicht minder weh, und bildet man ſich ein etwas Schirling genoſſen zu haben, ſo kann man die Auszehrung bekommen, auf keinen Fall wird man davon fett. Und daß ich fett geworden ſey, iſt eine Verläumdung, wenigſtens habe ich noch keine fette Sinekur erhalten, und ich hätte doch die dazu gehörigen Talente. Auch iſt von dem Fett der Vetterſchaft nichts an mir zu verſpüren. Ich bilde mir ein, man habe alles mögliche angewendet um mich mager zu halten; als mich hungerte da fütterte man mich mit Schlangen, als mich dürſtete da tränkte man mich mit Wermuth, man goß mir die Hölle ins Herz, daß ich Gift weinte und Feuer ſeufzte, man kroch mir nach bis in die Träume meiner Nächte — und da ſehe ich ſie die grauenhaften Larven, die noblen Lakayengeſichter mit fletſchenden Zähnen, die drohenden Banquiernaſen, die tödtlichen Augen, die aus den Kaputzen hervorſtechen, die bleichen Manſchettenhände mit blanken Meſſern —

Auch die alte Frau, die neben mir wohnt, meine Wandnachbarin, hält mich für verrückt, und behauptet ich ſpräche im Schlafe das wahnſinnigſte

Zeug, und die vorige Nacht habe ſie deutlich gehört, daß ich rief: „Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt und ich der unglücklichſte Ritter auf Erden, aber es ziemt ſich nicht, daß meine Schwäche dieſe Wahrheit verläugne — ſtoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Spätere Nachſchrift.

(November 1830.)

Ich weiß nicht welche ſonderbare Pietät mich davon abhielt, einige Ausdrücke, die mir bey ſpäterer Durchſicht der vorſtehenden Blätter etwas allzuherbe erſchienen, im mindeſten zu ändern. Das Manuſkript war ſchon ſo gelb verblichen, wie ein Todter, und ich hatte Scheu es zu verſtümmeln. Alles verjährt Geſchriebene hat ſolch inwohnendes Recht der Unverletzlichkeit, und gar dieſe Blätter, die gewiſſermaßen einer dunkeln Vergangenheit angehören. Denn ſie ſind faſt ein Jahr vor der dritten bourboniſchen Hedſchira geſchrieben, zu einer Zeit, die weit herber war als der herbſte Ausdruck, zu einer Zeit, wo es den Anſchein gewann, als könnte der Sieg der Freyheit noch um ein Jahrhundert verzögert werden. Es war wenigſtens bedenklich, wenn man ſah, wie unſere Ritter ſo ſichere Geſichter bekamen, wie ſie die verblaßten Wappen wieder friſchbunt anſtreichen ließen, wie ſie mit Schild und Speer zu München und Potsdam turnierten, wie ſie ſo ſtolz auf ihren hohen Roſſen ſaßen, als wollten ſie nach Quedlinburg reiten, um ſich neu auflegen zu laſſen bey Gottfried Baſſen. Noch unerträglicher waren die triumphirend tückiſchen Aeugelein unſerer Pfäffelein, die ihre langen Ohren ſo ſchlau unter der Kapuze zu verbergen wußten, daß wir die verderblichſten Kniffe erwarteten. Man konnte gar nicht vorher wiſſen, daß die edlen Ritter ihre Pfeile ſo kläglich verſchießen würden, und meiſtens anonym, oder wenigſtens im Davonjagen, mit abgewendetem Geſichte, wie fliehende Baſchkiren. Eben ſo wenig konnte man vorher wiſſen, daß die Schlangenliſt unſerer Pfäfflein ſo zu Schanden werde — ach! es iſt faſt Mitleiden erregend, wenn man ſieht, wie ſchlecht ſie ihr beſtes Gift zu brauchen wiſſen, da ſie uns, aus Wuth, in großen Stücken den Arſenik an den Kopf werfen, ſtatt ihn lothweis und liebevoll in unſere Suppen zu ſchütten, wenn man ſieht, wie ſie aus der alten Kinderwäſche die verjährten Windeln ihrer Feinde hervorkramen, um Unrath zu erſchnüffeln, wie ſie ſogar die Väter ihrer Feinde aus dem Grabe hervorwühlen, um nachzuſehen, ob ſie etwa beſchnitten waren — O der Thoren! die da meinen entdeckt zu haben, der Löwe gehöre eigentlich zum Katzengeſchlecht, und die mit dieſer naturgeſchichtlichen Entdeckung noch ſo lang herumziſchen werden, bis die große Katze das ex ungue leonem an ihrem eignen Fleiſche bewährt! O der obſcuren Wichte, die nicht eher erleuchtet werden, bis ſie ſelbſt an der Laterne hängen!

Mit den Gedärmen eines Eſels möchte ich meine Leyer beſaiten, um ſie nach Würden zu beſingen, die geſchorenen Dummköpfe!

Eine gewaltige Luſt ergreift mich! Während ich ſitze, und ſchreibe, erklingt Muſik unter meinem Fenſter, und an dem elegiſchen Grimm der langezogenen Melodie, erkenne ich jene marſeiller Hymne, womit der ſchöne Barbaroux und ſeine Gefährten die Stadt Paris begrüßten, jener Kuhreigen der Freyheit, bey deſſen Tönen die Schweitzer in den Tuilerien das Heimweh bekamen, jener triumphirende Todesgeſang der Gironde, das alte, ſüße Wiegenlied —

Welch ein Lied! Es durchſchauert mich mit Feuer und Freude, und entzündet in mir die glühenden Sterne der Begeiſterung und die Raketen des Spottes. Ja, dieſe ſollen nicht fehlen, bey dem großen Feuerwerk der Zeit. Klingende Flammenſtröme des Geſanges ſollen ſich ergießen von der Höhe der Freyheitsluſt, in kühnen Kaskaden, wie ſich der Ganges herabſtürzt vom Himalaya! Und du, holde Satyra, Tochter der gerechten Themis und des bocksfüßigen Pan, leih mir deine Hülfe, Du biſt ja mütterlicher Seite dem Titanengeſchlechte entſproſſen, und haſſeſt gleich mir die Feinde deiner Sippſchaft, die ſchwächlichen Uſurpatoren des Olymps. Leih mir das Schwert deiner Mutter, damit ich ſie richte, die verhaßte Brut, und gieb mir die Pickelflöte deines Vaters, damit ich ſie zu Tode pfeife —

Schon hören ſie das tödtliche Pfeifen, und es ergreift ſie der paniſche Schrecken, und ſie entfliehen wieder, in Thiergeſtalten, wie damals, als wir den Pelion ſtülpten auf den Oſſa —

Aux armes citoyens!

Man thut uns armen Titanen ſehr Unrecht, als man die düſtre Wildheit tadelte, womit wir, bey jenem Himmelsſturm, heraufſtobten — ach, da unten im Tartaros, da war es grauenhaft und dunkel, und da hörten wir nur Cerberusgeheul und Kettengeklirr, und es iſt verzeihlich, wenn wir etwas ungeſchlacht erſchienen, in Vergleichung mit jenen Göttern comme il faut, die fein und geſittet, in den heiteren Salons des Olymps, ſo viel lieblichen Nektar und ſüße Muſenkonzerte genoſſen.

Ich kann nicht weiter ſchreiben, denn die Muſik unter meinem Fenſter berauſcht mir den Kopf, und immer gewaltiger greift herauf der Refrain:

Aux armes citoyens!

Engliſche Fragmente.

1828.

Glückſeliges Albion! luſtiges Alt-England! warum verließ ich Dich? — Um die Geſellſchaft von Gentlemen zu fliehen, und unter Lumpengeſindel der Einzige zu ſeyn, der mit Bewußtſeyn lebt und handelt?

Die ehrlichen Leute von W. Alexis.

I.

Geſpräch auf der Themſe.

— — — Der gelbe Mann ſtand neben mir auf dem Verdeck, als ich die grünen Ufer der Themſe erblickte, und in allen Winkeln meiner Seele die Nachtigallen erwachten. „Land der Freyheit,“ rief ich, „ich grüße dich! — Sey mir gegrüßt, Freyheit, junge Sonne der verjüngten Welt! Jene ältere Sonnen, die Liebe und der Glaube, ſind welk und kalt geworden, und können nicht mehr leuchten und wärmen. Verlaſſen ſind die alten Myrtenwälder, die einſt ſo überbevölkert waren, und nur noch blöde Turteltauben niſten in den zärtlichen Büſchen. Es ſinken die alten Dome, die einſt von einem übermüthig frommen Geſchlechte, das ſeinen Glauben in den Himmel hineinbauen wollte, ſo rieſenhoch aufgethürmt wurden; ſie ſind morſch und verfallen und ihre Götter glauben an ſich ſelbſt nicht mehr. Dieſe Götter ſind abgelebt, und unſere Zeit hat nicht Phantaſie genug neue zu ſchaffen. Alle Kraft der Menſchenbruſt wird jetzt zu Freyheitsliebe und die Freyheit iſt vielleicht die Religion der neuen Zeit, und es iſt wieder eine Religion, die nicht den Reichen gepredigt wurde, ſondern den Armen, und ſie hat ebenfalls ihre Evangeliſten, ihre Martyrer und ihre Iſchariots!"

„Junger Enthuſiaſt," ſprach der gelbe Mann, „Sie werden nicht finden, was Sie ſuchen. Sie mögen Recht haben, daß die Freyheit eine neue Religion iſt, die ſich über die ganze Erde verbreitet. Aber wie einſt jedes Volk, indem es das Chriſtenthum annahm, ſolches nach ſeinen Bedürfniſſen und ſeinem eigenen Charakter modelte, ſo wird jedes Volk von der neuen Religion, von der Freyheit, nur dasjenige annehmen was ſeinen Lokalbedürfniſſen und ſeinem Nationalcharakter gemäß iſt.“

„Die Engländer ſind ein häusliches Volk, ſie leben ein begrenztes, umfriedetes Familienleben; im Kreiſe ſeiner Angehörigen ſucht der Engländer jenes Seelenbehagen, das ihm ſchon durch ſeine angeborene geſellſchaftliche Unbeholfenheit außer dem Hauſe verſagt iſt. Der Engländer iſt daher mit jener Freyheit zufrieden, die ſeine perſönlichſten Rechte verbürgt und ſeinen Leib, ſein Eigenthum, ſeine Ehe, ſeinen Glauben und ſogar ſeine Grillen unbedingt ſchützt. In ſeinem Hauſe iſt niemand freier als ein Engländer, um mich eines berühmten Ausdrucks zu bedienen, er iſt König und Biſchof in ſeinen vier Pfählen, und nicht unrichtig iſt ſein gewöhnlicher Wahlſpruch: my house is my castle.“

„Iſt nun bey den Engländern das meiſte Bedürfniß nach perſönlicher Freyheit, ſo möchte wohl der Franzoſe im Nothfall dieſe entbehren können, wenn man ihm nur jenen Theil der allgemeinen

Freyheit, den wir Gleichheit nennen, vollauf genießen laſſen. Die Franzoſen ſind kein häusliches Volk, ſondern ein geſelliges, ſie lieben kein ſchweigendes Beyſammenſitzen, welches ſie une conversation anglaise nennen, ſie laufen plaudernd vom Kaffeehaus nach dem Caſſino, vom Caſſino nach den Salons, ihr leichtes Champagnerblut und angebornes Umgangstalent treibt ſie zum Geſellſchaftsleben, und deſſen erſte und letzte Bedingung, ja deſſen Seele iſt: die Gleichheit. Mit der Ausbildung der Geſellſchaftlichkeit in Frankreich mußte daher auch das Bedürfniß der Gleichheit entſtehen, und wenn auch der Grund der Revolution im Budget zu ſuchen iſt, ſo wurde ihr doch zuerſt Wort und Stimme verliehen, von jenen geiſtreichen Roturiers, die in den Salons von Paris mit der hohen Nobleſſe ſcheinbar auf einem Fuße der Gleichheit lebten, und doch dann und wann, ſey es auch nur durch ein kaum bemerkbares, aber deſto tiefer verletzendes Feudallächeln, an die große, ſchmachvolle

Ungleichheit erinnert wurden; — und wenn die Canaille roturière ſich die Freyheit nahm, jene hohe Nobleſſe zu köpfen, ſo geſchah dieſes vielleicht weniger um ihre Güter als um ihre Ahnen zu erben, und ſtatt der bürgerlichen Ungleichheit eine adliche Gleichheit einzuführen. Daß dieſes Streben nach Gleichheit das Hauptprinzip der Revolution war, dürfen wir um ſo mehr glauben, da die Franzoſen ſich bald glücklich und zufrieden fühlten unter der Herrſchaft ihres großen Kaiſers, der, ihre Unmündigkeit beachtend, all ihre Freyheit unter ſeiner ſtrengen Curatel hielt, und ihnen nur die Freude einer völligen, ruhmvollen Gleichheit überließ."

„Weit geduldiger als der Franzoſe erträgt daher der Engländer den Anblick einer bevorrechteten Ariſtokratie; er tröſtet ſich, daß er ſelbſt Rechte beſitzt, die es jener unmöglich machen, ihn in ſeinen häuslichen Comforts und in ſeinen Lebensanſprüchen zu ſtören. Auch trägt jene Ariſtokratie nicht jene Rechte zur Schau, wie auf dem Continente.

In den Straßen und öffentlichen Vergnügungsſälen Londons ſieht man bunte Bänder nur auf den Hauben der Weiber und goldne und ſilberne Abzeichen nur auf den Röcken der Lakaien. Auch jene ſchöne, bunte Livree, die bey uns einen bevorrechteten Wehrſtand ankündigt, iſt in England nichts weniger als eine Ehrenauszeichnung; wie ein Schauſpieler ſich nach der Vorſtellung die Schminke abwiſcht, ſo eilt auch der engliſche Offizier, ſich ſeines rothen Rocks zu entledigen, ſobald die Dienſtſtunde vorüber iſt, und im ſchlichten Rock eines Gentleman iſt er wieder ein Gentleman. Nur auf dem Theater zu St. James gelten jene Decorationen und Koſtume, die aus dem Kehricht des Mittelalters aufbewahrt worden; da flattern die Ordensbänder, da blinken die Sterne, da rauſchen die ſeidenen Hoſen und Atlasſchleppen, da knarren die goldnen Sporen und altfranzöſiſchen Redensarten, da bläht ſich der Ritter, da ſpreizt ſich das Fräulein. — Aber was kümmert einen freyen Engländer die Hofkomödie zu St. James! wird er doch nie davon beläſtigt und verwehrt es ihm ja niemand, wenn er in ſeinem Hauſe ebenfalls Komödie ſpielt, und ſeine Hausofficianten vor ſich knieen läßt, und mit dem Strumpfband der Köchin tändelt — honny soit qui mal y pense.“

„Was die Deutſchen betrifft, ſo bedürfen ſie weder der Freyheit noch der Gleichheit. Sie ſind ein ſpeculatives Volk, Ideologen, Vor- und Nachdenker, Träumer, die nur in der Vergangenheit und in der Zukunft leben, und keine Gegenwart haben. Engländer und Franzoſen haben eine Gegenwart, bei ihnen hat jeder Tag ſeinen Kampf und Gegenkampf und ſeine Geſchichte. Der Deutſche hat nichts, wofür er kämpfen ſollte, und da er zu muthmaßen begann, daß es doch Dinge geben könne, deren Beſitz wünſchenswerth wäre, ſo haben wohlweiſe ſeine Philoſophen ihn gelehrt, an der Exiſtenz ſolcher Dinge zu zweifeln. Es läßt ſich nicht läugnen, daß auch die Deutſchen die Freyheit lieben.

Aber anders wie andere Völker. Der Engländer liebt die Freyheit wie ſein rechtmäßiges Weib, er beſitzt ſie, und wenn er ſie auch nicht mit abſonderlicher Zärtlichkeit behandelt, ſo weiß er ſie doch im Nothfall wie ein Mann zu vertheidigen, und wehe dem rothgeröckten Burſchen, der ſich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — ſey es als Gallant oder als Scherge. Der Franzoſe liebt die Freyheit wie ſeine erwählte Braut. Er glüht für ſie, er flammt, er wirft ſich zu ihren Füßen mit den überſpannteſten Betheuerungen, er ſchlägt ſich für ſie auf Tod und Leben, er begeht für ſie tauſenderley Thorheiten. Der Deutſche liebt die Freyheit wie ſeine alte Großmutter."

Gar wunderlich ſind doch die Menſchen! Im Vaterlande brummen wir, jede Dummheit, jede Verkehrtheit dort verdrießt uns, wie Knaben möchten wir täglich davon laufen in die weite Welt; ſind wir endlich wirklich in die weite Welt gekommen, ſo iſt uns dieſe wieder zu weit, und heimlich ſehnen wir uns oft wieder nach den engen Dummheiten und Verkehrtheiten der Heimath, und wir möchten wieder dort in der alten, wohlbekannten Stube ſitzen, und uns, wenn es anginge, ein Haus hinter den Ofen bauen, und warm drin hocken, und den allgemeinen Anzeiger der Deutſchen leſen. So ging es auch mir auf der Reiſe nach England. Kaum verlor ich den Anblick der deutſchen Küſte, ſo erwachte in mir eine kurioſe Nachliebe für jene teutoniſchen Schlafmützen- und Perückenwälder, die ich eben noch mit Unmuth verlaſſen, und als ich das Vaterland aus den Augen verloren hatte, fand ich es im Herzen wieder.

Daher mochte wohl meine Stimme etwas weich klingen, als ich dem gelben Mann antwortete: „Lieber Herr, ſcheltet mir nicht die Deutſchen! Wenn ſie auch Träumer ſind, ſo haben doch manche unter ihnen ſo ſchöne Träume geträumet, daß ich ſie kaum vertauſchen möchte gegen die wachende Wirklichkeit unſerer Nachbaren. Da wir alle ſchlafen und träumen, ſo können wir vielleicht die Freyheit entbehren; denn unſere Tyrannen ſchlafen ebenfalls und träumen blos ihre Tyrannei. Nur damals ſind wir erwacht, als die katholiſchen Römer unſere Traumfreyheit geraubt hatten; da handelten wir und ſiegten und legten uns wieder hin und träumten. O Herr! ſpottet nicht unſerer Träumer, dann und wann, wie Somnambüle ſprechen ſie Wunderbares im Schlafe, und ihr Wort wird Saat der Freyheit. Keiner kann abſehen die Wendung der Dinge. Der ſpleenige Britte, ſeines Weibes überdrüſſig, legt ihr vielleicht einſt einen Strick um den Hals, und bringt ſie zum Verkauf nach Smithfield. Der flatterhafte Franzoſe wird ſeiner geliebten Braut vielleicht treulos und verläßt ſie, und tänzelt ſingend nach den Hofdamen (courtisanes) ſeines königlichen Palaſtes (palais royal). Der Deutſche wird aber ſeine alte Großmutter nie ganz vor die Thüre ſtoßen, er wird ihr immer ein Plätzchen am Heerde gönnen, wo ſie den horchenden Kindern ihre Mährchen erzählen kann. — Wenn einſt, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freyheit verſchwunden iſt, ſo wird ein deutſcher Träumer ſie in ſeinen Träumen wieder entdecken."

Während nun das Dampfboot, und auf demſelben unſer Geſpräch, den Strom hinaufſchwamm, war die Sonne untergegangen, und ihre letzten Strahlen beleuchteten das Hoſpital zu Greenwich, ein impoſantes palaſtgleiches Gebäude, das eigentlich aus zwei Flügeln beſteht, deren Zwiſchenraum leer iſt, und einen mit einem artigen Schlößlein gekrönten, waldgrünen Berg den Vorbeifahrenden ſehen läßt. Auf dem Waſſer nahm jetzt das Gewühl der Schiffe immer zu, und ich wunderte mich, wie geſchickt dieſe großen Fahrzeuge ſich einander ausweichen. Da grüßt im Begegnen manch ernſthaft freundliches Geſicht, das man nie geſehen hat, und vielleicht auch nie wieder ſehen wird. Man fährt ſich ſo nahe vorbei, daß man ſich die Hände reichen könnte zum Willkomm und Abſchied zu gleicher Zeit. Das Herz ſchwillt beim Anblick ſo vieler ſchwellenden Segel, und wird wunderbar aufgeregt, wenn vom Ufer her das verworrene Summen und die ferne Tanzmuſik und der dumpfe Matroſenlärm herandröhnt. Aber im weißen Schleyer des Abendnebels verſchwimmen allmählig die Contouren der Gegenſtände, und ſichtbar bleibt nur ein Wald von Maſtbäumen, die lang und kahl emporragen.

Der gelbe Mann ſtand noch immer neben mir, und ſchaute ſinnend in die Höhe, als ſuche er im Nebelhimmel die bleichen Sterne. Noch immer in die Höhe ſchauend, legte er die Hand auf meine Schulter, und in einem Tone, als wenn geheime Gedanken unwillkürlich zu Worten werden, ſprach er: „Freyheit und Gleichheit! man findet ſie nicht hier unten und nicht einmal dort oben. Dort jene Sterne ſind nicht gleich, einer iſt größer und leuchtender als der andere, keiner von ihnen wandelt frey, alle gehorchen ſie vorgeſchriebenen, eiſernen

Geſetzen — Sclaverey iſt im Himmel wie auf Erden.“

„Das iſt der Tower!“ rief plötzlich einer unſerer Reiſegefährten, indem er auf ein hohes Gebäude zeigte, das, aus dem nebelbedeckten London, wie ein geſpenſtiſch dunkler Traum, hervorſtieg.

II.

London.

Ich habe das Merkwürdigſte geſehen, was die Welt dem ſtaunenden Geiſte zeigen kann, ich habe es geſehen und ſtaune noch immer — noch immer ſtarrt in meinem Gedächtniſſe dieſer ſteinerne Wald von Häuſern und dazwiſchen der drängende Strom lebendiger Menſchengeſichter mit all ihren bunten Leidenſchaften, mit all ihrer grauenhaften Haſt der Liebe, des Hungers und des Haſſes — ich ſpreche von London.

Schickt einen Philoſophen nach London; bei Leibe keinen Poeten! Schickt einen Philoſophen hin und ſtellt ihn an eine Ecke von Cheapſide, er wird hier mehr lernen, als aus allen Büchern der letzten leipziger Meſſe; und wie die Menſchenwogen ihn umrauſchen, ſo wird auch ein Meer von neuen Gedanken vor ihm aufſteigen, der ewige Geiſt, der darüber ſchwebt, wird ihn anwehen, die verborgenſten Geheimniſſe der geſellſchaftlichen Ordnung werden ſich ihm plötzlich offenbaren, er wird den Pulsſchlag der Welt hörbar vernehmen und ſichtbar ſehen — denn wenn London die rechte Hand der Welt iſt, die thätige, mächtige rechte Hand, ſo iſt jene Straße, die von der Börſe nach Downingſtreet führt, als die Pulsader der Welt zu betrachten.

Aber ſchickt keinen Poeten nach London! Dieſer baare Ernſt aller Dinge, dieſe koloſſale Einförmigkeit, dieſe maſchinenhafte Bewegung, dieſe Verdrießlichkeit der Freude ſelbſt, dieſes übertriebene London erdrückt die Phantaſie und zerreißt das Herz. Und wolltet Ihr gar einen deutſchen

Poeten hinſchicken, einen Träumer, der vor jeder einzelnen Erſcheinung ſtehen bleibt, etwa vor einem zerlumpten Bettelweib oder einem blanken Goldſchmiedladen — o! dann geht es ihm erſt recht ſchlimm, und er wird von allen Seiten fortgeſchoben oder gar mit einem milden God damn! niedergeſtoßen. God damn! das verdammte Stoßen! Ich merkte bald, dieſes Volk hat Viel zu thun. Es lebt auf einem großen Fuße, es will, obgleich Futter und Kleider in ſeinem Lande theurer ſind als bei uns, dennoch beſſer gefüttert und beſſer gekleidet ſeyn als wir; wie zur Vornehmheit gehört, hat es auch große Schulden, dennoch aus Großpralerei wirft es zuweilen ſeine Guineen zum Fenſter hinaus, bezahlt andere Völker, daß ſie ſich zu ſeinem Vergnügen herumboxen, giebt dabey ihren reſpektiven Königen noch außerdem ein gutes Douceur — und deshalb hat John Bull Tag und Nacht zu arbeiten, um Geld zu ſolchen Ausgaben anzuſchaffen, Tag und Nacht muß er ſein Gehirn anſtrengen zur Erfindung neuer Maſchinen, und er ſitzt und rechnet im Schweiße ſeines Angeſichts, und rennt und läuft, ohne ſich viel umzuſehen, vom Hafen nach der Börſe, von der Börſe nach dem Strand, und da iſt es ſehr verzeihlich, wenn er an der Ecke von Cheapſide einen armen deutſchen Poeten, der einen Bilderladen angaffend ihm in dem Wege ſteht, etwas unſanft auf die Seite ſtößt. „God damn!“

Das Bild aber, welches ich an der Ecke von Cheapſide angaffte, war der Uebergang der Franzoſen über die Bereſina.

Als ich, aus dieſer Betrachtung aufgerüttelt, wieder auf die toſende Straße blickte, wo ein buntſcheckiger Knäul von Männern, Weibern, Kindern, Pferden, Poſtkutſchen, darunter auch ein Leichenzug, ſich brauſend, ſchreiend, ächzend und knarrend dahinwälzte: da ſchien es mir, als ſey ganz London ſo eine Bereſinabrücke, wo jeder in wahnſinniger Angſt, um ſein Bischen Leben zu friſten, ſich durchdrängen will, wo der kecke Reuter den armen Fußgänger niederſtampft, wo derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren iſt, wo die beſten Kameraden fühllos einer über die Leiche des andern dahineilen, und Tauſende, die, ſterbensmatt und blutend, ſich vergebens an den Planken der Brücke feſtklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabſtürzen.

Wie viel heiterer und wohnlicher iſt es dagegen in unſerem lieben Deutſchland! Wie traumhaft gemach, wie ſabathlich ruhig bewegen ſich hier die Dinge! Ruhig zieht die Wache auf, im ruhigen Sonnenſchein glänzen die Uniformen und Häuſer, an den Flieſen flattern die Schwalben, aus den Fenſtern lächeln dicke Juſtizräthinnen, auf den hallenden Straßen iſt Platz genug: die Hunde können ſich gehörig anriechen, die Menſchen können bequem ſtehen bleiben und über das Theater diskuriren und tief, tief grüßen, wenn irgend ein vornehmes Lümpchen oder Vicelümpchen, mit bunten Bändchen auf dem abgeſchabten Röckchen, oder ein gepudertes, vergoldetes Hofmarſchälkchen gnädig wiedergrüßend vorbeytänzelt!

Ich hatte mir vorgenommen über die Großartigkeit Londons, wovon ich ſo viel gehört, nicht zu erſtaunen. Aber es ging mir wie dem armen Schulknaben, der ſich vornahm, die Prügel, die er empfangen ſollte, nicht zu fühlen. Die Sache beſtand eigentlich in dem Umſtande, daß er die gewöhnlichen Hiebe mit dem gewöhnlichen Stocke, wie gewöhnlich, auf dem Rücken erwartete, und ſtatt deſſen eine ungewöhnliche Tracht Schläge, auf einem ungewöhnlichen Platze, mit einem dünnen Röhrchen empfing. Ich erwartete große Paläſte und ſah nichts als lauter kleine Häuſer. Aber eben die Gleichförmigkeit derſelben und ihre unabſehbare Menge imponirt ſo gewaltig.

Dieſe Häuſer von Ziegelſteinen bekommen durch feuchte Luft und Kohlendampf gleiche Farbe, nämlich bräunliches Olivengrün; ſie ſind alle von derſelben Bauart, gewöhnlich zwey oder drey Fenſter breit, drey hoch, und oben mit kleinen rothen Schornſteinen geziert, die wie blutig ausgeriſſene Zähne ausſehen, dergeſtalt, daß die breiten, regelrechten Straßen, die ſie bilden, nur zwey unendlich lange kaſernenartige Häuſer zu ſeyn ſcheinen. Dieſes hat wohl ſeinen Grund in dem Umſtande, daß jede engliſche Familie, und beſtände ſie auch nur aus zwey Perſonen, dennoch ein ganzes Haus, ihr eignes Caſtell, bewohnen will, und reiche, Spekulanten, ſolchem Bedürfniß entgegenkommend, ganze Straßen bauen, worin ſie die Häuſer einzeln wieder verhökern. In den Hauptſtraßen der City, demjenigen Theil Londons, wo der Sitz des Handels und der Gewerke, wo noch alterthümliche Gebäude zwiſchen den neuen zerſtreut ſind, und wo auch die Vorderſeite der Häuſer mit ellenlangen Namen und Zahlen, gewöhnlich goldig und relief bis ans Dach bedeckt ſind: da iſt jene charakteriſtiſche Einförmigkeit der Häuſer nicht ſo auffallend, um ſo weniger, da das Auge des Fremden unaufhörlich beſchäftigt wird, durch den wunderbaren Anblick neuer und ſchöner Gegenſtände, die an den Fenſtern der Kaufläden ausgeſtellt ſind. Nicht bloß dieſe Gegenſtände ſelbſt machen den größten Effekt, weil der Engländer Alles, was er verfertigt, auch vollendet liefert, und jeder Luxusartikel, jede Aſtrallampe und jeder Stiefel, jede Theekanne und jeder Weiberrock uns ſo finished und einladend entgegenglänzt: ſondern auch die Kunſt der Aufſtellung, Farbenkontraſt und Mannigfaltigkeit giebt den engliſchen Kaufläden einen eignen Reiz; ſelbſt die alltäglichſten Lebensbedürfniſſe erſcheinen in einem überraſchenden Zauberglanze, gewöhnliche Eßwaaren locken uns durch ihre neue Beleuchtung, ſogar rohe Fiſche liegen ſo wohlgefällig appretirt, daß uns der regenbogenfarbige Glanz ihrer Schuppen ergötzt, rohes Fleiſch liegt wie gemalt auf ſaubern, bunten Porzellantellerchen mit lachender Peterſilie umkränzt, ja

Alles erſcheint uns wie gemalt und mahnt uns an die glänzenden und doch ſo beſcheidenen Bilder des Franz Mieris. Nur die Menſchen ſind nicht ſo heiter, wie auf dieſen holländiſchen Gemälden, mit den ernſthafteſten Geſichtern verkaufen ſie die luſtigſten Spielſachen, und Zuſchnitt und Farbe ihrer Kleidung iſt gleichförmig wie ihre Häuſer.

Auf der entgegengeſetzten Seite Londons, die man das Weſtende nennt, the west end of the town, und wo die vornehmere und minder beſchäftigte Welt lebt, iſt jene Einförmigkeit noch vorherrſchender; doch giebt es hier ganze lange, gar breite Straßen, wo alle Häuſer groß wie Paläſte, aber äußerlich nichts weniger als ausgezeichnet ſind, außer daß man hier, wie an allen nicht ganz ordinären Wohnhäuſern Londons, die Fenſter der erſten Etage mit eiſengittrigen Balkonen verziert ſieht und auch au rez de chaussée ein ſchwarzes Gitterwerk findet, wodurch eine in die Erde gegrabene Kellerwohnung geſchützt wird. Auch findet man in dieſem Theile der Stadt große Squares: Reihen von Häuſern gleich den obenbeſchriebenen, die ein Viereck bilden, in deſſen Mitte ein von ſchwarzem Eiſengitter verſchloſſener Garten mit irgend einer Statue befindlich iſt. Auf allen dieſen Plätzen und Straßen wird das Auge des Fremden nirgends beleidigt von baufälligen Hütten des Elends. Ueberall ſtarrt Reichthum und Vornehmheit, und hineingedrängt in abgelegene Gäßchen und dunkle, feuchte Gänge wohnt die Armuth mit ihren Lumpen und ihren Thränen.

Der Fremde, der die großen Straßen Londons durchwandert und nicht juſt in die eigentlichen Pöbelquartiere geräth, ſieht daher Nichts oder ſehr Wenig von dem vielen Elend, das in London vorhanden iſt. Nur hie und da, am Eingange eines dunklen Gäßchens, ſteht ſchweigend ein zerſetztes Weib, mit einem Säugling an der abgehärmten Bruſt, und bettelt mit den Augen. Vielleicht wenn dieſe Augen noch ſchön ſind, ſchaut man einmal hinein — und erſchrickt ob der Welt von Jammer, die man darin geſchaut hat. Die gewöhnlichen Bettler ſind alte Leute, meiſtens Mohren, die an den Straßenecken ſtehen, und, was im kothigen London ſehr nützlich iſt, einen Pfad für Fußgänger kehren und dafür eine Kupfermünze verlangen. Die Armuth in Geſellſchaft des Laſters und des Verbrechens ſchleicht erſt des Abends aus ihren Schlupfwinkeln. Sie ſcheut das Tageslicht um ſo ängſtlicher, je grauenhafter ihr Elend kontraſtirt mit dem Uebermuthe des Reichthums, der überall hervorprunkt; nur der Hunger treibt ſie manchmal um Mittagszeit aus dem dunkeln Gäßchen, und da ſteht ſie mit ſtummen, ſprechenden Augen und ſtarrt flehend empor zu dem reichen Kaufmann, der geſchäftig-geldklimpernd vorübereilt, oder zu dem müßigen Lord, der, wie ein ſatter Gott, auf hohem Roß einherreitet und auf das Menſchengewühl unter ihm dann und wann einen gleichgültig vornehmen Blick wirft, als wären es winzige Ameiſen, oder doch nur ein Haufen niedriger Geſchöpfe, deren Luſt und Schmerz mit ſeinen Gefühlen Nichts gemein hat — denn über dem Menſchengeſindel, das am Erdboden feſtklebt, ſchwebt Englands Nobility, wie Weſen höherer Art, die das kleine England nur als ihr Abſteigequartier, Italien als ihren Sommergarten, Paris als ihren Geſellſchaftsſaal, ja die ganze Welt als ihr Eigenthum betrachten. Ohne Sorgen und ohne Schranken ſchweben ſie dahin, und ihr Gold iſt ein Talisman, der ihre tollſten Wünſche in Erfüllung zaubert.

Arme Armuth! wie peinigend muß dein Hunger ſeyn, dort wo Andere im höhnenden Ueberfluſſe ſchwelgen! Und hat man dir auch mit gleichgültiger Hand eine Brodkruſte in den Schoß geworfen, wie bitter müſſen die Thränen ſeyn, womit du ſie erweichſt! Du vergifteſt dich mit deinen eignen Thränen. Wohl haſt du Recht, wenn du dich zu dem Laſter und dem Verbrechen geſellſt. Ausgeſtoßene Verbrecher tragen oft mehr Menſchlichkeit im Herzen, als jene kühlen, untadelhaften Staatsbürger der Tugend, in deren bleichen Herzen die Kraft des Böſen erloſchen iſt, aber auch die Kraft des Guten. Und gar das Laſter iſt nicht immer Laſter. Ich habe Weiber geſehen, auf deren Wangen das rothe Laſter gemahlt war und in ihrem Herzen wohnte himmliſche Reinheit. Ich habe Weiber geſehen — ich wollt' ich ſähe ſie wieder! —

III.

Die Engländer.

Unter den Bogengängen der Londoner Börſe hat jede Nation ihren angewieſenen Platz, und auf hochgeſteckten Täfelchen lieſt man die Namen: Ruſſen, Spanier, Schweden, Deutſche, Malteſer, Juden, Hanſeaten, Türken u. ſ. w. Vormals ſtand jeder Kaufmann unter dem Täfelchen, worauf der Name ſeiner Nation geſchrieben. Jetzt aber würde man ihn vergebens dort ſuchen; die Menſchen ſind fortgerückt, wo einſt Spanier ſtanden, ſtehen jetzt Holländer, die Hanſeaten traten an die Stelle der Juden, wo man Türken ſucht, findet man jetzt Ruſſen, die Italiener ſtehen, wo einſt die Franzoſen geſtanden, ſogar die Deutſchen ſind weiter gekommen.

Wie auf der Londoner Börſe, ſo auch in der übrigen Welt ſind die alten Täfelchen ſtehen geblieben, während die Menſchen darunter weggeſchoben worden und andere an ihrer Stelle gekommen ſind, deren neue Köpfe ſehr ſchlecht paſſen zu der alten Aufſchrift. Die alten ſtereotypen Charakteriſtiken der Völker, wie wir ſolche in gelehrten Kompendien und Bierſchenken finden, können uns nichts mehr nutzen und nur zu troſtloſen Irrthümern verleiten. Wie wir unter unſern Augen in den letzten Jahrzehnten den Charakter unſerer weſtlichen Nachbaren ſich allmählich umgeſtalten ſahen, ſo können wir, ſeit Aufhebung der Kontinentalſperre, eine ähnliche Umwandlung jenſeits des Kanales wahrnehmen. Steife, ſchweigſame Engländer wallfahren ſchaarweis nach Frankreich, um dort ſprechen und ſich bewegen zu lernen, und bey ihrer Rückkehr ſieht man mit Erſtaunen, daß Ihnen die Zunge gelöſt iſt, daß ſie nicht mehr wie ſonſt zwey linke Hände haben, und nicht mehr mit Beefſteak und Plumppudding zufrieden ſind. Ich ſelbſt habe ejnen ſolchen Engländer geſehen, der in Taviſtock-Tavern etwas Zucker zu ſeinem Blumenkohl verlangt hat, eine Ketzerey gegen die ſtrenge anglikaniſche Küche, worüber der Kellner faſt rücklings fiel, indem gewiß ſeit der römiſchen Invaſion der Blumenkohl in England nie anders als in Waſſer abgekocht und ohne ſüße Zuthat verzehrt worden. Es war derſelbe Engländer, der, obgleich ich ihn vorher nie geſehen, ſich zu mir ſetzte und einen ſo zuvorkommend franzöſiſchen Discours anfing, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu geſtehen, wie ſehr es mich freue, einmal einen Engländer zu finden, der nicht gegen den Fremden zurückhaltend ſey, worauf er, ohne Lächeln, eben ſo freymüthig entgegnete, daß er mit mir ſpräche, um ſich in der franzöſiſchen Sprache zu üben.

Es iſt auffallend, wie die Franzoſen täglich nachdenklicher, tiefer und ernſter werden, in eben dem Maaße, wie die Engländer dahin ſtreben, ſich ein legeres, oberflächliches und heiteres Weſen anzueignen; wie im Leben ſelbſt, ſo auch in der Literatur. Die Londoner Preſſen ſind vollauf beſchäftigt mit faſhionablen Schriften, mit Romanen, die ſich in der glänzenden Sphäre des High Life bewegen oder daſſelbe abſpiegeln, wie z. B. **Almalks, Vivian Grey, Tremaine, the Guards, Flirtation,** welcher letztere Roman die beſte Bezeichnung wäre für die ganze Gattung, für jene Koketterie mit ausländiſchen Manieren und Redensarten, jene plumpe Feinheit, ſchwerfällige Leichtigkeit, ſaure Süßeley, gezierte Rohheit, kurz für das ganze unerquickliche Treiben jener hölzernen

Schmetterlinge, die in den Sälen Weſt-Londons herumflattern.

Dagegen welche Literatur bietet uns jetzt die franzöſiſche Preſſe, jene ächte Repräſentantin des Geiſtes und Willens der Franzoſen! Wie ihr großer Kaiſer die Muße ſeiner Gefangenſchaft dazu anwandte, ſein Leben zu diktiren, uns die geheimſten Rathſchlüſſe ſeiner göttlichen Seele zu offenbaren, und den Felſen von St. Helena in einen Lehrſtuhl der Geſchichte zu verwandeln, von deſſen Höhe die Zeitgenoſſen gerichtet und die ſpäteſten Enkel belehrt werden: ſo haben auch die Franzoſen ſelbſt angefangen, die Tage ihres Mißgeſchicks, die Zeit ihrer politiſchen Unthätigkeit ſo rühmlich als möglich zu benutzen; auch ſie ſchreiben die Geſchichte ihrer Thaten; jene Hände, die ſo lange das Schwerdt geführt, werden wieder ein Schrecken ihrer Feinde, indem ſie zur Feder greifen, die ganze Nation iſt gleichſam beſchäftigt mit der Herausgabe ihrer Memoiren, und folgt ſie meinem Rathe, ſo veranſtaltet ſie noch eine ganz beſondere Ausgabe ad usum Delphini, mit hübſch colorirten Abbildungen von der Einnahme der Baſtille, dem Tuilerienſturm u. drgl. m.

Habe ich aber oben angedeutet, wie heut zu Tage die Engländer leicht und frivol zu werden ſuchen, und in jene Affenhaut hineinkriechen, die jetzt die Franzoſen von ſich abſtreifen, ſo muß ich nachträglich bemerken, daß ein ſolches Streben mehr aus der Nobility und Gentry, der vornehmen Welt, als aus dem Bürgerſtande hervorgeht. Im Gegentheil, der gewerbtreibende Theil der Nation, beſonders die Kaufleute in den Fabrikſtädten und faſt alle Schotten, tragen das äußere Gepräge des Pietismus, ja ich möchte ſagen Puritanismus, ſo daß dieſer gottſelige Theil des Volkes mit den weltlichgeſinnten Vornehmen auf dieſelbe Weiſe kontraſtirt wie die Kavaliere und Stutzköpfe, die Walter Scott in ſeinen Romanen ſo wahrhaft ſchildert. Man erzeigt dem ſchottiſchen Barden zu viele Ehre, wenn man glaubt, ſein Genius habe die äußere Erſcheinung und innere Denkweiſe dieſer beiden Partheyen der Geſchichte nachgeſchaffen, und es ſey ein Zeichen ſeiner Dichtergröße, daß er, vorurtheilsfrei wie ein richtender Gott, beyden ihr Recht anthut und beyde mit gleicher Liebe behandelt. Wirft man nur einen Blick in die Betſtuben von Liverpool oder Mancheſter, und dann in die faſhionablen Saloons von Weſt-London, ſo ſieht man deutlich, daß Walter Scott blos ſeine eigene Zeit abgeſchrieben und ganz heutige Geſtalten in alte Trachten gekleidet hat. Bedenkt man gar, daß er von der einen Seite ſelbſt als Schotte, durch Erziehung und Nationalgeiſt, eine puritaniſche Denkweiſe eingeſogen hat, auf der andern Seite, als Tory, der ſich gar ein Sprößling der Stuarts dünkt, von ganzer Seele recht königlich und adelthümlich geſinnt ſeyn muß, und daher ſeine Gefühle und

Gedanken beyde Richtungen mit gleicher Liebe umfaſſen, und zugleich durch deren Gegenſatz neutraliſirt werden: ſo erklärt ſich ſehr leicht ſeine Unpartheilichkeit bey der Schilderung der Ariſtokraten und Demokraten aus Cromwell's Zeit, eine Unpartheylichkeit, die uns zu dem Irrthume verleitete, als dürften wir in ſeiner Geſchichte Napoleons eine eben ſo treue fair play-Schilderung der franzöſiſchen Revolutionshelden von ihm erwarten.

Wer England aufmerkſam betrachtet, findet jetzt täglich Gelegenheit, jene beiden Tendenzen, die frivole und puritaniſche, in ihrer widerwärtigſten Blüthe, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, in ihrem Zweykampf zu beobachten. Eine ſolche Gelegenheit gab ganz beſonders der famöſe Proceß des Herrn Wakefield, eines luſtigen Kavaliers, der gleichſam aus dem Stegreif die Tochter des reichen Herrn Tourner, eines Liverpooler Kaufmanns, entführt, und zu Gretna Green, wo ein Schmied wohnt, der die ſtärkſten Feſſeln ſchmiedet, geheirathet hatte. Die ganze kopfhängeriſche Sippſchaft, das ganze Volk der Auserleſenen Gottes, ſchrie Zeter über ſolche Verruchtheit, in den Betſtuben Liverpools erflehte man die Strafe des Himmels über Wakefield und ſeinen brüderlichen Helfer, die der Abgrund der Erde verſchlingen ſollte wie die Rotte des Korah, Dathan und Abiram, und um der heiligen Rache noch ſicherer zu ſeyn, wurde zu gleicher Zeit in den Gerichtsſälen Londons der Zorn der Kings-Bench, des Großkanzlers und ſelbſt des Oberhauſes auf die Entweiher des heiligſten Sakramentes herabplaidirt — während man in den faſhionablen Saloons über den kühnen Mädchenräuber gar tolerant zu ſcherzen und zu lachen wußte. Am ergötzlichſten zeigte ſich mir dieſer Kontraſt beyder Denkweiſen, als ich einſt in der großen Oper neben zwey dicken Mancheſternen Damen ſaß, die dieſen Verſammlungsort der vornehmen Welt zum Erſtenmahle in ihrem Leben beſuchten, und den Abſcheu ihres Herzens nicht ſtark genug kund geben konnten, als das Ballet begann, und die hochgeſchürzten ſchönen Tänzerinnen ihre üppiggraziöſen Bewegungen zeigten, ihre lieben, langen, laſterhaften Beine ausſtreckten, und plötzlich bachantiſch den entgegenhüpfenden Tänzern in die Arme ſtürzten; die warme Muſik, die Urkleider von fleiſchfarbigem Tricot, die Naturalſprünge, Alles vereinigte ſich, den armen Damen Angſtſchweiß auszupreſſen, ihre Buſen erröthеten vor Unwillen, shocking! for shame, for shame! ächzten ſie beſtändig, und ſie waren ſo ſehr von Schrecken gelähmt, daß ſie nicht einmal das Perſpektiv vom Auge fortnehmen konnten, und bis zum letzten Augenblicke, bis der Vorhang fiel, in dieſer Situation ſitzen blieben.

Trotz dieſen entgegengeſetzten Geiſtes- und Lebensrichtungen, findet man doch wieder im engliſchen Volke eine Einheit der Geſinnung, die eben darin beſteht, daß es ſich als ein Volk fühlt; die neueren Stutzköpfe und Kavaliere mögen ſich immerhin wechſelſeitig haſſen und verachten, dennoch hören ſie nicht auf, Engländer zu ſeyn; als ſolche ſind ſie einig und zuſammen gehörig, wie Pflanzen, die aus demſelben Boden hervorgeblüht und mit dieſem Boden wunderbar verwebt ſind. Daher die geheime Uebereinſtimmung des ganzen Lebens und Webens in England, das uns beim erſten Anblick nur ein Schauplatz der Verwirrung und Widerſprüche dünken will. Ueberreichthum und Miſere, Orthodoxie und Unglauben, Freiheit und Knechtſchaft, Grauſamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerey, dieſe Gegenſätze in ihren tollſten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten ſummende Maſchinen, Zahlen, Gaslichter, Schornſteine, Zeitungen, Porterkrüge, geſchloſſene Mäuler, alles dieſes hängt ſo zuſammen, daß wir uns keins ohne das andere denken können, und was vereinzelt unſer

Erſtaunen oder Lachen erregen würde, erſcheint uns als ganz gewöhnlich und ernſthaft in ſeiner Vereinigung.

Ich glaube aber, ſo wird es uns überall gehen, ſogar in ſolchen Ländern, wovon wir noch ſeltſamere Begriffe hegen, und wo wir noch reichere Ausbeute des Lachens und Staunens erwarten. Unſere Reiſeluſt, unſere Begierde fremde Länder zu ſehen, beſonders wie wir ſolche im Knabenalter empfinden, entſteht überhaupt durch jene irrige Erwartung außerordentlicher Kontraſte, durch jene geiſtige Maskeradeluſt, wo wir Menſchen und Denkweiſe unſerer Heimath in jene fremde Länder hineindenken, und ſolchermaßen unſere beſten Bekannten in die fremden Koſtüme und Sitten vermummen. Denken wir z. B. an die Hottentotten, ſo ſind es die Damen unſerer Vaterſtadt, die ſchwarz angeſtrichen und mit gehöriger Hinterfülle in unſerer Vorſtellung umhertanzen, während unſere jungen Schöngeiſter als Buſchklepper auf die Palmbäume hinaufklettern; denken wir an die Bewohner der Nordpolländer, ſo ſehen wir dort ebenfalls die wohlbekannten Geſichter, unſere Muhme fährt in ihrem Hundeſchlitten über die Eisbahn, der dürre Herr Konrektor liegt auf der Bärenhaut und ſäuft ruhig ſeinen Morgenthran, die Frau Acciſe-Einnehmerinn, die Frau Inſpektorinn und die Frau Inſibulationsräthinn hocken beiſammen und kauen Talglichter u. ſ. w. Sind wir aber in jene Länder wirklich gekommen, ſo ſehen wir bald, daß dort die Menſchen mit Sitten und Koſtüm gleichſam verwachſen ſind, daß die Geſichter zu den Gedanken und die Kleider zu den Bedürfniſſen paſſen, ja daß Pflanzen, Thiere, Menſchen und Land ein zuſammenſtimmendes Ganze bilden.

IV.

The life of Napoleon Buonaparte

by

Walter Scott.

Armer Walter Scott! Wäreſt du reich geweſen, du hätteſt jenes Buch nicht geſchrieben, und wäreſt kein armer Walter Scott geworden! Aber die Curatores der Conſtable'ſchen Maſſe kamen zuſammen, und rechneten und rechneten, und nach langem Subtrahiren und Dividiren ſchüttelten ſie die Köpfe — und dem armen Walter Scott blieb nichts übrig als Lorbeeren und Schulden. Da geſchah das Außerordentliche: der Sänger großer Thaten wollte ſich auch einmahl im Heroismus verſuchen, er entſchloß ſich zu einer Cessio bonorum, der Lorbeer des großen Unbekannten wurde taxirt, um große bekannte Schulden zu decken — und ſo entſtand, in hungriger Geſchwindigkeit, in bankrotter Begeiſterung, das Leben Napoleons, ein Buch, das von den Bedürfniſſen des neugierigen Publicums im Allgemeinen, und des engliſchen Miniſteriums insbeſondere, gut bezahlt werden ſollte.

Lobt ihn, den braven Bürger! lobt ihn, ihr ſämmtlichen Philiſter des ganzen Erdballs! lob ihn, du liebe Krämertugend, die Alles aufopfert, um die Wechſel am Verfalltage einzulöſen — nur Mir muthet nicht zu, daß auch ich ihn lobe.

Seltſam! der todte Kaiſer iſt im Grabe noch das Verderben der Britten, und durch ihn hat jetzt Britanniens größter Dichter ſeinen Lorbeer verloren!

Es war Britanniens größter Dichter, man

mag ſagen und einwenden, was man will. Zwar die Kritiker ſeiner Romane mäkelten an ſeiner Größe und warfen ihm vor: er dehne ſich zu ſehr ins Breite, er gehe zu ſehr ins Detail, er ſchaffe ſeine großen Geſtalten nur durch Zuſammenſetzung einer Menge von kleinen Zügen, er bedürfe unzählig vieler Umſtändlichkeiten, um die ſtarken Effecte hervorzubringen — Aber die Wahrheit zu ſagen, er glich hierinn einem Millionär, der ſein ganzes Vermögen in lauter Scheidemünze liegen hat, und immer drei bis vier Wagen mit Säcken voll Groſchen und Pfenningen herbeifahren muß, wenn er eine große Summe zu bezahlen hat, und der dennoch, ſobald man ſich über ſolche Unart und das mühſame Schleppen und Zählen beklagen will, ganz richtig entgegnen kann: gleichviel wie, ſo gäbe er doch immer die verlangte Summe, er gäbe ſie doch, und er ſey im Grunde eben ſo zahlfähig, und auch wohl eben ſo reich wie etwa ein Anderer, der nur blanke Goldbarren liegen hat, ja er habe ſogar den Vortheil des erleichterten Verkehrs, indem jener ſich auf dem großen Gemüſemarkte, mit ſeinen großen Goldbarren, die dort keinen Curs haben, nicht zu helfen weiß, während jedes Kramweib mit beiden Händen zugreift, wenn ihr gute Groſchen und Pfenninge geboten werden. Mit dieſem populären Reichthume des brittiſchen Dichters hat es jetzt ein Ende, und er, deſſen Münze ſo courant war, daß die Herzoginn und die Schneidersfrau ſie mit gleichem Intereſſe annahmen, er iſt jetzt ein armer Walter Scott geworden. Sein Schickſal mahnt an die Sage von den Berg-Elfen, die neckiſch wohlthätig, den armen Leuten Geld ſchenken, das hübſch blank und gedeihlich bleibt, ſo lange ſie es gut anwenden, das ſich aber unter ihren Händen in eitel Staub verwandelt, ſobald ſie es zu nichtswürdigen Zwecken mißbrauchen. Sack nach Sack öffnen wir Walter Scotts neue Zufuhr, und ſiehe da! ſtatt der blitzenden, lachenden Gröſchlein finden wir nichts als Staub und wieder Staub. Ihn beſtraften die Berg-Elfen des Parnaſſus, die Muſen, die, wie alle edelſinnigen Weiber, leidenſchaftliche Napoleoniſtinnen ſind, und daher doppelt empört waren über den Mißbrauch der verliehenen Geiſtesſchätze.

Werth und Tendenz des Scottſchen Werks ſind in allen Zeitſchriften Europa's beleuchtet worden. Nicht blos die erbitterten Franzoſen, ſondern auch die beſtürzten Landsleute des Verfaſſers haben das Verdammungsurtheil ausgeſprochen. In dieſen allgemeinen Weltunwillen mußten auch die Deutſchen einſtimmen; mit ſchwerverhaltenem Feuereifer ſprach das Stuttgarter Literaturblatt, mit kalter Ruhe äußerten ſich die Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, und der Recenſent, der jene kalte Ruhe um ſo wohlfeiler erſchwang, je weniger theuer ihm der Held des Buches ſeyn muß, charakteriſirt daſſelbe mit den trefflichen Worten:

„In dieſer Erzählung iſt weder Gehalt noch Farbe, weder Anordnung noch Lebendigkeit zu finden. Verworren in oberflächlicher, nicht in tiefer Verwirrung, ohne Hervortreten des Eigenthümlichen, unſicher und wandelbar, zieht der gewaltige Stoff träge vorüber; kein Vorgang erſcheint in ſeiner beſtimmten Eigenheit, nirgends werden die ſpringenden Punkte ſichtbar, kein Ereigniß wird deutlich, keines tritt in ſeiner Nothwendigkeit hervor, die Verbindung iſt nur äußerlich, Gehalte und Bedeutung kaum geahnet. In ſolcher Darſtellung muß alles Licht der Geſchichte erlöſchen, und ſie ſelbſt wird zum, nicht wunderbaren, ſondern gemeinen Mährchen. Die Ueberlegungen und Betrachtungen, welche ſich öfters dem Vortrag einſchieben, ſind von einer entſprechenden Art. Solch dünnlicher philoſophiſcher Bereitung iſt unſre Leſewelt längſt entwachſen. Der dürftige Zuſchnitt einer am Einzelnen haftenden Moral reicht nirgend aus. — —“

Dergleichen und noch ſchlimmere Dinge, die der ſcharfſinnige Berliner Recenſent, Varnhagen von Enſe, ausſpricht, würde ich dem Walter Scott gern verzeihen. Wir ſind alle Menſchen, und der beſte von uns kann einmal ein ſchlechtes Buch ſchreiben. Man ſagt alsdann, es ſey unter aller Kritik, und die Sache iſt abgemacht. Verwunderlich bleibt es zwar, daß wir in dieſem neuen Werke nicht einmal Scotts ſchönen Styl wiederfinden. In die farbloſe, wochentägliche Rede werden vergebens hie und da etliche rothe, blaue und grüne Worte eingeſtreut, vergebens ſollen glänzende Läppchen aus den Poeten die proſaiſche Blöße bedecken, vergebens wird die ganze Arche Noä geplündert, um beſtialiſche Vergleichungen zu liefern, vergebens wird ſogar das Wort Gottes citirt, um die dummen Gedanken zu überſchilden. Noch verwunderlicher iſt es, daß es dem Walter Scott nicht einmal gelang, ſein angeborenes Talent der Geſtaltenzeichnung auszuüben, und den äußern Napoleon aufzufaſſen. Walter Scott lernte nichts aus jenen ſchönen Bildern, die den Kaiſer in der Umgebung ſeiner Generale und Staatsleute darſtellen, während doch jeder, der ſie unbefangen betrachtet, tief betroffen wird von der tragiſchen Ruhe und antiken Gemeſſenheit jener Geſichtszüge, die gegen die modern aufgeregten, pittoresken Tagsgeſichter ſo ſchauerlich erhaben contraſtiren, und etwas herabgeſtiegen Göttliches beurkunden. Konnte aber der ſchottiſche Dichter nicht die Geſtalt, ſo konnte er noch viel weniger den Charakter des Kaiſers begreifen, und gern verzeih ich ihm auch die Läſterung eines Gottes, den er nicht kennt. Ich muß ihm ebenfalls verzeihen, daß er ſeinen Wellington für einen Gott hält, und bei der Apotheoſe deſſelben ſo ſehr in Andacht geräth, daß er, der doch ſo ſtark in Viehbildern iſt, nicht weiß, womit er ihn vergleichen ſoll.

Bin ich aber tolerant gegen Walter Scott, und verzeihe ich ihm die Gehaltloſigkeit, Irrthümer, Läſterungen und Dummheiten ſeines Buches, verzeih ich ihm ſogar die lange Weile,, die es mir verurſacht — ſo darf ich ihm doch nimmermehr die Tendenz deſſelben verzeihen. Dieſe iſt nichts Geringeres als die Exculpation des engliſchen Miniſteriums in Betreff des Verbrechens von St. Helena. „In dieſem Gerichtshandel zwiſchen dem engliſchen Miniſterium und der öffentlichen Meinung,“ wie der Berliner Rec. ſich ausdrückt, „macht Walter Scott den Sachwalter,“ er verbindet Advocatenkniffe mit ſeinem poetiſchen Talente, um den Thatbeſtand und die Geſchichte zu verdrehen, und ſeine Clienten, die zugleich ſeine Patrone ſind, dürften ihm wohl, außer ſeinen Sporteln, noch extra ein Douceur in die Hand drücken.

Die Engländer haben den Kaiſer blos ermordet, aber Walter Scott hat ihn verkauft. Es iſt ein rechtes Schottenſtück, ein ächt ſchottiſches Nationalſtückchen, und man ſieht, daß ſchottiſcher Geiz noch immer der alte, ſchmutzige Geiſt iſt, und ſich nicht ſonderlich verändert hat ſeit den Tagen von Naſeby, wo die Schotten ihren eigenen König, der ſich ihrem Schutze anvertraut, für die Summe von 400,000 Pf. St. an ſeine engliſchen Henker verkauft haben. Jener König iſt derſelbe Karl Stuart, den jetzt Caledonias Barden ſo herrlich beſingen, — der Engländer mordet, aber der Schotte verkauft und beſingt.

Das engliſche Miniſterium hat ſeinem Advokaten zu obigem Behufe das Archiv des foreign office geöffnet, und dieſer hat, im neunten Bande ſeines Werks, die Actenſtücke, die ein günſtiges Licht auf ſeine Parthey und einen nachtheiligen Schatten auf deren Gegner werfen konnten, gewiſſenhaft benutzt. Deshalb gewinnt dieſer neunte Band, bey all ſeiner äſthetiſchen Werthloſigkeit, worinn er den vorgehenden Bänden nichts nachgibt, dennoch ein gewiſſes Intereſſe: man erwartet bedeutende Actenſtücke, und da man deren keine findet, ſo iſt das ein Beweis, daß deren keine vorhanden waren, die zu Gunſten der engliſchen Miniſter ſprechen — und dieſer negative Inhalt des Buches iſt ein wichtiges Reſultat.

Alle Ausbeute, die das engliſche Archiv liefert, beſchränkt ſich auf einige glaubwürdige Communicationen des edeln Sir Hudſon Lowe und deſſen Myrmidionen und einige Ausſagen des General Gourgaud, der, wenn ſolche wirklich von ihm gemacht worden, als ein ſchamloſer Verräther ſeines kaiſerlichen Herrn und Wohlthäters ebenfalls Glauben verdient. Ich will das Factum dieſer Ausſagen nicht unterſuchen, es ſcheint ſogar wahr zu ſeyn, da es der Baron Stürmer, einer von den drei Statiſten der großen Tragödie, conſtatirt hat; aber ich ſehe nicht ein, was im günſtigſten Falle dadurch bewieſen wird, außer daß Sir Hudſon Lowe nicht der einzige Lump auf St. Helena war. Mit Hülfsmitteln ſolcher Art und erbärmlichen Suggeſtionen behandelt Walter Scott die Gefangenſchaftsgeſchichte Napoleons, und bemüht ſich, uns zu überzeugen:

daß der Exkaiſer — ſo nennt ihn der Erdichter — nichts Klügeres thun konnte, als ſich den Engländern zu übergeben, obgleich er ſeine Abführung nach St. Helena voraus wiſſen mußte, daß er dort ganz ſcharmant behandelt worden, indem er vollauf zu eſſen und zu trinken hatte, und daß er endlich, friſch und geſund, und als ein guter Chriſt, an einem Magenkrebſe, geſtorben.

Walter Scott, indem er ſolchermaßen den Kaiſer voraus ſehen läßt, wie weit ſich die Generoſität der Engländer erſtrecken würde, nämlich bis St. Helena, befreyt ihn von dem gewöhnlichen Vorwurf: die tragiſche Erhabenheit ſeines Unglücks habe ihn ſelbſt ſo gewaltig begeiſtert, daß er civiliſirte Engländer für perſiſche Barbaren und die Beefſteakküche von St. James für den Heerd eines großen Königs anſah — und eine heroiſche Dummheit beging. Auch macht Walter Scott den Kaiſer zu dem größten Dichter, der jemals auf dieſer Welt gelebt hat, indem er uns ganz ernſthaft inſinuirt, daß alle jene denkwürdigen Schriften, die ſeine Leiden auf St. Helena berichten, ſämmtlich von ihm ſelbſt dictirt worden.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung zu machen, daß dieſer Theil des Walter Scott'ſchen Buches, ſo wie überhaupt die Schriften ſelbſt, wovon er hier ſpricht, abſonderlich die Memoiren von O'Meara, auch die Erzählung des Capitain Maitland, mich zuweilen an die poſſenhafteſte Geſchichte von der Welt erinnert, ſo daß der ſchmerzlichſte Unmuth meiner Seele plötzlich in muntre Lachluſt übergehen will. Dieſe Geſchichte iſt aber keine andere als „die Schickſale des Lemuel Guilliver," ein Buch, worüber ich einſt als Knabe ſo viel gelacht, und worin gar ergötzlich zu leſen iſt: wie die kleinen Lilliputaner nicht wiſſen, was ſie mit dem großen Gefangenen anfangen ſollen, wie ſie tauſendweiſe an ihm herumklettern und ihn mit unzähligen dünnen Härchen feſt binden, wie ſie mit großen Anſtalten ihm ein eigenes großes Haus errichten, wie ſie über die Menge Lebensmittel klagen, die ſie ihm täglich verabreichen müſſen, wie ſie ihn im Staatsrath anſchwärzen und beſtändig jammern, daß er dem Lande zu viel koſte, wie ſie ihn gern umbringen möchten, ihn aber noch im Tode fürchten, da ſein Leichnam eine Peſt hervorbringen könne, wie ſie ſich endlich zur glorreichſten Großmuth entſchließen und ihm ſeinen Titel laſſen, und nur ſeine Augen ausſtechen wollen u. ſ. w. Wahrlich, überall iſt Lilliput, wo ein großer Menſch unter kleine Menſchen geräth, die unermüdlich und auf die kleinlichſte Weiſe ihn abquälen, und die wieder durch ihn genug Qual und Noth ausſtehen; aber hätte der Dechant Swift in unſerer Zeit ſein Buch geſchrieben, ſo würde man in deſſen ſcharfgeſchliffenem Spiegel nur die Gefangenſchaftsgeſchichte des Kaiſers erblicken, und bis auf die Farbe des Rocks und des Geſichts die Zwerge erkennen, die ihn gequält haben.

Nur der Schluß des Mährchens von St. Helena iſt anders, der Kaiſer ſtirbt an einem Magenkrebs, und Walter Scott verſichert uns, das ſey die alleinige Urſache ſeines Todes. Darin will ich ihm auch nicht widerſprechen. Die Sache iſt nicht unmöglich. Es iſt möglich, daß ein Mann, der auf der Folterbank geſpannt liegt, plötzlich ganz natürlich an einem Schlagfluß ſtirbt. Aber die böſe Welt wird ſagen: die Folterknechte haben ihn hingerichtet. Die böſe Welt hat ſich nun einmal vorgenommen, die Sache ganz anders zu betrachten, wie der gute Walter Scott. Wenn dieſer gute Mann, der ſonſt ſo bibelfeſt iſt, und gern das Evangelium citirt, in jenem Aufruhr der Elemente, in jenem Orcane, der beym Tode Napoleons ausbrach, nichts anders ſieht als ein Ereigniß, daß auch beym Tode Cromwells ſtatt fand: ſo hat doch die Welt darüber ihre eigenen Gedanken. Sie betrachtet den Tod Napoleons als die entſetzlichſte Unthat, losbrechendes Schmerzgefühl wird Anbetung, vergebens macht Walter Scott den Advocatum Diaboli, die Heiligſprechung des todten Kaiſers ſtrömt aus allen edeln Herzen, alle edeln Herzen des europäiſchen Vaterlandes verachten ſeine kleinen Henker und den großen Barden, der ſich zu ihrem Complizen geſungen, die Muſen werden beſſere Sänger zur Feyer ihres Lieblings begeiſtern, und wenn einſt Menſchen verſtummen ſo ſprechen die Steine, und der Martyrfelſen St. Helena ragt ſchauerlich aus den Meereswellen, und erzählt den Jahrtauſenden ſeine ungeheure Geſchichte.

V.

Old Bailey.

Schon der Name Old Bailey erfüllt die Seele mit Grauen. Man denkt ſich gleich ein großes, ſchwarzes, mißmüthiges Gebäude, einen Palaſt des Elends und des Verbrechens. Der linke Flügel, der das eigentliche Newgate bildet, dient als Criminalgefängniß, und da ſieht man nur eine hohe Wand von wetterſchwarzen Quadern, worin zwei Niſchen mit eben ſo ſchwarzen allegoriſchen Figuren, und, wenn ich nicht irre, ſtellt eine von ihnen die Gerechtigkeit vor, indem, wie gewöhnlich, die Hand mit der Wage abgebrochen iſt, und Nichts als ein blindes Weibsbild mit einem Schwerte übrig blieb. Ungefähr gegen die Mitte des Gebäudes iſt der Altar dieſer Göttin, nämlich das Fenſter, wo das Galgengerüſt zu ſtehen kommt, und endlich rechts befindet ſich der Criminalgerichtshof, worin die vierteljährlichen Seſſionen gehalten werden. Hier iſt ein Thor, das gleich den Pforten der Danteſchen Hölle die Inſchrift tragen ſollte:

Per me si va ne la città dolente,
Per me si va ne l'eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

Durch dieſes Thor gelangt man auf einen kleinen Hof, wo der Abſchaum des Pöbels verſammelt iſt, um die Verbrecher durchpaſſiren zu ſehen; auch ſtehen hier Freunde und Feinde derſelben, Verwandte, Bettelkinder, Blödſinnige, beſonders alte Weiber, die den Rechtsfall des Tages abhandeln, und vielleicht mit mehr Einſicht als Richter und Jury, trotz all' ihrer kurzweiligen Feierlichkeit und langweiligen Jurisprudenz. Hab' ich doch draußen vor der Gerichtsthüre eine alte Frau geſehen, die im Kreiſe ihrer Gevatterinnen den armen ſchwarzen William beſſer vertheidigte, als drinnen im Saale deſſen grundgelehrter Advocat — wie ſie die letzte Thräne mit der zerlumpten Schürze aus den rothen Augen wegwiſchte, ſchien auch Williams ganze Schuld vertilgt zu ſeyn.

Im Gerichtsſaale ſelbſt, der nicht beſonders groß, iſt unten, vor der ſogenannten Bar (Schranken) wenig Platz für das Publikum; dafür giebt es aber oben, an beyden Seiten, ſehr geräumige Gallerien mit erhöheten Bänken, wo die Zuſchauer, Kopf über Kopf, geſtapelt ſtehen.

Als ich Old Bailey beſuchte, fand auch ich Platz auf einer ſolchen Gallerie, die mir von einer alten Pförtnerin gegen Gratification eines Schillings erſchloſſen wurde. Ich kam in dem Augenblick, wo die Jury ſich erhob, um zu urtheilen:

ob der ſchwarze William des angeklagten Verbrechens ſchuldig oder nicht ſchuldig ſey.

Auch hier, wie in den andern Gerichtshöfen Londons, ſitzen die Richter in blauſchwarzer Toga, die hellviolett gefüttert iſt, und ihr Haupt bedeckt die weißgepuderte Perucke, womit oft die ſchwarzen Augenbraunen und ſchwarzen Backenbärte gar drollig contraſtiren. Sie ſitzen an einem langen grünen Tiſche, auf erhabenen Stühlen, am oberſten Ende des Saales, wo an der Wand mit goldenen Buchſtaben eine Bibelſtelle, die vor ungerechtem Richterſpruch warnt, eingegraben ſteht. An beyden Seiten ſind Bänke für die Männer der Jury, und Plätze zum Stehen für Kläger und Zeugen. Den Richtern gerade gegenüber iſt der Platz der Angeklagten; dieſe ſitzen nicht auf einem Armeſünderbänkchen, wie bey den öffentlichen Gerichten in Frankreich und Rheinland, ſondern aufrecht ſtehen ſie hinter einem wunderlichen Brette, das oben wie ein ſchmalgebogenes Thor ausgeſchnitten iſt. Es ſoll dabey ein künſtlicher Spiegel angebracht ſeyn, wodurch der Richter im Stande iſt, jede Miene der Angeklagten deutlich zu beobachten. Auch liegen einige grüne Kräuter vor letzteren, um ihre Nerven zu ſtärken, und das mag zuweilen nöthig ſeyn, wo man angeklagt ſteht auf Leib und Leben. Auch auf dem Tiſche der Richter ſah ich dergleichen grüne Kräuter und ſogar eine Roſe liegen. Ich weiß nicht wie es kommt, der Anblick dieſer Roſe hat mich tief bewegt. Die rothe blühende Roſe, die Blume der Liebe und des Frühlings, lag auf dem ſchrecklichen Richtertiſche von Old Bailey! Es war im Saale ſo ſchwül und dumpfig. Es ſchaute Alles ſo unheimlich mürriſch, ſo wahnſinnig ernſt. Die Menſchen ſahen aus als kröchen ihnen graue Spinnen über die blöden Geſichter. Hörbar klirrten die eiſernen Wagſchalen über dem Haupte des armen ſchwarzen Williams.

Auch auf der Gallerie bildete ſich eine Jury.

Eine dicke Dame, aus deren rothaufgedunſenem Geſicht die kleinen Aeuglein wie Glühwürmchen hervorglimmten, machte die Bemerkung, daß der ſchwarze William ein ſehr hübſcher Burſche ſey. Indeſſen ihre Nachbarin, eine zarte, piepſende Seele in einem Körper von ſchlechtem Poſtpapier, behauptete: Er trüge das ſchwarze Haar zu lang und zottig, und blitze mit den Augen wie Herr Kean im Othello — „dagegen,“ fuhr ſie fort, „iſt doch der Thomſon ein ganz anderer Menſch, mit hellem Haar und glatt gekämmt nach der Mode, und er iſt ein ſehr geſchickter Menſch, er bläſ't ein Bischen die Flöte, er malt ein Bischen, er ſpricht ein Bischen Franzöſiſch“ — „Und ſtiehlt ein Bischen“ fügte die dicke Dame hinzu. „Ei was ſtehlen,“ verſetzte die dünne Nachbarin, „das iſt doch nicht ſo barbariſch wie Fälſchung; denn ein Dieb, es ſey denn er habe ein Schaf geſtohlen, wird nach Botany Bay transportirt, während der Böſewicht, der eine Handſchrift verfälſcht hat, ohne Gnad und Barmherzigkeit gehenkt wird.“ „Ohne Gnad und Barmherzigkeit!“ ſeufzte, neben mir ein magerer Mann in einem verwirrten ſchwarzen Rock, „Hängen! kein Menſch hat das Recht einen andern umbringen zu laſſen, am allerwenigſten ſollten Chriſten ein Todesurtheil fällen, da ſie doch daran denken ſollten, daß der Stifter ihrer Religion, unſer Herr und Heiland, unſchuldig verurtheilt und hingerichtet worden!“ „Ei was,“ rief wieder die dünne Dame, und lächelte mit ihren dünnen Lippen, „wenn ſo ein Fälſcher nicht gehenkt würde, wäre ja kein reicher Mann ſeines Vermögens ſicher, z. B. der dicke Jude in Lombard Street, Saint Swinthins Lane, oder unſer Freund Herr Scott, deſſen Handſchrift ſo täuſchend nachgemacht worden. Und Herr Scott hat doch ſein Vermögen ſo ſauer erworben, und man ſagt ſogar, er ſey dadurch reich geworden, daß er für Geld die Krankheiten Anderer auf ſich nahm, ja die Kinder laufen ihm jetzt noch auf der Straße nach, und rufen: ich gebe Dir ein Sirpens, wenn Du mir mein Zahnweh abnimmſt, wir geben Dir einen Schilling, wenn Du Gottfriedchens Buckel nehmen willſt" — „Kurios!" fiel ihr die dicke Dame in die Rede, „es iſt doch kurios, daß der ſchwarze William und der Thomſon früherhin die beſten Spießgeſellen geweſen ſind, und zuſammen gewohnt und gegeſſen und getrunken haben, und jetzt Edward Thomſon ſeinen alten Freund der Fälſchung anklagt! Warum iſt aber die Schweſter von Thomſon nicht hier, da ſie doch ſonſt ihrem ſüßen William überall nachgelaufen?" Ein junges ſchönes Frauenzimmer, über deſſen holdem Geſichte eine dunkle Betrübniß verbreitet lag, wie ein ſchwarzer Flor über einem blühenden Roſenſtrauch, flüſterte jetzt eine ganz lange, verweinte Geſchichte, wovon ich nur ſo viel verſtand, daß ihre Freundinn, die ſchöne Mary, von ihrem Bruder gar bitterlich geſchlagen worden und todtkrank zu Bette liege. „Nennt ſie doch nicht die ſchöne

Mary!“ brummte verdrießlich die dicke Dame, „viel zu mager, ſie iſt viel zu mager, als daß man ſie ſchön nennen könnte, und wenn gar ihr William gehenkt wird —“

In dieſem Augenblick erſchienen die Männer der Jury, und erklärten: Daß der Angeklagte der Fälſchung ſchuldig ſey. Als man hierauf den ſchwarzen William aus dem Saale fortführte, warf er einen langen, langen Blick auf Edward Thomſon.

Nach einer Sage des Morgenlandes war Satan einſt ein Engel, und lebte im Himmel mit den andern Engeln, bis er dieſe zum Abfall verleiten wollte, und deßhalb von der Gottheit hinuntergeſtoßen wurde in die ewige Nacht der Hölle. Während er aber vom Himmel hinabſank, ſchaute er immer noch in die Höhe, immer nach dem Engel, der ihn angeklagt hatte; je tiefer er ſank, deſto entſetzlicher und immer entſetzlicher wurde ſein Blick — Und es muß ein ſchlimmer Blick geweſen ſeyn; denn jener Engel, den er traf, wurde bleich, niemals trat wieder Röthe in ſeine Wangen, und er heißt ſeitdem der Engel des Todes.

Bleich wie der Engel des Todes wurde Edward Thomſon.

VI.

Das neue Miniſterium.

In Bedlam habe ich vorigen Sommer einen Philoſophen kennen gelernt, der mir, mit heimlichen Augen und flüſternder Stimme, viele wichtige Aufſchlüſſe über den Urſprung des Uebels gegeben hat. Wie mancher andere ſeiner Collegen meinte auch er, daß man hierbey etwas Hiſtoriſches annehmen müſſe. Was mich betrifft, ich neigte mich ebenfalls zu einer ſolchen Annahme, und erklärte das Grundübel der Welt aus dem Umſtand: daß der liebe Gott zu wenig Geld erſchaffen habe.

„Du haſt gut reden,“ antwortete der Philoſoph, „der liebe Gott war ſehr knapp bey Caſſa, als er die Welt erſchuf. Er mußte das Geld dazu vom Teufel borgen, und ihm die ganze Schöpfung als Hypothek verſchreiben. Da ihm nun der liebe Gott von Gott und Rechtswegen die Welt noch ſchuldig iſt, ſo darf er ihm auch aus Delicateſſe nicht verwehren, ſich darin herum zu treiben und Verwirrung und Unheil zu ſtiften. Der Teufel aber iſt ſeinerſeits wieder ſehr ſtark dabey intereſſirt, daß die Welt nicht ganz zu Grunde und folglich ſeine Hypothek verloren gehe; er hütet ſich daher es allzu toll zu machen, und der liebe Gott, der auch nicht dumm iſt, und wohl weiß, daß er im Eigennutz des Teufels ſeine geheime Garantie hat, geht oft ſo weit, daß er ihm die ganze Herrſchaft der Welt anvertraut, d. h. dem Teufel den Auftrag giebt, ein Miniſterium zu bilden. Dann geſchieht, was ſich von ſelbſt verſteht, Samiel erhält das Commando der hölliſchen Heerſchaaren, Belzebub wird Kanzler, Vizliputzli wird Staatsſekretair, die alte Großmutter bekommt die Kolonien u. ſ. w. Dieſe Verbündeten wirthſchaften dann in ihrer Weiſe, und indem ſie, trotz des böſen Willens ihrer Herzen, aus Eigennutz gezwungen ſind, das Heil der Welt zu befördern, entſchädigen ſie ſich für dieſen Zwang dadurch, daß ſie zu den guten Zwecken immer die niederträchtigſten Mittel anwenden. Sie trieben es jüngſthin ſo arg, daß Gott im Himmel ſolche Greuel nicht länger anſehen konnte, und einem guten Engel den Auftrag gab ein neues Miniſterium zu bilden. Dieſer ſammelte nun um ſich her alle guten Geiſter. Freudige Wärme durchdrang wieder die Welt, es wurde Licht, und die böſen Geiſter entwichen. Aber ſie legten doch nicht ruhig die Klauen in den Schoos; heimlich wirken ſie gegen alles Gute, ſie vergiften die neuen Heilquellen, ſie zerknicken hämiſch jede Roſenknoſpe des neuen Frühlings, mit ihren Amendements zerſtören ſie den Baum des Lebens, chaotiſches Verderben droht, Alles zu verſchlingen, und der liebe Gott wird am Ende wieder dem Teufel die Herrſchaft der Welt übergeben müſſen, damit ſie, ſey es auch durch die ſchlechteſten Mittel, wenigſtens erhalten werde. Siehſt du, das iſt die ſchlimme Nachwirkung einer Schuld.“

Dieſe Mittheilung meines Freundes in Bedlam erklärte vielleicht den jetzigen engliſchen Miniſterwechſel. Erliegen müſſen die Freunde Cannings, die ich die guten Geiſter Englands nenne, weil ihre Gegner deſſen Teufel ſind; dieſe, den dummen Teufel Wellington an ihrer Spitze, erheben jetzt ihr Siegesgeſchrei. Schelte mir keiner den armen Georg, er mußte den Umſtänden nachgeben. Man kann nicht läugnen, daß nach Cannings Tode die Whigs nicht im Stande waren, die Ruhe in England zu erhalten, da die Maßregeln, die ſie deshalb zu ergreifen hatten, beſtändig von den Tories vereitelt wurden. Der König, dem die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, d. h. die Sicherheit ſeiner Krone, als das Wichtigſte erſcheint, mußte daher den Tories ſelbſt wieder die Verwaltung des Staates überlaſſen. — Und, O! ſie werden jetzt wieder, nach wie vor, alle Früchte des Volksfleißes in ihren eigenen Säckel hineinverwalten, ſie werden als regierende Kornjuden die Preiſe ihres Getreides in die Höhe treiben, John Bull wird vor Hunger mager werden, er wird endlich für einen Biſſen Brod ſich leibeigen ſelbſt den hohen Herren verkaufen, ſie werden ihn vor den Pflug ſpannen und peitſchen, er wird nicht einmal brummen dürfen, denn auf der einen Seite droht ihm der Herzog von Wellington mit dem Schwerte, und auf der andern Seite ſchlägt ihn der Erzbiſchof von Canterbury mit der Bibel auf den Kopf — und es wird Ruhe im Lande ſeyn.

Die Quelle jener Uebel iſt die Schuld, the national debt, oder wie Cobbet ſagt, the kings debt. Cobbet bemerkt nämlich mit Recht: während man allen Inſtituten den Namen des Königs voranſetzt, z. B. the kings army, the kings navy, the kings courts, the kings prisons etc., wird doch die Schuld, die eigentlich aus jenen Inſtituten hervorging, niemals the kings debt genannt, und ſie iſt das Einzige, wobey man der Nation die Ehre erzeigt, etwas nach ihr zu benennen.

Der Uebel größtes iſt die Schuld. Sie bewirkt zwar, daß der engliſche Staat ſich erhält, und daß ſogar deſſen ärgſte Teufel ihn nicht zu Grunde richten; aber ſie bewirkt auch, daß ganz England eine große Tretmühle geworden, wo das Volk Tag und Nacht arbeiten muß, um ſeine Gläubiger zu füttern, daß England vor lauter Zahlungsſorgen alt und grau und aller heiteren Jugendgefühle entwöhnt wird, daß England, wie bey ſtarkverſchuldeten Menſchen zu geſchehen pflegt, zur ſtumpfſten Reſignation niedergedrückt iſt, und ſich nicht zu helfen weiß — obgleich 900,000 Flinten und eben ſo viel Säbel und Bajonette im Tower zu London aufbewahrt liegen.

VII.

Die Schuld.

Als ich noch ſehr jung war, gab es drey Dinge, die mich ganz vorzüglich intereſſirten, wenn ich Zeitungen las. Zuvörderſt, unter dem Artikel „Großbritannien,“ ſuchte ich gleich: ob Richard Martin keine neue Bittſchrift, für die mildere Behandlung der armen Pferde, Hunde und Eſel dem Parlamente übergeben. Dann, unter dem Artikel „Frankfurt,“ ſuchte ich nach, ob der Herr Doctor Schreiber nicht wieder beym Bundestag für die großherzoglich heſſiſchen Domänenkäufer eingekommen. Hierauf aber fiel ich gleich über die Türkey her, und durchlas das lange Conſtantinopel, um nur zu ſehen, ob nicht wieder ein Großvezier mit der ſeidenen Schnur beehrt worden.

Dieſes letztere gab mir immer den meiſten Stoff zum Nachdenken. Daß ein Despot ſeinen Diener ohne Umſtände erdroſſeln läßt, fand ich ganz natürlich. Sah ich doch einſt in der Menagerie, wie der König der Thiere ſo ſehr in majeſtätiſchen Zorn gerieth, daß er gewiß manchen unſchuldigen Zuſchauer zerriſſen hätte, wäre er nicht in einer ſichern Conſtitution, die aus eiſernen Stangen verfertigt war, eingeſperrt geweſen. Aber was mich Wunder nahm, war immer der Umſtand, daß nach der Erdroſſelung des alten Herrn Großveziers ſich immer wieder Jemand fand, der Luſt hatte, Großvezier zu werden.

Jetzt, wo ich etwas älter geworden bin, und mich mehr mit den Engländern als mit ihren

Freunden, den Türken, beſchäftige, ergreift mich ein analoges Erſtaunen, wenn ich ſehe, wie nach dem Abgang eines engliſchen Premier-Miniſters gleich ein anderer ſich an deſſen Stelle drängt, und dieſer Andere immer ein Mann iſt, der auch ohne dieſes Amt zu leben hätte, und auch (Wellington ausgenommen) nichts weniger als ein Dummkopf iſt. Schrecklicher als durch die ſeidene Schnur endigen ja alle engliſchen Miniſter, die länger als ein Semeſter dieſes ſchwere Amt verwaltet. Beſonders iſt dieſes der Fall ſeit der franzöſiſchen Revolution; Sorg und Noth haben ſich vermehrt in Downingſtreet, und die Laſt der Geſchäfte iſt kaum zu ertragen.

Einſt waren die Verhältniſſe in der Welt weit einfacher, und die ſinnigen Dichter verglichen den Staat mit einem Schiffe und den Miniſter mit deſſen Steuermann. Jetzt aber iſt Alles complicirter und verwickelter, das gewöhnliche Staatsſchiff iſt ein Dampfboot geworden, und der Miniſter hat nicht mehr ein einfaches Ruder zu regieren, ſondern als verantwortlicher Enginer ſteht er unten zwiſchen dem ungeheuern Maſchinenwerk, unterſucht ängſtlich jedes Eiſenſtiftchen, jedes Rädchen, wodurch etwa eine Stockung entſtehen könnte, ſchaut Tag und Nacht in die lodernde Feuer-Eſſe, und ſchwitzt vor Hitze und Sorge — ſintemalen durch das geringſte Verſehen von ſeiner Seite der große Keſſel zerſpringen, und bey dieſer Gelegenheit Schiff und Mannſchaft zu Grunde gehen könnte. Der Capitän und die Paſſagiere ergehen ſich unterdeſſen ruhig auf dem Verdecke, ruhig flattert die Flagge auf dem Seitenmaſt, und wer das Boot ſo ruhig dahin ſchwimmen ſieht, ahnet nicht, welche gefährliche Maſchinerie und welche Sorge und Noth in ſeinem Bauche verborgen iſt.

Frühzeitigen Todes ſinken ſie dahin, die armen verantwortlichen Enginers des engliſchen Staatsſchiffes. Rührend iſt der frühe Tod des großen Pitt, rührender der Tod des größeren Fox. Percival wäre an der gewöhnlichen Miniſterkrankheit geſtorben, wenn nicht ein Dolchſtoß ihn ſchneller abgefertigt hätte. Dieſe Miniſterkrankheit war es ebenfalls, was den Lord Caſtlereagh ſo zur Verzweiflung brachte, daß er ſich die Kehle abſchnitt zu North-Cray in der Grafſchaft Kent. Lord Liverpool ſank auf gleiche Weiſe in den Tod des Blödſinns. Canning, den göttergleichen Canning, ſahen wir vergiftet von hochtorieſchen Verläumdungen, gleich einem kranken Atlas, unter ſeiner Weltbürde niederſinken. Einer nach dem Andern werden ſie eingeſcharrt in Weſtminſter, die armen Miniſter, die für Englands Könige Tag und Nacht denken müſſen, während dieſe, gedankenlos und wohlbeleibt, dahinleben bis ins höchſte Menſchenalter.

Wie heißt aber die große Sorge, die Englands Miniſtern Tag und Nacht im Gehirne wühlt und ſie tödtet? Sie heißt: the debt, die Schuld.

Schulden, eben ſo wie Vaterlandsliebe, Religion, Ehre u. ſ. w. gehören zwar zu den Vorzügen des Menſchen — denn die Thiere haben keine Schulden — aber ſie ſind auch eine ganz vorzügliche Qual der Menſchheit, und wie ſie den Einzelnen zu Grunde richten, ſo bringen ſie auch ganze Geſchlechter ins Verderben, und ſie ſcheinen das alte Fatum zu erſetzen in den Nationaltragödien unſerer Zeit. England kann dieſem Fatum nicht entgehen, ſeine Miniſter ſehen die Schreckniſſe herannahen, und ſterben mit der Verzweiflung der Ohnmacht.

Wäre ich königlich preußiſcher Oberlandesbcalculator oder Mitglied des Geniecorps, ſo würde ich, in gewohnter Weiſe, die ganze Summe der engliſchen Schuld in Silbergroſchen berechnen, und genau angeben, wie vielmal man damit die große Friedrichſtraße oder gar den ganzen Erdball bedecken könnte. Aber das Rechnen war nie meine Force, und ich möchte lieber einem Engländer das fatale Geſchäft überlaſſen, ſeine Schulden aufzuzählen, und die daraus entſtehende Miniſternoth herauszurechnen. Dazu taugt Niemand beſſer als der alte Cobbet, und aus der letzten Nummer ſeines Regiſters liefre ich folgende Erörterungen.

„Der Zuſtand der Dinge iſt folgender:

1) Dieſe Regierung, oder vielmehr dieſe Ariſtokratie und Kirche, oder auch, wie ihr wollt, dieſe Regierung borgte eine große Summe Geldes, wofür ſie viele Siege, ſowohl Land- als Seeſiege, gekauft hat — eine Menge Siege, von jeder Sorte und Größe.

2) Indeſſen muß ich zuvor bemerken, aus welcher Veranlaſſung und zu welchem Zwecke man dieſe Siege gekauft hat: die Veranlaſſung (occasion) war die franzöſiſche Revolution, die alle *ariſtokratiſchen Vorrechte und geiſtlichen Zehnten* niedergeriſſen hatte; und der Zweck war die Verhütung einer Parlamentsreform in England, die wahrſcheinlich ein ähnliches Niederreißen aller

ariſtokratiſchen Vorrechte und geiſtlichen Zehnten zur Folge gehabt hätte.

3) Um nun zu verhüten, daß das Beyſpiel der Franzoſen nicht von den Engländern nachgeahmt würde, war es nöthig die Franzoſen anzugreifen, ſie in ihren Fortſchritten zu hemmen, ihre neuerlangte Freyheit zu gefährden, ſie zu verzweifelten Handlungen treiben, und endlich die Revolution zu einem ſolchen Schreckbilde, zu einer ſolchen Völkerſcheuche zu machen, daß man ſich unter dem Namen der Freyheit nichts als ein Aggregat von Schlechtigkeit, Greuel und Blut vorſtellen, und das engliſche Volk, in der Begeiſterung ſeines Schreckens, dahin gebracht würde, ſich ſogar ordentlich zu verlieben in jene greuelhaft-despotiſche Regierung, die einſt in Frankreich blühte, und die jeder Engländer von jeher verabſcheute, ſeit den Tagen Alfreds des Großen bis herab auf Georg den Dritten.

4) Um jene Vorſätze auszuführen, bedurfte man der Mithülfe, verſchiedener fremder Natio-

nen; dieſe Nationen wurden daher mit engliſchem Gelde unterſtützt (subsidized); franzöſiſche Emigranten wurden mit engliſchem Gelde unterhalten; kurz, man führte einen zwey und zwanzigjährigen Krieg, um jenes Volk niederzudrücken, das ſich gegen ariſtokratiſche Vorrechte und geiſtliche Zehnten erhoben hatte.

5) Unſere Regierung alſo erhielt „unzählige Siege" über die Franzoſen, die, wie es ſcheint, immer geſchlagen worden; aber dieſe unſere unzähligen Siege waren gekauft, d. h. ſie wurden erfochten von Miethlingen, die wir für Geld dazu gedungen hatten, und wir hatten in unſerem Solde zu einer und derſelben Zeit ganze Schaaren von Franzoſen, Holländern, Schweizern, Italienern, Ruſſen, Oeſterreichern, Bayern, Heſſen, Hannoveranern, Preußen, Spaniern, Portugieſen, Neapolitanern, Malteſern, und Gott weiß! wie viele Nationen noch außerdem.

6) Durch ſolches Miethen fremder Dienſte

und durch Benutzung unſerer eigenen Flotte und Landmacht kauften wir ſo viele Siege über die Franzoſen, welche arme Teufel kein Geld hatten, um ebenfalls dergleichen einzuhandeln, ſo daß wir endlich ihre Revolution überwältigten, die Ariſtokratie bey ihnen bis zu einer gewiſſen Stufe wiederherſtellten, jedoch um Alles in der Welt Willen die geiſtlichen Zehnten nicht ebenfalls reſtauriren konnten.

7) Nachdem wir dieſe große Aufgabe glücklich vollbracht und auch dadurch jede Parlamentsreform in England hintertrieben hatten, erhob unſere Regierung ein brüllendes Siegesgeſchrei, wobey ſie ihre Lunge nicht wenig anſtrengte, und auch lautmöglichſt unterſtützt wurde von jeder Creatur in dieſem Lande, die auf eine oder die andere Art von den öffentlichen Taxen lebte.

8) Beinahe ganze zwey Jahre dauerte der überſchwengliche Freudenrauſch bey dieſer damals ſo glücklichen Nation; zur Feyer jener Siege

drängten ſich Jubelfeſte, Volksſpiele, Triumphbogen, Luſtkämpfe und dergleichen Vergnügungen, die mehr als eine viertel Million Pfund Sterlinge koſteten, und das Haus der Gemeinen bewilligte einſtimmig eine ungeheure Summe (ich glaube drei Million Pfund Sterling) um Triumphbögen, Denkſäulen und andere Monumente zu errichten, und damit die glorreichen Ereigniſſe des Krieges zu verewigen.

9) Beſtändig, ſeit dieſer Zeit, hatten wir das Glück, unter der Regierung eben derſelben Perſonen zu leben, die unſere Angelegenheiten in beſagtem glorreichen Kriege geführt hatten.

10) Beſtändig, ſeit dieſer Zeit, lebten wir in einem tiefen Frieden mit der ganzen Welt; man kann annehmen, daß dieſes noch jetzt der Fall iſt, ungeachtet unſerer kleinen zwiſchenſpieligen Rauſerey mit den Türken; und daher ſollte man denken, es könne keine Urſache in der Welt geben, weßhalb wir jetzt nicht glücklich ſeyn ſollten: wir

haben ja Frieden, unſer Boden bringt reichlich ſeine Früchte, und, wie die Weltweiſen und Geſetzgeber unſerer Zeit eingeſtehen, wir ſind die allererleuchtetſte Nation auf der ganzen Erde. Wir haben wirklich überall Schulen, um die heranwachſende Generation zu unterrichten; wir haben nicht allein einen Rector oder Vicar, oder Curaten in jedem Kirchſprengel des Königreichs, ſondern wir haben in jedem dieſer Kirchſprengel vielleicht noch ſechs Religionslehrer, woron jeder von einer andern Sorte iſt als ſeine vier Collegen, dergeſtalt, daß unſer Land hinlänglich mit Unterricht jeder Art verſorgt iſt, kein Menſch dieſes glücklichen Landes im Zuſtande der Unwiſſenheit leben wird, — und daher unſer Erſtaunen um ſo größer ſeyn muß, wie irgend Jemand, der ein Premier-Miniſter dieſes glücklichen Landes werden ſoll, dieſes Amt als eine ſo ſchwere und ſchwierige Laſt anſieht.

11) Ach, wir haben ein einziges Unglück, und

das iſt ein wahres Unglück: wir haben nämlich einige Siege gekauft — ſie waren herrlich — es war ein gutes Geſchäft — ſie waren drey oder viermal ſo viel werth als wir dafür gaben, wie Frau Tweazle ihrem Manne zu ſagen pflegt, wenn ſie vom Markte nach Hauſe kommt — es war große Nachfrage und viel Begehr nach Siegen — kurz wir konnten nichts Vernünftigeres thun, als uns zu ſo billigem Preiſe mit einer ſo großen Portion Ruhm zu verſehen.

12) Aber, ich geſtehe es bekümmerten Herzens, wir haben, wie manche andere Leute, das Geld geborgt, womit wir dieſe Siege gekauft, als wir dieſer Siege bedurften, deren wir jetzt auf keine Weiſe wieder los werden können, eben ſo wenig wie ein Mann ſeines Weibes los wird, wenn er einmal das Glück gehabt hat, ſich die holde Beſcheerung aufzuladen.

13) Daher geſchieht's, daß jeder Miniſter, der unſere Angelegenheiten übernimmt, auch ſorgen

muß für die Bezahlung unſerer Siege, worauf eigentlich noch kein Pfennig abbezahlt worden.

14) Er braucht zwar nicht dafür zu ſorgen, daß das ganze Geld, welches wir borgten, um Siege dafür zu kaufen, ganz auf einmal, Capital und Zinſen, bezahlt werde; aber für die regelmäßige Auszahlung der Zinſen muß er, leider Gottes! ganz beſtimmt ſorgen; und dieſe Zinſen, zuſammengerechnet mit dem Solde der Armee und anderen Ausgaben, die von unſeren Siegen herrühren, ſind ſo bedeutend, daß ein Menſch ziemlich ſtarke Nerven haben muß, wenn er das Geſchäftchen übernehmen will, für die Bezahlung dieſer Summen zu ſorgen.

15) Früherhin, ehe wir uns damit abgaben, Siege einzuhandeln, und uns allzureichlich mit Ruhm zu verſorgen, trugen wir ſchon eine Schuld von wenig mehr als zweyhundert Millionen, während alle Armengelder in England und Wales zuſammen nicht mehr als zwey Mil-

lionen jährlich betrugen, und während wir noch nichts von jener Laſt hatten, die unter dem Namen dead weight uns jetzt aufgebürdet iſt, und ganz aus unſerm Durſt nach Ruhm hervorgegangen.

16) Außer dieſem Gelde, das von Creditoren geborgt worden, die es freywillig hergaben, hat unſere Regierung, aus Durſt nach Siegen, auch indirect bey den Armen eine große Anleihe gemacht, d. h. ſie ſteigerte die gewöhnlichen Taxen bis auf eine ſolche Höhe, daß die Armen weit mehr als jemals niedergedrückt wurden, und daß ſich die Anzahl der Armen und Armengelder erſtaunlich vergrößerte.

17) Die Armengelder ſtiegen von zwey Millionen jährlich auf acht Millionen; die Armen haben nun gleichſam ein Pfandrecht, eine Hypothek auf das Land; und hier ergiebt ſich alſo wieder eine Schuld von ſechs Millionen, welche man hinzurechnen muß zu jenen anderen

Schulden, die unſere Paſſion für Ruhm und der Einkauf unſerer Siege verurſacht hat.

18) The dead weight beſteht aus Leibrenten, die wir unter dem Namen Penſionen einer Menge von Männern, Weibern und Kindern verabreichen, als eine Belohnung für die Dienſte, welche jene Männer beym Erlangen unſerer Siege geleiſtet haben, oder geleiſtet haben ſollen.

19) Das Capital der Schuld, welche dieſe Regierung contrahirt hat, um ſich Siege zu verſchaffen, beſteht ungefähr in folgenden Summen:

	Pf. Sterling
Hinzugekommene Summe zu der Nationalſchuld	800,000,000.
Hinzugekommene Summe zur [illegible]ntlichen Armengelder-Schuld .	150,000,000.
Dead weight als Capital einer Schuld berechnet	175,000,000.
	Pf. St. 1,125,000,000.

d. h. Eilfhundert und fünfundzwanzig Millionen zu fünf Prozent iſt der Betrag jener jährlichen ſechs und funfzig Millionen; ja, dieſes iſt ungefähr der jetzige Betrag, nur daß die Armengelder-Schuld nicht in den Rechnungen, die dem Parlamente vorgelegt werden, aufgeführt iſt, indem ſie das Land gleich direct in den verſchiedenen Kirchſpielen bezahlt. Will man daher jene ſechs Millionen von den ſechsundvierzig Millionen abziehen, ſo ergiebt ſich, daß die Staatsſchuldgläubiger und das dead weight-Volk wirklich alles Uebrige verſchlingen.

20) Indeſſen, die Armengelder ſind eben ſo gut eine Schuld wie die Schuld der Staatsſchuldgläubiger, und augenſcheinlich aus derſelben Quelle entſprungen. Von der ſchrecklichen Laſt der Taxen werden die Armen zu Boden gedrückt; jeder Andere wird zwar auch davon gedrückt, aber Jeder, außer den Armen, wußte dieſe Laſt mehr oder weniger von ſeinen Schultern abzuwälzen,

und ſie fiel endlich mit fürchterlichem Gewichte ganz auf die Armen, und dieſe verloren ihre Bierfäſſer, ihre kupfernen Keſſel, ihre zinnernen Teller, ihre Wanduhr, ihre Betten und bis auf ihr Handwerksgeräthe, ſie verloren ihre Kleider, und mußten ſich in Lumpen hüllen, ſie verloren das Fleiſch von ihren Knochen — Sie konnten nicht weiter aufs Aeußerſte getrieben werden, und von dem, was man ihnen genommen, gab man ihnen wieder etwas zurück unter dem Namen von vermehrten Armengeldern. Dieſe ſind daher eine wahre Schuld, ein wahres Pfandrecht auf das Land. Die Intereſſen dieſer Schuld können zwar zurückgehalten werden, aber wenn dieſes geſchieht, würden die Perſonen, die ſolche zu fordern haben, in Maſſe herbeykommen, und ſich für den Betrag, gleichviel in welcher Währung, bezahlt machen. Dieſes iſt alſo eine wahre Schuld, und eine Schuld, die man bey Heller und Pfennig bezahlen wird, und zwar, ich bemerke es ausdrücklich, wird man ihr ein Vorrecht vor allen anderen Schulden geſtatten.

21) Es iſt alſo nicht nöthig, ſich ſehr zu wundern, wenn man die Noth derjenigen ſieht, die ſolche Geſchäfte übernehmen! Es iſt zu verwundern, daß ſich überhaupt Jemand zu einer ſolchen Uebernahme verſteht, wenn ihm nicht anheimgeſtellt wird, nach Gutdünken eine radicale Umwandlung des ganzen Syſtems vorzunehmen.

22) Hier giebt's keine Möglichkeit der Aushülfe, wenn man die jährliche Ausgabe der Staatsgläubiger-Schuld und der dead weight-Schuld herabzuſetzen ſucht; um ſolches Herabſetzen der Schuld, ſolche Reduction dem Lande anzumuthen, um zu verhindern, daß ſie große Umwälzungen hervorbringe, um zu verhindern, daß nicht eine halbe Million Menſchen in und um London dadurch vor Hunger ſterben müſſen: da iſt nöthig, daß man zuvor weit verhältnißmäßigere Reductionen anderswo vornehme, ehe man die Re-

duction jener obigen zwey Schulden oder ihrer Intereſſen verſuchen wollte.

23) Wie wir bereits geſehen haben, die Siege wurden gekauft, in der Abſicht, um Parlamentsreform in England zu verhindern, und die ariſtokratiſchen Vorrechte und geiſtlichen Zehnten aufrecht zu erhalten; es wäre daher eine himmelſchreiende Greuelthat, entzögen wir ihre rechtmäßigen Zinſen jenen Leuten, die uns das Geld geborgt, oder entzögen wir gar ihre Bezahlung denjenigen Leuten, die uns die Hände vermiethet, wodurch wir die Siege erlangt haben; es wäre eine Greuelthat, die Gottes Rache auf uns laden würde, wenn wir dergleichen thäten, während die einträglichen Ehrenämter der Ariſtokratie, ihre Penſionen, Sinecuren, königlichen Schenkungen, Militärbelohnungen und endlich gar die Zehnten des Clerus unangetaſtet blieben!

24) Hier, hier alſo liegt die Schwierigkeit: Wer Miniſter wird, wird Miniſter eines Landes,

das eine große Paſſion für Siege gehabt, auch ſich hinlänglich damit verſehen und ſich unerhört viel militäriſchen Ruhm verſchafft — aber leider dieſe Herrlichkeiten noch nicht bezahlt hat, und nun dem Miniſter überläßt, die Rechnung zu berichtigen, ohne daß dieſer weiß, woher er das Geld nehmen ſoll.

Das ſind Dinge, die einen Miniſter ins Grab drücken, wenigſtens des Verſtandes berauben können. England iſt mehr ſchuldig, als es bezahlen kann. Man rühme nur nicht, daß es Indien und reiche Kolonien beſitzt. Wie ſich aus den letzten Parlamentsdebatten ergibt, zieht der engliſche Staat keinen Heller eigentlicher Einkünfte aus ſeinem großen, unermeßlichen Indien, ja er muß dorthin noch einige Millionen Zuſchuß bezahlen. Dieſes Land nutzt England blos dadurch, daß einzelne Britten, die ſich dort bereichert, durch ihre Schätze die Induſtrie und den Geldumlauf des Mutterlandes befördern, und tauſend Andere durch die indiſche Compagnie Brod und Verſorgung gewinnen. Die Kolonien ebenfalls liefern dem Staate keine Einkünfte, bedürfen des Zuſchuſſes, und dienen zur Beförderung des Handels und zur Bereicherung der Ariſtokratie, deren Nepoten als Gouverneure und Unterbeamte dahin geſchickt werden. Die Bezahlung der Nationalſchuld fällt daher ganz allein auf Großbritannien und Irland. Aber auch hier ſind die Reſourcen nicht ſo beträglich wie die Schuld ſelbſt. Wir wollen ebenfalls hier Cobbet ſprechen laſſen:

„Es gibt Leute, die, um eine Art Aushülfe anzugeben, von den Reſourcen des Landes ſprechen. Dies ſind die Schüler des ſeligen Colquhoun, eines Diebesfängers, der ein großes Buch geſchrieben, um zu beweiſen, daß unſere Schuld uns nicht im Mindeſten beſorgt machen darf, indem ſie ſo klein ſey in Verhältniß zu den Reſourcen der Nation; und damit ſeine klugen Leſer eine beſtimmte Idee von der Unermeßlichkeit dieſer

Reſourcen bekommen mögen, machte er eine Abſchätzung von Allem, was im Lande vorhanden iſt, bis herab auf die Kaninchen, und ſchien ſogar zu bedauern, daß er nicht füglich die Ratten und Mäuſe mitrechnen konnte. Den Werth der Pferde, Kühe, Schafe, Ferkelchen, Federvieh, Wildpret, Kaninchen, Fiſche, den Werth der Hausgeräthe, Kleider, Feuerung, Zucker, Gewürze, kurz von Allem im Lande macht er ein Aeſtimatum; und dann, nachdem er das Ganze aſſummirt, und den Werth der Ländereien, Bäume, Häuſer, Minen, den Ertrag des Graſes, des Korns, die Rüben und das Flachs hinzugerechnet und eine Summe von Gott weiß wie vielen tauſend Millionen herausgebracht hat, grinſt er in pfiffig prahleriſch ſchottiſcher Manier, ungefähr wie ein Truthahn, und hohnlachend fragt er Leute meines Gleichen: mit Reſourcen, wie dieſe, fürchtet Ihr da noch einen Nationalbankerott?

„Dieſer Mann bedachte nicht, daß man Häuſer nöthig hat, um darin zu leben, die Ländereien, damit ſie Futter liefern, die Kleider, damit man ſeine Blöße bedecke, die Kühe, damit ſie Milch geben, den Durſt zu löſchen, das Hornvieh, Schafe, Schweine, Geflügel und Kaninchen, damit man ſie eſſe, ja, der Teufel hole dieſen widerſinnigen Schotten! dieſe Dinge ſind nicht dafür da, daß ſie verkauft und die Nationalſchulden damit bezahlt werden. Wahrhaftig er hat noch den Taglohn der Arbeitsleute zu den Reſourceen der Nation gerechnet! Dieſer dumme Teufel von Diebesfänger, den ſeine Brüder in Schottland zum Doctor geſchlagen, weil er ein ſo vorzügliches Buch geſchrieben, er ſcheint ganz vergeſſen zu haben, daß Arbeitsleute ihren Taglohn ſelbſt bedürfen, um ſich dafür etwas Eſſen und Trinken zu ſchaffen. Er konnte eben ſo gut den Werth des Blutes in unſeren Adern abſchätzen, als ein

Stoff, woven man allenfalls Blutwürſte machen könnte!"

So weit Cobbet. Während ich ſeine Worte in deutſcher Sprache niederſchreibe, bricht er leibhaftig ſelbſt wieder hervor in meinem Gedächtniſſe, und wie vorig Jahr bey dem lärmigen Mittageſſen in Crown and Anchor Tavern, ſehe ich ihn wieder mit ſeinem ſcheltend rothen Geſichte und ſeinem radicalen Lächeln, worin der giftigſte Todeshaß gar ſchauerlich zuſammenſchmilzt mit der höhniſchen Freude, die den Untergang der Feinde ganz ſicher voraussieht.

Tadle mich Niemand, daß ich Cobbet citire! Man mag ihn immerhin der Unredlichkeit, der Scheltſucht und eines allzu ordinären Weſens beſchuldigen; aber man kann nicht läugnen, daß er viel beredſamen Geiſt beſitzt, und daß er ſehr oft, und in obiger Darſtellung ganz und gar, Recht hat. Er iſt ein Kettenhund, der jeden, den er nicht kennt, gleich wüthend anfällt, oft den beſten Freund des Hauſes in die Waden beißt, immer bellt, und eben wegen jenes unaufhörlichen Bellens nicht gehört wird, wenn er einmal einem wirklichen Diebe entgegenbellt. Deshalb halten es jene vornehmen Diebe, die England plündern, nicht einmal für nöthig, dem knurrenden Cobbet einen Brocken zuzuwerfen, und ihm damit das Maul zu ſtopfen. Dieſes wurmt den Hund am bitterſten, und er fletſcht die hungrigen Zähne.

Alter Cobbet! Hund von England! ich liebe dich nicht, denn fatal iſt mir jede gemeine Natur; aber du dauerſt mich bis in tiefſter Seele, wenn ich ſehe, wie du dich von deiner Kette nicht losreißen und jene Diebe nicht erreichen kannſt, die lachend vor deinen Augen ihre Beute fortſchleppen, und deine vergeblichen Sprünge und dein ohnmächtiges Geheul verſpotten.

VIII.

Die Oppoſitionspartheyen.

Einer meiner Freunde hat die Oppoſition im Parlamente ſehr treffend mit einer Oppoſitionskutſche verglichen. Bekanntlich iſt das eine öffentliche Stage-Kutſche, die irgend eine ſpeculirende Geſellſchaft auf ihre Koſten inſtituirt, und zwar zu ſo ſpottwohlfeilen Preiſen fahren läßt, daß die Reiſenden ihr gern den Vorzug geben vor den ſchon vorhandenen Stage-Kutſchen. Dieſe letztern müſſen dann ebenfalls ihre Preiſe herunterſetzen, um Paſſagiere zu behalten, werden aber bald von der neuen Oppoſitionskutſche überboten oder vielmehr unterboten, ruiniren ſich durch ſolche Concurrenz, und müſſen am Ende ihr Fahren ganz einſtellen. Hat aber die Oppoſitionskutſche auf ſolche Art das Feld gewonnen, und iſt ſie jetzt auf einer beſtimmten Tour die einzige, ſo erhöht ſie ihre Preiſe, oft ſogar den Preis der verdrängten Kutſche überſteigend, und der arme Reiſende hat nichts gewonnen, hat oft ſogar verloren, und zahlt und flucht, bis eine neue Oppoſitionskutſche wieder das vorige Spiel erneut, und neue Hoffnungen und neue Täuſchungen entſtehen.

Wie übermüthig wurden die Whigs, als die Stuart'ſche Parthey erlag und die proteſtantiſche Dynaſtie den engliſchen Thron beſtieg! Die Tories bildeten damals die Oppoſition, und John Bull, der arme Staatspaſſagier, hatte Urſache, vor Freude zu brüllen, als ſie die Oberhand gewannen. Aber ſeine Freude war von kurzer Dauer, er mußte jährlich mehr und mehr Fuhrlohn ausgeben, es wurde viel bezahlt und ſchlecht gefahren, die Kutſcher wurden obendrein ſehr grob, es gab nichts als

Rütteln und Stöße, jeder Eckſtein drohte Umſturz — und der arme John dankte Gott, ſeinem Schöpfer, als unlängſt die Zügel des Staatswagens in beſſere Hände kamen.

Leider dauerte die Freude wieder nicht lange, der neue Oppoſitionskutſcher fiel todt vom Bock herab, der andere ſtieg ängſtlich herunter als die Pferde ſcheu wurden, und die alten Wagenlenker, die alten Reuter mit goldenen Sporen, haben wieder ihre alten Plätze eingenommen, und die alte Peitſche knallt.

Ich will das Bild nicht weiter zu Tode hetzen und kehre zurück zu den Worten Whigs und Tories, die ich oben zur Bezeichnung der Oppoſitionspartheyen gebraucht habe, und einige Erörterung dieſer Namen iſt vielleicht um ſo fruchtbarer, je mehr ſie ſeit langer Zeit dazu gedient haben, die Begriffe zu verwirren.

Wie im Mittelalter die Namen Guibellinen und Guelfen durch Umwandlungen und neue Ereigniſſe, die vagueſten und veränderlichſten Bedeutungen erhielten, ſo auch ſpäterhin in England die Namen Whigs und Tories, deren Entſtehungsart man kaum noch anzugeben weiß. Einige behaupten, es ſeyen früherhin Spottnamen geweſen, die am Ende zu honetten Partheynamen wurden, was oft geſchieht, wie z. B. der Geuſenbund ſich ſelbſt nach dem Spottnamen **les gеux** taufte, wie auch ſpäterhin die Jakobiner ſich ſelbſt manchmal Sansküloten benannten, und wie die heutigen Servilen und Obſcuranten ſich vielleicht einſt ſelbſt dieſe Namen als ruhmvolle Ehrennamen beilegen — was ſie freilich jetzt noch nicht können. Das Wort „Whig" ſoll in Irland etwas unangenehm Sauertöpfiſches bedeutet haben, und dort zuerſt zur Verhöhnung der Presbyterianer oder überhaupt der neuen Secten gebraucht worden ſeyn. Das Wort „Tory," welches zu derſelben Zeit als Parthеybenennung aufkam, bedeutete in Irland eine Art ſchäbiger Diebe. Beide Spottnamen kamen in

Umlauf zur Zeit der Stuarts, während der Streitigkeiten zwiſchen den Secten und der herrſchenden Kirche.

Die allgemeine Anſicht iſt: die Parthey der Tories neige ſich ganz nach der Seite des Thrones und kämpfe für die Vorrechte der Krone; wohingegen die Parthey der Whigs mehr nach der Seite des Volks hinneige und deſſen Rechte beſchütze. Indeſſen dieſe Annahmen ſind vague und gelten zumeiſt nur in Büchern. Jene Benennungen könnte man vielmehr als Coterienamen anſehen. Sie bezeichnen Menſchen, die bey gewiſſen Streitfragen zuſammenhalten, deren Vorfahren und Freunde ſchon bey ſolchen Anläſſen zuſammenhielten, und die, in politiſchen Stürmen, Freude und Ungemach und die Feindſchaft der Gegenparthey gemeinſchaftlich zu tragen pflegten. Von Prinzipien iſt gar nicht die Rede, man iſt nicht einig über gewiſſe Ideen, ſondern über gewiſſe Maßregeln in der Staatsverwaltung, über Abſchaffung oder Beybehaltung gewiſſer Mißbräuche, über gewiſſe Bills, gewiſſe erbliche **Questions** — gleichviel aus welchem Geſichtspuncte, meiſtens aus Gewohnheit. — Die Engländer laſſen ſich nicht durch die Partheynamen irre machen. Wenn ſie von Whigs ſprechen, ſo haben ſie nicht dabey einen beſtimmten Begriff, wie wir z. B. wenn wir von Liberalen ſprechen, wo wir uns gleich Menſchen vorſtellen, die über gewiſſe Freyheitsrechte herzinnig einverſtanden ſind — ſondern ſie denken ſich eine äußerliche Verbindung von Leuten, deren Jeder, nach ſeiner Denkweiſe beurtheilt, gleichſam eine Parthey für ſich bilden würde, und die nur, wie ſchon oben erwähnt iſt, durch äußere Anläſſe, durch zufällige Intereſſen, durch Freundſchafts- und Feindſchaftsverhältniſſe gegen die Tories ankämpfen. Hierbey dürfen wir uns ebenfalls keinen Kampf gegen Ariſtokraten in unſerem Sinne denken, da dieſe Tories in ihren Gefühlen nicht ariſtokratiſcher ſind als die Whigs, und oft ſogar nicht ariſtokratiſcher als der Bürgerſtand ſelbſt, der die Ariſtokratie für eben ſo unwandelbar hält wie Sonne, Mond und Sterne, der die Vorrechte des Adels und des Clerus nicht bloß als ſtaatsnützlich, ſondern als eine Naturnothwendigkeit anſieht, und vielleicht ſelbſt für dieſe Vorrechte mit weit mehr Eifer kämpfen würde als die Ariſtokraten ſelbſt, eben weil er feſter daran glaubt als dieſe, die zumeiſt den Glauben an ſich ſelbſt verloren. In dieſer Hinſicht liegt über dem Geiſt der Engländer noch immer die Nacht des Mittelalters, die heilige Idee von der bürgerlichen Gleichheit aller Menſchen hat ſie noch nicht erleuchtet, und manchen bürgerlichen Staatsmann in England, der torieſch geſinnt iſt, dürfen wir deshalb bey Leibe nicht ſervil nennen und zu jenen wohlbekannten ſervilen Hunden zählen, die frey ſeyn könnten, und dennoch in ihr altes Hundeloch zurückgekrochen ſind und jetzt die Sonne der Freyheit anbellen.

Um die engliſche Oppoſition zu begreifen, ſind daher die Namen Whigs und Tories völlig nutzlos, mit Recht hat Francis Burdett beym Anfange der Sitzungen voriges Jahr beſtimmt ausgeſprochen, daß dieſe Namen jetzt alle Bedeutung verloren; und Thomas Lethbridge, den der Schöpfer der Welt und des Verſtandes nicht mit allzuviel Witz ausgerüſtet, hat damals dennoch einen ſehr guten Witz, vielleicht den einzigen ſeines Lebens, über dieſe Aeußerung Burdetts geriſſen, nämlich: he has untoried the tories and unwigged the whigs.

Bedeutungsvoller ſind die Namen reformers oder radical reformers, oder kurzweg radicals. Sie werden gewöhnlich für gleichbedeutend gehalten, ſie zielen auf daſſelbe Gebrechen des Staates, auf dieſelbe heilſame Abhülfe und unterſcheiden ſich nur durch mehr oder minder ſtarke Färbung. Jenes Gebrechen iſt die bekannte ſchlechte Art der Volksrepräſentation, wo ſogenannte rotten boroughs, verſchollene, unbewohnte Ortſchaften, oder beſſer geſagt die Oligarchen, denen ſie gehören, das

Recht haben, Volksrepräſentanten ins Parlament zu ſchicken, während große, bevölkerte Städte, namentlich viele neuere Fabrikſtädte, keinen einzigen Repräſentanten zu wählen haben; die heilſame Abhülfe dieſes Gebrechens iſt die ſogenannte Parlamentsreform. Nun freylich, dieſe betrachtet man nicht als Zweck, ſondern als Mittel. Man hofft, daß das Volk dadurch auch eine beſſere Vertretung ſeiner Intereſſen, Abſchaffung ariſtokratiſcher Mißbräuche und Hülfe in ſeiner Noth gewinnen würde. Es läßt ſich denken, daß die Parlamentsreform, dieſe gerechte, billige Anforderung, auch unter den gemäßigten Menſchen, die nichts weniger als Jacobiner ſind, ihre Verfechter findet, und wenn man ſolche Leute **reformers** nennt, betont man dieſes Wort ganz anders, und himmelweit iſt es alsdann unterſchieden von dem Worte **radical**, auf dem ein ganz anderer Ton gelegt wird, wenn man z. B. von Hunt oder Cobbett, kurz von jenen heftigen, fletſchenden Revolutionären ſpricht, die nach Parlamentsreform ſchreyen, um den Umſturz aller Formen, den Sieg der Habſucht und völlige Pöbelherrſchaft herbeyzuführen. Die Nüanzen in den Geſinnungen der Koryphäen dieſer Parthey ſind daher unzählig. Aber, wie geſagt, die Engländer kennen ſehr gut ihre Leute, der Namen täuſcht nicht das Publikum, und dieſes unterſcheidet ſehr genau, wo der Kampf nur Schein und wo er Ernſt iſt. Oft lange Jahre hindurch iſt der Kampf im Parlamente nicht viel mehr als ein müßiges Spiel, ein Tournier, wo man für die Farbe kämpft, die man ſich aus Grille gewählt hat; giebt es aber einmal einen ernſten Krieg, ſo eilt Jeder gleich unter die Fahne ſeiner natürlichen Parthey. Dieſes ſahen wir in der Canningſchen Zeit. Die heftigſten Gegner vereinigten ſich, als es Kampf der poſitivſten Intereſſen galt; Tories, Whigs und Radicalen ſchaarten ſich, wie eine Phalanx, um den kühnen, bürgerlichen Miniſter, der den Uebermuth der Oligarchen zu dämpfen verſuchte. Aber ich glaube dennoch, mancher hochgeborne Whig, der ſtolz hinter Canning ſaß, würde gleich zu der alten Foxhunter-Sippſchaft übergetreten ſeyn, wenn plötzlich die Abſchaffung aller Adelsrechte zur Sprache gekommen wäre. Ich glaube (Gott verzeih mir die Sünde) Francis Burdett ſelbſt, der in ſeiner Jugend zu den heftigſten Radikalen gehörte, und noch jetzt nicht zu den milderen Reformers gerechnet wird, würde ſich bey einem ſolchen Anlaſſe ſehr ſchnell neben Sir Thomas Lethbridge geſetzt haben. Dieſes fühlen die plebeiſchen Radikalen ſehr gut, und deshalb haſſen ſie die ſogenannten Whigs, die für Parlamentsreform ſprechen, ſie haſſen ſie faſt noch mehr wie die eigentlich hochfeindſeligen Tories.

In dieſem Augenblick beſteht die engliſche Oppoſition mehr aus eigentlichen Reformern als aus Whigs. Der Chef der Oppoſition im Unterhauſe, the leader of the opposition, gehört unſtreitig zu jenen letztern. Ich ſpreche hier von Brougham.

Die Reden dieſes muthigen Parlamentshelden leſen wir täglich in den Zeitblättern, und ſeine Geſinnungen dürfen wir daher als allgemein bekannt vorausſetzen. Weniger bekannt ſind die perſönlichen Eigenthümlichkeiten, die ſich bey dieſen Reden kund geben; und doch muß man erſtere kennen, um letztere vollgeltend zu begreifen. Das Bild, das ein geiſtreicher Engländer von Broughams Erſcheinung im Parlamente entwirft, mag daher hier ſeine Stelle finden:

„Auf der erſten Bank, zur linken Seite des Sprechers, ſitzt eine Geſtalt, die ſo lange bey der Studirlampe gehockt zu haben ſcheint, bis nicht bloß die Blüthe des Lebens, ſondern die Lebenskraft ſelbſt zu erlöſchen begonnen; und doch iſt es dieſe ſcheinbar hülfloſe Geſtalt, die alle Augen des ganzen Hauſes auf ſich zieht, und die, ſo wie ſie ſich in ihrer mechaniſchen, automatiſchen Weiſe zum Aufſtehen bemüht, alle Schnellſchreiber hinter uns in fluchende Bewegung ſetzt, während alle Lücken auf der Gallerie, als ſey ſie ein maſſives Steingewölbe, ausgefüllt werden und durch die beyden Seitenthüren noch das Gewicht der draußenſtehenden Menſchenmenge hereindrängt. Unten im Hauſe ſcheint ſich ein gleiches Intereſſe kund zu geben; denn ſo wie jene Geſtalt ſich langſam in einer vertikalen Krümmung, oder vielmehr in einem vertikalen Zickzack ſteif zuſammengefügter Linien, auseinander wickelt, ſind die paar ſonſtigen Zeloten auf beyden Seiten, die ſich ſchreyend entgegendämmen wollten, ſchnell wieder auf ihre Sitze zurückgeſunken, als hätten ſie eine verborgene Windbüchſe unter der Robe des Sprechers bemerkt.

Nach dieſem vorbereitenden Geräuſch und während der athemloſen Stille, die darauf folgte, hat ſich Henry Brougham langſam und bedächtigen Schrittes dem Tiſche genähert, und bleibt dort zuſammengebückt ſtehen — die Schultern in die Höhe gezogen, der Kopf vorwärts gebeugt, ſeine Oberlippe und Naſenflügel in zitternder Bewegung, als fürchte er ein Wort zu ſprechen. Sein Ausſehen, ſein Weſen gleicht faſt einem jener Prediger, die auf freyem Felde predigen — nicht einem modernen Manne dieſer Art, der die müßige Sonntagsmenge nach ſich zieht, ſondern einem ſolchen Prediger aus alten Zeiten, der die Reinheit des Glaubens zu erhalten und in der Wildniß zu verbreiten ſuchte, wenn ſie aus der Stadt und ſelbſt aus der Kirche verbannt war. Die Töne ſeiner Stimme ſind voll und melodiſch, doch ſie erheben ſich langſam, bedächtig, und wie man zu glauben verſucht iſt, auch ſehr mühſam, ſo daß man nicht weiß, ob die geiſtige Macht des Mannes unfähig iſt, den Gegenſtand zu beherrſchen, oder ob ſeine phyſiſche Kraft unfähig iſt, ihn auszuſprechen. Sein erſter Satz, oder vielmehr die erſten Glieder ſeines Satzes — denn man findet bald, daß bey ihm jeder Satz in Form und Gehalt weiter reicht, als die ganze Rede mancher anderen Leute — kommen sehr kalt und unſicher hervor, und überhaupt ſo entfernt von der eigentlichen Streitfrage, daß man nicht begreifen kann, wie er ſie darauf hinbiegen wird. Jeder dieſer Sätze, freylich, iſt tief, klar, an und für ſich ſelbſt befriedigend, ſichtbar mit künſtlicher Wahl aus den gewählteſten Materialien deduzirt, und mögen ſie kommen aus welchem Fache des Wiſſens es immerhin ſeyn mag, ſo enthalten ſie doch deſſen reinſte Eſſenz. Man fühlt, daß ſie alle nach einer beſtimmten Richtung hingebogen werden, und zwar hingebogen mit einer ſtarken Kraft; aber dieſe Kraft iſt noch immer unſichtbar wie der Wind, und wie von dieſem, weiß man nicht woher ſie kommt und wohin ſie geht.

Wenn aber eine hinreichende Anzahl von dieſen Anfangsſätzen vorausgeſchickt ſind, wenn jeder Hülfsſatz, den menſchliche Wiſſenſchaft zur Feſtſtellung einer Schlußfolge bieten kann, in Dienſt genommen worden, wenn jeder Einſpruch durch einen einzigen Stoß erfolgreich vorgeſchoben iſt, wenn das ganze Heer politiſcher und moraliſcher Wahrheiten in Schlachtordnung ſteht — dann bewegt es ſich vorwärts zur Entſcheidung, feſt zuſammengeſchloſſen wie eine macedoniſche Phalanx, und unwiderſtehlich wie Hochländer, die mit gefälltem Bajonette eindringen.

Iſt ein Hauptſatz gewonnen mit dieſer ſcheinbaren Schwäche und Unſicherheit, wohinter ſich aber eine wirkliche Kraft und Feſtigkeit verborgen hielt, dann erhebt ſich der Redner, ſowohl körperlich als geiſtig, und mit kühnerem und kürzerem Angriff erſicht er einen zweyten Hauptſatz. Nach dem zweyten erkämpft er einen dritten, nach dem dritten einen vierten, und ſo weiter, bis alle Principien und die ganze Philoſophie der Streitfrage gleichſam erobert ſind, bis jeder im Hauſe, der Ohren zum Hören und ein Herz zum

Fühlen hat, von den Wahrheiten, die er eben vernommen, ſo unwiderſtehlich, wie von ſeiner eigenen Exiſtenz, überzeugt iſt, ſo daß Brougham, wollte er hier ſtehen bleiben, ſchon unbedingt als der größte Logiker der St. Stephanskapelle gelten könnte. Die geiſtigen Hülfsquellen des Mannes ſind wirklich bewunderungswürdig, und er erinnert faſt an das altnordiſche Mährchen, wo einer immer die erſten Meiſter in jedem Fache des Wiſſens getödtet hat und dadurch der Alleinerbe ihrer ſämmtlichen Geiſtesfähigkeiten geworden iſt. Der Gegenſtand mag ſeyn wie er will, erhaben oder gemeinplätzig, abſtruſe oder praktiſch, ſo kennt ihn dennoch Heinrich Brougham, und er kennt ihn ganz aus dem Grunde. Andre mögen mit ihm wetteifern, ja einer oder der andre mag ihn ſogar übertreffen in der Kenntniß äußerer Schönheiten der alten Literatur, aber niemand iſt tiefer als er durchdrungen von der herrlichen und glühenden Philoſophie, die gewiß als ein koſtbarſter Edelſtein hervorglänzt aus jenen Schmuckkäſtchen, die uns das Alterthum hinterlaſſen hat. Brougham gebraucht nicht die klare, fehlerfreye und dabey etwas hofmäßige Sprache des Cicero; eben ſo wenig ſind ſeine Reden in der Form denen des Demoſthenes ähnlich, obgleich ſie etwas von deſſen Farbe an ſich tragen; aber ihm fehlen weder die ſtrenglogiſchen Schlüſſe des römiſchen Redners noch die ſchrecklichen Zornworte des Griechen. Dazu kommt noch, daß keiner beſſer, als er es verſteht, das Wiſſen des Tages in ſeinen Parlamentsreden zu benutzen, ſo daß dieſe zuweilen, abgeſehen von ihrer politiſchen Tendenz und Bedeutung, ſchon als bloße Vorleſungen über Philoſophie, Literatur und Künſte, unſre Bewunderung verdienen würden.

Es iſt indeſſen gänzlich unmöglich, den Charakter dieſes Mannes zu analyſiren, während man ihn ſprechen hört. Wenn er, wie ſchon oben erwähnt worden, das Gebäude ſeiner Rede auf einen guten philoſophiſchen Boden und in der

Tiefe der Vernunft gegründet hat; wenn er nochmals zu dieſer Arbeit zurückgekehrt, Senkblei und Richtmaß anlegt, um zu unterſuchen, ob alles in Ordnung iſt, und mit einer Rieſenhand zu prüfen ſcheint, ob alles auch ſicher zuſammenhält; wenn er die Gedanken aller Zuhörer mit Argumenten feſtgebunden, wie mit Seilen, die keiner zu zerreißen im Stande iſt — dann ſpringt er gewaltig auf das Gebäude, das er ſich gezimmert hat, es erhebt ſich ſeine Geſtalt und ſein Ton, er beſchwört die Leidenſchaften aus ihren geheimſten Winkeln, und überwältigt und erſchüttert die maulaufſperrenden Parlamentsgenoſſen und das ganze, dröhnende Haus. Jene Stimme, die erſt ſo leiſe und anſpruchslos war, gleicht jetzt dem betäubenden Brauſen und den unendlichen Wogen des Meeres; jene Geſtalt, die vorher unter ihrem eigenen Gewichte zu ſinken ſchien, ſieht jetzt aus, als hätte ſie Nerven von Stahl, Sehnen von Kupfer, ja als ſey ſie unſterblich und unveränderlich wie die Wahrheiten, die ſie eben ausgeſprochen; jenes Geſicht, welches vorher blaß und kalt war wie ein Stein, iſt jetzt belebt und leuchtend, als wäre der innere Geiſt noch mächtiger, als die geſprochenen Worte; und jene Augen, die uns anfänglich mit ihren blauen und ſtillen Kreiſen ſo demüthig anſahen, als wollten ſie unſre Nachſicht und Verzeihung erbitten, aus denſelben Augen ſchießt jetzt ein meteoriſches Feuer, das alle Herzen zur Bewunderung entzündet. So ſchließt der zweyte, der leidenſchaftliche oder deklamatoriſche Theil der Rede.

Wenn er das erreicht hat, was man für den Gipfel der Beredſamkeit halten möchte, wenn er gleichſam umher blickt, um die Bewunderung, die er hervorgebracht, mit Hohnlächeln zu betrachten, dann ſinkt ſeine Geſtalt wieder zuſammen und auch ſeine Stimme fällt herab bis zum ſonderbarſten Flüſtern, das jemals aus der Bruſt eines Menſchen hervorgekommen. Dieſes ſeltſame Herabſtimmen, oder vielmehr Fallenlaſſen des Ausdrucks, der Gebehrde und der Stimme, welches Brougham in einer Vollkommenheit beſitzt, wie es bey gar keinem anderen Redner gefunden wird, bringt eine wunderbare Wirkung hervor; und jene tiefen, feyerlichen, faſt hingemurmelten Worte, die jedoch bis auf den Anhauch jeder einzelnen Sylbe vollkommen vernehmbar ſind, tragen in ſich eine Zaubergewalt, der man nicht widerſtehen kann, ſelbſt wenn man ſie zum erſtenmale hört und ihre eigentliche Bedeutung und Wirkung noch nicht kennen gelernt hat. Man glaube nur nicht etwa, der Redner oder die Rede ſey erſchöpft. Dieſe gemilderten Blicke, dieſe gedämpften Töne bedeuten nichts weniger als den Anfang einer Perorazio, womit der Redner, als ob er fühle, daß er etwas zu weit gegangen, ſeine Gegner wieder beſänftigen will. Im Gegentheil, dieſes Zuſammenkrümmen des Leibes iſt kein Zeichen von Schwäche, und dieſes Fallenlaſſen der Stimme iſt kein Vorſpiel von Furcht und Unterwürfigkeit: es iſt das loſe, hängende Vorbeugen des Leibes, bey einem Ringer, der die Gelegenheit erſpäht, wo er ſeinen Gegner deſto gewaltſamer umwinden kann, es iſt das Zurückſpringen des Tigers, der gleich darauf mit deſto ſicherern Krallen auf ſeine Beute losſtürzt, es iſt das Zeichen, daß Heinrich Brougham ſeine ganze Rüſtung anlegt und ſeine mächtigſte Waffe ergreift. In ſeinen Argumenten war er klar und überzeugend; in ſeiner Beſchwörung der Leidenſchaften war er zwar etwas hochmüthig, doch auch mächtig und ſiegreich; jetzt aber legt er den letzten, ungeheuerſten Pfeil auf ſeinen Bogen — er wird fürchterlich in ſeinen Invektiven. Wehe dem Manne, dem jenes Auge, das vorher ſo ruhig und blau war, jetzt entgegenflammt aus dem geheimnißvollen Dunkel dieſer zuſammengezogenen Brauen! Wehe dem Wicht, dem dieſe halbgeflüſterten Worte ein Vorzeichen ſind von dem Unheil, das über ihn heranſchwebt!

Wer als ein Fremder vielleicht heute zum erſtenmal die Gallerie des Parlamentes beſucht, weiß nicht, was jetzt kommen wird. Er ſieht blos einen Mann, der ihn mit ſeinen Argumenten überzeugt, mit ſeiner Leidenſchaft erwärmt hat, und jetzt mit jenem ſonderbaren Flüſtern einen ſehr lahmen, ſchwächlichen Schluß anzubringen ſcheint. O Fremdling! wäreſt du bekannt mit den Erſcheinungen dieſes Hauſes und auf einem Sitze, wo du alle Parlamentsglieder überſehen könnteſt, ſo würdeſt du bald merken, daß dieſe in Betreff eines ſolchen lahmen, ſchwächlichen Schluſſes durchaus nicht deiner Meinung ſind. Du würdeſt manchen bemerken, den Partheyſucht oder Anmaßung in dieſes ſtürmiſche Meer, ohne gehörigen Ballaſt und das nöthige Steuerruder, hineingetrieben hat, und der nun ſo furchtſam und ängſtlich umherblickt, wie ein Schiffer auf dem chineſiſchen Meere, wenn er an einer Seite des Horizontes jene dunkle Ruhe entdeckt, die ein ſicheres

Vorzeichen iſt, daß von der andern Seite, ehe eine Minute vorgeht, der Typhon heranweht mit ſeinem verderblichen Hauche; — du würdeſt irgend einen kleinen Mann bemerken, der faſt greinen möchte und an Leib und Seele ſchauert wie ein kleines Vögelchen, das in die Zaubernähe einer Klapperſchlange gerathen iſt, ſeine Gefahr entſetzlich fühlt und ſich doch nicht helfen kann und mit jämmerlich närriſcher Miene dem Untergange ſich darbietet; — du würdeſt einen langen Antagoniſten bemerken, der ſich mit ſchlotternden Beinen an der Bank feſtklammert, damit der heranziehende Sturm ihn nicht fortfegt; — oder du bemerkſt ſogar einen ſtattlichen, wohlbeleibten Repräſentanten irgend einer fetten Grafſchaft, der beyde Fäuſte in das Kiſſen ſeiner Bank hineingräbt, völlig entſchloſſen, im Fall ein Mann von ſeiner Wichtigkeit aus dem Hauſe geſchleudert würde, dennoch ſeinen Sitz zu bewahren und unter ſich von dannen zu führen.

Und nun kommt es: — die Worte, welche ſo tiefgeflüſtert und gemurmelt wurden, ſchwellen an ſo laut, daß ſie ſelbſt den Jubelruf der eignen Parthey übertönen, und nachdem irgend ein unglückſeliger Gegner bis auf die Knochen geſchunden, und ſeine verſtümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgeſtampft worden, dann iſt der Leib des Redners wie niedergebrochen und zerſchlagen von der Kraft ſeines eignen Geiſtes, er ſinkt auf ſeinen Sitz zurück und der Beyfalllärm der Verſammlung kann jetzt unaufhaltbar hervorbrechen."

Ich habe es nie ſo glücklich getroffen, daß ich Brougham während einer ſolchen Rede im Parlamente ruhig betrachten konnte. Nur ſtückweis oder Unwichtiges hörte ich ihn ſprechen, und nur ſelten kam er mir dabey ſelbſt zu Geſicht. Immer aber — das merkte ich gleich — ſobald er das Wort nahm, erfolgte eine tiefe, faſt ängſtliche Stille. Das Bild, das oben von ihm entworfen worden, iſt gewiß nicht übertrieben. Seine Geſtalt, von gewöhnlicher Manneslänge, iſt ſehr dünn, ebenfalls ſein Kopf, der mit kurzen, ſchwarzen Haaren, die ſich der Schläfe glatt anlegen, ſpärlich bedeckt iſt. Das blaſſe, längliche Geſicht erſcheint dadurch noch dünner, die Muskeln desſelben ſind in krampfhafter, unheimlicher Bewegung, und wer ſie beobachtet, ſieht des Redners Gedanken, ehe ſie geſprochen ſind. Dieſes ſchadet ſeinen witzigen Einfällen; denn für Witze und Geldborger iſt es heilſam, wenn ſie uns unangemeldet überraſchen. Obgleich ſein ſchwarzer Anzug, bis auf den Schnitt des Fracks, ganz gentlemänniſch iſt, ſo trägt ſolcher doch dazu bey, ihm ein geiſtliches Anſehen zu geben. Vielleicht bekommt er dieſes noch mehr durch ſeine oft gekrümmte Rückenbewegung und die lauernde, ironiſche Geſchmeidigkeit des ganzen Leibes. Einer meiner Freunde hat mich zuerſt auf dieſes „Klerikaliſche“ in Broughams Weſen aufmerkſam gemacht, und durch die obige Schilderung wird dieſe ſeine Bemerkung beſtätigt. Mir iſt zuerſt das „Advokatiſche“ im Weſen Broughams aufgefallen, beſonders durch die Art, wie er beſtändig mit dem vorgeſtreckten Zeigefinger demonſtrirt, und mit vorgebeugtem Haupte ſelbſtgefällig dazu nickt.

Am bewunderungswürdigſten iſt die raſtloſe Thätigkeit dieſes Mannes. Jene Parlamentsreden hält er, nachdem er vielleicht ſchon acht Stunden lang ſeine täglichen Berufsgeſchäfte, nämlich das Advoziren in den Gerichtsſälen, getrieben, und vielleicht die halbe Nacht an Aufſätzen für das Edinburgh Review oder an ſeinen Verbeſſerungen des Volksunterrichts und der Criminalgeſetze gearbeitet hat. Erſtere Arbeiten, der Volksunterricht, werden gewiß einſt ſchöne Früchte hervorbringen. Letztere, die Criminalgeſetzgebung, womit Brougham und Peel ſich jetzt am meiſten beſchäftigen, ſind vielleicht die nützlichſten, wenigſtens die dringendſten; denn Englands Geſetze ſind noch grauſamer als ſeine Oligarchen. Der Proceß der Königin begründete zuerſt Broughams Celebrität. Er kämpfte wie ein Ritter für dieſe hohe Dame, und wie ſich von ſelbſt verſteht, wird Georg IV. niemals die Dienſte vergeſſen, die er ſeiner lieben Frau geleiſtet hat. Deßhalb, als vorigen April die Oppoſition ſiegte, kam Brougham dennoch nicht ins Miniſterium, obgleich ihm, als leader of the opposition, in dieſem Falle, nach altem Brauch, ein ſolcher Eintritt gebührte.

IX.

Die Emanzipazion.

Wenn man mit dem dümmſten Engländer über Politik ſpricht, ſo wird er doch immer etwas Vernünftiges zu ſagen wiſſen. Sobald man aber das Geſpräch auf Religion lenkt, wird der geſcheidteſte Engländer nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entſteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Miſchung von Weisheit und Unſinn, ſobald im Parlamente die Emanzipazion der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion collidiren. Selten in ihren parlamentariſchen Verhandlungen iſt es den Engländern möglich ein Prinzip auszuſprechen, ſie diſcutiren nur den Nutzen oder Schaden der Dinge, und bringen Facta, die Einen pro, die Anderen contra, zum Vorſchein.

Mit Factis aber kann man zwar ſtreiten, doch nicht ſiegen, da gibt es nichts als ein materielles Hin- und Herſchlagen, und das Schauſpiel eines ſolchen Streites gemahnt uns an wohlbekannte pro patria-Kämpfe deutſcher Studenten, deren Reſultat darauf hinausläuft, daß ſo und ſo viel Gänge gemacht worden, ſo und ſo viel Quarten und Terzen gefallen ſind, und nichts damit bewieſen worden.

Im Jahr 1827, wie ſich von ſelbſt verſteht, haben wieder die Emanzipazioniſten gegen die Oranienmänner in Weſtminſter gefochten, und wie ſich von ſelbſt verſteht, es iſt nichts dabei herausgekommen. Die beſten Schläger der Emanzipazioniſten waren Burdett, Plunket, Brougham und Canning. Ihre Gegner, Herrn Peel ausgenommen, waren wieder die bekannten, oder beſſer geſagt, die unbekannten Fuchsjäger.

Von jeher ſtimmten die geiſtreichſten Staatsmänner Englands für die bürgerliche Gleichſtellung der Katholiken, ſowohl aus Gründen des innigſten Rechtsgefühls als auch der politiſchen Klugheit. Pitt ſelbſt, der Erfinder des ſtabilen Syſtems, hielt die Parthey der Katholiken. Gleichfalls Burke, der große Renegat der Freyheit, konnte nicht ſo weit die Stimme ſeines Herzens unterdrücken, daß er gegen Irland gewirkt hätte. Auch Canning, ſogar damals, als er noch ein toryſcher Knecht war, konnte nicht ungerührt das Elend Irlands betrachten, und wie theuer ihm deſſen Sache war, hat er zu einer Zeit, als man ihn der Lauigkeit bezüchtigte, gar rührend naiv ausgeſprochen. Wahrlich, ein großer Menſch kann, um große Zwecke zu erreichen, oft gegen ſeine Ueberzeugung handeln und zweideutig oft von einer Parthey zur andern übergehen; — man muß alsdann billig bedenken, daß derjenige, der ſich auf einer gewiſſen Höhe behaupten will, ebenſo den Umſtänden nachgeben muß, wie der Hahn auf dem Kirchthurm, den, obgleich er von Eiſen iſt, jeder Sturmwind zerbrechen und herabſchleudern würde, wenn er trotzig unbeweglich bliebe und nicht die edle Kunſt verſtände ſich nach jedem Winde zu drehen. Aber nie wird ein großer Menſch ſo weit die Gefühle ſeiner Seele verläugnen können, daß er das Unglück ſeiner Landsleute mit indifferenter Ruhe anſehen und ſogar vermehren könnte. Wie wir unſere Mutter lieben, ſo lieben wir auch den Boden, worauf wir geboren ſind, ſo lieben wir die Blumen, den Duft, die Sprache und die Menſchen, die aus dieſem Boden hervorgeblüht ſind, keine Religion iſt ſo ſchlecht und keine Politik iſt ſo gut, daß ſie im Herzen ihrer Bekenner ſolche Liebe erſticken könnte; obgleich ſie Proteſtanten und Tories waren, konnten Burke und Canning doch nimmermehr Parthey nehmen gegen das arme, grüne Erin: Irländer, die ſchreckliches Elend und namenloſen Jammer über ihr

Vaterland verbreiten, ſind Menſchen — wie der ſelige Caſtlereagh.

Daß die große Maſſe des engliſchen Volkes gegen die Katholiken geſtimmt iſt, und täglich das Parlament beſtürmt, ihnen nicht mehr Rechte einzuräumen, iſt ganz in der Ordnung. Es liegt in der menſchlichen Natur eine ſolche Unterdrückungsſucht, und wenn wir auch, was jetzt beſtändig geſchieht, über bürgerliche Ungleichheit klagen, ſo ſind alsdann unſere Augen nach oben gerichtet, wir ſehen nur diejenigen, die über uns ſtehen, und deren Vorrechte uns beleidigen; abwärts ſehen wir nie bei ſolchen Klagen, es kommt uns nie in den Sinn, diejenigen, welche durch Gewohnheitsunrecht noch unter uns geſtellt ſind, zu uns heraufzuziehen, ja uns verdrießt es ſogar, wenn dieſe ebenfalls in die Höhe ſtreben, und wir ſchlagen ihnen auf die Köpfe. Der Kreole verlangt die Rechte des Europäers, ſpreizt ſich aber gegen den Mulatten, und ſprüht Zorn, wenn dieſer ſich ihm gleichſtellen will. Ebenſo handelt der Mulatte gegen den Meſtizen und dieſer wieder gegen den Neger. Der Frankfurter Spießbürger ärgert ſich über Vorrechte des Adels; aber er ärgert ſich noch mehr, wenn man ihm zumuthet, ſeine Juden zu emanzipiren. Ich habe einen Freund in Polen, der für Freyheit und Gleichheit ſchwärmt, aber bis auf dieſe Stunde ſeine Bauern noch nicht aus ihrer Leibeigenſchaft entlaſſen hat.

Was den engliſchen Clerus betrifft, ſo bedarf es keiner Erörterung, weßhalb von dieſer Seite die Katholiken verfolgt werden. Verfolgung der Andersdenkenden iſt überall das Monopol der Geiſtlichkeit, und auch die anglicaniſche Kirche behauptet ſtreng ihre Rechte. Freilich, die Zehnten ſind ihr die Hauptſache, ſie würde durch die Emanzipazion der Katholiken einen großen Theil ihres Einkommens verlieren, und Aufopferung eigener Intereſſen iſt ein Talent, das den Prieſtern der Liebe eben ſo ſehr abgeht, wie den ſündigen Layen. Dazu kommt noch, daß jene glorreiche Revolution, welcher England die meiſten ſeiner jetzigen Freiheiten verdankt, aus religiöſem, proteſtantiſchem Eifer hervorgegangen: ein Umſtand, der den Engländern gleichſam noch beſondere Pflichten der Dankbarkeit gegen die herrſchende proteſtantiſche Kirche auferlegt, und ſie dieſe als das Haupbollwerk ihrer Freyheit betrachten läßt. Manche ängſtliche Seelen unter ihnen mögen wirklich den Katholicismus und deſſen Wiedereinführung fürchten, und an die Scheiterhaufen von Smithfield denken — und ein gebranntes Kind ſcheut das Feuer. Auch gibt es ängſtliche Parlamentsglieder, die ein neues Pulvercomplot befürchten — diejenigen fürchten das Pulver am meiſten, die es nicht erfunden haben — und da wird es ihnen oft, als fühlten ſie, wie die grünen Bänke, worauf ſie in der St. Stephanskapelle ſitzen, allmählig warm und wärmer werden, und wenn irgend ein Redner, wie oft geſchieht, den Namen Guy Fawkes erwähnt, rufen ſie ängſtlich: hear-him! hear-him! Was endlich den Rector von Göttingen betrifft, der in London eine Anſtellung als König von England hat, ſo kennt jeder ſeine Mäßigkeitspolitik: er erklärt ſich für keine von beiden Partheyen, er ſieht gern, daß ſie ſich bei ihren Kämpfen wechſelſeitig ſchwächen, er lächelt nach herkömmlicher Weiſe, wenn ſie friedlich bei ihm kouren, er weiß Alles und thut Nichts, und verläßt ſich im ſchlimmſten Fall auf ſeinen Oberſchnurren Wellington.

Man verzeihe mir, daß ich in flipprigem Tone eine Streitfrage behandle, von deren Löſung das Wohl Englands und daher vielleicht mittelbar das Wohl der Welt abhängt. Aber eben, je wichtiger ein Gegenſtand iſt, deſto luſtiger muß man ihn behandeln; das blutige Gemetzel der Schlachten, das ſchaurige Sichelwetzen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkiſche Muſik mit ihren freudigen Pauken und

Trompeten. Das wiſſen die Engländer, und daher bietet ihr Parlament auch ein heiteres Schauſpiel des unbefangenſten Witzes und der witzigſten Unbefangenheit, bei den ernſthafteſten Debatten, wo das Leben von Tauſenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel ſteht, kommt doch keiner von ihnen auf den Einfall ein deutſch ſteifes Landſtändegeſicht zu ſchneiden, oder franzöſiſch pathetiſch zu declamiren, und wie ihr Leib, ſo gebährdet ſich alsdann auch ihr Geiſt ganz zwanglos, Scherz, Selbſtperſiflage, Sarcasmen, Gemüth und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verſe ſprudeln hervor im blühendſten Farbenſpiel, ſo daß die Annalen des Parlaments uns noch nach Jahren die geiſtreichſte Unterhaltung gewähren. Wie ſehr contraſtiren dagegen die öden, ausgeſtopften, löſchpapiernen Reden unſerer ſüddeutſchen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigſte Zeitungsleſer nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft ſchon einen lebendigen Leſer verſcheuchen kann, ſo daß wir glauben müſſen, jene Langweiligkeit ſey geheime Abſicht, um das große Publicum von der Lectüre jener Verhandlungen abzuſchrecken, und ſie dadurch trotz ihrer Oeffentlichkeit, dennoch im Grunde ganz geheim zu halten.

Iſt alſo die Art wie die Engländer im Parlamente die katholiſche Streitfrage abhandeln, wenig geeignet, ein Reſultat hervorzubringen, ſo iſt doch die Lectüre dieſer Debatten um ſo intereſſanter, weil Facta mehr ergötzen als Abſtractionen, und gar beſonders amüſant iſt es, wenn fabelgleich irgend eine Parallelgeſchichte erzählt wird, die den gegenwärtigen, beſtimmten Fall witzig perſiflirt, und dadurch vielleicht am glücklichſten illuſtrirt. Schon bei den Debatten über die Thronrede, am 3. Februar 1825, vernahmen wir im Oberhauſe eine jener Parallelgeſchichten, wie ich ſie oben bezeichnet, und die ich wörtlich hierherſetze: (vid. **Parliamentary history and review during the session of 1825 — 1826. Pag. 31.)**

„Lord King bemerkte, daß wenn auch England blühend und glücklich genannt werden könne, ſo befänden ſich doch ſechs Millionen Katholiken in einem ganz andern Zuſtande, jenſeits des irländiſchen Canals, und die dortige ſchlechte Regierung ſey eine Schande für unſer Zeitalter und für alle Britten. Die ganze Welt, ſagte er, iſt jetzt zu vernünftig, um Regierungen zu entſchuldigen, welche ihre Unterthanen wegen Religionsdifferenzen bedrücken oder irgend eines Rechtes berauben. Irland und die Türkei könnte man als die einzigen Länder Europa's bezeichnen, wo ganze Menſchenclaſſen ihres Glaubens wegen unterdrückt und gekränkt werden. Der Großſultan hat ſich bemüht, die Griechen zu bekehren, in derſelben Weiſe wie das engliſche Gouvernement die Bekehrung der irländiſchen Katholiken betrieben, aber ohne Erfolg. Wenn die unglücklichen Griechen über ihre Leiden klagten, und demüthigſt baten, ein Bischen beſſer als mahomedaniſche Hunde behandelt zu werden, ließ der Sultan ſeinen Großvezier holen, um Rath zu ſchaffen. Dieſer Großvezier war früherhin ein Freund und ſpäterhin ein Feind der Sultanin geweſen. Er hatte dadurch in der Gunſt ſeines Herrn ziemlich gelitten, und in ſeinem eigenen Divan, von ſeinen eigenen Beamten und Dienern, manchen Widerſpruch ertragen müſſen (Gelächter). Er war ein Feind der Griechen. Dem Einfluß nach die zweite Perſon im Divan, war der Reis Effendi, welcher den gerechten Forderungen jenes unglücklichen Volkes freundlich geneigt war. Dieſer Beamte, wie man wußte, war Miniſter der äußern Angelegenheiten, und ſeine Politik verdiente und erhielt allgemeinen Beifall. Er zeigte in dieſem Felde außerordentliche Liberalität und Talente, er that viel Gutes, verſchaffte der Regierung des Sultans viel Popularität, und würde noch mehr ausgerichtet haben, hätten ihn nicht ſeine minder erleuchteten Collegen in allen ſeinen Maßregeln gehemmt. Er war in der That der einzige Mann von wahrem Genie im ganzen Divan (Gelächter), und man achtete ihn als eine Zierde türkiſcher Staatsleute, da er auch mit poetiſchen Talenten begabt war. Der Kiaya-Bey oder Miniſter des Innern und der Kapitan Paſcha waren wiederum Gegner der Griechen; aber der Chorführer der ganzen Oppoſition gegen die Rechtsanſprüche dieſes Volks war der Obermufti, oder das Haupt des Mahomedaniſchen Glaubens (Gelächter). Dieſer Beamte war ein Feind jeder Veränderung. Er hatte ſich regelmäßig widerſetzt bey allen Verbeſſerungen im Handel, bey allen Verbeſſerungen in der Juſtiz, bey jeder Verbeſſerung in der ausländiſchen Politik (Gelächter). Er zeigte und erklärte ſich jedesmal als der größte Verfechter der beſtehenden Mißbräuche. Er war der vollendetſte Intriguant im ganzen Divan (Gelächter). In früherer Zeit hatte er ſich für die Sultanin erklärt, aber er wandte ſich gegen ſie, ſobald er befürchtete, daß er dadurch ſeine Stelle im Divan verlieren könne, er nahm ſogar die Parthey ihrer Feinde. Einſt wurde der Vorſchlag gemacht, einige Griechen in das Corps der regulairen Truppen oder Janitſcharen aufzunehmen; aber der Obermufti erhob dagegen ein ſo heilloſes Zetergeſchrei — ähnlich unſerem No popery-Geſchrei — daß diejenigen, welche jene Maßregel genehmigt, aus dem Divan ſcheiden mußten. Er gewann ſelbſt die Oberhand, und ſobald dies geſchah, erklärte er ſich für eben dieſelbe Sache, wogegen er vorhin am meiſten geeifert hatte (Gelächter). Er ſorgte für des Sultans Gewiſſen und für ſein eigenes; doch will man bemerkt haben, daß ſein Gewiſſen niemals mit ſeinen Intereſſen in Oppoſition war (Gelächter). Da er aufs Genaueſte die türkiſche Conſtitution ſtudirt, hatte er ausgefunden, daß ſie weſentlich mahomedaniſch ſey (Gelächter), und folglich allen Vorrechten der Griechen feindſelig ſeyn müſſe. Er hatte deshalb beſchloſſen, der Sache der Intoleranz feſt ergeben zu bleiben, und war bald umringt von Mollahs, Imans und Derwiſchen, welche ihn in ſeinen edeln Vorſätzen beſtärkten. Um das Bild dieſer Spaltung im Divan zu vollenden, ſey noch erwähnt, daß deſſen Mitglieder übereinkamen, ſie wollten bey gewiſſen Streitfragen einig, und bey andern wieder entgegengeſetzter Meinung ſeyn, ohne ihre Vereinigung zu brechen. Nachdem man nun die Uebel, die durch ſolch einen Divan entſtanden, geſehen hat, nachdem man geſehen, wie das Reich der Muſelmänner zerriſſen worden, durch eben ihre Intoleranz gegen die Griechen und ihre Uneinigkeit unter ſich ſelbſt: ſo ſollte man doch den Himmel bitten das Vaterland vor einer ſolchen Cabinetsſpaltung zu bewahren."

Es bedarf keines ſonderlichen Scharfſinns, um die Perſonen zu errathen, die hier in türkiſche Namen vermummt ſind; noch weniger iſt es von Nöthen, die Moral der Geſchichte in trocknen Worten herzuſetzen. Die Kanonen von Navarino haben ſie laut genug ausgeſprochen, und wenn einſt die hohe Pforte zuſammenbricht — und brechen wird ſie trotz Peras bevollmächtigten Lakayen, die ſich dem Unwillen der Völker entgegenſtämmen — dann mag John Bull in ſeinem Herzen bedenken: mit verändertem Namen ſpricht von dir die Fabel. Etwas der Art mag England ſchon jetzt ahnen, indem ſeine beſten Publiziſten ſich gegen den Interventionskrieg erklären, und ganz naiv darauf hindeuten, daß die Völker Europa's mit gleichem Rechte ſich der irländiſchen Katholiken annehmen, und der engliſchen Regierung eine beſſere Behandlung derſelben abzwingen könnten. Sie glauben hiermit das Interventionsrecht widerlegt zu haben, und haben es nur noch deutlicher illuſtrirt. Freilich hätten Europa's Völker das heiligſte Recht, ſich für die Leiden Irlands, mit gewaffneter Hand, zu verwenden, und dieſes Recht würde auch ausgeübt werden, wenn nicht das Unrecht ſtärker wäre. Nicht mehr die gekrönten Häuptlinge, ſondern die

Völker ſelbſt ſind die Helden der neuern Zeit, auch dieſe Helden haben eine heilige Allianz geſchloſſen, ſie halten zuſammen, wo es gilt für das gemeinſame Recht, für das Völkerrecht der religiöſen und politiſchen Freyheit, ſie ſind verbunden durch die Idee, ſie haben ſie beſchworen und dafür geblutet, ja ſie ſind ſelbſt zur Idee geworden — und deshalb zuckt es gleich ſchmerzhaft durch alle Völkerherzen, wenn irgendwo, ſey es auch im äußerſten Winkel der Erde, die Idee beleidigt wird.

X.

Wellington.

Der Mann hat das Unglück überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und das empört uns und macht ihn verhaßt. Wir ſehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphirt, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Nie ward ein Mann ironiſcher von Fortuna begünſtigt, und es iſt als ob ſie ſeine öde Winzigkeit zur Schau geben wollte, indem ſie ihn auf das Schild des Sieges emporhebt. Fortuna iſt ein Weib, und nach Weiberart grollt ſie vielleicht heimlich dem Manne, der ihren ehemaligen Liebling ſtürzte, obgleich deſſen Sturz ihr eigner Wille war. Jetzt, bey der Emanzipazion der Katholiken, läßt ſie ihn wieder ſiegen, und zwar in einem Kampfe, worin Georg Canning zu Grunde ging. Man würde ihn vielleicht geliebt haben, wenn der elende Londonderry ſein Vorgänger im Miniſterium geweſen wäre; jetzt aber war er der Nachfolger des edlen Canning, des vielbeweinten, angebeteten, großen Canning — und er ſiegt wo Canning zu Grunde ging. Ohne ſolches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann paſſiren, man würde ihn nicht haſſen, nicht genau meſſen, wenigſtens nicht mit dem heroiſchen Maaßſtabe, womit man einen Napoleon und einen Canning mißt, und man würde nicht entdeckt haben, wie klein er iſt als Menſch.

Er iſt ein kleiner Menſch, und noch weniger als klein. Die Franzoſen haben von Polignac nichts Aergeres ſagen können, als: er ſey ein Wellington ohne Ruhm. In der That, was bleibt übrig, wenn man einem Wellington die Feldmarſchalluniform des Ruhmes auszieht?

Ich habe hier die beſte Apologie des Lord Wellington — im engliſchen Sinne des Wortes — geliefert. Man wird ſich aber wundern, wenn ich ehrlich geſtehe, daß ich dieſen Helden einſt ſogar mit vollen Segeln gelobt habe. Es iſt eine gute Geſchichte, und ich will ſie hier erzählen:

Mein Barbier in London war ein Radikaler, genannt Miſter White, ein armer kleiner Mann in einem abgeſchabten ſchwarzen Kleide, das einen weißen Wiederſchein gab; er war ſo dünn, daß die Façade ſeines Geſichtes nur ein Profil zu ſeyn ſchien, und die Seufzer in ſeiner Bruſt ſichtbar waren noch ehe ſie aufſtiegen. Er ſeufzte nämlich immer über das Unglück von Alt-England und über die Unmöglichkeit jemals die Nazionalſchuld zu bezahlen.

„Ach!“ — hörte ich ihn gewöhnlich ſeufzen — „was brauchte ſich das engliſche Volk darum zu bekümmern wer in Frankreich regierte und was die Franzoſen in ihrem Lande trieben? Aber der hohe Adel und die hohe Kirche fürchteten die Freyheitsgrundſätze der franzöſiſchen Revoluzion, und um dieſe Grundſätze zu unterdrücken, mußte John Bull ſein Blut und ſein Geld hergeben, und noch obendrein Schulden machen. Der Zweck des Krieges iſt jetzt erreicht, die Revoluzion iſt unterdrückt, den franzöſiſchen Freyheitsadlern ſind die Flügel beſchnitten, der hohe Adel und die hohe Kirche können jetzt ganz ſicher ſeyn, daß keiner derſelben über den Canal fliegt, und der hohe Adel und die hohe Kirche ſollten jetzt wenigſtens die Schulden bezahlen, die für ihr eignes Intereſſe, und nicht für das arme Volk gemacht worden ſind. Ach! das arme Volk —“

Immer wenn er an „das arme Volk“ kam, ſeufzte Miſter White noch tiefer, und der Refrain war dann, daß das Brod und der Porter ſo theuer ſey, und daß das arme Volk verhungern müſſe, um dicke Lords, Jagdhunde und Pfaffen zu füttern, und daß es nur Eine Hülfe gäbe. Bey dieſen Worten pflegte er auch das Meſſer zu ſchleifen, und während er es über das Schleifleder hin und herzog, murmelte er ingrimmig langſam: „Lords, Hunde, Pfaffen!"

Gegen den **Duke of Wellington** kochte aber ſein radikaler Zorn immer am heftigſten, er ſpukte Gift und Galle ſobald er auf dieſen zu ſprechen kam, und wenn er mich unterdeſſen einſeifte, ſo geſchah es mit ſchäumender Wuth. Einſt wurde ich ordentlich bange, als er mich juſt nahe beym Halſe barbirte, während er ſo heftig gegen Wellington loszog, und beſtändig dazwiſchen murmelte: „hätte ich ihn nur ſo unterm Meſſer, ich würde ihm die Mühe erſparen ſich ſelbſt die Kehle abzuſchneiden, wie ſein Amtsbruder und Landsmann Londonderry, der ſich die Kehle abgeſchnitten zu

Nordkrap in der Grafſchaft Kent — Gott verdamm ihn.“

Ich fühlte ſchon wie die Hand des Mannes zitterte, und aus Furcht, daß er in der Leidenſchaft ſich plötzlich einbilden könnte, ich ſey der Duke of Wellington, ſuchte ich ſeine Heftigkeit herabzuſtimmen, und ihn unter der Hand zu beſänftigen. Ich nahm ſeinen Nazionalſtolz in Anſpruch, ich ſtellte ihm vor, daß Wellington den Ruhm der Engländer befördert, daß er immer nur eine unſchuldige Maſchine in dritten Händen geweſen ſey, daß er gern Beefſteaks eſſe, und daß er endlich — Gott weiß! was ich noch mehr von Wellington rühmte, als mir das Meſſer an der Kehle ſtand.

* * *

Was mich am meiſten ärgert, iſt der Gedanke, daß Arthur Wellington eben ſo unſterblich wird wie Napoleon Bonaparte. Iſt doch, in ähnlicher

Weiſe, der Name Pontius Pilatus eben ſo unvergeßlich geblieben, wie der Name Chriſti. Wellington und Napoleon! Es iſt ein wunderbares Phenomen, daß der menſchliche Geiſt, ſich beyde zu gleicher Zeit denken kann. Es giebt keine größern Contraſte als dieſe beyden, ſchon in ihrer äußeren Erſcheinung. Wellington, das dumme Geſpenſt, mit einer aſchgrauen Seele in einem ſteifleinenen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Geſichte — daneben denke man ſich das Bild Napoleons, jeder Zoll ein Gott!

Nie ſchwindet dieſes Bild aus meinem Gedächtniſſe. Ich ſehe ihn immer noch hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgeſichte, ſchickſalruhig hinabblickend auf die vorbeydefilirende Guarden — er ſchickte ſie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere ſchauten zu ihm hinauf, ſo ſchauerlich ergeben, ſo mitwiſſend ernſt, ſo todesſtolz —

Te, Caesar, morituri salutant!

Manchmal überſchleicht mich geheimer Zweifel, ob ich ihn wirklich ſelbſt geſehen, ob wir wirklich ſeine Zeitgenoſſen waren, und es iſt mir dann als ob ſein Bild, losgeriſſen aus dem kleinen Rahmen der Gegenwart, immer ſtolzer und herriſcher zurückweiche in vergangenheitliche Dämmerung. Sein Name ſchon klingt uns wie eine Kunde der Vorwelt, und eben ſo antik und heroiſch wie die Namen Alexander und Cäſar. Er iſt ſchon ein Loſungswort geworden unter den Völkern, und wenn der Orient und der Occident ſich begegnen, ſo verſtändigen ſie ſich durch dieſen einzigen Namen.

Wie bedeutſam und magiſch alsdann dieſer Name erklingen kann, das empfand ich aufs Tiefſte, als ich einſt im Hafen von London, wo die indiſchen Docks ſind, an Bord eines Oſtindienfahrers ſtieg, der eben aus Bengalen angelangt war. Es war ein rieſenhaftes Schiff und zahlreich bemannt mit Hindoſtanern. Die grotesken Geſtalten und Gruppen, die ſeltſam bunten Trachten, die räthſelhaften Mienen, die wunderlichen Leibesbewegungen, der wildfremde Klang der Sprache, des Jubels und des Lachens, dabey wieder der Ernſt auf einigen ſanftgelben Geſichtern, deren Augen, wie ſchwarze Blumen, mich mit abentheuerlicher Wehmuth anſahen — alles das erregte in mir ein Gefühl wie Verzauberung, ich war plötzlich wie verſetzt in Schehezerade's Mährchen, und ich meinte ſchon, nun müßten auch breitblättrige Palmen und langhälſige Kameele und goldbedeckte Elephanten und andre fabelhafte Bäume und Thiere zum Vorſchein kommen. Der Superkargo, der ſich auf dem Schiffe befand, und die Sprache jener Leute eben ſo wenig verſtand als ich, konnte mir, mit ächtbrittiſcher Beſchränktheit, nicht genug erzählen, was das für ein närriſches Volk ſey, faſt lauter Mahometaner, zuſammengewürfelt aus allen Ländern Aſiens, von der Grenze Chinas bis ans arabiſche Meer, darunter ſogar einige pechſchwarze, wollhaarige Afrikaner.

Des dumpfen abendländiſchen Weſens ſo ziemlich überdrüſſig, ſo recht Europa-müde wie ich mich damals manchmal fühlte, war mir dieſes Stück Morgenland, das ſich jetzt heiter und bunt vor meinen Augen bewegte, eine erquickliche Labung, mein Herz erfriſchten wenigſtens einige Tropfen jenes Trankes, wonach es in trübhannövriſchen oder königlich preußiſchen Winternächten ſo oft geſchmachtet hatte, und die fremden Leute mochten es mir wohl anſehen, wie angenehm mir ihre Erſcheinung war, und wie gern ich ihnen ein Liebeswörtchen geſagt hätte. Daß auch ich ihnen recht wohl gefiel, war den innigen Augen anzuſehen, und ſie hätten mir ebenfalls gern etwas Liebes geſagt, und es war eine Trübſal, daß Keiner des Andern Sprache verſtand. Da endlich fand ich ein Mittel, ihnen meine freundſchaftliche Geſinnung auch mit einem Worte kund zu geben, und ehrfurchtsvoll und die Hand ausſtreckend, wie zum Liebesgruß, rief ich den Namen: Mahomet!

Freude überſtralte plötzlich die dunklen Geſichter der fremden Leute, ſie kreuzten ehrfurchtsvoll die Arme, und zum erfreuenden Gegengruß, riefen ſie den Namen: Bonaparte!

XI.

Die Befreyung.

Wenn mir mahl die Zeit der müßigen Unterſuchungen wiederkehrt, ſo werde ich langweiligſt gründlich beweiſen: daß nicht Indien, ſondern Egypten jenes Kaſtenthum hervorgebracht hat, das, ſeit zwey Jahrtauſenden, in jede Landestracht ſich zu vermummen, und jede Zeit in ihrer eigenen Sprache zu täuſchen wußte, das vielleicht jetzt todt iſt, aber den Schein des Lebens erheuchelnd, noch immer bösäugig und unheilſtiftend unter uns wandelt, mit ſeinem Leichendufte unſer blühendes

Leben vergiftet, ja, als ein Vampyr des Mittelalters, den Völkern das Blut und das Licht aus den Herzen ſaugt. Dem Schlamme des Nil-Thals entſtiegen nicht bloß die Krokodille, die ſo gut weinen können, ſondern auch jene Prieſter, die es noch beſſer verſtehen, und jener privilegirt erbliche Kriegerſtand, der in Mordgier und Gefräßigkeit die Krokodille noch übertrifft.

Zwey tiefſinnige Männer, deutſcher Nazion, entdeckten den heilſamſten Gegenzauber wider die ſchlimmſte aller egyptiſchen Plagen, und durch ſchwarze Kunſt — durch die Buchdruckerey und das Pulver — brachen ſie die Gewalt jener geiſtlichen und weltlichen Hierarchie, die ſich aus einer Verbündung des Prieſterthums und der Kriegerkaſte, nämlich der ſogenannten katholiſchen Kirche und des Feudaladels, gebildet hatte, und die ganz Europa weltlich und geiſtlich knechtete. Die Druckerpreſſe zerſprengte das Dogmengebäude, worin der Großpfaffe von Rom die Geiſter gekerkert, und Nordeuropa athmete wieder frey, entlaſtet von dem nächtlichen Alp jener Kleriſey, die zwar in der Form von der egyptiſchen Standeserblichkeit abgewichen war, im Geiſte aber dem egyptiſchen Prieſterſyſteme um ſo getreuer bleiben konnte, da ſie ſich nicht durch natürliche Fortpflanzung, ſondern unnatürlich, durch mamelukenhafte Rekrutirung, als eine Corporazion von Hageſtolzen, noch ſchroffer darſtellte. Eben ſo ſehen wir, wie die Kriegerkaſte ihre Macht verliert, ſeit die alte Handwerksroutine nicht mehr von Nutzen iſt bey der neuen Kriegsweiſe; denn von dem Poſaunentone der Kanonen werden jetzt die ſtärkſten Burgthürme niedergeblaſen, wie weiland die Mauern von Jericho, der eiſerne Harniſch des Ritters ſchützt gegen den bleyernen Regen eben ſo wenig wie der leinene Kittel des Bauers; das Pulver macht die Menſchen gleich, eine bürgerliche Flinte geht eben ſo gut los wie eine adliche Flinte — das Volk erhebt ſich.

* * *

Die früheren Beſtrebungen, die wir in der Geſchichte der lombardiſchen und toskaniſchen Republiken, der ſpaniſchen Communen, und der freyen Städte in Deutſchland und andren Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freyheit, ſondern nach Freyheiten, kein Kampf für Rechte, ſondern für Gerechtſame; Corporazionen ſtritten um Privilegien, und es blieb alles in den feſten Schranken des Gilden- und Zunftweſens. Erſt zur Zeit der Reformazion wurde der Kampf von allgemeiner und geiſtiger Art, und die Freyheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes ſondern als ein urſprüngliches, nicht als ein erworbenes ſondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, ſondern Prinzipien vorgebracht; und der Bauer in Deutſchland und der Puritaner in England beriefen ſich auf das Evangelium, deſſen Ausſprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nämlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da ſtand deutlich ausgeſprochen: daß die Menſchen von gleich edler Geburt ſind, daß hochmüthiges Beſſerdünken verdammt werden muß, daß der Reichthum eine Sünde iſt, und daß auch die Armen berufen ſind zum Genuſſe, in dem ſchönen Garten Gottes, des gemeinſamen Vaters.

Mit der Bibel in der einen Hand und mit dem Schwerte in der anderen, zogen die Bauern durch das ſüdliche Deutſchland, und der üppigen Bürgerſchaft im hochgethürmten Nüremberg ließen ſie ſagen: es ſolle künftig kein Haus im Reiche ſtehen bleiben, das anders ausſähe als ein Bauernhaus. So wahr und tief hatten ſie die Gleichheit begriffen. Noch heutigen Tags, in Franken und Schwaben, ſchauen wir die Spuren dieſer Gleichheitslehre, und eine grauenhafte Ehrfurcht, vor dem heiligen Geiſte überſchleicht den Wanderer, wenn er im Mondſchein die dunkeln Burgtrümmer ſieht aus der Zeit des Bauernkriegs. Wohl dem, der, nüchternen Sinns, nichts anderes ſieht, iſt man aber ein Sonntagskind — und das iſt jeder Geſchichtskundige — ſo ſieht man auch die hohe Jagd, die der deutſche Adel, der roheſte der Welt, gegen die Beſiegten geübt, man ſieht wie tauſendweis die Wehrloſen todtgeſchlagen, gefoltert, geſpießt und gemartert wurden, und aus den wogenden Kornfeldern ſieht man ſie geheimnißvoll nicken die blutigen Bauernköpfe, und drüber hin hört man pfeifen eine entſetzliche Lerche, rachegellend, wie der Pfeifer vom Helfenſtein.

Etwas beſſer erging es den Brüdern in England und Schottland; ihr Untergang war nicht ſo ſchmählig und erfolglos, und noch jetzt ſehen wir dort die Früchte ihres Regiments. Aber es gelang ihnen keine feſte Begründung deſſelben, die ſauberen Cavaliere herrſchen wieder nach wie vor, und ergötzen ſich an den Spaßgeſchichten von den alten ſtarren Stutzköpfen, die der befreundete Barde, zu ihrer mäßigen Unterhaltung ſo hübſch beſchrieben. Keine geſellſchaftliche Umwälzung hat in Großbritannien ſtattgefunden, das Gerüſte der bürgerlichen und politiſchen Inſtituzionen blieb unzerſtört, die Kaſtenherrſchaft und das Zunftweſen hat ſich dort bis auf den heutigen Tag erhalten, und obgleich getränkt von dem Lichte und der Wärme der neuern Civiliſazion, verharrt England in einem mittelalterlichen Zuſtande, oder vielmehr im Zuſtande eines faſhionablen Mittelalters. Die Conzeſſionen, die dort den liberalen Ideen gemacht worden, ſind dieſer mittelalterlichen Starrheit nur mühſam abgekämpft worden; und nie aus einem

Prinzip, ſondern aus der faktiſchen Nothwendigkeit, ſind alle modernen Verbeſſerungen hervorgegangen, und ſie tragen alle den Fluch der Halbheit, die immer neue Drangſal und neuen Todeskampf und deſſen Gefahren nöthig macht. Die religiöſe Reformazion iſt in England nur halb vollbracht, und zwiſchen den kahlen vier Gefängnißwänden der biſchöflich anglikaniſchen Kirche, befindet man ſich noch viel ſchlechter, als in dem weiten, hübſch bemalten und weichgepolſterten Geiſteskerker des Katholizismus. Mit der politiſchen Reformazion iſt es nicht viel beſſer gegangen, die Volksvertretung iſt ſo mangelhaft als möglich: wenn die Stände ſich auch nicht mehr durch den Rock trennen, ſo trennen ſie ſich doch noch immer durch verſchiedenen Gerichtsſtand, Patronage, Hoffähigkeit, Prärogative, Gewohnheitsvorrechte, und ſonſtige Fatalien; und wenn Eigenthum und Perſon des Volks nicht mehr von ariſtokratiſcher Willkühr, ſondern vom Geſetze abhängen, ſo ſind doch dieſe Geſetze nichts anderes als eine andere Art von Zähnen, womit die ariſtokratiſche Brut ihre Beute erhaſcht, und eine andere Art von Dolchen, womit ſie das Volk meuchelt. Denn wahrlich, kein Tyrann vom Continente würde aus Willkührluſt ſo viel Taxen erpreſſen, als das engliſche Volk von Geſetzwegen bezahlen muß, und kein Tyrann war jemals ſo grauſam wie Englands Criminalgeſetze, die täglich morden, für den Betrag eines Schillings, und mit Buchſtabenkälte. Wird auch, ſeit kurzem manche Verbeſſerung dieſes trüben Zuſtandes in England vorbereitet, werden auch der weltlichen und geiſtlichen Habſucht hie und da Schranken geſetzt, wird auch jetzt die große Lüge einer Volksvertretung einigermaßen begütigt, indem man hie und da einem großen Fabrikorte die verwirkte Wahlſtimme von einem rotten borrough überträgt, wird gleichfalls hie und da die harſche Intoleranz gemildert, indem man auch einige andere Sekten bevorrechtet — ſo iſt dieſes alles doch nur leidige Altflickerey, die nicht lange vorhält, und der dümmſte Schneider in England kann vorausſehen, daß über kurz oder lang das alte Staatskleid in trübſeligen Fetzen aus einander reißt.

* * *

„Niemand flickt einen Lappen von neuem Tuche an ein altes Kleid; denn der neue Lappen reißt doch vom alten, und der Riß wird ärger. Und niemand faſſet Moſt in alte Schläuche; anders zerreißt der Moſt die Schläuche, und der Wein wird verſchüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man ſoll Moſt in neue Schläuche faſſen.“

Die tiefſte Wahrheit erblüht nur der tiefſten Liebe, und daher die Uebereinſtimmung in den Anſichten des älteren Bergpredigers, der gegen die Ariſtokratie von Jeruſalem geſprochen, und jener ſpäteren Bergprediger, die von der Höhe des Convents zu Paris ein dreyfarbiges Evangelium herabpredigten, wonach nicht bloß die Form des Staates, ſondern das ganze geſellſchaftliche Leben, nicht geflickt, ſondern neu umgeſtaltet, neu begründet, ja neu geboren werden ſollte.

—

Ich ſpreche von der franzöſiſchen Revoluzion, jener Weltepoche, wo die Lehre der Freyheit und Gleichheit ſo ſiegreich emporſtieg aus jener allgemeinen Erkenntnißquelle, die wir Vernunft nennen, und die, als eine unaufhörliche Offenbarung, welche ſich in jedem Menſchenhaupte wiederholt und ein Wiſſen begründet, noch weit vorzüglicher ſeyn muß, als jene überlieferte Offenbarung, die ſich nur in wenigen Auserleſenen bekundet, und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Dieſe letztgenannte Offenbarungsart, die ſelbſt ariſ ſtokratiſcher Natur iſt, vermochte nie die Privilegienherrſchaft, das bevorrechtete Kaſtenweſen, ſo ſicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratiſcher Natur iſt, jetzt bekämpft. Die Revoluzionsgeſchichte iſt die Kriegsgeſchichte dieſes Kampfes, woran wir alle mehr oder minder Theil genommen; es iſt der Todeskampf mit dem Egyptenthum.

Obgleich die Schwerter der Feinde täglich ſtumpfer werden, obgleich wir ſchon die beſten Poſizionen beſetzt, ſo können wir doch nicht eher das Triumpflied anſtimmen, als bis das Werk vollendet iſt. Wir können nur in den Zwiſchennächten, wenn Waffenſtillſtand, mit der Laterne aufs Schlachtfeld hinausgehn, um die Todten zu beerdigen. — Wenig fruchtet die kurze Leichenrede! Die Verläumdung, das freche Geſpenſt, ſetzt ſich auf die edelſten Gräber —

Ach! gilt doch der Kampf auch jenen Erbfeinden der Wahrheit, die ſo ſchlau den guten Leumund ihrer Gegner zu vergiften wiſſen, und die ſogar jenen erſten Bergprediger, den reinſten Freyheitshelden, herabzuwürdigen wußten; denn als ſie nicht läugnen konnten, daß er der größte Menſch ſey, machten ſie ihn zum kleinſten Gotte. Wer mit Pfaffen kämpft, der mache ſich darauf gefaßt, daß der beſte Lug und die triſtigſten Verläumdungen ſeinen armen guten Namen zerſetzen und ſchwärzen werden. Aber gleich wie man jene Fahnen, die in der Schlacht am meiſten von den Kugeln zerſetzt und von Pulverdampf geſchwärzt werden, höher ehrt als die blankſten und geſündeſten Rekrutenfahnen, und wie man ſie endlich als Nazionalreliquien in den Domen aufſtellt: ſo werden einſt die Namen unſerer Helden, jemehr ſie zerſetzt und angeſchwärzt werden, um ſo enthuſiaſtiſcher verehrt werden, in der heiligen Genofevakirche der Freyheit.

Wie die Helden der Revoluzion, ſo hat man die Revoluzion ſelbſt verläumdet, und ſie als ein Fürſtenſchreckniß und eine Volkſcheuche dargeſtellt in Libellen aller Art. Man hat in den Schulen all die ſogenannten Greuel der Revoluzion von den Kindern auswendig lernen laſſen, und auf den Jahrmärkten ſah man, einige Zeit, nichts anderes als grellkolorirte Bilder der Guillotine. Es iſt freylich nicht zu läugnen, dieſe Maſchine, die ein franzöſiſcher Arzt, ein großer Welt-Orthopäde, Monſieur Guillotin, erfunden hat, und womit man die dummen Köpfe von den böſen Herzen ſehr leicht trennen kann, dieſe heilſame Maſchine hat man etwas oft angewandt, aber doch nur bey unheilbaren Krankheiten, z. B. bey Verrath, Lüge und Schwäche, und man hat die Patienten nicht lang gequält, nicht gefoltert, und nicht gerädert, wie einſt tauſende und aber tauſende Roturiers und Vilains, Bürger und Bauern, gequält, gefoltert und gerädert wurden, in der guten alten Zeit.

Daß die Franzoſen mit jener Maſchine ſogar das Oberhaupt ihres Staates amputirt, iſt freylich entſetzlich, und man weiß nicht, ob man ſie deshalb des Vatermords oder des Selbſtmords beſchuldigen ſoll; aber bey milderungsgründlicher Betrachtung finden wir, daß Ludwig von Frankreich minder ein Opfer der Leidenſchaften als vielmehr der Begebenheiten geworden, und daß diejenigen Leute die das Volk zu ſolchem Opfer drängten und die ſelbſt, zu allen Zeiten, in weit reichlicherem Maaße, Fürſtenblut vergoſſen haben, nicht als laute Kläger auftreten ſollten. Nur zwey Könige, beide vielmehr Könige des Adels als des Volkes, hat das Volk geopfert, nicht in Friedenszeit, nicht niedriger Intereſſen wegen, ſondern in äußerſter Kriegsbedrängniß, als es ſich von ihnen verrathen ſah, und während es ſeines eignen Blutes am wenigſten ſchonte; aber gewiß mehr als tauſend Fürſten fielen meuchlings, und der Habſucht oder frivoler Intereſſen wegen, durch den Dolch, durch das Schwert und durch das Gift des Adels und der Pfaffen. Es iſt als ob dieſe Kaſten den Fürſtenmord ebenfalls zu ihren Privilegien rechneten, und deßhalb den Tod Ludwig XVI. und Carl I. um ſo eigennütziger beklagten. O, daß die Könige endlich einſähen, daß ſie, als Könige des Volkes, im Schutze der Geſetze, viel ſicherer leben können, als unter der Guarde ihrer adligen Leibmörder!

* * *

Aber nicht bloß die Helden der Revoluzion und die Revoluzion ſelbſt, ſondern ſogar unſer ganzes Zeitalter hat man verläumdet, die ganze Liturgie unſerer heiligſten Ideen hat man parodirt, mit unerhörtem Frevel, und wenn man ſie hört oder lieſ't, unſere ſchnöden Verächter, ſo heißt das Volk die Canaille, die Freyheit heißt Frechheit, und mit himmelnden Augen und frommen Seufzern, wird geklagt und bedauert, wir wären frivol und hätten leider keine Religion. Heuchleriſche Duckmäuſer, die unter der Laſt ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einher ſchleichen, wagen es, ein Zeitalter zu läſtern, das vielleicht das heiligſte iſt von allen ſeinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das ſich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Meſſias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die ſchwere Kreuzlaſt kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Späße riſſe über die neueren Phariſäer und Saduzäer. Die koloſſalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne ſolche Witzreißerey und Perſiflage! Der Ernſt tritt um ſo gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn angekündigt. Die Zeit gleicht hierin ganz ihren Kindern unter den Franzoſen, die ſehr ſcherzliche, leichtfertige Bücher geſchrieben, und doch ſehr ſtreng und ernſthaft ſeyn konnten, wo Strenge und Ernſt nothwendig wurden; z. B. Dû Clos und gar Louvet de Couvrai, die beide, wo es galt, mit Märtyrerkühnheit und Aufopferung für die Freyheit ſtritten, übrigens aber ſehr frivol und ſchlüpfrig ſchrieben, und leider keine Religion hatten.

Als ob die Freyheit nicht eben ſo gut eine Religion wäre, als jede andere! Da es die unſrige iſt, ſo könnten wir, mit demſelben Maaße meſſend, ihre Verächter für frivol und irreligiös erklären.

Ja, ich wiederhole die Worte, womit ich dieſe Blätter eröffnet: die Freyheit iſt eine neue Religion, die Religion unſerer Zeit. Wenn Chriſtus auch nicht der Gott dieſer Religion iſt, ſo iſt er doch ein hoher Prieſter derſelben, und ſein Name ſtrahlt beſeligend in die Herzen der Jünger. Die Franzoſen ſind aber das auserleſene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache ſind die erſten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris iſt das neue Jeruſalem, und der Rhein iſt der Jordan, der das geweihte Land der Freyheit trennt von dem Lande der Philiſter.

Schlußwort.

(Geſchrieben den 29. Nov. 1830.)

Es war eine niedergedrückte, arretirte Zeit in Deutſchland, als ich den zweiten Band der Reiſebilder ſchrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erſchien, verlautete ſchon etwas davon im Publikum, es hieß mein Buch wolle den eingeſchüchterten Freyheitsmuth wieder aufmuntern, und man treffe ſchon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken. Bey ſolchem Gerüchte war es rathſam, das Werk um ſo ſchneller zu fördern und aus der Preſſe zu jagen. Da es eine gewiſſe Bogenzahl enthalten mußte, um den Anſprüchen einer hochlöblichen Cenſur zu entgehen: ſo glich ich in jener Noth dem Benvenuto Cellini, als er beym Guß des Perſeus nicht Erz genug hatte, und zur Füllung der Form, alle zinnerne Teller, die ihm zur Hand lagen, in den Schmelzofen warf. Es war gewiß leicht das Zinn, beſonders das zinnerne Ende des Buches, von dem beſſeren Erze zu unterſcheiden; doch, wer das Handwerk verſtand, verrieth den Meiſter nicht.

Wie aber alles in der Welt wiederkehren kann, ſo geſchieht es auch, daß ſich zufälligerweiſe bey dieſen „Nachträgen“ eine ähnliche Bedrängniß ereignet, und ich habe wieder eine Menge Zinn in den Guß werfen müſſen, und ich wünſche, daß man meine Zinngießereyen nur der Zeitnoth zuſchreibe.

Ach! iſt ja das ganze Buch aus der Zeitnoth hervorgegangen, eben ſo wie die früheren Schriften ähnlicher Richtung; die näheren Freunde des Verfaſſers, die ſeiner Privatverhältniſſe kundig ſind, wiſſen ſehr gut wie wenig ihn die eigne Selbſtſucht zur Tribüne drängt, und wie groß die Opfer ſind, die er bringen muß, für jedes freye Wort, das er ſeitdem geſprochen — und wills Gott! noch ſprechen wird. Jetzt iſt das Wort eine That, deren Folgen ſich nicht abmeſſen laſſen; kann doch keiner genau wiſſen, ob er nicht gar am Ende als Blutzeuge auftreten muß für das Wort.

Seit mehreren Jahren warte ich vergebens auf das Wort jener kühnen Redner, die einſt in den Verſammlungen der deutſchen Burſchenſchaft ſo oft ums Wort baten, und mich ſo oft durch ihre rhetoriſchen Talente überwunden, und eine ſo vielverſprechende Sprache geſprochen; ſie waren ſonſt ſo vorlaut, und ſind jetzt ſo nachſtill. Wie ſchmähten ſie damals die Franzen und das welſche Babel und den undeutſchen, frivolen Vaterlandsverräther, der das Franzenthum lobte. Jenes Lob hat ſich bewährt in der großen Woche.

Ach, die große Woche von Paris! Der Freyheitsmuth, der von dort herüberwehte nach Deutſchland, hat freylich hie und da die Nachtlichter umgeworfen, ſo daß die rothen Gardinen an einigen Thronen in Brand geriethen, und die goldnen Kronen heiß wurden unter den lodernden Schlafmützen; — aber die alten Häſcher, denen die Reichspolizey anvertraut, ſchleppen ſchon die Löſcheymer herbey, und ſchnüffeln jetzt um ſo wachſamer, und ſchmieden um ſo feſter die heimlichen Ketten, und ich merke ſchon, unſichtbar wölbt ſich eine noch dichtere Kerkermauer um das deutſche Volk.

Armes, gefangenes Volk! verzage nicht in deiner Noth — O, daß ich Katapulta ſprechen könnte! O, daß ich Falarika hervorſchießen könnte aus meinem Herzen!

Von meinem Herzen ſchmilzt die vornehme Eisrinde, eine ſeltſame Wehmuth beſchleicht mich — iſt es Liebe und gar Liebe für das deutſche Volk? Oder iſt es Krankheit? — meine Seele bebt, und es brennt mir im Auge, und das iſt ein ungünſtiger Zuſtand für einen Schriftſteller, der den Stoff beherrſchen und hübſch objektiv bleiben ſoll, wie es die Kunſtſchule verlangt, und wie es auch Goethe gethan — er iſt achtzig Jahr dabey alt geworden, und Miniſter und wohlhabend — armes deutſches Volk! das iſt dein größter Mann!

Es fehlen mir noch einige Oktavſeiten und ich will deshalb noch eine Geſchichte erzählen — ſie ſchwebt mir ſchon ſeit geſtern im Sinne — es iſt eine Geſchichte aus dem Leben Karl V. Doch iſt es ſchon lange her, ſeit ich ſie vernahm, und ich weiß die beſonderen Umſtände nicht mehr ganz genau. So was vergißt ſich leicht, wenn man kein beſtimmtes Gehalt dafür bezieht, daß man die alten Geſchichten alle halbe Jahre vom Hefte ablieſt. Was iſt aber auch daran gelegen, wenn man die Ortsnamen und Jahrzahlen der Geſchichten vergeſſen hat; wenn man nur ihre innere Bedeutung, ihre Moral, im Gedächtniſſe behalten. Dieſe iſt es eigentlich, die mir im Sinne klingt und mich wemüthig bis zu Thränen ſtimmt. Ich fürchte, ich werde krank.

Der arme Kaiſer war von ſeinen Feinden gefangen genommen, und ſaß in ſchwerer Haft. Ich glaube es war in Tyrol. Da ſaß er, in einſamer Betrübniß, verlaſſen von allen ſeinen Rittern und Höflingen, und keiner kam ihm zu Hülfe. Ich weiß nicht, ob er ſchon damals jenes käſebleiche Geſicht hatte, wie es auf den Bildern von Holbein abkonterfeit iſt. Aber die menſchenverachtende Unterlippe trat gewiß noch gewaltſamer hervor als auf jenen Bildern. Mußte er doch die Leute verachten, die, im Sonnenſchein des Glückes, ihn ſo ergeben umwedelt, und ihn jetzt allein ließen in dunkler Noth. Da öffnete ſich plötzlich die Kerkerthüre, und herein trat ein verhüllter Mann, und wie dieſer den Mantel zurückſchlug, erkannte der Kaiſer ſeinen treuen Kunz von der Roſen, den Hofnarren. Dieſer brachte ihm Troſt und Rath, und es war der Hofnarr.

O, deutſches Vaterland! theures deutſches Volk! ich bin dein Kunz von der Roſen. Der Mann, deſſen eigentliches Amt die Kurzweil und der dich nur beluſtigen ſollte in guten Tagen, er dringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein ſtarkes Zepter und die ſchöne Krone — erkennſt du mich nicht, mein Kaiſer? Wenn ich dich nicht befreyen kann, ſo will ich dich wenigſtens tröſten, und du ſollſt jemanden um dir haben, der mit dir ſchwatzt über die bedränglichſte Drangſal, und dir Muth einſpricht, und dich lieb hat, und deſſen beſter Spaß und beſtes Blut zu deinen Dienſten ſteht. Denn du, mein Volk, biſt der wahre Kaiſer, der wahre Herr der Lande — dein Wille iſt ſouverain und viel legitimer als jenes purpurne **Tel est notre plaisir**, das ſich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr als die Salbadereyen geſchorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, iſt die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Feſſeln danieder liegſt, ſo ſiegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreyung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiſer, die Nacht iſt vorüber und draußen glüht das Morgenroth.

Kunz von der Roſen, mein Narr, du irrſt dich, ein blankes Beil hältſt du vielleicht für eine Sonne, und das Morgenroth iſt nichts als Blut.

Nein, mein Kaiſer, es iſt die Sonne, obgleich ſie im Weſten hervorſteigt — ſeit ſechstauſend Jahren ſah man ſie immer aufgehen im Oſten, da wird es wohl Zeit, daß ſie mahl eine Verändrung vornehme in ihrem Lauf.

Kunz von der Roſen, mein Narr, du haſt ja die Schellen verloren von deiner rothen Mütze, und ſie hat jetzt ſo ein ſeltſames Anſehen, die rothe Mütze.

Ach, mein Kaiſer, ich habe ob Eurer Noth ſo wüthend ernſthaft den Kopf geſchüttelt, daß die närriſchen Schellen abfielen von der Mütze; ſie iſt aber darum nicht ſchlechter geworden.

Kunz von der Roſen, mein Narr, was bricht und kracht da draußen?

Seyd ſtill! das iſt die Säge und die Zimmermannsaxt, und bald brechen zuſammen die Pforten Eures Kerkers, und ihr ſeyd frey, mein Kaiſer!

Bin ich denn wirklich Kaiſer? Ach, es iſt ja der Narr, der es mir ſagt!

O, ſeufzt nicht, mein lieber Herr, die Kerkerluſt macht Euch ſo verzagt; wenn Ihr erſt wieder Eure Macht errungen, fühlt Ihr auch wieder das kühne Kaiſerblut in Euren Adern, und Ihr ſeyd ſtolz wie ein Kaiſer, und übermüthig, und genädig, und ungerecht, und lächelnd, und undankbar, wie Fürſten ſind.

Kunz von der Roſen, mein Narr, wenn ich wieder frey werde, was willſt du dann anfangen?

Ich will mir dann neue Schellen an meine Mütze nähen.

Und wie ſoll ich deine Treue belohnen?

Ach! lieber Herr, laßt mich nicht umbringen.

Berichtigung.

Seite 60. Zeile 7 von oben, vor den Worten „Glauben ſie“ und Seite 71. Zeile 7. von oben, vor den Worten „O Sie ſind ſchlau“ beginnt jedesmal ein neuer Satz.

Jahrbuch

der

Literatur.

Bei **Hoffmann und Campe** in **Hamburg**, ſ
ferner erſchienen:

Gutzkow, K.,	Briefe eines Narren an eine Närrin. 8.	1 ℛ 16
— —	Novellen. 2 Thle. . . .	3 ⸗ —
— —	Oeffentliche Charactere. 8.	1 ⸗ 16
— —	Zur Philoſophie der Geſchichte. 8.	1 ⸗ 16
— —	Seraphine. Ein Roman. 8.	1 ⸗ 16
— —	Götter, Helden, Don-Quixote. Abſtimmungen zur Beurtheilung der literariſchen Epoche. 8.	2 ⸗ —
— —	Die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verſtändniß des Görres'ſchen Athanaſius. 8.	— ⸗ 12
Wienbarg, L.,	Aeſthetiſche Feldzüge. 8. .	1 ⸗ 16
— —	Holland in den Jahren 1831 u. 1832. 2 Thle. 8. .	2 ⸗ 16
— —	Wanderungen durch den Thierkreis. 8. . . .	1 ⸗ 12
— —	Tagebuch v. Helgoland. 8.	1 ⸗ 8

nd

ℳ
=
=

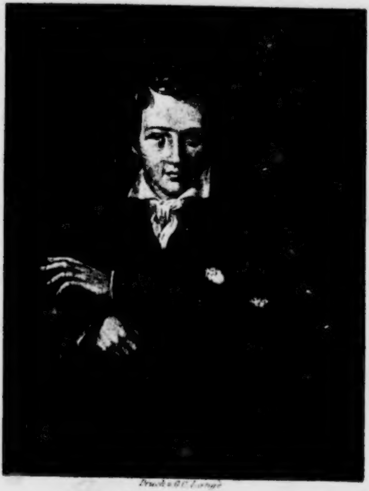
=
=

=

=
=

=

=
=



Druck v. C. C. Lange

Heinrich Heine.

Jahrbuch

der

Literatur.

Erſter Jahrgang. 1839.

Mit H. Heine's Bildniß.

Hamburg,
Hoffmann und Campe.

1839.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Vergangenheit und Gegenwart. 1830 — 1838. Von K. Gutzkow 1

II. Friedrich Daumer und Ludwig Feuerbach. Zwei Skizzen von K. Riedel 111

III. Ueber die Zurechnungsfähigkeit der neueſten Literatur. Von Ludw. Wihl . . . 127

IV. Börne in Paris. Von E. Kolloff . . . 143

V. Rückblicke auf die ſchöne Literatur ſeit 1830. Von Levin Schücking 161

VI. Ferdinand Freiligrath. Ein Literaturbild von Dr. F. Dingelſtedt 219

Seite
VII. Ueber die ſogenannten Bulwer'ſchen Zeitgenoſſen. Von Dr. Alb. Oppermann in Göttingen 257

VIII. Die theologiſchen Wirren. Dramatiſche Scene von Fr. Kyau 311

IX. Der Schwabenſpiegel. Von H. Heine . . . 335

I.

Vergangenheit und Gegenwart.

1830 — 1838.

Von

Karl Gutzkow.

1830.

Ich geſtehe, daß ich zwei Monate vor der Julire-
olution keinen Begriff von Europäiſcher Politik hatte.
Ich wußte weder, wer Polignac war, noch was es
n einer Charte zu verletzen geben könne; ich wußte
ur, daß die Burſchenſchaft noch nicht ganz erſtorben
nd Deutſchland ohne Einheit war. Wenn ich Er-
igniſſe erwartete, die in den Lauf der Begebenheiten
ewaltſam eingriffen, ſo hätt' ich ſie eher von Erlangen
nd Jena als von Paris erwartet, höchſtens, daß
ine Schaar rückkehrender Philhellenen mit bewaffne-
er Hand in Stralſund gelandet wäre und die Pom-
merſche Landwehr aufgerufen oder daß Hungersnoth
ie Bauern an der Diemel zum Aufſtand gezwungen
ätte. Mit geheimnißvoller Miene eröffnete ich einſt
einem Freunde, mir ſchienen drei Dinge in Preußen
othwendig: Eine Verfaſſung, Preßfreiheit und noch
was drittes, das ich vergeſſen habe. Ich glaubte hier

Wunder wie weit ſchon über das Weſen der Burſchenſchaft hinausgegangen und in die Fortſchritte der allerneueſten Politik eingedrungen zu ſein.

Um dieſe Zeit war ein Franzoſe nach Berlin gekommen, der die Verhältniſſe mit ganz anderen Augen anſah, wie ich. St. Marc Girardin, jetzt Staatsrath und ſchon einmal in eine Miniſtercombination aufgenommen, halb Doktrinär, halb Miniſterieller unter allen Umſtänden, war einige Monate vor der Julirevolution nach Berlin gereiſt, um deutſche Sprache, Schleiermacher, den Schulunterricht, Neander und den Halleſchen Pietismus zu ſtudiren. Ob er gleich vorzog, täglich eine Stunde hindurch mit mir nur den Kotzebue zu leſen, ſo intereſſirte er ſich doch für die geiſtigſten Regungen Deutſchlands, mit Ausnahme der Politik, wo er uns verachtete. Er war Redakteur der Debats. Ich ſeh'e ihn noch, wie er täglich ſein Exemplar, das ihm aus Paris sous bande geſchickt wurde, aufriß und mit flammenden Blicken in den Spalten des großen Blattes umherirrte, um die Fortſchritte der Oppoſition gegen Polignac zu verfolgen. Es dauerte lange, bis er ſich von ſeinem Sinnen über eine Zukunft, die er dicht vor Augen ſah, erholte und ſich wieder auf Hegel, Hengſtenberg, die Myſtiker und Kotzebues Stricknadeln bekannt. Wir laſen einige Scenen, fingen Erläuterungen an und waren bald wieder mitten in der Politik. Ich geſtand ihm die geringe Achtung ein, die ich vor Frankreichs politiſcher Miſſion hätte und gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß die Jenaer Burſchenſchaft mehr Einfluß auf die Geſchichte haben würde, als die Deputirten-Kammer der Franzoſen. Er belächelte dieſen Vaterlandsſtolz und ſetzte dann hinzu: Junger Freund, es iſt jetzt nichts für die Freiheit der Völker ſo gefährlich, als dieſe plan- und zielloſe Ideologie der deutſchen Studenten. Ihr verdanken wir die Congreſſe, ihr das von der ganzen Europäiſchen Politik verabredete Widerſtandſyſtem. Die deutſchen Studenten wiſſen nicht, was Politik iſt. Wenn ich dann eben im Begriff war, ihn mit den Hohenſtaufen, mit Luther und Fichte zu ſchlagen, ſo mußt' ich immer die Unannehmlichkeit erfahren, daß an die Thür geklopft und die Lektion von einem Manne unterbrochen wurde, den ich nur geſtehen will, vor der Juli-Revolution gehaßt zu haben. Eduard Gans im eleganten ſchwarzen Frack, mit glänzender franzöſiſcher Sprachfertigkeit, Gans mit dem ſchwarzen wolligen Haar und dem modiſchen Backenbarte trat herein und war augenblicklich mit meinem Franzoſen in ein Zeitungsgeſpräch verwickelt. Ich hatte Gans auf dem Katheder die Burſchenſchaft verſpotten hören; Gans hatte geſagt: Meine Herren, es gab eine Zeit, wo auch ich am Strande der Saale mit Heinrich Leo darüber nachdachte, wie wohl Deutſchland wieder zur Kaiſerkrone gelangen könnte. Ich hätte ihm die Scherze verziehen, die er über dieſe Träume machte, wären nur nicht in dem Auditorium ſo viel Leutenants und Portepeefähnriche aus der Kriegsſchule zugegen geweſen! So viel weiß ich, daß ich St. Marc Girardin beim Abſchiede beſchwor, nur nicht zu glauben, daß Gans und die deutſche Jugend übereinſtimmten. Ja, ja ich weiß, antwortete dieſer, Sie wollen die Welt durch das Sanſcrit befreien!

Es war am dritten Augsſt und die Sonne brannte. In der großen Aula der Berliner Univerſität wurde der feſtliche Tag wie immer durch Geſang und Rede gefeiert. Hunderte von Studenten drängten ſich hinter der Barre, vor welcher Profeſſoren, Beamte, Militärs ſaßen. Ueber dem Redner Böckh ſang unter Zelters Leitung der akademiſche Chor; Mantius entwickelte ſchon ſeinen ſanften zärtlichen Tenor. Schmalz, der Selige, gieng mit Haarbeutel und Degen von Stuhl zu Stuhl, um mit den Miniſterialräthen über Völkerrecht und die Freitiſchverwaltung zu ſprechen. Gans war erhitzt und ungeduldig; er ließ Briefe von Raumer, die eben aus Paris gekommen waren, im Saale umlaufen. Der Kronprinz lächelte; aber Alle, die Zeitungen laſen, wußten, daß in Frankreich eben ein König vom Thron geſtoßen wurde. Der Kanonendonner zwiſchen den Barrikaden von Paris dröhnte bis in die Aula nach. Böckh ſprach von den ſchönen Künſten, aber Niemand achtete diesmal ſeiner gedankenreichen Wendungen und claſſiſchen Sprache; Hegel trat auf und nannte die Sieger in den wiſſenſchaftlichen Wettkämpfen der Akademie. Jede Fakultät hatte einen Preisbewerber zu belohnen; aber Niemand hörte darauf, als der Betheiligte. Ich ſelbſt vernahm mit einem Ohr, daß ich ſechs Mitbewerber überwunden und den Preis in der philoſophiſchen Fakultät gewonnen hätte; mit dem andern von einem Volke, das einen König entſetzt hatte, von Kanonendonner und Tauſenden, die im Kampfe gefallen wären. Ich vernahm keinen der Glückwünſche, die man mir rechts und links darbrachte. Ich ſchlug das Etui nicht auf, welches die goldne Medaille mit dem Bruſtbilde des Königs enthielt; ich ſah die Hoffnung nicht mehr, die man mir in einigen Jahren auf eine außerordentliche Profeſſur machen konnte; ich ſtand betäubt an dem Portal des Univerſitätsvorhofes und dachte über St. Marc Girardins Prophezeihung und die deutſche Burſchenſchaft nach. Ich lief dann hier und dort von Glückwünſchenden angehalten, zu Stehely und nahm zum erſten Male eine Zeitung vor's Geſicht. Nie war das meine Gewohnheit geweſen. Die Stunde, wo die Staatszeitung deſſelben Abends erſchien, währte mir unendlich lange; ich ſchämte mich, wenn man geglaubt hätte, ich wollte in den königl. Geburtstagsfeierlichkeiten meinen Namen gedruckt leſen. Nein ich wollte nur wiſſen, wie viel Todte und Verwundete es in Paris gegeben, ob die Barricaden noch ſtänden, ob noch die Lunten brennten, der Pallaſt des Erzbiſchofs rauchte, ob Karl ſeinen Thron beweine, ob Lafayette eine Monarchie oder Republik machen würde. Die Wiſſenſchaft lag hinter, die Geſchichte vor mir.

Die neue Bildung.

Will man in Berlin poetiſch wohnen, ſo muß man in die Nähe einer Freimaurerloge ziehen. Man wird dann einen ſchattigen Garten mit hohen Bäumen, einen ungeſtörten Sitz der Nachtigallen, und einen ſchmutzigen Arm der Spree zum Nachbar haben. An einem ſolchen ſtillen, geheimnißvollen und mückenreichen Orte war es, wo ein Kreis akademiſcher Freunde zuſammentraf. Da wir die ſtrengen Geſetze des Staates vermeiden wollten, ſo gaben wir uns ſelber keine. Wir waren nur eine Verbindung der Geſelligkeit und Freundſchaft. Mit Wehmuth denk' ich an dieſen Kreis zurück, in dem ſich manches herrliche Gemüth, manche geiſtreiche Fähigkeit entfaltete. Nach allen vier Winden hin ſind jetzt die Freunde zerſtoben, die Lieder, die wir geſungen, ſind in öde Vergeſſenheit verhallt; faſt alle der Genoſſen haben ſich nach den ſchönen ſonnigen Tagen, wie wenn ein Gewitter gekommen wäre, unter die Flügel des Staates geduckt und rennen und laufen noch jetzt, um eine Anſtellung oder eine beſſere zu bekommen. Die Freien und Dreiſten unter ihnen haben vielleicht ihre Oppoſitionsluſt auf das religiöſe Gebiet geworfen und gefallen ſich darin, wenigſtens als religiöſe Sektirer mit dem Staat in Händeln zu leben. Damals hätte ihnen Einer das Glück malen ſollen, Aktuar in einem polniſch-preußiſchen Städtchen zu ſein oder in einem deutſchen Dorfe unter den Kaſſuben und Wenden nach der Agende predigen zu müſſen oder, wie es einem von ihnen ging, erſt Theolog und dann Baſſo

Buffo auf dem Theater in Trieſt zu werden und den Doktor Bartolo zu ſpielen — ſie würden ſich's ausgebeten haben, daß man den Rand halte und nicht ſchnöde Witze verführe. Niemand dachte daran, daß man, um in die Poren des großen Staatskäſe einzudringen, ſo klein wie eine Made werden müßte.

Es iſt nicht ohne Intereſſe, die Uebergänge zu zeichnen, welche in dem akademiſchen Leben der deutſchen Jugend durch die Julirevolution gezeitigt wurden. Aus einem allgemeinen und von leeren Ueberlieferungen befruchteten Idealismus wurden die jugendlichen Gemüther plötzlich auf ein bewegtes Feld unmittelbarer Tagesaufregungen verſetzt, wo, wenn auch nicht zunächſt eine gemeinſchaftliche Quelle mit dem eignen ideologiſchen Drange zu ſehen war, doch eine Verwandtſchaft und Anwendung des Einen aufs Andre ſich unmittelbar ſpäter aufdrängte. Ja als die täglich ſich mehrenden politiſchen Eindrücke ſelbſt auf deutſche Verhältniſſe verwirrend übergingen und es im ſüdlichen Theile des Vaterlands faſt das Anſehen hatte, als wenn dieſe plötzliche Neuerung grade die organiſche Frucht der noch nicht ganz erſtorbenen deutſchthümelnden und demagogiſchen Saat wäre, da mußte ſich dem bisherigen allgemeinen träumeriſchen Taſten ins Blaue hinein eine von den Tagesumſtänden bedingte Präziſion und Sicherheit mittheilen, die den ganzen Ideenkreis, der der deutſchen Jugendbildung vor 1830 zum Grunde lag, erweiterte und ihm zu Radien und Durchmeſſern neue Begriffe und dem franzöſiſchen und engliſchen Staatsleben entnommene Vorſtellungen gab. Das Mittelalter mit ſeinen buntfarbigen Lichtern verlor ſich immermehr in ferne Dämmerung. Selbſt die den Franzoſen abgewandte altdeutſche Richtung ließ in ihrem Haſſe nach. Die weißen Hemdkragen wurden in die Höhe gerichtet und mit einem ſchwarzen Halstuche umwunden. Man konnte ſich von dem eintönigen Nachhall der Jahn-Arndtſchen Richtung um ſo gewiſſenhafter befreien, als Frankreich ſelbſt in neueſter Zeit der deutſchen Kunſt und Wiſſenſchaft ſo große Huldigungen darbrachte. Die Geſchichtſchreibung der Franzoſen, ihre neueſte Philoſophie, ihr Roman, ihr Drama, die ganze Aufregung des Romanticismus, der in Frankreich gegen die klaſſiſchen Traditionen kämpfte, knüpfte ſich an deutſche Geiſtesrichtungen an. Die gleichmäßige Idee von politiſcher Freiheit hüben und drüben ließ die Völker eher zu Bundesgenoſſen, als zu Feinden werden. Das nationale Intereſſe wich vor dem gemeinſchaftlichen Zwecke, Befreiung der Völker aus verroſteten Feſſeln, zurück, vor einer alles Andre überwiegenden Vorſtellung, der die kurz darauf ausbrechende polniſche Revolution einen noch größeren Spielraum ſchenkte. Indem man mit dem Prinzipe dieſer Bewegungen mitfühlte, vergaß ſich leicht die allerdings verſchobene Stellung, in welche die Völker als abgeſonderte Theile des Europäiſchen Staatskörpers gegen einander geriethen. Um den Prinzipien hier und dort den Sieg zu bringen, hätte der flammende Enthuſiasmus jener Tage ſich wohl zu Opfern und Abtretungen aller Art verſtanden, die wir jetzt, nachdem die Dinge einen andern Lauf bekommen haben, wohl bereuen würden.

Die Literatur nahm damals in faſt allen ihren Richtungen die Farbe des Zeitgeiſtes an. Die harmloſe poetiſche Thätigkeit, welche früher unter Hollunderzweigen ihre Lieder nur geſungen hatte, um mit der Lerche zu wetteifern, verſtummte entweder, oder wurde nicht mehr gehört. Es waren überdies nur ſo geringfügige Kräfte geweſen, welche damals für das literariſche Bedürfniß der Nation geſorgt hatten, daß ſich für die Jugend kein bedeutender Mann vorfand, an dem ſich für ſie eine beſtimmte Vorſtellung von Literatur hätte ausbilden können. Tieck's Novellen traten in Almanachen nur als Spenden des Zufalls auf. Hoffmann war vielleicht noch der geleſenſte; aber er war einer jener Autoren, die man erſt verſchlingt und dann vergißt. Man konnte eine Nacht opfern, um eines ſeiner ſpuckhaften Gemälde fieberhaft durchzuſtören, aber er hinterließ keine bleibenden Eindrücke, am wenigſten eine edle und erhabene Vorſtellung von der Litteratur überhaupt. Sein Styl war über die Maaßen ſchlecht, ſeine Philoſopheme, mit Ausnahme derer über Muſik, waren meiſt oberflächlich, ſeine Geſtalten, ſo weit ſie nicht der Phantaſie ſondern auch der Wirklichkeit hätten entnommen werden müſſen, waren hölzerne Marionetten, ohne Geiſt und Leben; die Frauen namentlich waren ſich alle an Gewöhnlichkeit gleich. Spindlers Muſe konnte ſich, troß ihrer wackeren Vorzüge, in die Sphäre einer feinern Bildung nie erheben. Hauff zog eine Zeitlang die Univerſitäten an, aber ſeine Hauptſtärke war nur die flüchtige Novelle, die an uns vorüberhuſcht und nichts, als eine verrauſchte Stunde zurück läßt. Tiefer griffen ſchon Immermann, Grabbe, Zedlitz und Schenk ein. Hier war man allerdings im Bereiche einer auf Prinzipien zurückführbaren edlen Produktion; es ließ ſich hier an Göthe und Shakespeare erinnern; die Kritik konnte hier mit Ariſtoteles beginnen und mit Hegel aufhören. Indeſſen griffen doch auch dieſe Dichter nicht ſo tief in das geiſtige Leben der Nation ein, daß ſie der Literatur eine beſtimmte Richtung aufgezwungen und der literariſchen Bildung namentlich der Jugend, eine ſichere und bleibende Fahrbahn gezogen hätten. Es fehlten hier theils in den Werken ſelbſt, theils in den Beurtheilungen, die ſie in Wien, Berlin, Leipzig hervorriefen, die idealiſchen Beziehungen. Die Geſchichte der Hohenſtaufen, ein Beliſar, ſelbſt ein Andreas Hofer, — dieſe Stoffe wurden mit jener poetiſchen Selbſtgenügſamkeit durchgearbeitet, die, wenn nicht die geniale Kraft eines Göthe oder Schiller ſie ergreift, nie etwas anderes, als eine ſich ſelbſt verpuffende nur augenblickliche Wirkung hervorbringen wird.

Verdunkelt wurden alle dieſe Erfolge von Heine und Börne. An jenem Elfengeiſte übte man ſeine poetiſche Anlage, an dieſem Charakter ſtählte ſich die Geſinnung. Man kann nicht ſagen, daß beide eine ſchlagende Wirkung auf die damalige Stimmung gehabt hätten; mehr, daß ſie anregten, daß ſie einen Brander in ein verwickeltes Geſchwader von ohnehin lecken Schiffen führten. Die Neigung die ihnen entgegen kam, war weit geringer, als der Erfolg, den ſie durch eine oft nur neutrale Annäherung an ihre Schriften allerdings zuletzt nach ſich zogen. Ihre Erſcheinung blendete; aber man ließ noch auf ihnen das Auge nicht mit längerem Wohlgefallen verweilen. Es gab viel zu überwinden, ehe ſich der Blick dauernd an dieſe beiden Geſtalten gewöhnte; denn kein geringes Hinderniß ihrer Feſtſetzung mußte bei den Deutſchen ſchon ihre iſraelitiſche Herkunft ſein. Wenn wir auch reif genug waren, mit ungetheilter Hingebung von einem Iſraeliten harmloſe Dichtungen harmlos aufzunehmen und wohl nie bei Moſes Mendelſohn daran gedacht haben, ſeine Religion zum Maaßſtabe ſeiner Philoſophie zu machen, ſo war hier ein anderer Fall eingetreten. Zwei Iſraeliten hatten in ihre Schriften den ganzen Verlauf der neuern Geſchichte aufgenommen, ſprachen von den allgemeinſten Intereſſen der Nation, von Chriſtenthum, von Politik, von bürgerlichem Leben. Sie tranken, ſo wie wir und brachen das Brot wie wir. Sie hatten nicht nur denſelben blauen Himmel, dieſelbe Nachtigall, denſelben Mond, der ſich im ſtillen See ſpiegelt, dieſelbe Tanne auf dem Harze wie wir, ſondern Welt, Staat, Kirche, Geſchichte, alles ſprachen ſie mit demſelben Rechte an, auf das wir bisher mit ſo vieler Eiferſucht gewacht hatten. Es dauerte lange, bis hier eine unbedingte Hingebung erfolgen konnte. Heine und Börne beſchäftigten die Nation, und dieſe Beſchäftigung hat uns außerordentlich viel genützt.

Börne und Heine zerſprengten die übel gewählten Stellungen der öffentlichen deutſchen Bildung. Unberührt geblieben von den Hochgefühlen, welche die Bruſt der Deutſchen ſchwellten, als ſie die Herrſchaft der Franzoſen abgewälzt hatten, nüchtern, wo wir ſchwärmten, kalt, wo wir glühten, hatten ſie alle Vortheile prüfender Vernunft vor der Schwärmerei voraus. Nur aus dem Judenthume konnte vielleicht eine ſo wahre und dankenswerthe Reaktion gegen unſere Ideologie, die ſich ſelbſt die Feſſeln einer neuen Sklaverei ſchmiedete, kommen. Die Juden waren frei geweſen unter Napoleon und Heine und Börne konnten mit bitterm Hohne fragen, was wir gewonnen, ſeitdem wir ihn beſiegten? Während Heine wie ein nächtliches Irrlicht auf den Schlachtfeldern von Marengo und Auſterlitz ſeine lyriſchen Tänze begann und ſein Tambour le Grand die Erinnerung an Napoleon wieder wach trommelte, entwirrte Börne den Zuſammenhang aller Verbindungsfäden der neuſten Geſchichte und erſchloß uns das Verſtändniß der Begebenheiten, welches wir, wie St. Marc. Girardin geſagt hatte, auf dem Standpunkte des Sanscrit nimmermehr würden gefunden haben. Während Heine muthwillig wie ein Schwärmer durch unſre Irrthümer und Wahrheiten fuhr, riß Börne die Vorhänge und Schleier der Illuſionen von den Wänden, die uns umgaben, zeigte das nackte Holzgerüſt, über welches man mittelalterliche Teppiche gehängt hatte, und war in dem ganzen Bildungsſtoffe der Reſtaurationsperiode jener Sauerteig, der im Feuer der Julirevolution ein friſch und locker aufgehendes Gebäck möglich machte. Börnen war es nicht entgangen, daß unter der Epiſode Napoleons und der Alliirten weg, ſich unterirdiſch das Jahr 1789 fortzog und in einem günſtigen Augenblicke den Boden durchbrechen würde. Alle ſeine Hoffnungen kamen mit 1830 zur ſchönſten Erfüllung. Daher jener ausgelaſſene Jubel, der in ſeinen Pariſer Briefen gleichſam die Mütze hoch in die Luft warf und auf offener Straße tanzte. Wenn noch nicht Europa geſiegt hatte, ſo hatte es doch ſein Leben, ſeine Ueberzeugung, ſeine Weisheit.

Ich wiederhole, daß Börne und Heine uns nur beſchäftigten und noch keine Hingebung fanden. Während man der Form ihrer Schriften Alles einräumen mußte, verletzte zuweilen der Inhalt, wie er öfter noch erfreute und ermunterte. Heine vollends verſetzte zwar Alles außer Athem, wenn ein neuer Band ſeiner Schriften erſchienen war; aber wie ſehr er auch Jeden anregte, befriedigen konnte er Niemand. Seine Reiſebilder enthielten des Scherzes zu viel als daß dasjenige, was in ihnen Ernſt ſein ſollte, wirklich dafür hätte genommen werden können. An ſeinen Verſen gefiel der wunderliche Einfall, in ihnen die Proſa durch geſchickte und naive Behandlung zur Poeſie zu erheben, gefiel die oft ſehr gelungene Nachahmung der im altdeutſchen Volksgeſange herrſchenden Einfachheit und Kürze; aber dem, was in ihnen Wahrheit und Gefühl ſein ſollte, ſchenkte man keinen Glauben. Seine Zauber ſchienen keine göttliche, ſondern magiſche zu ſein, ſeine Sterne waren nicht immer ſilbern, ſondern oft verſilbert, ſeine Blumen waren oft aus Taft gemacht und nur mit künſtlichem Wohlgeruch angefeuchtet. An Nachahmung konnte nur die unzulänglichſte Bildung denken.

So gab es in jenem Kreiſe unter einem breitäſtigen Lindenbaume der Gegenſätze viele und ſcharfe. Schleiermacher und Hegel, Göthe und Schiller hatten ihre Vertreter; aber mochte man ſtreiten, ſo viel man wollte, darin vereinigten ſich Alle, daß das Vaterland vom Geiſt der Dichter und Denker auch in ſeinem hiſtoriſchen

Leben Gewinn ziehen müſſe. Und wie ſehr auch dieſer Gedanke abhanden kommen kann, wie ſehr man ihn, wenn er eine Verflachung der Literatur verſchulden ſollte, ſogar auf Augenblicke bei Seite ſchieben müßte, ſo wird er doch immer wieder im Bewußtſein des Volkes auftauchen und der höchſte Maaßſtab bleiben, nach welchem in unſrer Literatur heiße Liebe, kühle Bewunderung oder flammender Haß ausgetheilt werden.

Wolfgang Menzel.

Das allgemeinſte und umfaſſendſte Organ derjenigen Literaturanſchauungen, welche kurz vor und nach der Julirevolution in Deutſchland herrſchten, war Wolfgang Menzel. Er hatte die verſchiedenſten Blüthen und Früchte der romantiſchen Schule mit den Vorausſetzungen des Liberalismus in ein Enſemble zu bringen gewußt, welches dem Anſchein einer auch den Geſetzen der Kunſtlehre gemäßen Folgerichtigkeit hatte. Die Einheit, welche W. Menzel in ſeine hundert Liebhabereien und tauſend Vorlieben, Sympathieen und Idioſyncraſieen brachte, war die einer leidenſchaftlichen, jugendlichen, den Lauf der Dinge nach Freiheitsprinzipien beurtheilenden Weltauffaſſung. An die Stelle der ſich ſelbſt beſpiegelnden äſthetiſchen Ruhe ſetzte er die Schönheit einer ſtürmiſchen Bewegung; für Entſagung verlangte er Aufopferung, für das gnädige Vergeben z. B. eines Thoas in der Iphigenie wollte er die Wahrheit der Leidenſchaft, die Rache, den Zorn. Zu dieſen ſtark bewegten vollblütigen Pulsſchlägen ſeines literariſchen Wirkens, die ihm Alles zuwandten, was an friſcher Oppoſitionsluſt ſich im Vaterlande regte, kamen hinzu die zahlloſen Blößen, die das gewöhnliche literariſche, politiſche und geſellſchaftliche Leben in Deutſchland ihm darbot. Die Almanache mit ihren goldrändigen Entſagungs-Novellen, die Stunden der Andacht mit ihrem in Zucker candirten nachſichtigen Chriſtenthume, die Thränenfiſteln der ſchriftſtellernden Damenwelt, der Pedantismus der Schulen, die ſterile Arroganz der Catheder, die Prüderie der Strickſtrumpftugenden und die Geiſtreichigkeit der Theetiſche; dies Alles wußte W. Menzel mit geſundem, männlichem Muthe in die literariſchen Verhandlungen zu verweben und als Folgerungen aus den Richtungen der Literatur darzuſtellen. Er ergriff durch ſein Wirken nicht blos die theoretiſchen Vorſtellungen, die man über Kunſt und Wiſſenſchaft, unabhängig vom Leben, in ſich auszubilden hatte, ſondern regte durch die tauſend Details, die er in ſeine Debatten hineinzog, den ganzen Menſchen auf, deſſen Willenskraft und Leidenſchaft er zunächſt zu überreden trachtete. In Menzels Polemik flammte ein ſo ungebändigtes Leben, daß es ſchwer war, in ihr das Literariſche vom Moraliſchen, das Aeſthetiſche vom Hiſtoriſchen zu trennen. Der Grundſatz, daß das Leben eines Volkes der Maaßſtab ſeiner Literatur ſein müſſe, machte aus Menzels literariſchem Wirken eine Schule der Charakterbildung und ſchuf jenen Enthuſiasmus, mit dem ſich ihm damals Alles hingab, was nicht an kleinliche Coterien der Aeſthetik oder Philoſophie gefeſſelt oder unmittelbar an ſeinen Angriffen als Gegenſtand derſelben betheiligt war. Erſt als die Geſchichte und die Produktion in Deutſchland über das Nivellement, welches Menzel zwiſchen Literatur und Leben erhalten wollte, hinausſchwoll und größer wurde als alle ſeine Abzirkelung ſich möglich gedacht hatte; erſt da ließ Menzel den Augenblick vorübergehen, wo er ſeine ſonſt ſo lebendigen Kategorien vor einer leeren und todten Erſtarrung hätte retten können. Er blieb in ſeinen Prinzipien beharren, als ſchon die Vorausſetzungen, zu denen ſie früher gepaßt hatten, theils durch ihn ſelbſt theils durch die ewig fortarbeitende Kraft der Geſchichte und des Weltgeiſtes ſich verändert hatten:

Die ſchöne Wahrheit, die einſt dem Wirken Menzels zum Grunde gelegen hatte, war nur eine in den Umſtänden gelegene. *Sie mußte erſtarren und den beleidigenden Augenblick des Todes mitten in dem neuen Leben darbieten, als dies ſchon anfing, ſeine rauſchenden Flügel auszubreiten.* Alle Kategorien und Maaßſtäbe Menzels waren negative und polemiſche geweſen; ſie ſanken zu einem leeren Schematismus herab, als ſich die Geſichtspunkte des Lebens und der Produktion in Deutſchland plötzlich änderten. Selbſt wenn Menzel das Neue für die entartete Kindſchaft ſeines Kampfes gegen das Alte gehalten hätte, mußte er doch hier einſehen, daß die Waffen neu zu ſchmieden, die Stellungen zu vertauſchen waren. In der Polemik iſt die Wahrheit nur wahr unter Umſtänden. Aendern ſich dieſe, ſo wird da Nacht, wo einſt Sonne ſchien.

Man wird nie in Deutſchland ſo ungerecht ſein, die zahlreichen Verdienſte zu läugnen, welche ſich W. Menzel um unſere Literatur erworben hat. Ob ſie groß genug ſind, um ihm ſeine ſpäteren Verbrechen zu vergeben, mag die Zukunft entſcheiden; uns ſteht es an, ihm den Ruhm zu laſſen, daß er der verſumpften Literatur der Reſtaurationsperiode friſche Kanäle zuführte, die mephitiſchen Ausdünſtungen derſelben erſtickte, die auf ihnen wuchernde großblättrige und mattblühende Vegetation der damaligen Belletriſtik ausreutete. Wir *würden an* dem Wiederaufbau einer neuen Literatur nicht arbeiten können, wenn nicht ſeine Kraft da geweſen wäre, die von der alten, was morſch und trümmerhaft ſtand, niederriß; ja ſelbſt die warme Hingebung, die neuerdings an Göthe ſich anſchmiegte, würde nicht mit ſo allmächtiger Gewalt um ſich gegriffen haben, hätte nicht W. Menzel all das Gute und Böſe, was an ihm iſt, grade in ſeiner bekannten Polemik gegen Göthe bewährt. Die Thorheit Menzels, Göthe's ganze Entwickelung von Werther an den winterlichen Spätherbſt des Greiſes entgelten zu laſſen, ſeine politiſchen Schwächen und Indifferenzen auf Rechnung ſchon einer frühern Poeſie und Lebensanſchauung überhaupt zu ſetzen und endlich gar den Inhalt der Götheſchen Gedanken mit der organiſchen Kraft des Geiſtes, der das Mittel ihrer Ausſprache war, zu verwechſeln; ſchuf dieſe Geſammtbetrachtung Göthe's, dieſe aufgerollten Gemälde ſeiner ganzen Wirkſamkeit, dieſe belehrenden Rückblicke auf die thatſächliche Entwickelung unſerer Literaturgeſchichte, denen allen wir dieſen großen Fortſchritt verdanken, daß wir einmal unendlich weit über die Begriffe W. Menzels hinaus ſind und doch anderſeits das mannichfach Gute, was ihrer allmäligen Bildung im Gemüth jenes Mannes Vorſchub leiſtete, gleichfalls in uns durchgearbeitet haben.

Es würde ſich zu tief in perſönliche Erinnerungen verlieren heißen, wollt' ich alle die Veränderungen des Windes namhaft machen, wo W. Menzel vergaß, ſeinem Fahrzeuge die Segel anders zu ſpannen. Es war nicht nöthig, daß es mit dem Luftzuge mitſegelte; er hätte gern dagegen anfahren können; aber dazu hätte er neue Ladungen aufnehmen, alte verſenken müſſen. Mag es ſpätern Zeiten überlaſſen bleiben, in einer entſchieden memorienartigen Darſtellung die Einſchnitte der Zeit zu nennen, wo W. Menzel ſeine Uhr aufzuziehen vergaß. Dann wird auch der Augenblick reif ſein, Bericht zu erſtatten über eine mehrjährige Verbindung mit ihm, deren allmälige Auflöſung nicht durch Perſönlichkeiten, ſondern durch tiefere Bedingungen nothwendig wurde.

1832.

Das Erſte, was W. Menzeln über den Kopf wuchs, war die Politik des Tages. Dem leichten Spielen und Necken mit der politiſchen Klinge, folgten Schlachten. Die Politik konnte nicht mehr bloß wie die ſpitze Pointe eines Epigramms benutzt werden, ſondern ſie forderte heraus auf einen ernſten Kampf, bei dem Einige ihr Leben, Viele ihre Freiheit verloren. Die Stände-, die Volksverſammlungen, die Durchmärſche der Polen nahmen eine aufopfernde kühne Hingebung der Entſchiedenen in Anſpruch. Bei Banketten ſollten die Toaſte nichts umſchreiben, bei Unterſchriften ſollten die vollen Namen, nicht die ängſtlichen drei Kreuze ſtehen. Die Dichter ſpannten die Tauben von ihren Wolkenwagen ab und legten Schlangen und Drachen ins Joch. Wie Wetterwolken fuhren ſie im Sturm über die immermehr ſich verdüſternde Haide. Die Thaten wurden erſtickt; nun mußten die Worte den Harniſch anziehen. Die Phalangen der Freiheitsfreunde wurde zerſprengt; nun mußten die Scharfſchützen des Worts aus Buſch und Wald den Rückzug decken. Die Wiener Spaziergänge, die Briefe aus Paris, die Lieder eines Lenau und ſelbſt Pfizer, die franzöſiſchen Zuſtände und Vorreden hier und dort, viele ſchwächere Kräfte, die aus dem Ganzen gleich einen Salat machten, zu dem Maltitzſche Pfefferkörner geſtreut wurden; alle dieſe Leiſtungen und Bemühungen gaben dem Rückzuge eine ſcheinbare Angriffsmiene. Die Schwäne ſangen wunderbar, da ſie ſterben ſollten. Die letzten Schüſſe verhallten in langen Zwiſchenpauſen, bis endlich ſo gut wie Stille eintrat und Sonntags wieder die Wachtparaden und die Poſten Nachts mit ungeladenem Gewehr aufzogen. Der Volksgeiſt ſchläft, und was er ſpricht und thut, ſpricht und thut er im Traume.

Es ſah in Deutſchland aus, wie nach einer Ueberſchwemmung. Wiegen hingen in den Bäumen, auf den Bergen ſah man, was ewig nur in der Ebene gelebt hatte. Beamte waren Begeiſterte geworden und ließen ſich in Geſinnungen und Verbindungen betreffen, die ihnen wenn nicht das Amt, doch die Beförderung koſteten. Die Hörſäle waren leer, die Schüler irrten zerſtreut als Flüchtlinge, die Lehrer wanderten aus, weil ſie es noch kennten. Hier und dort hatten Jünglinge die Feder ergriffen und den Ideen des Tages ihre glühenden noch keuſchen Gefühle und Auffaſſungen als Erſtlingsopfer dargebracht. Den meiſten aber diente der rothe Streifen, mit dem die von ihnen genommene Toga prätexta des Schriftſtellers verbrämt war, nur als Abzeichen für die Verfolgung. Wenigen gelang es in die Hörſäle, die Aktenſtuben, die Sakriſteien unbemerkt wieder zurückzukehren, und noch geringer war die Zahl derer, die nicht vorgezogen hätten, den verfehlten bürgerlichen Lebensberuf für immer in Leid und Freud mit dem des Schriftſtellers zu vertauſchen. Von dieſem Augenblick ſchreibt ſich jene Erſcheinung her, vor welcher Hitzig mit mehr guter Abſicht, als gerechter Einſicht gewarnt hat; eine große Anzahl von Autoren entſagte dem Staate und verſuchte ſich eine eigne Selbſtſtändigkeit zu geben. Der glückliche Erfolg der Einen ermuthigte zur Nachahmung die Andern. Viele traten freilich ohne Beruf in dieſe Reihen und verdarben an der Literatur mehr, als ſie ihr nützten, zumal wenn ſie das Gute wollten und nicht das Schöne kannten. Andre prüften zum erſten Male das nur im Tumult ausgebildete Talent; manche von ihnen hatten Charakter, aber keine Gaben; viele von denen, die Gaben hatten, wurden von dieſer ihnen neuen Entdeckung ſo überraſcht, daß ſie dafür den Charakter opferten. Jetzt begann ſich eine neue Literatur anzuſpinnen. Die Geſinnungen mußten aufhören, allein die entſcheidende Inſtanz zu bilden. Den Ausſchlag gaben Geiſt und Geſchick.

Doch die bloße Form wird uns nie einen Literaturaufſchwung bringen. Voſſens Einfluß auf die Literatur ſeiner Zeit war z. B. ein nur flüchtig vorübergehender, während Leſſing, der das natürliche bürgerliche Leben durch Minna von Barnhelm, Klopſtock, der die Idee von Vaterland und Religion in die Literatur einführte, von außerordentlich anregendem Einfluſſe waren. Die Schlegel hätten durch ihre ſchönen Formen, die ſie dem Süden entlehnten, nichts vermocht, wenn ſich nicht auch der zaubervolle Inhalt des Ritterthums, der Minne und der Andacht zum Kreuze in ihnen entfaltet hätte. So mußten denn dieſe neueſten Verſuche, eine geſchloſſene Literatur zu bilden, von Ideen ausgehen und heimiſche Spekulation, gleichzeitige Literatur in Frankreich, innerer Drang, Zorn und Groll gegen das Laufende in Zeit und Geſchichte boten deren eine reiche, bunt abwechſelnde, theils abenteuerlich erſonnene, theils in tiefſten Lebensoffenbarungen begründete Auswahl dar.

Die eigentliche Ausbildung aller dieſer Einflüſſe zu einem neuen Moment der Literatur erfolgte erſt einige Jahre ſpäter.

Heinrich Laube.

Dieſer mit einer großen Beweglichkeit des Geiſtes, aber mit nur geringfügigen literariſchen Mitteln ausgeſtattete Schriftſteller war der Erſte, der den Verſuch machte, die vorzüglichſten Erſcheinungen der Neuerung, Heine, Börne und was hier und dort mit ihnen verwandt war, als eine in ſich zuſammenhängende Entwickelung und die einzige entſcheidende Tonangabe der Literatur aufzufaſſen. Erſt durch ihn erfolgte jene neu auch in die Literatur eingeführte unbedingte Hingebung an das Neue, die bisher nur auf den Akademien gegolten hatte und von W. Menzel nur nebenher angedeutet und vermittelt war. Die Kritiken, welche H. Laube in einer von ihm redigirten Zeitung ſchrieb, wurden Mittelpunkt aller der jugendlichen Kräfte, die den Geiſt einer neuen Literatur ahnten und an ſeiner allmäligen ſichtbaren Erſcheinung ſelber mitarbeiten wollten. H. Laube zog indeſſen durch die Gegenſtände, die er berührte, durch die Fragen, die er anregte, mehr an, als durch die Art und Weiſe, wie er ſie erörterte und löſte. Es war ein großes Unglück für die Idee eines neuen Aufſchwungs der Literatur, daß das erſte Organ deſſelben weit mehr Enthuſiasmus, als Talent beſaß. Reichte jener wohl aus, die Jugend zu ergreifen, ſo war doch dieſes zu gering, um auch der ältern in Erfahrung und Bildung ſich wiegenden Generation Theilnahme abzulocken. H. Laube war ein oberflächlicher Forſcher, ein ſchlotteriger Styliſt. Er ahmte die Redeweiſen Heine's nach, ohne die ſubtile Grazie, die feine muſiviſche Darſtellung und Schöpfungsweiſe deſſelben zu beſitzen. Was Heine in einem Satze mit heiterſter Ueberraſchung ſagte, führte Laube zu einer ſeitenlangen Orgie aus, eine Thauperle bei Heine wurde ein Zuber bei Laube. Man konnte in Allem, was Laube damals ſchrieb, die Geſinnung ehren; aber es ſchmerzte, mit ihr eine geckenhafte, renommiſtiſche, und doch wieder ſchlotternde und lüderliche Darſtellung in Kauf nehmen zu müſſen; abgeſehen davon, daß in dem Wirken Laube's ſich weder eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, noch jene Solidität der Bildung verrieth, welche den größten Naturaliſten unſrer Literaturgeſchichte, einem Fr. Schlegel, W. Heinſe u. a. bei all dem Anſtoß, den ſie erregten, doch ſo gewaltigen Vorſprung gab. Ich geſtehe, daß ich ſeit dem Auftreten dieſes Schriftſtellers an ſeinen Geſinnungen den lebhafteſten Antheil nahm, mich aber mit keiner Zeile befreunden konnte, die aus ſeiner hurtigen Feder kam. Die Naturen des Menſchen ſind mannichfach, die literariſchen Charaktere ſprechen ſich in der abweichendſten Mannichfaltigkeit aus; aber Laube's Art ſchien mir von jeher nur ein Minus zu ſein, ein unbedingter Mangel, keine intenſive Verſchiedenheit bloß, die nur mir, dem in Denken, Leben, Sinnen, Fühlen und Reden ihm völlig Entgegengeſetzten, hätte mißfallen müſſen.

Noch unglücklicher wurde die Hoffnung auf eine neue Literatur durch die Schriften befriedigt, welche H. Laube herausgab. Sein „neues Jahrhundert" iſt eine Polterkammer von Heineſchen Ausdrücken und Börneſchen Begriffen, die wie Kraut und Rüben in einander geworfen ſind, und nirgends weder in einem Bilde, noch in einem Gedanken, die Vorſtellung geben, daß ſich aus dieſem Stoffe noch einſt eine ſiegreiche Geſtaltung entwickeln könne. Es iſt bei der eigenthümlich mehr auf Gedanken als Formen gerichteten Bildung unſrer Zeit faſt unmöglich, daß ein zum erſtenmale auftretendes Talent gleich im erſten Wurfe jene Klarheit und Bewältigung des Stoffes haben kann, die nur die Frucht reiferer Erfahrung und öfters angeſtellter Verſuche iſt; es iſt dies noch um ſo weniger möglich, als in unſern Tagen die Verführung zur frühzeitigen Produktion überredender iſt, als zu irgend einer Zeit. Allein dann muß in dem erſten Werke doch immer ein Reichthum ſichtbar werden, der nur noch nicht die Oekonomie zu verwalten, Ausgaben und Einnahmen gegen einander zu verrechnen verſteht. Die Statuen können noch fehlen, aber die Marmorblöcke müſſen da ſein; für die ausgeprägten Münzen können noch einſtweilen Gold- und Silberbarren entſchädigen, aber Laube's erſte Schriften verriethen keine Zukunft, die Unordnung, die in ihnen herrſchte, war nicht die Folge ſchlechter Verwaltung, ſondern der Gedankenloſigkeit. Man konnte nur beklagen, daß eine ſo gute Sache, wie die von Laube verfochtene, in die Hand einer alle Freunde derſelben ſo beſchämenden Unreife gekommen war.

Das „junge Europa“ verrieth einen Fortſchritt, der ſich endlich an dem fortwährenden Studium Heine's zu einer gewiſſen Sicherheit aufgeſchwungen hatte. Scenen der Liebe, der Verführung rundeten ſich zu lesbarerer Fertigkeit ab. Die Farbe, die Heine zu einem ſtarken, kräftigen Pinſelſtrich verbrauchte, wiſchte Laube zu einem ganzen Gemälde auf der Leinwand herum. An künſtleriſche Ordnung, verſtändige Gruppirung, an fein berechnete Combinationen und Intriguen, überhaupt an einen dem Weſen des Kunſtwerks ſich nähernden Fortſchritt der Handlung und Fabel war nicht zu denken. Statt uns zu einem Ende zu führen, fing die Erzählung immer wieder von vorn an. Kaum iſt Valerius hier geliebt, ſo iſt er's wieder dort; kaum hat Conſtanze dieſer Neigung zu entſagen, ſo weiß ſie ſich wieder an jener zu tröſten. So geht die Handlung die Kreuz und Quere, die Neigungen tanzen Quadrillen und Contretänze, verſchlingen ſich bald hier, bald dort, ſo daß man ſich in der That in einen Kaninchenbau, wo Vater und Tochter ſich heirathen, verſetzt glaubt. Ich will dem Urtheile einer andern Kritik nicht vorgreifen; aber von mir ſelbſt muß ich eingeſtehen, daß ich dieſes Buches niemals froh geworden bin und mich namentlich an der Verbindung ärgerte, die hier zwiſchen der emanzipirten Liebe und der Hingebung an politiſche Ideen ſtattfand. Die letztern ſchienen mir durch jene verunreinigt zu ſein; ſie wurden es auch. Man kann, was ich ſelbſt gethan habe, die nach dem Freieſten und Göttlichſten ringende Liebe ſchildern und die Schönheiten und Irrthümer eines ſolchen Idealismus in Herzen entſtehen laſſen, die die Freiheit wie ihr Leben lieben; man kann, wie es mir ſelbſt geſchehen iſt, in der glühendſten und durch äußre Umſtände unglücklichen Neigung für ein weibliches Weſen ſich zu Trotz und verzweifelter Bitterkeit gegen Sitte und Geſetz hinreißen laſſen und alle die Schranken zertrümmern wollen, welche uns in kalter Herzloſigkeit den Beſitz unſres Ideals verweigern; aber jener Gedanke, daß unſre Poeſie an die matten, wenn auch geiſtreichen Sinnlichkeitsgemälde eines Heinſe wieder anknüpfen ſollte, iſt mir äſthetiſch und moraliſch von jeher ſo zuwider geweſen, daß ich dies ewige Lanzenbrechen der Laubeſchen Helden, dieſe Buhlereien von hundert Weibern um einen Mann um ſo mehr verwarf, als ſich auch mir in den Details des „jungen Europa“ nirgends jener zarte und feine Pinſel verrieth, der dasjenige ſo oft bei unſern großen Dichtern gut gemacht hat, was bei ihnen im Ganzen und Großen etwa verfehlt war.

Mochte aber auch H. Laube durch das junge Europa bei jungen Leuten Theilnahme gefunden haben, durch die „Reiſenovellen“ büßte er ſie wieder ein, oder tauſchte wenigſtens dafür, der in ihnen enthaltenen Perſönlichkeiten wegen, nur den Beifall Varnhagens von Enſe ein. In dieſen Reiſenovellen war die Nachahmung Heine's in den üppigſten Saamen geſchoſſen. Heine's Manier, die nur gefallen kann in der ſtill rieſelnden, faſt tröpfelnden Weiſe des Meiſters, wurde hier vom Schüler in Strömen vergoſſen. Mit einer Sündfluth von Renommiſterei wurde man fortgeſchwemmt. Liebesabenteuer rechts und links, im Poſtwagen, in der Paſſagierſtube, im Bade, in der Kirche, auf der Straße, in Winkeln, überall Liebe; Liebe mit den Fingerſpitzen, Liebe mit den Knieen, Liebe im Schlafe, Liebe in Haarwickeln, Liebe in Schleſien, Deſſau, Braunſchweig, Leipzig, Carlsbad, Töplitz, München, Tyrol, Italien, Steyermark, Wien, Prag, Liebe überall und mit Allen, aber nur — für Einen! für H. Laube! Für ihn überall eine Scene, überall ein Rendezvous. Nein, dieſe Koketterie eines Mannes erinnert nur noch an Caſanova; hier hörten alle Verbindungsfäden edlerer Richtungen mit ihm auf. Wunderlich genug, daß grade damals ein achtbarer Name, Ludolf Wienbarg, und ein junger Spätfrühlingskeim, Guſtav Schleſier, mit H. Laube eine

Verbindung ſchloſſen, wo Einer für des Andern Geſinnungen ſich verantwortlich erklären wollte.

Laube indeſſen wurde von einem bitteren Schickſale verfolgt. Was er an Liebe verloren hatte, gewann er wieder, als er die Freiheit verlor. Große Umwälzungen mußten dieſem herben Looſe folgen. Ein junges Gemüth iſt nicht ſo voll grimmen Haſſes, daß es in einem Jahre Gefängniſſes nur gegen ſeine Wächter grübeln ſollte. Die Ideen des jungen Gefangenen bekamen neue Geſichtspunkte. Er verließ die Haft und hatte für faſt ein Jahr ſeines Lebens nun Ruhe und ſtillere Betrachtung eingetauſcht. Es hätte ſich jetzt, wo in Selbſtprüfung und Studium ſeine Kraft reifer geworden war, eine beſſere Ernte hoffen laſſen, wäre nicht ein böſer Wurm in dieſe Früchte der Erfahrung gekommen: eine Weltanſicht nämlich, die das reflektirte Gemüth ſeines Ehrgeizes war, eine literariſche Bildungsſchule, die ihn bei Varnhagen von Enſe von einem Extrem in ein andres führte und ihn die Schönheit und das Erhabene in jenen Aeußerlichkeiten ſuchen ließ, die dieſen Autor allmälig einem jähen Sturze zugeführt haben.

Rahel, Bettina, die Stieglitz.

Wer einſt die organiſche Entwickelung unſerer neuen Literatur zeichnen will, darf den Sieg nicht verſchweigen, den drei durch Gedanken, ein Gedicht und eine That ausgezeichnete Frauen über die Gemüther gewannen. Mit Rahel zeichnete ſich die höhere Empfänglichkeit, bis zu der es weibliche Weſen bringen können, gegen die Folie der gewöhnlichen Frauenbildung ab.* Bettina warf auf das Antlitz zahlloſer Frauen den roſigen Abglanz einer freieren Anſchauung der Menſchen und Dinge, ſo daß ſie wieder etwas Dreiſtes, Großherziges und Naives zu denken und zu ſagen wagten. Charlotte Stieglitz endlich ließ in dieſe heitern Gemälde einen dunkeln Schlagſchatten fallen und zeigte, wie groß die Opfer werden können und müſſen, wenn man aus dem gewöhnlichen Kreiſe des Handelns und Fühlens heraustritt und von dem Baume der modernen Erkenntniß koſtet. Wie durch eine göttliche Verabredung ergänzen ſich dieſe drei großen Geſtalten; drei Parzen, die den Faden der neuern Literatur und einer ernſtern Ausgleichung der Bildung mit dem, was die Geſellſchaft vertragen kann, anlegten, ſpannen, abſchnitten.

Um zunächſt das Aeußerlichſte zu erwähnen, ſo gaben Varnhagens von Enſe mannigfache Veröffentlichungen von Perſönlichkeiten und deren ſtillem oder geräuſchvollerem Verkehr eine ſehr verführeriſche Anſchauung des Bildungsprozeſſes früherer Literaturphaſen. Man konnte in den vielfachen Briefen und Charakteriſtiken den Gang verfolgen, welchen die Literatur ins Leben und das Leben wieder in die Literatur nimmt. So viel Geheimniſſe, die hier gelüftet wurden, gaben den Bildern, die Varnhagen von Enſe um ſich zauberte, einen magiſchen Reiz. Man ſah das Große in ſeinen erſten kleinen Anfängen, man ſah das Berühmte im einfachen Hauskleide, man konnte die Wirkungen verfolgen, welche oft ſcheinbar unbeachtet gebliebene Schriften doch auf das Urtheil geiſtreicher Menſchen in der Stille hervorbrachten. Eine Parallele der Anfänge, aus welchen die romantiſche Schule hervorging, war mit dem gegenwärtigen Werden und Gebären einer neuen Literatur bald gezogen. Man übertrug die Zeichen des Alten auf das Neue, verglich die Symptome der Vergangenheit mit der Gegenwart und ſchöpfte Muth, einer feindlichen Abneigung der öffentlichen Thatſachen und den eingewurzelten Vorurtheilen der überwiegenden Anſchauungsweiſen, Syſteme und Bildungen die Spitze zu bieten, auf eine Zukunft der Gewöhnung und Verſöhnung hoffend. Ein frommes Vertrauen ermuthigte ſo die Einen, ſteigerte ſich aber bei Andern zu einer Zuverſicht, die ſie ihre Kräfte höher anſchlagen ließ, als ihnen der Erfolg hätte erlauben ſollen.

Weit mächtiger wirkte indeſſen der Gedankeninhalt der Briefe und Tagebücher, die Varnhagen von ſeiner Gattin herausgab. Die Neuerungsluſt, die ſich auf ſittliche Ueberlieferungen geworfen hatte, und, ſeitdem die Franzoſen durch ähnliche Erſcheinungen beſchäftigt wurden, in ſich faſt eine hiſtoriſche Nothwendigkeit entdeckte, las aus den Briefen der Rahel eine zartkeimende Saat neuer titaniſcher Ahnungen heraus, die ihre grünen Köpfchen verſtohlen über die Fläche des Ueberlieferten hinausſtreckte. Noch nie hat es politiſche Umwälzungen gegeben ohne Angriffe auf die gleichzeitigen moraliſchen, geſellſchaftlichen und religiöſen Begriffe. So wie die Reformation poetiſche Utopiſmen hervorrief, ſo wurde noch jede Revolution von einem Zittern begleitet, das ſich allem, was überhaupt in Sitte und Geſetz feſtſteht, mittheilte. Jeder große Prophet kam in die Verlegenheit, von einem ſchwärmeriſchen Anhänger politiſch gedeutet zu werden; jeder

Held der Geſchichte, der mit Rieſenkraft alte Formen zertrümmerte, kam in die Lage, ſittliche Stimmungen, die ihm zunächſt nicht angehörten, als Verbündete neben ſich zu dulden. Nur ein Rigoriſt des Widerſpruchs kann abläugnen, daß die durch die Julirevolution geweckte ſchwankende Bewegung des Zeitgeiſtes und namentlich die ſchnelle Bändigung deſſelben, die eine Menge zurückgeſtauter im vollen Laufe begriffener Gewäſſer vorausſetzt, ſich nicht auch andern Fragen, als den politiſchen, hätte mittheilen müſſen. Wie innig Rahels Nachlaß mit dieſer Erſcheinung zuſammenhängt, beweiſt das Urtheil, welches man unbeſtreitbar über ihre Andeutungen fällen muß, und zugleich die Berichtigung, die nothwendig doch wieder der übertriebenen Vorſtellung vom Werthe derſelben zu geben iſt. Daß Rahel ſo Bedenkliches philoſophirt hat, ſcheint mir lediglich die Folge einer gemüthlichen Mißſtimmung, eines freudenloſen Blickes in die nächſten Umgebungen und einer allzuſchwärmeriſchen Vorſtellung von dem zu ſein, was in Zeit und Raum von ihr entfernt lag. Sie quälte ſich entweder ſelbſt oder wurde gequält. Da der Geiſt der Frauen nie ſchöpferiſch wird, ſo kann ihre höchſte Bildung immer nur eine unglaubliche Steigerung der Empfänglichkeit ſein.

Wie oft erſtaunt' ich, das Weſen der mir als geiſtreich angerühmten Frauen nur in dieſer gewandten Beweglichkeit zu finden, mit der ſie jeder möglichen Wendung einer Frage, jeder halben und kaum gebornen Idee nachſpringen und zu dem Unreellſten ihre ſcharfſinnigen Conſequenzen ziehen. Ich ſprach Bettina und fand, daß ſie mit Sonnenſtrahlen ſpinnt, daß ſie aus Klängen Häuſer baut. So war auch Rahel nur groß im Anknüpfen, Ausſpinnen und Ausbauen deſſen, was die Schöpfungskraft der Männer bei Seite liegen läßt. Sie lebte in einer Gedankenanatomiſtik, wo ſie in jedem der faſt unſichtbaren Molecules eine Kugel ſahe und Menſchen darauf, Flüſſe und See'n und Staaten und neue Sitten. Männer würden ſo negative Geſpräche, wie man mit geiſtreichen Frauen führen kann, unter ſich immer abbrechen. Der Idealismus der Männer hat immer eine reelle Grundlage, eine Beziehung. Sie nehmen nicht, wie Frauen zu thun pflegen, das letzte Wort, das man ſpricht und machen gleich daraus ein Thema zu einer neuen Frage, und ſo in's Unendliche fort. Und bei Rahel kam noch eine vielleicht farbloſe Draperie des Lebens hinzu, ein aſchgraues Einerlei der Ohnmacht, ſchnelles Verkoſten eines Genuſſes, ſchneller Ueberdruß und jene Zergliederungsſucht ſeiner Freuden, vor welcher Göthe ſo rührend gewarnt hat. Aus dieſen Grundſtoffen und Veranlaſſungen bildeten ſich Rahels viel beſprochene ſociale Neuerungskeime, deren Zuſammenhang mit neuern Verſuchen und Wagniſſen ich auch nur darin finden kann, daß in unſrer Zeit dieſelbe Unbehaglichkeit, auf unſerm Horizonte daſſelbe zum Menſchen- und Sittenhaß reizende trübe Grau liegt. Was das ſogenannte „junge Deutſchland" ohne Verabredung und ohne Plan in dieſer Richtung zu einer deutlicheren Vorſtellung auszubilden gewagt hat, war ebenſo Folge einer Verſtimmung. Man muß mit Schmerzensbanden an die Welt gefeſſelt ſein, man muß ſein Herz erſt dann begreifen lernen, wenn es gebrochen iſt, um zu verſtehen, was ich hier ſagen will. Und ich kenne Herzen, die mich verſtehen!

Der Glaube, daß man durch Literatur auf das Leben, durch Dichtung auf Frauenbildung und überhaupt auf eine idealiſche Verſchönerung des Daſeins und faſt möchte man ſagen, auf die Genialiſirung der Herzen wirken könne, wurde durch Bettina's Briefwechſel zu einer zauberhaften Gewißheit erhoben. Sie hatte zu Göthe geſagt: Es wär' ihr, als müßte ſie immer vor ihm tanzen! Dieſer zunächſt nur kindlich naive Ausdruck ihrer Liebe zu ihm, drückt doch grade das ganze eigenthümlich magnetiſche und faſt religiöſe Verhältniß ihrer Seelen aus. Göthe wirkte auf ſie wie ein kräftiger Bogenſtrich auf Sand, deſſen Klangfigur ſie wurde. Wie die Schlangen, vom Blick des indiſchen Zauberers befangen, tanzen, ſo verlor Bettina im Anſchauen des Genius ihr Individuum, und mußte es ihm, ſo fühlte ſie's wenigſtens, im Cultus ſchwankender Schönheitsbewegungen opfern. Keine Stelle drückt das Magnetiſch-Schöne ihres Verhältniſſes zu Göthe, wo Liebe, Anbetung und durch beides hervorgerufene eigne Kunſt ſich vermählten, bezeichnender aus. Welch' eine hehre Ahnung des zwiſchen dem Genius und der naivſten Empfänglichkeit (Bettina kannte kaum Göthe's Schriften) möglichen Verkehrs mußte dieſe Erſcheinung wecken! Nie ſchien der Literatur eine Huldigung dargebracht, die ſchwärmeriſcher war. Die Schranken der ſpröden Convenienz fielen, wo ein Genius lächelte. Die Rückhaltsgedanken des im Leben Ueblichen und Hergebrachten ſchlummerten unbewußt ein, wenn das Große und Erhabene ſein Auge aufſchlug und die zarte weiße Hand ausſtreckte. Ein Verkehr ſeliger Geiſter ſchien hienieden möglich zu werden; die Geſetze waren nur noch Blumengewinde, mit denen Engel ſich ſcherzend umſchlangen. Man konnte glauben an ein Leben im blauen Aetherlicht der Ideenwelt, wo die Bruſt von irdiſchen Dünſten nicht mehr beängſtigt athmet, ſondern wo freie, reine Himmelsluft, wie auf hohen Bergen, den Buſen hebt und erweitert. Waren neue Ideen da, oder ſollten auch nur die alten in's Leben gerufen werden, hier ſah man ein Beiſpiel, einen Verſuch, der ſchon gemacht war. Mußte man ihn, da ſich bald anekdotiſche Ergänzungen in das Verhältniß Göthe's und Bettina's eindrängten, auch mißlungen nennen, ſo war doch etwas davon übrig geblieben, nämlich ein Gedicht.

Und wurde dies Gedicht durch die kalte Reaktion der Wirklichkeit, als Bettina und Göthe der Poeſie, die ſie um ſich gewoben hatten, nicht mehr gewachſen waren, eine Elegie, ſo erhob es Charlotte Stieglitz, als ſie den Dolch ergriff, zu einer Tragödie. An dieſem furchtbaren Ereigniſſe ſahe man, daß die Wunden, die man ſich ſelbſt im ungewiſſen Drange und Zorne ſchlug, bis an's Leben gehen konnten. Was man getrieben hatte, war ein Spiel geweſen, dem die Laune des Schickſals ein ernſthaftes Ende gab. So gaukelt ein Scherz in den Worten eines Freundes, der uns mit lächelnder Miene belehrt, und wir wittern nicht, daß ſich dahinter Ernſt verbirgt. Die Gewitter des Lebens ziehen nicht wie am Himmel herauf, drohend, in finſtern Wolken, lange voraus zu berechnen; ſondern wolkenlos iſt der Tag, die Sonne ſcheint wie zum Feſte, und plötzlich zuckt der Blitz durch die im Nu ſich verfinſternde Ausſicht. Wenn wir, des Endes uns nicht bewußt, einen Anfang wagen, den Gedanken denken ohne Syſtem, Stein' auf Steine fügen ohne Riß, Gott auch außerhalb des Himmels zu ſuchen uns vermeſſen, und mit Dämonen ſcherzen, ohne die Hölle zu betreten, ſo fällt doch plötzlich das Gatter in's Thor, wir ſind abgeſchloſſen, ohne Rückkehr, der Verzweiflung preisgegeben, während wir kaum zu ſcherzen ſchienen. Zweifel und Glauben ſind von ſich ſo fern wie Leben und Tod, und doch rinnt nichts leichter in einander über wie dieſe. Das unglückliche Ende jener Frau mochte herbeigeführt ſein durch eigne oder ihres Gatten Thorheit, durch Liebe oder durch Erkaltung, durch freiwillige oder gezwungene Entſagung, durch Entſinnlichung oder Uebergeiſtigung; darüber iſt jetzt keine Auskunft zu geben; allein entſchieden iſt, daß man ihrem Tode eine Deutung auf den Kampf der Idee mit der Wirklichkeit gab, und daß ſie, wenn auch mit eignen Lebens- und Charakterbeziehungen, wohl ein Opfer jener Conflicte genannt werden konnte, in welche Rahel's verdrießliche und Bettina's überſchwängliche Beurtheilung der Menſchen und der Verhältniſſe gerathen mußten. Wie ſehr dies Alles auf gährende und dichteriſche Gemüther einwirkte, wird man begreifen, wenn ich eingeſtehe, daß ich den Roman: Wally, die Zweiflerin, nicht geſchrieben hätte ohne den Tod der Stieglitz. In ſternenhellen Winternächten begiebt ſich mehr, als mancher ſich am Ofen träumen läßt. Man kann edel ſein, und doch nicht wiſſen, was noch edler iſt. Man hat über die Dinge, die hieher gehören, und die ich verſchweigen will, mit vieler Vernunft, aber mit wenig Wahrheit geurtheilt. Es giebt Irrthümer, die ſchöner ſind, als das Richtige.

Die Lyriker.

Unberührt von den meiſten dieſer perſönlichen und idealen Eindrücke, denen man einen großen Einfluß auf die Literatur ſeit 1830 zuſchreiben muß, nur im Politiſchen an die Ideen der Zeit anknüpfend, bildete ſich ein Sängerkreis aus, an deſſen Spitze ein aus früheren Zeiten herüberragender Dichter, der aber jetzt erſt zu rechter Anerkennung kam, ſtand, Ludwig Uhland.

In Schwaben, am Rhein, in Oeſterreich und ſelbſt im deutſchen Norden wurde zur Harfe und zur Leyer mit einer Meiſterſchaft geſungen, die Alles, was uns die klaſſiſche Literaturperiode (etwa mit Ausnahme der ältern göthiſchen Lieder) hinterlaſſen hat, bei Weitem übertraf. Form, Bild, Empfindung überſtrahlte ſelbſt das, was bisher immer für klaſſiſch gegolten hatte. Im Liede wehte eine Innigkeit, wie ſie nur Hölty gekannt hat; und doch war Hölty wieder klein und beſchränkt gegen die Mannigfaltigkeit der Stimmungen, die hier in den anmuthigſten Bildern und den beſtgefügten Verſen wiedergegeben wurden. Die Natur wurde in ihren feierlichſten Sabbathsſtillen belauſcht, ja ſelbſt das Alltägliche in ihr rundete ſich unter der Hand einer ſinnigen Grübelei zu kühnen und wahren Gleichniſſen ab. Die Verſchiedenheiten der Länderſtriche und der Volksſitten wurden mit freier Hand zur Staffage und Couliſſe von Empfindungen gemacht, die ſich in einer ihnen entſprechenden Färbung zu halten wußten, ſo daß man auf den Lagunen Venedig's ſang wie ein Gondelier, in den Wäldern Amerika's wie ein Creek-Indianer, in den Hochgebirgen Aſiens wie ein Feueranbeter. Zu dieſer glücklichen Wiedergabe eigner und fremder Stimmungen geſellte ſich die erzählende Weiſe, die Romanze und Ballade, das größre Epos, ja ſogar einiges Didaktiſche, was den Zeitverhältniſſen poetiſche Lichter abgewann. Uhland war es, der für Alles, was in dieſen verſchiednen Leiſtungen ausgezeichnet war, den Ton angegeben hatte. Er hatte der Natur jenes Sonntagskleid der Freude angethan, er hatte das Landſchaftsgemälde zum Liede zu vergeiſtigen gewußt. Er zog die Glocken der Kapellen, er ſammelte Trauben in den Weingärten, er ſtellte Hirten-Knaben auf die Berges-Gipfel und legte ihnen ſelige Lieder in den Mund. Er zauberte die Vergangenheit in verklärterer Geſtalt aus Ruinen wieder auf, ließ noch einmal die alten Falken der Jagden ſteigen, ließ Sänger an den Pforten der Burgen um Einlaß klopfen, er zauberte uns Jungfrauen auf den grünen Plan, und Königsſöhne, die vorüberzogen und ſie liebten; Uhland ſchuf, wie Schiller eine idealiſche überſinnliche Welt, ſo in ſeinen Gedichten eine idealiſche wirkliche Welt.

Um Uhland her zog ſich eine Sängerrunde, die manches ſchöne Lied geſungen. Schwab hängt mit Innigkeit an ſeiner Heimath, ihren Hügeln und Sagen; manche Reflexion in ſeinen Gedichten ſchmeichelt ſich mit ſanften Rhythmen unſrem Ohre, manche unſrem Herzen ein. Vaterfreude, Mutterliebe, Kindesſinn weiß er rührend in einander zu verſchlingen, und über die trauten Gruppen anmuthige, friſch vom Baum geſchnittene Zweige zu flechten; die geheimnißvoll in Laub verſteckte Rebe, der Blüthenduft im Frühling und der ſtarke Moſtgeruch im Herbſte, der Aepfel herbſtlicher Purpur, glühend im Abendſonnengolde; da iſt Schwabs Seelenheimath, beneidenswerth jedem, der in ihr Ruhe, Friede findet. Juſtinus Kerner, in demſelben Paradies von Naturanſchauungen lebend, hat die weniger dämoniſche Seite ſeines Weſens nach derſelben Richtung hin mit glücklichem Erfolge ausgebildet. Sein Humor fügte noch eine größre Friſche und Lebendigkeit und den Reiz neckender Abwechslung hinzu. Karl Mayer verfolgt Fliegen und Mücken und erzählt uns mit einer rührenden Naivität, wo ſie ſich niedergelaſſen haben. Wie komiſch auch die Liebhaberei dieſes Mannes iſt, ſo überraſcht uns doch oft ſein inniges Naturleben, ſein feiner Blick für die Idylle der Pflanze und des Thiers. Man muß Freude haben, im Graſe zu liegen und die kleine Käferwelt zu belauſchen, um ganz zu verſtehen, was Mayer mit ſeiner Naturanſchauung ausdrückt; denn, daß ein Vogel auf dem Baume ſitzt, und mit geöffnetem Schnabel uns anguckt, kann für den Einen eine unbedeutende Erſcheinung ſein, während ſie den Andern mitten in den Frieden des friſchen Landlebens verſetzt. Paul Pfizern gelang der Romanzenton, ſeinem Bruder Guſtav der politiſche, den Uhland ſelbſt ſchon angeſtimmt hatte. Nach dem Ideal: Im ſchönen Leib die ſchöne Seele! jagend, hat Guſtav Pfizer viel Zartes und Anregendes in halb Uhland'ſcher, halb Schiller'ſcher Weiſe verſucht. W. Zimmermann gab zarte Lieder von Feen, die in Lilienkelchen am mondbeglänzten See träumen; Seeger, die Stöber, Fallati, Schöll und manche Andre bildeten einzelne Uhland'ſche Richtungen mit einem Erfolge an ſich aus, der nicht ganz ohne Belohnung blieb.

Auch Rückert feierte eine Auferſtehung von den Todten — und A. von Chamiſſo. Rückert war wie mit einem Vorhange von dem Volke getrennt; er ſpann und ſpann in ſtiller Einſamkeit ſeine tiefinnigen und tiefſinnigen Weiſen. Er zog Reben und beſang ſie; er baute mit eigner Hand ſein Feld und ermunterte ſich durch Lied; er reiſte über Land, aber zu Fuß und ſang ſich einen friſchen Tritt; er ſorgte in enger Häuslichkeit für Weib und Kind, grub den Semitiſchen und Indiſchen Wurzeln nach und zauberte ſich am Abend, wenn das ſchwere Tagewerk vollbracht war zum Troſt die phantaſtiſchen Paläſte des Orients vor, träumte ſich Sultan zu ſein, ruhte mit kreuzweis untergeſchlagenen Beinen auf bunten Teppichen und iſt nun ſchon, da er unermüdlich und ſich ewig gleich blieb, ſeit mehr als Tauſend und einer Nacht die Sheherazade der Deutſchen, die uns Mährchen aus dem Orient erzählt. Rückert hat ſoviel gedichtet, weil Dichtung ſein Tagewerk, Poeſie all ſein innres Leben iſt. Was er nicht hat, das ſchafft er ſich; was er nicht ſchaffen kann, das zaubert er ſich, und ſo iſt er ſo arm und doch ſo unendlich reich und ſein Reichthum doch oft nur eine ſchimmernde Täuſchung, eine blendende Spiegelung der Kunſt. Wirklichkeit und Erfindung, Kunſt und Natur, ächte Diamanten und Kohlen, die es werden wollen, Gangesſand, aber mit gediegenen Goldkörnern, Aechtes und Nachgeahmtes, das iſt Alles ſo ineinander verbunden und kann nicht getrennt werden, da muß die Frage nach dem Gedicht aufhören und ſich das Einzelne nur als einen Moment eines ganzen Dichterlebens darſtellen. A. von Chamiſſo dagegen war ärmer, wenn auch ernſter und leidenſchaftlicher in dem, was er beſaß. Chamiſſo rührte durch die große Wahrheit deſſen, was er einmal erfaßt hatte; konnte man nicht an die Schönheit eines jeden ſeiner Gedichte, ſo konnte man doch an ſeine Biederkeit, Treue und Männlichkeit glauben. Rückert ſteht durch die große Spezialität ſeines Weſens allein da; höchſtens kann man Platen mit ihm in eine Parallele bringen. Um Chamiſſo ſammelten ſich dagegen begabte und mittelmäßige Talente. Einer der tüchtigſten iſt von Gaudy, dem die reſolute Manier, ſich kurz und bündig und ohne viel Federleſens auszudrücken, vortrefflich gelang. Eichendorff ſteht dem Uhland'ſchen Lied nahe, nur daß er die Norddeutſche Natur beſingt und mehr im Walde zu Hauſe iſt, während Uhland im Gebirg.

Eine freiere und ſelbſtſtändige Entfaltung nahmen Nicolaus Lenau und Anaſtaſius Grün. Dieſer begann mit Liedern der Liebe, mit Blättern, auf welche recht ſinnige und zarte Charaktere geſchrieben waren. Er war es, dem die zum größeren epiſchen Gedichte ausgeführte Romanze zuerſt mit ſicherm Erfolge gelang. Er wußte aus alten Ritterbüchern Leben und Poeſie hervorzuzaubern, er umlaubte alte Pergamente und umkränzte eiſerne Standbilder, daß ſie zu wandeln und zu reden anfingen. Seine größte Meiſterſchaft fand er in der Anwendung ſeines poetiſchen Blickes und ſeiner verſchönernden Phantaſie auf Fragen der Politik. Er ſchmückte die Freiheit mit rothen, und das Vaterland mit weißen Roſen aus. Er ſchilderte die Zuſtände ſeiner Heimath, wie ſchwarze Katafalke, behangen mit den Trophäen ſchönerer Hoffnungen, aber Leichen bergend, getödtet von den Schergen der Tyrannei. Nicolaus Lenau iſt lyriſcher, ſelbſtiſcher im ſchönen und vielleicht auch böſen Sinne. Er entwickelt auch Fragen der Zeit, aber mehr aus ſich heraus, aus dem Wohl oder Wehe ſeines Behagens; er iſt kränker, hypochondriſcher, als der heitre Grün. In Lenau's Becher perlt ſüßer, aber glühend würziger Ungarwein, in Grün's der hellgelbe fröhliche öſtreichiſche. Lenau ſteht auf der Gränze des Kreiſes, dem dieſer Abſchnitt gewidmet iſt. Wäre er weniger Egoiſt, wäre er hingebender und den Ideen ſelbſt, nicht ſeiner Auffaſſung derſelben lebend, wir würden ihn am eheſten auf jene Höhe ſtellen, die unter allen dieſen hier verzeichneten Dichtern niemand einnimmt, die Höhe des neuen Gedankens, die Höhe der aus der Zerriſſenheit wiedergebornen weltbeherrſchenden Poeſie. Es ſind verdächtige Ausdrücke, die ich da brauche, aber ſie drücken etwas aus, das für unſre Literatur doch eine Säule des Hercules iſt.

Endlich tummelten ſich noch in mannigfachen Weiſen jüngre Talente. Vor allen Freiligrath, der Wüſtendichter, mit einer wunderbaren Kraft des Wortes und einer wie verzauberten Phantaſie. Um zu ſagen, was er fühlt, malt er, denn das Wort ſagt nicht Alles, wenigſtens nicht Alles auf Einmal, was man ſagen möchte. Freiligrath dichtet wie Victor Hugo und iſt ihm dafür, daß er ihm an hiſtoriſcher und philoſophiſcher Tiefe weichen muß, an Claſſizität der Bilder und Naivetät der Anſchauung vielleicht überlegen. Julius Moſen glüht und brütet mit abwechſelndem Glück über die höchſten Ideale der Poeſie. Manches friſche Talent bringt uns der jährliche Muſenalmanach; Gedichte von Kopiſch, die den Platenſchen nacheifern und im Komiſchen an Chamiſſo erinnern, von Reinick, von Kugler, die die Malerjugend zu poetiſchem Worte kommen laſſen, von L. Wihl, der mit der glücklichſten Geſtaltungskraft ein für geſchichtliche und idylliſche Empfindungen warm ſchlagendes Herz verbindet, von Wackernagel, Simrock, Victor Strauß, Prutz, Dingelſtedt, E. Geibel und vielen andern, die minder begabt, freilich minder bekannt ſind.

Theodor Mundt.

Wer aber in der Entwicklung unſrer Literatur ſeit 1830 etwas Organiſches ſieht, muß einräumen, daß dieſe Leiſtungen im lyriſchen Geſange nur eine glänzende Epiſode unſrer Literatur ſind, ein von der Sonne beſchienener Bodenſee, durch welchen der junge Rhein des eigentlichen Fortſchrittes hindurchſchwimmen mußte. Ich erinnere hier an den großen Eindruck, den „der ſittlich-religiös-patriotiſche Bettlermantel" machte, welchen Göthe der Uhland'ſchen Poeſie umwarf. Ich ſtellte damals: „Göthe, Uhland und Prometheus" zuſammen und bereue keinen der harten Ausdrücke, die ich, im polemiſchen Intereſſe, gegen die ſchwäbiſche Schule und ihren Anhang brauchte. Göthe hatte einen dunkeln Schlagſchatten auf die ſonnigen Höhen jener Poeſie fallen laſſen. Er hatte nicht ohne Bitterkeit angedeutet, daß man ſelbſt in frühern Tagen der Literatur zu keiner Haltung kommen konnte, ohne die Entwickelung eines Menſchen aufzuzeigen, ohne Kampf gegen die Welt und gegen ſich ſelbſt, ohne Hervorbildung der Begriffe und der Gefühle aus einem eignen innigſt ergriffenen und bewegten Leben. Jene Dichter lehnen ſich meiſt an das, was in Sitte und Glauden gegeben iſt; ſie verbrämen das Allgemeingültige mit den Flittern der Poeſie und drücken das Bewußtſein der Maſſe aus, indem ſie der Maſſe ſchmeicheln, da ſie es ſchön ausdrücken. Sie bebändern die Bäume, ſie vergolden die Fluren, ſie nennen groß und ſchön, was iſt; ſie laſſen höchſtens Sehnſucht nach dem Verlornen und Vergangenen empfinden, ſie ergreifen den Menſchen nicht und führen ihn nicht auf die Warte der Zukunft. Dieſe Poeſie iſt eine unmittelbare; ſie ging nicht durch die Verneinung hindurch. So kann ſie zwar das Erfreulichſte bieten und unſerm Blicke eine ſanfte Augenweide, unſerm Herzen eine ſtille Feier geben; aber ſie greift weder mächtig in die Speichen des Zeitgeiſtes ein und zwingt ihn, Rede zu ſtehen, noch ſtrömt ſie Anregung zum Neuen, großartiges ideelles Leben und Stoff zu erhabenen Charakteren aus. Verglich man die Göthiſche Rüge mit den vielen ungelöſten Räthſeln der Gegenwart und ſahe, wie wenig dieſe Dichtungen an ihrer Entwirrung arbeiten, ſo mußte das Ergebniß immer überzeugender werden, daß durch dieſe Poeſie, ſo ſchön ſie iſt, doch der Gedanke einer im Waffendienſt der Zeit ſtehenden Literatur nicht hindurchgeht. Was aus jener Richtung für das Drama und den Roman geſchehen, war das

Schwächſte. Die Dramen Uhland's, die Romane Eichendorffs, die dramatiſch-epiſchen Verſuche eines Lenau erreichten die wenigſten der Anforderungen, welche das ſtrenge äſthetiſche Geſetz an ſie machte, noch weniger die Höhe eines für die Literatur durch ſie möglich werdenden Fortſchrittes. Der Gedanke der neuen Epoche, ſowie wir ſeine Geburtswehen oben ſchon angedeutet haben, mußte der ſchöpferiſche Demiurgos der neuen poetiſchen Welt werden, derſelbe Gedanke, deſſen nächſte Aeußerung allerdings nicht der Vers, ſondern die Proſa iſt.

Der abſtrakteſte Ausdruck deſſen, was für unſre Epoche dem Verſe gegenüber die eigentliche Aufgabe der Literatur werden mußte, ſind die Leiſtungen von Theodor Mundt. In nüchternſter, trockenſter Form bot er den Inhalt deſſen, was allerdings die neue Aufgabe werden konnte, dar. Theodor Mundt iſt das Neue, aber in der bloß verſtandesmäßigen, doktrinären Offenbarung deſſelben. Er wußte das, worauf es ankommen ſollte, ohngefähr in kritiſchen Axiomen auszuſprechen und dieſe Axiome ſelbſt durch eine beinahe didaktiſche Experimentalpoeſie zu näherer lebendigerer Anſchauung zu bringen. Er bot die zu verarbeitenden Materien in rohſter Geſtalt. Das Feuer, in dem dieſe

Materie erſt von den Schlacken gereinigt, geſchmolzen und in Kunſtformen zu poetiſchen Gebilden wieder verhärtet wurde, fand ſich in ſeinen Schriften noch nicht. Er iſt das Neue und Richtige, aber in der nüchternſten, rein verſtandesmäßigen Aeußerung deſſelben. Wie wenig er verſtand, was zur wirklichen Offenbarung des richtigen Neuen dienen konnte, beweiſt z. B. ſeine Verdammung der Heineſchen Proſa, dieſes in ſeinen Principien und ſeiner Naivetät einzigen Organs der neuen Vermittelung. Grade daß ein ſo begabter Dichter, der die ganze lyriſche Richtung, die wir oben zeichneten, durch ſeine Verſe aufhalten, necken, aber nicht ſtürzen konnte, zugleich auch die hinreichendſte Fähigkeit eines neuen, natürlichen, aus unmittelbarſtem Gefühlleben hervorſproſſenden Styles beſaß, grade dieſe Erſcheinung hätte als die Thürangel des hölzernen Thürflügels, den Mundt aus dem Alten in's Neue darſtellte, dienen müſſen. Heine ſtand nicht auf der Höhe derjenigen Poeſie, die ſich entwickeln ſollte, aber er war es, der alle Welt die Luft und das Weſen jener Poeſie konnte ahnen laſſen, er beſaß das glänzendſte Organ derſelben, er war, wenn nicht das Neue ſelbſt, doch ein zierlich geſchnittener grüner Taxushag, der das alte Feld vom neuen trennt.

Wenn man unter dem neuen Aufſchwung der Dichtkunſt, von dem ſo viel geſprochen wurde, eine Poetiſirung der Hegelſchen Philoſophie und kalter norddeutſcher Reflexionen verſtand und ſich davor bekreuzte, ſo wär beſonders Th. Mundt an dieſem Irrthum Schuld. Th. Mundt ging nicht einmal von der politiſchen Bewegung des Zeitgeiſtes, vom Vaterland und den ſchönen Phantasmen einer neuen Freiheit aus, ſondern wir treffen ihn zuerſt als einen gelehrigen Schüler Tiecks, der in Kunſtnovellen die Hegelſche mit der Steffens'ſchen Philoſophie auszuſöhnen trachtete. Er erfand kleine poetiſche Rahmen, welche er um ſeine Anſichten über Muſik, Bildhauerei, Malerei, Dichtkunſt, Philoſophie, Religion u. ſ. w. zog, die Produktion war hier ein zufälliges Complement zur Spekulation. Indeſſen wurde die äſthetiſche Richtung bei ihm die überwiegende. Da die Literärgeſchichte mit ihren mannigfachen Produktionsanregungen zu ihr hinzukam, ſo bildete ſich in Mundt allmälig eine geſetzloſe Anarchie des Denkens aus, ſo daß er nicht ſeine eignen Vorſtellungen in jener tiefſinnigen Weiſe, die oft an Philoſophen ſelbſt etwas vom Dichter verräth, ſich bekämpfen und ausgleichen ließ; ſondern fertigen Sätzen aus der Theorie ſetzte er fertige Sätze aus der Geſchichte der Kunſt gegenüber; Hegel'ſche Nothwendigkeiten bekämpfte er durch Göthiſche Freiheiten; den Pietismus ſchlug er durch die Philoſophie, die Philoſophie wieder durch andre fertige Entwickelungen, höchſtens noch einmal durch den Verſuch, mit möglichſtem Witze aus der Philoſophie komiſche Conſequenzen zu ziehen. Dieſe ganze Dialektik bewegte ſich nur in dem gezogenen Kreiſe der Bücherwelt. Die Syſteme bekämpften ſich, die Gedanken der Einen rieben ſich an den Gedanken der Andern auf; nie fiel in dies Chaos, an welchem Mundt's erſte Jugend verkümmerte, von obenher ein Lichtſtrahl eigner Erleuchtung; kein Vogel, kein Sonnenſtrahl, kein grünes Blatt der wahren und wirklichen Natur wurde in dieſem mühſeligen Verrechnen fertiger Poeſie und Philoſophie ſichtbar. Mundt ſtellte den ganzen Jammer eines früh in der Schule verkümmerten Norddeutſchen dar, der Alles, Alles in ſich aufnehmen will, an Nichts ſeine volle Genüge findet und dabei vom Leben, von der mit Brettern vernagelten Welt, von der Geſchichte der laufenden Zeit nicht die geringſte Ahnung bekömmt, im Gegentheil ſich von den Erſcheinungen der Wirklichkeit, wie ſie ſich etwa in Berlin darbieten, wie von etwas Gedanken- und Werthloſem nicht mit Unrecht abwendet. Länger als ſechs Jahre regierte Th. Mundt in der Literatur als ein Kritiker, ein Novelliſt, ein Theoretiker, ein Humoriſt, ein Literarhiſtoriker, von einem Journal zum andern pilgernd, nicht wiſſend, was daraus werden ſollte und darüber vielleicht ſehr, ſehr unglücklich!

Siehe da greifen die Schriften von Börne um ſich! Mundt bekämpft ſie, vom Hegel- und Tieckſchen Standpunkte, er tadelt ihren ſchlechten Styl, er zieht dem Meiſter des Styles Schüler vor. So taucht noch manches Neue und Ureigne auf; Mundt weiß gegen Alles die „gedankenmäßige Nothwendigkeit“ geltend zu machen, er zeigt, daß das Genie keines iſt, wenn es nicht auf der Höhe des in ſich ſelbſt gefangenen Gedankens ſteht; er kämpft lange, lange Zeit gegen die Vorpoſten der neuen Heerſchaaren, bis ihm eines Tages der Herr auf dem Wege von Berlin nach Schönhauſen erſcheint, rufend: Mundt, warum verfolgſt du mich? Und Mundt ſahe auf dem Wege nichts, als eigentlich nur ſich ſelbſt, ſein Andersſein, das er mit allem Stolze der Schulweisheit von ſich entfernt gehalten hatte, ſein durch alle die von ihm widerlegten Schriften geſchaffenes Andersſein; er ſahe die Rückſeite des Bildes, welches er vorſtellte; ſahe, daß es grade von dem, was er bisher negirt hatte, urplötzlich poſitiv ergriffen war und gehörte nun nicht mehr ſeiner alten, ſondern der neuen, nur ſpiegelfechteriſch widerlegten Bildung an. Er ſchrieb „Moderne Zeitwirren,“ in denen er ſein ganzes Unglück, zu fühlen, wie Börne und zu denken, wie Hegel offenbarte, kläglich ſeine eignen Eingeweide umkehrte, ſich krümmte und kreuzigte, ein Bild der Angſt und Verzweiflung, ein Opfer von faſt zehn verlornen Jahren! Von jetzt an näherte ſich Mundt immer mehr dem Verſtändniſſe ſeiner Zeit, aber rückwärts. Hegel ſtarb, Schleiermacher ſtarb; Steffens wurde Pietiſt, Mundt fühlte ſich immer freier; eine Schuppe todter Gelehrſamkeit fiel nach der andern ab, und plötzlich vom erſten genialen Gedanken ergriffen, kaufte er ſich eine Kindertrompete und ſchrieb die Madonna, deren erſte Worte lauten: „Trara, trara, trara!“ Mundt wurde Sansculotte. Er warf alle beengenden Feſſeln von ſich und feierte ein Feſt der Wiedergeburt. Konnte eine Entwickelung ärmer, kümmerlicher, rührender ſein?

Damals, geſteh' ich, Mundt wahrhaft geliebt zu haben. Ich kannte ſein altes und neues Leben und verſtand dieſen Jubel, mit dem er rief: Mir auch iſt ein Leben aufgegangen! Nahe genug an den blaſſen

Wänden der Schule war auch ich vorbeigeſtreift, und manche Jugendblüthe war mir in ihrer Winterhaft erfroren. Mundt hatte nun eine Metamorphoſe gefeiert, aus der er wie ein jugendlicher Gott ſich enthüllte. Seine Darſtellungen wurden warm, ſeine Unternehmungen ſchienen faſt waghalſig; er hatte zum erſten Male einen feſten Mittelpunkt, von dem aus er den Zodiacus ſeiner Ideen um ſich her kreiſen ließ. Freilich war alles, was er in Bildern und mit offner Rede vortrug, Frucht des Studiums; aber die Bücherwelt iſt ja ein Theil des Lebens und kann das, was ſie vom Leben nahm, auch dem Leben wieder herausgeben. Mundt hatte ſich tief in Rahel verleſen, er hatte den St. Simonismus als Syſtem vollſtändiger gekannt, als ich ihn noch kenne. Er war es, der das vollſtändigſte Regiſter aller ſozialen Neuerungen auswendig wußte und in der Madonna ordentlich ein Syſtem deſſelben entwickelte. Ich geſtehe kleinmüthig, daß ich die Rehabilitation des Fleiſches erſt von ihm lernte, nachdem ich längſt in ihrem Intereſſe ſollte geſchrieben haben, ja daß ich ſie in der Madonna erſt fand, als man ſpäter darauf aufmerkſam machte! Ich ſchwamm wohl in einer neuen Ideenwelt, hatte aber noch nicht ſo viel feſte Inſeln in ihr entdeckt, wie

Mundt, der friſchweg aus dem St. Simonismus und aus Rahel in ſein Syſtem überſetzte, was den herrſchenden Sitten nur irgend widerſprach. Ich forſchte in ſeiner Madonna nach dem poetiſchen Gehalte, was Geſtaltung und Erfindung anlangte, und freute mich der kleinen Blumen, kleinen Blätter, die er ordentlich mit leichter Hand geſtreut hatte. Daß Mundt etwas aus Büchern, aus dem Enſeignement des Vater Enfantin ins Leben rufen wollte, war eine große Thorheit. Ich hatte die alten Sitten nur deßhalb verletzt und ſie mit Schadenfreude verhöhnt, weil diejenigen, welche ſie ſchützten, die Prieſter, die Fürſten und die Philiſter, mir verhaßt waren; ich hatte nicht die Guten, ſondern die Heuchler ärgern wollen. Mundt dagegen baute mit komiſchem Ernſte in der Stube eine neue Welt auf, gab aus ſich ſelbſt dazu Nichts, ſondern entlieh von Frankreich und Rahel, indem er mit kurzſichtigem Auge grade auf das lostappte, was bei Andern nur eine geniale Ahnung, ein Schmerzensſchrei, eine Caprice geweſen war. Neue Menſchen wollt' ich ſchaffen, Mundt neue Sitten; die Gemüther wollt ich zu edleren, trotzigeren, göttlicheren Empfindungen ſteigern, Mundt wollte einen Bund ſtiften, in welchem die Frauen emanzipirt würden. Ihm ſchwebten nur die literariſchen Beziehungen ſolcher Neuerungen vor; wie ihm auch kürzlich wieder, um die Frauenemanzipation zu vertheidigen, die Entſchuldigung entſchlüpft iſt, ſie würde ja ſchon bei Hippel angeregt! Die Entſchloſſenheit, die Mundt bei ſeiner Revolution zeigte, mußte überraſchen und denen ſogar die Einrede unterſagen, von denen man ſie, wie z. B. von mir, auch am wenigſten würde erwartet haben. So bildete ſich durch Mundt ein Syſtem aus, für deſſen ganzen Ausbau jeder verantwortlich gemacht wurde, der zu ihm auch nur einen kleinen Stein hinzugetragen hatte.

Das junge Deutſchland.

Erfinder dieſes Namens iſt Ludolf Wienbarg. Dieſem Schriftſteller mag Mundt an combinatoriſchem Talente überlegen ſein; weit überragt aber wird er von ihm, was klare und harmoniſche Ausbildung eines literariſchen Charakters betrifft. L. Wienbarg entwickelte ſich nicht durch die Bücherwelt. Seine Wiege iſt das academiſche Leben. Die Urſchichten ſeiner Begriffe wurzeln in dem ſchönſten Theile der Burſchenſchaftlichen Ideale, vor deren einſeitiger Ausbildung, etwa nach der Seite einer leeren Vergötterung Arndts, Jahns, Fichte's und andrer Namen hin, ihn ſeine wiſſenſchaftliche Forſchung, das Studium Schleiermachers und Göthe's und ſpäter die geſchmackvolle Hingebung an Heine's Originalität ſchützte. So hat Wienbarg die edelſten Keime der neueren deutſchen Cultur in ſich aufgenommen. Demokrat, deutſch, fortſchreitend von Plato's Idealen zu Schleiermacher und Fries, wähleriſch in ſeinen äſthetiſchen Hingebungen durch Goethe, wo ihm der Stern des Miniſters nicht des Dichters frühſte Jugend und Geniusoffenbarungen verſchloß, innigſt vertraut mit der neuzeitlichen Anſchauung durch ſeine Vorliebe für Heine, erſchreckend vor keiner Gefahr, die der Geſellſchaft aus dem freien Gedanken kommen könnte, hat L. Wienbarg theoretiſch am reinſten die Grundzüge einer Literatur gezeichnet, welche wir als die eigentlich neue begrüßen ſollten. Er drang auf eine Schönheit der äſthetiſchen Gebilde, die nicht erſtorben wäre, ſondern auf der die blutvollen Adern des Lebens ſich hinſchlängeln müßten, wie auch die Thaten der Geſchichte ein Schönheitsgeſetz abſpiegelten. L. Wienbarg war beſtimmt, die unmittelbare beßre Fortſetzung W. Menzels zu werden; denn denſelben Boden, wie dieſer entſproſſen, dieſelben demokratiſchen Neigungen und Urtheile über die Geſellſchaft in ſich vereinigend, übertraf er ihn dadurch, daß er einen äſthetiſchen Takt ſich erworben hatte, Göthe's Genius zu würdigen und das Neue, ohne es auch in ſeinen Auswüchſen zu billigen, doch ſelbſt in dieſen noch zu genießen verſtand. Es iſt zu bedauern, daß Wienbarg unterlaſſen hat, Menzeln den kritiſchen Scepter zu entwinden und mit gleicher Univerſalität und unermüdlicher Thätigkeit für unſere Zeit das zu ſein, was Menzel für eine frühere war.

Erſt F. G. Kühne in Leipzig war es, der das junge Deutſchland auf fünf Schriftſteller bezog, zu denen er, an Heine's Statt, ſich ſelbſt rechnete. Es war ein Quincunx, der ſich auf dem Papier recht ſtattlich ausnahm und gegen deſſen ſymmetriſche Form die darin aufgeführten Namen um ſo weniger Einſpruch thaten, als dem Einzelnen dieſe Anerkennung theils ſchmeicheln theils die Ausſicht auf eine größre Gemeinſamkeit der literariſchen Beſtrebungen darbieten mußte. Kühne ſelbſt war ein Anfänger, deſſen erſter Verſuch in dem neuen ſozialen Genre gänzlich mißglückte. Seine „Quarantaine im Irrenhauſe" war eben ſo arm an poetiſcher Geſtaltung wie an fruchtbarem ſpeculativem Tiefſinn. Seine Kritiken zogen an, ihrer Ausfühlichkeit wegen, die man für Gründlichkeit nehmen konnte. Noch war die eigentliche Entfaltung ſeines Talentes, das ſich jetzt als eine ſinnige anmuthige kleine Gabe der Erzählung herausgeſtellt hat, verſchleiert, noch wurde ſein Vermögen, einen Charakter mit hingebender Theilnahme und bis in die kleinſten Beziehungen gewiſſenhaft und in wohlthuender Sprache aufzufaſſen, durch eine zu große Heftigkeit und Reizbarkeit niedergehalten. Kühne, der das junge Deutſchland, als einen Verein von fünf Schriftſtellern erfunden hatte, ließ doch nur ſeinen Freund Mundt mit vollkommener Geltung darin auftreten; die übrigen wurden mit Schmähungen verfolgt, in ihren Schriften mißverſtanden, in ihrem Charakter bis zur Karrikatur verzerrt.

Man hat ſo oft von einer Verabredung geſprochen, die zwiſchen den Mitgliedern des „jungen Deutſchlands“ ſtattgefunden hätte. Nie iſt etwas verabredet worden. Die jetzige Auflöſung jenes gewaltſamen Vereins würde nicht erfolgt ſein, hätte man den Verrath eines Geheimniſſes fürchten müſſen. Ich fand mich damals, wie früher und noch jetzt, von den Schriften Mundts und Laube's ſo wenig angeſprochen, daß ich deren Unwerth nur verſchwieg, weil uns alle bald ein gemeinſchaftliches Schickſal traf und ſich in den heilleſen Angriffen W. Menzels ein weſentlicherer Gegenſtand zeigte, die Kräfte, die die politiſche Reaktion noch frei ließ, gemeinſam zu üben. So entſtand mit einem ſcheinbaren Grunde die Sage von einem Verein junger Schriftſteller, die auf Leben und Tod verbunden einen gemeinſchaftlichen, nicht grell genug zu malenden Zweck verfolgten. Die Grille des Einen wurde die Schmach des Andern; man ſchuf ſich ein Syſtem von Anklagen, welches alle betraf, die jetzt gemeinſchaftlich genannt wurden. Der Prozeß war ein ſolidariſcher. Laube's Frivolität und Unreife mußte der entgelten, der ſie verabſcheute. Mundts Frauenemanzipation und Fleiſchwiedereinſetzung kam als Syſtem auf die Rechnung deſſen, der nur einzelne Scenen und Ausſprüche gegeben hatte, die man im Sinne deſſelben deuten konnte. Menzel verfehlte nicht, aus dem, was kaum im erſten Keime da war, ja aus dem, woran Niemand gedacht hatte, die verworrenſten Conſequenzen zu ziehen. Er wühlte alle geſchichtlichen Erinnerungen auf, wo nur religiöſe mit politiſchen und geſellſchaftlichen Irrthümern je Hand in Hand gegangen waren. Er ſah neuerſtandene Wiedertäufer auf einen neuen Glauben der Weiber- und Gütergemeinſchaft taufen; er baut' eine Pyramide von Larven und Fratzen auf, die zu gleicher Zeit Gelächter und Schreck erregte. Einſpruch zu thun, war den Betheiligten theils äußerlich unmöglich, theils war es ſchwer, die Grenze zu beſtimmen, wo das wirklich geträumte Ideal aufhörte und Menzels Lüge anfing. Endlich iſt derjenige, der ſich gegen die Anklage auf eine Schuld, mit welcher Gefahr verknüpft iſt, vertheidigt, immer in der unglücklichſten Lage. Sein Unglück, ſich entſtellt und mißverſtanden zu ſehen, wird, wenn er es ausſpricht, für Feigheit gehalten. Die Menſchen wollen oft ein Opfer haben; iſt es Chriſtus nicht, ſo iſt es Barnabas. Ein Verſuch, ſich zu rechtfertigen, mußte an der Schaam, für furchtſam zu gelten, ſcheitern. So blieb nichts übrig, als die Sündfluth der Anklagen ſtill über ſich ergehen zu laſſen und auf eine Zeit zu hoffen, wo die Gemüther abgekühlt und die Leidenſchaften nicht mehr die Vormünder der Gerechtigkeit ſein würden. Hie und da tauchte auch ein beſonnenes und über die Mißverſtändniſſe verwundertes Urtheil auf. Mancher ſchüttelte bedenklich den Kopf; die Beſten ſahen in den Mitteln, die man gegen die Neuerung anwandte, etwas nur für den Augenblick, nicht für die Dauer Nothwendiges. Tiefe Gemüther verſtanden auch die Neuerung; ja einige muthvolle, z. B. Profeſſor Daumer in Nürnberg, ſprachen unbeſorgt ihre

Anſicht aus und ſcheuten ſich nicht, zu behaupten, daß der, der eine Wally ſchreibt, von einem ſeltnen Drange für religiöſe Ueberzeugung beſeelt ſein müſſe und ihm hier der Zweifel lieber wäre, als anderswo ein Glaube, der nicht überwunden hat. Nichts entſcheidet in Deutſchland ſo leicht, wie die Maſſe; aber es iſt auch ſo ſchön daß es bei uns keine Unterdrückung giebt, die nicht ihren Heiland, keine Ungerechtigkeit, die, wenn auch ſpät, nicht ihre letzte Inſtanz fände.

Wer ſich in den Geiſt und in die Geſchichte des menſchlichen Herzens verſenken kann, der wird das Bedenkliche, was im jungen Deutſchland vorlag, zwar nicht billigen, wohl aber ſeine Entſtehung erklären können. Die obigen Entwickelungen drücken noch lange nicht alle die Poſten aus, die in einer ſolchen Auseinanderſetzung zur Verrechnung kommen müßten. Aber wer da erwägt die akademiſche Bildung, die Träumerei einer doktrinellen Erziehung, die Julirevolution, die polniſche, die erſtickten und gebundenen revolutionären Kräfte, die neue ſoziale franzöſiſche Philoſophie, die Lamennaisſche Verbindung der Religion mit der Politik, die Grundzüge einer neuen Geſellſchaft durch den St. Simonismus, Rahel, Bettina, den Tod der Stieglitz, der hat der Blitze genug in der Hand, die in der ſchwülen Atmoſphäre Deutſchlands zünden mußten. Es wären die Kammern eines kalten Herzens, durch welche jene Aufregungen ſich nicht hindurch gedrängt hätten. Und wie vieles noch geſellte ſich zu ihnen! Die Ohnmacht der entwirrten, blutloſen Literatur, die feige erbärmliche und talentloſe Belletriſtik, welche bisher gegolten hatte, die Entfremdung der Gebildeten, die Feindſchaft des Staates und derjenigen Inſtitutionen, die, wie z. B. Schule und Kirche an ſeine ſchützende Obermacht ſich ſchmeichleriſch anlehnen, ja zuletzt noch Erfahrungen, die perſönlich ſind und als ſolche noch nicht erwähnt werden dürfen, aber mit all den Philiſterhaftigkeiten einer furchtſamen, prüden und materiellen Geſellſchaft zuſammenhängen. An wem dies alles vorübergezogen iſt, ohne daß er aus ſeinem Schlafe gerüttelt wurde, der kann ſagen: Wally und die Vorrede zu Schleiermachers Briefen waren frech, Mundts Madonna tollhäusleriſch, Wienbargs Theorie der „ſchönen That" eine Prahlerey; aber es werden Zeiten und Menſchen kommen, die nicht über uns den Stab brechen werden, ſondern über die, welche aus einem kleinen, verſchrumpften, ſelbſtgefälligen Herzen, aus ihrem Hausbedarf einmal eingelernter Bildung und Urtheile, aus der Trägheit eines Verſtändniſſes der Literatur, das zehen Jahre hinter dem Werdenden zurück war, eine Erſcheinung richteten, die wahrlich eine nicht fruchtloſe Blüthe tief wurzelnder organiſcher Vorausſetzungen war.

Gedanken im Kerter.

(Wörtlich aus meinem Tagebuche entnommen, als ich hörte, daß meine Schriften von Preußen für immer verboten wären).

Daß meine Vergangenheit ausgelöſcht wird, ertrag' ich wohl; aber daß man mir die Zukunft nehmen will, iſt ſchmerzlich! Den Funken, der in mir brennt, darf ich nicht verglimmen laſſen. Wer ſo weit, wie ich, aus den Fugen der Geſellſchaft geriſſen iſt, kann nicht mehr zurück und der Vorſprung, den er hat, das iſt der rechte um ſeiner Nation zu nützen. Einer Nation nützen, heißt ſich aufopfern. Aufopfern wird ſich nur der, der nichts mehr zu verlieren hat!..... Die Religion werde durch Belletriſtik untergaben! Aufrichtigkeit verſöhnt, Großmuth entwaffnet; ich geſtehe, daß die Schuld hier nur die meine iſt. Heine ſpottet der Religion, aber es iſt ſeine Tendenz nicht. Wienbarg iſt ohne Schuld, Laube erklärt ja, daß er den „Geleiſen des Beſtehenden" folge; denn ſein Geiſt — und ach! ſein Körper ſind geprüft! Und liebt Mundt das Chriſtenthum nicht eben ſo ſehr in der Philoſophie, wie er es in der Dogmatik allerdings verwirft? Mundt iſt ja mild, verſöhnlich, dem Verſtändniß der Maſſe unzugänglich, Schüler der preußiſchen Staatsphiloſophie eines Hegel. Ich ſtehe allein: ich trage die Schuld..... Wozu die Genoſſen? Es ſind meine Freunde nicht, es ſind Rivale. Ihre Freunde ſchürten Haß, nicht Liebe unter uns. Mundt ſtreicht Heinen im Buch der Literaturgeſchichte aus. Wienbarg ſpricht Mundten dafür den Verſtand ab. Laube iſt ein zweideutiger Freund. Hier iſt keine Tendenz, kein Syſtem, keine Verabredung. Nur einige Männer ſeh ich, von denen jeder ſich einbildet, der Nation verheißen zu ſein.... Heine ſpricht vom „jungen Deutſchland.“ Er denkt an die jeune france, eine geſellſchaftliche Carikatur, eine Carikatur des Modejournals. Im Figaro und im Vaudeville wird jene blaſirte Phantaſterei verſpottet. Ihr republikaniſch-doktrinäres Air mit St. ſimoniſtiſchen Falten und Wellenlinien gab ihm die Veranlaſſung, von einer jeune Allemagne zu ſprechen..... Parteiungen in der Literatur ſind mir zuwider; denn bei ſogenannten Schulen will ſich nur die Mittelmäßigkeit der Einen auf die der Andern ſtützen. Wo die Verantwortlichkeit ſolidariſch iſt, wird der Einzelne ſorglos und die Menge durchſchaut Alles. Ich bin noch lahm in der Hand von meinem Kampf gegen das häufige Reden von: Bewegungsliteratur, zeitgemäßer Poeſie u. ſ. w. Was den Autor macht, iſt ſein Individuum. Das Originale wird nie erſetzt durch die Zeit, das Genie nie durch die Tendenz. Ich forderte Mundt nicht auf Bücher heraus, die die Stationen und Ruhepunkte einer planloſen Bewegungsliteratur ſein ſollten, von der er immer ſpricht, ſondern auf Kunſtwerke, die in ſich abgeſchloſſen ſind. Sie nannten mich dafür taktlos, und wußten nicht, was ſie aus mir machen ſollen..... In dem Journale: die deutſche Revüe, wollt' ich die Intereſſen der Literatur erweitern, ſie von der Belletriſterei befreien, Gedanken aus der Wiſſenſchaft ihr zuführen. Wienbarg und ich, wir riefen die junge Literatur auf, wußten aber wohl, daß auch ſie einſt alt ſein wird. Nur junge Talente riefen wir, daß ſie eilten, ſich unter die alten zu miſchen. Die Katheder ſogar ſollten einen Mittelpunkt finden, die Gelehrſamkeit ſollte, freilich im geſchmackvollen Gewande, zum Volke dringen. Der Gelehrten kamen, mehr, als ich genannt, mehr als ſpäter widerrufen haben. Sie widerriefen wehmüthig, gezwungen von den Angebern.

Sie ſahen die Zeiten der Athenäen, Horen, Propyläen wieder erneut. Die deutſche Revue ſollte Hermes Pſychopompos werden, der aber diesmal aus dem Schattenreich ins Reich der Lebendigen führte. Eine Revolution wäre gekommen, aber die Heilſamſte. Wir hätten bei dem immer noch zuſtrömenden Andrang von Gelehrten eine Macht gehabt, die beneidet zu werden verdiente, und ſchon, wenn die gewöhnliche Belletriſterei erſtickt wäre, hätten wir Großes gewirkt..... Ich hinderte das Ganze, und doch nicht ich, ſondern Menzel. Den Ruf, den er mir gab, und noch giebt, während ich den Richterſpruch erwarte, will Niemand theilen. Jeder iſt froh, daß er das Leben hat..... Göthe führte einen Sack,*) in den er alles hineinwarf, was er glaubte, für das beſondere Colorit ſeines Mephiſto brauchen zu können. Wir alle führen einen ſolchen Sack. Wir alle ſtoßen, wenn wir nachdenken, auf Gedanken, die fürchterlich ſind und die wir nicht ausſprechen. Man ſpeichert ſie aber auf, an Orten, die feuerfeſt ſind, wo kein Funke hinzukann. Denn zündete er, ſo würden wir ſelbſt mit in die Luft geſprengt werden. Menzel, ich kenn' ihn ja, hat ein ſolches Magazin von Ideen, die er halb fürchtet halb liebkoſt. Es ſind revolutionäre Abſtraktionen, Tollheiten aus der Geſchichte, kopfhängeriſche Parallelen. Nun brechen ſie aus ihm heraus, nun kann er ſie ausſprechen da er ſie einem Andern unterſchiebt. Nun genügt er ſeinem Gelüſt, das Tollſte in den Mund zu nehmen, da es ihm keine Gefahr, eher noch Ehre bringt. Von Funken aller ſozialen Transcendenzen, die nur je aus Sprühköpfen kniſterten, ſteh' ich in lichterlohen Flammen. Er dilettirte nur auf das Ungeheure; ich aber bin ein Meiſter darin. Menzels Sonne ſinkt, deßhalb werf ich einen ſo rieſigen Schatten. Wie das lärmt in Deutſchland, während ich ruhig lächle und mir die geſprungenen Fenſterſcheiben mit Werg ausſtopfe und nach Mäuſen jage, die meine größten Freunde ſind. Möcht' ich doch eine Satyre ſchreiben: „Das junge Mäuſeland;" aber die Zeit iſt zu ernſt, die Anklage zu groß. Denk' ich lieber nach, wie ich eigentlich zur Revolution ſtehe!.... Die franzöſiſchen Encyklopädiſten haben die Revolution nicht geahnt, Rouſſeau ahnte ſie nicht; ſie könnte alſo kommen, ohne daß man in ihrem Solde ſteht. Aber ſie kommt nicht; denn unſere Aufregung iſt nur Reſt, übrig gebliebene Materia peccans. Schreiben und wirken läßt ſich für die Auflöſung nicht, ſondern für den Frieden und die Verſöhnung. Revolutionär ſind wir nur noch in dem Ausſprechen deſſen, was Friede und Verſöhnung hier und da noch zu hindern ſcheint. Die Republik iſt die beſte Staatsform; denn in ihr iſt Alles gleich; aber Gott muß ſie geben, Menſchen können es nicht. Wir verlernen die Revolution, die Kräfte laſſen nach, die Gegner finden ſich ab. Wir denken nicht an Staatsformen, ſondern an Menſchenbildung, an Menſchenwohl..... Und Heine vielleicht denkt zunächſt nur an ſein eignes; der Arme, verſchlagen nach Paris, einſam an einer ungeheuren Brandung; weit mehr Dichter als Partheimann! Warum verfolgt man dies große Talent, das Deutſchland beſitzt, das uns durch ſeinen Geiſt, ſeinen Witz, ſeine Phantaſie erfreuen, erheitern könnte, ließe man es friedlich ſeine Wege ziehen, und verböte nicht zwanzig Bogen deßhalb, weil drei Seiten unter ihnen mißfallen! Mag er auch für ſeine neueſten Schriften Wahlen getroffen haben, für die ſein Gedächtniß nicht vorbereitet, ſein Styl nicht keuſch genug iſt; iſt er aber in dem Grade revolutionär, daß einige Staatsbeamte wagen dürfen, uns den vollen Genuß dieſes ſeltnen Menſchen zu verkümmern?... Und nun Laube! Wo iſt die Revolution, die er will? Giebt er nicht Alles auf, der Traurige, ſich, die Nation, ſeine Schriften, ſeine zur ſüßen Gewohnheit gewordenen Sympathien, nur um ſich zu rechtfertigen? Er glaubt ſich dadurch zu entſchuldigen, daß er mich anklagt; mich braucht er als Gummielaſticum, ſeine Flecken zu reinigen, ſtatt zu ſagen: Es giebt kein junges Deutſchland! ſagt er: ich gehöre nicht dazu! Varnhagen hat ihn aus der politiſchen in die äſthetiſche Schule genommen. Gebt ihm Freiheit, volle Freiheit, und ihr werdet ſtaunen, wie er für die „überlieferten Pietätsſtoffe“ für das „Naturwüchſige“ ſchreiben wird! Das Vertrauen der Regierungen würd' er nicht nur nicht täuſchen, ſondern glänzend rechtfertigen, übertreffen ſogar. Ich bemitleide ihn, denn er wird dem Schmerze ſich verkannt zu ſehen, unterliegen..... Wienbarg iſt Demokrat, unläugbar; aber mehr in ſich ſelbſt als Menſch, weniger als Schriftſteller, was zu ſein ihn nur augenblickliche Stimmungen veranlaſſen. Ihn lenkt der Zufall. Ihm fehlt die geſellſchaftliche Wurzel in einem feſten Boden, von dem aus er einen beſtimmten Plan verfolgen ſollte. Er grollt und glüht für ſein Vaterland und doch iſt er heimathlos. Ein Katheder und zu ſeinen Füßen die Jugend; er würde ſich trefflich bewähren..... Wundt iſt kein Politiker, er iſt Preuße durch Sympathie und durch Hegel. Seine Heimath iſt ihm die Intelligenz ſelbſt. Ihn hat Steffens geſtürzt, deſſen charakterloſe Metamorphoſen er mit allzugrellen Zodiacallichtern beleuchtete. Mundt iſt nur kein Pietiſt; nur deßhalb hat er dem halben Berlin in ſeinem Blatt den Krieg erklärt. Ihn verfolgt Lokalerbitterung, die von Steffens, einem Virtuoſen der Intoleranz, geſchürt wird..... Und ich ſelbſt? Auch ich leide an Berlin. Ich habe in meiner Jugend nichts gehört, als Königl. Hoheit, Königl. Majeſtät, Geheimer Rath, Excellenz, ich bin der Sohn eines Beamten, der jedem ſeiner Vorgeſetzten den ihm nach dem Staatsadreßbuche gebührenden Titel gab und ſeine Kinder früh zu derſelben Unterwürfigkeit erzog. Aber ich las, ich forſchte in den Alten, mein Geiſt lechzte nach Freiheit, ich ſprengte die Feſſeln und werde, da ich einmal knechtiſch erzogen bin, ewig haſſen, was vornehm iſt. Ich konnte ſtolz mein Haupt erheben; denn Alles gelang mir; überall wo ich auftrat, in der Schule, auf der Akademie, auf der Kanzel, überall gab ich die Entſcheidung. Ich konnte das Höchſte erreichen, und opferte es, die glänzendſten Ausſichten ſtieß ich von mir, da ich in den heimiſchen Verhältniſſen zu erſticken fürchtete. Ich floh vor ihnen; aber man opfert das Glück nicht umſonſt, man tröſtet ſich, wenn man ſich wenigſtens an ihm rächt. Ich rächte mich an ihm und werde ewig die Bitterkeit in mir behalten, daß ich nicht auch ſo ἀλλὰ καὶ ὥς! werden kann, was ich geworden wäre. Ich habe nie fraterniſirt; immer wollt ich allein ſtehen, auch in der Politik. Mein politiſcher Glaube iſt zunächſt Sache des Gefühls. Ich fand mich gekränkt und ſah, daß Alles um mich her den Kummer und den Gram widerſpiegelt. Die Menſchen könnten glücklicher ſein; nie werd ich Optimiſt werden!.... Ich hatte Alles, um Prieſter, Volkslehrer, Jugendlehrer, vielleicht noch Größeres zu werden; nichts, um ein Dichter. Ich hatte nie daran gedacht, ich war nie Egoiſt, ſondern ſchuf nur, um zu wirken; ich hätte müſſen Baumeiſter, Staatsmann werden. An der Kritik erſt lernt' ich, mich concentriren; an dem, was ſchlecht gemacht wurde, ſah' ich, wie es ſein mußte. Noch einmal aber überſchlich mich der ſchöne Traum einer geſellſchaftlichen Wirkſamkeit. Ich gebe Alles auf, ich fange wieder von Vorn an, werde Juriſt und ſetze mich zu den Studenten in Heidelberg und München, aber ich hatte zu tief den Becher der Freiheit gekoſtet; den Tag ſchenkt' ich Juſtinian, die Nacht den Muſen. Die Nacht verzehrte den Tag; ich verſank in eine Subjektivität, die nur eine einzige objektive

---

*) Ich benutzte dieſe Stelle ſchon anderswo.

Grundlage hatte, das Unglück. Ein Vorhang darüber! Die mein Herz getödtet haben, tragen die Schuld, daß ich mit todtem Herzen denken, dichten konnte.“ Ich bin wieder in Berlin. Mich verſteht Niemand. Alles, was in meinen Knaben- und Jünglingserinnerungen verflochten iſt, rennt der Krippe des Staates zu; jedes Wort, das ich höre, iſt knapp, kurz, zugemeſſen, ganz in der herzloſen Art, die man am Rhein die preußiſche nennt. Maha Guru exiſtirt nicht, ſelbſt bei denen nicht, denen ich das Buch in die Hand gab. Ich werde verwildern; ja ſchon haſſ' ich die Bildung, der ich mein Denken verdanke. Meinen Unmuth ſchleudre ich mit Hohnlächeln heraus; ich ſchrieb, ſo aber, daß es wie Raketen aufpraſſeln mußte; Wirkungen berechnete ich nicht, aber ſie konnten da nicht ausbleiben, wo man dämoniſch produzirte. Was ich denke, iſt bald geſtaltet; was ich anſchaue, ſteht im Nu verkörpert da. Tendenz kenn ich nicht, ob ich gleich die ſchönſte habe, die es giebt, meine Ueberzeugung; aber Tendenz iſt es nicht, die mich Wally ſchreiben ließ. Mein Gemüth mußte Frieden haben; die letzte Anſtrengung, wie eine vulkaniſche Eruption mußte ihr noch einmal vorangehen. St. Simonismus, Wiederherſtellung des Fleiſches, junges Deutſchland; kenne von dem Allen nichts, kenne mein Herz nur, mein Leben, meine Todten..... Strafbar iſt es vielleicht, ſeine Gemüthsumwälzungen öffentlich in Scene zu ſetzen; ſtrafe man mich! Aber meine Zukunft mache mir Niemand unmöglich! Ich werde immer etwas Eignes haben; aber nur, um nicht mit Andern verwechſelt zu werden. Das „Beſtehende“ werd' ich nicht lehren; denn dies müßte ſelbſt die beleidigen, die es ſchützen und die da wüßten, daß dem Poſitiven ängſtlich aus dem Wege gehen nicht heißt, das Poſitive billigen Fühlen werd' ich minder hart, minder dornig. Denken aber und Forſchen, nach wie vor.

Und warum nun ſollt' ich's nicht
Mit dem jungen Deutſchland wagen?
Wenn man ihm den Stab auch bricht,
Werd' ich's um ſo ſtolzer ſagen:
Daß ich wie im Jugendlenze
Deutſchlands Stirn mit Roſen kränze,
Daß ein blüthenvoller Mai
Ihm von uns zu ſchaffen ſei!

Ach, es ſteigert ſich das Wort
Jung doch nimmermehr in jünger;
Alle Welt wird fort und fort
Doch zuletzt nur Kirchhofdünger;
Drum laß' ich mich nicht bethören,
Auszuſcheiden aus den Chören,

Wo beim kreiſenden Pokal
Man nicht denkt an Jahreszahl.

Was die Bücher anbetrifft,
Wahrlich wenn ich lernen ſollte,
Gleich in Wiſſenſchaft und Schrift
Auszuſprechen, was ich wollte,
Daß es käm' wie Feuerzungen
Aus dem Mund' herausgeſprungen —
Ja, dann brächte mich kein Tort
Von dem jungen Deutſchland fort.

Alſo, warum ſollte ich
Nicht zum jungen Deutſchland halten,
Da man leider ſicherlich
Früh genug gehört zum alten:
Wenn auch eine Weltverbreitung
Hat die allgemeine Zeitung,
Bin ich doch kein feiger Wicht —
Nein! ich proteſtire nicht.

1836.

Ich habe an dieſem Bruchſtück, welches den aufgeregten Charakter der damaligen Kataſtrophe gewiß nicht verläugnet, nichts geändert. Es kann der ſprechendſte Beweis der Stellungen ſein, die ſchon damals die zuſammengenannten Mitglieder einer neuen Schule gegen einander einnahmen. Das Band, welches ſie vereinigte, wurde von außen umgelegt. Kein Wunder, daß ſich die nur gemachte Verbindung allmälig auflockerte. Die Rückſichten gegen einander hörten auf: die eigne Kraft mußte der Anlehnungspunkt des Einzelnen werden.

Seit zwei Jahren bietet unſre ſchöne Literatur einen Anblick dar, über welchen es ſchwer iſt, ein feſtes Urtheil zu faſſen. Auf der einen Seite traten einige Heroen früherer Literaturrichtungen mit Werken auf, die ſich eines nicht ganz ſo glücklichen Erfolges erfreuten, wie ſie vielleicht erwartet oder wohl gar verdient hatten. Auf der andern fuhren die im Vorgrunde ſtehenden geächteten Autoren fort, für ihren Character oder wenigſtens ihre Gaben neue Belege, wenn auch unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, herauszugeben. Ein jüngrer Nachwuchs trat, die Warnungstafeln, wo Jene verunglückt waren, wohlbeachtend in deren Fußtapfen und zeichnete ſich bald durch wirkliches Talent, bald nur durch inhaltsleeren Enthuſiasmus aus. Andre wieder reagirten gegen Alles, was geſchehen war, indem ſie der Idee einer neu ſich geſtaltenden Literatur bald mehr, bald weniger, oder gar nichts einräumten. Es fehlt an ſolchen verſpätet Nachhinkenden nicht, die Alles ausſtreichen wollen, was ſich ſeit 1817 ohne ihr Zuthun begeben hat, eine Anmaßung, die beſonders durch Hitzigs fürſorgliche Warnungen ermuthigt wurde. Ein vollſtändiges Bild von dieſer Bewegung zu geben, iſt nicht möglich. Einzelne Erſcheinungen mögen durch das Folgende hervorgehoben werden!

Das Jahr 1836 brachte von Immermann „die Epigonen," eine reife Frucht vom Baume langjähriger literariſcher und Welterfahrung. Rehfues gab in ſeiner „neuen Medea" einen Roman, deſſen Erfindung und Darſtellung zwar hinter dem Scipio Cicala zurückbleibt, aber doch wieder poetiſche Fähigkeiten offenbarte, wie ſie ſchwerlich in Deutſchland einem Bearbeiter des hiſtoriſchen Romans bisher zu Gebote geſtanden hatten. Dramatiſche Verſuche von Halm in Wien hielten ſich auf dem Repertoir der Bühne. Hier und dort gelang eine erfreuliche Dichtung, ein Epos, eine Novelle, ein Bühnenſtück. Varnhagen von Enſe, Funck und Auguſt Lewald zerſtreuten durch ihre Erinnerungen und Denkwürdigkeiten.

H. Laube's Entwickelung entfernte ſich immer mehr von jenem Mittelpunkte gemeinſchaftlicher Kennzeichen, die man auf Schriftſteller einer und derſelben Kategorie bezog. Er wie Mundt gaben ſich einer Ausbildung nach Richtungen hin, wo ſie für ſich ſelbſt verantwortlich wurden. Laube verſuchte ſich in einer vorzugsweiſe weltmänniſchen Auffaſſung der Dinge, in einer Vornehmheit, wo äſthetiſche und geſellſchaftliche Einflüſſe in einander verſchwimmen und etwas hervorbringen ſollten, das mit Göthe's Dichten und Denken eine Verwandtſchaft hätte. Gegen den Charakter, den ſich Jemand aus ſeinen angebornen Mitteln geben will, läßt ſich nicht viel einwenden. Wenn H. Laube hauptſächlich im Vornehmen die Löſung aller ſeiner Zweifel und Hoffnungen ſahe, ſo wollen wir ihm ſelbſt das Zugeſtändniß eines edlen Stolzes machen, aus dem dies Trachten nach Auszeichnung und höherer Rangordnung, in welchem ſich ſelbſt ſeine poetiſchen Gebilde bewegen, zunächſt zu entſpringen ſcheint; eines Stolzes, der den Adel nicht von der niedern Geburt für abweſend hält, ſondern das Vornehme in dem ſucht, was Einer im Leben darſtellt und geſellſchaftlich entwickelt. In Beinkleidern zu gehen, wo die Sprungriemen ſo feſt angezogen ſind, daß auf jenen keine Falte liegt, mit Reitgerte, Sporen, im Sammtgilet mit goldner Kette darauf, mit muſterhaftem Knoten an der Cravatte, kecken Hutes, kecker Haltung; dieſe Vornehmheit iſt an einem ſchönen ſchlanken Körper, wer ihn hat, reizend genug. Nur frägt ſich, ob das Herz unter dem wattirten Frack nicht zu ſchlagen aufhört, ob der Caſtorhut die Gedanken nicht beengt, ob überhaupt mit dem knappen und ſtrammen Weſen etwas Andres ausgedrückt werden ſoll, als eine dem Auge wohlgefällige geſchmackvolle Stutzerei, überhaupt der Gentleman? Hier iſt es, wo H. Laube's Vornehmheit ſich auch beengend auf das Herz und die zuſammengeſchnürten Reſpirationsorgane geworfen hat. Er überträgt den Maaßſtab der Courtoiſie auch auf die Beziehungen des Lebens, die Verwickelungen der Geſellſchaft, die Räthſel der neuern Poeſie. Er ſieht das *Moderne*, einen ſeiner häufigſten Ausdrücke, nicht blos im Ausſchnittladen, ſondern in Sitte, Kunſt, Wiſſenſchaft, in den höchſten Geſetzen. Er verſteht darunter einen Parfum, der aus einer Miſchung von Heine und Varnhagen von Enſe, oder um an die erſte Hand zu gehen, wo der Stoff ächt zu haben iſt, von Heine und Göthe zuſammengeſetzt iſt. Daß ſich aus dieſer Miſchung eine Weltanſicht gewinnen läßt, iſt nicht zu bezweifeln. Nur ſcheint mir, daß das Experiment bei H. Laube nicht glückte. Er lernte ſeinen Muſtern nur gewiſſe Handgriffe und Aperçus ab; er wußte den neuen Formen aus ſeinem eignen Innern nicht Geiſt, Gemüth, Leben, Erfahrung, Tiefe und Bedeutſamkeit genug und in jeder Hinſicht zuzuführen. Seine Romane: die Schauſpielerin, das Glück, die Krieger, die Bürger, die fortgeſetzten Reiſenovellen verrathen alle, daß hier die formelle Cruſtation der Vornehmheit ſich keinem reichen, körnigen Stoffe mitgetheilt hat, und daß die Form das Weſen erſetzen ſoll. Laube braucht die Götheſche Sentenzenweiſe; aber was er mit ihr glättet und polirt, iſt meiſt ein vorher ſchon nichts ſagender Stoff; es ſoll ein geiſtreicher Aphorismus werden und wird gewöhnlich eine geleckte und geputzte Trivialität. Laube iſt nicht tief, nicht ſchöpferiſch. Er hat über keine großartige Prädeſtination zu gebieten; er würde ohne Heine, ohne Börne, ohne Varnhagen, ein gewöhnlicher Romanſchriftſteller à la van der Velde geworden ſein, wofür die Krieger Beweiſes genug ſind. Er würde ein Breslauer Journaliſt ſein, der ſich weiblich zu tummeln verſteht, oder, vielleicht ein mittelmäßiger Dramen-Dichter. Die Vornehmheit ſteht dem Reichen ſchön: beim Armen iſt ſie eine Grimaſſe. Außen Sammt und unten ein zerriſſenes Hemd. Komödiantenwirthſchaft.

Manchmal bricht jedoch etwas Naives und Rührendes durch dieſen Flitterkram hindurch. Manchmal neigt ſich dies bethörte Herz der Idylle zu. Seine Gefängnißgedanken in den Bürgern ſind ſchön, ich werd' es nie beſtreiten; aber bald verfliegt der Traum und nur noch die künſtliche Phantasmagorie fährt fort. Ich bin nicht in dem Grade Plebejer, ein Zimmer mit Vorhängen, hinter denen Gräfinnen, die uns lieben, in ſchweren ſeidnen Gewändern rauſchen, ein Zimmer von obenher mit magiſcher Erleuchtung, und rings weiße Statuen in den Ecken nicht für zauberhaft zu erklären; allein ewig möcht' ich nicht darin wohnen. Ich muß auf's Land, in eine Bauernhütte, in den Wald, an einen Fluß, wo ich mich am Ufergraſe ausſtrecke und Steinchen in die Fluth werfe. Alle dieſe Momente, tief empfunden, fehlen bei Laube. Indeſſen ſein Gemüth iſt lange noch nicht ſo oberflächlich, wie ſein Geiſt und deſſen Erfindungsgabe. Seine Novellen, Skizzen und Romane drehen ſich alle um dieſelben Angeln; die Frauenbilder, meiſt üppige, kokette, den Männern ſich anbietende Geſtalten, gleichen ſich zum Verwechſeln. Der Pinſel, der ſie malt, iſt haarig; ſein Strich unrein, uneben; der Styl nicht intuitiv, geiſtreich und flüſſig. Den poetiſchen Reiz desſelben verdrängen häßliche abſtrakte Worte, als da ſind: Zuſtände, Bezüge, ſtofflich und ähnliche in Varnhagens Schule gelernte verallgemeinernde, ſprachgeiſttödtende Formeln. Ueberhaupt weht über Laube's Arbeiten eine Flüchtigkeit, die ihnen ſchon von vornherein den Stempel aller feinen claſſiſchen Präziſion, auf die ſie doch Anſpruch machen, nimmt. Nur ein niedrigſtehendes Publikum aus der Provinz kann an dem Weſen Theil nehmen, das uns Laube in ſeinen Schriften entfaltet. Es iſt nicht ungerecht, daß ich ihn einen „göthiſirenden Clauren“ genannt habe.

Ich kann dasjenige, was mich von Lauben hinfort immerfort trennen muß, nur flüchtig andeuten. Es werden Geiſter kommen, die die Verſchiedenheit näher beſtimmen. Es läßt ſich nun nichts verſchweigen, wenn es auch ſchwer iſt, auf Einmal Alles zu ſagen. Dem freiſinnigen Geiſt unſrer neuern Literatur hat Laube zwar nicht ganz abgeſchworen, aber ſein trauriger Wahn und ſein Ehrgeiz ſind es, die ihm die Möglichkeit vorſpiegeln, die Reform auf eine Weiſe zu betreiben, welche minder gefährlich und beinahe im Sinne des Beſtehenden iſt. Er nennt dies in ſeinem modernen Gewälſch: „Neues Terrain gewinnen“ — „Neue Poſitionen faſſen.“ Er macht denen, die ſeine Vergötterung Börne's noch nicht ganz vergeſſen haben, den Vorwurf, daß ſie ihm immer noch mit den „Kategorien der Julirevolution kämen“ und ihn mit der ſüddeutſchen Elle meſſen wollten. Er wird in ſeiner Literaturgeſchichte ſagen, daß ich Manns genug wäre, die „neue Gedankenpoſition“ zu begreifen, und doch die Perfidie beſäße, ihn immer nach den Vorausſetzungen des verblühten Liberalismus zu beurtheilen. Genug davon. Ich werde mich für immer von ihm trennen müſſen. Darüber muß Entſchiedenheit ſein, was der Eine will und was der Andre fürchtet. Ich habe, da die Umſtände es zu wollen ſchienen, bis jetzt noch immer die Kette eines zerſprengten Bundes, der nie da war, mit mir geſchleppt; ich habe Laube getragen, ich habe ihn meiner angeblichen Pedanterei ſpotten laſſen: nun muß Licht werden! Ich wandle meinen eignen Weg.

Mit Mundt komm ich in dieſelbe Lage. Nach der Kataſtrophe, deren ganze Schuld mit kleinlichem Vorwurfe er mir beimißt, ſuchte er ſich durch eine ſcheinbar gelehrte Arbeit jene literariſche Würde wiederzugeben, die wir zu verlieren fürchten mußten, da man ungehindert das Albernſte dem jungen Deutſchland zumuthete. Sein Buch über die deutſche Proſa bietet einen wiſſenſchaftlichen Gewinn nicht dar. Keine ſchwankende Frage der Gelehrſamkeit, keine neue Wahrheit iſt durch dieſe unfruchtbare Arbeit feſtgeſtellt. Der hiſtoriſche Theil iſt den Handbüchern entnommen, der theoretiſche bietet nicht die geringſte Ausbeute dar. Der Styl einiger deutſchen Schriftſteller wird mit jenem leidlichen kritiſchen Talente, das wir dem Verfaſſer nicht nehmen wollen, ſkizzirt. An feinen Maximen und Erfahrungen über die innere Natur des Styls findet ſich nicht einmal der Verſuch, auf ſolche hinauszukommen. Statt deſſen ſchildert Mundt die große Bedeutung, die in der neuern Proſa liegen ſolle. Den Varnhagenſchen entnervten Styl ſetzt er über den durch und durch intuitiven eines Heine, den er in dieſem Buche faſt nicht zu kennen ſcheint. Den Dichtern in gebundener Rede verkümmert er auf Koſten ſeiner weltbefreienden Proſa den Ruhm, den ſie ſich in Deutſchland neuerdings durch die genialſte Behandlung der Sprache zu erwerben wußten. Er trat mit der Anſicht, daß die Miſſion der Literatur lediglich in der Proſa läge, immer deutlicher hervor und verrieth, was jetzt ſchon kein Geheimniß mehr iſt, daß ſich alles Uebergewicht in der Literatur nach der Seite hinwerfen müſſe, wo er und Varnhagen ihren klaſſiſchen Styl ſchrieben!

Ich habe ſelbſt geſagt, daß die deutſchen Lyriker nicht Alles umfaſſen, was unſre Literatur zu höherem Aufſchwung bringen könnte; ich fühle, daß aus der ungebundenen Diktion ſich grade noch die ſtolzeſten Gebäude und Dichtungen erheben müſſen; aber es ſoll uns doch nicht zugemuthet werden, dasjenige, was Mundt ſeit ſeinem Buche über die Proſa in poetiſcher Weiſe verſucht hat, für dieſe hohe Anwendung der ungebundenen Diktion zu nehmen? Ich kenne nur einige kleine Novellen von ihm, die in dieſem Betracht nicht genannt zu werden verdienen. Eine wenn auch etwas ſchwerfällige Erfindungsgabe räumt man gern dem

Erzähler der Novelle Mutter und Tochter ein. Einer ſeit Jahren geübten Routine muß es gelingen, in jeder Gattung etwas zu leiſten, was nicht ohne alles Verdienſt iſt. Mundt iſt in der Poeſie ein Virtuoſe, der Alles nachahmt, ohne ſelbſt etwas Außerordentliches hervorzubringen. Er wird jedes Ding ſo gut machen, wie Andre auch, die es nicht beſſer machen. Eine Novelle zu einer Zeitſchrift wird verlangt: Mundt giebt ſie. Ein Luſtſpiel — Mundt wagt es. — Ein Phantaſieſtück — hier iſt es! Bei jeder neuen Zeitſchrift, bei jedem neuen Almanach kann man Mundt paſſend verwenden. Kritiken, Novellen, Charakteriſtiken, Vertraute Briefe, Reiſeberichte; mit Allem kann er dienen. Er hat ein nettes Compoſitionstalent. Von einem Dichter im höhern Sinne, einem großen ſich entwickelnden Charakter, von einem Meiſter, der ſich ans Bedeutendſte wagt, von einem Menſchen, der ſich zum Mittelpunkte einer großartigen Kunſtentfaltung machen wollte, iſt freilich nicht die Rede. Innerlich, freudig und traurig, iſt in Mundt nichts. Liebe, Luſt und Schmerz — dazu gehören andre Seelen und Saiten.

Mundt's kleine Gabe würde, da ſie mit Bildung verknüpft iſt, allgemein geachtet ſein, wenn er nicht überall mit einer beleidigenden Suffiſance aufträte und ſich durch ſeine geiſtes- und gemüthsdürren Freunde, unter denen nur Kühne eine edlere Stellung einnimmt, zu einem Phönix an Witz, Phantaſie und Gemüth hinaufgipfeln ließe. Eine ſolche Ueberſchätzung, wie ſie Mundt für die kleinſten Arbeiten genoſſen hat, mußte die öffentliche Meinung beleidigen. Geſtürzt hat ihn Kühne, nicht gehoben durch ſeine lächerlichen Uebertreibungen. Hier ſollte mehr als Sterne und Jean Paul ſein; hier iſt nur ein ſchwerfälliger Schäker, der mit bleiernen Flügeln den Schmetterling ſpielt: eine nüchterne Natur, die den Trunkenen, ein bedächtiger Mann, der den Knaben ſpielt: ein Tugendhafter, der ſich frivol gebärdet: ein häßlicher Widerſpruch, wenn man ihn bekämpft, ein rührender Widerſpruch, wenn man ihn bemitleidet.

Mundt verſuchte ſich vor drei und vier Jahren in einer ernſten, und dem Höchſten gewidmeten Thätigkeit. Er that es ohne großes Talent, aber mit Begeiſterung. Das kleine Talent iſt da, aber die Begeiſterung iſt hin. Er reiſt nach London und Paris und ſchreibt witzelnde, ſuffiſante, frivole Spaziergänge und Weltfahrten. Er verſucht ſich nicht nur durch Zufall in dem, was man in Frankreich La littérature facile genannt hat, ſondern mit Abſicht, mit Mißgunſt gegen den, der mit der Zeit fortlebt, nicht ermattet zurückgeſunken iſt, immer noch das Höchſte erſtrebt, immer noch die Geſetze der Schönheit und die Intereſſen des Jahrhunderts im Herzen trägt. Er will, daß wir einem Buche, das ja immerhin ein harmloſer Reiſebericht ſein dürfte, ſogar einräumen, hier werde ein neuer Ton, die eigentliche zeitgemäße Sprache der Literatur angegeben! Und geſchähe dies noch alles mit Heine'ſcher Grazie, mit Thümmel'ſcher Liebenswürdigkeit! Mundt iſt launig, aber er will will witzig ſein; er iſt bon enfant, aber es ſoll immer mit Methode ſein. Ich kann über ſeinen Humor nicht lachen. Vorn iſt der Satz metaphyſiſch, hinten frivol; vorn kömmt die Taglioni; hinten die Weltgeſchichte: Die Taglioni „tanzt Göthe“ — ſo miſcht ſich immer der alte Literaturkram und die blaſſe Kathederweisheit in die Reihe Tanzender und Singender; die Muſen und Grazien haben einen alten Amor mit verbundenen Augen in ihrer Mitte und ſpielen Blindekuh und Gänſedieb mit ihm. Nein! entweder ſei ein ganzer Heine oder ein ganzer Profeſſor; die Miſchung von beiden iſt häßlich und langweilig. Mundt's Styl iſt ohnedies eine alte Dame, die ſich kokett mit gemachten Blumen und ſeidnen Bändern aufputzt. Es iſt keine Natur, kein Leben, kein Blut darin.

Mundt will ſich das Anſehen geben, als wäre an das Schleppkleid ſeines langweiligen Weſens das Heil der Literatur geneſtelt; er that, als geböte er über die große Majorität, über die der Literatur gewidmete Theilnahme der Univerſitäten, Schulen und Cabinette; er identifizirt ſich mit der öffentlichen Meinung und will mich in die Stellung eines verzweifelten Egoiſten drängen, der alle Reſultate, die wir ſeit einigen Jahren errungen, wieder verwirrte und aus Eitelkeit das Unterſte zu Oberſt kehrte. Mir fällt aber nicht ein, die Maſſe anzurufen; ich weiß nicht, ob ich Echo habe und erlaube mir die Mundtſche Täuſchung nicht, mir ein künſtliches zu machen. Macht, Terrain, Anſehen zu gewinnen — daran denk ich nicht. Ich urtheile und freue mich, wenn mein Spruch gefällt. Ich ſchaffe mir keine Partheien, ich will nicht Mittelpunkt einer neuen Bewegung ſein. Im Dienſte der Ueberzeugung, mein Vaterland liebend, die Schönheit liebend, ſchaff' ich und wirk' ich ohne rechts und links zu blicken. Ich verwirre nicht; ich entwirre. Ich löſe die zuſammengeneſtelten Unſterblichkeiten auf, die man in Leipzig und Berlin an geringfügige Talente verſchenkt. Ich ſchüchtre die wahrhafte Begabung nicht ein; ich bewillkommne Jedes, das im Keime Blüthen verſpricht; ich ſage nicht: Ihr müßt ſchaffen, wie ich! ſondern Talent, wirkliches Talent iſt mir in jeder Art willkommen, wenn ich auch geſtehe, meine Vorliebe zu haben und das Eine beſſer zu finden, als das Andre. Schutzverwandte und Hinterſaſſen hab' ich keine. Daß ich mich mit Laube und Mundt auseinanderſetzte, geſchah der freiern Bewegung, der unbefangeneren Freiheit meines Urtheils wegen. Ich bin des Diplomatiſirens in der Kritik herzlich ſatt.

Allgemeine Muſterung.

Es wird in Deutſchland ſobald noch nicht dahin kommen, daß ſich die ſchöne Literatur nur in ihren eignen äſthetiſchen Geſetzen wiegt. Ereigniſſe, wie z. B. das Cölniſche, führen ihr immer wieder aus den Gebieten der Geſchichte und Gelehrſamkeit neue Befruchtungen zu und geben ihr ein Gepräge, wie Frankreichs und Englands ſchöne Literatur nicht hat. So würden in Deutſchland Erſcheinungen wie Victor Hugo und Lamennais, wie George Sand und St. Martin oder Ballanche, wie Bulwer und Brougham, Molesworth und Dugald Stewart nicht von einander getrennt ſtehen. Bei uns trugen Schiller und Novalis ſogar eine theoretiſche Auffaſſung der Philoſophie in ihre Dichtungen über; ja manche Erſcheinungen wie Görres, Arndt, W. von Humboldt, Niebuhr, Börne u. A. ſtehen mit einem Fuß im Gebiete der Wiſſenſchaft oder des Lebens, mit dem andern in der ſchönen Literatur oder wenigſtens in ihren nächſten Vorhallen. Es liegt durch dieſen deutſchen Zuſammenhang aller Geiſtesthätigkeiten bei uns ein ſchweres Gewicht auf dem poetiſchen Genius, aber die ſchöne Literatur iſt dadurch auch wieder geſichert vor einer innerhalb formeller Beſtrebungen leicht einreißenden Verflachung. So lange Geiſter und Glückskinder, wie Göthe, ſelten ſind, die den ganzen Umfang der ſchönen Literatur mit ihren Rieſenarmen umſpannen und ſich eine eigne Welt ſchaffen, die ſie durch die Kunſt wenigſtens behaupten können, ſo lange wird man die Rückwirkungen der Wiſſenſchaft und des Lebens auf unſre Literatur willkommen heißen müſſen. Ein durch ſie erdrücktes formelles Talent wiegt den großen Vortheil nicht auf, den eine zur leeren Grübelei geneigte Nation voraus hat, wenn ſich in ihren geiſtigen Thätigkeiten keine Vereinzelung feſtſetzt, ſondern ein gemeinſames Band Kunſt, Leben, Wiſſenſchaft und Geſchichte umſchließt.

Eine Darſtellung der Uebergänge aus dem Leben und der Gelehrſamkeit in die ſchöne Literatur würde nicht ohne Belehrung ſein. Wir begnügen uns hier, die einzelnen Gattungen der Poeſie verfolgend, jene Kräfte aufzuzählen, welche gegenwärtig an ihrer Ausbildung arbeiten. Es iſt dies ein Blick, den wir auf einen unvollendeten neu anzulegenden Garten werfen. Hier wuchert noch Unkraut, dort liegt ein öder Sandhügel. In einer Ecke rauſcht ein ſchattiges Bosquet, einige Blumenbeete duften ſchon von den ſchönſten Anpflanzungen; grüne Wieſenrabatten bieten einen einfachen aber dem Auge wohlthuenden Anblick dar. Aber wenn jene Steppen angebaut ſein werden, ſind vielleicht dieſe Blumenbeete ſchon wieder verblüht. Ein einziges, gleichmäßig ſchön bebautes und angepflanztes Feld der Literatur ſahen nur wenige glückliche Zeiten. Nur der Minnegeſang war ein ſo fertiger Roſengarten, nur die klaſſiſche deutſche Literatur des vorigen Jahrhunderts ein ſo fertiger und abgeſchloſſen umzäunter Park, mit Urbäumen und künſtlichen Waſſerfällen, mit ächten Blumen und falſchen Felſen, mit Griechentempeln aus Tannenholz, aber mit griechiſchen Prieſtern darin. Es war halb Natur, halb Kunſt, aber ein Ganzes.

Die meiſten der Sänger, welche wir oben rühmten, ſind verſtummt. Auch in H. Heine iſt der Liederquell verſiegt. Es iſt ein ſo ſchöner Preis der Jugend, daß man jung ſein muß, um zu dichten, und ein ſo herbes Zeugniß gegen das Alter, daß in ihm die Phantaſie erfriert. Und doch geſteh' ich nach meinem Gefühl, man müßte nicht aufhören können, zu dichten, wenn man ein großer Dichter iſt. Daß Uhland, Schwab, Kerner, Heine jetzt ſchweigen, beweiſt manchen Vorwurf, den man ihnen machen muß, und nicht der geringſte iſt wohl der, daß ſie dadurch verrathen, wie wenig individuelles Leben ſie auszuhauchen hatten, wie viel von ihren Sängen erlernt, geborgt, wie viel von ihren Tönen der Mode gehörte. Rückert dagegen verfällt in das Andre. Er zieht die Fäden zu lang, er ſollte nicht aufhören, aber öfter anſetzen. Man kann nicht ſagen, daß Rückert ſich durch ſeine orientaliſchen Helden- und Spruchgedichte neue Freunde gewinnt. Er hat faſt Mühe, ſich die Alten zu erhalten. Die jüngern Talente ſammeln ſich in Muſenalmanachen und Oden. Mit kluger Oekonomie weiß Freiligrath ſeine Gabe zu ſchonen. Lenau vergreift ſich in ſeinen Stoffen. A. Grün überladet ſich mit Bildern, die ſchon in Schwulſt ausarten. Das kräftigſte und hoffnungsvollſte Talent unter den Jüngeren iſt Karl Beck, der alle Mittel beſitzt, ein deutſcher Byron zu werden. Er iſt, wie junger Rebenmoſt, eben in der Klärung begriffen; aber die Anzeichen ſind gut, es wird ein edles, preishaltiges Gewächs werden.

Im Roman iſt es auffallend, daß man zwar Walter Scott, Cooper, George Sand und Balzac nachgeahmt hat, aber nicht Bulwer. Es ſcheint uns doch die Welterfahrung und die Menſchen=Kenntniß des Engländers abzugehen, höchſtens könnte ſich der transatlantiſche Unbekannte (Seatsfield) mit ihm vergleichen. Im Roman offenbart ſich noch immer am beleidigendſten die deutſche Literatur in ihrer Unreife, ihrer Rohheit. Selbſt beliebte Erzähler ſtehen auf einer ſehr tiefen Bildungs= und Kunſtſtufe. Man muß ſich ſchämen, ihre Schriften in den Händen der Frauen zu erblicken, oft ſchämen ſich dieſe ſelbſt und pflegen vor geiſtreichen Leuten die Bücher zu verbergen, die ſie aus der Leihbibliothek entnehmen. Und doch fehlt es an Talenten nicht, wenn ſie auch leider das klaſſiſche Arom nicht haben. Spindler iſt ein wahrer Dichter, aber Bildung fehlt ihm. Er erreicht nur die Gränze, wo er ein ausgezeichnetes Genie genannt werden müßte, wenn ihm dann nicht Eines fehlte, was freilich Alles iſt! Tieck ſchweigt; er ſchreibt Memoiren. Leopold Schefer hat den Roman verlaſſen und ſich der Spruchpoeſie zugewandt. Er hat ein ſchönes Herz, das aber oft noch ſchöner thut, als es iſt. Seine Romane ſind voller Phantaſie, wenn auch ohne Styl und Natur. Em. Scävola ſteckt, was Erfindungsgabe anbetrifft, ein Dutzend Laube und Mundt in ſeine Patrontaſche (er war Militär); von dem Vorwurf der Unſittlichkeit, der ihn im höchſten Grade treffen mußte, weil er das Zweideutige mit Abſicht aufſuchte, ſcheint er ſich allmälig befreien zu wollen. Steffens beläſtigte uns durch einen langweiligen Roman, in welchem Angeber und Polizeiſpione die mit beſonderer Vorliebe behandelten Helden ſind. Immermann wird ſich im komiſchen Romane meiſterhaft bewähren. W. Alexis arbeitet in ſtillem Frieden fort und rührt durch die Entſagung, mit der er das Treiben der jetzigen Literatur beurtheilt. Er iſt unglücklicher, als er verdient. H. König, F. G. Kühne und Sternberg in erſter Reihe, J. Hammer, Duller, Mügge, St[illegible]e, Woresdar, Seidlitz, A. Bürck, R. Heller in zweiter ſchließen ſich dem Beſſern an, was wir im Romane beſitzen. B. Auerbach's Spinoza weckte nicht gewöhnliche Hoffnungen.

Dem Drama ſuchte A. Lewald mit einem verſtändig geleiteten Almanach zu Hülfe zu kommen. Die Urſachen des Verfalls unſrer Bühne ſollen jedoch tiefer liegen, als daß ihnen ein Dramaturg abhelfen kann. Ich glaube, der Verfall des Theaters liegt hauptſächlich doch nur darin, daß wir keine dramatiſchen Dichter haben. Man entſchuldigt ſo gern ſeine Fehler durch die Umſtände. Raupach, ein gewöhnlicher Küſtenfahrer, wird allmälig abgetakelt. Töpfer aber, Holbein, E. Devrient, Blum ſind noch nicht verdrängt, geſchweige erſetzt; ebenſo die Ueberſetzer aus dem Franzöſiſchen. Mancher ſchlechte Schauſpieler macht gute Stücke. Auf Berger wollte man einige Hoffnungen ſetzen. Jämmerlich ſind die Wiener, nämlich das Publikum. Würden Neſtroy, Hopp u. ſ. w. ſo gemein als Dichter ſein, wenn jene nicht darüber lachten? Zedlitz, Schenk, Immermann dringen nicht durch. Es fehlt das Mächtige, Gewaltige, Große, Herrliche, Freie. Dieſe Dichter ſind kalt und opfern ſich nicht. Grabbe iſt todt; ein Glück für ihn und uns. Wie leicht die Bühne ſich jedem nur einigermaaßen erträglichen Talente hingiebt, ſieht man an den Erfolgen Halms und der ſächſiſchen Prinzeſſin. Jüngere Talente laſſen eine Wiedergeburt hoffen; Uffo Horn, H. Marggraff; nur müßten ſie unter Schauſpielern leben und ſich durch das Mißgeſchick, das ihre erſten Verſuche treffen könnte, nicht abſchrecken laſſen. Willkomms Jahrbücher helfen dem Theater nichts und ſchaden der Literatur.

Umfangreicher iſt jene Miſchgattung der Literatur, welche ſich mit der Darſtellung von Reiſen, Zuſtänden und Bagatellen beſchäftigt und ſich dazu der Form des einfachen Berichtes oder der Bilder-Skizzen und Aquarellmanier bedient. Fürſt Pückler ſteht hier durch das Intereſſe ſeiner Mittheilungen eben ſo, wie durch ſeine geiſtreiche und witzige Auffaſſung oben an. A. Lewald hat ein Erzählungstalent, dem, ſo oft es ſich mit wirklich Erlebtem beſchäftigt, alle Vorzüge einer ſaubern und netten Ausführung des meiſt recht hübſch in Scene geſetzten Materials zuerkannt werden müſſen. Ed. Beurmann verbindet mit einem nicht geringen Talent zur Satyre auch ſeit einiger Zeit eine weltmänniſche Sicherheit des Blicks, die ihn nichts, was an den Menſchen und Dingen ein charakteriſtiſches Gepräge hat, überſehen läßt. Ed. Gans giebt zuweilen anmuthige Berichte über Reiſe- und Lebenseindrücke. Varnhagen von Enſe ſetzt mit Liebe die Erzählung ſeiner wichtigſten Lebensmomente fort und widmet hie und da einem Verſtorbenen oder Verkannten Todten - und

Sühnungsopfer. Fr. Kottenkamp hat ein verdienſtliches Buch über die Engländer geſchrieben. E. Kolloff faßt Pariſer Sittenzuſtände mit feinem Blicke und im tüchtigſten Sinne auf.

Der Kritik iſt nicht zu trauen. Feindſeligkeiten untergraben das Feld der Literatur. Die Leſewelt mißtraut dem Lobe und dem Tadel, da beide von Partheien ausgehen. Geprieſene Bücher gehen ſpurlos vorüber, getadelte werden geleſen, nicht weil der Tadel reizt, ſondern weil man weiß, daß einige Namen in der Literatur nur dazu beſtimmt ſcheinen, getadelt zu werden. Literariſche Kleinkrämer drängen ſich unter die Groſſiſten und höhnen Talente, die ſie erdrücken würden, zögen ſie nicht vor, zu ſchweigen. Die Kritik iſt ohne Liebe, ohne Billigkeit, ohne den heiligen Drang, nur und nichts als gerecht ſein zu wollen. Dem Geiſte opfert man die Tendenz; der Tendenz das Talent. Statt zu widerlegen, will man ausrotten, man appellirt ſtatt an den Genius der Literatur, lieber an das Vaterland, die Nation, die Polizei. Cliquen bilden ſich mit den beſtorganiſirten Angriffsplänen. Zeitſchriften werden geſtiftet, alte geworben, um von verſchiedenen Seiten Kreuzfeuer zu unterhalten. Wo Gründe nicht helfen, müſſen Perſönlichkeiten zu Hülfe kommen. Wen man durch Leſſing nicht beſiegen kann, greift man durch Verzerrung ſeiner Perſon an. Kleine Helden bieten ſich den größern an und üben ihren Styl, indem ſie tadeln, wen dieſe wollen. Oft thun ſie mehr, als ihnen gerathen wurde. Dann verwirren ſie Alles und bringen Freund und Feind in Verlegenheit. Andre ſchweigen, Andre ſind einer buchhändleriſchen Firma verkauft. Urtheile, ſelbſt billige, ſind meiſt die Frucht von Vorurtheilen. Was jeder leiden kann, das liebt er; in fremde Naturen ſich vertiefen, koſtet länger Mühe und mehr Entſagung, als, ihnen den Stab zu brechen. Wer nicht ins Blaue ſchwärmt, heißt herzlos. Dichtungen, die nicht allen und Aller Idealen entſprechen, heißen Verſtandeswerke. Wem man etwas Großes nicht zutraut und findet doch, daß er ein Werk, das uns ergreift, geſchaffen hat, der hat ſein Werk nicht gedichtet, ſondern nur gemacht; man bewundert ſein Genie nicht, ſondern nur ſein Talent. Von großen Geiſtern, die da kommen ſollen, wird geſprochen; während ſie vielleicht ſchon da ſind und nur mit Füßen getreten werden. Scheint es doch als wäre unſere Zeit uns ſelber ſo verhaßt, daß wir ihr das Außerordentliche nicht zutrauten. Abſichtlich verleidet man ſich das, was ſonſt zu allen Zeiten von den Menſchen mit Liebe gepflegt und als eine Zierde grade ihrer Epoche bewundert wurde.

Menzel ignorirt mehr als ein Drittel der laufenden Literatur. Die Jäger ſind ihm nicht da, weil er ſie, wie der Vogel Strauß, nicht ſehen will. In Wien dürfen neue Entwickelungen und Erſcheinungen der Literatur kaum genannt, geſchweige beurtheilt werden. Preußen unterſagt die Beurtheilung von fünf Autoren ſelbſt denen, die ſie bekämpfen oder mit Milde und Mäßigung eines Beſſern belehren wollen. Die geleſenſten Blätter bringen keine Kritik. Die beſte Kritik findet ſich oft in Inſtituten, die ſich erſt mühſam aufſchwingen müſſen.

Das größte Anſehen in der Kritik könnten jene jüngeren Köpfe gewinnen, die mit wiſſenſchaftlicher, beſonders philoſophiſcher Ausbildung nicht jene Feindſeligkeit gegen die neuern Entwickelungen der ſchönen Literatur verbinden, welche gelehrten Specialitäten ſonſt eigen iſt. Die Hegelſche Schule, am friſchſten noch in dem akademiſchen Leben wurzelnd, hat einige jüngre Schößlinge gezeitigt, die gerade die am meiſten vernachläſſigte Seite des Syſtems, die äſthetiſche-literariſche, vertreten könnten. Hotho und Roſenkranz ſind Inſtanzen, an die nicht genug Berufung ſtattfinden kann. Strauß, Viſcher, E. Reinhold, G. Schleſier, Ruge, Echtermeyer könnten den meiſten der ſchwebenden kritiſchen Fragen eine Entſcheidung geben, gegen welche das journaliſtiſche Partheienweſen ſchwerlich gewichtigen Einſpruch thäte. Auch Weiße hätte zur Gerechtigkeit die Gabe, aber nicht die Ueberwindung. Gervinus verſteht die Bücher und das Erworbene, nicht die Menſchen und das Werdende. Zur ächten Kritik gehört ein Gemüth, das das Gras wachſen hört. Unſere Kritik merkt nicht, horcht nicht, ſie lieſt kaum, wie man leſen ſoll. Sie tödtet ein Buch wie ein Lebendiges; da es doch etwas Schlummerndes iſt, was die Liebe erwecken ſollte. Nirgends werden mehr Herzen zertreten, als in der Kritik. Aus Irrthümern macht man Abſichten; ſtatt bei einem verfehlten Werk Prieſter zu ſein, der zur letzten Oelung kömmt, iſt man kalter, gefühlloſer Todtengräber. Einen ſinnigen Verſuch zur ächten Kritik hat Alexander Jung in ſeinen Briefen über die neueſte Literatur gemacht. Man muß die Erſcheinungen aus dem Gewühl des Tages entführen, und ſie in der Literaturgeſchichte, wie im Aegypterlande, unterbringen ſo lange, bis die Zeit erfüllet iſt, und alles Volk verſteht, was vor dreißig Jahren nur Engel und Propheten verſtanden.

II.

Friedrich Daumer
und
Ludwig Feuerbach.

Zwei Skizzen
von
Karl Riedel.

Daumer war früher Profeſſor am Gymnaſium zu Nürnberg, wurde aber wegen leidender Geſundheit, beſonders ſeiner Augen, quieszirt und lebt ſeitdem blos der Literatur. Körperlicher Zuſtand, nun mehr Neigung ſelbſt, laſſen ihn nie in Geſellſchaft erſcheinen. Einige wenige einſame Spaziergänge abgerechnet bringt er Jahr aus, Jahr ein auf ſeinem Zimmer zu, wo er, umlagert von Büchern und Manuſcripten, bei vielfacher Unterbrechung durch körperlichen Schmerz, denkt, lieſt und ſchreibt. Da er jedoch unausgeſetzt zu Hauſe verweilt, ſo hat er bald ein Buch gearbeitet, wie überhaupt die Fülle ſeiner Gedanken und Kenntniſſe eine ſtaunenswerthe iſt. Nur mit Noth ſeiner Augen ſich bedienend, entgeht ihm doch nicht leicht etwas Bedeutendes, was im Gebiete der Philoſophie, der Religion, der Geſchichte und der ſchönen Wiſſenſchaften erſcheint.

Noch in ſeinen letzten Univerſitätsjahren ſtrenger, eifriger Pietiſt aus Kanne's Schule, ward er anſcheinend der diametrale Gegenſatz zu ſeiner vorigen religiöſen Geſinnung, ſo daß er von ſeinen frühern Genoſſen als der incarnirte Antichriſt bezeichnet wird, eine Kategorie, die ſie auch auf diejenigen überzutragen geneigt ſind, welche mit ihm im Verkehr ſtehen. Freilich hat er den Pietiſten arg genug mitgeſpielt. Nachdem er vor etwa 12 Jahren als Profeſſor zur Feier des hundertjährigen Jubiläums der Nürnberger Studienanſtalt über den Zuſtand der deutſchen Literatur eine treffliche Abhandlung, kurz darauf im Jakob Böhme-Schelling'ſchen Sinne Andeutungen zu einem Syſtem ſpekulativer Theologie geſchrieben, war Jahre lang Polemik gegen den, zumal in und um Nürnberg in ſchönſter Blüthe prangenden Pietismus ſeine ausſchließliche Beſchäftigung. Die Veranlaſſung gab das Auftreten der Cholera in Deutſchland. Ein fanatiſcher Prediger in Nürnberg, ein wahres Kind in Beurtheilung allgemeiner Angelegenheiten und Beziehungen, nahm von der gefürchteten Weltpeſt ergiebigen Stoff zu einer Strafpredigt, worin er behauptete, Gott habe die Cholera als Geißel geſandt, die verirrte Menſchheit zu Raiſon zu bringen. Sie ſollte das himmliſche Reich hienieden gründen und verherrlichen. Des albernen Pfarrers Predigt wurde gedruckt und Daumer trat dagegen in einer Broſchüre auf, worin er ſchlagend nachwies, daß alle größern Unglücksfälle, welche die Menſchheit betrafen, dieſe nicht nur nicht förderten und beſſerten, ſondern verſchlechterten, die bürgerlichen Bande auflöſten, Ausbrüche unmenſchlichen Frevels und thieriſcher Wuth hervorriefen. Der Streit ſpielte ſich auf altteſtamentliche Exegeſe hinüber und Daumer hob aus dieſem Kapitel den Gefäßeraub der aus Aegypten abziehenden Juden hervor. Es erſchienen ſeine „polemiſchen Blätter,“ — die ohngefähr im Sinne des Dr. Strauß geſchrieben waren und Vieles andeuteten, was dieſer nur ausführte. Sie wurden konfiszirt. Die pietiſtiſche Phalanx that ſich gemeinſam gegen ihren Verfaſſer auf, und ſchrie Zeter. Ein gewiſſer Höfling trat in die Reihen der Streiter, wurde aber von ihm glänzend abgefertigt. Bekannter als dieſe polemiſchen Schriften ſind ſeine neuern, z. B. über das religionsgeſchichtliche und religiöſe Verhältniß zwiſchen Gutzkow und Menzel. Daumer nimmt die Wally in Schutz und zerknetet Menzels Geiſt der Geſchichte auf eine Weiſe, wie es Niemand vor und nach ihm gethan hat. Er nimmt keinen Anſtand, in Herrn Menzel ein radizirtes, diaboliſches Element aufzuweiſen.

Hatte ſich ſo Daumer nach dem größten Theil ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit polemiſch, negativ verhalten, ſo zeigte er zunächſt durch ſeine Gedichte aus Bettina's Tagebuch und Briefwechſel, daß er auch für das Poſitive der Kunſt und Schönheit Sinn und Talent beſitze. Iſt der Gedanke, die herrlichen Proſafragmente Bettina's zu verſifiziren, auch nicht der glücklichſte, ſo zeigt doch die Art und Weiſe, wie Daumer denſelben ausführte, von ſo viel Innigkeit, Herzlichkeit, treuer Hingebung und durchgebildeter Kunſtfertigkeit, daß wir ihm, der ſo Schönes wiederzugeben und zu fügen verſtand, auch dafür unſre Theilnahme nicht verſagen können.

Es geht ſchon theilweiſe aus dieſer Skizze ſeiner litterariſchen Thätigkeit eine Andeutung ſeiner Gefühls- und Denkweiſe hervor, doch iſt dieſe noch näher zu bezeichnen. Daumer iſt ein ganz abſonderlicher Mann; doppelt, — in intellektueller und ſozialer Sphäre — einſiedleriſches Leben drückte ſeinem ganzen Weſen ein durchweg frembartiges Gepräge auf. Bei aller Negativität ſeiner entwickeltern Jahre, ſpielt noch immer ein Zug herein aus früherer pietiſtiſcher Richtung, die durch Jakob Böhme's Schriften reiche Nahrung fand, und verbindet, als religiöſe Geſammtanſchauung, als Geſammtgefühl der überſinnlichen Welt die vielfach aus einander laufenden Radien ſeines Geiſtes und Gemüthes. In der Mythologie und Urgeſchichte der Völker entdeckt er wunderbare Bezüge; bis zu unſeren Tagen herab verfolgt er alte, längſt verklungene Mähren, und iſt nicht abgeneigt, den Eppelein von Gailingen, einen famoſen fränkiſchen Ritter, mit dem πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεύς zu paralleliſiren. Ueber die Geiſterwelt hat er ſeine eigenen Gedanken; dicht neben Hegel's Schriften ſind Juſtinus Kerners „Mittheilungen" placirt. Die Phänomene des thieriſchen Magnetismus beſchäftigten ihn lange. Es iſt, als wenn Kaſpar Hauſers Lebensgeſchick, den er erzog, ſein Geheimniß- und Ahnungvolles über Daumer's Seele ausgebreitet, und ſie zu jener Thätigkeitsweiſe geſtimmt hätte, die abſeits des hellen, freudigen Tages, in einer dunkeln, dem Erkennen unerreichbaren Sphäre ſich befriedigt. Sein perſönlicher Charakter iſt der Ausdruck reinſter Biederkeit; er hegt glühenden Haß gegen alles Falſche, Erheuchelte; der Wahrheit dient er als muthiger Prieſter. Könnte man irgend dem innern Weſen irgend eines modernen Schriftſtellers die ſchöne Bezeichnung einer anima candida vindiziren, ſo müßte dieſelbe Friedrich Daumer gebühren.

Ludwig Feuerbach war, als er das Gymnaſium verließ, wie Daumer, auf dem Wege, ein Myſtiker zu werden. Er las Auguſtinus Schriften fleißig und ließ ſich in Heidelberg und Berlin bei der theologiſchen Fakultät immatrikuliren. Der Einfluß der Hegelſchen Philoſophie, deren wahrhaften Geiſt er mit ganzer Seele in ſich aufnahm, beſtimmte ihn, die Theologie aufzugeben und ſich blos den ſpekulativen Wiſſenſchaften zu widmen. Aus Berlin zurückgekehrt trat er in Erlangen als Privatdozent auf. Man darf die Univerſität Erlangen, dieſe Geiſtesſteppe, nur nennen, um ſogleich auch anzudeuten, daß ein ſo reger, ſtrebender, in der Wahrheit und ihrem Dienſte erglühter Jüngling, wie Ludwig Feuerbach es war, in jener Seelenwüſtenei des Erlanger Treibens kein Glück machen konnte. Er fand wenige Zuhörer, und die ſich ihm näherten, wurden durch die Führer der pietiſtiſchen Partei abwendig gemacht; umſonſt bat er um eine

Profeſſur; endlich ſah er ſich genöthigt, auf das Gut eines Freundes, deſſen Schwägerin er heirathete, zu ziehen; dort lebt er jetzt blos gelehrten Studien. So unſcheinbar und zurückgezogen Feuerbach's Leben war und iſt, ſo beſitzt er doch eine Geiſtes- und Charakterſtärke, eine Kraft des Willens und der Geſinnung, eine Tiefe und Mannigfaltigkeit des Wiſſens, die ihn jeder äußern Stellung und Wirkſamkeit in ſeinem Fache gewachſen erſcheinen laſſen. Aber auch der Beſte, der Stärkſte verkümmert, wenn er aller fremden Anregung entbehrt, wenn er dem Kreiſe des Lebens und der Bewegung entzogen wird. Es wäre gar ſehr zu wünſchen, daß Feuerbach recht bald in eine beſtimmte Wirkſamkeit einträte. In ihm lebt und webt der vorausſetzungsloſe, ſpekulative Gedanke. Nur mit ihm betrachtet er die Geſchichte, die Religion, daher ſeine Todfeindſchaft gegen alles Formengepränge, gegen alles Halbe, Verfälſchte und Erlogene, zeige es ſich, in welcher Sphäre immer des Lebens und der Wiſſenſchaft. Klaſſiſch bleibt ſeine Rezenſion der Stahel'ſchen chriſtlich-germaniſchen Staatslehre in den Berliner Jahrbüchern, und ſeine Zurechtweiſung des Unphiloſophen Bachmann in Jena. Außer einer mehrbändigen Geſchichte der neuern Philoſophie müſſen hauptſächlich ſeine „Gedanken über den Tod und Unſterblichkeit, aus den Papieren eines Denkers" Nürnberg bei Stein 1830, genannt werden. Dieſe Schrift enthält unbedenklich das Tiefſte, Originellſte, was ſeit langer Zeit über den Gegenſtand verhandelt wurde. Wegen der Rückſichtsloſigkeit ihrer Sprache wurde Konfiskation über ſie verhängt, ſpäter aber wieder aufgehoben. Doch wurde ſie nicht bekannt, wie ſie's verdiente, woran die Eingangs erwähnten buchhändleriſchen und literariſchen Verhältniſſe Mitteldeutſchlands ihre Schuld tragen. Das Buch in groß Octav auf 248 Seiten gedruckt, wofür ſich lange, lange kein Verleger fand, bezahlte die Firma Stein in Nürnberg mit 25 fl. und dies nicht baar, ſondern gegen eine Buchhändlerrechnung zu gleichem Betrage. Für ſeine treffliche Geſchichte der Philoſophie fand Feuerbach keinen Verleger, der ein Honorar zahlte. Ein Freund druckte ſie dem Verfaſſer, mit ihm auf gemeinſchaftliche Gefahr.

Bei den Gedanken über Tod und Unſterblichkeit muß ich noch etwas verweilen. Sie gelten den innerſten Intereſſen der Spekulation und ſind in einer Sprache verabfaßt, die trotz ihrer Eigenthümlichkeit und Herbe, ungemein viel Anziehendes hat. Sie beſtreiten den ordinären, ſüßlichen Unſterblichkeitsglauben, und ſtellen den vernünftigen Gedanken hin, daß der Tod kein leerer Spaß ſei, daß, wenn der Menſchenſohn ſich ihn gefallen laſſe, er nicht ſofort, wie vom Balancirbrett in die Himmelsfreuden hineinhüpfe, daß Jörg und Käthe, ſo lieb ſie ſich auch im Leben gehabt, doch nicht flugs nach der Grabesnacht ſich wieder beim Kopfe packen u. ſ. w. Ueberhaupt tritt in ihnen jene unſren Tagen ausſchließlich angehörende Weltanſicht hervor, welche die Gegenwart und die Geſchichte, nicht ein Jenſeits, als die Vollendung und den Angelpunkt des vernünftigen Lebens faßt, den Menſchen aus erträumten Sphären und Intereſſen ſich ſelbſt und der Wirklichkeit wiedergiebt. Auf die Erſtarkung der Zeit in ſolcher Lehre, welche den Pol bildet zu einer vorausgehenden Weltanſicht, kann nicht Gewicht genug gelegt werden. Ein Anhang Anima, mit ſcharf ausgeprägter Beziehung auf die Geſtaltung der religiöſen und wiſſenſchaftlichen Fragen der Gegenwart, iſt beigegeben. Andere poetiſche Ergießungen, etwa in der Weiſe des Angelus Sileſius treten mitten zwiſchen die ſpeculative Entwickelung, als lyriſches Intermezzo, bedeutſam ein. Ich kann mich nicht enthalten, einige ſolcher Fragmente mitzutheilen, da ich faſt vorausſetzen darf, daß vielen Leſern dieſes Jahrbuchs Feuerbach's Gedanken über Tod und Unſterblichkeit nicht zur Hand gekommen ſind, jedenfalls aber ein bleibendes Intereſſe für ſich in Anſpruch zu nehmen geeignet ſind.

Du kannſt nur Einmal ſein,
Ergieb Dich willig drein.
Einmal iſt alles Wahre nur,
Einmal der Geiſt, Einmal Natur.
Das Leben iſt nur darum Leben,
Weil es ein zweites nicht kann geben.
Das Einmal nur ſchafft Weſen, Kraft,
Lebend'ge That und Eigenſchaft.
Das Einmal leuchtet, wärmet, zündet,
Und ſiedet, dränget, treibt, verbindet.
Das Zweimal iſt nur matter Schein,
Ein Weſen ohne Mark und Bein.
Das Einmal iſt der rechte Held,
Der Kern, der Geiſt, die Kraft der Welt;
Dieß iſt des Seines Feuereſſe,
Des Weltalls große Druckerpreſſe.
Dem, was ſich zählen, theilen läßt,
Iſt aller Geiſt ſchon ausgepreßt.
Das Müde, Welke, ſchlappig Weiche,
Der Schlaf, der Tod, ſchwindſüchtige Bleiche,
Der aufgewärmte Kohl, der Brei,
Das abgeſchmackte Einerlei,
Die ungeſalznen Judenmatzen,
Mondsſucht, ſentimentale Fratzen,
Kopfhängerei, ohnmächt'ges Sehnen,

Pietiſterei, langweiliges Gähnen,
Die Waſſerſuppen, Eſelsgrau,
Der Myſticismus bleich und flau,
Geſchwulſt, Erbrechung, Ueberdruß,
Krankheit und eiternder Ueberfluß,
Dieß Weſen ohne Trieb und Kraft,
Ohn' Weſen, Farbe, Leben, Saft,
Dieß Weſen nur aus Dunſt und Brei
Kommt aus dem Zweimal Eins iſt Zwei.
Die Zahl iſt nur des Todes Grund.
Einmal iſt Leben, iſt geſund.
Der Geiſt läßt ſich nicht repetiren,
Nicht zählen und nicht dupliciren.
Das Leben ſelber iſt ſchon Geiſt,
Drum alle Zahl es von ſich weiſt.
Im Einmal endet Zahl und Zeit,
Drum iſt das Einmal Ewigkeit.

Das Einmal iſt die Kraft der Liebe,
Des Herzens Puls, der Trieb der Triebe;
Das Einmal nur bringt Schmerz und Luſt
Und Liebe in die Menſchenbruſt.
Die Lieb' hat ſtrenge Eigenſchaft
Im Contrahiren ihre Kraft;
Drum ihre ſcharfe B'ſchaffenheit
Nicht gut iſt der Unſterblichkeit.
Was iſt ſie anders als Ein Schmerz,
Der Dir erfüllt das ganze Herz?
Sie iſt ja nur der Seele Drang,
Ein ſüßer freier Seelenzwang;
Des ganzen Geiſtes Sammelplatz
Auf ſeinen heißgeliebten Schatz.

O weicher Druck, o ſanfter Drang!
O linde Preſſe, ſüßer Zwang!
Die hohe Kraft und Kunſt zu lieben
Wie könnteſt Du ſie aber üben?
Wie käm in dich der Druck der Liebe,
Wenn ohne Gränze, Zwang und Triebe
Bis in das Meer der Ewigkeit
Hinmurmelte die Lebenszeit?
Nur wo ein kurzer Lebenslauf,
Geht ja das Herz in Liebe auf.
Im Lebenszwang, im Todesdrang,
Da geht die Liebe erſt im Schwang,
Nur auf des Lebens letzter Spitze
Da ſchlagen ein der Liebe Blitze,
Allein des Herzens letzter Stoß
Der treibt empor der Liebe Sproß.
Wenn dir im Rücken dieſer Zeit
Auflauerte Unſterblichkeit,
So wärſt du ſchon als Kind ein Greis,
Dein Herz ſchlich hin in mattem Gleis.
Du wäreſt hier ſchon farbenbleich,
Dein Herz ein abgeſchmackter Teig;
Der Ewigkeiten Ueberfluß
Ohn' Todesgränz' und Hindernuß
Hätt' alle Kraft Dir ausgeſpült,
Die Qualität hinweggewühlt.
Der Himmel dann die Erde hier
Das ſchöne Jenſeits wär' ſie Dir.
Du würdeſt die Unſterblichkeit
Gern geben hin für dieſe Zeit,
Und aus dem leib'gen Engelsſtand
Dich ſehnen in des Todes Land,
Um wieder auf dieſer Erden

Ein lieb'nder Menſch zu werden.
Denn Hier iſt ja das ſchönſte Land,
Ein Menſch zu ſein, der höchſte Stand,
Nur wo es Kampf und Leiden giebt,
Und Schmerz der Seele Hellung trübt,
Da iſt mein wahres Vaterland,
Schmerz iſt des Geiſtes Unterpfand.
Es mögen feige Pfaffen
Ins Jenſeits ſich vergaffen!
Mir bleibe nur mein Schmerz,
Mein liebend heißes Herz.
Und wollten Alle himmliſch ſein,
Und gingen in den Himmel ein
— Was aber ich nicht glauben kann,
Es giebt noch manchen tapfern Mann —
Ich bliebe draußen ſtehen,
Ich möcht' nicht hinein gehen,
Und bäte mir zu meinem Haus
Die alten Schmerzen wieder aus,
Die ſollen wieder in mir brennen,
Von ihnen kann ich mich nicht trennen.
Schmerz iſt ja nicht ein einzelner Theil,
Getrennt von ihm der Seele Heil,
Ganz bin ich Drang, ganz bin ich Schmerz,
Ich will nicht unter- noch oberwärts.
Der Schmerz eint Himmel und Hölle
In ſeines Grundes Sonnenhelle.
O Niobe! O Niobe!
Auf ewig Stein! O weh! O weh!
Ein Stein fürwahr, der ewig weint,
Hat Menſchheit mehr in ſich vereint
Als aller Engel dunſt'ge Schaar,
In denen Sünd' und Schmerz iſt gar.

Drum wär' ich lieber ſolcher Stein
Als bei den Engeln in Himmelsſchein.

Wer möchte in dieſen Poeſien Byron'ſche Kraft und Tiefe verkennen! Wenn ſchon ein unbefriedigtes Lebensgeſchick Feuerbach ganz nach Innen treiben und er den Erſatz für den Verluſt der äußern Welt nur dort ſuchen mußte, ſo wohnt aber auch ſeiner Denk- und Gefühlsweiſe ein geheimer Zug zur Luſt am Schmerze, an der Pein der Zerriſſenheit urſprünglich ein. Tief vergraben, wühlt in ihm der Gedanke fort, bis er ſich Luft macht, in ſolchen Blitzen, die aus dem dunkeln Wolkenhimmel niederſchießen. Möchte Feuerbach ſeine beſſern Gaben pflegen, und nicht ausſchließlich dem Gelehrtenthume ſich zuwenden. In Sphären, welche dem Leben und der Kunſt näher ſtehen, würde ſein Talent glänzen, während er gelehrte Compilationen, für die er wenig Dank der Mitwelt ärntet, Andern überlaſſen könnte.

III.

Ueber die Zurechnungsfähigkeit der neueſten Literatur.

Von

Ludwig Wihl.

Das Leibliche der Geſchichte erſtirbt, während die geiſtige Kraft, aus der ſie hervorgeht — die Idee alle Zeiten überdauert und neue Beziehungen zwiſchen Vergangenheit und Zukunft geſtaltet. Dieſe Zeitunſterblichkeit wirkt in den meiſten Herzen maſſenhaft und chaotiſch; die Einſicht in die beſtimmte Abgrenzung und organiſche Nothwendigkeit des Prozeſſes war immer nur das Erbtheil einiger bevorzugter Geiſter. Letztere allein befinden ſich auf dem Boden der Freiheit, wie verſchieden und abweichend auch ihre Conſtructionen des Weltplans ausfallen mögen. Iſt nun aber jeder Menſch, will er nicht für eine bloße Zufälligkeit in der geſchichlichen Entwickelung gelten, berufen, es bis zur Höhe dieſes Bewußtſeins zu bringen, um wie viel mehr iſt derjenige dazu aufgefordert, der durch Worte oder Thaten die Gegenwart ergänzen und die Zukunft vorher beſtimmen will! Auf dieſer Höhe allein erblüht die ächte Begeiſterung, der kein Opfer zu ſchwer fällt. Und ſie iſt es, die wir bewundern müſſen, wenn unſer Genius ſich auch nach andern Ziel- und Strebepuncten hinwendet.

Vielleicht iſt dieſer Drang nach freiem Selbſtbewußtſein zu keiner Zeit mächtiger geweſen, als im letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts. Nach allen Lebensrichtungen hin wurden Verſuche gemacht, welche beſtimmte, aufgeſtellte Abſtractionen verwirklichen ſollten. Aus dem Bruche mit der nächſten Vergangenheit gerieth man zu den äußerſten Wagniſſen. Unmögliches ward verſucht. Man glaubte, die überkommenen Monſtruoſitäten der Geſchichte am Beſten dadurch zu beſeitigen, wenn man den geſammten Organismus mit neuem Herzblut anfüllte. Wie nah war hier der Weg der Verirrung! Mancherlei wurde für aus- und überwüchſig gehalten, was mit der menſchlichen Natur auf das Tiefſte verwebt und verlebt zu ſein ſcheint. Dieſe Miſchung tragen wir noch heute herum — eine zerſtückelte Vergangenheit mit den weißen Flügeln der Neuzeit. Wie wir uns dabei zurecht finden, welche neue, organiſche Umformung wir eingehen müſſen, das iſt die Frage, die uns alle mächtig beſtürmt, die einen belebenden, aber auch höchſt gefährlichen Einfluß auf unſere Erziehung ausübt.

Es würde überflüſſig den Stoff zu einer eignen Abhandlung darbieten, wollte ich den Bildungsgang jener weltgeſchichtlichen Bewegung, die in der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ihr Correlat fand, auch nur im Allgemeinen angeben; nur andeuten wollte ich, daß wir noch immer in einer fortwährenden Gährung begriffen ſind, die ſich in unſerm häuslichen und öffentlichen Leben geltend macht. Wer von ihr nicht geiſtig berührt wird, der ſteht außerhalb der neuen Geſchichte und muß es ſich gefallen laſſen, daß er von ihr nie berückſichtigt bleibt. Jede neue That muß gleich dem korinthiſchen Erz aus den Miſchungselementen, welche Vergangenheit und Gegenwart in unſern Herzen zurücklaſſen, hervorgehen, wenn ſie wie eine ſchöne Bildſäule in den Tempel der Zukunft aufgenommen werden ſoll. Die That, die das Gepräge der Zeitnothwendigkeit an ſich trägt, iſt beachtungswerth; eine

Reihe ſolcher in ſich ſelbſt zuſammenhängender Thaten einer Perſönlichkeit zeigen dem Beobachter einen Zeitcharakter.

Das iſt der Geſichtspunct, von welchem aus die jüngſten Beſtrebungen der Literatur zunächſt beurtheilt werden müſſen. Es handelt ſich bei ihnen mehr um die Nothwendigkeit der Geſinnung, aus welcher ſie hervorgegangen, als um die Reſultate, zu welchen ſie führen; man kann erſtere gut heißen und letztere verwerfen. Daß die Schriftſteller dieſer beſtimmten Zeitrichtung ſich zu früh hervorgethan, daß ſie bei längerer Reife in fertigerer Geſtalt zum Vorſchein gekommen wären, kann zugegeben werden, wenn man ſie auch als ſolche wie Embryonen der Zukunft behandelt. Sie haben in ſich ein Stück Zeitnothwendigkeit geſehen. Ihre Darſtellungen, von den paradoxeſten Anſichten ausgehend, ſollten als Jugendlieder einer neuen mit ihnen beginnenden Aera erklingen.

Man wird dieſes Selbſtvertrauen, wollte man es auch eine ſubjective Ueberhebung nennen, um ſo erklärlicher finden, wenn man den Bildungsgang des modernen Schriftſtellers in Rechnung bringt. Derſelbe lernt das Leben größtentheils aus philoſophiſchen Conſtructionen kennen, das Objective an demſelben ſcheint ihm ein Stoff, woran er ſeine geiſtigen Kräfte verſuchen ſoll. Geſchichte und Poeſie geben der jugendlichen Phantaſie reiche Nahrung. Mögliche Hinderniſſe werden als die Stadien eines nothwendigen Märtyrerthums angeſehen. Iſt es zu verwundern, daß dieſe gährende Kraft, die ſich auf Univerſitäten zuerſt in Verbindungen hervorthut, ihre Anſichten alsbald auch ins practiſche Leben übertragen möchte! Die Arena der Literatur wird betreten. Die ſpeculative Tendenz iſt vorwaltend. Mittel, nicht Selbſtzweck erſcheint die Kunſt — eine Anſicht, die ſich bei der Ideenloſigkeit der Literatur, welche wir der Reſtaurationsperiode verdanken, leicht geltend machen konnte. Dieſes dilettantiſche Herumtaſten des jungen Schriftſtellers am Beſtehenden hat ihn in eine oppoſitive Stellung zur Staatsgewalt gebracht. Letztere wird ihn immer nicht ohne Mißtrauen anſehen. Giebt dieſer Umſtand der Literatur ſelbſt auch einerſeits Anſehen und Bedeutung wie ſie es früher nicht gehabt hat, ſo iſolirt er andrerſeits den Schriftſteller von einem Kreiſe, wo grade die klaſſiſche Periode unſrer Literatur ſich am Erſten ihre Stellung erworben hat. Hierauf entſteht eine Rückwirkung auf die Literatur, die in manchem, beſonders aber kritiſchen Betrachte höchſt nachtheilig erſcheint.

Es iſt leicht begreiflich, daß die Kritik Beſtrebungen dieſer Art weit ernſter, als bloße Spiele der Einbildungskraft behandeln mußte. Bei den letzteren, nicht aber bei erſteren ſollten der Kritik Jean Paul's Worte vorſchweben: „Iſt es nicht unbillig, von großen Darſtellungen auf das Herz zu ſchließen und den Dichter nicht von dem Menſchen abzuſondern, da man doch in weit ſchwierigeren Fällen Werke wie das des Petronius (nach Lipſius) leſen und (nach Bayle) ſogar ſchreiben kann, ohne den geringſten Einfluß auf das Herz? — Sind denn die gebildeten Europäer Nordamerikaner, welche die Träume der Nacht am Tage zu realiſiren ſuchen?“ — Die jüngeren Leiſtungen wollten allerdings für mehr als bloße dichteriſche Träume gehalten werden; ſie nahmen neben der künſtleriſchen noch eine ſociale Bedeutung in Anſpruch. Ihr Inhalt wurde dadurch zur Parteiangelegenheit. Die Kritik konnte ſich unmöglich indifferent verhalten; ihre Stellung wurde immer ſchwieriger. Hätte ſich dieſelbe (namentlich bei Menzel) zurechtweiſend und belehrend gezeigt, hätte ſie nicht die Perſonen, ſtatt der von ihnen aufgeſtellten Lehren verfolgt, hätte ſie ſich nicht durch die Form ihrer Anklage den Verdacht zugezogen, daß ſie der Staatsgewalt einen Liebesdienſt erweiſen wollte, würde ſie ſich die Achtung der Nation erworben haben, während die Nation ſich jezt von ihr abwendet, ohne darum ihr billigendes Votum der jüngeren Richtung geben zu wollen. Was uns in dieſem Augenblicke Noth thut, iſt die rechte Vermittelung, indem man bei ſtrengem Tadel des Verkehrten an der jüngeren Richtung auf das lebendig Gute derſelben hinweiſen muß.

Der Literärhiſtoriker wird dieſe Richtung an Herder und Jean Paul und ſodann an zwei jüngere Namen, an Börne und Heine anknüpfen, da in ihnen die Macht der Subjectivität zuerſt und am Lebendigſten zum Ausbruch gekommen. Daß die Richtung als ſolche, abgeſehen von den Leiſtungen, demjenigen tadelnswerth erſcheinen muß, der nur die von Göthe betretene Bahn als die einzige anſieht, welche zur ſeligmachenden Kirche der Kunſt führt, daß es ferner bei ſo verſchiedener Grundanſicht nie zum Verſtändniß und zur Würdigung der

Leiſtungen ſelbſt kommen kann, läßt ſich im Voraus leicht annehmen. Ein ſolcher mag ſie immerhin als Verirrungen anſehen — ſehen doch viele die Reformation, Andere die franzöſiſche Revolution noch heute für Verirrungen an! — aber er iſt darin keineswegs berechtigt, denjenigen Mangel an Ehrlichkeit zuzuſchreiben, welche ihr anheim gefallen ſind. Von dieſem Geſichtspuncte aus müſſen Jedem die hämiſchen Angriffe des Herrn Gervinus gegen Börne einen mehr, als unangenehmen Eindruck hervorbringen. Dieſe Angriffe kommen aber um ſo widerwärtiger, als zufällige Zeitverhältniſſe, denen Börne wie kein Anderer in Deutſchland entgegengearbeitet, Gervinus eine politiſche Bedeutung gegeben haben, die mit jenen ſich nicht gut einigen laſſen. Was ſoll man dazu ſagen, wenn ein Gervinus durch folgende allgemeine Phraſen Börne widerlegen zu können glaubt: „Es iſt thöricht ſich dem Fortgange entgegen ſtemmen und halten zu wollen, was nicht mehr zu halten iſt, aber was Edles und Ewiges und Erhaltbares in dem Alten war, gegen die Zerſtörungsſucht der Neuerung zu ſchützen, iſt ſolch ein edles Beſtreben, wie der zeitgemäße Fortſchritt zum Beſſeren immerhin; und wäre es doch nur ſo möglich und leicht, als es wünſchenswerth iſt, daß ſich dieſe beiden Beſtrebungen weniger einſeitig und eigenſinnig gegenüberſtänden, denn dies hat jede Staatsveränderung in neuerer Zeit ſo furchtbar und blutig gemacht. Allein dieſe altfränkiſche Weisheit wird hier in unſern Briefen gar vernichtet, und die Begriffe von Glück und Heil des Menſchen geläuterter und gereinigter gelehrt. Die ganze Menſchheit, haben wir immer gemeint, blickte von jeher auf die vergangenen Zeiten als auf die glücklicheren zurück, denn ſie ſind die einfacheren, in denen die geringeren Bedürfniſſe leichter zu befriedigen waren, und in Befriedigung der Bedürfniſſe liegt den Menſchen gemeinglich das Gefühl des Glückes. Aber nach der Lehre dieſer neuen Propheten iſt das Glück der Welt fortwährend im Steigen. Es giebt jetzt zehntauſendmal mehr glückliche Menſchen, als vor vierhundert Jahren! Die Summe des Glücks wäre zwar die nämliche, aber es ſei anders vertheilt. Damals ſei Land, Gut, Reichthum, Luſt des Lebens, Waffen zur Vertheidigung dieſer Lebensgüter im Beſitz des Adels und alle Künſte und Wiſſenſchaften und göttliche Erkenntniß in den Händen der Geiſtlichkeit geweſen! Land, Gut, Reichthum, Lebensluſt, Waffen, Künſte, Wiſſenſchaften und gelehrte Theologie ſind alſo das Glück der Menſchheit! Armer Sokrates! du ſuchteſt die Luſt in der Gerechtigkeit der Seele, und das Glück in den niedrigen Hütten der zufriedenen Handwerker! Armer Chriſtus! du gingſt an den Reichen vorüber, die ſpotteten über die Phariſäer und Schriftgelehrten, und beriefſt in das Reich deiner Seligkeit zuerſt die an Gut und Geiſt Armen!“

So ſpricht ein deutſcher Gelehrter, ein deutſcher Hiſtoriker, ein deutſcher Liberaler. Nein, da iſt mir der Helote lieber, als ſolch ein gebildeter Phraſenſchmied, der unter dem Joche ſeines kleinlichen Egoismus nie das Große edler Geiſter nachempfinden kann. Ich wollte ruhig ſchreiben, aber ich ſchiene mir ſelbſt verdammungswürdig, könnte ich hier Ruhe behalten. Das Herz ſchließt die Galle keineswegs aus; letztere gibt oft vom erſtern grade das vollgiltigſte Zeugniß. Derſelbe Mann, der erſt in „der Befriedigung der Bedürfniſſe“ das Gefühl des Glückes mit dem gewöhnlichſten Materialiſten erkennt, beruft ſich einige Minuten ſpäter auf Sokrates und Chriſtus und predigt den Idealismus! Ueberall erkennt man den frühern beſchränkten Kreis, in dem Gervinus lebte; immer noch führt er die alte Handelselle bei ſich, um die höchſten Fragen des Lebens damit abzumeſſen. Was willſt du, Mann des Dünkels, möchte man ihn fragen, der du dich auf's hohe Pferd ſetzeſt und gegen Jean Paul, Byron, Chateaubriand, Victor Hugo und alles Neuere unbedingt proteſtirſt? — Was haſt du, wenn man dir deine Excerpte und Folianten nimmt? — Was biſt du, als eine herumziehende Bibliothek? — Ohne philoſophiſche Ausbildung und Herz tappſt du bald hier, bald dort, weißt nicht, wo du biſt und wohin du noch gerathen wirſt! Du biſt ein Knecht und biſt nicht der rechte Mann, wenn du auch zum hundertſten Male deines Amtes um ſcheinbarer Liebe zur Freiheit willen entlaſſen werdeſt, ein Lehrer der Jugend zu ſein. Die Jugend braucht mehr als ein zuſammengeſchrumpftes Herz! Das Bedeutende iſt zu ſelten, als daß es ſich durch den leichten Federſtrich eines Profeſſors auslöſchen ließe.

Wahrhaft lächerlich iſt es, wenn Herr Gervinus ſich jeden Augenblick vor dem Vorwurf der Pedanterie zu verwahren ſucht; er kommt uns wie jene Unglücklichen in den Irrenanſtalten vor, die jeden Augenblick von der Verkehrtheit der Welt ſprechen, die ſie hier als Verrückte eingeſchloſſen habe. Gervinus iſt der größte Pedant, der uns vorgekommen, ſo wenig er es auch ſein möchte und ſo gerne er ſich auch von ſeinen Freunden als einen Leſſing bezeichnen läßt. Ich finde in ihm nichts, als einen neuen Gottſched, der für die Auffaſſung und Beurtheilung moderner Zuſtände, dem Publikum gegenüber, um ſo gefährlicher iſt, als man ihm Fleiß und die Kunſt der Combination, wenn auch in ſchwerfälligem Styl nicht abſprechen kann. Gelehrſamkeit bildet auch ſelbſt da, wie in Sachen des Geſchmackes und des Gewiſſens, eine gefährliche Waffe bei den Deutſchen, wenn ſie in die unrechte Hand gerathen. Je mehr ſich die jüngere Literatur gegen die altväterliche Gelehrſamkeit aufgelehnt, weil ſie in ihr die Nahrung des Egoismus und der Abgeſchloſſenheit findet, wie ſie nur zu häufig den deutſchen Gelehrten beiwohnt, um ſo weniger will ſie von dieſem Mann im modernen Frack, aber zopfigen Herzen beurtheilt werden. Keiner von allen jüngern Gelehrten iſt, meines Erachtens, weniger geeignet, den Griffel der neuen Geſchichte zu führen, als grade Gervinus.

Aus meinen einleitenden Worten ergibt ſich, daß der Kritik nichts mehr zugemuthet werden muß, als ſich den jüngeren Literaturbeſtrebungen nicht mit Abneigung zu entziehen, weil ſie mehr wagen als die älteren.

Börne ſteht hier vor Allen oben an. Er hat viel gewagt und iſt ſich zu allen Zeiten in dem, was er für das Höchſte im Leben gehalten, gleich geblieben. Das zieht ſelbſt im feindlichen Lager die Achtung auf ſich. Börne's Briefe aus Paris dürften billigermaßen nie für ſich allein und abgeſchnitten von den vorangehenden Erſcheinungen beurtheilt werden. Man konnte immer die Form angreifen, nicht aber den Charakter verdächtigen, man konnte die Anſichten bekämpfen, nicht aber ſie für Lüge ausgeben. Was iſt jede Größe, wenn man ihr die Factoren, woraus ſie beſteht, wegnimmt. So kann man aus Luther einen ſinnlichen ehrgeizigen Mönch, aus Napoleon nur einen Tyrannen, aus Göthe einen ungeheuern Egoiſten conſtruiren. Der ächte Geſchichtſchreiber wird eher geneigt ſein, die Schattenſeiten mit den Lichtpartieen zu erhellen, als umgekehrt, die letzteren durch erſtere verdunkeln. Ein ächter Geſchichtſchreiber iſt conſequent, er wird eben ſo gut, als er „jeden ächten Ariſtokraten, der nach Grundſätzen, mit der Würde und Conſequenz eines Cato an dem Alten hängt, für einen Ehrenmann hält, dem man wohl gleiche Geſinnung und Mitwirken, aber niemals die Achtung verſagen kann," — wie ſich Gervinus in derſelben Beurtheilung ausſpricht — einen Republikaner ehren, der mit gleicher Ueberzeugung und Conſequenz den neuen demokratiſchen Tendenzen zugethan iſt.

IV.

Börne in Paris.

Von

E. Kolloff.

Börne lebte in Paris von allen Partheien iſolirt; als berühmter Schriftſteller hätte er durch einige Geſchmeidigkeit und Nachgiebigkeit leicht Anſehen und Einfluß gewinnen können, allein aus unbezwinglicher Abneigung gegen jeden Zwang, oder, wenn man lieber will, aus übermäßiger Liebe zur Freiheit ſchloß er ſich keiner Coterie an und pflog keine Bekanntſchaften; mit einem Wort, er war der Pariſer Geſellſchaft ſo fremd geblieben, als an dem Tage, wo er mit dem Eilwagen in der Hauptſtadt ankam. Wenn er einiges Bedauern darüber empfand, ſo war es einzig und allein wegen ſeiner unglücklichen Landsleute, denen er keine Fürſprache erwirken konnte; was ihn perſönlich anbetraf, ſo hat ihn auch keine Minute des Lebens darnach verlangt, ein Körnchen Einfluß um ſolchen Preis zu haben. Börne war zu characterfeſt, um über den verführeriſchen Lockungen der franzöſiſchen Hauptſtadt das Schickſal Deutſchlands aus den Augen und aus dem Herzen zu verlieren; er war zu konſequent, um in der Verbannung das zu liebkoſen, was er in der Heimath mit Spott und Verachtung überſchüttet; er war zu nationalſtolz, um den Franzoſen ekelhafte Süßigkeiten zu ſagen; er hielt zu ſehr auf individuelle Ehre, als daß er je mit Gleichmuth die verhöhnenden Worte des Herrn Jules Janin hingenommen: „er ſei ein Deutſcher, welcher die Pfote ſehr geſchickt auf franzöſiſche Art zu geben wiſſe." Börne fand es unter ſeiner Würde, von Philarete Chasles zu Theophile Gauthier, von den Bureaux der Debats zu den Bureaux der Preſſe zu laufen, und wie eine Kellnerin in franzöſiſchen Gaſthöfen hinter den obſkurſten Feuilletoniſten herzuwimmern: Messieurs, n'oubliez pas la fille! Börne wollte die Achtung der Franzoſen durch andere Anſprüche erringen, als durch die Bekenntniſſe, daß er nie den Fuß über die Schwelle einer Synagoge geſetzt, nie Tabak geraucht noch Sauerkraut gegeſſen habe u. dergl. mehr. Börne ſuchte nicht den Umgang mit Pariſer Notabilitäten; er forderte, daß ſie ſich um den ſeinigen bewürben. Raspail mußte ſich in eigner Perſon nach Auteuil begeben, um Börne zur Mitwirkung am Reformateur zu veranlaſſen; das Intriguiren, um eine exkluſive Stellung bei einem franzöſiſchen Journale zu erlangen, verſchmähete er, wie er überhaupt ein abgeſagter Feind von allem gemeinen Treiben war. Seine Feuilletons erregten Aufſehen und vielſache Beſprechung. Die Departementalblätter wiederholten ſeine Angriffe auf das Decentraliſationsſyſtem und Jules Janin benutzte mehrere Vergleiche, um ſeine Montagsfeuilletons damit auszuſchmücken. Die Redacteure des Reformateur hatten große Freude an dieſen Beiträgen; Schriftſteller, in ſo hohem Grade mit Esprit und Charakter ausgerüſtet, ſeien in Frankreich ſelten. An dem Manuſcripte wurde wenig oder nichts geändert; der Styl habe allerdings ein entſchieden fremdartiges Gepräge, aber einen originellen Reiz, der für franzöſiſche Leſer doppelt anziehend ſei.

Börne feſſelte mehrere franzöſiſche Gelehrte und Journaliſten gleich nach der erſten Unterredung. Eines Tages machte Niſard zufällig ſeine Bekanntſchaft. Dieſer Kritiker wurde im Lauf des Geſpräch's von dem Ideenreichthum, welchen Börne ihm erſchloß, ſo ſehr überraſcht, daß er ſinnend Abſchied nahm und den fol=

genden Tag Börne bitten ließ, ob er ihm nicht die Hauptäußerungen ſeiner geſtrigen Converſation aufſchreiben wolle. Die ſtolze Sicherheit und Ueberlegenheit, welche er den Franzoſen gegenüber entwickelte, die Offenheit, womit er ihnen die Blößen ihrer Literatur aufdeckte, frappirte ſie; bei einem Deutſchen hatten ſie dieſe klare, präciſe, praktiſche Erfaſſung des Gegenſtandes nicht vermuthet. Börne ſchmeichelte nie ihren Nationalvorurtheilen: aber mit einem bewunderswürdigen Takt wandte er ſich an ihre Nationalintereſſen, an ihre egoiſtiſchen Beſtrebungen, welchen er neue Bahnen, neue Welten in der Ferne zeigte, die ſie erſt entdecken und erobern mußten, wenn ſie ſich das Scepter der europäiſchen Civiliſation nicht aus den Händen winden laſſen wollten. Börne drückte ſich im Franzöſiſchen ziemlich geläufig aus; wir wollen damit nicht ſagen, was man irgendwo von Heine erzählt hat, daß er alle Pointen der franzöſiſchen Sprache bis in die feinſten Nüancen ſich angeeignet; wir würden Börne's Ruhe im Grabe ſtören, wenn wir mit ihm kokettiren wollten; wir glauben bei der Wahrheit zu bleiben, wenn wir behaupten, Börne's umfaſſender Verſtand habe in ſo weit das Franzöſiſche beherrſcht, daß er um die Worte für Darlegung ſeiner Ideen nicht verlegen war, es mochten allerdings zahlreiche Germaniſmen mitunterlaufen.

Man hat neuerdings Börne's Oppoſition gegen Göthe verdächtigen wollen; allein dieſe Oppoſition beruhte keineswegs auf vorgefaßten Meinungen und kleinlichen Nebenabſichten. Schon damals, als Göthe's Name durch die Schlegel'ſche Schule zur höchſten Beglaubigung geweiht war, hatte Börne mit geſundem Sinn und Herzen aus dem Gewirr von Ueberſchätzungen ſogleich das Unächte und Unwahre herausgefühlt und freimüthig im Kreiſe von Vertrauten bekannt. Göthe's intimſte Freunde wollten den Herausgeber der Waage bei ſeiner Anweſenheit in Weimar durchaus dem Olympier vorſtellen; aber Börne verweigerte ſtandhaft jede Annäherung an den ihm verhaßten Mann. Als die Liebe und Verehrung der Anhänger Göthe's beinahe in Religions- und Sektengeiſt umſchlug, glaubte Börne gegen dieſen Lamaiſmus auftreten zu müſſen. „Namen ſind Fahnen" pflegte er zu ſagen. Börne ſteckte deshalb ein anderes Banner auf und erhob Kultus gegen Kultus; ſeine Polemik hat Wurzel gefaßt und wird ſich in der Folge wahrſcheinlich immer mehr ausbreiten. Gegenwärtig zählt

Göthe noch mehr Gläubige als Börne; wem der Sieg verbleiben wird, muß die Zukunft lehren.

Herr Lewald hat, wenn wir nicht irren, in ſeinem Album aus Paris drucken laſſen, daß Börne, der Republikaner, in höchſt ariſtokratiſchen Umgebungen wohne. Auf weſſen Antrieb Herr Lewald dieſe Bemerkung dem deutſchen Publikum hingeworfen, ſoll hier nicht erörtert werden; der Herausgeber der Europa ſchätzte zwar Börne ſehr hoch, Heine ſteht ihm indeß noch höher. Dem Freunde verſagt man ungern eine Bitte und Herr Lewald iſt nicht ſo naiv unſchuldig, als der Herr Profeſſor Wolff in Jena, welcher in ſeiner rührenden Ehrlichkeit erklärt, Heine habe ihm ſpeziell aufgetragen, was er über Börne ſage. So lange wir Börne gekannt haben, bewohnte er ein kleines viereckiges Zimmer, mit einem einzigen Fenſter, von wo man Winters eine Ausſicht in die rue Laffitte und gegen den Montmartre, Sommers die Ausſicht auf den place d'armes in Auteuil hatte. Ein gewöhnliches Stehpult zum Arbeiten, an deſſen Seiten zwei Handleuchter mit Wachskerzen eingebohrt waren, ein Fauteil à la Voltaire von rothem Marokin, eine nicht ſowohl zahlreiche, als ausgewählte Bibliothek mit deutſchen, italieniſchen, ſpaniſchen, engliſchen und franzöſiſchen Werken, ein Tiſch mit Journalen und Broſchüren bedeckt, eine Art Schrank mit numerirten Schubkaſten für Briefe, Manuſcripte u. ſ. w. — dieſe Gegenſtände bildeten nebſt einigen Fußteppichen das vollſtändige Ameublement des Wohnzimmers, worin Börne den größten Theil des Tages verweilte. In dem ganzen Kabinette waren nur noch zwei Plätze über dem Fächerſchrank und über dem Arbeitspult leer; den erſteren füllte eine bronzene Büſte Jean Jacques Rouſſeau's, den letzteren ein weibliches Porträt, voll Milde und Anmuth in den regelmäßigen, begeiſtigten Zügen. Börne las viel und anhaltend, nur wenn er über einen Gegenſtand ſchreiben wollte, legte er jedes Buch bei Seite und wehrte ſorgfältig fremde Meinungen und Urtheile über denſelben Gegenſtand von ſich ab. Er arbeitete langſam und bedächtig; wenn er ſich jedoch lange mit einem Stoff herumgetragen hatte, fand er für ſeine Gedanken ſchnell den ſcharfen, gewandten, zutreffenden Ausdruck, welcher in ſeinen Schriften mit der ganzen Macht ſeines tiefen Gehalts wirkt. Sein letztes Vermächtniß, den Franzoſenfreſſer, hat Börne hinnen wenigen Wochen im Oktober 1836 in Auteuil geſchrieben.

Börne unterhielt keine weitläuftige Korreſpondenz; er ſelbſt wollte den unterbrochenen Briefwechſel mit alten Bekannten nicht wieder aufnehmen, weil er nicht gern Leute erſchreckte und in Verlegenheit brachte. Es waren ihm in dieſer Beziehung traurige Erfahrungen philiſtröſer Angſt vorgekommen. Er wollte ſeine Balance in der Frankfurter Oberpoſtamtszeitung anzeigen laſſen und überſandte die Annonce an mehrere Bekannte; aber keiner hatte den Muth, die Annonce auf's Journalbureau zu tragen! Von der Furcht des verſtorbenen Bibliothekars Weitzel erzählte Börne komiſche Auftritte; er ſchilderte dieſen Mann als einen Erzjakobiner, der mit Leib und Seele Revolutionär, aber aus lauter Vorſicht halbliberal geweſen; ſo oft er den Herrn Hofrath in Wiesbaden beſucht, hätte dieſer das ganze Haus durchſucht, alle Thüren verriegelt und dennoch jeden Augenblick ängſtlich hingehorcht, ob vielleicht Jemand käme.

Obſchon nun, wie geſagt, Börne ſehr wenig korreſpondirte, ſo empfing er dennoch alljährlich eine bedeutende Anzahl von Briefen, welche aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands, namentlich von jungen Schriftſtellern und Studirenden an ihn gerichtet wurden; die Einen fragten ihn um ſeinen väterlichen Rath für die Einrichtung ihrer Karrière; die Andern ſchütteten ihren Enthuſiasmus über ſeine Schriften aus; die Dritten verlangten Geld zur Reiſe nach Paris und Auskunft über die Art und Weiſe, wie dort am leichteſten ein Unterkommen zu finden; die vierten endlich überſchickten ihre literariſchen Erſtlinge. Für einen Biographen Börne's müßte dieſe Brieſſammlung von einem großen Werth ſein.

Börne war troß ſeines vorgerückten Alters, dennoch der Mann der Jugend, welche in ſeiner friſchen, ſtets neuen und ſich verjüngenden Produktivität ihr eignes Lebenselement ahnte. Börne's Körper brach in den letzten Jahren augenſcheinlich immer mehr und mehr zuſammen; aber der Geiſt des raſtlos thätigen Mannes ſchien am wenigſten zu altern; er war jung, kräftig, wirkſam, hoffnungs- und antheilvoll bis zum letzten Entſchlummern und ſah jenſeits deſſelben getroſt und heiter nur neue Anfänge und Entwickelungen.

Die zahlloſen wegwerfenden Urtheile, welche man in den letzten Jahren über Börne gefällt hat, ſchien Heine in ſeinen Memoiren des Herrn von Schnabelewopski in einer Weiſe zu rechtfertigen, die allen, welche beide Schriftſteller lieben gelernt hatten, unerfreulich geweſen iſt. Unter dem für die Beziehungen in den genannten Memoiren mindeſtens nicht paſſenden Namen „der kleine Simſon", wird hier ein Mann angeführt, der über Religionsſpöttereien fortwährend: O Gott, Gott! ausruft, ſich für die Exiſtenz des höchſten Weſens duellirt, einen Stich in die Lunge erhält, kurz in allen Berührungen mit Herrn von Schnabelewopski und ſeinen Freunden bei Seite geſetzt, verhöhnt und für einen ſich zwar ſanskülottiſch im Koth wälzenden Republikaner, aber für einen unterthänigen Kammerknecht Jehovah's erklärt wird. Börne hatte ſich in dieſem Zerrbilde nicht wieder erkannt; als wir einſtmals darauf anſpielten, erwiederte er: „das habe ich nicht herausgefunden, da muß ich das Buch noch einmal leſen, es ſcheint, Heine hat dieſe Memoiren ſchon auf der Schule oder Univerſität geſchrieben; es ſind lauter Studentenwitze." Je weniger man im Uebrigen in dieſer Myſtifikation verkennen konnte, daß es auf Börne's Charakter gemünzt ſei, deſto mehr mußte dieſer Mangel an Takt und Feinheit in dem von Mutterſeite aus adeligem Hauſe herſtammenden Schnabelewopski verletzen und alle diejenigen, welche die zwiſchen Börne und Heine obwaltenden Verhältniſſe kannten, ſchmerzte dieſer Angriff um ſo mehr, je deutlicher ſie die traurige Veranlaſſung zu demſelben zu erkennen glaubten. Es iſt wahr, Börne hat ſich nie zu dem Standpunkt einer nöthigen Indifferenz gegen Religion hinaufgeſchwungen; was er unter Religion und Chriſtenthum verſtehe, darüber hat er ſich in den Feuilletons des Reformateur zur Genüge erklärt. Erſt ſpäter hat man Börne jedoch in Wahrheit mißverſtanden, weil es unbequem wurde, das Ziel zu erreichen, welches er geſtellt hatte. Es ſtanden aus dem jüngern Kreiſe Gegner gegen ihn auf welchen es nur darum zu thun war, mit ihrer Phraſeologie zu koquettiren, der Ariſtokratie wohl gelegentlich einen Seitenhieb zu geben, auch der deutſchen Freiheit nur alle Jahr einmal einen hübſchen Strauß mit einigen hübſchen Complimenten zu überreichen, während Börne's Seele mit dem Einen großen Gedanken beſchäftigt war, ſein Volk aus geiſtigem Schlummer zu rütteln und zur Thatkraft anzufeuern. Daß Börne die große Laſt, welche er ſich aufgebürdet, fühlte, daß unter ihr oftmals ſeine Seele ſtöhnte, daß er oft Ahnungen hatte, er würde ſein Werk nicht durchführen, weil es umbildend und der egoiſtiſchen Schlaffheit der Zeit feindlich ſei, — hat nun wohl Jeder aus ſeinem letzten Buche herausgeleſen. Börne ſelbſt ſah ein, daß er, von allen verlaſſen, unterliegen müſſe; aber er wollte den Kampf kämpfen bis an ſein Ende. Er war in tiefſter Seele überzeugt, daß er für „die Rechte, die mit uns geboren ſind," für die heiligſten, unveräußerlichſten Rechte der Menſchheit ſtreite und falle, und ſo wenig er eine Möglichkeit des Sieges übrig ſah, hatte ſein Muth für den Gedanken: nachzugeben oder abzulaſſen, keinen Raum. Die Diſtel des Ehrgeizes, der Eitelkeit oder des Eigennutzes wurzelte und wucherte dabei keineswegs in ſeinem Herzen, wie ſo manche geglaubt haben, die ſich für Beſtrebungen dieſer Art keine andere als egoiſtiſche Beweggründe zu denken vermögen. Börne hat es, denke ich, durch ſein ganzes Leben bewieſen, daß er mit ſeinen Revolutionsideen kein frevelndes, eigennütziges Spiel getrieben. Sollten Andere anderer Meinung ſein, ſo möge man bedenken, daß es eine gewiſſe Weiſe von ſich auf Andere zu ſchließen giebt, welche einen untrüglichen Schluß rückwärts zuläßt. Mancher ſeiner alten Freunde hat ſich ſeither andere Freunde geſucht, als ſonſt, und wird wiſſen warum; und die neuen Freunde werden es wohl auch wiſſen.

Für Börne waren die Conſtellationen nicht ſo günſtig. Die Sache lag ſo: Börne ſtand im offenen Kampfe mit der herrſchenden Unſitte und Ungerechtigkeit jeder Art. Er mußte ſiegen oder fallen! Sich vor dem ungeheuren Feinde zurückziehen, daran dachte der kühne Mann nicht. Er wollte durchbrechen und nicht vereinigen, wo er nichts zu vereinigen ſah. Das aber war es gerade, was die frühreife Weisheit jener Menſchen an Börne auszuſetzen hatte. Von jeher gewöhnt, auf die Gebrechen ihrer Nächſten die Verherrlichung ihrer Tugend und ihres Namens zu gründen, ſahen ſie die Gefahr, in welcher Börne und ſeine Beſtrebungen ſchwebten, ſo gut wie jeder andere. Sie wollten umlenken, vermitteln, aus zwei Halbheiten eine Ganzheit bilden und im ſchlimmſten Falle ſich um jeden Preis zurückziehen. Börne war kein ſo arger Rigoriſt, um nicht Jedem zu geſtatten, aus ſeinem Fahrzeuge, da wo es noth that, einige Lieblingsideen über Bord zu werfen, ohne ihn deßhalb der Inkonſequenz zu zeihen; aber er verlangte, daß die Lebensanſicht eines Jeden auf einem urſprünglichen Grunde fuße, welcher unter allen Umſtänden feſt bleiben, ehrenhaft vertheidigt und nur nach einem ehrenvollen Rückzuge dem Feinde eingeräumt werden müſſe.

Jetzt mögen ſie zum Theil Börne wohl beſchuldigen, er habe all das Unheil über die Jugend gebracht, dem dieſelbe ſeit mehreren Jahren faſt erlegen iſt. Und dennoch ſteht dieſer Mann gerechtfertigt da und eine ſpätere Zeit wird ihm ſogar Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn ſie das offne Buch der Geſchichte vor ſich, die Vergangenheit hell und klar zu durchſchauen vermag. Gelächelt aber hätten Börne und Heine, auf welche nach der Julirevolution das Auge ihres Volkes und beſonders das der Jugend ſah, wenn ſie gehört hätten, wie ſich die Jüngern ſtritten: welcher von beiden der vortrefflichſte ſei und das Vorbild für Alle?

Börne hat ſich bei den Vorwürfen von Orthodoxie, Vaterlandsverrätherei und Unwiſſenheit, welche man in Heine's, Menzel's und Kühne's Urtheilen über ihn findet und welche die Einfalt nachlallt, ſtets beruhigt, und konnte es mit vollem Recht. Sein Glaube war aus keiner Dogmatik, ſondern aus innerer angeborner Religioſität geſchöpft, ſein Patriotismus war keine heuchleriſche Vergötterung und Anpreiſung Deutſchlands auf Koſten anderer Völker, ſondern eine gerechte Würdigung aller Tugenden und Untugenden ſeines Volkes in Vergleich zu anderen Nationen. Wenn

Börne auch nie das Wiſſen eines deutſchen Gelehrten beſeſſen haben mag, ſo hat er doch keinem ordentlichen Profeſſor der Philoſophie an Urtheil und Logik je etwas nachgegeben. An Kraft des Charakters überragte er bei weitem die meiſten Menſchen ſeiner Zeit.

Damit ſchließen wir dieſe flüchtigen Andeutungen über Börne und wünſchen, daß dieſelben dazu beitragen mögen, einige von den nebelhaften Urtheilen zu berichtigen, welche über Börne's Leben und Wirken in Umlauf geſetzt worden ſind. Gerne hätten wir noch einen Blick in ſeine frühere ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit während der Reſtauration geworfen; allein wir dürfen hier nicht vorgreifen, da uns eine genauere Kenntniß des Zuſammenhangs jener Jahre abgeht. Sollte es aber ſcheinen, als ſei das Licht zu günſtig, welches wir über die letzten Lebensjahre Börne's zu verbreiten ſuchen, ſo bitten wir zu bedenken, welche Maſſen von Schatten bis noch vor kurzer Zeit auf das Bild dieſes Mannes geſtreut worden ſind. Das Leben eines Sterblichen, welches eine moraliſche Idee bewegt hat, wird und muß immer Werth behalten, den keine Mißbilligung vertilgen kann. Der Menſch mag irren in ſeinem Denken und Streben; aber ſchwerlich möchte ſein

Irrthum Sünde oder gar Tollheit zu nennen ſein, wenn er ſich in Idealen verliert, nach denen er, begeiſtert für alles Gute und Schöne, das Leben außer ſeinem Buſen zu meſſen wagt.

V.

Rückblicke
auf
die ſchöne Literatur
ſeit 1830.

Von

Levin Schücking.

I pity the man who can travel from Dan to Beersheba and cry: 'tis all barren! — STERNE.

Bei einer Wanderung, wie wir ſie beabſichtigen, raſch, dem auf Eiſenbahnen ſich bewegenden Geiſte der Zeit gemäß, gefällt ſich die kritiſche Cenſorſtrenge gewöhnlich darin, wie der gelehrte Smelfungus zu reiſen, den der Spleen und die Gelbſucht durch die herrlichſten Länder der Erde begleiteten. Darunter leidet nun zwar Niemand mehr als der gelehrte Reiſende ſelbſt, aber er führt die Gefahr der Anſteckung mit ſich und es iſt nur zu ſehr Mode geworden, durch ſeine Brille auf die Zeit einer erfreulichen geiſtigen Regſamkeit und höchſt bedeutender intellectueller Beſtrebungen zu ſehen. Man wirft ihr vor, dem Unſchönen zu huldigen, nennt ſie eine Zeit des Uebergangs, die einſt Früchte bringen könne, obwohl man ihr wieder die Blüthen ableugnet und, manche Stimme zu hören, befänden wir uns auf unſrer Reiſe in die beſſere Zukunft grade in einem düſtern Tunnel, ohne andres Licht, als die Lämpchen, welche ein gewiſſer Kritiker, hinter dem raſchen Wagenzuge einherkeuchend, mit Extractöl nährt und anzündet, damit nicht alles Kopf unter Kopf über gehe in der Finſterniß.

Ein Zug innerer Nichtbefriedigung geht durch das Innere jedes Menſchen, verwandt jener höhern Sehnſucht, die uns eingehaucht iſt, der Quelle aller Poeſie; er charakteriſirt mehr als jedes andere unſer Zeitalter; ein Zeichen, daß es höher als jedes andere geſtiegen iſt; denn auf den Höhen nur werden die urſprünglichen Luftſtrömungen in ihrer ganzen Stärke gefühlt, wo die Hemmniſſe der Thäler und Ebenen ſie nicht brechen können, — oder auch, daß es mehr wie jedes andere die feſten Stützen der menſchlichen Schwäche verlaſſen hat. Aber man hat immer für die Zukunft gelebt, die Gegenwart ſchmähend und in der Vergangenheit erblickend, was ſie nie geweſen iſt; kann es Wunder nehmen, daß wir auch die literariſche Gegenwart verkennen, in ihr nur für die Zukunft zu leben glauben und, jenes weiſe: carpe diem immer mehr vergeſſend, ſie nur als Uebergangsperiode gelten laſſen wollen? — Allerdings iſt jede Zeit der Uebergang zu einer andern und die Mutter der Zukunft, wie der doch gewiß ſelbſtſtändige Herbſt mit ſeiner reizenden Eigenthümlichkeit nur die Brücke zwiſchen Sommer und Winter iſt; aber jede hat auch ihre eigenen Rechte, und es heißt dieſe verkennen, wenn man z. B. daraus, daß kein Fauſt, kein Wallenſtein mehr in den Meßkatalogen ſeit 1830 aufgeführt geſtanden hat, den Schluß zieht, wir ſeien nur im Uebergehen begriffen, wenn man über den abnehmenden Glanz und die angenommene Armuth ſich damit tröſten will, wir müßten nun einmal leiden, damit die Zukunft deſto leuchtender ſich geſtalten könne, wie ein Geiziger ſeine dereinſtigen Kinder zu den Sündenböcken ſeiner Schuld zu machen pflegt. Wohl mag dieſe allgemeine Annahme viel für ſich haben; die Werke unſrer jüngſten Literaturgeneration haben oft wirklich mehr vorläufigen oder Generalproben als eigentlichen dramatiſchen oder muſikaliſchen Produktionen ähnlich geſehen; aber ohne es zu wollen, ſchmähen wir durch jene Vorausſetzung uns ſelbſt mehr, als wir denken. Uebergangsperioden von einem Culminationspuncte zum andern führen immer durch völlige Nacht, wie die Sonne nur nach einer Nacht den Zenith wieder erreicht; ſo liegt zwiſchen den Minneſängern und der ſchleſiſchen Schule die Nacht, in der man die Bänkelſängereien der Meiſterſänger als Sterne verehrte; zwiſchen dieſer und dem Hainbunde die Finſterniß, welche man nur durch franzöſiſche Wachskerzen zu erhellen vermochte. Das ſind die Zeiten des Uebergangs, in denen aus dem dunklen Mutterſchooße dann ſich der neue Heiland ringt, von dem das Licht ausſtrahlt, wie von dem auf Correggio's Bilde. Nun aber, kann die Höhe unſrer Civiliſation noch von einer ſolchen Verfinſterung umſchleiert werden, ohne Weltumſtürzende Ereigniſſe? Wir glauben nicht; und wenn dieſe Verneinung auch das nahe Wiedererſcheinen eines Meſſias für die Literatur negirt, ſo ſagt ſie dagegen doch auch ſoviel, daß wir eines ſolchen nicht bedürfen und ſchon allein zum Wahren gelangen werden. Unſre Zeit hat ihre eigne Lichtphaſe und es gebührt ihr jegliche Achtung, als einer an und für ſich höchſt bedeutenden. Wohl ſchreiten wir vielleicht von einer Höhe zur andern: aber dann geht unſre Wanderung über ein hohes Bergplateau, welches nicht dunkles wirres Thal genannt werden darf; denn das Dezennium iſt reich und ſehr reich, wenn es auch nicht mit wenigen vollwichtigen Goldſtücken zahlt, wie die frühere Glanzepoche der deutſchen Poeſie mit den Münzſtätten Mannheim und Weimar, ſondern mit deſto mehr harten geränderten Thalern, oder nur in Groſchen, die doch auch Gute ſind.

Keine Literatur darf ſich dem Geiſte ihrer Zeit entfremden, wenn ſie mehr als exotiſche Blume ſein und, was ſie ſo ſelten thut und doch immer ſollte, erſprießlich in das ſocielle Leben eingreifen will. Die ſogenannten Claſſiker Frankreichs haben in einer ſolchen Trennung, in dem Fernhalten der bewegenden Ideen ihres Jahrhunderts von ihrer Poeſie, das Höchſte der Kunſt erreichen zu können geglaubt; ſie haben geglaubt, eine griechiſche Tragödie, ſo frei von allem buntſchimmernden Farbenanhauch der belebten jugendfriſchen Gegenwart, wie eine alte Statue aus pariſchem Marmor von Localtönen, ſei das eigentlichſte Ziel einer Zeit, die ein Jahrtauſend von der griechiſchen trennte. Iphigenie und Phädra betraten die Bühne, ſprachen vom verderblichen Geſchick und dem Wimpernzucken des Zeus Olympios guten oder ſchlechten Chriſten vor, die beide ſo wenig Erregung von Furcht dabei fühlen konnten, wie wir vor dem Geſpenſte der Ahnfrau. Man war aus Leibeskräften griechiſch, aber ſiehe, Agamemnon und Achilles ſprachen dennoch wie zwei chevaliers vom Hofe des allerchriſtlichſten Königs, und die Frauen mit den Sophokleiſchen Namen wie die

Frau Marquiſe von Sevigné, wenn ihre Moral einen heroiſchen Paroxysmus bekommen hatte; das Ritterthum, die Galanterie, der Geſchmack des ſiebenzehnten Jahrhunderts kamen überall in den Helden zum Vorſchein, wie die Allongenperücken, die Unifräcke nicht von den ſie darſtellenden Schauſpielern abgeſtreift werden konnten. Sich ſelbſt zum Trotz mußte man geſtehen, daß der von den Ideen der Ehre und Liebe, den Trägern der Romantik, gehobene Cid das beſte Werk einer Periode ſei, die ihn konſequent hätte verläugnen müſſen, aber vielleicht ſelbſt ſchon fühlte, daß ihre Schöpfungen weder modern noch antik, ſondern kalte verſchrobene und verzerrte Gebilde ſeien, die jetzt wenigſtens kein Menſch mehr leſen mag. Bei uns iſt es einem ſonſt ſo talentvollen Cronegk nicht beſſer gegangen; und gleiche Vergeſſenheit überſchattet jene idylliſchen Huldigungen arkadiſchen Schäferlebens, die Geßner weckte; er hat ſeinen Wunſch erreicht, eine ſtille ungeſtörte Ruhe — nur iſt es die Ruhe abſoluten Todes! So haben ſich derartige Verſündigungen an dem Geiſte der Zeit gerächt, aber es hat lange gewährt, bevor die Rache gewarnt hat; die Poeſie hat nicht aufgehört, ſich in alle möglichen Rollen einzuſtudiren, und iſt unter den bunteſten Verkleidungen auf die Bühne getreten, oft nur, um unter den faltenreichen Gewändern der Vorzeit oder des Auslandes Verhüllung von Mängeln zu ſuchen, welche das Modekleid der Zeit unerbittlich aufgedeckt hätte. So hat man mit Recht, wie Schlegel die Poeſie der Alten plaſtiſch nannte und die romantiſche des Mittelalters pittoresk, die unſre theatraliſch genannt. In der neueſten Zeit mag als Repräſentant dieſes theatraliſchen Charakters Rückert gelten, der bald auftritt in der Schaube des Minneſängers, mit der Rott im kampfgeſtählten Arm, bald im rauſchenden Kaftan aus perſiſcher Seide oder wieder mit dem langen Silberbart eines ſpruchreichen Bramanen. Auch Freiligrath trägt dies Gepräge des Theatraliſchen und mag einſt wie jener ſchmerzlich die Verachtung einer hiſtoriſchen Warnung beſtraft fühlen, wenn er fortfährt, lieber ein arabiſch Wüſtenroß zu tummeln, als auf guten Wegen, wo weder mehr die Art des Hinterwäldlers noch die Ausdauer ſeiner Kameele nöthig iſt, wie ein deutſcher Mann einherzuſchreiten.

Nun aber gebührt unſrer ſchönen Literatur ſeit 1830 der Ruhm, erkannt zu haben, wie der höhere und eigentliche Beruf der Kunſt ſei, wohlthätig wirkend auch in das Leben ſelbſt einzugreifen, die Revolution der Wahrheit gegen das Vorurtheil, der Vernunft gegen lang geheiligte Unvernunft in dem großen Geiſtesſtaate der gebildeten Welt zu bewerkſtelligen — die politiſche, unzuläſſige Revolution vermittelſt des Terrorismus der Empörung, durch die Revolution des nur milde und ruhige Uebergänge veranlaſſenden Kunſtreizes zu erſetzen. Dieſe Erkenntniß wies der Literatur eine ganz neue Richtung an. Von 1830 datirt ſich der Untergang der Romantik als herrſchender Potenz, jenes Streben, die alleinſeligmachende Kirche des Schönen in einer Region zu ſuchen, woraus die praktiſche Wahrheit als bindendes, ſichtbares Oberhaupt verbannt iſt, eine Kirche, welche nicht auf Felſen gebaut iſt, ſondern auf Nebelſchichten und Wolkenzügen, die von der untergehenden Sonne oft ſchön, ja unendlich prachtvoll verklärt ſein können, aber keine Dauer haben und uns unnahbar fern liegen mit all ihrem Glanze und Himmelsſchmelz, die zu wenig weſenhaft und erfaßbar ſind, wenn wir uns auch noch zu ihnen aufſchwingen könnten, für unſre durch Fabrikarbeit vergröberten Hände. Deshalb aber war auch das Einſchlagen der neuen Richtung durchaus nicht ein willkührliches, oder aus der Ueberzeugung allein gefloſſen, daß die Hirngeſpinnſte der Phantaſie, welche ſo lange gegen die Claſſizität reagirt hatten, nach deren Untergang jetzt unnütz ſeien und uns nicht weiter zu fördern vermöchten. Man fühlte auch, wie die ganze Zeit eine praktiſche Richtung genommen habe, wie materielle Tendenzen zur alleinigen Herrſchaft gekommen ſeien, man fühlte die Nothwendigkeit, dieſer Richtung zu folgen, ihr Zugeſtändniſſe zu machen, und, um nicht in die Gefahr gänzlichen Verdrängtwerdens zu gerathen, das Unpraktiſchſte von Allem, die Poeſie praktiſch machen zu müſſen. So iſt die jetzt herrſchende Literatur pragmatiſch geworden und hat durch dieſen Schritt der Bürgſchaft eines fortwährenden Einfluſſes, den die induſtriellen Beſtrebungen ihr gefährdeten, auf's neue ſich verſichert. Was ſie dadurch an Poeſie verloren hat, erſetzt ihr der Einfluß auf die ſociellen Verhältniſſe, der ja, wenn er von der wahren Kunſt ausgeht, nur ein wohlthätiger ſein kann — erſetzt ihr die Hoffnung, durch ein ſolches Herablaſſen von den Sonnenglanzumhauchten Höhen der Menſchheit, in deren eiſig reiner Atmoſphäre doch eigentlich nur Engel es aushalten können, zu den Thälern, wo gewöhnliche Sterbliche wohnen, einſt eine ſpiritualiſtiſche Reaktion gegen das Umſichgreifen der Materie ausüben zu können. Denn wenn man die junge Literatur ſelbſt eine ganz und gar materielle nennt, ſo zieht ſie ſich dieſen Tadel großentheils nur durch eine gewiſſe Heuchelei zu, die ihr abgezwungen wurde, um bei der Materie, dem herrſchenden Element der Zeit, ſich accreditiren zu können. Vielleicht iſt ihr ſelbſt dieſe Heuchelei unbewußt; jedenfalls wird ſie, wenn ſie überhaupt forteriſtiren will, ſich bald genug wieder vergeiſtigen; ſie würde ſonſt ohne Einfluß bleiben, denn Materie zur Materie gethan läutert dieſe nicht, ſondern verdickt ſie.

Daß die neueingeſchlagene Richtung der neueſten Literatur nicht eine willkührliche war, erhellt auch aus der auffallenden, ſonſt unerklärlichen Erſcheinung, daß ſie zu gleicher Zeit von einer Menge geiſtreicher Stimmführer betreten wurde, da doch ſonſt jede neue Bahn von irgend einem Genius allein gebrochen wird, der durch den Zauber der Originalität die Zeitgenoſſen ſich nachreißt zu dem, was ſie ſonſt nicht ſobald errungen hätten, obwohl es ſo oft nur das Ei des Columbus iſt. Man iſt nun in jugendlichem Uebermuthe, berauſcht von dem ſtolzen Bewußtſein des: Heureka! auf mehr als einer Seite zu weit gegangen, hat die Beſonnenheit verloren bei dem angeſtrengten Betrachten der Gegenwart, deren toller Wirbelſchwung und raſtloſes Räderkreiſen ſchwindlig machte, ſo daß man mit dem Wahren einen Kampf begann, ſtatt zu ſuchen, es mit dem Schönen in Harmonie zu bringen; man hat die Zeit überflügeln wollen, ſtatt ihr gemeſſenen Schrittes nachzufolgen; aber das Extrem iſt nun einmal der Fluch jedes menſchlichen Beginnens und die Rückkehr aus dieſem iſt uns deutlich und ſchnell bezeichnet worden. — Man wird nicht allein erkennen, daß es keine eigentlich didaktiſche Poeſie giebt, keine mit ausgeſprochenen Tendenzen, als einzigen, überall ſich verſchiebenden Trägern des Ganzen, und daß das Schöne ſich ſelbſt zum Hauptzweck habe; ſondern auch, daß die Poeſie wohl Kränze flicht, aber keine Waffen ſchmiedet, daß ſie nur tröſtend die Kerkermauern, welche uns von dem erſehnten, aber nie dem Menſchen hienieden ſchon verliehenen Ziele der Freiheit ohne Schranken trennen, ausſchmücken und mit Illuſionen verhüllen kann, aber nicht ſie zu durchbrechen oder zu ſprengen vermag. Deshalb hätte man über den ſinnlichen Jacobinismus der neueſten Schule nicht jenen Lärm zu erheben gebraucht, und Werke mit einer ganz anderen, nicht verſtandenen Tendenz als Agenden des Orgiasmus ausſchreien ſollen. Das Unhaltbare, Unnatürliche zerfällt in ſich ſelbſt: „alles Uebermaaß iſt gerichtet;“ und wo eher, als bei dem verſtändigen Sinne und der ernſten Beſonnenheit der Deutſchen? Jener Verſuch zur Emancipation des Fleiſches aber, wie man es ſchmähend genannt hat, und vielleicht mit Recht, wenn man ſich nämlich ein Urtheil über eine Sache anmaßen darf, in der man den Partheien den Dupliken- und Triplikenwechſel verſagt hat, iſt zu kraß an's Licht getreten, um nicht in eine ſolche Kategorie zu fallen. Wir werden ſchon ohne alle kritiſch-polizeilichen Warnungen das Schlechte vom Guten zu ſcheiden wiſſen, einen Schuft Aretin nicht mehr il divino nennen, und wenn nicht zu bezweifeln iſt, daß der die Natur abſpiegelnde Dichter auch ihren Dualismus abſpiegeln und dazu ein dämoniſches Element in ſich tragen ſoll, welches das Gute wie das Schlechte zu reflectiren vermag, nie einer rein dämoniſchen Emancipation deſſelben, die nur zerſtört, huldigen, oder ihr Einfluß auf uns geſtatten. Die Namen thun viel, den Geſichtspunkt bei der Beurtheilung derſelben Sache zu verrücken: Nennen wir den Verſuch zur Emancipation des Fleiſches, den zur Emancipation der Liebe, ſo läßt ſich nicht mehr verkennen, daß ein ſolcher in dem Weſen einer poetiſchen Richtung begründet liegt, die ſich dem wirklichen Leben anzuſchließen ſucht, daß er der

Beginn eines Kampfes iſt, der auf eine vernünftigere Weiſe, das heißt mit mehr Achtung der deutſchen Cardinaltugend, der Treue, mit mehr ſchonender Rückſicht auf feſtgegründete ſocielle Verhältniſſe, die ſich nicht umſtoßen laſſen, noch lange fortgeführt werden wird und ſiegreich enden muß, wenn die Menſchheit nicht prädeſtinirt iſt, unter dem uſurpirten Zepter des Vorurtheils zu ſeufzen. Die Emancipation der Liebe über das Philiſterthum iſt im Grunde ſeit je das Streben aller neuern Poeſie geweſen, und Göthe ſowohl als der fromme Lamartine ſind in dieſer Beziehung die Choryphäen des jungen Deutſchlands. La chûte d'un ange nennt der letztere ſein neueſtes Gedicht, wo die Liebe einen Engel die Freuden Edens vergeſſen läßt; aber der Titel ſieht aus, wie eine Ironie; ſein Engel iſt nicht gefallen, ſondern durch ſeine Liebe geiſtig gehoben. Schon dem Jocelyn lag eine ähnliche Tendenz zu Grunde.

Als ſchneidendſter Contraſt ſtehen ſich die Liebe im Leben und die Liebe in den Büchern gegenüber. Hier wird ſie anerkannt als der würdigſte Gegenſtand poetiſcher Behandlung und Weihe, oder ſie vielmehr weiht hier das Gewöhnliche ſelbſt zur Poeſie; ſie erſcheint als die edelſte Leidenſchaft, deren läuternde Feuer die

Helden zu reinen lichten Sehnſuchtsweſen, wie zu den Peris der indiſchen Mythe, geſtaltet; man legt ihr die Kraft bei, zu verſittlichen, zu den edelſten Handlungen zu begeiſtern, alles Edle, was in der Bruſt des Menſchen keimt, zur duftenden Blüthe zu zeitigen, über die Proſa emporzutragen wie mit einem Hauche, der urgöttlich iſt. Niemanden fällt es ein, die Wahrheit dieſer Wirkungen zu bezweifeln, noch ihr Eingreifen in das Leben verkennen zu wollen. Niemand behauptet daß eine ſolche Liebe nur im Gedichte lebe, denn dann wäre der bei weitem größte Theil unſerer Gedichte eine Lächerlichkeit. Das Philiſterthum ſelbſt erkennt in der Poeſie dieſe adlige Würde der Liebe, dem Plebs der andern Leidenſchaften gegenüber an; es kann im Buch und auf der Bühne gerührt werden über das Mißgeſchick eines unbedeutenden Helden, den ihm ſeine Liebe allein bedeutender macht, als einen Newton oder Kepler, ja, es vergießt Thränen über Romeo's und Juliens unglückliches Ende; aber trotz alledem läßt ſeine Tochter ſich einfallen, einen Romeo zu lieben und um ihn den ihr beſtimmten reicheren Laffen Paris auszuſchlagen — es rauft ſich das Haar aus über das mißrathene, gottloſe Kind; wenn dieſes endlich von der Gewalt der väterlichen Autorität, oder der noch ſchlimmern der mütterlichen Ueberredung in das verhaßte Joch mit dem letzteren gezwungen iſt, brandmarkt man höhnend die Fortdauer des unbezwinglichen edleren Gefühls mit dem Namen Meineid, und alle müßigen Gevatterzungen gießen ſchadenfroh ihren giftigen Geifer über die Unglückliche aus. Man ſieht in der Liebe nichts, als die Verirrungen, zu denen ſie leiten kann, man duldet ſie höchſtens mitleidig lächelnd als eine Schwäche, welche vernünftige ſtarke Seelen nicht erfaßt, das Geſetz ignorirt ſie und hat nur Imputationsverſchiedenheiten bei den Leidenſchaften der Trunkſucht und des Zornes; unſre Moral hat aus ihrem umfaſſenden Sündenregiſter nur die einer Vernunftheirath contre coeur fortgelaſſen, das beſte Mittel, welches entſchieden ausgeſprochen ſo manches zerſtörte Lebensglück retten könnte, ja ſelbſt das Chriſtenthum, die Religion des Gefühls, hat ſich in ſeiner ascetiſchen Strenge nicht herablaſſen mögen, das edelſte aller Gefühle zu weihen; die Kirche iſt immer mehr geneigt geweſen, es zu tadeln und zu verwerfen, als zu billigen. — Was war nun natürlicher, als daß eine, wirkliches und ideelles Sein vermitteln wollende Literatur, deren Aufgabe dieſes Streben geworden war nach den Urgeſetzen des menſchlichen Bildungsganges, zuerſt dieſen Contraſt befehdete? daß ſie, weil ſie ihn wie eine ſtarke Mauer daſtehend fand, welche die Herzloſigkeit mit all der Kraft, die ſie bei uns beſitzt, aufgethürmt hatte, zornig weit ausholte zum Sturmlauf dagegen mit einer Heftigkeit, welche ſie über das Ziel hinausſchießen und ſtürzen machte? Sich zu erheben, umzukehren und beſonnen die Mauer ſo weit abzutragen, wie es ſocielle Bedingungen, wie es Moral geſtatten, wird die Aufgabe der Zukunft bleiben, wo, wenn das reell Wahre dem Schönen vindizirt iſt, der weitere Schritt der zur Heiligung durch Religioſität ſein muß, um der ächten Poeſie den pythiſchen Dreifuß unterzuſtellen, von dem herab ſie vom Geiſte der Göttlichkeit inſpirirt, ihre untrüglichen Ausſprüche verkünde.

Auch iſt die angegebene pragmatiſche Richtung überhaupt, wie insbeſondre der Verſuch zur Reform der Stellung, welche die beiden Geſchlechter in den chriſtlichen Staaten der Jetztwelt gegen einander eingenommen haben, nicht das eigne originelle Verdienſt unſrer jungen Literatur allein. Franzöſiſcher Muth hat in der letztern Beziehung zuerſt gegen die drückenden Feſſeln geeifert, die das Vorurtheil und gemachte willkührliche Verhältniſſe geſchmiedet haben; franzöſiſche ſchnellere Auffaſſungsgabe hat zuerſt die untrüglichſte

Weiſe erkannt, wie die Hoffnung, Anklang zu finden, wie das Intereſſe eines Publikums zu bewahren ſei, dem immer mehr die kindliche Illuſion ſchwindet und die Begeiſterungsfähigkeit für rein poetiſche Traumbilder, das in den ſpaniſchen Wirren keine Schlöſſer mehr ſich bauen mag, noch in der Luft, ſeit es auch dort nicht mehr ſicher iſt vor jener Reiſecalamität, den ſchwärmenden Söhnen Albions. So hat der franzöſiſche Geiſt wieder die bedächtige deutſche Klugheit überflügelt und ſie ſich nachgeriſſen durch die glänzenden Erfolge ſeiner neueſten Literatur; wir haben jedoch dieſes Mal das Verdienſt, nicht aus bloßer Nachahmungsſucht, wie ſonſt leider ſo oft, ſondern auch einmal mit dem klaren Bewußtſein von der innern Nothwendigkeit des Schrittes, nachgefolgt zu ſein. Aber vom bloßen Nachahmen können wir doch nicht ablaſſen. Wir haben das Flügelroß aus der divergirenden Linie durch kühne Sätze in die Parallele mit dem Leben eingelenkt. Der weiße Zelter der deutſchen Poeſie iſt hinausgeführt aus der Mährchenduftenden Waldeinſamkeit des Harziniſchen und Schwarzwaldes und tritt hervor auf die Ebenen, zu den Wohnungen der betriebſamen Menſchen, erſtaunt, auch dort klare, poetiſch rieſelnde Quellen zu finden, wenn auch nicht ſo phantaſtiſch und ſchäumend von Fels auf Felſen hüpfend, wie die Gießbäche des Gebirgs — er iſt erſtaunt, auch dort blumigte Wieſen zu ſehen, die zwar eintöniger ſind, als die wilden Bergesſchluchten, aber den Vortheil haben, gutes Gras ſtatt der dürren Baumflechten und Mooſe zu nähren. Nun aber will man dem ſchneeweißen glänzenden Haare des edlen Thiers die dreifarbige bunte Schabracke aufſchnallen; man ſtört ſeinen ruhigen ſtolzen Gang, der allein ſeinem Naturell zuſagt, indem man es zu Paraden, Pirouetten und Capriolen ſtachelt, die es nicht gelernt hat. Das Ende wird ſein, daß man das majeſtätiſche Roß ermüdet, trotz aller ſeiner Kraft, daß es immer erſchöpfter und ſchlechter anſetzt und zuletzt, wenn man nicht abläßt, keuchend die Zunge ausſtreckt, um zu verrecken.

Schon hat das Bearbeiten franzöſiſcher Stücke unſeren Bühnengeſchmack verdorben, daß die dramatiſchen Arbeiten einer Birchpfeiffer Epoche machen; hat die Nachahmung franzöſiſcher Romane eine Frivolität in unſre Literatur gebracht, die nie des deutſchen Gemüthes Beifall länger, als ſeine Ueberraſchung über die ihm ſo fremde Erſcheinung anhält, bewahren kann, eine Frivolität, die in der angenommenen „nachchriſtlichen" Zeit allerdings an ihrer Stelle ſein möchte; aber dieſe Annahme, der man jetzt ſo oft begegnet, iſt eine lächerliche, ſo lange noch Klöſter gebaut, Bisthümer errichtet, Prozeſſionen gehalten werden, ſo lange ein katholiſcher Prälat noch die Macht hat, die Federn aller Publiciſten in Bewegung zu ſetzen.

Man ſollte endlich einſehen, daß wir von dem beweglicheren Geiſte unſrer überrheiniſchen Nachbarn unendlich viel lernen können, aber daß wir, wenn wir einmal nachahmen wollen und müſſen, uns England zuwenden ſollten. Der franzöſiſche Geiſt, das franzöſiſche Blut iſt uns durchaus fremd. Nicht allein in der Bretagne liegt das alte Armorika, der Kelten Zuflucht; das keltiſche Blut hat ſeine fränkiſchen Sieger dennoch endlich überwunden, wie dieſe am Ende auch in Deutſchland und England den hier ſiegenden, dort beſiegten Sachſen unterlagen, deren innerſte Geiſteseigenthümlichkeit in beiden Ländern ſich gleich oder nahe verwandt geblieben iſt. Auch hier, in der Mißachtung dieſes Umſtandes, verkennt man eine hiſtoriſche Warnung; die Geſchichte unſrer Literatur zeigt uns, daß die Heroen derſelben, alle die, welche eine bleibende Herrſchaft über das deutſche Gemüth ausüben, eigen=

thümlich deutſch waren, oder nur unter engliſchem Einfluſſe ſtanden, weit entfernt freilich, dies in bloße Nachahmung ausarten zu laſſen; oder anders aufgefaßt, wir ſehen, daß alle großen Geiſter unſrer Nation ſich von der überragenden Trefflichkeit der britiſchen Literatur angezogen fühlten und, wenn von einer, ſich von ihr beherrſchen ließen. Die Nachahmer Frankreichs haben immer eine Zeitlang ergötzt, unterhalten und — ſind vergeſſen worden. Nennen wir zum Belege die gefeiertſten Namen. Wie zuerſt Leſſing für die engliſche Literatur gegen die franzöſiſche eiferte, iſt bekannt genug; mit jener hatte er die Schärfe ſeines pragmatiſchen Verſtandes gemein, wenn er auch tiefer philoſophiſch die meiſten Engländer überragte. In Klopſtock iſt die Anregung durch Milton und deſſen Einfluß unverkennbar; ſeine Oden dagegen tragen das Gepräge von Young's gedrängter Gedankenfülle und Gediegenheit, ganz deſſen Art, mit der Poeſie den Gedanken zu verbinden und jener dadurch das höhere Gewicht und den dauernden Werth zu geben. Hippel lebte zur Zeit des erſten Enthuſiasmus für die engliſche Literatur; wenigſtens anregend haben Sterne und Goldſmith auf ihn gewirkt, — während ſein größerer Geiſtesbruder Jean Paul ganz Sterne's Verbindung von ächter Sentimentalität und Humor beſitzt, Butler auf ſich wirken ließ und eine durchaus Shakespear'ſche Hoheit der Weltanſichten, Tiefe und Größe von Ideen und Conceptionen entwickelt. Der Einfluß Fielding's, Smollet's u. ſ. w. auf diejenigen unſrer frühern humoriſtiſchen Romane, die allein jetzt noch genannt zu werden verdienen, wie auf Müller von Itzehoe's Siegfried von Lindenberg u. ſ. w., liegt am Tage. Herder war frei von allem ausländiſchen Einfluſſe, obwohl er ein großer Verehrer Swift's war und einen Theil dieſes Schriftſtellers überſetzt hat; aber er war durchaus antifranzöſiſch. Schiller war zwar nur in ſeiner erſten Schöpfungsperiode von Shakespear's Genius angehaucht; aber ſeine ſittliche Haltung, die Conſequenz ſeiner Ideendurchführung von Freiheit, Pflicht, Adel des Charakters, Männerwürde, die Schärfe der Reflexion, die alle ſeine Poeſien durchdringt, ſein unwandelbarer Ernſt bilden immer eine die engliſche Poeſie paralleliſirende Richtung und geben ein unverkennbares Zeugniß von der Verwandtſchaft des beſſern britiſchen Geiſtes mit dem Deutſchen. Göthe nun pflegte immer etwas auf beiden Schultern zu tragen, oder beſſer ausgedrückt, ſein Genius war univerſell und gehörte durchaus, als Zögling des claſſiſchen Alterthums, allen Nationen an, die ſich in deſſen Verlaſſenſchaft getheilt haben. Aber unverkennbar iſt ſeine innere Verwandtſchaft mit Shakespeare größer, als die äußre des ernſten Strebens nach Vollendung des Styls mit den Franzoſen. Man thut ihm vielleicht Unrecht, wenn man ihm Reminiszenzen aus der Todesſcene Merkutio's in Romeo und Julie, in dem Streite zwiſchen Valentin und dem Helden im Fauſt vorwirft; aber für unſre Behauptung ſpricht unläugbar die wechſelſeitige große Sympathie Göthe's und Lord Byron's.

Es wäre unnöthig, zum Belege der Verwandtſchaft britiſchen und deutſchen Geiſtes, noch auf die unverkennbare Familienähnlichkeit einzugehen, welche beide Sprachen tragen, die überraſchende Treue, womit Ueberſetzungen aus der einen Sprache in die andere gelingen, obwohl die engliſche durch ihre Gedrungenheit und ihre einſilbigen Wörter dies unmöglich zu machen ſcheint, oder doch ſchwieriger, als aus jeder andern. Und doch gelingt es dagegen weder den Franzoſen, ein deutſches Werk ganz wieder zu geben, noch uns, ein franzöſiſches in derſelben Trefflichkeit, wie z. B. Wallenſtein durch Coleridge übertragen, wir möchten ſagen ein verſchönertes Werk geworden, wie Shakespeare bei uns nationaliſirt worden iſt, wie wir ſelbſt von dem ſchweren Childe Harold durch Zedlitz eine Ueberſetzung bekommen haben, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Aber es iſt, als wenn uns die Blutsverwandtſchaft zu nahe ſchiene, als daß eine Vermählung erlaubt wäre, oder als wenn das fremde geputzte Kammermädchen mehr Reize für uns hätte, als die ſittſame bekannte Baſe.

Werfen wir dagen einen Blick auf die Nachahmer oder Geiſtesverwandten Frankreichs. Von Rouſſeau angeregt, nahm unſere Literatur die ſentimentale Richtung, von Siegwart bis auf den Werther; wer kümmert ſich jetzt noch um ihre Emanationen? wer ſchätzt Lafontaine? wer einen Langbein? wer würde noch an Thümmel denken, wenn ihn nicht nationale Elemente, ein deutſcher Humor aufrecht erhielten? ſelbſt Wieland hat ſich nur durch das, was nicht ganz franzöſiſch in ihm iſt, die größere Gründlichkeit, vor dem völligen Vergeſſen ſchützen können. Und in unſren Tagen, wie hat Heinrich Heine, jener Geiſt, der als das große Ha Ha!, wenig ausſprechend und viel ſagend, unſerm Philiſterthume hätte entgegentreten können, ſeit ſeinem völligen Aufgehen in franzöſiſches Weſen ſich unendlich verloren? Und dennoch huldigt unſre jüngſte Literatur wieder mehr als je dem franzöſiſchen Einfluſſe, ja manchmal ſelbſt auf die Gefahr hin, Copien von

Copien zu liefern; denn wer mag läugnen, daß ſich die neueſte franzöſiſche Romantik an unſrem Hoffmann entzündet habe? — Damit aber ſoll keiner neuen Anglomanie das Wort geredet ſein, keiner blinden Verehrung alles Brittiſchen, der neueſten engliſchen Romane z. B. die meiſt von Frauen geſchrieben, ſeicht und fade genug ſind, wie alle Romane welche nach der Verdrängung der hiſtoriſchen und der philoſophiſchen Elemente aus dieſer Dichtungsart irgendwo von einem nicht überwiegenden genialen Darſtellungstalente ausgehen, — noch auch endlich einer andern Nachahmung der Engländer, als in ihrem Perhorreszieren der franzöſiſchen Verkehrtheit. —

Auch wollen wir hier nicht die Geiſtesfreiheit und Leichtigkeit verkleinern, die z. B. Bettinens Briefwechſel entfaltet; ſie iſt originell hervorgeſprudelt aus Bettinens Genius und von ihrer ſittlichen Grazie getragen, und grade diejenigen, denen ſie nicht gegeben iſt, ſollten ſich hüten, ihre deutſchen Tugenden hinzugeben für das bengaliſche Feuer der Phantaſie, für den flatternden ésprit mit ſeinen Schmetterlingsſchwingen, von denen eine deutſche gröbere Hand ja ſo leicht den Blüthenſtaub abwiſcht — was man alles den Gebilden der franzöſiſchen Poeſie und Unpoeſie nicht abſprechen kann. Waffen gegen die Pedanterie und das Philiſterthum wird uns ja ſchon das eigne Gemüth an die Hand geben, und die geiſtige Höhe, welche wir einnehmen, haben wir weder an der Hand der Engländer erklommen, die in kritiſcher und philoſophiſcher Tiefe weit unter uns ſtehen, noch auch an der der Franzoſen, welche wir ebenſo an Gründlichkeit überragen. Das iſt augenfällig und unläugbar, mag es auch ſo oft geſagt ſein, daß man dadurch es zu bezweifeln verſucht ſein könnte. Aber man vergleiche nur zwei ähnliche Werke, die beiden Literaturen angehören, es ſei in welchem Fache es wolle, das der Naturforſchung etwa ausgenommen, man vergleiche Wilken und Michaud, Diez und Raynouard, Gervinus und Simonde Sismondi, die Epigonen und Le chemin de Traverse, den Ahasver und la chûte d'un Ange!

Ein zweites, welches in der Literatur ſeit 1830 charakteriſtiſch für die Zeit aufgetaucht iſt, iſt das Streben, einer Weltliteratur, als Blüthe univerſeller Bildung die Bahn zu brechen. Auf der einen Seite glaubt man noch die, nur von den Fortſchritten der Bildung und dem wachſenden Uebergewicht des geiſtigen Lebens hervorgebrachten Erſcheinungen hemmen zu können: die Menge literariſcher Produktionen, die doch gewiß nicht unverhältnißmäßig mit der immer größer werdenden Menge der Leſer und Theilnehmer geſtiegen iſt, durch ſchonungsloſe Kritik; dann das Andringen zu den gelehrten Studien, als ob es eine willkührliche Mode ſei, der man Einhalt thun müſſe und nicht etwas durchaus durch die Zeit bedingtes, durch ſchonungsloſe Examen; beides gleich vergebliche Palliative. Während deß nun will man auf der andern Seite das geiſtige Leben aller Völker auf eine Höhe potenziren, wo vor ſeinem Walten, vor ſeinem Herrſcherblick wie aus der Vogelperſpektive die Gebirgszüge und Meere, welche die Reiche der Erde trennen, die Schranken der Nationen verſchwinden. Sollte die Idee mehr als eine Chimäre ſein und zur Wahrheit werden, einſt ſiegend ihre Apoſtel über die Eiſenbahnen von Cadiz bis zum Nordcap daherfliegen laſſen, ſo würde dieſe Aera das Ende der Poeſie werden. Freilich, es wäre ein ſtolzer erhebender Gedanke für unſere Dichter, bei ihrem Schaffen ſich bewußt zu ſein, wie Homer ein Werk für die Welt zu liefern! Nur würde er an einem unbedeutenden Irrthum zu Grunde gehen; das Mittelmäßige kann nie Aufnahme in die Weltliteratur erringen, das Gediegene aber, alles, was das Gepräge des Urſchönen trägt, gehört ihr von ſelbſt an; denn ſie iſt nichts Neues mehr und längſt von Sophokles, Dante, Taſſo und Byron geſtiftet. Doch man verſteht ein ganz anderes darunter; die Cultur ſoll zu einer Art großen Gärtnersmeſſer ſich geſtalten, um damit die Eiche wie die Myrthe zum gleich verkrüppelten Spalierbaum zu beſchneiden. Doch wie der Verluſt des Gefühls für die Heimath und der Vaterlandsliebe den ohnehin ſchon genug maſchinenartigen Staat mit dem Tode und der bloßen Forteriſtenz als Leiche bedrohte, die man nur nicht begraben durfte, um eine Vogelſcheuche für der Menſchen Schlechtigkeit zu behalten, würde die Entkleidung von allem Nationalen, von aller Originalität der Poeſie ihre Seele rauben. Die erhabenſten Schöpfungen der Dichtkunſt aller Zeiten tragen eine nationelle Färbung, ja, ihre wahrhaft göttlichen Werke ſind wie von dem individuellen Gemüthe ganzer Völker gedichtet worden, durch irgend ein ungewiſſes, vergeſſenes Organ; ſo der Cid, ſo die Niebelungen und Gudrun, vielleicht die Rhapſodien der Ilias, die „Stimmen der Völker;“ ſo ſcheinen Shakespeare's und Calderon's Werke die Blüthe alles deſſen zu ſein, was von eigenthümlicher Poeſie am engliſchen, am ſpaniſchen Volke haftet. Sobald nun die charakteriſtiſchen Unterſchiede aller Nationen aus der Literatur und überhaupt verwiſcht worden ſind, ſobald die Ideen und die Kenntniſſe des Hidalgo die des Squire geworden ſind und ſich in nichts mehr von denen des Bojaren unterſcheiden, ſobald in unausbleiblicher Conſequenz die Sitten Aller dieſelben geworden ſind, kurz ſobald ein Menſch zur Doublette des andern in der Weltſchule abgeſchliffen iſt, findet die Poeſie nirgends mehr die bunten Farben zu Lebenathmenden Gemälden und ſie würde, verſchmähend ihre Himmelskunſt an Grau in Grau zu vergeuden, ſich in irgend ein ſtilles Indianer-Wigwam retten, bis ſie auch dort, wenn endlich die Axt des Hinterwäldlers an den Magnolien der fernſten Urwälder erſchallte, vor dem Frevel zu einem beſſern Sterne entwiche. — Aber: est qua fata trahunt, qua ire recusant; der Himmel hat ſich nie einem Weltreiche günſtig gezeigt und wird es auch einer Weltliteratur nicht, trotz des Himmelſtürmenden Titanenmuthes, der ſie ſchaffen will. Er wird keiner „Eris in den gigantiſchen Formen der Zukunft“ geſtatten, ihm den Erdball zu zertrümmern, und wird thatſächlich die neueſte Schrift über die „Gränzen der Civiliſation“ recenſiren. Eine Reaktion gegen die Fortſchritte, welche die Cultur gewonnen hat, läßt ſich ſchon jetzt nicht mehr verkennen, wenn auch bislang mehr in politiſcher und kirchlicher Beziehung, als in geiſtiger, wenn man eine ſolche Trennung ſtatuiren kann. Wer weiß, welche Schranken ſich noch erheben werden, um einer alles ausgleichenden Bildung zu wehren, ſich über alle Länder zu ergießen mit mächtigen, zertrümmernden Wellenſchlägen, bis ſie von den Säulen des Herkules zum Kaukaſus die gleiche Waſſerhöhe hat?

Man würde die Aufgabe, die der geiſtigen Thätigkeit des Menſchen überhaupt, wie beſonders der in unſrem Jahrhundert geworden iſt, verkennen, wenn man glaubte, ſie beſtände im Nivelliren, im Vertilgen der Unterſchiede, im Kampf gegen die bunte Mannigfaltigkeit, welche die Natur, welche das Beſtreben aller Jahrhunderte von Anbeginn an geſchaffen hat. Das wäre ein Kampf gegen die in ihren Formen ſo unendlich verſchiedene Natur, ein Kampf der Schwäche gegen den Reichthum vielgeſtaltiger Kraft; es wäre, als ob das Pferd forderte, der Elephant ſolle ſeine Größe haben und der Haſe dieſelbe. Die Aufgabe des Jahrhunderts iſt nicht dieſe; vielleicht die, das angeerbte Gute vom Alten zu bewahren und das Errungene vom Neuen zu vertheidigen und ſo vom feſten Standpunkt aus, den man ſich nicht, ohne zur Wuth des Löwen zu erwachen, erſchüttern laſſen ſollte, (wie wir mit Lammesgeduld es noch kürzlich durch Frevel, an deren kühnes Auftreten wir nicht mehr im Traume dachten, haben geſchehen ſehen,) dem großen Rade der Zeit den Weg zum Fortrollen frei zu halten. Seinen Umſchwung aber beſchleunigen wollen, indem man mit nackter Hand in die Speichen greift, heißt ſeinen Arm in die Gefahr des Zerſchmettertwerdens bringen; er kann nicht eher erfolgen, als es ſeine Größe ihm zuläßt; Coloſſe bewegen ſich langſam.

Doch die Aufgabe des Jahrhunderts gehört nur in ſo fern hierhin, als es darauf ankommt, ob der erſte Schritt zu ihrer Löſung, der, ſie erkannt zu haben, von der Literatur unſrer Zeit gethan iſt; und das ſcheint kaum mit rechter Klarheit geſchehen zu ſein, wenn auf der einen Seite ſich als Bürgſchaft beſonnener Prüfung kein Feſthalten an den durch das Concrete und Wirkliche gegebenen Bedingungen zeigt, anderſeits verkannt wird, daß jene Aufgabe eine nach der Nationalität der europäiſchen Völker, die noch immer verſchieden genug iſt, in einem Lande eine Despotie zu verlangen und im andern eine Demagogie, unendlich modificirte ſei; ohne jene Erkenntniß aber kann die Pragmatik der Kunſt keine nützliche, wahrhafte werden.

Die alten Kaiſer pflegten als Schutzherren der Kirche den reichen Klöſtern einen Schirmvogt zum Schutze ihres Beſitzthums und ihrer Ruhe zu beſtellen, einen Ritter, der mit bewaffneter Fauſt die wehrloſe Schaar vor der Gottloſigkeit beſchildete; aber im Laufe der Zeit wurden grade die Vögte mit ihren Anſprüchen auf den Lohn dafür, die läſtigſten und ſchlimmſten Feinde, die Verderber der Stifter, denen der Name advocati auch in unſern Tagen alle Ehre gemacht haben würde. Aehnlich iſt es mit unſerer Kritik, der Poeſie gegenüber gegangen; ja ſie iſt oft mehr geworden, als ein ſolcher advocatus, ein wahrer advocatus diaboli; ſie kleidet ſich dann in die Robe grauer Theorie, um des Lebens grüne Bäume zu ſequeſtriren. Sie drängt die Spekulation in das Gebiet der Kunſt und fordert vom Dichter Anſchließen an philoſophiſche Syſteme, ohne ſeine Einrede gelten zu laſſen, daß er ein geborner σόφος ſei, der nicht mehr theuer zu erkaufen brauche, was er ſelbſt beſitze, was ſich ihm beim Bedürfniß ſchon von ſelbſt zeigen werde, — daß er ſein Sternenlicht nicht mit der Lucubrationslampe zu vergrößern nöthig habe, ebenſo wenig, wie eine Durchlaucht, ſich den Adel zu kaufen. Die unerfreulichen, unerſprießlichen Reſultate der modernen Philoſophie, z. B. ihr Gott, zu dem kein Menſch mit andächtigem Herzen wird beten können, werden nur den warmen Künſtlerbuſen erkälten; und doch wird unſre Kritik, die immer mehr in philoſophiſche Phraſen ſich einſchwatzt, bald kein Sonett mehr gelten laſſen, wobei ſich der Dichter nicht bewußt geweſen iſt, wie er das Nichtich mit ſeinem Ich ausgefüllt habe. Was ſoll die unendliche Tiefe, wo es ſich nicht um den dunklen Mittelpunkt der Erde handelt, ſondern um das Schöne, um die glänzenden und blühenden Erſcheinungen ihrer Oberfläche? Damit allein hat der Dichter zu ſchaffen, und wie das Schöne überall leicht erfaßbar vor unſer Auge tritt, ebenſo das Wahre, welches das höchſte Geſetz der Kritik ſein ſoll. Solch eine Hegelſche Recenſion verzehrt wie ein neuer Saturn ihre eignen Kinder; denn kommt man nach ihr zu irgend einem Kunſtwerk, ſo muß dieſes ſelbſt unendlich ſchaal und flach erſcheinen; welches andere Reſultat haben z. B. die gelehrten Phraſen in den Willkomm- und Fiſcherſchen Jahrbüchern für das Drama gehabt? Die Kritik ſollte mehr auf geſchichtliche Studien bei unſrer jüngern Literatur dringen; in ihnen liegt das beſte Heilmittel gegen Schwärmereien und Extravaganzen jeder Art.

Ein Literaturfreund hat einen ſchlimmen Stand bei uns; zuerſt zerreißt ihm die Poeſie das Herz und dann läßt ihn die Kritik den Kopf dazu zerbrechen.

Wenn nun aber trotz aller weſentlich beeinträchtigenden Momente, trotz dem, daß die Zeit einzig dem Verſtande huldigt und feindlich ſich gegen Illuſion, Begeiſterung, Gemüth und alle Wünſche der Phantaſie auflehnt, daß ſie durchaus männlich berechnend geworden iſt und kein jugendliches Schwärmen mehr duldet, ſelbſt bei ihren Dichtern nicht, denen doch ſonſt ewige Jugend vom Zeus als das einzige Erbtheil verliehen worden iſt, welches andere Sterbliche ihnen beneiden könnten — wenn nun trotz dem die ſchöne Literatur ſeit 1830 noch ſo reiche Blüthen getrieben hat, wie es der Fall iſt, ſo liegt darin zwar ein Zeugniß von dem unerſchöpften Reichthum der deutſchen Nation an Gemüth und Poeſie, und läßt uns auch auf deren bleibendes Walten in der nächſten Zukunft hoffen. Aber unausbleiblich wird der immer vernichtender werdende Einfluß jener ungünſtigen Elemente des Zeitgeiſtes in dem Maße gefühlt werden, als dieſe ſelbſt immer herrſchender und abſorbirender werden, und es wäre daher thöricht, in der Hoffnung einer Zukunft, die zwar immer reicher an Geiſt und Witz, aber immer ärmer an eigentlicher Poeſie werden wird — die Gegenwart mit dem, was ſie von der letztern noch baut, zu verkennen und ungenoſſen zu laſſen in treibender, drängender Unruhe nach dem Kommenden. Nur zu oft läßt man die Erſcheinungen der Gegenwart darum nicht gelten, weil ihren Urhebern Vorläufer die Bahn gebrochen, für ſie Erfahrungen geſammelt haben und in die Schule gegangen ſind; weil ihnen Muſter und eine zu künſtleriſchen Zwecken durchaus gebildete Sprache überliefert ſind; aber danach modifizirt ſich doch nur das Verdienſt der Schriftſteller, nicht das ihrer Werke ſelbſt und deren poſitiver, abſoluter Werth. Was ſchadet es dem Walladmor, der ſo gut iſt, wie eines der Werke des großen Unbekannten, daß Willibald Alexis ein bloßer Copiſt von Walter Scott war? Gold bleibt doch das edle Metall, mag man es nun von einem andern geſchenkt erhalten, oder mit Lebensgefahr aus tiefem Bergſchacht an's Licht fördern müſſen.

Ein nur kurzer Ueberblick mag nun hinreichen die Befugniß, unſre Zeit, die Zeit ſeit dem Jahre 1830 in belletriſtiſcher Beziehung eine reiche und bedeutende zu nennen, wie wir gethan haben, nachzuweiſen, mögen wir nun die Lyrik oder den Roman, weniger freilich das Drama oder gar das Epos in's Auge faſſen. Im Gebiete der Lyrik ſind die zahlreichſten, duftigſten Kränze an die alte Eiche, den Urbaum unſrer Poeſie aufgehängt aus den reichſten Blumen, aus Cedern-, Sycamoren- und Magnolien-Zweigen gewunden, darunter denn auch viel Flittergold und brennende oder abgebrannte Kerzchen, die Sterne darſtellen ſollen, daß er das bunte Anſehen eines glänzenden, großen Weihnachtsbaumes bekommen hat. Die umhertanzen und darüber in die Hände klatſchen, ſind wir ja auch ohnehin geneigt, Kinder zu nennen. Aber auch die gutmüthigern Großen können ſich noch darüber freuen, ohne ſich die Luſt durch den Gedanken verderben zu laſſen, daß die Hauptzier, die vergoldeten Eier, die der Vetter aus Schwaben geſchickt habe, ausgeblaſen ſeien.

Die bedeutendſte Erſcheinung iſt die Sammlung von Gedichten, welche Rückert herausgegeben hat, jener Dichter im eigentlichſten Sinne des Worts, ein Geiſt, der der Erde fernſte Küſten durchwandert, um alles Schöne, was ſie hegen, zu ſeinem wahrhaft mährchenhaften Zauberhort zu ſammeln und doch Deutſcher bleibt, wenn die Noth kommt, in ſeine geharniſchen

Sonette ſich wappnet und ſeinen deutſchen Mann ſteht. Nur Schade, daß Rückert bei ſeinen Gedichten ſich auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig Mühe giebt, und nur zu oft den mittelmäßigen Gehalt durch die ſchöne Form verkleidet glaubt. Ein fein geſchnitzter Stab iſt noch kein Blüthenzweig. Der Graf von Auerſperg folgt ihm zunächſt. Anaſtaſius Grün hat in ſeinem Schutte und den Spaziergängen eines Wiener Poeten eine Tiefe der Poeſie entwickelt, die bewunderungswürdig, ſelbſt in ſeinen geſammelten Gedichten nicht ganz mehr bewahrt iſt.

Leopold Schefer, Gaudy, Zedlitz, Eichendorff ſind Namen, welche unſrer Zeit alle Ehre machen. Zwar iſt Tiecks und Uhlands Leier verſtummt, wofür die weibliche der Gräfin Hahn-Hahn, ſo ſehr ſich der Name auch gegen die Weiblichkeit ſträubt, keinen Erſatz zu leiſten vermag, wie überhaupt die Lyrik von Frauen kein großes Heil erwarten darf; ſie ſind ſelbſt zu ſehr lyriſches Gedicht, um eines ſchreiben zu können, wie die Tragöden der Weltgeſchichte, die Römer, kein ordentliches Trauerſpiel zu Stande brachten. Aber ein hervorragender Genius iſt in Nikolaus Lenau aufgetaucht, verſpricht in Karl Beck ſich zu entwickeln und reißt in Freiligraths; bunten Schöpfungen allgewaltig dahin. Es fehlt Freiligrath nur Tiefe des Gefühl's, es fehlt ihm die Liebe und wäre es auch nur eine innige zu einer ſchönen Rheinländerin, die etwas von einer ſchwarzäugigen mauriſchen Sultanin an ſich tragen müßte, um von den brauſenden Adlerſchwingen ſeiner poetiſchen Kraft höher, als alle unſre Lyriker getragen zu werden. Der Berliner Muſenalmanach, der Oeſtreichiſche und das ihnen nacheifernde Rheiniſche Odeon entfalten einen Reichthum bunter Gaben, wo man auch das Mittelmäßige, wenn ſo wenig wie hier vorkommend, ſich gefallen laſſen muß, als Folie und nothwendige Folge der Zeit, in welcher die Lyrik ſich eigentlich überlebt haben müßte, in welcher, wie wir an einer andern Stelle ſagten, das Publikum aus dem ſanguiniſchen, begeiſterungsdurſtigen Jüngling zum choleriſchen Mann geworden iſt, der die Blätter im Buche des Lebens, worauf er Verſe geſchrieben findet, verdrießlich raſch umſchlägt. Dennoch aber hat die Lyrik zum Theil durch Göthe's, Lord Byrons und auch Uhland's Einfluß jetzt eine bedeutende Höhe erlangt: der Schwulſt hochtrabender Affektirtheit und das Jagen nach dem Ideal ins Blaue hinein, iſt von ihr gewichen; ſie ſucht in Geiſt und Tiefe und Gediegenheit des Gedankens — doppelt verdienſtlich, wenn es nicht auf Koſten der Wärme geſchieht — ihrer Subjectivität eine objective Kraft zu verleihen, und iſt vom Aquarellmalen zum großartigen Oelmalen mit kühneren Pinſelſtrichen und treuerer Haltung der Lokalfarben übergegangen. Unſre lyriſche Poeſie überragt noch jetzt weit die aller andern Nationen.

Daſſelbe können wir mit gutem Gewiſſen von unſerm Drama behaupten; nur will das ſehr wenig ſagen und widerlegt keineswegs die Behauptung, daß durch eine Menge zuſammenwirkender Urſachen, von denen unſre Opernwuth jedenfalls keine der geringſten iſt, das deutſche Theater ſehr geſunken ſei. Aber das Drama ſchafft bei uns ja leider faſt ganz unabhängig davon, und hat ſeit 1830 doch manches geliefert, woran wir durch einen abſoluten Tadel freveln würden. Es gehört dieſer Zeit nur noch theilweiſe die eigentliche Wirkungsperiode Grabbe's an, des originellſten wie unglücklichſten unſrer dramatiſchen Dichter, in dem die Poeſie faſt zum wirklichen Wahnſinn ſich ſteigerte; das Gedicht iſt nicht der wehmüthige Geſang eines ſterbenden Schwans, der, den Blick in die niedergehende Sonne gerichtet, ſeine Seele als Ton mit den letzten Strahlen vermählt, um mit ihnen zu ſchwinden, es iſt nicht, als ob ein Phönix ſich freiwillig im eignen von Himmelsgluth entzündeten Feuer verzehrte, um in eine andere Form überzugehen die unſterblich bleibt, wie ſo mancher Dichtergenius aus ſeinen Werken ſich den Scheiterhaufen zuſammentrug; Grabbe iſt hier wie ein ſterbender Löwe, der mit den Zuckungen des Krampfes ringt, welcher ihn tödten ſoll und lautlos bleiben muß, ſoll das Untergehen ein würdiges, heroiſches bleiben. Man weiß nicht ob die Hermannsſchlacht erhaben, oder ein Stück wie Troilus und Creſſida iſt, das Shakespeare ſchrieb, um den Trojanerkrieg zu perſifliren. Dagegen ſind Grabbe's hundert Tage trefflich; wenn auch himmelweit davon verſchieden, iſt Moſen's Cola Rienzi höchſt lobenswerth, wie manches andre, was die Willkomm= und Fiſcheriſchen Jahrbücher geliefert haben, Erwähnung verdient. Trotz aller Verkleinerungen iſt Raupachs Wirkſamkeit für die Bühne bedeutend geweſen, war die Griſeldis ein Nachklang aus frühern beſſern Tagen, ſind endlich Bauernfelds und Meddlhammers Luſtſpiele leicht ſo gut, wie die, welche irgend eine frühere Periode bei uns aufzuweiſen hat. Das Luſtſpiel möchte überhaupt nie in Deutſchland recht zur Blüthe kommen, wir müßten denn eine

Art komiſchen Drama's ſchaffen, wie Jean Paul komiſche Romane, mit ſehr viel tiefen, faſt weinenden Ernſtes hinter der Maske Melpomene's, oder wir müſſen uns in die tollen Poſſen Raimunds reſigniren, die durch ihre Phantaſie wie durch ihre Harmloſigkeit ächt deutſch ſind. — Unendlich zu beklagen iſt der frühe Tod Georg Büchners. — Marggraff's hiſtoriſche Tragoedien haben nicht der Erwartung entſprochen; doch hat man ſie zu hart angegriffen; der Vorwurf des Shakespeariſirens iſt bei ſeinem Heinrich IV. weit weniger, als bei Immermanns gefeiertem Trauerſpiel in Tyrol gegründet. Armen Leuten ſteht die Grobheit ſchlecht an, und ſie ſollten Gott danken, als Almoſen gute klingende Silbermünze zu erhalten, wenn auch mit ausländiſchem Gepräge; wir aber ſind dramatiſch ſo arm, daß wir flehend den Hut in die Hand nehmen müſſen, wenn in glänzender Karoſſe, mit dem ſpaniſchen Stern auf der Bruſt, Herr Baron von Zedlitz vorüberrollt, oder wenn der ſporenklirrende Freiherr von Auffenberg auf dem abgetriebenen Gaul, den er bezähmt vom Roſſebändiger Schiller gemiethet hat, vorbeitrabt. Ihnen nach ſchreitet Herr von Holtey er trägt den Lorbeer um's Haupt geſchlungen und hat eine Feder hinter's Ohr geſteckt, daß er nicht her untergleitet; aber ſetzt den Hut nur wieder auf, armer Mann; er hat ſelbſt einen Bettelſtab in der Hand!

Aber, wenn wir ſo arm ſind, warum vergraben wir in nächtliches Dunkel der Vergeſſenheit zwei Schätze, die wir beſitzen? Der eine iſt eine Hohenſtaufentragoedie, ſchon 1828 geſchrieben von Friedrich von Heyden, unbezweifelt durch Genialität den Grabbeſchen würdig an der Seite ſtehend, vielleicht noch gelungener, gewiß noch ſchöner und ergreifender. Der zweite iſt Immermanns Merlin. Merlin iſt ein zweiter Fauſt, ebenſo fragmentariſch und noch unverſtändlicher; das hat ſein Schickſal entſchieden; die Tendenz iſt zu verhüllt, als daß ein größeres Publicum ſie enträthſeln könnte, und doch ſollte es dem Buche ſeiner vielen und bedeutenden poetiſchen Schönheiten wegen nicht fehlen. Der Merlin iſt kein eigentliches Drama, er iſt ein dialogiſirtes Epos, wie ſo viele unſrer Bühnenſtücke dialogiſirte Romane ſind. Deſſelben Dichters Opfern des Schweigens fehlt trotz mancher Schönheit die Genialität, die jetzt allein noch durchdringen und hinreißen kann.

Das wäre freilich alles was von hervorragenden

Schöpfungen der dramatiſchen Muſe in unſrem Dezennium zu nennen wäre, und das Verzeichniß iſt karg genug; deſſen was die epiſche Muſe hervorgerufen hat, iſt noch weniger; Lenau's Fauſt und der etwas langweilige Savonarola, Moſen's Ritter Wahn und Ahasver ſind das einzige recht bedeutende, denn Eduard Gehe mit ſeinem neuen Epos über die neueſte engliſche Zeitgeſchichte macht auf dieſes Beiwort hoffentlich keinen Anſpruch. Gervinus hat den Verſuch gemacht, aus der Nebenſonne des Niebelungenliedes ein nationales Epos zu bilden, das im rein claſſiſchen Gewande Geſtalten unſrer entlegenſten, in Mythen gehüllten Vorzeit uns vorführe. Aber weder die Form, noch der Stoff hätte unſre Sympathien wecken können, und das Unternehmen mußte an mangelnder Theilnahme ſcheitern, vielleicht zum Glück für Gervinus, der ein zu eminenter Kritiker iſt, als daß ſein poetiſches Schöpfungstalent ſich hätte in den Weltkampf wagen dürfen mit einem Wolfram von Eſchenbach oder Gottfried von Straßburg.

Das epiſche Element in unſrer Poeſie wird durch die Romane abſorbirt; in dieſem Fache ſind die Reſultate unſrer Periode um ſo glänzender, d. h. die Novelle und die Erzählung mit einbegriffen, Kategorien, die man ja jetzt einmal durcheinander zu werfen ſich angewöhnt hat. Als das gewichtigſte Werk fallen hier Immermanns Epigonen in die Wagſchaale, das unbeſtreitbar Bedeutendſte, was ſeit 1830 von Romanen bei uns und im Auslande geſchrieben worden iſt, mögen uns Madame Georges Sand und Sir Edward Lytton es nicht übel nehmen. Das Werk bezeichnet Immermanns Culminationspunkt; wir glauben nicht, daß ihm je Epigonen nachwachſen werden; des Dichters Talent feiert darin, wir möchten ſagen, ſeine Apogeniose; denn überhaupt und von Geburt iſt Immermann kein Genius, nur ein eminentes, kräftiges Talent, in der Art, wie es Menzel von Göthe behauptete; zu jenem fehlt dem Verfaſſer von Cardenio und von Friedrich II. die Originalität und die Weihe wahrer dichteriſcher Grazie. Er iſt wie ein poetiſcher Autodidakt, denen bekanntlich immer etwas Lückenhaftes ankleben bleibt; bei Immermann ſchimmert durch dieſe Lücken Proſa oder Haften am Trivialen hervor, freilich nur ein leiſer Schimmer, den aber ein feinerer Geſchmack dennoch entdeckt. Immermann hat ſeit je nachgeahmt, früher Shakespeare bis zum Copiren, dann Schiller, jetzt Göthe im Merlin und den Epigonen, wo die Nachahmung ſelbſt in der Schreibart unverkennbar iſt. Aber das darf der Schätzung ſeines Werkes keinen Eintrag thun; in dieſem iſt ſogar der erſte Band, der das Studium von Göthe's Wilhelm Meiſter am auffallendſten an ſich trägt, auch der beſte; der objective Werth und das Reſultat für unſre Literatur bleiben dieſelben.

Gleich nach Immermann möchten wir unſren ausgewanderten Landsmann nennen, den transatlantiſchen Unbekannten Charles Sealsfield. Die Romane, der Legitime und der Republikaner, der Virey und die Ariſtokraten, haben als ſolche einen bedeutenden Fehler, den aber unſre Kritik ſich ſeit lange entwöhnt hat oder beſſer, nie beſonders gewohnt geweſen iſt, rügend hervorzuheben trotz ſeiner Weſentlichkeit: ſie ermangeln der abſchließenden Rundung, um als vollendete Werke der Kunſt gelten zu können. Der Verfaſſer hätte, ſtatt zuerſt dem ſkizzenhaften Hinwerfen von Lebensbildern ſich zu überlaſſen, eine Schule durchmachen ſollen, der nutzlos ſo mancher Primaner ſich unterzieht; er hätte ein oder zwei bühnengerechte, wenn auch ſonſt ſchlechte, fünfaktige Trauerſpiele ſchreiben müſſen, um zu lernen, wie man ein Ganzes aus den bunteſten Fäden webt. Trotz dem aber, daß dieſe Romane nur an einander gereihte Lebensbilder ſind, zeichnet ſie eine Wahrheit der Schilderung, eine ſo kerngeſunde Natur der Anſchauung und ein ſo glückliches Darſtellungstalent aus, daß ſie zu den herrlichſten Dichtungen gehören, ſo wenig poetiſche Phraſen und Dichterfloskeln des Verfaſſers Willkühr auch hineingebracht hat. Aber der Apallarchen blaue Wellenberge, der Fluthenſpiegel des Miſiſſipi und Montezuma's glänzende Kaiſerſtadt können, wenn ſie ſo deutlich dem innern Auge vorgezaubert werden, der ergreifenden Wirkung auf das Gemüth auch ohne die Deklamationen eines Ciceroni, nicht ermangeln.

Dieſelben Vorzüge, eine noch tiefere Weltanſchauung und allſeitige Reife des Geiſtes, der Kenntniſſe, der beſonnenen Auffaſſung, der meiſterhaften Darſtellung entwickelt Rehfues, dem nur leider ein humoriſtiſches oder ironiſches Element in ſeinen Fähigkeiten völlig mangelt, ein Element, welches bei der Beſprechung der ſo oft naiven, oft ſo bizarren mittelaltrigen Zuſtände nicht fehlen ſollte, und ja auch ſo leicht geweckt wird, da der Anlaß dazu im Gegenſtande ſelbſt überall gegeben iſt. Der Scipio Cicala trägt aber auch jenen

Fehler der mangelnden Abrundung; es iſt kein eigentlicher Mittelpunkt da und kein Band, welches ſeinen ſprudelnden Reichthum umſchlöſſe, was zwar immer beſſer iſt, als wenn er aus Armuth keinen ganzen Kreis ausfüllen könnte; dennoch hätte der Verfaſſer des Ganzen wegen wenigſtens das ſechſte Buch fortlaſſen ſollen. Die neue Medea iſt abgeſchloſſener, vollendeter; aber ſie hat ermüdende Längen und im Hauptcharakter eine Schwäche, die ſchon in Gutzkow's Götter, Helden und Don Quixotte beſprochen worden iſt, worauf mithin verwieſen werden kann. Und doch iſt Rehfues zu dieſer Dichtungsart nicht allein wahrhaft berufen; er hat auch durch die That den ſchlagenden Beweis geliefert, daß der Roman, ſo würdig gehalten, der Poeſie angehöre, ein Axiom, woran ſo manche neuere Schreiberei hat irre machen müſſen. Denn das Treffliche in Rehfues Gemälden iſt bei dem gereiften Sinne des vielerfahrenen Mannes die jugendfriſche, kräftige Poeſie, die ſeine Bilder einrahmt und in claſſiſcher Vollendung auch in gebundener Rede, im zweiten Buche, in dem ſchönen Gedichte „Mit dir traur' ich, ſchöner Vogel" u. ſ. w. uns entgegentritt.

Königs Hohe Braut bildet durch die Aehnlichkeit der Helden einen Pendant zum Scipio Cicala, und zwar einen würdigen durch die Genialität ihrer Erfindung, der nur der Bettler aus Walter Scott's Alterthümler und die verweiblichte Erſcheinung des Harfners aus dem Wilhelm Meiſter einigen Eintrag thut. König's Werk hat aber weder die Reife, noch Glätte, noch die Meiſterhaftigkeit in der Darſtellung, die Rehfues auszeichnet; dafür vielleicht mehr Lebendigkeit, aber dann wieder etwas jugendlich Flüchtiges, daß man ihm das ſogenannte Claſſiſche ableugnen muß. Die Tendenz iſt jedoch eine gewiß unſrer Zeit mehr behagende, geſundere und wahrere, als bei Rehfues, wo ſie, wenn auch beſonnener behandelt und verdeckter, dieſelbe iſt, welche ſo ſchroff ausgeſprochen Steffens Revolution vernichtet und zu nichts, als zu einer Revolution gegen das jus quaesitum, welches ein Romanleſer auf Unterhaltung beſitzt, gemacht hat. Dieſes Buch iſt die gelungenſte Reaction gegen die glorreiche Julirevolution; es hat ſeinem Verfaſſer Schande genug gemacht; um ſo ſchmerzlicher für ihn, da die Erinnerung an ſeine frühern Schriften, jene Simultaneen für Philoſophie, Naturkunde und Familienpoeſie, bei einem geläuterten Geſchmacke ihm keine Ehrenrettung zu Wege bringt. Ein höchſt bedeutender Roman iſt auch der Cabanis von Willibald Alexis;

er hat alles was man von einer guten Unterhaltungsſchrift verlangen kann; wunderbarer Weiſe aber wird er vergeſſen, und das Publikum verſchlingt dagegen mit Gier Bücher wie Rellſtab's 1812! —

Der größte Theil der Produkte der κατ᾽ ἐξοχήν ſo genannten jüngern Literatur gehört nur noch hierhin. Dieſe Schöpfungen zeichnen ſich aus durch die Glätte der Form, und unnachahmliche Liebenswürdigkeit der ſprachlichen Vollendung, oder durch eine ſprudelnde Fulle von Geiſt und Witz, die Reſultate der Hinneigung zur franzöſiſchen Art. Aber die Form erſetzt nicht immer, wie z. B. in Laube's Schauſpielerin nicht, die Armuth des Stoffs; der Geiſt hält ſich nicht immer, wo er das Vorurtheil und die Pedanterie bekämpft, von dem Verdachte frei, auch das Urtheil und die Beſonnenheit bekämpfen zu wollen. Eine Menge jener Schriften ſpiegeln zu ſehr die Unruhe des Lebens allein ab, um den Ruhe verbreitenden, durch innere Harmonie verſöhnenden Eindruck des Kunſtgebildes zu hinterlaſſen. Wohl wachſen die Roſen der Poeſie über Dornen; die edelſte in ihrer glänzendſten Geſtalt iſt, wie ſie in Petrarka's und Camoën's Sonetten lebt, ein weinendes Weib, der das Leben einen

Dornenkranz um das goldne Lockenhaar wand, eine Braut, der der Kampf feindlicher Elemente den Geliebten entriß, die des Vaters Wille nun dem grimmigen Gemahl Wirklichkeit verkuppelt hat; aber die himmliſche Ergebung, womit ſich ihr Auge weinend zu den Sternen richtet, verbreitet über unſre eigne nichtigere Qual jenen Troſt, den die Welt nicht geben kann; ſie zerfleiſcht uns nicht mit der eigenen Zerriſſenheit und ſchleudert nicht den Schwefelkranz ihres „Weltſchmerzes“ — in ein ohnehin ſchon blutendes Herz voll feuerfangender Stoffe, das bei ihr den Letheſtrom für ſein Wehe ſucht. Der Weltſchmerz iſt eine Gottesläſterung; er nennt den Teufel Herrn und Schöpfer der Erde.

Die Werke, welche uns vom jungen Deutſchland vorliegen, ſind nur noch Propyläen; es will den eigentlichen Tempel noch bauen; die Steine, welche es jetzt dazu zuſammenfährt, laſſen uns hoffen, daß er auf feſteren Baſen ſich erheben werde, als jener Vorbau. Mag man es denn immerhin auf ein heidniſches Pantheon anlegen, eine folgende Zeit wird dennoch, durch die Macht der Wahrheit gezwungen, etwas wie einen chriſtlichen Chor daran bauen und es zu einer église, wenn auch nicht Sainte Geneviève, doch der ächten Poeſie einweihen. Oder wird man gar nicht bauen? es ſcheint, als wenn nach verzetteltem geiſtigem Reichthume jetzt eine Erſchöpfung, eine geiſtige Verarmung über ſo manchen, anfangs ſo rüſtigen Kämpen gekommen wäre, daß man allen Ernſtes befürchten muß, ſie bald der Gewohnheit breitgetretenen Pfad einlenken zu ſehen; Mundt wenigſtens ſcheint ihn ſchon jetzt als den behaglichſten zu halten, um darauf Weltfahrten zu machen.

Einzelne der vielbeſprochenen Werke zu nennen, wäre, wenn ſie auch zu den beſten Belegen unſrer Behauptung von der Bedeutſamkeit unſrer Literatur-Periode und ihrem Reichthum an gewichtigen Erſcheinungen dienen könnten, dennoch ebenſo überflüſſig, als anzuführen, was im Detail ihre ſtarken, was ihre ſchwachen Seiten ſeien. Ueber beide hat man genug hören müſſen, und über die letztern leider am meiſten. Unmöglich aber iſt es, bei beſchränktem Raum unter der Fluth mittelmäßiger Erſcheinungen im Fache des Romans, der Novelle und der Erzählung — wohin unter andern Leopold Schefer's Protegé, Fr. v. W. zu rechnen iſt, alles Treffliche nambaft zu machen, was ſeit 1830 darüber ſich erhoben hat, von Maha Guru, der Geſchichte eines Gottes, bis zu der Geſchichte des Hahnes Gockel von Brentano. Namen wie Gutzkow, Sternberg, Eichendorff ſtehen ohnehin der Erinnerung eines Jeden nahe.

In andern der ſchönen Literatur angehörenden oder nahe verwandten Fächern, wie der biographiſchen, der Reiſe-, der beſchreibenden Literatur haben Männer, wie der Fürſt Pückler-Muskau, Beurmann, Lewald, von Heeringen, Huber u. ſ. w. gewirkt, deren Nennung allein hinreicht, um hervorzuheben, wie reich wir in dieſen Beziehungen ſeien, in denen Geiſt, Geſchmack, Eleganz, mit bleibendem Werthe verbunden in Deutſchland noch nie in einer ſo glänzenden Geſtalt aufgetreten ſind. Varnhagen von Enſe gehört unſrer Periode durch die Sammlung ſeiner Schriften an, jener Stylmuſter, glatt, aber kalt, doch kein Eis, denn es ſteht kein Waſſer darunter. Rahel iſt nicht gut in irgend eine Kategorie zu bringen; wir fühlen uns deſto verſuchter, ſie hier zu übergehen, als ja doch ſchon zu viel geſchieht, ihr Andenken nicht untergehen zu laſſen.

Ueber Rahel's wunderbare Rivalin aber um den Ruhm, der reichſte weibliche Genius der Zeit zu ſein, die wir eigentlich bei der Lyrik hätten nennen müſſen, das erwachſene Kind und die kindiſche erwachſene Bettina gilt keine Kritik: ſie muß mitgefühlt werden oder gar nicht geleſen. Die Kritik ſelbſt, die hierhin gehört, hat einen bedeutenden Verluſt an dem ehemals ſo wohlthätig wirkenden kenntnißreichen und vielſeitigen weiland Wolfgang Menzel erlitten, deſſen „deutſche Literatur" immer ein bedeutendes, gediegenes Werk bleibt, bis dahin, wo es ſeine Partheianſichten berührt. Aber jetzt iſt Wolfgang Menzel literariſch todt, zufolge Selbſtmordes, wie das auch beim bürgerlichen Tode immer der Fall iſt. Dafür iſt Gutzkow in einen höchſt achtungswerthen kritiſchen Wirkungskreis getreten, den ſein Geiſt und ſein Scharfſinn, wie die gehaltene Beſonnenheit ſeines gediegenen Urtheils immer mehr erweitern. Die Ruge- und Echtermeyerſchen Jahrbücher ſind eine höchſt erfreuliche Erſcheinung geweſen, da ſie ein Stadium ſchwindender Pedanterei auch aus den eigentlichen Fakultätswiſſenſchaften bezeichnen; endlich hat uns Gervinus die gründlichſte und zugleich geiſtreichſte Literaturgeſchichte geliefert, die irgend ein Volk beſitzt, auf die wir mit gerechteſtem Stolz und ungetrübter Freude blicken könnten, wenn nicht gewöhnlich eine ſolche Höhe der Kritik in umgekehrtem Verhältniſſe ſtände mit der Originalität und dem Werthe der Produktionen ſelbſt, und eine ſinkende Zeit bezeichnete. Davon hat denn auch die unſre unverkennbare Zeichen: man braucht ja nur einen Blick in unſre belletriſtiſchen Tageblätter zu werfen, die als getreue Meſſer die ſteigende Waſſerhöhe all jener Novellen-, Feuilletons- und Kritikenſchreiber angeben, jene Abendzeitung, die ſich Abendregenzeitung nennen ſollte, jenen Cometen, der am Literaturhimmel wie Sündfluth drohend einherzieht, und wie ſie alle heißen bis herab auf das niedrigſte Otterngezücht, das nicht näher genannt zu werden verdient, aber ſich halten kann, während ein Phönix es ſchmerzlich fühlen muß, wie er allein ſtehe auf der weiten Erde. Selbſt das ſonſt ſo treffliche Morgenblatt iſt geſunken und läßt jetzt keinen frohen Morgen der Wiedergeburt mehr hoffen, wenn nicht etwa vermittelſt mechaniſcher oder techniſcher Kunſtſtücke; es tiſcht die fadeſten Gedichte auf, wenn Namen wie Karl Mayer oder Feuchtersleben darunter geſetzt werden können. Zu den Symptomen des Sinkens gehört dann ferner die Manie, mit der man das ſchlechteſte Zeug aus dem Auslande überſetzt, von Paul de Kock's Liederlichkeiten bis zu Marryat's proſaiſchen Copien der roheſten Natur, ohne Poeſie, ohne Ideen, Geſinnung, Gefühl oder Reflexion, kurz allem, was zum Gedichte erforderlich iſt, ſo wie die Wuth, mit der man ſie und noch viel ſchlechtere Schreibereien lieſt. Solchen Uebelſtänden kräftig die Stirn zu bieten, muß die Aufgabe der Kritik kommender Jahre bilden; in dieſem Kampfe wird und muß ſie ſiegreich ſein. Viel mehr aber dürfen wir von der Zukunft nicht hoffen; ſie wird immer ärmer an eminenten Genien werden, denn es iſt, als ob jedem Volke in jeder Zeit irgend ein Maaß geiſtigen Reichthums, eine Summe vom Antheil der Menſchen an der Göttlichkeit verliehen ſei; je weniger nun der große Haufen der Sterblichen an dem Schatze Theil nimmt, deſto mehr bleibt davon übrig für die wenigen Auserwählten, die ihn unter ſich theilen, die ſich aus Geld und Edelſteinen das glänzende Gewand weben können, das von der Dürftigkeit ihrer Umgebungen gehoben, um ſo leuchtender hervorſticht. Je mehr aber jene Summe unter Alle ſich vertheilt, deſto weniger giebt es überwiegenden Reichthum bei den Einzelnen. Früher nun hat eine geiſtige Reichthums-Ariſtokratie geherrſcht; jetzt aber wird nivellirt, mächtige Tribünen ſprechen für die lex agraria, und die Zeit iſt weſentlich demokratiſch, die allgemeine Wohlhabenheit hindert das Aufkommen weniger übermäßig Begüterten. Im Allgemeinen iſt es deſto beſſer; aber wenn es das auch nicht wäre, wenn ſich uns eine troſtlos öde Ausſicht in die Zukunft eröffnete, durch welche der Schmerzensruf: „Weh' Dir, daß Du ein Enkel biſt!" wie ein Verdammungsurtheil der Unſchuld zöge, — ſollen wir uns die Gaben des Herbſtes verkümmern laſſen, weil es der Herbſt iſt, der ſie bringt? Wenn der Winter kommt, ſind die Ofenhitze und Treibhausblumen zwar ein ſchlechter Erſatz für die Sonnenwärme und Blüthen, welche von ihren Strahlen hervorgelockt werden. Aber nicht überall herrſcht der rauhe Nord: es giebt Länder, wo der Frühling auf den Herbſt folgt und warum ſollte das Land der Poeſie ein minder geſegnetes ſein, als irgend ein andres? So bringt uns die Zukunft vielleicht, wenn die prangenden Georginen, die den Roſen folgten, abgeblüht ſind, *idylliſche* Primeln und *ſentimentale* Veilchen zurück, die wie eine Ironie der Natur aus dem Grabe einer vielbewegten Zeit emporwachſen, über Herzen, deren wilde Gluth einſt des Lebenstriebwerks Eiſenräder aus dem alten tiefgehöhlten Geleiſe zu ſchleudern ſich berufen glaubte und die doch davon zermalmet worden ſind.

VI.

Ferdinand Freiligrath.

Ein Literaturbild

von

Dr. Franz Dingelſtedt.

Wenige kennen das Ländchen zwiſchen dem Teutoburger Walde und der Weſer. Eine enge, waldige Stätte, voll Kuppen und Schluchten, daraus ſich ſchmale Bergwaſſer hervordrängen; auf den Kämmen der Berge, wo im Jahre nur wenig ſchneeloſe Monate geſehen werden, bleichen Römerſchädel neben verwitterten Waffen und Trinkhörnern aus germaniſcher Vorzeit, und über das kurze, duft'ge Haidekraut der Hochebenen — Sennen nennt man ſie dort, und der Fremde wird hier nicht bloß durch dieſen Namen an die Schweiz erinnert — ſpringen frei und feſſellos mit fliegender Mähne die wilden Sennen-Pferde, am Schenkel mit einer Roſe gezeichnet. Eine Roſe führt jenes Land im Wappen und den hübſchen Namen der „Lippe" obendrein; aber auf ſeinem Boden wachſen mehr Diſteln als Roſen, und die Inſaſſen jener zerſtreuten, beräucherten Hütten, kleine unterſetzte Menſchen mit ſtruppigen Blondköpfen, reden, obgleich ſie im Lande „Lippe“ wohnen, unſtreitig das ſchlechteſte Deutſch in Europa. Dieſe Dörfer erinnern mit ihren zerſtreuten Wohnungen — die Dächer faſt bis zur Erde herabreichend und auf der großen Hausflur Alles vereinigt, Küche, Viehſtall, Schlafſtätte, Tenne und Scheuer, — ganz an die Beſchreibung des Tacitus, während in der niedlichen Hauptſtadt des Landes eine neueſte Zeit im Duodez-Formate uns entgegentritt und das krummſtraßige Lemgo mit ſeiner „hohen Schule“ und dem „blühenden Linnenhandel“ uns in das bürgerliche Mittelalter deutſcher Kleinſtädte zurückverſetzt.

Jene Strecke der deutſchen Erde, worauf vor etlichen und tauſend Jahren die Würfel über das Schickſal eines großen Landes und zweier großen Völker fielen, iſt ſeitdem in der Geſchichte zu einer dunklen Paſſivität herabgeſunken. Wer weiß bei uns etwas von Lippe-Detmold? Es führt keine Eiſenbahn dahin, kein Handel wird dort getrieben, kein Zweig der Kultur, der fortſchreitenden, mit entſchiedenem Erfolge angebaut. Um ſo mehr muß es überraſchen, wenn gerade in dieſem Lande zur ſelben Zeit zwei Erſcheinungen auftauchen, die nicht nur für jenes ganz abgeriſſen und außer allem Zuſammenhange mit den heimiſchen

Beziehungen daſtehen, ſondern für das geſammte Deutſchland, ſo weit es ſich eben für ihre Art von Wirkſamkeit intereſſirt, das Beiſpiel einer immer ſeltener werdenden Originalität darbieten. Lippe-Detmold iſt gewiß ein Land, in dem die Literatur und die ſchöne Kunſt zu den Luxus-Artikeln, nicht zu den Bedürfniſſen, zur Einfuhr, nicht zu den Landesprodukten gerechnet wird. Nicht einmal ein Journal erſcheint in Detmold, will man nicht das „Lippiſche Magazin“ als ſolches gelten laſſen, und deſſenungeachtet ſpringen aus eben derſelben Stadt zwei Poeten auf einmal heraus, Grabbe und Freiligrath, — eben ſo ſeltſame Bilder in dortigen Umgebungen, wie die Exter-Steine, Felskoloſſe, die von der Haide bei Horn, aus ringsumliegendem Flachlande, ſenkrecht und ſchroff emporſteigen.

Ich weiß nicht, ob dieſe Steine dem Geognoſten mehr zu rathen aufgeben, als jene Dichter in der Literatur-Geſchichte von der Kritik bereits beleuchtet und beſprochen worden ſind. Unſere Gegenwart hat des Neuen, des Urſprünglichen, wie es die Leute nennen ſo gar wenig und ſehnt ſich auf der andern Seite doch ſo ſchmerzlich nach ungewohnten und kräftigen Eindrücken, daß die überraſchende Theilnahme der Literatur an den beiden Genannten gerechtfertigt erſcheint. Dabei iſt es zu verwundern, daß, für Grabbe wenigſtens, dieſe Theilnahme eine rein literariſche blieb, keine auf ein größeres, beſondres Publikum ausgedehnte, noch viel weniger eine durch die sceniſche Muſe vermittelte. Der Andere, Freiligrath, hat ſich ſchneller und entſchiedener emporgearbeitet, weil die lyriſche Poeſie immer populärer ſein wird, als jede andere, und iſt dabei von Seiten der Kritik zu ſo überraſchender Anerkennung hinaufgegipfelt worden, daß es wohl der Mühe lohnt, dieſe mit dem Geleiſteten einmal zuſammenzuhalten. Von ſeinem Landsmanne, über deſſen Grab nun ſchon zum zweiten Male die Wolken und die Blätter des Herbſtes hinziehen, wird die Kritik ſpäterer Tage weniger geblendet ſein, als die gegenwärtige. Grabbe war, von allen Punkten beleuchtet, mehr ein Anlauf der Natur zu einem Dichter, als Dichter ſelbſt, eine nirgends fertige, nirgends gereifte Geſtalt, die ſich ſelbſt zu karrikiren ſuchte oder unwillkührlich zum Zerrbilde wurde; ſeine Produktionen tragen den Stempel des Talents, allein des fehlgegangenen, und können nur dann auf den Namen eines Kunſtwerckes Anſprüche machen, wenn man über dem Originellen das Wahre, über dem Stoff die Form, über der Kraft die

Schönheit ganz aus den Augen ſetzt. Friede ſeiner Aſche und ſeiner Perſönlichkeit ein ſchonendes Gedächtniß! Vielleicht, daß die Liebe und der Patriotismus der Männer von Lippe-Detmold für ihn aufwachen wird, wenn er erſt ſeine achtzehn Jahrhunderte auf dem Kirchhofe zu Detmold der Unſterblichkeit zugereiſt iſt, und daß alsdann die Subſcriptionen für ein frommes Grabbe-Denkmal mit eben dem Enthuſiasmus im Lippeſchen „Magazin" gepredigt werden, wie gegenwärtig die über allen Ausdruck abgeſchmackte Verſteinerung der alten Cherusker-Mythe!

Anders Ferdinand Freiligrath. Für ihn regt ſich ſchon jetzt die Pietät ſeiner Landsleute; man lieſt ſeine Gedichte auf der Detmolder Reſſource vor, die Schullehrer geben ſie ihren Knaben zum Memoriren auf und ſagen dabei: „das iſt von dem Freiligrath, der hier in Detmold die Handlung lernte und hernach zu Soeſt auf dem Comptoir ſtand. Und merke Dir's, daß er der größte lippiſche Dichter iſt!" Vor fünf Jahren wußten ſie aber in Lippe-Detmold kaum, daß es einen Freiligrath in der Welt gebe. Der ließ damals ungefähr ſeine erſten Gedichte im „Mindener Sonntagsblatt" drucken, allein es glaubte eben Niemand, daß es 'was Großes ſei. Selbſt für die Literatur exiſtirte Freiligrath erſt, ſeit ihn Schwab und Chamiſſo im „Muſen-Almanach" von 1835, eingeführt hatten. Seit dieſem Jahre lieferte er für verſchiedene periodiſche Blätter Gedichte, Originale und Ueberſetzungen, am meiſten für Duller's „Phönix," ſpäter auch für das „Morgenblatt." Daneben gab er in diverſe Almanache ſeine von der Kritik ſtets mit Auszeichnung behandelten Beiträge und trat ſelbſt als Mitherausgeber des „Rheiniſchen Odeon" auf. So zerſplitterten ſich ſeine Leiſtungen nach verſchiedenen Seiten, bis erſt im laufenden Jahre, — ſpäter, als bei den meiſten Lyrikern zu geſchehen pflegt — die Sammlung ſeiner „Gedichte" von der Cotta'ſchen Buchhandlung verſandt wurde.

Es liegt uns nunmehr die ganze, abgeſchloſſene Erſcheinung des Dichters Freiligrath vor. Die Kritik, welche über ſeine einzelnen Erzeugniſſe mehr erſtaunte, als urtheilte, hat nunmehr die Verpflichtung, ſich zu ſammeln ihn zu würdigen und jene Exclamationen oder Acclamationen, mit denen mehr auf ihn hingewieſen, als über ſeine Poeſien gerichtet worden iſt, zu einer eigentlichen Kritik zu verdichten. Auch haben die meiſten Stimmführer nicht mit der Abgabe ihres Votums gezögert; eine größere Bereitwilligkeit und eine raſchere Anerkennung hat wohl niemals ein deutſcher Schriftſteller gefunden, als Freiligrath. Faſt gleichzeitig mit den „Gedichten“ erſcheinen die Rezenſionen im — ſonſt ſo ſaumſeligen — Literaturblatte des Menzel; die Inſtitute von Hoſtrup, von Brockhaus, die Berliner literariſche Zeitung, die Europa, ſelbſt politiſche Blätter, wie der Hamburger Korreſpondent, beeiferten ſich, ſie zu empfangen, und wenn eine Seite minder raſch und minder exaltirt in ihrer Aufnahme war, ſo war es diejenige, welche man als die „junge Literatur“ zu bezeichnen gewohnt iſt, deren Organe, Telegraph, Zeitung für die elegante Welt, Mitternachtzeitung u. ſ. w., bis jetzt über Freiligrath noch geſchwiegen haben. Der Grund hiervon liegt weder in einem ſcheelſüchtigen Mangel an Empfänglichkeit für das wahrhaft Große und Durchgreifende von der einen Seite, noch an einem Iſolirtſtehen auf der andern. Gerade Gutzkow, Kühne, Laube, Duller u. A. waren es, die Freiligrath zuerſt auf den Schild hoben und ihn dem Volke als Dichter ausriefen. Es iſt alſo ein ſchiefes und gehäſſiges Urtheil, wenn man geſagt hat, Freiligrath werde um deßwillen von jenen ignorirt, weil er ſich keiner ihrer Familien und Cliquen angeſchloſſen habe. Im Gegentheile liegt darin gerade ein Hauptvehikel für ſeinen ſchnell aufgeblühten Namen in der Literatur, daß er durch keinerlei Parteinahme ſich eine neutrale Stellung geſichert hat, wie die Lyriker denn meiſt ihren von Niemanden angefeindeten Ruhm im Frieden einſtreichen können, während die dubiöſe und dornige Stellung des Kritikers auch auf den Erfolg ſeiner eigenen Hervorbringungen nicht den beſten Einfluß hat.

Eine Wahrheit aber iſt in jener Behauptung, es ſtände Freiligrath der neueren Literatur fern, enthalten, die, daß er keine ihrer tiefſten Sympathieen angeregt und getroffen, daß er an keinen der ſchwankenden, einer dichteriſchen Geſtaltung bedürfenden Zuſtände der Gegenwart ſeine Poeſie angebaut, ſondern aus der alternden Welt in eine neue, bis lang eine terra incognita für die Poeſie, ausgewandert iſt. Von den Emanzipations- und Reformations-Theorieen, die in der neueſten Poeſie dominiren, findet ſich bei Freiligrath keine Spur, will man nicht den allgemeinen Dichterzorn über vielſeitige Beſchränkung, der zuweilen in ihm aufſprudelt, als Kriterium eines esprit frondeur rechnen. Freiligrath iſt keiner von den Abſichts- und Tendenz-Dichtern, kein Poet in der Politik, kein Freiheitsapoſtel; ſeine Sphäre iſt eine ganz neue, ganz fremde, außereuropäiſche, aber darum keineswegs univerſelle, wie Herr Meyer behauptete, ſondern eine ſehr ſpezielle, ſogar individuelle. Darin findet ſich auch der erſte, überall markirte Karakterzug ſeiner Dichtungen; das Meer und die Wüſte ſind Freiligrath's Heimath. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt nicht, wie bei Anderen, vielleicht an einer Ueberſättigung und Ermüdung des Dichters, hervorgegangen aus fruchtloſen Kämpfen und langer Bewegung in den heimiſchen Zuſtänden; bei Freiligrath iſt dies noch ganz jener jugendliche Zug und Drang in die Ferne, der einem kindlichen Volke inwohnt, ein Gegenfüßler des an die Scholle knüpfenden Heimwehs, ein Weh nach den Wundern einer neuen, nur dunkel geahnten Welt, die in den Mährchen der Knabenjahre und in den Sagen der Reiſenden anklingt. Das iſt aber nicht, wie manche Rezenſenten gewollt, ein fremdartiges, unnationales Element in Freiligrath, dem ſich zu entwinden ſie ihm aus ganz falſchen Geſichtspunkten gerathen haben; es iſt jene ſelbe Sehnſucht, die die Hohenſtaufen gen Italien, die Kreuzritter an das heilige Grab zog, ein Schatten davon, ein Nachhall. Man erklärt ſich dies leicht. Der Knabe Freiligrath wuchs auf in den beſchränkteſten Umgebungen; der Horizont ſeiner Nächſten ging nicht über die Berge von Lippe-Detmold hinaus. In dieſer von allem geiſtigen Austauſch oder äußeren Befruchtung entblößten Abgeſchiedenheit verſchlang die brennende Phantaſie des Knaben nach Knaben-Art Reiſebeſchreibungen, Entdeckungen, See- und Land-Abenteuer mit einer urſprünglichen, jedem Menſchen angeborenen, bei dem Dichter potenzirten Haſt und Luſt am Fremden, Fernen. Dieſe erſten Eindrücke verwiſchen ſich niemals. Die ganze Perſönlichkeit, die gereifte Dichtung des Ferdinand Freiligrath iſt bis zur heutigen Stunde aus jenem Stadium des Robinſon Cruſoe nicht herausgekommen; beſtändig zieht ſie die Segel auf und ſticht in das blaue Meer, oder ſteigt ſie auf den breiten Rücken des Dromedars und klimmt über den breiteren des Atlas. Viele ſehen dieſe Auswanderungen für etwas ganz anders an, als ſie ſind, entweder für die bewußten Schöpfungen eines in fremdartigen Kreiſen ſich mit freier Wahl bewegenden Dichters, oder für eine eigenthümliche Willensrichtung einer ſtarken, aber kranken Seele. Nichts von dieſem liegt zu Grunde, ſondern blos jene traditionelle Sehnſucht nach den Mährchen und Wundern der Ferne, jene Sehnſucht, die zuerſt in Le Vaillants Reiſen und in der Bilderbibel ihre erhitzende Nahrung ſand und hernach durch den Aufenthalt in einer großen Seeſtadt, in Amſterdam, eine neue und mehr ſubſtanzierende Zuthat empfing.

Dabei liegt ein bedeutender Fehltritt nahe den — fürcht ich — Freiligrath an einzelnen Stellen ſeiner Gedichte ſchon gemacht hat. So lange jene dem Heimweh entgegengeſetzte Reiſe- und Abenteuer-Luſt noch ein Unbewußtes im Menſchen bleibt, ſo lange hat ſie eben poetiſchen Fond genug in ſich, um in dem Gedichte als Surrogat für andere Empfindungen zu gelten, die ſonſt eines Dichters Seele ausmachen; ſobald aber das Gefühl als ſolches zurücktritt und nur den Gegenſtand vorſchiebt, um an ihm ſich gleichſam auf's Neue zu entzünden, hört das Dichteriſche des Gedichtes auf und das letzte ſinkt herab zum Bilde, zum bloßen Schattenſpiel an der Wand. Aehnlichen Eindruck haben einzelne der ſpäteren Gedichte von Freiligrath auf mich gemacht. Da fand ich, um einſtweilen nur von dem Stoffe zu reden, eine bloße Aufhäufung von Aperçus, von Anſchauungen, ohne einen inneren Zuſammenhang und Halt; Phantasmagorieen die dem Dichter in einem Halbſchlummer, einem Opium-Rauſch vorüberzugehen ſchienen, ſpiegelten ſich in barokken Zügen und in ſchreienden Farben auf dem Papiere ab, und dazu tönte unaufhörlich jenes fremdartige Geklingel ausländiſcher, überſeeiſcher Reimwörter, ſo daß das Gedicht wohl ein gewiſſes Erſtaunen, meinetwegen ſelbſt eine Betäubung bei näherem Durchblicke erregen konnte, aber niemals den runden und harmoniſchen Eindruck eines Kunſtwerkes in mir zurückließ. Ich wußte nicht, was ich geleſen hatte, die Geſtalten drängten ſich, die Farben verſchwammen, wie das Getöſe von Waſſerfällen brauſ'te es um mich her, zuckende Lichtblitze tanzten vor den Augen, bis mit der letzten Zeile das ganze glänzende Phantom zerpuffte und alle Eindrücke mit ihm erloſchen waren. Müſſen Beiſpiele angeführt werden, ſo ſei das Gedicht „Scipio", das „an das Meer", das „Anno Domini...?" genannt, in denen zudem eine ſonderbare Unſchönheit und Harmonieloſigkeit der Form ſtören.

Ueberhaupt liegen bei Freiligrath höchſter Vorzug und höchſter Mangel ſehr eng bei einander, vielleicht bei jedem Dichter, der einen Charakter hat, weil beide aus dieſem einen fließen. Seine Stärke iſt das eigenthümliche Subſtanzieren ſeiner Stoffe und Gedanken. Eine Phantaſie von dieſer Schnellkraft und dieſem Eroberungstalent iſt vielleicht ſelten in einem Occidentalen gefunden worden, und ſie erinnert an den Orient mit ſeinen künſtlichen Reizmitteln und ſeiner gigantiſcheren Natur. Daß hier eigentlich angeborne Phantaſie zum Grunde liegt, zeigt das Gedicht „Mooschen“ vom ſechszehnjährigen Knaben — wenn nicht in der vorliegenden Geſtalt geſchrieben*) — doch empfangen und empfunden. Wer von einer Taſſe isländiſchen Mooſes aus ſo weite Kreiſe beſchreiben und ſich taumelnd in ſolche Fernen ſtürzen kann, der trägt gewiß die Flügel dazu an den eigenen Schultern und ſchöpft nicht aus fremden Brunnen. Dieſe Phantaſie ſucht ſich mit der wachſenden poſitiven Kenntniß des Dichters — „ein begeiſtertes Studium der Erd- und Natur-Kunde,“ nannte ſie Cotta's buchhändleriſche Anzeige — ein immer feſteres Terrain nach außen zu verſchaffen, ohne dabei nach innerlicher Vertiefung zu ſtreben. Freiligrath greift immer weiter in die Flächen der Wüſte, immer tiefer in den Schooß des Meeres, und langt ſeine Kleinodien, ſeine Poeſien daraus. Dabei ſoll er nur eins bedenken, was ihm auch von mehrern ſeiner Beurtheiler ſchon anheimgegeben wurde. Vom Bilde bis zum Liede iſt noch ein großer Schritt. Jenes muß durch die Seele des Dichters hindurchgehen, ſich mit Empfindung, wie mit dem warmen Herzblute der Mutter des Fötus, erſt zum Leben befähigen und dann als Geſtalt heraustreten. Das Bild iſt nur der Keim, nicht, wie Freiligrath meint, der Stamm ſammt Blättern und Früchten.

---

*) Das beſtätigt insbeſondere der Schluß, der, ſo wie er iſt, als eine abſichtliche Einleitung zu dem ganzen Buche gelten kann und in ſo früher Zeit wohl weder ſo gefaßt, noch ſo gemeint ſein mochte.

Intereſſant iſt hierin, was Freiligrath in dem Gedichte „der Reiter“ ſagt, wiefern dieſes als Glaubensbekenntniß deſſelben betrachtet werden kann und von jenem eingewurzelten Irrthum des Dichters Zeugniß gibt. Da meint er, es ſei Poeſie, ſich auf eines Fiſchers Schultern in das Meer tragen zu laſſen, auf dem Wipfel eines Eichbaumes im Forſte zu träumen, mit guten Freunden einen wüſten Ritt zu machen, vom ſchwarzen Dänenroſſe zu ſtürzen und von ſeinen Nüſtern warm umſchnoben an düſtrer Felſenecke zu verenden. Das und was er ſonſt noch in dem Gedichte für Poeſie erklärt, ſind allerdings poetiſche Momente, Anregungen, die in des Dichters Herzen zu Gedichten kryſtalliſiren können, aber Poeſie an und für ſich iſt das nicht. Darin liegt es aber eben. Freiligrath nimmt im Gegenſatz zu vielen ſeiner Genoſſen — erinnern wir einmal zum recht ſchroffen Contraſt an die reflexions- und ſchwindſüchtige Poeſie des Herrn von Feuchtersleben! — das Concrete überall ſtatt des Abſtracten, ihm iſt alles Subſtanz, alles Bild, ſo daß von einem Objectiviren, als einem Prozeſſe, bei ihm ſelten die Rede ſein kann. Nun iſt es allerdings ſehr dichteriſch, ſtatt des Gedankens: „hier im Norden iſt es kalt, in deinem Süden warm,“ dem Neger alſo zuzurufen:

> Goldſtaub auf deine Locke
> Streut dort das Land dar Fur;
> Hier ſchmückt ſie Reif und Flocke
> Mit Silberſtaube nur.

Da haben wir reine Subſtanzierung; der Gedanke hat in der Anſchauung des Poeten Bekleidung, nein, eigentlich ſinnliches Leben, Fleiſch und Blut hat er empfangen. So wird es bei dem rechter Dichter immer ſein, wo nicht der Zweck des Gedichtes auf etwas Höheres, als eine ſinnlich-perzeptible Darſtellung hinausgeht.

Bis jetzt, ſo ſcheint es, hat ſich Freiligrath's Muſe noch keine höheren Ziele geſteckt. Eine ganz fremdartige Erſcheinung tritt ſie plötzlich vor uns hin und zeigt uns in ihrem Zauberſpiegel jene großartigen Bilder der Sand- und Meeres-Wüſte, die wir in dichteriſchem Rahmen noch nicht geſehen haben. Wie weit ſie ſelbſt in dieſen Gebilden als Subjectivität ſtehe, wird nur aus wenigen, wenn ich nicht irre, früheren Gedichten klar. „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren" oder „meine Stoffe" oder „vor einem Gemälde" oder „Nebel" — das ſind Lieder, in denen uns ein warmer Hauch aus Dichters Bruſt umweht, worin wir ſeiner Nähe, ſeines Herzſchlages an dem unſrigen inne werden. Andere, „Löwenritt", „der Wecker in der Wüſte," „der Tod des Führers" u. ſ. w. ſind Bilder, die aber noch von Leben in ihren einzelnen Gruppen und Geſtalten zeugen und als Ausſtrahlungen einer dichteriſchen Perſönlichkeit gelten. Andere wiederum, darunter obengenannte „an das Meer" ꝛc. ſind Schatten auf der Leinwand von wunderbar tropiſchen Gewächſen und Wüſtenthieren, von Mährchen des Waſſers und des Sandes, allein Schatten, in denen keine Spur einer dichteriſchen Hand, als an der bloßen Form. Solche Gedichte können von jedem erfunden worden ſein, darin iſt nichts, als wiederum jene eigenthümliche Form, das uns ſagt: es muß von Freiligrath ſein.

Warum, ſo fragt der Leſer wohl nicht mit Unrecht, warum unter allen Gedichten dieſes Schriftſtellers kein einziges, das eigentlich ein Lied der Liebe, ein Seufzer an die Geliebte heißen könne? Alle erotiſchen Beiträge hat Freiligrath von Fremden, Franzoſen und Engländern borgen müſſen, zum Theil recht glühende Gedichte, in denen das Blut einer ſinnenheißen Sprache klopft und wallt. Warum ſchöpfte hier Freiligrath nicht aus eigenen Quellen, da es ihm doch an Sympathie und Intereſſen für den Stoff nicht zu fehlen ſcheint? Warum bekleidet er eine fremde Liebe, nicht die eigene, ſelbſtgefühlte, ſelbſtgefundene, mit dem phantaſiereichen Schmucke ſeiner Lieder? Man ſollte über dieſen Punkt nicht ſo gleichgültig hinausgehen. Es ſteht geſchrieben: „Wenn ihr mit Menſchen- und mit Engel-Zungen redet und hättet der Liebe nicht, ſo ſeid ihr ein tönend Erz, eine klingende Schelle.“ Und im ähnlichem Sinne ſagte der Alte einmal zu Eckermann: „dieſem jungen Dichter“ — er mag nun Heine oder Platen gemeint haben — „fehlt es an nichts, wie an Liebe.“ — Mag ſein, daß Freiligrath in ſeiner Sammlung, die überhaupt discret genug gegen den Leſer iſt und von der Perſönlichkeit und der innern Entwickelung des Dichters wegen ihrer großen Lücken und Sprünge in der Zeitordnung kein genaues Bild giebt, mag ſein, daß er darin Liebeslieder gefliſſentlich unterdrückt hat. Ich meines Theils glaube es kaum. Ich meine, bei Freiligrath ſei die poetiſche Seite eine ganz beſchränkte, gleichſam eine umgekehrte Achilles-Ferſe. Von dem, was andere Dichter anregt, Liebe, Haß, Trauer, Freiheit, oder wie es ſonſt heißen mag, wird er unmittelbar gar nicht oder nur linde berührt. Alle Strahlen müſſen bei ihm durch ein gewiſſes Medium hindurchgehen, um zu zünden, durch jene Sehnſucht nach Meer und Steppe. Was nicht in dieſen Gränzen liegt, iſt für ihn todt. Er läßt den Frühling ganz charakteriſtiſch in dieſem Sinne, zur See ankommen, eine Poſtfahrt wedelt ihm mit den Schweifen ſeiner Roſſe einen türkiſchen Sultans-Traum zu. Freiligrath iſt ganz verwachſen mit dieſen beiden Richtungen ſeiner Phantaſie. Auf keiner Seite habt ihr das Zeugniß, daß er geſehnt, geweint, geliebt habe, wie ein anderer Jüngling, geliebt, wie auch Anaſtaſius Grün in ſeinen „Blättern der Liebe" erſt dieſen Frühling des Herzens ausblühen laſſen mußte, ehe es zu ſeinen Mannes-Geſinnungen und Mannes-Thaten heranreifte. Freiligrath iſt ein Fremder unter uns in dieſem Sinne; allein es bleibt dieſes eine beſondere

Natur und Begabung des Talentes, womit nicht zu
rechten iſt, ſo lange eben der urſprüngliche Drang und
Trieb aus demſelben ſpricht, nicht ein angeeignetes,
auf frühere Erfolge geſtütztes und abſichtliches Anhei-
meln in dieſen Stoffen. Faſt fürchte ich, daß Freilig-
rath, weiß er ſich dem Zauberkreiſe nicht zu entraffen,
der ihn gefangen hält, nicht bloß in der Form ſondern
uch in Stoffen und Richtungen ſeiner Kunſt dieſem
nnerlichen und allmählichen Gewohnheits-Zwange er-
egen wird, der nur zu leicht zur Manier nach außen
nd innen verſteinert und alsdann dem Dichter den
od bringt.

Anziehend iſt es, den Bildungs-Prozeß einer ſo ei-
nthümlichen Natur zu verfolgen. Wenn oben ge-
gt worden iſt, daß Freiligrath in ſeinen nächſten Um-
bungen eben ſo wenig Anklang als Förderung ſeiner
len Beſtrebungen fand, ſo muß hinzugefügt werden,
ß er ſelbſt ſeines Talentes ſich deſto früher bewußt
rd und mit einer ſo regelmäßigen Thätigkeit daſſelbe
tivirte, immer nach der einen Richtung hin, wie
ſonſt jungen, nach dem rechten Felde ihres Talentes
enden Dichtern nicht eigen zu ſein pflegt. Freilig-
ſcheint die Entwickelungs-Kämpfe und Wehen
Dichters nur in dem Ringen nach einer Geſtalt

und Form für ſeine poetiſche Individualität durchgemacht zu haben, nicht im Innern und Weſentlichen, das bei ihm vom Anfang an nach einer Seite gewaltſam zugelenkt war. Von dieſer kamen ihm alle Eindrücke und nach dieſer reflectirte er alle. Andere ſchwanken wohl, ehe ſie ihr eigentliches Element gefunden, laufen an zu dramatiſchen, lyriſchen, novelliſtiſchen, critiſchen Bahnen und gerathen ſpät, oft gar nicht, auf die ihnen prädeſtinirte; Freiligrath ſchlägt von der erſten Stunde ſeinen eignen richtigen Weg ein. Man hat verſucht ihn abzulenken, aus ſeltſamem Mißverſtändniß ſeines ganzen Weſens. Einige haben ihm gerathen auf das Drama ſich zu werfen, verleitet durch ſein Talent dichteriſcher Intuizion und die Fähigkeit, ſich in fremde Perſonen und Zuſtände hineinzudenken. Neuerdings hat ihm Herr Dr. Meyen in Berlin ſogar den Rath gegeben, ein deutſcher Volksdichter zu werden, wozu Freiligrath nicht mehr fehlt, als Alles. Er aber läßt ſich und ließ ſich durch nichts irren; er fühlte, daß die beſchreibende Poeſie ſein Leben ſei und ging nicht von derſelben ab. Dieſe Willensbeſtimmtheit iſt, ſofern ſie als Einſeitigkeit auftritt, kein Kriterium des Genies, das ſich eben in allen Manifeſtazionen der Kunſt als ſolches erweiſ't; allein wiefern ſie alle äußern

Einwirkungen und Beſtimmungen abwirft, zeugt ſie allerdings von überlegenem Talent, das dann Genie genannt werden müßte, wenn dieſe eine Seite worauf es ſich gewendet, in Tendenz und Gehalt höher ſtünde, als die blos beſchreibende Poeſie geſtellt werden darf. Freiligrath wird nie, ſelbſt wenn er ſeine Stoffe ändert wie die Schlange ihre Häute, aus ſeinem Genre heraustreten. Seine Erfolge werden deßhalb mit der Zeit nicht geſteigert werden können. Er zeigt uns neue Scenen, er trägt uns in neue Länder, vielleicht an den Nordpol, vielleicht in eine Idylle ſeiner Heimath; er wird aber immer Freiligrath bleiben, immer durch ſeine Phantaſie hinreißen, durch ſeine Darſtellung blenden, durch ſeine Originalität begeiſtern, rühren wird er uns nur, wo er ſelbſt gerührt iſt, und einen beſtimmten Eindruck zurücklaſſen, wenn er ſeine Gebilde nicht nur von außen mit gleißenden Farben und abenteuerlich fremdem Zierrath anthut, ſondern auch innerlich mit ſeinem Schöpfer-Athem, mit einem Funken aus dem Prometheus-Stabe des Dichters beſeelt. Das Letztere wird aber um ſo nothwendiger ſein, als dem Weſen der beſchreibenden Poeſie nach, Freiligrath nur in äußeren Dingen ſich bewegt und auf ſeinen phantaſtiſchen Wüſtenritten oder Seefahrten nur das Sinnliche des Orients oder des Oceans auffaßt. Er bildet auf dieſe Weiſe zu einem Theile eine ſeltſame Ergänzung zu Rückert. Den zieht es auch in den Orient, aber nicht um deſſen Natur, ſondern um in der Kultur ſeiner Völker Wurzel zu faſſen und von dieſem im Mondenlicht der Mythe glänzenden, vom Thau kindlich-frommer Offenbarung getränkten Erdreiche ſeine Wipfel in unſer Land herüberzuſtrecken. Anders Freiligrath. Ihm iſt es nur zu thun um die Menſchen und Thiere der Wüſte, um die ſinnlichen Schöpfungen derſelben; die tradizionelle Weisheit derſelben kümmert ihn nicht. So nimmt er zu den übrigen Wallfahrern in den Orient, zu Göthe, Rückert, Hammer-Purgſtall u. a. hinter denen auch Stieglitz auf dem Kameele ſeiner harttrabenden Poeſie herzockelt, eine eigenthümliche Stellung, die eines Malers der Karavane ein, während Göthe ihr Dichter, Rückert ihr Prediger, Purgſtall ihr Forſcher iſt. Seltſame Pilgerſchaft deutſcher Denker und Dichter in den Orient! Ein Beweis, ſchlagender, als alle philoſophiſchen, daß unſere gelbhaarigen Germanen-Väter von dannen kamen, und daß uns nur ein geheimes Heimweh dahin nachklingt. —

Wenn uns alſo die dichteriſche Perſönlichkeit Freiligraths als eine zwar originelle, mit eigenthümlichen Gaben ausgeſtattete und eine ganz beſondere Richtung verfolgende Erſcheinung entgegentritt, die aber einer tieferen poetiſchen Intenzion meiſtens entbehrt und, meiſtens ſtatt von außen nach innen, umgekehrt mehr von innen nach außen ſich zu äußern und zu wirken ſtrebt: ſo muß aus denſelben Geſichtspunkten auch die Form und Erſcheinungsweiſe beurtheilt werden, welche ſich dieſe Perſönlichkeit anbildete. Als erſtes Kriterium iſt hier abermals jene Originalität zu nennen, als hauptſächlichſter Vorzug aber die tiefe und innige Uebereinſtimmung der Form mit dem Geiſte. Abweichend von allen Dichtungs-Arten, ſelbſt in der Sprache und deren Handhabung ganz eigene Wege einſchlagend, würden die Erzeugniſſe Freiligraths wohl als barocke Gedichte, nicht aber als ſchön gelten können, wenn nicht in denſelben eine ſo konkrete Einheit der Form und des Geiſtes vorwaltete, daß ſie dadurch die Weihe eines Kunſtwerkes im höchſten Grade empfangen. Thorheit iſt es, in einem ſolchen von Geſchiedenheit der Form und der Seele zu reden, aber eine Abſtufung größerer oder geringerer Uebereinſtimmung beider läßt ſich, bei werdenden Künſtlern namentlich, nur zu oft unterſcheiden, und hier iſt es gerade, wo Freiligrath ſeine „Meiſterſchaft“ am glänzendſten beurkundet. Wienbarg erkennt mit richtigem Blicke, daß Freiligrath ſich nirgends — nur ſelten, möchte ich einſchränken — von der ſeltſamen Form ſeiner Gedichte fangen und in ſeinen fremdländiſchen Wörtern und Reimen verſtricken läßt. Sie erſcheinen bei ihm natürlich, ja nothwendig, als Poſtulate uud zugleich als Produkte des Inhaltes, und nur ſo laſſen ſich dieſelben vor dem Publikum der Gedichte rechtfertigen. Ein anderes iſt es, wenn wir einen kritiſchen Maßſtab an dieſe Form legen, wenn wir ſie zuſammenhalten mit der Form und Sprache anderer Dichter.

Dr. Meyen weiß in ſeiner Rezenſion (Nr. 30. der „literariſchen Zeitung“) nicht genug Rühmens zu machen von dem naturwüchſigen und tief urſprünglichen Geiſte, wie von der Sonnenhöhe der Form in Freiligraths Gedichten. Führen wir aber im Geiſte die Betrachtung einmal um ein Jahrhundert weiter! Ich ſetze den Fall, ein Nachkomme des Herrn Meyen wird im Jahre 1938 Freiligraths Gedichte in der Literatur-Geſchichte en gros einrahmen ſollen. Welchen Eindruck wird das Buch auf ihn machen? Die Pracht und Eigenthümlichkeit der Naturanſchauung, das ſeltſame Leben und Weben in der Wüſte, im Nebel, auf der See wird auch er herausfinden; aber die Sprache mit ihren fremden Stichwörtern, ihren Reimen auf Fandango, Laſcar, Moskitos, Cochenille, Marſeille, Agaven, Guyana, Lakediven, Cigarren — wird ſie ihm vielleicht nicht eben ſo gewälſcht und geziert erſcheinen, wie uns heut zu Tage die mit franzöſiſchen Flicken ausgeſteppte Dikzion eines Hoffmannswaldau und Anderer? Sie wird es gewiß nicht, ſo lange ein Verſtändniß des Inhaltes und Stoffes in ihm lebendig bleibt; wenn aber auch dieſes veraltert, wenn jene phantaſtiſchen Zierrathen, die ſich Freiligrath aus ſeinem begeiſterten Studium der Erd- und Naturkunde gepflückt hat, abgeblüht ſind, was wird man alsdann von einem deutſchen Gedichte ſagen deſſen dritter Reim immer ein Eigenname aus dem Spaniſchen oder Franzöſiſchen iſt?

Unſere Lyrik geht einen betrübenden Weg, den zu einem Rococo-Zeitalter. In allen Journalen wird von der Ausbildung und Erweiterung unſerer guten Mutterſprache ein Langes und ein Breites geredet; die Meiſterſchaft eines Rückert, eines Grün, eines Moſen, eines Freiligraths, eines Heine, eines Beck und Gott weiß, welcher „Eines“ ſcheint über allem Zweifel erhaben. Betrachtet aber einmal ein ſolch' modernes Gedicht, einige Strophen aus dem Ahasver oder eine Nummer des „Schutt“ oder den „Scipio,“ neben einem Götheſchen Liede: „Wie kommſt, daß du ſo traurig biſt“ oder „Ueber allen Gipfeln iſt Ruh'.“ Mit wie geringſcheinenden Mitteln erreicht er ſeine Zwecke, und welchen Theaterpomp (oft iſt es nichts mehr, als das) ſehen wir bei ſeinen Kindern angewandt! Dieſe Entfernung von der durchſichtigen Klarheit und Simplicität des Göthe'ſchen Styles wird uns keine guten Früchte bringen, obſchon er ſelbſt in ſeinen letzten Stadien — unwillkührlich und doch bewußt — von derſelben abkam. Unſere Proſaiker verſetzen die Sprache mit einem Schwall techniſcher Schulausdrücke; ſie zerfaſert und zerfällt unter all' den Nuancierungen oder Schattirungen, all' den Bezügniſſen und Kategorien, all' den Raffinements und Speculationen der Kritiker. Unſre Poeten ſchrauben ſie zu einer ſeltſamen Höhe, jeder auf ſeine Weiſe: Rückert verrenkt ihr die Glieder, wie ein orientaliſcher Jongleur, Grün füllt ſie mit dem brennbaren dampfenden Gas ſeiner luftigen Freiheitsliebe und läßt den anſchwellenden Ballon in ſtolz gedehnten Rhythmen gen Himmel ſteigen, Heine zerſplittert ſie in lauter feine, loſe, gläſerne Pfeile, die nur ſpielend und bunt befiedert ſind, Freiligrath endlich durchſtrömt ſie mit dem Duft der Gewürzinſeln und vermiſcht mit ihr das Geſchrei der Papageien im Palmwalde oder das Rauſchen mitternächtiger Meerſchiffe in unbekannten Strudeln. Er geht einen gefährlichen Weg, weil einen zielloſen. Man weiß nicht wo er am Ende herauskommen ſoll, da er der erdichteten und wirklichen Scenen aus der fremden Welt ſeiner Anſchauungen noch gar viele wird bringen können. Allein er wird, wie es geübten Künſtlern nur zu leicht ergeht, zuletzt Alles in Technik auflöſen, ſeine Originalität, auf die Spitze getrieben, muß in Manier ausarten, ſeine ſeltſame Form in Karrikatur. Vestigia terrent. Schon finden ſich in einzelnen Gedichten jene Verſchränkungen und Ausrenkungen der poetiſchen Form, die dem Totaleindruck eines Gedichtes jedes Mal nachtheilig ſein müſſen, die langen Vorderſätze, die koloſſal und verbindungslos aufeinander gethürmten Gleichniſſe, zu denen ihm ſeine brennende Phantaſie den Stoff ſtets fertig unterſchiebt, jene zuſammenhangsloſen Einzelwörter, die, wie in einem Schauſpiel die Parentheſen, uns die Scene malen ſollen. Er erinnert auf dieſen Abwegen nicht wenig an Jean Paul, der auch die Harmonie und die plaſtiſche Schöne gar oft dem immer neu gebährenden Humor aufopferte und um das Entfernteſte und Fremdeſte herbeizuziehen in den Kreis ſeiner Dichtungen, ihrer Form Gewalt anthun mußte. Der rechte Poet ſollte das — gefliſſentlich wenigſtens — niemals thun. Ihm ſei die Sprache, worin er dichtet, lieb und heilig, wie eine Braut, die er in Züchten und Ehren halten ſoll, wie das Element, das reine, worin er ſich bewegt, das den Befleckten im Gottes-Urthel allemal ausſtößt. Eine Sünde gegen dieſes Element ſind die verkünſtelten, aus möglichſter Weite gegriffenen Reimwörter, wodurch manches Gedicht als modernes ſich zu charakteriſiren ſucht. Treffliches über den Grund dieſer Verirrungen hat Wienbarg ebenfalls bei der Würdigung Freiligraths geſagt, Blätter der Börſenhalle Nr. 1546 f.

Durch alles dies ſoll nicht geläugnet werden, daß Freiligrath eine hervorſtechende Sprachgewandtheit, ja Sprachgewalt beſitzt; es wird durch den Mißbrauch derſelben, vor dem er gewarnt wurde, vielmehr beſtätigt. Dieſe Sprachgewalt iſt bei ihm theils integrirendes, ſogar überwiegendes Moment ſeiner dichteriſchen Begabung, das er auch mit beſonderer Liebe und Sorgfalt ausgebildet hat. Hüte man ſich doch ja, ihn als einen Naturaliſten im Reiche der Dichtkunſt zu betrachten, weil die Rezenſenten ſoviel von Urſprünglichkeit und Naturwuchs bei ihm gepredigt haben. Freiligrath hat bedeutende Studien gemacht, nicht nur, um in jenen Regionen ſich anzubauen, wohin ihn ſein Drang zog, ſondern auch um ſeine Form auszubilden. In dieſen Studien laſſen ſich ſogar einzelne Kämpfe mit fremden Einwirkungen unterſcheiden, wie auf der andern Seite wiederum ein bedeutendes Gewicht Anderer daraus hervorgeht. Offenbar Chamiſſo nachgebildet ſind die Terzinen in Freiligrath's Sammlung, vielleicht ihr ſchwächſter Beſtandtheil. In dem epigrammatiſchen Ende der „Todten im Meere“ blitzt eine Hinneigung zu Heine'ſchen Elementen hervor. Die „Bilderbibel“ erinnert in Form und Inhalt an die ſchwäbiſche Dichterſchule, während die verunglückten Diſtichen „in Schillers Album“ ein Verſuch ſind, dieſem Dichter in der Form ſeiner Xenien nachzutreten. Durchaus franzöſiſch und der ſceniſch-malenden Poeſie angehörig ſind jene in Freiligrath ſchier zu oft vorkommenden abgeriſſenen Sätze: „Dämm'rung! Das Lager!“ oder „Zelte! Poſten! Werda-Rufer!“ u. ſ. w. u. ſ. w. Freiligrath wird ſich in Acht zu nehmen haben, daß dieſe in dem künſtlichen Gefüge, dem lebendigen Leibe eines lyriſchen Gedichtes ſo iſolirt daliegenden Glieder bei ihm nicht in Manier ausarten. Es mag eine große malende Kraft in dieſer geſuchten Nachläſſigkeit liegen, wenn ſie mit Maaß angewandt wird; aber eine Abnormität der poetiſchen Dikzion bleiben ſie immer, und das Abnorme gränzt nur zu nah an das Difforme.

So finden wir alſo, daß, während an Freiligrath die gewohnten Wehen des Dichters vorübergingen, wenigſtens die Kämpfe um eine eigenthümliche Form bei ihm ſichtbar werden. Am meiſten haben auf dieſe neu franzöſiſche Dichter influirt, wie denn der Rezenſent in Numero hundert (in den „Blättern für literariſche Unterhaltung") richtig bemerkt, daß die „Orientales“ von Victor Hugo überhaupt einen ſehr entſchiedenen Einfluß auf das Weſen und die Erſcheinungsweiſe der Freiligrath'ſchen Poeſie gehabt hätten. Erſtaunlich iſt es in der That, mit welcher Leichtigkeit Freiligrath fremde Poeſieen auf unſern Boden verpflanzt hat. Seine Ueberſetzungen leſen ſich wie Original-Arbeiten; dies und die ziemlich bedeutende Zahl derſelben — viele Gedichte nach Hugo, die im „Phönix" zerſtreut gedruckt erſchienen, ſind nicht einmal in die Sammlung aufgenommen worden — läßt ſchließen, wie früh und mit welchem Eifer er franzöſiſche und engliſche Schriftſteller ſtudirt hat. Daraus allein würde freilich jene meiſterhafte Handhabung der eigenen Metra noch nicht folgen, die wir bei Freiligrath vorfinden und worunter namentlich der „Alexandriner“ als ſeine eigenthümlichſte und gelungenſte Art hervortritt — ein Versmaß, das über Gebühr von Neueren verketzert worden iſt, die nicht eingeſehen haben, wie nothwendig grade dieſe Form für die franzöſiſche Poeſie der ſogenannt klaſſiſchen Periode iſt. Freiligrath hat ihn nach ſeinem Geſchmack zugeſtutzt und bewegt ſich mit einer Liebe und einer Leichtigkeit in demſelben, die beurkunden, wie ſehr beide für einander paſſen. Intereſſant iſt in dieſer Beziehung das Gedicht „der Alexandriner,“ welches, wie „meine Stoffe“ die innere Individualität des Dichters bewußt und beſtimmt ausſpricht und als Selbſtgeſtändniß deſſelben über ſeine Formbildung auftritt. Beide Gedichte liefern einen unumſtößlichen Beweis von der ſelbſtbewußten und ſelbſtſtändigen Entwickelung der Freiligrathſchen Poeſie, alſo eine Widerlegung der träumeriſchen Anſicht, die den ganzen Freiligrath als ein Wunder dichteriſcher Inſpiration betrachtet wiſſen wollte, als einen jener gottbegeiſterten

Seher, die nicht nur alle poſitiven Kenntniſſe, ſondern auch alle Formen ihrer Dichtungen vom lieben Gott im Traume beſcheert kriegen.

Braucht es endlich noch erörtert zu werden, daß ich in meinem Urtheil den Dichter um deßwillen nur höher ſtelle, weil er ſolche Begabung zum Theile ſeiner eigenen Kraft und ſolche Meiſterſchaft ſeinem Studium, nicht einer in unſern Tagen immer ſeltener werdenden Inſpiration dankt, — an der vielleicht auch zu David's Zeiten nicht ſo gar viel geweſen ſein mag? Die Naturſänger, wie Niklas Müller in der Cotta'ſchen Buchdruckerei und die Luiſe Karſchin preußiſchen Angedenkens können in ihrer Art recht glückliche Leute ſein, — große Dichter ſind ſie für Andere nicht, am wenigſten in jetziger Zeit, wo Alles einer ſo ſtrengen Zerſetzung vor dem Richterſtuhle der Kritik unterliegt, ſo viele poſitive Kenntniſſe und Studien um die Form, ſo viele tendenziöſe Nebenrichtungen in der Poeſie zum Urtheile kontribuiren.

Die Leute, welche draußen ſtehen, haben gut abſprechen und diejenigen der Affectazion und Arroganz zu bezüchtigen, welche von einem ſchmerzlichen Zwieſpalt zwiſchen dem Ideellen und der Wirklichkeit ſo in ſich, wie außer ſich klagen. Auch Freiligrath iſt von dieſem Grundton, der durch die ganze Tages-Literatur hindurchſchallt, nicht frei, ſein Gedicht „der Reiter“, und außer vielen andern die wunderbar ſchöne Elegie auf Grabbe's tragiſches Ende bezeugen dies. Es überraſcht uns, wenn er, der ſonſt in ganz fremden, faſt außereuropäiſchen Sphären ſich bewegt, auf einmal in die Worte ausbricht: „der Dichtung Flamm' iſt allezeit ein Fluch“, oder ſeufzend: „durch die Finſterniß der Föhren“ zum Himmel hinauffragt: „Gott, warum gabſt du mir Leiden?“ Es ſtehen dieſe einzelnen Ausbrüche eines ſolchen Gefühles ſo ganz abgeriſſen in der Reihe der übrigen, auf's Aeußere gerichteten Anſchauungen da, daß ſie von Vielen nur als Anempfundenes, von Einzelnen vielleicht gar als eine bloße Dekorazion betrachtet werden dürften. Wer aber die Zuſtände unſerer Literatur und die Stellung ihrer Söhne zur Gegenwart tiefer durchſchaut, wer Freiligrath's perſönliche Verhältniſſe kennt, wird nothgedrungen an die Wahrheit und lebendige Tiefe dieſer Verſtimmungen auch bei ihm glauben. Freiligrath muß in ſeinen nächſten Beziehungen eben ſo fremd geworden ſein, wie heimiſch in den größten Fernen. Er lebt unter Menſchen, die nichts können als eine Feder ſchneiden und einen Frachtbrief ſchreiben; ſeine Wege hat er von jeher allein gehen müſſen, ohne daß eine freundliche Hand ihn an gefährlichen Stellen ſtützte oder eine mit ihm fühlende Bruſt der ſeinen harmoniſch entgegenſchlug. Sein Beruf — bekanntlich arbeitet er noch gegenwärtig auf einem Comptoir in Barmen — trägt in ſeiner täglichen, abſpannenden Einförmigkeit gewiß nicht dazu bei, ihn mit dem Leben auszuſöhnen, ſchon aus dem Grunde, weil er jene dem Dichter ſo nöthige oder mindeſtens ſo werthe Anerkennung und Verſtändigung in demſelben und in ſeinen Genoſſen niemals finden wird. Unter ſolchen Verhältniſſen darf es uns nicht wundern, wenn er aus einer zahmen Saharah in eine wilde flüchtete; vielmehr erregt der Umſtand Erſtaunen, daß ihm jene noch Kraft genug übrig ließ, um in dieſer zu wandern, und daß in der Duplizität ſeiner Perſon der Handlungsdiener nicht längſt den Sieg über den ringenden Dichter davontrug.

Ich kenne dieſe Perſon des Handlungsdieners nicht. Reiſende, die von ihm zu mir kamen, haben von ihm erzählt, und ihre Schilderung, die Viele überraſchte, war mir nicht befremdend. Sie malten mir nicht eine anſpruchsvolle, die Umgebungen ſtolz beherrſchende Figur, aus welcher die orientaliſch-üppige Phantaſie jeden Augenblick brennend herausſtrahle; Freiligrath, ſagten ſie, hat auf die erſte Begegnung etwas Gedrücktes und Befangenes, nur zu Zeiten blitzt das Bewußtſein ſeiner dichteriſchen Perſönlichkeit und der gerechte Stolz auf einen jungen Namen in ihm auf. Damit ſchlägt er die Handlungsmenſchen um ihn gewaltig in's Geſicht, und dieſe vergelten ihm, wo ſie können. Er iſt ſtill im Geſpräche, nur zu Zeiten luſtig nach Art junger Leute, und dann ſpiegeln ſich in ſeinem ſonſt nicht auffallenden Auge und auf der ſchönen Stirn die Geſtalten ſeiner Lieder. Leute, die in keine nähere Berührung mit ihm kommen, mögen oft an ihm vorübergehen, ohne aus dem Waiſenkind des Merkurius den Liebling des Dichtergottes herausgefunden zu haben.

So und nicht anders habe ich ihn mir gedacht. Seine Umgebungen mögen ihren harten Stempel drückend und verſiegelnd auf ſeine perſönliche Erſcheinung gelegt haben, er iſt in ſich zurückgekehrt und wendet ſich in ſtiller Beſchaulichkeit ſeinen phantaſtiſchen Bildern und Träumen zu. Ein einſamer Dichter ſteht er in jenem Winkel des deutſchen Vaterlandes da, wie

Julius Moſen in Dresden, beide mit keiner Parteiung zuſammenhängend und gegen keine fechtend, unbekümmert um das Geräuſch der Streitenden ringsum und in dem Wahn oder dem Rauſch ihrer Dichtung ſelig verſunken.

VII.

Ueber die ſogenannten Bulwer'ſchen Zeitgenoſſen.

Von

Dr. Albert Oppermann
in Göttingen.

Iſt denn in Wahrheit die deutſche Kritik ſo geſunken, daß allein die Brockhauſiſchen Blätter, von einem Werke, worin der Verfaſſer ſoviel Theueres, ich möchte ſagen, ſein beſtes Wiſſen und Können, ſein ſchönſtes Hoffen und Wünſchen niederlegte, an deſſen Verbreitung er, von den ſchwierigſten Umſtänden gedrängt, den zweideutigen Verſuch der Täuſchung wagte, die Erſcheinung berührten, nur um einige Stellen aus dem Zuſammenhang zu reißen und den Verfaſſer zu verunglimpfen?

Es nimmt mich kein Wunder, daß das Publikum, welches in der Lectüre nur Erholung und Unterhaltung ſucht, das ſich höchſtens zu „Reiſenovellen" verſteigt, ſich zu dieſen Zeitgenoſſen nicht drängte. Wenn aber das Publikum, das den Fauſt in der Taſche trägt und noch mehr aus ihm heraus oder vielmehr hineinlieſet als die Commentatoren deſſelben, das

Publikum, das vor zehn Jahren die Seherin von Prevorſt verſchlang, das die Rahel lobt und Strauß Leben Jeſu bewundert, lau iſt gegen eine Erſcheinung wie dieſe, ſo muß es wohl ſein, weil es die Kritik noch nicht gezwungen hat, dem Kaiſer zu geben was des Kaiſers iſt.

Denn mögt ihr im Fauſt den Einzelnen mit ſeinen himmelſtürmenden Gedanken ſehen, der den Eingang zur Wahrheit nicht finden kann und der Lüge anheimfällt, dem Leben mit ſeinem Sinnenrauſch und ſeiner trügeriſchen Freude, oder ihr möget in ihm die Menſchheit ſehen in ihrem Kampfe, ihrer Niederlage und ihrem Siege um den göttlichen Funken, in ihrer Begeiſterung und ihrer Entartung, ihr möget in den kurzen ſinnigen Sprüchen Göthe's und den langen philoſophiſchen Deductionen der Commentare das Räthſel gelöſet glauben, das euch und das Leben eurer Mitwelt umdunkelt; leſet die Zeitgenoſſen! Auch ſie ſind ein Commentar des Fauſt. Aber des Fauſt, der das 19te Jahrhundert iſt und von dem ihr ſelbſt ein Theil ſeid.

Ihr ſeid ja ſonſt ſo eitel auf eure Klugheit und eure Tugenden, auf eure Wiſſenſchaft und eure Kunſt, auf eure Induſtrie und euren Handel, eitel ſelbſt auf eure

Laſter. Seht, ſpiegelt euch! Aber erſchreckt nicht, es iſt ein Hohlſpiegel, in dem ihr euch erblickt, mit vieler Kunſt und mühſamer Arbeit in Metall geſchliffen. Ihr ſeht nicht nur den glatten äußern Schein, ihr ſeht die kleinſte Narbe, die verborgenſte Runzel und viel getrockneten Schweißes. Erſchreckt nicht, wenn ihr ſeht, daß die Larve von eurem Treiben geriſſen iſt, daß die Illuſionen zerſtört ſind, die tauſend Kerzen des Ballſaals, die bunten Gruppen, die ſchönen Decorationen vor dem Glanze des Tagslichts erbleichen und zerſtäu-
en. Denkt, daß das Faſtnachtsſpiel nicht ewig wäh-
en kann, daß der Tag kommen muß, wo jede Täu-
hung aufhört und daß dies ein Tag des Schreckens
nd der Verwirrung ſein wird, wenn Niemand er-
nnt und begreift, was an der Zeit iſt und worum es
h handelt! Strengt die Nerven eurer Augen an,
mit ihr den Nebel durchſeht, der den Hintergrund
gt. Hört ihr nicht das ferne Geräuſch des Kampfes,
n Donnerruf der Niedergedrückten? Hört ihr nicht
n Ruf der Unwiſſenden, die dieſelbe Wahrheit, den-
en Glauben haben wollen, auf die ihr ſo ſtolz ſeid;
t ihr nicht das Jubelgeſchrei der Proletäre, die kom-
n mit euch zu theilen und ihr ſeid noch immer be-
et mit dem Maskenanzuge, mit Flittergold und

Tand? Doch nein! Ihr ſeid bei Zeiten erſchreckt durch euer eigenes Bild, noch ehe der Morgen hereinbricht, habt ihr die bunten Fetzen von euch geworfen und euch die Hände gereicht zur gemeinſamen Arbeit an dem großen Werke der Menſchwerdung des Menſchen. Seht, der Nebel ringt ſich in ſchweren Kämpfen langſam empor, das Getös des Kampfes verwandelt ſich in Lobgeſänge des Unendlichen, die wild durcheinander wogenden Maſſen haben ſich ſchön gruppirt, jeder trägt das Seine und trägt es mit Luſt.

Ja es iſt ein mächtiges Buch, von dem ich rede. Mit feiner ärztlicher Hand fühlt Gutzkow (denn er iſt doch der Verfaſſer des Buches?) nach dem Pulsſchlag der Zeitgenoſſen, er preiſ't die Hitze und Kälte ihrer Empfindungen, er ſucht nach ihren Thorheiten und Laſtern, aber auch nach ihren Vorzügen und Tugenden und verkennt dieſe nicht um jener willen. Das Buch iſt ſo gedankenreich, daß eine neuere deutſche Vierteljahrſchrift auf 10 Jahre an dem Stoff genug hätte, der hier aufgeſpeichert liegt. Ja es iſt ſelbſt mehr Zeitſchrift als Buch d. h. als architektoniſches Ganzes oder organiſches Kunſtwerk. So bunt als das Leben ſelbſt, ſo bunt iſt die Gedankenwelt, die hier vor uns ausgebreitet wird. Ein Gedanke ſpinnt ſich aus dem andern und an den andern. Aber es ſind unendlich viele Anknüpfungspunkte und man ſuchte oft vergebens nach dem eigentlichen logiſchen Faden, an den ſich alle dieſe Reflexionsnetze, ſpringenden Bemerkungen, Blitzlichter und Arabesken zeitgemäßer Beziehungen aufziehen. Ich weiß aber nicht, ob man Recht hat, nach künſtleriſcher Einheit zu ſuchen. Denn der Verfaſſer will uns offenbar kein Kunſtwerk, keinen Roman, kein nothwendiges Ganze geben. „Wenn wir die Intereſſen unſerer Mitwelt zu ſichten und zu klaſſifiziren ſuchen," ſagt Gutzkow ſelbſt von ſeinem Werke, „ſo ſchwebt uns dabei allein das Wohl der Menſchheit vor, von welchem mir ein zwar nicht in Worte faßbares, aber doch untrügliches Ideal vorſchwebt. Ich weiß nicht, was Alles dazu gehört, die Völker zu be- lücken; wohl aber, ob Dies dazu gehört und Jenes icht." Oder kann Gutzkow deutlicher die Hoffnun- en verrathen, mit denen er an dieſem Buche ſchrieb, ls wenn er an einem andern Orte ſagt: „Ich will icht den Sittenprediger ſpielen, ich würde mir ſonſt e Möglichkeit nehmen, auf meine Zeitgenoſſen zu irken. Sie ſchildern iſt mehr als ſie belehren wol- n, denn das erſte läßt ihr Urtheil frei, während es s zweite gefangen nimmt. Ich will keine Anklage ſtellen, ſondern nur die Thatbeſtände ermitteln. Jeder prüfe ſich ſelbſt und richte ſich ſelbſt."

Armer Autor, du haſt deine beſten Gedanken vergebens vergeudet. Mit dieſen Gedanken, ſauber vertheilt und weiter ausgeſponnen, hätteſt du für dein ganzes Leben als Journaliſt ausreichen können! Ein Herr von Florancourt hätte, wenn du auch nur dieſen Schatz von Gedanken gehabt, keine Beſorgniß zu hegen brauchen, daß du dich je ausſchreiben könnteſt, wie andere. Du haſt Alles auf einmal gegeben, wo ſparſame Arzenei nöthig war. Unſer Publikum liebt in der Literatur die Homöopathie. Es iſt zufrieden, unter tauſend Waſſertheilchen einen Gedanken zu finden, wenn nur das Waſſer hübſch mit Zucker und Frivolität verſüßt iſt. Du giebſt Gedanken auf Gedanken. Und was wird dein Lohn ſein? Die, welche dich am meiſten ſchmähen, werden dich am meiſten ausbeuten.

Ich muß auch auf die Mängel der Zeitgenoſſen kommen Gutzkow hat den kleinen Heften zu viel anvertraut. Seine Hoffnung, bei dem deutſchen Publikum durch den Inhalt derſelben ſolche Theilnahme zu finden, daß die Zeitgenoſſen zu einem Journal würden, die er zu Anfang und am Ende ſeiner Vorrede deutlich ausſpricht, beruht auf einer ſo großen

Mißkennung des Publikums, wie ich ſie Gutzkow am wenigſten zugetraut hätte. Ich mag dieſe Täuſchung nicht mit Beiſpielen belegen, obgleich ich es könnte. Gutzkow ſagt zwar ſelbſt, daß er nicht auf die Leute wirken könne, die er liebe, auf das Volk, er hoffe aber auf die zu wirken, die mit dem Volke umgehen. Daß dies geſchehe, iſt mein größter Wunſch. Möge kein Staatsmann, kein vornehm und zufrieden auf ſeine Hochwiſſenſchaft herabblickender Gelehrter ſich zu gut dünken, aus dieſen Zeitgenoſſen zu lernen; möge keiner, der über ſociale Fragen zu reden wagt, die Zeitgenoſſen nicht ſtudirt haben!

Ich will nicht behaupten, daß alle jene Lebensfragen, welche die Neuzeit durchkreuzen, hier richtig gelöſet ſind, daß der Verfaſſer das Geſetz, wonach die Echtheit des Wirklichen beurtheilt werden ſoll, immer in Herz und Auge gehabt hat, daß in dem Buche der Stein der Weiſen gefunden ſei, welchen die Menſchheit ſucht. Ich hätte vielmehr an hundert Stellen Einwürfe zu machen, könnte hier eine halbe Wahrheit, dort eine Täuſchung nachweiſen, manche Behauptungen einander gegenüber ſtellen, die ſich zu widerſprechen oder gar aufzuheben ſcheinen. Man ſieht, das Buch iſt nicht in einem Guſſe geſchrieben und der

Verfaſſer hat während des Schreibens oft erſt ſeine Meinung gebildet. Aber ſelbſt wenn das Buch mehr Irrthümer enthielte als Wahrheiten, was gewiß nicht der Fall iſt, es würde ein unendlicher Schatz ſein, weil es zum Nach- und Selbſtdenken nöthiget und die Wege zur Wahrheit ebnet.

Das erſte Capitel dieſes merkwürdigen Buches iſt überſchrieben: Der Menſch des 19ten Jahrhunderts. Gleich jenen künſtlichen Karten, die uns die Schweiz mit ihren Bergen und Thälern, Städten und Sennhütten, Flüſſen und Seen gleichſam aus der Vogelperſpective zeigen, wird hier das Leben unſeres Jahrhunderts vor uns ausgebreitet. Wir ſehen nicht nur die Haupthöhenzüge, wir erblicken zugleich die verborgenſten Beziehungen und Triebfedern. Mit anatomiſcher Feinheit ſind die Muskeln von dem Zeitgetriebe abgelöſet und unverwirrt, unzerriſſen liegen die feinſten Nervenfädchen und die blutdurchſtrömten Arterien vor uns. Es gleicht dieſes Capitel der Ouvertüre zu einer guten Oper, alle Töne und Melodien, die uns ſpäter entzücken ſollen, ſind ſchon hier angeſchlagen. Es ſind aber der Töne und Melodien ſo viele, daß ſie ſich nicht nach einander aufreihen und abzählen laſſen. Selbſt das Grundthema läßt ſich nicht

mit wenig Worten charakteriſiren. Ich will daher in
den reichen Schatz von Betrachtungen und Gedanken
hineingreifen und an verwandte Töne meine Bemer-
kungen knüpfen.

Eine allgemeine Betrachtung eröffnet das Capitel.
„Das Jahrhundert, in welchem Hume und Voltaire
ebten, ſetzte das Individuum höher als unſere Zeit,
ie durch Napoleon die Kraft nur in den Maſſen fin-
en lernte.“ — „Es iſt eine eben ſo intereſſante als
elehrende Aufgabe, die pſychologiſchen Eigenthümlich-
eiten des vorigen Jahrhunderts zu unterſuchen, ſeine
iſtoriſchen Begebniſſe auf Menſchen zurückzuführen
nd dieſe wieder zu verfolgen bis in die Träumereien,
elchen ſich die Zeit der erwachenden Freiheit hingab!“

In Wahrheit, eine ſchöne Aufgabe! Und was mehr,
utzkow hat ſie gelöſet. Es verdächtiget zwar anfangs
e Reinheit und Schärfe, mit denen er die Eigen-
ümlichkeit des vorigen Jahrhunderts auffaßt, wenn
gleich darauf ſagt: „Die Geſchichte des 18ten Jahr-
nderts laſſe ſich in ein Capitel der allgemeinen Ge-
chte der Mode verwandeln.“ Allein es ſcheint dies
r eine der häufig vorkommenden Halbwahrheiten zu
t, die Gutzkow quà Engländer und Bulwer abſicht

lich ausſpricht. Wo er ſelbſt redet, charakteriſirt er ſcharf und treffend.

Wie traurig aber wäre es, wenn Gutzkow Recht hätte, von der Fiktion Wilſon zu ſagen: „Nicht ein Blutstropfe der neuen Zeit wohnt in ihm, und doch iſt er ſo achtungswerth!“ von Wilſon, den er ſo ſchildert: „Er iſt gegen ein Uebermaß von Freiheit. Eine große politiſche Freiheit ſcheint ihm nur denkbar, wenn eine Selbſtemancipation der Individuen vorausgegangen. Er würde ſich recht gern zu einer Republik bereit finden und müßte ſie aus lauter ſolchen Philoſophen beſtehen, als er einer iſt.“ — Nein eine ſo ſchlechte Kritik verdient die neue Zeit nicht. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Individuen ſpiegelt ſich nicht ſchlechthin in der Schilderung eines Individuums und läßt ſich daher eben ſo wenig durch die Negation der Beſtrebungen eines Menſchen richtig zeichnen. Ich kenne viele Menſchen, die in der neuen Zeit geboren, in ihren Ideen geſäugt und groß gewachſen, ganz Kinder der neuen Zeit ſind und doch die Ideen Wilſons theilen. Oder ſind Männer wie Dahlmann nicht Männer unſerer Zeit? Ich muß Dahlmann, der ſich mit eigner Aufopferung der Macht entgegenſtämmte, die die alte Zeit über uns zurückzuwälzen im Begriff iſt, wenigſtens der neuen Zeit vindiziren. Ich kann keine neue Zeit anerkennen, der er nicht angehören ſollte. Und er, mein theurer Lehrer, war gegen jedes Uebermaß der Freiheit; Selbſtemancipation der Individuen, der Familie iſt ihm der nothwendige Anfang und die Grundlage der allgemeinen Freiheit.

Es paßt gleichfalls beſſer für England als für uns, wenn Gutzkow, auf den pädagogiſchen Charakter des 18 Jahrhunderts übergehend, ſagt: „Der Zweck unſerer Zeit iſt der Bürger, nicht der Menſch. Dem Bürger ſchadet das Ammenmährchen nicht, das Federbett nicht, das zu hohe Liegen mit dem Kopfe nicht. Mein Emil des 19ten Jahrhunderts wird für den Staat erzogen, für die Parthei; er hat nicht die Beſtimmung für die Familie, für das Haus, ſondern er muß eine Zahl werden, die mit angeſchlagen werden kann. Er wuchert auf ohne ein anderes pädagogiſches Moment als das der Leidenſchaftlichkeit.“ Aber wenn wir den Weg fortgehen, den wir betreten haben, wie lange wird es freilich dauren, daß es ganz für uns paßt!

Doch verfolgen wir die weitere Entwickelung dieſes Emils, eines Normalzöglinges unſerer Zeit. Wie erſchrecklich wahr iſt es, was Gutzkow von den ungeheuren Anforderungen ſagt, die an den Einzelnen gemacht werden, der ſpäter vorgeben will, Bildung zu haben. Wie viel Treffliches findet ſich hier über Erziehung! Wir werden aufmerkſam gemacht, wie viel wir von der pädagogiſchen Gewiſſenhaftigkeit unſerer Großeltern lernen ſollten. Wenn die Menſchen unſeres Jahrhunderts von ihren Kenntniſſen Kopfweh haben, ſo liegt dies weniger in der Methode als in der Unentſchloſſenheit, den alten Unterrichtsſtoff mit dem neuen auszugleichen. Man ſoll gewiß nicht erſt Gelehrte machen, um ſie dann, wie es jetzt durch unſre Schulmethode geſchieht, in Kaufleute umzuformen.

Mit aller Schönheit, die der Wahrheit unmittelbar vermählt iſt, iſt der Moment geſchildert, wo Emil plötzlich an ſich die Erziehung beginnt, welche die Eltern an ihm vernachläſſiget haben. Mit unübertrefflicher Laune aus dem Leben eines deutſchen Faſhionable ſchildert Gutzkow den Augenblick, wo Emil einen Bart bekömmt, dann gehen wir mehrere Lebensabſchnitte deſſelben durch, und kommen auf Emils Unentſchloſſenheit, Ehemann oder Hageſtolz zu werden. Gutzkow ſpricht von der Unliebenswürdigkeit des heutigen Männergeſchlechts. Es finden ſich dazu ſo viel moraliſche als materielle Veranlaſſungen. „Der Ernſt unſerer Zeit theilt ſich den Männern, die für unſere Zeit berufen ſind, mit. Der Krieg kann nicht mürriſcher ſtimmen, als ein Friede, der eine Menge Intereſſen, die Geiſt und Leib berühren, unaufhörlich in Frage und hitzige Abrede ſtellt. Im Kriege, in den finſterſten Zeiten, wo die Guillotine herrſchte, wo Napoleon ſiegte, konnte man durch die Ereigniſſe nicht ſo mißgeſtimmt werden, als es jetzt die Männer ſind. Denn damals war es das Schickſal, an das man ſich leicht gewöhnte, man ſah Begebenheiten, die vom Zufall oder individueller Energie herrührten, während man jetzt nur Perſonen als Factoren der Dinge beobachten kann, nur partikuläre Intereſſen und verblendete Anſichten.“ Wie wahr das geſagt iſt, wird der am beſten beurtheilen können, der ſeit Juli v. J. Hannoveraner zu beobachten Gelegenheit hatte.

Zuletzt entſcheidet in Eheſtandsfragen das ökonomiſche Verhältniß. Die heutige Exiſtenz iſt eine ſchwere Aufgabe. „Mit den Bedürfniſſen, die ſich täglich ſteigern, ſteigert ſich auch der Drang, Mittel zu erwerben, um ſie zu befriedigen. Die Concurrenz hat alle Gewinnſte in ihren Pröcenten verringert: man muß mit dem Nachbar theilen, ohne es zu wollen. Ein agrariſches Geſetz iſt da, ohne daß es Jemand gegeben hätte.“ — „Man gewinnt nichts mehr ohne Einſatz, nur der Vermögende erwirbt; und iſt das Vermögen kein Geld, ſo iſt es ein Leben! Verkaufe deine Seele, ſetze dich ſelbſt zum Pfande. Darbe, entziehe dir deine Lieblingsvergnügungen, werde ein Hageſtolz!“ —

Nach dieſen ſchreckhaften aber wahren Andeutungen der Schwierigkeiten, mit welchen wir um unſere Exiſtenz zu ringen haben, iſt die ergötzliche Schilderung eines ſchwankenden Charakters eingeſchoben, der gerne heirathen möchte, aber theils ein zu geringes Vermögen, theils zu wenig Muth hat, und ſo beſtändig auf der Freite iſt.

Man hat in den Brockhauſiſchen Blättern für liter. Unterhaltung die Gutzkow'ſche Schilderung des aus der heutigen Armuth entwickelten Siechthums für ekelhaft ausgegeben. Das iſt ſie nicht; wohl aber ſchreckhaft. Zum Glück iſt wenigſtens das nicht ganz wahr, was von dem Verderben geſagt wird, das durch die Kartoffeln der Geſellſchaft käme. Unſere neuern Chemiker wollen weder von dem Blauſäuren-Gehalt der Kartoffeln etwas wiſſen, noch weniger aber unſere Aerzte von der ſtimulirenden Kraft derſelben. — Aber das Siechthum, die Skrophulen der Armuth ſind da, und ſie ſind Folgen der materiellen Unzulänglichkeiten. Faſſen wir dieſe bildlich unter dem Namen der Kartoffeln zuſammen, ſo iſt dieſes ſchreckhafte Gemälde doch wahr, wahr auch, daß Pietismus und die Revolution die extremen Folgen dieſer im Volke verbreiteten materiellen Unzulänglichkeiten ſind. —

Und die Mittel, dieſe Uebel zu lindern? Manche lernen wir im Verlaufe dieſes Buches noch kennen, hier heißt es: „Man ſolle auf die Zeit ſelbſt zu wirken und ihr die gedankenloſe materielle Tendenz zu nehmen ſuchen, welche ſich bedeutend mildern würde, wenn unſere Erziehung mehr für die wirkliche Welt geſchähe und wir in der Schule ſchon lernten, vom Leben nicht allzugroße Hoffnungen zu hegen.

Verſtehe ich recht, ſo iſt es der Enthuſiasmus für Menſchenwohl, und die unbedingte Liebe zur Menſchheit, die kräftigen nur und helfen kann. Gutzkow ſagt: „Es iſt der Enthuſiasmus der Ueberzeugungen eine Kraft geworden, die unſerer Zeit mit den Anfängen des Chriſtenthums und der Reformation eine Aehnlichkeit giebt.“ Dieſer Enthuſiasmus der Ueberzeugung iſt es allein, von dem Heil zu erwarten iſt in Verbindung mit der Steigerung der materiellen Künſte. Aber es darf derſelbe nicht auf eine einſeitige Idee gerichtet ſein, er muß das ganze Leben, die ganze Menſchheit umfaſſen. Nicht ein einſeitiger Enthuſiasmus für Republik, oder für Eiſenbahnen, oder für Katholicismus, oder für Deutſchthum, kann unſer Jahrhundert fördern, ſondern nur ein Enthuſiasmus, der, auf wiſſenſchaftlicher Ueberzeugung fußend, alle dieſe Intereſſen organiſch in ſich faßt, und nach ihrem verſchiedenen Werthe an und für ſich und zu dem Bedürfniſſe der Zeit zu ſteigern, zu befeſtigen und zu verbinden weiß.

Wenn „die Tugenden unſerer Zeit erſt dann anfangen, wo ſie gegen das Hergebrachte anſtoßen und uns mit dem Schrecken erfüllen, es könne wirklich eine andre Moral geben als die der Tradition“ — wenn da in der Verneinung allein „das Jahrhundert keine Skrophulen mehr hat, keine krumme Beine, nicht hungert, nicht ſiecht, ſondern ſie da alle die Gnüge und Fülle haben an himmliſcher Koſt und glänzen wie die Auserwählten des Herrn“ — dann wehe unſerm Jahrhundert! Doch das iſt nicht der Glaube des Verfaſſers. Dieſen lernen wir beſſer kennen im zweiten Capitel, das Jahrhundert überſchrieben.

„Die Revolution war die Blüthe des 18ten Jahrhunderts, die Erfüllung alles deſſen, worauf das 18te Jahrhundert verwies. Unſere Zeit emanzipirt nicht zur Revolution, ſondern aus der Revolution. Wir denken nicht mehr nur an Zerſtören, ſondern ſelbſt unſere zerſtöreriſchen Gedanken ſind nur dazu da, um aufzubauen.“ — Mit dieſem Satze beginnt das zweite Kapitel und er wird weiter ausgeführt. Es wird gezeigt, wie der ſociale Gedanke des Jahrhunderts aus dem Gedränge der wiſſenſchaftlichen, religiöſen und geſellſchaftlichen Theorien, Träume und Neigungen gerettet werden könne! Ich möchte hier alles abdrucken laſſen; denn Wahrheiten, wie ſie hier geſagt ſind, können nicht oft genug geſagt werden.

Das ſind in der That die Probleme unſerer Zeit, die hier gelöſt werden; da iſt der unſelige Zwieſpalt aufgedeckt, den Rouſſeau ahnete, als er ſeinen Emil ſchrieb, aber zu löſen nicht verſtand. Tauſende der ausgezeichneteſten Menſchen haben auf ähnliche Weiſe die Uebelſtände unſeres Lebens geahnet, viele haben durch Verſuche aller Art ſogar die Löſung derſelben ſogleich in's Leben einzuführen geſtrebt — aus dieſem Geſichtspunkte allein laſſen ſich allein die Beſtrebungen des St. Simonismus, Fouriers, Owens richtig würdigen — aber mit ſolcher Klarheit und Beſtimmtheit wie hier habe ich noch nie einen Ausſpruch über dieſe Lebensfragen gefunden. Zu demſelben Reſultate, jedoch auf ganz anderm, rein metaphyſiſchem Wege, gelang auch der Philoſoph Krauſe, wie ich dies bei Beſprechung der gegenwärtig aus ſeinem Nachlaß herauskommenden Philoſophie der Geſchichte an einem andern Orte gezeigt habe.

Eben ſo richtig iſt es, daß die Nationalität keineswegs der ausſchließende Gedanke unſerer Zeit iſt, und daß es unmöglich ſein wird, die Politik nach den veralteten offenbar egoiſtiſchen Zwecken der früheren Zeit fortzuführen. Leider zu wahr iſt es, wie die verwegene Induſtrie über das Siechthum der Generation, über den Untergang der Sitte und Moral, über die edelſten Blüthen und Reſultate des Jahrhunderts zu ſteigen ſich bemüht, und dies blos um zu exiſtiren, oder vielmehr um mit der Nüançe, ein klein wenig mehr zu haben als man braucht, zu exiſtiren.

Die neue Welt, das dritte Capitel, ſucht die Frage zu löſen: wie verhalten ſich Europa und Amerika im Weltplane der Geſchichte? — Mit eigenthümlichen Anſichten und Aufgaben ſtehen ſich Amerika und Europa gegenüber, aber zur gemeinſamen Erfüllung einer höheren Beſtimmung fortan untrennbar verbunden. Nordamerika entwickelt keine allgemeine Idee, die normal werden könnte für die ganze Geſchichte. Amerika wird für Europa Warnung und

Lehre ſein können, aber nie Beiſpiel. Jede der beiden Welten hat ihre eigenthümliche Miſſion und nicht ſoll die eine der andern geopfert werden. Natur und Geſchichte haben in der Entwicklung beider einen unaustilglichen Unterſchied geſetzt. In Amerika die Democratie herrſchend in ihrer ganzen Einſeitigkeit, das Streben ganz auf die Bearbeitung uncivilisirter Völker gerichtet, volle Neutralität nach Außen, durchgängige Unabhängigkeit nach Innen. In Europa dagegen die Hemmungen der uralten Bildung, Anſichten und Inſtitutionen, die Gewöhnung an Beherrſchung, die Abhängigkeit von äußerer Politik, die ungeheure und ausgebildete Verſchiedenheit der Meinungen, überall Trennung und Oppoſition. Es beſteht zwiſchen beiden Erdtheilen nicht blos ein Gegenſatz der Staatsverfaſſungen, ſondern ein ungleich tieferer in Wiſſenſchaft, Religion, Kunſt und Sitte. Aber ſowohl der alte wie der neue Welttheil hat ſeine Plage. Hier Feudalismus, dort Sclaverei und die Erwägung dieſes ſollte beide in ihren Urtheilen gerechter gegen einander machen. So ſind die Gegenſätze beider Territorien mit Schärfe gegen einander in dem Buche entwickelt. Daß manches einſeitige Urtheil mitunterläuft, iſt wohl kaum zu vermeiden. So mag es auf den erſten Anblick beſtechen, wenn Gutzkow den Hauptcharakter der jetzigen Nordamerikaner in die Tarifirung aller Dinge im Himmel und auf Erden ſetzt. Vielmehr iſt das Gefühl der höchſt möglichſten perſönlichen Unabhängigkeit der Hauptcharakter der Nordamerikaner. Der Squatter, Kentuckier bis zum feinen Neu-Yorker führt beſtändig im Munde: „bin ein freier Mann.“ — Mehr zu verzeihen iſt es, wenn in der ergötzlichen Parallele, die zwiſchen John Bull und Jonathan gezogen wird, ſtarke Farben aufgetragen wurden.

Das Moderne. — Dies Capitel hat mich weniger befriediget. Es ſpielen eine Menge Gedanken hin und her, ohne daß es zu einer rechten Sicherheit der Begriffsbeſtimmungen kommt. Einzelne Merkmale erhalten ein zu großes Gewicht, wenn ſie auch nicht ohne Wahrheit ſind. — Wenn Sir Anacharſis den Hauptcharakter des Modernen darin findet, ſich nicht genirt zu fühlen, ſo könnte man hinzuſetzen: obwohl man es an allen Ecken und Kanten iſt. Am beſtimmteſten iſt noch das „Moderne“ in Beziehung auf Literatur aufgefaßt: „Moderne Literatur heißt theils Abſpiegelung der Zeitgenoſſen in der Lage, worin ſie ſich befinden, Einmiſchung in ihre Debatten, Frage und Antwort in Sachen des allgemeinen Nachdenkens und der praktiſchen Philoſophie. Der Literatur gegenüber iſt das moderne Genre leicht in der Form, zufällig im Inhalte, ſubjectiv in Manier und Haltung, witzig und melancholiſch, launig in jeder Beziehung, ſehr begabt mit kritiſchem Talente und für die eigene Production etwas impotent oder wenig ehrgeizig, es den großen Klaſſikern der Vergangenheit nachzuthun." Dieſe Begriffsbeſtimmung enthält, was die Form der Darſtellung angeht, zugleich die beſte Selbſtrezenſion der Zeitgenoſſen. Denn dieſe müſſen wir für eine der ſchönſten Blüthen der modernen ſocialen Literatur anerkennen, aber wir müſſen doch bezweifeln, daß dieſe moderne Literatur die Blüthe unſeres Jahrhunderts ſein werde.

Die Exiſtenz. — Die hohen Ideale, welche Philoſophen und Dichter aller Zeiten von Menſchenwohl und Menſchenglück gehabt haben, zerſchellten ſämmtlich an der Noth um die Exiſtenz. Es hat Philoſophen gegeben, welche es für das größte Unglück dieſer Erdbewohner gehalten haben, daß wir eſſen und trinken müſſen, daß wir vermöge unſeres Zahnbaues ſogar fähig und befugt ſind, Fleiſch zu eſſen. Und in der That iſt dies ein Zeichen einer niederen Bildungsſtufe dieſer Erdmenſchheit. Wie viele Millionen Menſchen haben gelebt und leben, als ſei ihre einzige Beſtimmung, ihre Exiſtenz von einem Tage zum andern kümmerlich zu friſten! Sie ahnen nicht, daß ſie etwas anderes ſein können und ſollen. Ein Gedanke, der uns mit Entſetzen erfüllt, wenn man ihn in alle Einzelheiten verfolgt, wie ſie die tägliche Erfahrung uns zeigt. Iſt das die Deutung des Fluches, den der Gott des alten Teſtaments auf die Menſchheit geſchleudert, als Adam gefallen war? Konnten die Blüthen, die das Griechenthum trieb, nicht ohne die Sklaverei von Hunderttauſenden hervorgebracht werden? Und iſt es das Ziel, was wir erreicht haben, indem wir uns aus der Leibeigenſchaft des Mittelalters zur traurigen Lohnarbeit unſerer Zeit emporſchwangen? Iſt kein Beſtehen der Menſchheit denkbar ohne äußerſte Erniedrignng eines Theils oder werden nicht vielmehr mit Erhebung der Niedrigſten Alle gehoben??

Gutzkow erörtert auch hier zunächſt die Thatbeſtände, und führt uns die Pläne und Projecte vor, die von St. Simon und Andern erdacht wurden, die niedern Volksklaſſen von der Noth der Exiſtenz zu befreien. — Es liegt leider zu viel Wahrheit in der St. Simoniſtiſchen Behauptung, daß Beſitzthum, Tyrannei, Menſchennutzung, die Ungleichheit der Exiſtenzmittel geſchaffen habe, daß Privateigenthum und Erbrecht (unter andern oft) die Grundlage des Nationalunglückes iſt. Auch das Prinzip, daß jeder nach ſeinen Fähigkeiten und jede Fähigkeit nach ihren Werken belohnt werden ſoll, daß jeder Menſch ein Urrecht an den Boden dieſer Erde habe, läßt ſich philoſophiſch nicht widerlegen. Aber wie dies Prinzip verwirklichen?

Der St. Simonismus mußte ſcheitern, er hat wohl die Aufgabe klarer geſtellt und Einzelnes zu ihrer Löſung beigetragen, allein ſeine Prieſterherrſchaft und die Thorheit Vater Enfantins, mußten ihn ſtürzen.

Gutzkow hat ſehr recht, wenn er den Aſſociationsgeiſt, auf ſolide Grundſätze zurückgeführt, für das vorzüglichſte Hilfsmittel hält, die Schwierigkeiten der modernen Exiſtenz zu erleichtern. Es bildet ſich dies auch mehr und mehr zur gemeinſamen Ueberzeugung aller gebildeten Völker aus durch die gewaltigen Erfolge einzelner Verſuche. Wie viel Mißgeſchick iſt dadurch allein nicht ſchon ſeltener gemacht und es ſteht die Aufgabe, dieſes wenn nicht ganz zu vernichten, doch auf die größte Anzahl von Intereſſenten zu verbreiten. — Welch zufriedenes Leben könnten ſo manche nicht führen, wenn ſie ſich zu gemeinſchaftlichen Haushaltungen (den Common Houſes Englands) bequemten. Und wird die Noth nicht endlich zwingen, den falſchen Mantel des Bettelſtolzes abzuwerfen und Frieden und Freundſchaft zu halten?

An Aſſociationen für das ganze Leben, an Aſſociationen für vernünftiges Vereinleben der Menſchheit fehlt es noch.

Dies Capitel, das zu den ausgezeichnetſten des Buches gehört, ſchließt mit dem Gedanken, „eine nationalökonomiſche Commiſſion zu einer permanenten Beaufſichtigung der materiellen Exiſtenz des Volkes“ in der nächſten Parlamentsſitzung in Vorſchlag zu bringen, ein Gedanke der würdig wäre, daß er von Bulwer, in deſſen Namen er ausgeſprochen wird, aufgenommen würde.

Der Stein der Weiſen. Schon dieſe Capitelüberſchrift zeigt eine Gedankencoquetterie und nirgends im ganzen Buche findet man auch ein größeres Spiel mit Deutungen und Gedankenverbindungen als hier. Erſcheinungen aus dem Gebiete der alten und neuen Geſchichte, werden gleichſam ſo lange gewendet bis ſie zu einem Paradoxon oder einem gekünſtelten Gedanken Gelegenheit geben. Reiſen und Entdeckungen und nicht nur geographiſche ſondern auch moraliſche, phyſikaliſche, mechaniſche Erfindungen werden mit einer geiſt:

reichen aber oft leichten Art beſprochen — Eiſenbahnen und Electromagnetismus, die vielfachen Bezüge des Dampfes hervorgehoben. Mancher einzelne ſchöne Gedanke wird von dem unlogiſchen Ungethüme, das in dieſem Capitel hauſet, verſchlungen. Doch wollen wir den Schlußgedanken herausheben.

„Alles was in der Natur Geſetz und Regel iſt, iſt Nachklang und ſtärker oder ſtiller hallendes Echo heimlicher in die ferne rufender Gottestöne. Und ſo kann die Natur, weit entfernt in ihrer Ausbreitung nur zur Verbreitung eines gottfeindlichen Materialismus zu dienen, weit mehr die Begründung einer innigen und darum ſo ſtärkeren Religion werden, als ſie mit den Fortſchritten unſeres raſtlos ſtrebenden Verſtandes einen und denſelben Schritt hält. Jetzt triumphirt man noch über die Natur, indem man ſie durch unſre großen Entdeckungen und Erfindungen zu demüthigen glaubt. Allein wenn wir erſt auf den Punkt gekommen ſind, nach welchem ſich alle philoſophiſchen Betrachter unſerer Zeit ſehnen, daß das Chriſtenthum, daß unſre poſitive Religion und Kirche ſich mit den Bedürfniſſen des Augenblickes und der Zeit verſtändiget, dann wird gerade die Natur, gerade unſer Materialismus, gerade unſer aufkläreriſcher Verſtand wieder die Pforte ſein, durch welche wir in das innere Heiligthum der Gottheit dringen dürften.“

Das Leben im Staate. „So wie man zugibt, daß der Menſch zur Geſelligkeit geboren iſt, muß man auch zugeben daß das Leben im Staate ſeine natürliche Beſtimmung ſei. — Vergeblich und thörigt ſind die Bemühungen ſich dem Staate zu entziehen, ihn zu umgehen. Der Menſch wird in den Windeln des Staates geboren, und mit den Tüchern des Staates wird ſein Sarg wieder in die Erde geſenkt. Der Staat ſchlägt ſeine liebenden Arme um ihn, ſeine verſorgenden, ſeine ſchützenden, ſeine tyranniſchen, er giebt ihm und nimmt, er liebkoſet und demüthigt ihn.“

„Alle vergangenen Zeiten knüpften ihre Beſtrebungen mehr an die Eroberung des Himmels an, und drangen nach der Enthüllung Gottes und ſeiner Geheimniſſe. Unſere Zeit ſucht ſich auf die Löſung jener Aufgaben, welche rein irdiſcher Natur ſind, zu beſchränken. Die zwei großen Fragen, die gegenwärtig in Streit mit einander liegen, ſind die: „*Soll der politiſche Gedanke unſrer Zeit in eine allgemeine, die ganze Menſchheit umfaſſende Vollſtändigkeit erweitert werden, oder ſoll dieſer Gedanke beſchränkt werden auf ein einfa-*

ches Axiom der Rechtsgelehrſamkeit? Dieſe Fragen, oder wie vielfach man ſie noch ſonſt ausdrücken kann, werden erörtert. — Das konſtitutionelle Wahlſyſtem, das Beamtenweſen, das Repräſentativſyſtem in ſeiner theilweiſen Ohnmacht, Fürſtenerziehung, Politik, Diplomatie ſind die Radien, die wir gern durchſchauten, um zur Löſung dieſer Frage zu gelangen. Und welches iſt dieſe Löſung? Der Staat iſt das nothwendige Organ all' unſeres Lebens, unſerer geſellſchaftlichen Beziehungen, ſogar unſerer Wünſche und Hoffnungen. Aber die Regierungen müſſen ſich vor der bloß juriſtiſchen und ſtaatsrechtlichen Einſeitigkeit zu befreien verſuchen, nach welcher ſie ſich gegenwärtig in der Geſchichte geltend machen; ſie müſſen ſich von den unglückſeligen Folgen jenes Satzes, daß alle Fragen der Humanität beſſer gedeihen, je weniger ſie von den Regierungen abhängen, losſagen.“ „Unſere Zeit wird mit Unrecht als eine revolutionäre geſchildert. Warum konſpirirt man gegen den Staat? Nicht um ihn zu verändern, um die alten Eigennamen in den Staatsämtern mit neuen zu vertauſchen, ſondern weil man Ideen hat, die man durch die laufende Staatsform und Verwaltung nicht mehr realiſiren zu können glaubt. Es iſt hier nicht die abſolute Poſition oder die abſolute Negation, ſondern etwas drittes, was beachtet werden will. Um dieſes dritte ſeid beſorgt, Staatsmänner, nicht um Revolution, Reaktion, nicht um Torismus oder Whigismus, nicht um euch oder die Andern, ſondern um jene der Geſchichte, dem Nachdenken über Zeit, Verhältniſſe und Menſchen leicht abſtrahirten Thatſachen, welche endlich doch die Factoren und Coefficienten der Geſchichte ſein werden. Da ſind Fragen der Moral und Religion, da ſind glühende Ideale im Haupte der Dichter und Künſtler; da iſt eine kleine philoſophiſche Schule, die ſo gefährlich wirken kann, weil ſie ſich nicht entfaltet; weil nur einzelne von ihren Sätzen mißverſtanden und entſtellt unter das Volk kommen. — Da gährt der Kampf alter Vorurtheile mit neuen Schwärmereien — ja wenn die Staaten ſich erhalten wollen, dann haben ſie nöthig allen dieſen Beziehungen eine Seite zuzuwenden, ſie in das innere Staatsleben hineinzuſaugen, ſie mit dem Blute der Adminiſtration und Oeffentlichkeit ſelbſt zu vermiſchen.“

„Man glaubt wunder, welche Conceſſionen man dem Zeitgeiſte giebt, daß nur dem Verdienſte im Staate der Vorzug gebühren ſolle. Ach dieſen Satz hat man ſchon im achtzehnten Jahrhundert gepredigt; er umfaßt vielleicht ſo viel, als man gebraucht hätte, um die franzöſiſche Revolution zu vermeiden, aber bei weitem nicht genug, um jene Auflöſung aller von der Tradition überlieferten Beziehungen, die, wenn wir in beſonnener Weiſe fortfahren, eintreten muß, zu hintertreiben. Daß nur das Verdienſt bekränzt werde, genügt nicht; auch die Auszeichnung des Verdienſtes bildet eine Ariſtokratie. Darin liegt es, daß man Jedem Mittel an die Hand und Raum gebe, ſich ſo verdient zu machen, als ſein Ehrgeiz danach glüht und die Kraft dafür da iſt. Enthuſiasmus muß geboren werden, Freude am Daſein, jugendlicher Anflug in Allem was unternommen wird. Der Staat ſoll den ganzen Menſchen erfüllen. Er ſoll nicht blos einen Theil von ihm ſchützen, und die übrigen ſich ſelbſt überlaſſen. Der Staat ſoll das organiſche Leben der Nation und gleichſam die Ströme aller unſerer moraliſchen Geſinnungen werden.“

Erziehung. Gutzkow ſteigt aus der materiellen Sphäre in die moraliſche. Erziehung, Sitte und Moral, eine Reihe von Gedankenvariationen, die nach einer ſchillernden Ausdrucksweiſe, zwiſchen Materie und der Reflexion die Mitte halten ſollen, werden angekündigt. Aber Gutzkow bringt keine Gemeinplätze vor über Erziehung. „denn was jene glänzenden Geiſter, welche die Strahlenkrone des vorigen Jahrhunderts bildeten, über Menſchenerziehung geſagt haben, hat ſo vielen Grund, daß wir ſchwerlich früher über den Gegenſtand etwas Neues aufſtellen dürfen, ehe wir nicht ihre Vorſchriften vollſtändig erfüllt zu haben, uns rühmen können.“ Er giebt uns Portraits ſtatt Maximen. Da ſehen wir zuerſt Maſter Schlehſack, den Sohn eines Webers, der, da er zum Weber nichts taugt, ſich berufen fühlt die Gemeinde zu belehren. Doch ich kann hier keine Umriſſe geben; all' die feſtgezeichneten Linien, die feinen Pinſelſtriche, welche dem Portrait Leben und Bewegung geben, würden verſchwinden. Man ſehe ſelbſt! Dann jenen Landſchulmeiſter, der den Kindern, die ſich auf den Bänken die Kleider zerriſſen, ſie ſelbſt wieder zunäht, da er zugleich Schneider iſt. Endlich der ehrwürdige Titus Pomponius Sylbenſtecher, und einige Genoſſen, wie man ſie leider noch auf zu vielen deutſchen Gymnaſien täglich ſehen kann. Auf der andern Seite tritt uns in Miß Sylvia ein liebliches Bild einer weiblichen Erzieherin entgegen, welcher die Miß Livia, ein Weibsbild, wie ſie nur zu oft im Beſitz von Renommé und einer Penſionsanſtalt ſind, entgegengeſtellt wird. — Wie gerne würden wir noch eine ganze Reihe ſolcher Portraits beſchauen, aber es ſcheint Gutzkow ordentlich zu treiben, den Pinſel wegzuwerfen, und wieder in das Feld der Reflexion hinüberzuſpringen. Wer folgte ihm aber auch dahin nicht gerne, wenn er auf Betrachtungen ſtößt, wie die folgenden:

„Unſere Zeit hat unendlich weniger moraliſche Haltung, als das Alterthum. Unſere Tugenden entſpringen faſt alle aus negativen Berechnungen, keineswegs aus jenem poſitiven Stolze, der das Alterthum ſo hoch ſtellt. Je mehr die Reflexion in die Seele des gemeinen Mannes tritt, je höher die Zahl der Factoren, mit denen er in einem Rieſenſchritte machenden Jahrhundert rechnen muß, deſto verworrener und ſchwankender wird ihm die Erhaltung des moraliſchen Gleichgewichts ſeiner Perſon.“ „Die Lehren der Moral waren zu allen Zeiten dieſelben, ſie ſind ewig. Es handelt ſich darum, ſie lebendig zu erhalten. Die polizeilichen Anſtalten unſerer Zeit geben aber nicht die Impulſe, die das Alterthum bot. Es ſoll die Uebung des Guten veranlaßt werden, und daran fehlt es bei uns, wo man das Gewiſſen zu einem verzärtelnden und hätſchelnden Hanswurſt der Tugend macht, und die Tugend nur dareinſetzt, ohne Reue ſchlafen zu können.“

Leſen, Schreiben, Rechnen das giebt noch keine Bildung, welche den Menſchen veredelt. — Der Feind unſerer Moral iſt die Zerſplitterung.

An was darf man ſich in jetziger Zeit lehnen? Die nächſte Grundlage eines beſſeren Erziehungsſyſtems ſollte individuelle Freiheit ſein. Jeder ſoll ſich nicht als eine Zahl, ſondern als das Glied einer Kette fühlen. Dann darf freilich die Ausbildung des Gewiſſens nicht fehlen, aber nicht von der Ruhe deſſelben, von deſſen Stolz muß man ſprechen. Dazu muß moraliſcher Ehrgeiz kommen, er ſchließt jenes Zerfallen von Kopf und Herz aus. Endlich Ausbildung des Körpers.

Der Zögling ſollte früher mit der Religion als mit dem Chriſtenthum bekannt gemacht werden. Hier ſchiebt Gutzkow den Brief eines rechtgläubigen aber tief gemüthlichen engliſchen Pfarrers ein, der an den Verfaſſer ſchreibt um ihn zu andern Anſichten über Religion zu bringen. Es kann nicht eindringlicher geſagt werden, was ſich für den chriſtlichen Glauben ſagen läßt. Dieſer Brief und die Antwort iſt ein Meiſterſtück. Man höre, wie Gutzkow ſich hier und ſpäter im zweiten Bande über Chriſtenthum ausſpricht, und man wird einſehen, daß man ſich verſündiget, wenn man ihm von der Wally her, die ohne Grund gelobt und getadelt wurde, leichtſinnige Verſpottung des Chriſtenthums noch immer verwerfen wollte. Aber Gutzkow erkennt an, daß das Chriſtenthum die Fragen, welche unſere Zeit bewegen, z. B. die Frage von den Armen und den Reichen nicht löſen könne. Es würde zum zweiten Male die Welt erlöſen, wenn wir im Stande wären unſere Begriffe und Vorſtellungen, unſere Wünſche und Verhältniſſe, unſere Hoffnungen und unſere Leiden ſo zu vereinfachen, als das Chriſtenthum einfach iſt. Aber wie wollen wir das möglich machen? — Auf Erziehung zurückkommend giebt uns der Verfaſſer mancherlei gute Lehren. In Deutſchland ſtehe alles, was für neu, frei und Volksbeglückend gehalten wird, im lebhafteſten Verkehr mit Erziehung. Leider ſei die deutſche Nation um die ſchönſten Hoffnungen, um ſo reichen Samen einer herrlichen Zukunft, wie er ſich in Folge der Freiheitskämpfe offenbart hatte, betrogen, ohne daß ſie recht weiß wie. Und durch die Juliusrevolution ſei das nicht beſeitigt. „Alles ſeh ich wieder dumpf,“ ruft Gutzkow aus. „Juriſtiſche Abwägungen von mehr oder minderer Macht und Einfluß nehmen die Stelle eines welthiſtoriſchen Aufſchwunges ein. Wuchergeiſt und Egoismus ſind das Gefolge der unterdrückten freien Gemüthsſtimmungen. Damit hie oder da keine Regierungsform zu Grunde gehe, damit die Verhältniſſe von Fürſt, Unterthan, Adel in ihren alten Traditionen erhalten werden, wird die Geſchichte um eine neue Epoche betrogen, und die Augen der Zeit, die kaum noch ſo hoffnungsfreudig leuchteten, haben ſich mit wehmüthigen Wimpern bedeckt. Wir leben von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde. — Wir waren ſo nahe am Ziele, eine neue Zeit zu ſchaffen, und ſind jetzt ſo weit herunter, daß wir kaum im Stande ſein werden das vorige Jahrhundert ſo geiſtreich und originell zu reproduciren, wie jenes war. Der Grundton des leichtſinnigen Thema's, welches wir wieder aufführen, iſt Kampf zwiſchen Tyrannei und Freiheit. Wer will das läugnen? Eines von Beiden wird ſiegen. Wir verſchmähen aber die Ausgleichung, die uns die Zeit ſelbſt geboten hat."

„Wir wollen uns Zuſtände ſchaffen, die aus dem Siege eines von beiden Extremen geboren ſind, wir verſchmähen es, über beiden Extremen die Wahrheit zu ſuchen. Wir taumeln fort. Wir werden bald am Abgrunde ſtehen."

Der erſte Band des Werkes ſchließt unter der Ueberſchrift Sitte und Sitten mit der Epiſode aus einem Romane, die das Verderbniß des Familienlebens unſerer Zeit ſehr grell und eindringlich ſchildert, und die auch ſolchen zu empfehlen iſt, welche das Selbſtdenken, zu denen uns diie Gedankenvariationen der übrigen Capitel nöthigen, ermüden ſollte.

Der zweite Band derr Zeitgenoſſen ſetzt das Capitel Sitte und Sitten fort und ſucht die ſchwierige Aufgabe zu löſen über die Gewohnheiten, Inſtitutionen und Gebräuche unſerer heutigen Geſellſchaft und das Moralprincip, welches ihnen zu Grunde liegt, einen gründlichen Aufſchluß zu geben. Der Verfaſſer geſteht von vorne herein, daß es mit dieſen Unterſuchungen ein ähnliches Bewandniiß habe, als mit den Unterſuchungen über das Moderrne, wo er rein auf einem dunklen Meere hin und hergeworfen ſei, auch müßte man an Auffindung eines allgemeinen Prinzipes verzweifeln, und ſich über die vereinzelten Pulsſchläge eines allgemeinen Lebens aufzukllären ſuchen, welches bei den Zeitgenoſſen ſich Durchbbruch zu verſchaffen ſcheine.

Wie haben ſich die Begriffe in den letzten 50 Jahren verändert und wieviel Gewohnheiten ſind danach umgemodelt werden? Die Geſetze des Anſtandes, welche früher gegeben wurdern, werden jetzt als altfränkiſcher Pedantismus verlacht, ddie Bewegung iſt in dem Maße freier gewerden als es das Urtheil wurde. Welche große Bahn, die zu bdurchſchreiten iſt! Nach dieſen Präludien eröffnet Gutzkow die Fernſicht auf ſeinen

Gegenſtand dadurch daß er einige Gegenſätze aus der alten und älteſten Zeit gegen die Unſrige hervorhebt. Dann werden Sitten der Römer und Griechen, unter andern auch Peter der Große und ſeine Einwirkung auf ruſſiſche Sitten, die Wirkungen, welche die moraliſchen Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts auf die Sitten übten, indem ſie den abſtrakten Menſchen ſchilderten, Tracht, feines Benehmen, Ton, Muſik, Spiel, Tanz, Liebe, Ehe in ihren mannigfaltigen Beziehungen in bunten, leichten Raiſonnements beſprochen.

Wir ſteigen dann zu den geſellſchaftlichen Abnormitäten herab, und ſoviel es gehet, ohne uns zu beſchmutzen, auch zu den Kloaken, die Parent-Dúchatelet durchforſcht hat. Von dieſer Sittenloſigkeit ohne Verbrechen, führt man uns zu Verbrechen, zu Recht und Gerechtigkeit, Strafe und ihrem Maaße. Wenn irgendwo, fände ich hier Gelegenheit mit dem Verfaſſer zu ſtreiten, obgleich ich ihm in den Grundgedanken Recht gebe. Er hat ſich nur zuviel von dem alltäglichen Raiſonnement beſtechen laſſen, das eine ſchwache Seite des Liberalismus iſt. Ich geſtehe gern zu, daß es unſerer Zeit am juriſtiſchen Verſtande, an der reinen Logik und Mathematik der geſellſchaftlichen Verhältniſſe mangle. Ich will das neue Prinzip der

Straftheorie, welches auf Sicherheit beruht, nicht in Schutz nehmen, ich erkenne mit Gutzkow an, daß es vol von Widerſprüchen und inhuman iſt, ich erkenne an, daß der juriſtiſche Geſichtspunkt der Strafe von dem moraliſchen Geſichtspunkte, dem der Beſſerung, nicht getrennt, am wenigſten über ihn geſtellt werden ſoll. Ich möchte mich am wenigſten zum Vertheidiger der Todesſtrafe aufwerfen. Aber in all' den mannigfachen Raiſonnements, ſelbſt in der ſchön gelungenen Zurückweiſung der Trugſchlüſſe des Granier von Laſſagnac habe ich kein Mittel zur Abhülfe aller dieſer Uebelſtände gefunden. Der Vorſchlag, wenn einmal Todesſtrafe ſein ſolle, dem Verbrecher ſelbſt die Mittel in die Hand zu geben ſich zu tödten, widerſteht meinem Gefühle eben ſo ſehr, als die Todesſtrafe. Daß die Geiſtlichen ihre Muße dazu anwenden möchten, die Gefängniße zu beſuchen und die Gefangenen zu beſſern, wäre an ſich gut, und zu dem Nebenzweck, den Gutzkow damit zu verbinden ſtrebt, zweckmäßig, da die Gefängniſſe meiſtens in den Städten ſein werden, und dieſe Beſchäftigung daher nur Einzelne treffen würde. Eine Erörterung habe ich in dieſem Capitel ungern vermißt, — über den Einfluß der Polizei auf Sitten, Charakter, Inſtitutionen und Freiheit. Die Polizei iſt leider in beinah ganz Europa, England ausgenommen, weit hinausgerückt über ihr alleiniges und natürliches Ziel, für Sicherheit zu ſorgen. Sogar die Theorie hat ſich genöthiget geglaubt, das Unweſen einer überhandnehmenden Polizeigewalt zu rangiren. Man hat von Bevölkerungspolizei — Religions- und Kirchenpolizei — Aufklärungspolizei — Polizei der Vergnügungen, Bequemlichkeiten und des Lebensgenuſſes geſprochen. Am meiſten despotiſchen Charakter nimmt die Polizei aber als Sittenpolizei an, ſobald ſie darüber hinausgeht, da nur einzugreifen, wo die Sitte zur Unſitte wird und einen öffentlichen Charakter annimmt. Und das thut die Polizei gar zu gern. Die vielen und begründeten Klagen aber, die man an allen Orten über die Polizei hört ſind nicht nur in der ungebührlichen, jedes Maaß und Ziel überſchreitenden Ausdehnungsluſt der polizeilichen Thätigkeit zu ſuchen, ſondern in der Art und Weiſe wie die polizeiliche Machtvollkommenheit ausgeübt wird. Ich denke hier nicht nur an die kleinen Tyrannen, die ſich an Peitſchenhieben weiden, ſondern auch an die, fromm die Augen niederſchlagenden Gewaltüber, die keine Entſchuldigung, keine Einrede hören, nicht Alter, Elend, Hunger berückſichtigen, ſondern ſtrafen und drücken, wo ſie nur können. Dazu kommt, daß alle Polizei das Volk als eine rohe, unwiſſende Maſſe behandelt, keine Individualität, keine Zufälle berückſichtiget, und endlich ein Polizeiverfahren oft nur eine Gelegenheit iſt, die den häufig von den kleinlichſten und egoiſtiſchen Trieben und Leidenſchaften eingenommenen Unterbedienten, die Mittel in die Hand giebt, ihre Privatfeindſchaften, vielleicht nur Vernachläſſigung ihrer Perſon u. ſ. w. zu rächen, oder Denunciantengebühren zu verdienen, ſo daß man ſehr oft wünſchen ſollte, lieber als Verbrecher behandelt zu werden, als der Polizeiwillkühr unterworfen zu ſein. Dieſer Druck der Polizei führt nicht nur zu Lügen, Verheimlichungen, Verſtellungen und Angeberei aller Art, und verdirbt den Charakter des Volks vom Grund aus. ſondern hat auch ſehr häufig zu der größten Unzufriedenheit Veranlaſſung gegeben, ja zu Aufſtänden geführt. Aus dieſem Grunde hätte ich gern mehr als die hie und da vereinzelten Gedanken über Polizei gehört. Jedoch man ſieht, der Verfaſſer hat meiſtens in großen Städten gelebt und das Glück gehabt unter ſo manchen Erfahrungen nicht noch die von Polizeiwillkühr zu machen, außer vielleicht einmal beim Paßweſen oder der Cenſur, die man ja auch in die Polizei hineingezogen.

Wir kommen zu Religion und Chriſtenthum. Als Präludien erhalten wir einige ſcharfgezeichnete Charakteriſtiken über engliſche Sinekuren-Prieſter, wie über nicht unbekannte deutſche Univerſitätslehrer, Skizzen die uns immer bedauern laſſen, daß Gutzkow die längſt angekündigte Gallerie von Portraits der Zeitgenoſſen nicht eröffnet oder fortgeſetzt hat, wenn wir ſeine „Götter, Helden und Don Quixote“ als eine ſolche Eröffnung zu betrachten haben.

Gutzkow kommt von den Prieſtern jedoch bälder zur Religion, als man erwarten, vielleicht wünſchen könnte. Es wird das Chriſtenthum charakteriſirt, welches uns das eilfte Jahrhundert als Erbſchaft zurückließ. Es war dies keine glänzende Erbſchaft; dennoch hat ſich das Chriſtenthum neue Siege erfochten, es hat ſich Ruhepunkte und poſitive Anknüpfungen erobert und dadurch ſeine Kraft und Fähigkeit beurkundet, Glauben einer zukünftigen Zeit zu ſein. Aber offne Völkerſchlachten können die Partheigänger deſſelben nicht mehr gewinnen. Selbſt der Katholicismus iſt ein ſo verwelktes ausgeſtorbenes Inſtitut, daß es die im Schooße deſſelben lebenden kühnen Männer und aufgeklärten Denker der Mühe gar nicht für werth halten, daſſelbe zu bekämpfen oder neu zu beleben, durch Gedanken wenigſtens. Es wird keine Verklärung und Wiedergeburt des Chriſtenthums möglich ſein, wenn wir uns nicht zur Ehre ſeines Inhalts ganz und gar von ſeiner Form und ſeinem Buchſtaben befreien. — Wir werden uns immer mehr daran gewöhnen, das Chriſtenthum als eine Blüthe der allgemeinen Religionsgeſchichte zu betrachten, und ſein inneres Saamenkorn zu ſchätzen, mögen auch die äußeren Blätter, auf welche die Mährchen von Wundern, Auferſtehung und Himmelfahrt geſchrieben ſind, längſt verwelket ſein, mag auch der Stamm der Kirche, welche das Ganze zu tragen vorgiebt, längſt vom Wurm angefreſſen ſein.

Das ſind etwa die Hauptgedanken und Urtheile des Verfaſſers über Ewiges und Vergängliches im Chriſtenthume, die ihn nicht verlaſſen, wenn er die Religion im Gebiete der Kirche und als Wiſſenſchaft, wenn er ſie im Gebiete des Staates und in Beziehung auf die Geſellſchaft verfolgt. Wir können jedoch hier nicht in die Einzelheiten folgen, ſo oft wir ihm auch unſere volle Beiſtimmung zu geben hätten. Wir bemerken nur, daß die theologiſchen Fragen des Chriſtenthums hier auf eine ernſte wiſſenſchaftliche Weiſe erörtert ſind, daß die Reſultate der Forſchungen Strauß's in kurzen Grundzügen vorgelegt und anerkannt ſind, daß aber Gutzkow einen Standpunkt über ihnen einnimmt. Von dieſem Standpunkte kann er die beiden Hauptſyſteme der neueren Theologie, die ſich von Hiſtorie, Kanon und ſymboliſchen Büchern unabhängig zu machen ſtreben, das Schleiermacher'ſche moraliſche und das metaphyſiſche Syſtem klar überſchauen. Wie es uns ſcheint, wird in unſerer Zeit der politiſchen Ruhe und des Indifferentismus ein großer Kampf um religiöſe Freiheit ausgefochten werden, der aber nicht mehr der Kampf iſt, der vor zehn Jahren zwiſchen Halle, Berlin und Darmſtadt ausgefochten wurde. In Halle's Mauern und zwiſchen Halle und Berlin erhebt ſich auch in unſeren Tagen der Kampf, aber ſeine Symbole ſind andere geworden — es handelt ſich nicht mehr um Supernaturalismus und Rationalismus, es handelt ſich um gänzliche Freiheit vom Buchſtabengeiſte, um Freiheit von der Kirche, um Ablegung aller Heuchelei und allen Kokettirens mit philoſophiſch-chriſtlichen Begriffen und Symbolen und wir hoffen, daß die Fackel der öffentlichen Denunciation, die Leo in den wiſſenſchaftlichen Streit geſchleudert hat, das Chriſtenthum rein brennen werde von dem Mythus der Bibel, daß ein neues, die Menſchheit erlöſendes und heilendes Chriſtenthum entſtehen werde, ein Chriſtenthum, das ſich auf nichts anderes mehr gründe, als auf die Macht der eigenſten, freien Ueberzeugung. Dem Laien, der ſich über den entſtehenden Kampf orientiren will, empfehlen wir das Capitel über Chriſtenthum und Religion.

Was Gutzkow über das ſchwankende Verhältniß zwiſchen Staat und Kirche ſagt, hat durch die ſpäteren Kölner Ereigniſſe hohe Bedeutung bekommen. Er wünſcht Befreiung von jener entehrenden Botmäßigkeit der Italiener, und daß bald die Zeit komme, wo die Emſer Punctationen Wahrheit werden. Von hier aus werden wir zu Miſſionsvereinen, zu Heiden- und Judenbekehrungen geführt, woran ſich die Tagsfrage über Judenemanzipation knüpft. Ein vorurtheilsfreier und geiſtreicher Israelit ſagte mir, ehe ich Gutzkows Erörterung geleſen, es ſei da vieles Hin- und Herreden, ſo daß Gutzkow oft ſelbſt nicht zu wiſſen ſcheine, was er wolle, und das „emanzipirt" nur ſo angehängt habe. Das habe ich jedoch nicht beſtätiget gefunden. Gutzkow will Emanzipation der Juden, aber auf dem Wege der allmählichen Reform. Er iſt gegen das: „emanzipirt Euch ſelbſt!" weil man dabei überſehe, daß gerade jene Bildung, die wir bei den Juden vermiſſen, jene Bildung, die ſie mit uns gleichmachen und den ſcharfen Accent des Unterſchiedes aufheben ſoll, nicht die Wirkung, ſondern die Urſache der Emanzipation ſein könne. Er hebt aber die Mängel des jüdiſchen Charakters, welche die Freunde der Emanzipation nicht ſehen zu wollen ſcheinen, heraus, und bekennt, daß dieſelben hauptſächlich in der jüdiſchen Iſolirung ihre Nahrung fänden.

Aus der Sphäre der gemüthlichen Beziehungen und Seelenſtimmungen treten wir mit dem Capitel Kunſt und Literatur in die des Geiſtes. Zuerſt wird die Frage erörtert: Wie entwickelt ſich bei uns der künſtleriſche Genius, was bieten ihm die Umſtände dar, wo fördern, wo verhindern ſie ihn? Es iſt wahr, unſer Leben leidet an einer Ueberfüllung mit Kunſt. Darin und in der weit von unſern Thoren verbannten Natur finden ſich eben ſo viel Hinderniſſe einer künſtleriſchen Erziehung, als in den Perſonen. Die Gemüther der Maſſe ſind dem Schönen nicht zugewandt. Nichts kommt der Kunſt entgegen; was ſie braucht, muß ſie ſuchen. Nachdem der Verfaſſer einzelne Charaktere aus der Kunſtwelt aufgeſtellt, und den Grundriß einer epiſch romantiſchen Dichtung gegeben hat, um daran den individuellen Gehalt der modernen Poeſie zu entwickeln, verſucht er es den allgemeinen Charakter der verſchiedenen Künſte in unſerer Epoche anzugeben. — Wir wollen nur hervorheben, was er von der Dichtkunſt ſagt: „die Dichtkunſt iſt Oppoſition geworden, bei ſanfteren Naturen gegen gewiſſe hergebrachte poetiſche Theorien, bei ſtärkeren ſogar gegen die Verfaſſung der Geſellſchaft.“ Ueber den Roman, der in hiſtoriſchen, Charakterbild und ſpeculativen Roman eingetheilt wird, leſen wir manches gute Wort.

Wiſſenſchaft und Literatur, die uns im Schlußcapitel entgegentreten, haben ſich im Leben feſter zu ſtellen gewußt, als Kunſt und Literatur. Der Zeitgeiſt verſöhnte ſich leichter mit ihnen, weil er ihrer bedurfte; hat ſich doch die neue Zeit allein durch die Wiſſenſchaft vom Mittelalter befreit. Dieſe Gedanken leiten das Capitel ein, das bald aber zu einem mit vorzüglichem juriſtiſchem Verſtande durchgeführten Raiſonnement über Preſſe und Nachdruck einbiegt. Der Kampf, welchen Empirie und Speculation in der Wiſſenſchaft zu kämpfen hatten und zum Theil noch kämpfen, iſt charakteriſtiſch geſchildert. Die Andeutungen über Naturwiſſenſchaften, Medicin, Homöopathie, Hiſtorie und Rechtslehre ſind zum Theil treffend, zum Theil einſeitig. Leider zu wahr iſt jedoch die Bemerkung, daß die Philoſophie in unſerer Zeit weniger Ach=

tung genießt als im vorigen Jahrhundert. Die Entwicklung der Philoſophie in England, Deutſchland und Frankreich iſt jedoch nur mit ſehr dürftigen Farben geſchildert und erhebt ſich nicht weit über das, was Heine im Salon darüber geſagt hat. Ich möchte nach dieſer Skizze zweifeln, ob G. Kant, Schelling und Fichte ſelbſtſtändig ſtudirt hat. Wir wollen ihm daraus keinen Vorwurf machen, denn jeder kann nicht Alles und Gutzkow hat uns durch dies Werk gezeigt, daß er Vieles, ſehr Vieles kann und weiß. Gutzkow ſteht gleich Börne im Geſchichtlichen, aber die ewige Grundlage der Geſchichte ahnend und erſtrebend, und dieſe oft in dichteriſcher Intuition beſtimmter und klarer erfaſſend als die Speculation bisher ſie zu erfaſſen vermocht hat. Vielleicht iſt es ein Glück, daß er ſich nicht mehr in Metaphyſik vertieft hat, denn ihm wäre gewiß die Unbefangenheit der geſchichtlichen Auffaſſung, die Schärfe der Geſchichtszeichnung, die ihn bei ſeinem dichteriſchen und ahnungsreichen Gemüth zur Philoſophie der Geſchichte ſo ſehr befähiget, verloren gegangen. Wir hätten ein neues philoſophiſches Syſtem, aber keinen Selbſtdenker und Beobachter Gutzkow, an dem es der Zeit Noth that. Auch daraus mag ich Gutzkow keinen Vorwurf machen, daß er der philoſophiſchen Lehre Krauſe's mit keinem Worte erwähnt, denn dieſe Lehre hat bisher mehr im Stillen gewirkt und geſchafft als in der Oeffentlichkeit. Jedoch muß ich es tadeln, daß je weniger Gutzkow gerade hier in die Tiefe dringt, deſto abſprechender ſein Ton wird und wir ihn oft auf dem Katheder ſtehen ſehen.

Gutzkow's Metaphyſik erhebt ſich nicht über den pantheiſtiſchen Gedanken: „Alles iſt zwar Gott, aber nicht Jedes. Jedes iſt nicht Gott, aber Gottes, die Harmonie iſt Gott, aber die einzelne Note als Einzelne kaum göttlich.“ Es iſt in dieſen Gedanken zwar eine, ihn weit über den rohen Pantheismus hebende Ahnung der Einheit und Ganzheit Gottes — aber wahr iſt der Gedanke nur, wenn man ihn ſo faßt: Gott iſt Alles; (Nichts iſt außer Gott) aber Alles iſt nicht Gott (Gott iſt nicht ein Aggregat, nicht die Summe alles Endlichen, ſondern er iſt mehr als dies, die Einheit über allem Endlichen und in gewiſſer Beziehung auch außer allem Endlichen). Ich kann die Wahrheit meines Satzes hier natürlich nicht vertheidigen, habe ich doch kaum den Gegenſatz andeuten können, in dem er zu dem Prinzip Gutzkow's ſteht. Wie wenig Gutzkow, trotz unverkennbaren dialectiſchen Talents und einer oft erſtaunlichen metaphyſiſchen Spitzſinbigkeit des Gedankens, außer dem Geſchichtlichen ſteht, beweiſet die ſchlechte Meinung über Philoſophie, die er Seite 364 am deutlichſten ausſpricht, beweiſet die Antwort, die er bald darauf auf die Fragen giebt: „wird die Philoſophie Antheil haben an der Löſung der Fragen, mit welcher wir unſere Zeitgenoſſen beſchäftigt ſehen? Wird ſie die Irrthümer beruhigen, (aufdecken?) die Leidenſchaften verſöhnen, die Intereſſen befriedigen können?“

Es ſcheint aber, wenn er dieſe Fragen mit Nein! beantwortet, als denke er allein an die Hegel'ſche Philoſophie — an eine Philoſophie, welche ſchon in dem Beſtehenden das Vernünftige findet. Wenn eine Philoſophie Kraft hat, in die Räder der Weltgeſchichte einzugreifen, ſo iſt es die Krauſe'ſche. Sie weiſet das Prinzip nach, welches uns als Licht vorleuchten kann, mögen die Ereigniſſe und die Leidenſchaften noch ſo wirr durch einander rennen. Der Enthuſiasmus, den ihre Lehre entflammt, möchte ſelbſt im Stande ſein, die Leidenſchaft und das Intereſſe zu bändigen, und die Zeit zu zwingen, Vernunft anzunehmen. Seine Einſicht in die Wiſſenſchaft hat die Macht, auch reinen, gottbegeiſterten Enthuſiasmus und Willen zu erzeugen.

Auf ſeinem Gebiet, wo er Herr iſt, ſteht aber Gutzkow, ſobald er aus dem blos Speculativen heraustritt in das Gebiet der Geſchichte; ſo ſagt er über England: „das Ziel, worauf England losſteuert, iſt dies: wir haben Freiheit, aber nur politiſche und hiſtoriſche, bedingt durch hundert veraltete Anomalien. Wir wollen die Freiheit nicht mehr als ein Werk früherer tumultuariſcher Jahrhunderte, ſondern als Blüthe unſerer Zeit, wir wollen nicht Briefe, Acte, Privilegien, ſondern Grundſätze und Theorien, wir wollen einen organiſchen Bau, aus einem Stücke, nach einem Plan.“ — Dennoch möchte der Anhang des Werkes für das Heute ſchon viel an Intereſſe verloren haben. Er enthält politiſche und literariſche Betrachtungen, die der Anbruch des ſiebenten Jahres nach der Julirevolution bei dem Verfaſſer hervorrief, aber er hat dabei den höhern welthiſtoriſchen Stand verlaſſen wollen und viele der Raiſonnements über Louis Philipp, Don Carlos, Byron und Victor Hugo tragen das Gepräge, als ſeien ſie urſprünglich für einen andern Zweck beſtimmt geweſen.

Wir ſind am Schluſſe; und noch ſei ein Wort erlaubt! Zuerſt über dieſe Anzeige und Kritik ſelbſt. Ich weiß wohl, daß ſie nicht in der Methode der modernen Literatur geſchrieben iſt; aber ich gebe hier der alten Zeit den Vorzug. Denn denen, welche ein Buch geleſen haben, mag eine poetiſche Phantaſie darüber, oder ein Charakterbild lieb ſein, ſie werden ihr eigenes Urtheil, ihren Geſchmack daran ſchärfen können. Wer aber ein Buch noch nicht kennt, dem dient oft ſelbſt eine Inhaltsanzeige mehr, als eine allgemeine Charakteriſtik, ſieht er doch was er zu hoffen hat und was er nicht erwarten darf. Selbſt wenn ich aber jener Methode hätte folgen wollen, der Verſuch hätte an dem Werke ſelbſt ſcheitern müſſen; denn es läßt kein Geſammtbild zurück. Die Treue, mit welcher ich dem Gedankengange des Verfaſſers gefolgt bin und den Inhalt zu analyſiren verſucht habe, möge nicht allein von meinem hohen Intereſſe an dem Werke zeugen, ſondern auch von dem Wunſche, bei Andern ein gleiches Intereſſe zu wecken.

Von dem Werke ſelbſt möchte ich noch das ſagen, was Gutzkow von unſerm ganzen geiſtigen Streben ſagt: es iſt noch viel Unvollendetes und nach Abſchließung Ringendes darin vorhanden. Es fehlt vor allem an der ſchönen künſtleriſchen Form. Ich habe wohl gedacht, ob dieſe Charakteriſtik unſerer Zeit nicht unter einen ſo geiſtreichen Kategorienbau zu ordnen geweſen

ire, als ihn z. B. der geniale Otfried Müller der
arſtellung des griechiſchen Lebens und Treibens un-
legt. Allein ich mußte mir ſelbſt geſtehen, daß was
durch an Klarheit und Ueberſichtlichkeit gewonnen,
lebenvoller Friſche verloren gegangen wäre. Für
en Fehler wollen wir es auch nicht halten, daß
tzkow ſehr oft das Ziel, die Zeitgenoſſen zu ſchil-
n, mit dem verwechſelt, ſie zu belehren, zu ermah-
und zu beſtrafen; iſt dies doch durchgehends ohne
hulmeiſter- und Profeſſorenton geſchehen. Daß uns
nicht etwa ſtyliſtiſche Variationen derſelben Ge-
ken geboten werden, wie in manchen andern Pro-
tionen unſerer Zeit, brauche ich nach dem bisher
ſagten nicht noch beſonders hervorzuheben. Daß
der Styl durchweg ungeziert und ohne bauſchigen
eprunk iſt, verdient in unſerer Zeit der Effekthaſche-
n nur Lob.

Das Ganze iſt einer üppigen Landſchaft, mit reichem
rdergrund, vollen Fruchtſchnüren, Schlingpflanzen
Blüthen, lebendigem Treiben von Menſchen, und
ückenden Fernſichten, von Morgenroth der Zukunft
ienen, zu vergleichen. Nirgends kann uns Ermü-
g überfallen, ſondern die höchſten Gedanken und
reines Menſchheiterfülltes Gemüth weht uns über-

all wie friſcher Morgenwind entgegen. Möge daher das Buch in dem Gewirre von Schriften, die uns zu überſchwemmen drohen, nicht untergehen, möge es die Mitbrüder die Zeit und Stunde erkennen laſſen, in der ſie leben, und ſie veranlaſſen, die Löſung der Fragen, welche ihnen obliegt, nicht in, ſondern über den Gegenſätzen zu ſuchen, damit die ſchöne Grabſchrift wahr werde, welche Gutzkow am Schluſſe ſeines Werkes unſerer zu ſo Großem berufenen Generation geſetzt hat!

VIII.

Die
heologiſchen Wirren.

Dramatiſche Scene

von

Friedrich Kyau.*)

Dies Bruchſtück iſt einer größeren dramatiſchen Dichtung: Tyll Eulenſpiegel entnommen, die binnen Kurzem erſchienen ſein wird. Schon an dieſer Scene wird man die Menge von literariſchen Anſpielungen ermeſſen können, die ſich in jener Dichtung finden.

Tyll.

Schändlich? ſchändlich! Wer war es, wer prellte Dich ſo?
Catilina, der Schuft, oder Kikero?

Wirth.

Nein der Pech, der Seelenhirt!
Den Lix mein' ich, wie er benamſet auch wird!
Philosophus Schildaicus heißt er auch,
Ich aber nenn' ihn nur Hundsfott und Gauch!
Er entflammte Schilda mit ſeiner Lehr'
Und bei mir band er an einen Bär!
Dieſer Schurke tritt vorgeſtern Abend herein
Und verlangt, mir Nichts, dir Nichts, vom beſten Wein;
Den ſäuft er: „Noch mehr!“ Ich dacht': der hat Geld!
Ja ja, ſo wird man von Rackern geprellt!
Drauf beruft er — er hatte ſchon einen Stich! —
Die löbliche Gilde der Schuſter zu ſich,
Tractirt ſie auf meine Koſten mit Tokayer,
Illuminirt ſie mit flüſſigem Feuer:
— Ich ſelber trank mich dabei etwas an
Und dachte: welch liberaler Mann! —
Gut! dann beginnt er zu frömmeln und beten,

Daß uns Thränen in die Triefaugen treten,
Und zu lehren vom heiligen I, Zwi und Tri,
So ſalbungsvoll, daß wir — ich weiß nicht, wie? —
Zuletzt Hören, Seh'n und Verſtand verloren
Und auf ſein neues Evangelium ſchworen
Und uns taufen ließen in meinem Tokayer
Von dieſem ſchändlichen Ungeheuer!
Gut! wir ſoffen uns ſämmtlich unter den Tiſch,
Nur Pir, der Prophet, war munter und friſch,
Der Schuft lief heimlich in alle Welt
Und bezahlte Nichts weiter als Ferſengeld!
Was ſagt Ihr dazu? Um ſich nicht zu blamiren,
Wollten die Schuſter dieß nicht concediren,
Ja, Einer verſchwor ſich mit Leib und Leben,
Pir hätte mir Haufen Goldes gegeben
Und wäre dann aus dem Erdengetümmel
Vor Aller Augen gefahren gen Himmel,
Auf einer glänzenden Roſenwolke
Heil und Segen wünſchend dem Schilda'ſchen Volke!
Kaum hatt' er geſagt ſeine Windbeutelei,
So ſtimmte die ganze Gilde ihm bei
Und mich — ich ſpie freilich Gift und Geifer! —
Gut! mich prügelten ſie, die ſchändlichen Säufer!
Und zogen durch die Gaſſen von Haus zu Haus,
Sie breiteten das Pirthum aus!
Ganz Schilda wurde davon, wie rebelliſch,
Der Lärm der Pieciſten war hölliſch!
„Thut Buße! Bekehret Euch“ riefen ſie,

„Und laßt Euch taufen auf J, Zwi und Tri!“
Die Gläubigen ſtrömten herzu in Haufen
Und ließen ſich von den Schuſtern taufen,
Alle Gilden, viele Honoratioren,
Bis auch die Rathsherrn die Köpfe verloren!
Sie ſchrieben auf heut ein Concilium aus,
Und wollen, denkt Euch! mit Mann und Maus
Das Pixthum ein wenig examiniren
Und als Religion des Staats dann fixiren!
Gut! Seht, drum möcht' ich jetzt oben ſitzen
Und gegen den Pix los donnern und blitzen!
Der Schuft der! Ha, wenn ich Latein verſtände!
Oder fiel er jemals in meine Hände!

Tyll.

Warum brauchſt du denn dazu Latein?

Wirth.

Ei nun, weil ſie oben lateiniſch nur ſchrei'n!

Tyll.

Iſt es Fremden erlaubt, dort einzutreten?

Wirth.

Mit Vergnügen werden Notabilitäten,
Wofür ich Euch halte, dort zugelaſſen!

Tyll.

Gut! Schnell denn, daß wir die Zeit nicht verpaſſen
(ab)

Fauſt.

(tritt aus dem Winkel hervor.)

Noch einmal ſtell' ich ihm mich entgegen,

Aber nicht, um ihm eine Schlinge zu legen! —
Was gefällt mir an ſeinen Narrenſtreichen?
Warum folg' ich ihnen wie göttlichen Zeichen? —
Die reinſte Luſt iſt's, die mich begeiſtet,
Zu ſehen, was mein Gegentheil leiſtet!

(ab)

Auf dem Saale des Rathhauſes.

Senat und Conſiſtorium iſt verſammelt; der Schultheiß präſidirt.

Schultheiß Mengſel.

Quibus regulis de I, Zwi et Tri
E sententia nostri concilii
A sutoribus ornatissimis
Satis superque expositis;
Miraculisque illis coelestibus
Confirmatis a gravibus testibus,
Examinemus, num haec doctrina
Sentina sit, an vere divina
Et examinatam num rejiciamus
An in fidem recipiamus?
Tu vero, vir reverendissime,
Spectatissime Tollmuckie!
Incipias, quaeso, si tibi placet,
Proferre, quod tuo in animo jacet!

Tollmuck.

Ter quaterque beati, qui credant
Et victi triumphantes numini cedant!
Quid hic juvat examinare?
Peccat, qui audet dubitare!
Dubitatio est animi macula!
Miracula non sunt spectacula!
Testantur miracula nostri sutores,
Vestrum est igitur, auditores,
Non dubitare, sed credere
Deique nutui cedere.

Rathsherren.

Ita! Omnino! Consentimus!
Jam credimus omnia, quae nescimus.

Tollhauſen.

Etsi piceanam doctrinam
Miraculis illis ut vere divinam
Legem, cum terrae, tum Schildae datam,
Haud nego satis esse probatam,
Eos tamen non reprehendo,
Qui revelationis superioris
Et rationis, licet inferioris,
Consensum demonstrare conentur,
Ut dubitationis profligentur.

Rathsherren.

Etiam! Quodcunque nescimus, credamus
Et dogmati tum rationes addamus!

* * *

Miracula sunt contra omnem rationem
Et matrem habent imaginationem.
Itaque, quotquot sutores referunt,
Sine ulla vi demonstrationis sunt.
Videntur sutores ornatissimi
Illa nocte fuisse non sobrii,
Et capti delirio quodam tremente
Phantasmata sibi finxisse repente.

Rathsherren.

Vae tibi, vae! haeretice ***!
Quid Picem persequeris, Saule! Saule!

* * *

Quantum crimen! Quam falsum! Odi, ut vos,
Omnes turpes haereticos!
Credo ex intimo animo,
At non permotus miraculo,
Sed quia piceana doctrina
Idem, quod rationalis disciplina
In suis eximiis regulis docet
Et ceteroquin nemini nocet.
Prima enim regula unicum numen,
Id, quod non negat rationis lumen,
Existere docet clare et plane;
Secunda docet Hodie mane
Unum idemque significare,
Id, quod iterum ratio non potest negare.
Etiam Cicero sine ἐκστασει

Nonnunquam usus est hac phrasi;
Symbolica hac regula monemur,
Ne unquam in tautologiis vagemur,
Neve „*Το σημερον μελει μοι;*“
Jubilemus et tum ejulemus „Eheu!“
Fortasse etiam regula de Zwi
Quaedam regula est matrimonii
Et allusio ad Lutheri verba,
Quae fecit sapientia, licet acerba:
Quaque, inquit, hebdomade Zwier
Facit per annum centum et Vier,
Nocet weder Mir, noch Dir.

Rathsherren.

Quid! Quaque hebdomade tantum bis?
Finem ponas tuis ineptiis!

* * *

Etiam ter, etiam ter, si vobis placet
Et conscientia vestra tacet.
Nam tertia regula illa de Tri,
Uberrima summi consilii,
Docet nos, omnes optimas res
Esse in coelis et terris tres;
Exempli gratia tres doctrinae
Nobis traditae sunt vere aut fere divinae,
Judaica, christiana et pechiana,
Tria sunt momenta Hegeliana,
Tria membra sunt in computatione;
Hoc respectu vitam cum revelatione

Optime sociat regula tertia,
Docens, eum, qui torpescat inertia
Neque computet praeteritum, praesens et futurum,
Mox in exitium esse rùturum.
Quamobrem, quum utile sit et morale,
Credendum est hoc dogma rationale.

Tollhauſen.

Oh miserrimam interpretationem,
Satyram in revelationem!
In sancta regula prima de I
Jehovah, qui in monte Sinai,
Postquam condiderat mundum, tonabat
Et Judaeis decem tabulas dabat,
Mire brevissimo modo docetur,
Nihil vero morale monetur.
Nam, collata cum hac sanctissima I,
Disciplina moralis est nihili!
Deus, mundus et omnia,
Tanquam Dei, ut ita dicam, somnia,
In hac unica litera latent
Et pio cuique animo patent.
Sanctissima omnium regula de Zwi
Docet unitatem Patris et Filii,
Id, quod exprimitur clare et plane
Per Mane hodie, non per Hodie mane;
Mane enim, cum sit diei initium,
Symbolice designat Deum,
Qui est principium omnium rerum

Sericique earum, dierum.
A τῳ Mane autem, tanquam patre,
Derivatur quodlibet Hodie;
Sine τῳ Mane το Hodie non adesset,
Sed aeterna in nocte requiesset;
Ergo, Hodie του Mane est filius,
Qua imagine quid extat subtilius?
Jam Christus *Εἰμι*, inquit, το *φως*;
Et quis est pater του *φωτος? Ἠως!*
Ἠως autem est idem, quod Mane;
Haec igitur imago est facta christiane.
At quomodo invenitur in Zwi
Unitas Patris et Filii?
Ut Mane pater in filio Hodie,
Et filius Hodie in Mane patre,
Sic Deus et Christus, alter in altero
Vivunt conjuncti perpetuo.
Quorum unitatem in trinitate
Regula tertia docet elate;
Nam ad foedus eorum tertius
Accedit sanctus Spiritus,
Futurus nobis promissus Solator,
Quem tandem in Pice misit Salvator.

Rathsherren.

Macte, Pix, tuo mysterio,
Celebratus nostro psalterio!

Taub.

Primam, vir reverendissime,

Interpretatus es optime,
Secundam vero non intellexisti,
Vel certe Maulum male correxisti,
Cum traduxeritis nostram divinam
Regulam de Zwi in linguam latinam:
Maulus: Hodie mane, tu: Mane-hodie;
Utrumque est fluxum et fragile,
Nam, ut traducatur: Hodie-Cras,
Postulat res et latinitas.

Rathsherren.

Sane! Intelligimus! Bene! Sane!
En doctissimum virum, qui vertat piceane!

* * *

Nonne videtis, quam segetem metatis,
Si istum satorem admittatis?
Accuratius, quaeso, cogitate! Qui fit,
Ut Hodie et Cras unum idemque sit?
Sola mea versio est rationalis,
Perspicua, utilis et perquam moralis!

* * *

Age, Hodie et Cras inquiramus,
Ut regulae sensum inveniamus!
Ex unitate του Hodie et Cras
Apparet temporum identitas.
Quis autem est Alpha et Omega,
Cui sunt annorum millia
Ut unus dies terrestris vobis?
Quis dixit vatibus suis et nobis

„Ego sum, qui et fuit, et est, et erit“?
Quis ille, qui saecula ut uvas terit?
Deus, extra quem nil est quam nomen!
Ἐν αυτῳ γαρ κινουμεθα, ἐσμεν και ζωμεν.
Deus est identitas universi,
Nos tamen in eo non sumus submersi,
Ita, ut nulla differentia detur
Et nostra existentia negetur;
Summam differentiam in identitate
Ipsa docet regula accurate,
Quum temporis partes duas diversas
Proponit ex identitate emersas;
Has partes diversas: Hodie et Cras
Haudquaquam tollit identitas.
Ut causa est mater effectae rei,
Sic Hodie pater crastini diei.
Quis sub hac imagine designetur,
Ipse sibi quisque interpretetur!
Ut hodie in Cras, Cras in Hodie,
Sic divinus Pater et Filius in se. —
Quod regulam tertiam adtinet,
Tollhusius non ita male docet
De sanctissima trinitate
Neque tamen satis accurate,
Philosophia paulisper neglecta,
Sine qua omnia sunt imperfecta.
Nam pro trinitate vocem rectiorem
In promptu habemus et electiorem.

Et quaenam haec est? Triplicitas illa,
Quam divina identitatis favilla,
Natura naturans, circumvolat
Et omnia, quae sunt, procreat.
Trinitatem igitur rectius appellate
Triplicitatem in identitate.
Triplicitas Patrem et Filium
Complectitur et Sanctum Spiritum,
Quorum minime, ut cum aqua nix,
Commutandus est noster Pix;
Pix enim tantum est ejus vox,
Qua praenuntiatur fugitura nox;
Picem censeo prophetam esse appellandum
Et cum gallo, lucis nuntio, comparandum;
Poëta Non hoc gallicinium?*)
Odoror, inquit, lucis spiritum! —
Haec mihi visa sunt supplenda
Ad nostra mysteria exponenda.

Fiſtulatus.

Miracula et mysteria,
(Neque rationalia neque moralia,)
In nostra doctrina piceana
Rejicienda sunt a mente sana.
Quisquis es, qui id ignoraveris,

---

*) Mich dünkt, der Hahn ſchon ruft!
Rapp', Rapp', ich wittre Morgenluft! —
Bürger.

Et nares de ratione corrugaveris,
Quoniam lucem non odoraris,
Videris esse homo obesae naris.
Ad quem finem miraculorum sentina?
Sibi ipsi sufficit Picis doctrina,
Cujus pater, id quod demonstrabo, Pol!
Merae et purae rationis est sol,
Et cujus mater, id quod scit et bos,
Ipse est noster Schildaicus mos.
Num obliti estis ritum et cultum?
Nonne recordamini Senatusconsultum,
Ex quo summa lex est statuta,
Ut Schildae et homines et bruta,
Cum otium jam die solis gustarent
Die Saturni solis diem celebrarent,
Propriumque haberent, mutato loco,
Pro lunae die „livido“?
Qua lege de commutatione dierum
Tanta facta est hic mutatio rerum,
Ut, quum, quando vivat, ignoret, postremo,
Num vivat, persuasum sibi habeat nemo.
Ad expediendum hunc Gordium nodum
Deus huc misit Picem remotum,
Praeditum rationalissima doctrina,
Qua avertatur Schildae temporisque ruina.
Ponitur Saturni dies in regula de I,
Positus exponitur in illa de Zwi,
Quippe qui solis quoque dies sit,

Quum idem Hodie et Cras fuerit;
Expositum autem, in regula de Tri,
Quamvis negare videatur illa de Zwi,
Quoniam solis dies appelletur,
Simul quoque lunae diem esse docetur.

Rathsherren.

Mirum quantum! Est ubi religio?
Fugasne spoliatam miraculo?

* * *

Religionem? — Operam demus,
Ut eam quam proxime indagemus! —
Cepi! — Nonne est temporum
Saturnus antiquum symbolum?
Temporum autem immensitas
Quid aliud est, quam aeternitas?
Eadem quid aliud, quam Deus,
Et praesens, et futurus et praeteritus?
Diem igitur Saturni et summum Deum
Videmus in prima esse positum.
At in Zwi? E sententia Heinei
Mundus quoddam est somnium Dei,
Ejusque ebrii. Hoc teneamus,
Ut secundam acutissimme exponamus!
Deus somnians se cogitat
Seque cogitans mundum procreat.
Cogitatio est cognata cum luce,
Magno physiologo duce.
Sub lucis imagine Christum repraesentari,

A theologis non potest negari;
Nam Christus, quem Tollhusius laudavit,
Dicto illo id affirmavit:
„*Ειμι το φως του κοσμου.*“ Quid plura?
Nonne inde ejus liquet solaris natura?
Constat enim, lucis fontem esse solem,
Qui illustrat terrarum molem.
Ergo: ut dies solis cum Saturni die
Ut lux cum ea, qua cogitat, re,
Ut cogitatio cum mundo condito,
Et eadem cum ipso Deo
Cognatione, ne dicam, identitate
Conjuncti sunt nonnimis accurate,
Sic Deus et Christus, versa vice,
Testibus prophetis et nostro Pice.
Accedit, quod Saturnus, sol et luna
Tempora symbolice designant una.
Inde trinitatem demonstrare possemus,
Si mysteriis dediti essemus.
At laudamus poëtam Heineum
Qui asserit somniare Deum.
Id unum constat, eum existere,
Somnioque fugato, omnia evanescere.
Quoad *του* „Morgenheute“ interpretes,
Una quoque mihi addenda est res:
Versiones: „Hodie mane, Mane-hodie, Hodie-Cras“
Existimo esse falsissmas.

Nam ad regulae sensum exponendum
Sine dubio Cras hodie est vertendum
To Cras diem solis esse, quis non scit?
Is autem dies Saturni fit,
Eoque fit Hodie Cras, Cras Hodie,
Schildae scilicet quaque hebdomade.
Id si quis non satis intellexerit,
Memor, quaeso, geographiae mathematicae sit!
Quae docet, eodem tempore,
Quo vivant Europaei in Hodie,
Americanos, luce dispersa,
In Cras vivere et sic vice versa.
Quas ob res censeo Heineum
Dixisse, somniare Deum.

Giſchel.

Qui fide speculativa carent,
Eschatologiam nunquam intelligent,
In Picis doctrina explicatam
Atque summo miraculo probatam.
Rationalis cupiditas dubitandi
Poena est innatumque studium peccandi
Et eo quidem, quod dubitat,
Evidentissime ipsa se refutat.
Fides et philosophia speculativa
Solae revelant mysteria diva.
Nam Paulus *Συμμαρτυρει*, inquit, *αὐτο*
Το πνευμα τῳ πνευματι ἡμετερῳ,
Id quod fit absoluta cognitione,

Vehementer differente a vulgari ratione.
Cognitio absoluta eschato logica
Quoad methodum est encyclica.
Sic quoque comparata est nostra divina
Sanctissima piceana doctrina
De trinitate unius numinis
In tribus personis singulis.
In prima ponitur absolutus Deus,
Qui se determinando est Filius
Secundum alteram regulam de Zwi;
Neque in persona Filii,
Quamvis a se diversus sit,
Deus pater esse desinit;
Ipse enim ut Filium se determinavit
Ideoque Pater esse perseveravit.
Filius est ille אדם קדמון,
Ille *λογος ἐν ἀρχῃ, ὁς ἠν προς ϑεον.*
Και ϑεος ἠν ὁ λογος αὐτος,
Ut Joannes docuit nos
Et piceana confirmat identitas
Του Cras-Hodie, non *του* Hodie-Cras.
Nam *το* Cras est *Λογος* et Filius,
A quo mundus est conditus,
Et quum *Λογος ἐν ἀρχῃ* fuerit,
Postulatur, ut *το* Cras quoque prius sit
Positum, quam *το* Hodie, si vertimus.
Sule *τῳ* Hodie quidem conjicimus,
Quoniam sub *τῳ* Cras intelligitur

Ille Λογος, a quo mundus conditur,
Intelligendum esse Deum
Talem, qualis ante mundum conditum
Absolutus et nondum determinatus
Super χαῳ vagabatur ut flatus.
At nostra conjectura est nulla conjectura,
Probatur enimex του Hodie natura.
Hodie! Oh vocem miram divinam
Omnium aptissimam ad Picis doctrinam!
Hodie dictum est absolutissime
De temporum quocunque die;
A primo inde usque ad novissimum
Existit του Hodie vocabulum,
Imo ante mundum conditum jam
Et ante illum divinum Adam,
Deus, nondum determinatus per se,
Vivebat in aeterno quodam Hodie.
Recte igitur Pix sine dubio
Absolutissimum absoluto Deo
Supposuit, scilicet Hodie,
Vocem absolutam pro absoluta re.
Nunc vero utrumque quaeri posset
A tirone, qui vocem non satis cognosset,
Cur Hodie, sub quo Deus ipse designatur,
Pone Cras sive Filium, sive Λογον ponatur
Et quomodo Hodie, quum Hodie sit,
Cras esse possit et potuerit?
Pix Hodie anteposuit, Joannem secutus,

Quia Deus, nondum determinatus, absolutus,
Non verus totusque est, id quod fit,
Si ut Filium a se determinatum se scit;
Hodie quoque non est Hodie verum totumque,
Sed aliquid plane absolutum ignotumque,
Nisi per Cras se determinaverit,
Qua determinatione verum Hodie fit.
Nam rem, quae determinatione caret,
Nulla ratio humana intelliget.
Quoad quaestionem alteram
Absolvemus simili modo eam,
Quo facto tertiam regulam
Simul fere exposuerimus jam.
Sub Hodie, nisi se determinaverit,
Nemo quidquam reale intelligit!
Quomodo autem determinetur?
Eo quidem, ut in Cras commutetur.
Qua determinatione non desinit
Idem esse, quod jam heri fuit.
Nam dies crastinus, si adest revera,
Versatur in *τον* Hodie sphaera;
Cras eo, quod Hodie determinat,
Se ipsum in Hodie commutat;
Et Hodie, quod per Cras determinat se,
Cras fit et Cras fit Hodie.
Sic igitur apparet identitas
Evidentissime *τον* Hodie et Cras,
Eodemque modo Patris Dei,

Per se determinati, et Filii.
Hodie et Deus, determinati
Sponte et nesessitate fati,
Illud in Cras, hic mutatus in Filium
Redeunt ad sese, ad principium.
Hodie enim, ut supra vidimus jam,
In Cras mutatum, vocem suam
Non perdidit, sed restauravit
Et ex Cras redeuntem sese determinavit.
Ergo, triplex est Deus et Hodie;
Absolutus, determinatus et rediens ad se,
Id quod docet tertia regula,
Sanctissima et profundissima,
Quippe ex qua liqueat του Hodie-Cras
Identitas et trinitas.
Quaeritur autem, quis sit ille tertius?
Quis alius, quam Sanctus Spiritus,
Qui Patris et Filii et του Hodie et Cras
Absoluta est identitas!
Tum quaeritur, quis et ubi sit Pix?
Non eum nobis eripiet Styx!
Res est idem, quod rei conceptus
Neque quisquam negat, nisi ineptus,
Conceptum esse eum, qui cogitet:
Pix autem summum conceptum habet
Identitatis του Hodie et Cras:
Ergo est Pix Spiritus Sanctus et identitas.

Rathsherren.
Furisne, Tartare? Ulula Styx!
Stat Spiritus Sanctus, immortalis Pix!
Tollmuck.
Quid vos juvit examinare,
Dubitare, cogitare et explicare?
Nihil! Omnino! mehercule!
Nihil reliquum est, quam credere!
Credite! — Carissimi, crediti mi,
Divina non possunt intelligi!
Quis potest intelligere trinitatem
Unaque libertatem et necessitatem?
Et humanam naturam ipsius Dei
Cum divinitate Filii?
Et (venia sit verbo!) Dei personalitatem
Finibus circumscriptam et infinitatem?
Et naturae legem simulque ea,
Quae sunt contra legem, miracula?
Ergo, absurda sunt vere divina,
Absurda est piceana doctrina
Eamque ob causam statim credenda
Neque turpi examine lacessenda.
Nam ter quaterque beati, qui credant
Et victi triumphantes numini cedant!
Rathsherren.
Ita! Omnino! Consentimus!
Jam credimus omnia, quae nescimus.
Qui cogitando nimis occupatur,
Capitis dolore a Deo cruciatur.

Schultheiß ***

Quum pedarii uno fere animo
Adsentiantur nostro Tollmuckio,
Alii vero, qui non adsentiuntur ei,
Haudquaquam negent I, Zwi et Tri,
Sed, nonnisi paulo diverso modo,
Probent suffragio doctissimo,
Praeterea nemo obstrepuerit,
Quod nonnunquam a male contentis fit,
Apparet, videri Senatui,
Piceanas regulas de I, Zwi et Tri
A Deo traditas esse credendas
Religionisque loco Schildae habendas.

Alle.

Ita! Dogma de Picis regulis
Recondatur in nostris tabulis!

Schultheiß ***

Juramusne?

Alle.

Ad unum omnes juramus!

Schultheiß ***

Nunc decreto nomina subscribamus!

(Es geſchieht.)

Alle.

Gloria in excelsis Deo
Vivat piceana religio!

IX.

Der
Schwabenſpiegel.

Von

Heinrich Heine.

Vorbemerkung.

Die hier mitgetheilten Blätter wurden im Beginn des Frühlings, als Nachrede zum 2ten Theil des Buchs der Lieder, und mit der Bitte um ſchleunigſten Abdruck, nach Deutſchland geſendet. Ich dachte nun, das Buch ſei dort längſt erſchienen, als mir vor ein paar Wochen mein Verleger meldete: in einem ſüddeutſchen Staate, wo er das Manuſcript zur Cenſur gegeben, habe man ihn während der ganzen Zeit mit dem Imprimatur hingehalten, und er ſchlüge mir vor, die Nachrede als beſonderen Artikel in einer periodiſchen Publikazion vorweg abdrucken zu laſſen. Indem ich ſie alſo in ſolcher Weiſe dem verehrungswürdigen Leſer mittheile, glaube ich, daß er, ohne große Anſtrengung ſeines Scharfſinns, errathen wird, warum ich ſeit zwei und ein halb Jahren ſo vielen Schlichen und Ranken begegne, wenn ich jene Denunziatoren beſprechen will, die ihrerſeits, ganz ohne alle Cenſur- und Redakzionsbeſchränkung, den größten Theil der deutſchen Preſſen mißbrauchen dürfen. —

Paris, im Spätherbſt 1838.

Nach Brauch und Sitte deutſcher Dichterſchaft ſollte ich meiner Gedichtſammlung, die den Titel „Buch der Lieder“ führt und jüngſt in erneutem Abdruck erſchienen iſt, auch die nachfolgenden Blätter einverleiben. Aber es wollte mich bedünken, als klänge in dem Buch der Lieder ein Grundton, der durch Beimiſchung ſpäterer Erzeugniſſe ſeine ſchöne Reinheit einbüßen möchte. Dieſe ſpäteren Produkzionen übergebe ich daher dem Publikum als beſonderen Nachtrag, und indem ich beſcheidentlich fühle, daß an dem Grundton dieſer zweiten Sammlung wenig zu ſtören iſt, füge ich ein dramatiſches Gedicht hinzu, welches, in einer früheſten Periode entſtanden, zu einer Reihe von Dichtungen gehört, die ſeitdem, durch betrübſames Mißgeſchick, unwiederbringlich verloren gegangen ſind. Dieſes dramatiſche Gedicht (Ratcliff) kann vielleicht in der Sammlung meiner poetiſchen Werke eine Lakune füllen und Zeugniß geben von Gefühlen, die in jenen verlorenen Dichtungen flammten oder wenigſtens kniſterten.

Etwas Aehnliches möchte ich in Beziehung auf „das Lied vom Tannhäuſer“ andeuten. Es gehört einer Periode meines Lebens, wovon ich ebenfalls wenige ſchriftliche Urkunden dem Publikum mittheilen kann, oder vielmehr mittheilen darf.

Der Einfall, dieſes Buch mit einem Conterfey meines Antlitzes zu ſchmücken, iſt nicht von mir ausgegangen. Das Porträt des Verfaſſers vor den Büchern erinnert mich unwillkührlich an Genua, wo vor dem Narrenhospital die Bildſäule des Stifters aufgeſtellt iſt. Es war mein Verleger, welcher auf die Idee gerathen iſt, dem Nachtrag zum „Buch der Lieder,“ dieſem gedruckten Narrenhauſe, worin meine verrückten Gedanken eingeſperrt ſind, mein Bildniß voranzukleben. Mein Freund Julius Campe iſt ein Schalk, und wollte gewiß den lieben Kleinen von der ſchwäbiſchen Dichterſchule, die ſich gegen mein Geſicht verſchworen haben, einen Schabernack ſpielen... Wenn ſie jetzt an meinen Liedern klauben und knuspern, und die Thränen zählen, die darin vorkommen, ſo können ſie nicht umhin, manchmal meine Züge zu betrachten. Aber warum grollt Ihr mir ſo unverſöhnbar, Ihr guten Leutchen? Warum zieht Ihr gegen mich los in weitſchweifigen Artikeln, woran ich mich zu Tode langweilen könnte? Was habt Ihr gegen mein Geſicht? Beiläufig will ich hier bemerken, daß das Portrait im Muſenalmanach gar nicht getroffen iſt. Das Bild, welches Ihr heute ſchaut, iſt weit beſſer, beſonders der Obertheil des Geſichtes; der untere Theil iſt viel zu ſchmächtig. Ich bin nämlich ſeit einiger Zeit ſehr dick und wohlbeleibt geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeiſter ausſehn; — ach, die ſchwäbiſche Schule macht mir ſo viel Kummer!

Ich ſehe, wie der geneigte Leſer mit verwunderten Augen um Erklärung bittet: was ich unter dem Namen „ſchwäbiſche Schule" eigentlich verſtehe? Was iſt das, die ſchwäbiſche Schule? Es iſt noch nicht lange her, daß ich ſelber an mehre reiſende Schwaben dieſe Frage richtete, und um Auskunft bat. Sie wollten lange nicht mit der Sprache heraus und lächelten ſehr ſonderbar, etwa wie die Apotheker lächeln, wenn frühmorgens am erſten April eine leichtgläubige Magd zu ihnen in den Laden kömmt und für zwei Kreuzer Mückenhonig verlangt. In meiner Einfalt glaubte ich anfangs, unter dem Namen ſchwäbiſche Schule verſtünde man jenen blühenden Wald großer Männer, der dem Boden Schwabens entſproſſen, jene Rieſeneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln und deren Wipfel hinaufragt bis an die Sterne... Und ich frug: nicht wahr, Schiller gehört dazu, der wilde Schöpfer, der die Räuber ſchuf?... Nein, lautete die Antwort, mit dem haben wir nichts zu ſchaffen, ſolche Räuberdichter gehören nicht zur ſchwäbiſchen Schule; bei uns geht's hübſch ordentlich zu, und der Schiller hat auch früh aus dem Land hinaus müſſen. Gehört denn Schelling zur ſchwäbiſchen Schule, Schelling, der irrende Weltweiſe, der König Arthus der Philoſophie, welcher vergeblich das abſolute Montſalvatſch aufſucht und verſchmachten muß in der myſtiſchen Wildniß? Wir verſtehen das nicht, antwortete man mir, aber ſoviel können wir Ihnen verſichern, der Schelling gehört nicht zur ſchwäbiſchen Schule. Gehört Hegel dazu, der Geiſtesweltumſegler, der unerſchrocken vorgedrungen bis zum Nordpol des Gedankens, wo einem das Gehirn einfriert im abſtrakten Eis?... Den kennen wir gar nicht. Gehört denn David Strauß dazu, der David mit dem tödtlichen Schleuder?... Gott bewahre uns vor dem, den haben wir ſogar exkommunizirt, und wollte der ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen laſſen, ſo bekäme er gewiß lauter ſchwarze Kugeln.

Aber um des Himmels willen — rief ich aus, nachdem ich faſt alle große Namen Schwabens aufgezählt hatte, und bis auf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Keppler, den großen Stern, der den ganzen Himmel verſtanden, ja, bis auf die Hohenſtaufen, die ſo herrlich auf Erden leuchteten, irdiſche Sonnen im deutſchen Kaiſermantel — wer gehört denn eigentlich zur ſchwäbiſchen Schule?

Wohlan, antwortete man mir, wir wollen Ihnen die Wahrheit ſagen: die Renommeen, die Sie eben aufgezählt, ſind viel mehr europäiſch als ſchwäbiſch, ſie ſind gleichſam ausgewandert und haben ſich dem Auslande aufgedrungen, ſtatt daß die Renommeen der ſchwäbiſchen Schule jenen Cosmopolitismus verachten und hübſch patriotiſch und gemüthlich zu Hauſe bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelſuppen des theuren Schwabenlandes. — Und nun kam ich endlich dahinter, von welcher beſcheidenen Größe jene Berühmtheiten ſind, die ſich ſeitdem als ſchwäbiſche Schule aufgethan, in demſelben Gedankenkreiſe umherhüpfen, ſich mit denſelben Gefühlen ſchmücken und auch Pfeifenquäſte von derſelben Farbe tragen.

Der bedeutendſte von ihnen iſt der evangeliſche Paſtor Guſtav Schwab. Er iſt ein Hering in Vergleichung mit den anderen, die nur Sardellen ſind; verſteht ſich, Sardellen ohne Salz. Er hat einige ſchöne Lieder gedichtet, auch etwelche hübſche Balladen; freilich mit einem Schiller, mit einem großen Wallfiſch, muß man ihn nicht vergleichen. Nach ihm kommt der Doktor Juſtinus Kerner, welcher Geiſter und vergiftete Blutwürſte ſieht, und einmal dem Publikum auf's ernſthafteſte erzählt hat, daß ein paar Schuhe, ganz allein, ohne menſchliche Hülfe, langſam durch das Zimmer gegangen ſind, bis zum Bette der Seherin von Prevorſt. Das fehlt noch, daß man ſeine Stiefel des Abends feſtbinden muß, damit ſie einem nicht des Nachts trapp! trapp! vor's Bett kommen und mit lederner Geſpenſterſtimme die Gedichte des Herrn Juſtinus Kerner vordeklamiren! Letztere ſind nicht ganz und gar ſchlecht, der Mann iſt überhaupt nicht ohne Verdienſt, und von ihm möchte ich daſſelbe ſagen, was Napoleon von Murat geſagt hat, nämlich: „er iſt ein großer Narr, aber der beſte General der Cavallerie.“ Ich ſehe ſchon, wie ſämmtliche Inſaſſen von Weinsberg über dieſes

Urtheil den Kopf ſchütteln und mit Befremden mir entgegnen: unſer theurer Landsmann, Herr Juſtinus, iſt freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beſte General der Cavallerie! Nun, wie Ihr wollt, ich will Euch gern einräumen, daß er kein vorzüglicher Cavaleriegeneral iſt.

Herr Carl Mayer, welcher auf Latein Carolus Magnus heißt, iſt ein anderer Dichter der ſchwäbiſchen Schule und man verſichert, daß er den Geiſt und den Charakter derſelben am treueſten offenbare; er iſt eine matte Fliege und beſingt Maikäfer. Er ſoll ſehr berühmt ſein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, vor deſſen Thoren man ihm eine Statue ſetzen will, und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieſes hölzerne Ebenbild des Sängers ſoll alle Jahr mit Oelfarbe neu angeſtrichen werden, alle Jahr, im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer ſummen. Auf dem Piedeſtal wird die Inſchrift zu leſen ſein: dieſer Ort darf nicht verunreinigt werden!

Ein ganz ausgezeichneter Dichter der ſchwäbiſchen Schule, verſichert man mir, iſt Herr *** — er ſei erſt kürzlich zum Bewußtſein, aber noch nicht zur Erſcheinung gekommen; er habe nämlich ſeine Gedichte noch, nicht drucken laſſen. Man ſagt mir, er beſinge nicht bloß Maikäfer, ſondern ſogar Lerchen und Wachteln, was gewiß ſehr löblich iſt. Lerchen und Wachteln ſind wahrhaftig werth, daß man ſie beſinge, nämlich wenn ſie gebraten ſind. Ueber den Charakter und reſpectiven Werth der ***ſchen Dichtungen kann ich, ſo lange ſie noch nicht zur äußeren Erſcheinung gekommen ſind, gar kein Urtheil fällen, eben ſo wenig wie über die Meiſterwerke ſo vieler anderen großen Unbekannten der ſchwäbiſchen Schule.

Die ſchwäbiſche Schule hat wohl gefühlt, daß es ihrem Anſehen nicht ſchaden würde, wenn ſie neben ihren großen Unbekannten, die uns nur vermittels eines Hydro-Gasmikroskops ſichtbar werden, auch einige kleine Bekannte, einige Renomméen, die nicht blos in der umfriedeten Heimlichkeit ſchwäbiſcher Gauen, ſondern auch im übrigen Deutſchland einige Geltung erworben, zu den ihrigen zählen könnte. Sie ſchrieben daher an den König Ludwig von Baiern, den gekrönten Sänger, welcher aber abſagen ließ. Uebrigens ließ er ſie freundlich grüßen und ſchickte ihnen ein Prachtexemplar ſeiner Poeſien mit Goldſchnitt und Einband von rothem Maroquin-Papier. Hierauf wandten ſich die Schwaben an den Hofrath Winkler, welcher unter dem

Namen Theodor Hell ſeinen Dichterruhm verbreitet hat; dieſer aber antwortete, ſeine Stellung als Herausgeber der Abendzeitung erlaube ihm nicht, ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen zu laſſen, dazu komme, daß er ſelber eine ſächſiſche Schule ſtiften wolle, wozu er bereits eine bedeutende Anzahl poetiſcher Landsleute engagirt habe. In ähnlicher Weiſe haben auch einige berühmte Oberlauſitzer und Hinterpommern die Anträge der ſchwäbiſchen Schule abgewieſen.

In dieſer Noth begingen die Schwaben einen wahren Schwabenſtreich, ſie nahmen nämlich zu Mitgliedern ihrer ſchwäbiſchen Schule einen Ungar und einen Kaſchuben. Erſterer, der Ungar, nennt ſich Nicolaus Lenau, und iſt, ſeit der Juliusrevolution, durch ſeine liberalen Beſtrebungen, auch durch den anpreiſenden Eifer meines Freundes Laube, zu einer Renommée gekommen, die er bis zu einem gewiſſen Grade verdient. Die Ungarn haben jedenfalls viel dadurch verloren, daß ihr Landsmann Lenau unter die Schwaben gegangen iſt; indeſſen, ſo lange ſie ihren Tokayer behalten, können ſie ſich über dieſen Verluſt tröſten.

Die andere Acquiſition der ſchwäbiſchen Schule iſt minder brillant; ſie beſteht nämlich in der Perſon des gefeierten Wolfgang Menzel, welcher unter den Kaſchuben das Licht erblickt, an den Marken Polens und Deutſchlands, an jener Grenze, wo der germaniſche Flegel den ſlaviſchen Flegel verſteht, wie der alte Voß ſagen würde, der alte Johann Heinrich Voß, der ungeſchlachte aber ehrliche ſächſiſche Bauer, der, wie in ſeiner Geſichtsbildung ſo auch in ſeinem Gemüthe, die Merkmale des Deutſchthums trug. Daß dieſes bei Herrn Wolfgang Menzel nicht der Fall iſt, daß er weder dem Aeußeren noch dem Inneren nach ein Deutſcher iſt, habe ich in der kleinen allerliebſten Schrift „Ueber den Denunzianten" gehörig bewieſen. Ich hätte, beiläufig geſtanden, dieſe kleine Schrift nicht herausgegeben, wenn mir die Abhandlungen über denſelben Gegenſtand, die großen Bomben von Ludwig Börne und David Strauß, vorher zu Geſicht gekommen wären. Aber dieſer kleinen Schrift, welche die Vorrede zum dritten Theile des Salons bilden ſollte, ward von dem Cenſor dieſes Buches das Imprimatur verweigert — „aus Pietät gegen Wolfgang Menzel" — und das arme Ding, obgleich in politiſcher und religiöſer Beziehung zahm genug abgefaßt, mußte während ſieben Monaten von einem Cenſor zum andern wandern, bis es endlich nothdürftig unter die Haube kam. Wenn du, geneigter Leſer, das Büchlein in der

Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg ſelber holſt, ſo wird dir dort mein Freund Julius Campe bereitwillig erzählen, wie ſchwer es war, den Denunzianten in die Preſſe zu bringen, wie das Anſehen deſſelben durch gewiſſe Autoritäten geſchützt werden ſollte, und wie endlich durch unableugbare Urkunden, durch ein Autograph des Denunzianten, der ſich in den Händen von Theodor Mundt befindet, der Titel meiner Schrift auf's glänzendſte gerechtfertigt wird. Was der Gefeierte dagegen vorgebracht hat, iſt Dir vielleicht bekannt, mein theurer Leſer. Als ich ihm, Stück vor Stück, die Fetzen des falſchen Patriotismus und der erlogenen Moral vom Leibe riß, — da erhub er wieder ein ungeheures Geſchrei: die Religion ſei in Gefahr, die Pfeiler der Kirche brächen zuſammen, Heinrich Heine richte das Chriſtenthum zu Grunde! Ich habe herzlich lachen müſſen, denn dieſes Zetergeſchrei erinnerte mich an einen andern armen Sünder, der auf dem Marktplatz zu Lübek mit Staupenſchlag und Brandmark abgeſtraft wurde, und plötzlich, als das rothe Eiſen ſeinen Rücken berührte, ein entſetzliches Mordio erhob und beſtändig ſchrie: „Feuer! Feuer! es brennt, es brennt, die Kirche ſteht in Flammen!“ Die alten Weiber erſchraken auch diesmal über ſolchen Feuerlärm, vernünftige Leute aber lachten und ſprachen: der arme Schelm! nur ſein eigner Rücken iſt entzündet, die Kirche ſteht ſicher auf ihrem alten Platze, auch hat dort die Polizei, aus Furcht vor Brandſtiftung, noch einige Spritzen aufgeſtellt, und aus frommer Vorſorge darf jetzt in der Nähe der Religion nicht einmal eine Zigarre geraucht werden! Wahrlich, das Chriſtenthum ward nie ängſtlicher geſchützt als eben jetzt.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Gerüchte zu widerſprechen, als habe Herr Wolfgang Menzel, auf Andrang ſeiner Collegen, ſich endlich entſchloſſen, jene Großmuth zu benutzen, womit ich ihm geſtattete, ſich wenigſtens von dem Vorwurf der perſönlichen Feigheit zu reinigen. Ehrlich geſtanden, ich war immer darauf gefaßt, daß mir Ort und Zeit anberaumt würde, wo der Ritter der Vaterlandsliebe, des Glaubens und der Jugend ſich bewähren wolle in all ſeiner Mannhaftigkeit. Aber leider bis auf dieſe Stunde wartete ich vergebens, und die Witzlinge in deutſchen Blättern moquirten ſich obendrein über meine Leichtgläubigkeit. Spottvögel haben ſich ſogar den Spaß erlaubt, mir im Namen der unglücklichen Gattin des Denunzianten einen Brief zu ſchreiben, worin die arme Frau ſich über die häuslichen Nöthen, die ſie ſeit dem Erſcheinen meiner kleinen Schrift zu erdulden habe, ſchmerzlich beklagt. Jetzt ſei gar kein Auskommen mehr mit ihrem Manne, der zu Hauſe zeigen wolle, daß er ein Held ſei. Die geringſte Anſpielung auf Feigheit brächte ihn zur Wuth. Eines Abends habe er das kleine Kind geprügelt, weil es „Häschen an der Wand“ ſpielte. Jüngſt ſei er wie raſend aus der Ständekammer gekommen und habe wie ein Ajax getobt, weil dort alle Blicke auf ihn gerichtet geweſen, als die Geſetzfrage „ob man jemanden ungeſtraft dem öffentlichen Gelächter preisgeben dürfe?“ diſkutirt wurde. Ein andermal habe er bitterlich geweint, als einer von den undankbaren Juden, die er emanzipiren wolle, ihm ins Geſicht gemauſchelt: Sie ſind doch kein Patriot, Sie thun nichts fürs Volk, Sie ſind nicht der Aette ſondern die Memme des Vaterlandes. Aber gar des Nachts beginne der rechte Jammer und dann ſeufze er und wimmere und ſtöhne, daß ſich ein Stein drob erbarmen könnte. Das ſei nicht länger zum Aushalten, ſchloß der angebliche Brief der armen Frau, ſie wolle lieber ſterben, als dieſen Zuſtand länger ertragen, und um der Sache ein Ende zu machen, ſei ſie erbötig, ſtatt ihres furchtſamen Gemahls, ſich ſelber mit mir zu ſchlagen. Gehorſame Dienerin.

Als ich dieſen Brief las, und in meiner Einfalt die offenbare Myſtifikation nicht gleich merkte, rief ich mit Begeiſterung: edles Weib! würdige Schwäbinn! würdig deiner Mütter, die einſt zu Weinsberg ihre Männer huckepak trugen!

Die Weiber im Schwabenlande ſcheinen überhaupt mehr Energie zu beſitzen als ihre Männer, die nicht ſelten nur auf Geheiß ihrer Ehehälten zum Schwerte greifen. Weiß ich doch eine ſchöne Schwäbin, die mir ſeit Jahren wüthender als zwanzig Teufel den Krieg macht, und mich mit unverſöhnlicher Feindſchaft verfolgt.

Ein Naturforſcher hat ganz richtig die Bemerkung gemacht, daß im Sommer, beſonders in den Hundstagen, weit mehr gegen mich geſchrieben wird, als im Winter.

Daß es nicht die altpoetiſche Vornehmigkeit iſt, welche mich davon abhält, dergleichen Angriffe zu beſprechen, habe ich bereits an einem anderen Orte erwähnt. Eines Theils liegt mir ein gewiſſer Knebel im Munde ſobald ich mich gegen Anſchuldigung von Immoralität, oder irreligioſer Frivolität oder gar politiſcher Inkonſequenz, durch Erörterung der letzten Gründe von all meinem Tichten und Trachten, vertheidigen wollte.

Anderen Theils befinde ich mich meinen Widerſachern gegenüber in derſelben Lage, die Freund Semilaſſo irgendwo in ſeiner afrikaniſchen Reiſebeſchreibung mit der richtigen Empfindung erwähnt. Er erzählt uns nämlich, daß als er in einem Beduinenlager übernachtete, rings um ſein Zelt eine große Menge Hunde unaufhörlich bellten und heulten und winſelten, was ihn aber am Schlafen gar nicht gehindert habe; „wär es nur ein einziger Kläffer geweſen,“ ſetzt er hinzu „ſo hätte ich die ganze Nacht kein Auge zuthun können.“ Das iſt es: weil der Kläffer ſo viele ſind, und weil der Mops den Spitz, dieſer wieder den gemüthlichen Dachs, letzterer das edle Windſpiel oder die fromme Dogge überbellt, und die ſchnöden Laute der verſchiedenen Beſtien im Geſammtgeheul verloren gehen, kann mir ein ganzer Hundelärm wenig anhaben.

Nein, Herr Guſtav Pfizer eben ſo wenig wie die anderen hat mir jemals den Schlaf gekoſtet, und man darf es mir aufs Wort glauben, daß bei Erwähnung dieſes Dichterlings auch nicht die mindeſte Bitterkeit in meiner Seele waltet. Aber ich kann ihn, der Vollſtändigkeit wegen, nicht unerwähnt laſſen; die ſchwäbiſche Schule zählt ihn nämlich zu den ihrigen, was mir ſonderbar genug dünkt, da er, im Gegenſatze zu dieſer Genoſſenſchaft, mehr als reflektirende Fledermaus, denn als gemüthlicher Maykäfer umherflattert, und vielmehr nach der ſchillerſchen Todtengruft als nach Gelbveiglein riecht. Mir wurden mahl ſeine Gedichte aus Stuttgart zugeſchickt, und die freundlichen Begleitungszeilen veranlaßten mich einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen; ich fand ſie herzlich ſchlecht. Daſſelbe kann ich auch von ſeiner Proſa ſagen; ſie iſt herzlich ſchlecht. Ich geſtehe freilich, daß ich nichts anderes von ihm geleſen habe, als eine Abhandlung, die er gegen mich geſchrieben. Sie iſt geiſtlos und unbeholfen und miſerabel ſtyliſirt; letzteres iſt um ſo unverzeihlicher, da die ganze Schule die Materialien dazu kotiſirt. Das Beſte in der ganzen Abhandlung, iſt der wohlbekannte Kniff, womit man verſtümmelte Sätze aus den heterogenſten Schriften eines Autors zuſammenſtellt um demſelben jede beliebige Geſinnung oder Geſinnungsloſigkeit aufzubürden. Freilich der Kniff iſt nicht neu, doch bleibt er immer probat, da von Seiten des angefochtenen Autors keine Widerlegung möglich iſt, wenn er nicht etwa ganze Folianten ſchreiben wollte, um zu beweiſen: daß der eine von den angeführten Sätzen humoriſtiſch gemeint, der andere zwar ernſt gemeint ſei, aber ſich auf einen Vorderſatz beziehe, der ihm eben ſeine richtige Bedeutung verleiht; daß ferner die aneinander gereihten Sätze, nicht blos aus ihrem logiſchen, ſondern auch aus ihrem chronologiſchen Zuſammenhang geriſſen worden, um einige ſcheinbare Widerſprüche hervorzuklauben; daß aber eben dieſe Widerſprüche von der höchſten Conſequenz zeugen würden, wenn man Zeitfolge, Zeitumſtände, Zeitbedingungen bedächte — ach! wenn man bedächte, wie die Strategie eines Autors, der für die Sache der europäiſchen Freiheit kämpft, wunderlich verwickelt iſt, wie ſeine Taktik allen möglichen Veränderungen unterworfen, wie er heute etwas als äußerſt wichtig verfechten muß, was ihm morgen ganz gleichgültig ſein kann, wie er heute dieſen Punkt, morgen einen andern zu beſchützen oder anzugreifen hat, je nachdem es die Stellung der Gegenparthei, die wechſelnden Allianzen, die Siege oder die Niederlagen des Tages erfordern!

Das einzige Neue und Eigenthümliche, was ich in der oben erwähnten Abhandlung des Herrn Guſtav Pfizer gefunden habe, war hie und da nicht bloß eine liſtige Verkehrung des Wortſinnes meiner Schriften, ſondern ſogar die Fälſchung meiner Worte ſelbſt — dieſes iſt neu, iſt eigenthümlich, wenigſtens bis jetzt hat man in Deutſchland noch nicht einen Autor mit verfälſchten Worten citirt. Doch Herr Guſtav Pfizer ſcheint noch ein junger Anfänger zu ſein, es juckt ihm zwar die Begabniß des Fälſchens in den Fingern, doch merkt man an ihm noch eine gewiſſe Befangenheit in der Ausübung, und wenn er z. B. „Hoſtien“ citirt ſtatt der gewöhnlichen „Oblaten“ des Originaltextes oder mehrmals „göttlich“ citirt ſtatt des urſprünglichen „vortrefflich“ — ſo weiß er doch noch nicht recht welchen Gebrauch er von ſolcher Fälſchung machen kann. Er iſt ein junger Anfänger. Aber ſein Talent iſt unläugbar, er hat es hinlänglich offenbart, die geziemendſte Anerkennung darf ihm nicht verweigert werden, er verdient, daß ihm Wolfgang Menzel, mit der tapferen Hand, ſeinen ſchäbigſten Lorbeerkranz aufs Haupt drückt.

Indeſſen, ehrlich geſtanden, ich rathe ihm ſein Talent nicht bedeutender auszubilden. Es könnte ihn einſt das Gelüſte anwandeln jenes edle Talent auch auf außerliteräriſche Gegenſtände anzuwenden. Es giebt Länder wo dergleichen mit einem Halsband von Hanf belohnt wird. Ich ſah zu Old-Baily in London Jemanden hängen, der ein falſches Citat unter einen Wechſel geſchrieben hatte — und der arme Schelm mochte es wohl aus Hunger gethan haben, nicht aus

Büberei oder aus eitel Neid oder gar um eine kleine Lobſpende im ſtuttgarter Litteraturblatt, ein literäriſches Trinkgeld, zu verdienen. Ich hatte deßhalb Mitleid mit dem armen Schelm, bei deſſen Exekution ſehr viele Zögerungen vorfielen. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß das Hängen in England ſo ſchnell von Statten gehe. Die Zubereitungen dauerten faſt eine Viertelſtunde. Ich ärgere mich noch heute, wenn ich daran denke mit welcher Langſamkeit dem armen Menſchen die Schlinge um den Hals gelegt und die weiße Nachtmütze über die Augen gezogen wurde. Neben ihm ſtanden ſeine Freunde, vielleicht die Genoſſen der Schule, wozu er gehörte, und harrten des Augenblicks, wo ſie ihm den Liebesdienſt erweiſen konnten; dieſer Liebesdienſt beſteht darin, daß ſie den gehenkten Freund, um ſeine zuckende Todesqual abzukürzen, ſo ſtark als möglich an den Beinen ziehen.

Ich habe von Herrn Guſtav Pfizer geredet, weil ich ihn, bei Beſprechung der ſchwäbiſchen Schule, nicht füglich übergehen konnte. So viel darf ich verſichern, daß ich in der Heiterkeit meines Herzens, nicht den mindeſten Unmuth wider Herrn Pfizer empfinde. Im Gegentheil, ſollte ich je im Stande ſein ihm einen Liebesdienſt zu erweiſen, ſo werde ich ihn gewiß nicht lange zappeln laſſen.

— — — Und nun laßt uns ernſthaft reden, lieber Leſer; was ich dir jetzt noch zu ſagen habe, verträgt ſich nicht mit dem ſcherzenden Tone, mit der leichtſinnig guten Laune, die mich beſeelte, während ich dieſe Blätter ſchrieb. Es liegt mir drückend etwas im Sinne, was ich nicht mit ganz freier Zunge zu erörtern vermag, und worüber dennoch das unzweideutigſte Geſtändniß nöthig wäre. Ich hege nämlich eine wahre Scheu, bei Gelegenheit — der ſchwäbiſchen Schule, auch von Ludwig Uhland zu ſprechen, von dem großen Dichter, den ich ſchier zu beleidigen fürchte, wenn ich ſeiner in ſo kläglicher Geſellſchaft gedenke. Und dennoch, da die erwähnten Dichterlinge den Ludwig Uhland zu den ihrigen zählen oder gar für ein Haupt ihrer Genoſſen ausgeben, ſo könnte man hier jedes Verſchweigen ſeines Namens als eine Unredlichkeit betrachten. Weit entfernt an ſeinem Werthe zu mäkeln, möchte ich vielmehr die Verehrung, die ich ſeinen Dichtungen zolle, mit den volltönendſten Worten an den Tag geben. Es wird ſich mir bald dazu eine paſſendere Gelegenheit bieten. Ich werde alsdann zur Genüge zeigen, daß ſich in meiner früheren Beurtheilung des treflichen Sängers zwar einige grämliche Töne, einige zeitliche Verſtimmungen einſchleichen konnten, daß ich aber nie die Abſicht hegte, an ſeinem inneren Werthe, an ſeinem Talente ſelbſt, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Nur über die literärhiſtoriſchen Beziehungen, über die äußeren Verhältniſſe ſeiner Muſe, habe ich unumwunden eine Anſicht, die vielleicht ſeinen Freunden mißfällig, aber darum dennoch nicht minder wahr iſt, ausſprechen müſſen. Als ich nämlich Ludwig Uhland im Zuſammenhang mit der „Romantiſchen Schule" in dem Buche welches eben dieſen Namen führt, flüchtig beurtheilte, habe ich deutlich genug nachgewieſen: daß der vortreffliche Sänger nicht eine neue, eigenthümliche Sangesart aufgebracht hat, ſondern nur die Töne der romantiſchen Schule gelehrig nachſprach; daß ſeitdem die Lieder ſeiner Schulgenoſſen verſchollen ſind, Uhlands Gedichteſammlung als das einzig überlebende lyriſche Denkmal jener Töne der romantiſchen Schule zu betrachten iſt; daß aber der Dichter ſelbſt, eben ſo gut wie die ganze Schule, längſt todt iſt. Eben ſo gut wie Schlegel, Tieck, wie Fouqué, iſt auch Uhland längſt verſtorben, und hat vor jenen edlen Leichen nur das größere Verdienſt, daß er ſeinen Tod wohl begriffen und ſeit zwanzig Jahren nichts mehr geſchrieben hat. Es iſt wahrlich ein eben ſo widerwärtiges wie lächerliches Schauſpiel, wenn jetzt meine ſchwäbiſchen Dichterlinge den Uhland zu den ihrigen zählen, wenn ſie den großen Todten aus ſeinem Grabmal hervorholen, ihm ein Fallhütchen aufs Haupt ſtülpen und ihn in ihr niedriges Schulſtübchen hereinzerren, — oder wenn ſie gar den erblichenen Helden, wohlgeharniſcht, aufs hohe Pferd packen, wie einſt die Spanier ihren Cid, und ſolchermaßen gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter der ſchwäbiſchen Schule, losrennen laſſen!

Das fehlt mir noch, daß ich auch im Gebiete der Kunſt mit Todten zu kämpfen hätte! Leider muß ich es oft genug in anderen Gebieten, und ich verſichere euch, bei allen Schmerzen meiner Seele! ſolcher Kampf iſt der fatalſte und verdrießlichſte. Da iſt keine glühende Ungeduld, die da hetzt Hieb auf Hieb, bis die Kämpfer wie trunken hinſinken und verbluten. Ach, die Todten ermüden uns mehr als ſie uns verwunden und der Streit verwandelt ſich am Ende in eine fechtende Langeweile. Kennſt du die Geſchichte von dem jungen Ritter, der in den Zauberwald zog? Sein Haar war goldig, auf ſeinem Helm wehten die kecken Federn, unter dem Gitter des Viſirs glühten die rothen

Wangen, und unter dem blanken Harniſch pochte der friſcheſte Muth. In dem Walde aber fliſterten die Winde ſehr ſonderbar. Gar unheimlich ſchüttelten ſich die Bäume, die manchmal häßlich verwachſen, an menſchliche Mißbildungen erinnerten. Aus dem Laubwerk guckte hie und da ein geſpenſtiſch weißer Vogel, der faſt verhöhnend kicherte und lachte. Allerlei Fabelgethier huſchte ſchattenhaft durch die Büſche. Mitunter freilich zwitſcherte auch mancher harmloſe Zeiſig und nickte aus den breitblättrigen Schlingpflanzen manch ſtille ſchöne Blume. Der junge Fant aber, immer weiter vordringend, rief endlich mit Uebertrotz: wann erſcheint denn der Kämpe, der mich beſiegen kann? Da kam, nicht eben rüſtig, aber doch nicht allzuſchlotterig, herangezogen ein langer, magerer Ritter mit geſchloſſenem Viſir, und ſtellte ſich zum Kampfe. Sein Helmbuſch war geknickt, ſein Harniſch war eher verwittert als ſchlecht, ſein Schwert war ſchartig, aber vom beſten Stahl, und ſein Arm war ſtark. Ich weiß nicht, wie lange die beiden miteinander fochten, doch es mag wohl geraume Zeit gedauert haben, denn die Blätter fielen unterdeſſen von den Bäumen, und dieſe ſtanden lange kahl und frierend, und dann knospeten ſie wieder aufs neue und grünten im Sonnenſchein, und ſo wechſelten die Jahrzeiten — ohne, daß ſie es merkten, die beiden Kämpfer, die beſtändig auf einander loshieben, anfangs unbarmherzig wild, ſpäter minder heftig, dann ſogar etwas phlegmatiſch, bis ſie endlich ganz und gar die Schwerter ſinken ließen, und erſchöpft ihre Helmgitter aufſchloſſen — das gewährte einen betrübenden Anblick! Der eine Ritter, der herausgeforderte Kämpe, war ein Todter, und aus dem geöffneten Viſir grinſte ein fleiſchloſer Schädel. Der andere Ritter, der als junger Fant in den Wald gezogen, trug jetzt ein verfallen fahles Greiſenantlitz und ſein Haar war ſchneeweis. — Von den hohen Bäumen herab, wie verhöhnend, kicherte und lachte das geſpenſtiſch weiße Gevögel.

Geſchrieben zu Paris im Wonnemond 1838.

Druckfehler.

Seite	41	Zeile	11	von o.	lies Gedankenatomiſtie ſtatt: Gedankenanatomiſtie.
—	61	„	1	„ „	lies vegetirte ſt. regierte.
—	72	„	5	„ „	lies entnervten ſt. entwirrten.
—	134	„	1	„ „	lies hindurch ſt. hierauf.
—	136	„	5	„ „	lies darum ſt. darin.
—	265	„	9	„ „	lies Fachwiſſenſchaft ſt. Hochwiſſenſchaft.

M.

Die Harzreiſe.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ſind erſchienen:

Heine, H.,	Atta Troll. Ein Sommernachtstraum. Thlr.	1	—
—	Buch der Lieder. Achte Auflage. Octav.	1	15
—	Buch der Lieder. Zehnte Auflage. M.-A. Elegant gebunden mit Goldſchnitt	2	—
—	Deutſchland. Ein Wintermärchen	1	—
—	Neue Gedichte. Dritte Auflage	1	15
—	der Doctor Fauſt. Ein Tanzpoem	—	25
—	Reiſebilder. Vier Theile.	7	—
—	Romanzero. Octav-Ausgabe.	2	—
—	Romanzero. Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden mit Goldſchnitt.	2	15
—	der Salon. Vier Theile	6	20
—	die romantiſche Schule	2	—
—	Tragödien, nebſt einem lyriſchen Intermezzo.	1	7½
—	über den Adel.	—	25
—	über Ludwig Börne.	2	—
—	über den Denuncianten	—	7½
—	franzöſiſche Zuſtände.	2	—
—	Portrait. In groß Folio	1	15
Waldau, Max.	Canzonen. Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden mit Goldſchnitt.	—	20
—	Cordula. Graubündner Sage. Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden mit Goldſchnitt.	1	22½
—	O dieſe Zeit! Canzone. Miniatur-Ausgabe.	—	15
—	Ueberſetzung von Silvio Pellico's Franceska von Rimini. Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden mit Goldſchnitt.	—	25

Die

Harzreiſe

von

Heinrich Heine.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1853.

Goc 1133

Die Harzreiſe.

Nichts iſt dauernd, als der Wechſel; nichts beſtändig, als der Tod. Jeder Schlag des Herzens ſchlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunſt wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur verſagt: eine goldene Zeit, die nicht roſtet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloſes Glück und ewige Jugend.

Börne.

Schwarze Röcke, ſeid'ne Strümpfe,
Weiße, höfliche Manſchetten,
Sanfte Reden, Embraſſiren —
Ach, wenn ſie nur Herzen hätten!

Herzen in der Bruſt, und Liebe,
Warme Liebe in dem Herzen —
Ach, mich tödtet ihr Geſinge
Von erlog'nen Liebesſchmerzen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die frommen Hütten ſtehen,
Wo die Bruſt ſich frei erſchließet,
Und die freien Lüfte wehen.

Auf die Berge will ich ſteigen,
Wo die dunklen Tannen ragen,
Bäche rauſchen, Vögel ſingen,
Und die ſtolzen Wolken jagen.

Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren! Glatte Frauen!
Auf die Berge will ich ſteigen,
Lachend auf euch niederſchauen.

Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würſte und Univerſität, gehört dem Könige von Hannover, und enthält 999 Feuerſtellen, diverſe Kirchen, eine Entbindungsanſtalt, eine Sternwarte, einen Carcer, eine Bibliothek und einen Rathskeller, wo das Bier ſehr gut iſt. Der vorbeifließende Bach heißt „die Leine," und dient des Sommers zum Baden; das Waſſer iſt ſehr kalt und an einigen Orten ſo breit, daß Lüder wirklich einen großen Anlauf nehmen mußte, als er hinüber ſprang. Die Stadt ſelbſt iſt ſchön, und gefällt einem am beſten, wenn man ſie mit dem Rücken anſieht. Sie muß ſchon ſehr lange ſtehen; denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatriculirt und bald darauf conſiliirt wurde, hatte ſie ſchon daſſelbe graue, altkluge Anſehen, und war ſchon vollſtändig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Diſſertationen, Theedanſants, Wäſcherinnen, Compendien, Taubenbraten, Guelfenorden, Promotionskutſchen, Pfeifenköpfen, Hofräthen, Juſtizräthen, Relegationsräthen, Profaxen und anderen Faxen. Einige behaupten ſogar, die Stadt ſei zur Zeit der Völkerwanderung erbaut worden, jeder deutſche Stamm habe damals ein ungebundenes Exemplar ſeiner Mitglieder darin zurückgelaſſen, und davon ſtammten all die Vandalen, Frieſen, Schwaben, Teutonen, Sachſen, Thüringer u. ſ. w., die noch heut zu Tage in Göttingen, hordenweis, und geſchieden durch Farben der Mützen und der Pfeifenquäſte, über die Weenderſtraße einherziehen, auf den blutigen Wahlſtätten der Raſenmühle, des Ritſchenkrugs und Bovdens ſich ewig unter einander herumſchlagen, in Sitten und Gebräuchen noch immer wie zur Zeit der Völkerwanderung dahinleben, und theils durch ihre Duces, welche Haupthähne heißen, theils durch ihr uraltes Geſetzbuch, welches Comment heißt und in den legibus barbarorum eine Stelle verdient, regiert werden.

Im Allgemeinen werden die Bewohner Göttingens eingetheilt in Studenten, Profeſſoren, Philiſter und Vieh; welche vier Stände doch nichts weniger als ſtreng geſchieden ſind. Der Viehſtand iſt der bedeutendſte. Die Namen aller Studenten und aller ordentlichen und unordentlichen Profeſſoren hier herzuzählen, wäre zu weitläufig; auch ſind mir in dieſem Augenblick nicht alle Studentennamen im Gedächtniſſe, und unter den Profeſſeren ſind manche, die noch gar keinen Namen haben. Die Zahl der Göttinger Philiſter muß ſehr groß ſein, wie Sand, oder beſſer geſagt, wie Koth am Meer; wahrlich, wenn ich ſie des Morgens, mit ihren ſchmutzigen Geſichtern und weißen Rechnungen, vor den Pforten des akademiſchen Gerichtes aufgepflanzt ſah, ſo mochte ich kaum begreifen, wie Gott nur ſo viel Lumpenpack erſchaffen konnte.

Ausführlicheres über die Stadt Göttingen läßt ſich ſehr bequem nachleſen in der Topographie derſelben von K. F. H. Marr. Obzwar ich gegen den Verfaſſer, der mein Arzt war und mir viel Liebes erzeigte, die heiligſten Verpflichtungen hege, ſo kann ich doch ſein Werk nicht unbedingt empfehlen, und ich muß tadeln, daß er jener falſchen Meinung, als hätten die Göttingerinnen allzugroße Füße, nicht ſtreng genug widerſpricht. Ja, ich habe mich ſogar ſeit Jahr und Tag mit einer ernſten Widerlegung dieſer Meinung beſchäftigt, ich habe deshalb vergleichende Anatomie gehört, die ſeltenſten Werke auf der Bibliothek excerpirt, auf der Weenderſtraße ſtundenlang die Füße der vorübergehenden Damen ſtudirt; und in der grundgelehrten Abhandlung, ſo die Reſultate dieſer Studien enthalten wird, ſpreche ich 1) von den Füßen überhaupt, 2) von den Füßen bei den Alten, 3) von den Füßen der Elephanten, 4) von den Füßen der Göttingerinnen, 5) ſtelle ich Alles zuſammen, was über dieſe Füße auf Ullrich's Garten ſchon geſagt worden, 6) betrachte ich dieſe Füße in ihrem Zuſammenhang, und verbreite mich bei dieſer Gelegenheit auch über Waden, Knie u. ſ. w., und endlich 7), wenn ich nur ſo großes Papier auftreiben kann, füge ich noch hinzu einige Kupfertafeln mit dem Facſimile göttingiſcher Damenfüße. —

Es war noch ſehr früh, als ich Göttingen verließ, und der gelehrte ** lag gewiß noch im Bette und träumte wie gewöhnlich: er wandle in einem ſchönen Garten, auf deſſen Beeten lauter weiße, mit Citaten beſchriebene Papierchen wachſen, die im Sonnenlichte lieblich glänzen, und von denen er hier und da mehrere pflückt, und mühſam in ein neues Beet verpflanzt, während die Nachtigallen mit ihren ſüßeſten Tönen ſein altes Herz erfreuen.

Vor dem Weender Thore begegneten mir zwei eingeborne kleine Schulknaben, wovon der Eine zum Andern ſagte: „Mit dem Theodor will ich gar nicht mehr umgehen, er iſt ein Lumpenkerl, denn geſtern wußte er nicht mal wie der Genitiv von Mensa heißt.“ So unbedeutend dieſe Worte klingen, ſo muß ich ſie doch wieder erzählen, ja, ich möchte ſie als Stadt=Motto gleich auf das Thor ſchreiben laſſen; denn die Jungen piepen, wie die Alten pfeifen, und jene Worte bezeichnen ganz den engen, trocknen Notizenſtolz der hochgelahrten Georgia Auguſta.

Auf der Chauſſee wehte friſche Morgenluft, und die Vögel ſangen gar freudig, und auch mir wurde allmählich wieder friſch und freudig zu Muthe. Eine ſolche Erquickung that Noth. Ich war die letzte Zeit nicht aus dem Pandektenſtall herausgekommen, römiſche Caſuiſten hatten mir den Geiſt wie mit einem grauen Spinnweb überzogen, mein Herz war wie eingeklemmt zwiſchen den eiſernen Paragraphen ſelbſtſüchtiger Rechtsſyſteme, beſtändig klang es mir noch in den Ohren wie „Tribonian, Juſtinian, Hermogenian und Dummerjahn," und ein zärtliches Liebespaar, das unter einem Baume ſaß, hielt ich gar für eine Corpusjuris-Ausgabe mit verſchlungenen Händen. Auf der Landſtraße fing es an lebendig zu werden. Milchmädchen zogen vorüber; auch Eſeltreiber mit ihren grauen Zöglingen. Hinter Weende begegneten mir der Schäfer und Doris. Dieſes iſt nicht das idylliſche Paar, wovon Geßner ſingt, ſondern es ſind wohlbeſtallte Univerſitätspedelle, die wachſam aufpaſſen müſſen, daß ſich keine Studenten in Bovden duelliren, und daß keine neue Ideen, die noch immer einige Decennien vor Göttingen Quarantaine halten müſſen, von einem ſpeculirenden Privatdocenten eingeſchmuggelt werden. Schäfer grüßte mich ſehr collegialiſch; denn er iſt ebenfalls Schriftſteller, und hat meiner in ſeinen halbjährigen Schriften oft erwähnt; wie er mich denn auch außerdem oft citirt hat, und, wenn er mich nicht zu Hauſe fand, immer ſo gütig war, die Citation mit Kreide auf meine Stubenthür zu ſchreiben. Dann und wann rollte auch ein Einſpänner vorüber, wohlbepackt mit Studenten, die für die Ferienzeit, oder auch für immer wegreiſten. In ſolch einer Univerſitätsſtadt iſt ein beſtändiges Kommen und Abgehen, alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration, das iſt ein ewiger Menſchenſtrom, wo eine Semeſterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Profeſſoren bleiben ſtehen in dieſer allgemeinen Bewegung, unerſchütterlich feſt, gleich den Pyramiden Aegyptens — nur daß in dieſen Univerſitätspyramiden keine Weisheit verborgen iſt.

Aus den Myrtenlauben bei Rauſchenwaſſer ſah ich zwei hoffnungsvolle Jünglinge hervorreiten. Ein Weibsbild, das dort ſein horizontales Handwerk treibt, gab ihnen bis auf die Landſtraße das Geleit, klätſchelte mit geübter Hand die mageren Schenkel der Pferde, lachte laut auf, als der eine Reiter ihr hinten, auf die breite Spontaneität einige Galanterien mit der Peitſche überlangte, und ſchob ſich alsdann gen Bovden. Die Jünglinge aber jagten nach Nörten, und johlten gar geiſtreich, und ſangen gar lieblich das Roſſini'ſche Lied: „Trink Bier, liebe, liebe Liſe!“ Dieſe Töne hörte ich noch lange in der Ferne; doch die holden Sänger ſelbſt verlor ich bald völlig aus dem Geſichte, ſintemal ſie ihre Pferde, die im Grunde einen deutſch langſamen Charakter zu haben ſchienen, gar entſetzlich anſpornten und vorwärtspeitſchten. Nirgends wird die Pferdeſchinderei ſtärker getrieben als in Göttingen, und oft, wenn ich ſah, wie ſolch eine ſchweißtriefende, lahme Kracke, für das bischen Lebensfutter, von unſern Rauſchenwaſſerrittern abgequält ward, oder wol gar 'nen ganzen Wagen voll Studenten fortziehen mußte, ſo dachte ich auch: „O du armes Thier, gewiß haben deine Vorältern im Paradieſe verbotenen Hafer gefreſſen!“

Im Wirthshauſe zu Nörten traf ich die beiden Jünglinge wieder. Der eine verzehrte einen Heringſalat, und der andere unterhielt ſich mit der gelbledernen Magd, Fuſia Canina, auch Trittvogel genannt. Er ſagte ihr einige Anſtändigkeiten, und am Ende wurden ſie Hand-gemein. Um meinen Ranzen zu erleichtern, nahm ich die eingepackten blauen Hoſen, die in geſchichtlicher Hinſicht ſehr merkwürdig ſind, wieder heraus und ſchenkte ſie dem kleinen Kellner, den man Colibri nennt. Die Buſſenia, die alte Wirthin, brachte mir unterdeſſen ein Butterbrod, und beklagte ſich, daß ich ſie jetzt ſo ſelten beſuche; denn ſie liebt mich ſehr.

Hinter Nörten ſtand die Sonne hoch und glänzend am Himmel. Sie meinte es recht ehrlich mit mir und erwärmte mein Haupt, daß alle unreife Gedanken darin zur Vollreife kamen. Die liebe Wirthshausſonne in Nordheim iſt auch nicht zu verachten; ich kehrte hier ein und fand das Mittageſſen ſchon fertig. Alle Gerichte waren ſchmackhaft zubereitet, und wollten mir beſſer behagen, als die abgeſchmackten akademiſchen Gerichte, die ſalzloſen, ledernen Stockfiſche mit ihrem alten Kohl, die mir in Göttingen vorgeſetzt wurden.

Nachdem ich meinen Magen etwas beſchwichtigt hatte, bemerkte ich in derſelben Wirthsſtube einen Herrn mit zwei Damen, die im Begriff waren abzureiſen. Dieſer Herr war ganz grün gekleidet, trug ſogar eine grüne Brille, die auf ſeine rothe Kupfernaſe einen Schein wie Grünſpan warf, und ſah aus, wie der König Nebukadnezar in ſeinen ſpätern Jahren ausgeſehen hat, als er, der Sage nach, gleich einem Thiere des Waldes, nichts als Salat aß. Der Grüne wünſchte, daß ich ihm ein Hotel in Göttingen empfehlen möchte, und ich rieth ihm, dort von dem erſten beſten Studenten das Hotel de Brühbach zu erfragen. Die eine Dame war die Frau Gemahlin, eine gar große, weitläufige Dame, ein rothes Quadratmeilen-Geſicht mit Grübchen in den Wangen, die wie Spucknäpfe für Liebesgötter ausſahen, ein langfleiſchig herabhängendes Unterkinn, das eine ſchlechte Fortſetzung des Geſichtes zu ſein ſchien, und ein hochaufgeſtapelter Buſen, der mit ſteifen Spitzen und vielzackig feſtonirten Krägen, wie mit Thürmchen und Baſtionen umbaut war, und einer Feſtung glich, die gewiß eben ſo wenig wie jene andern Feſtungen, von denen Philipp von Macedonien ſpricht, einem mit Gold beladenen Eſel widerſtehen würde. Die andere Dame, die Frau Schweſter, bildete ganz den Gegenſatz der eben beſchriebenen. Stammte jene von Pharaos fetten Kühen, ſo ſtammte dieſe von den magern. Das Geſicht nur ein Mund zwiſchen zwei Ohren, die Bruſt troſtlos öde, wie die Lüneburger Heide; die ganze ausgekochte Geſtalt glich einem Freitiſch für arme Theologen. Beide Damen fragten mich zu gleicher Zeit: ob im Hotel de Brühbach auch ordentliche Leute logirten. Ich bejahte es mit gutem Gewiſſen, und als das holde Kleeblatt abfuhr, grüßte ich nochmals zum Fenſter hinaus. Der Sonnenwirth lächelte gar ſchlau und mochte wohl wiſſen, daß der Carcer von den Studenten in Göttingen Hotel de Brühbach genannt wird.

Hinter Nordheim wird es ſchon gebirgig und hier und da treten ſchöne Anhöhen hervor. Auf dem Wege traf ich meiſtens Krämer, die nach der Braunſchweiger Meſſe zogen, auch einen Schwarm Frauenzimmer, deren jede ein großes, faſt häuſerhohes, mit weißem Leinen überzogenes Behältniß auf dem Rücken trug. Darin ſaßen allerlei eingefangene Singvögel, die beſtändig piepſten und zwitſcherten, während die Trägerinnen luſtig dahinhüpſten und ſchwatzten. Mir kam es gar närriſch vor, wie ſo ein Vogel den andern zu Markte trägt.

In pechdunkler Nacht kam ich an zu Oſterode. Es fehlte mir der Appetit zum Eſſen und ich legte mich gleich zu Bette. Ich war müde wie ein Hund und ſchlief wie ein Gott. Im Traume kam ich wieder nach Göttingen zurück, und zwar nach der dortigen Bibliothek. Ich ſtand in einer Ecke des juriſtiſchen Saals, durchſtöberte alte Diſſertationen, vertiefte mich im Leſen, und als ich aufhörte, bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß es Nacht war, und herabhängende Kryſtall-Leuchter den Saal erhellten. Die nahe Kirchenglocke ſchlug eben zwölf, die Saalthüre öffnete ſich langſam, und herein trat eine ſtolze, gigantiſche Frau, ehrfurchtsvoll begleitet von den Mitgliedern und Anhängern der juriſtiſchen Facultät. Das Rieſenweib, obgleich ſchon bejahrt, trug dennoch im Antlitz die Züge einer ſtrengen Schönheit, jeder ihrer Blicke verrieth die hohe Titanin, die gewaltige Themis. Schwert und Wage hielt ſie nachläſſig zuſammen in der einen Hand, in der andern hielt ſie eine Pergamentrolle, zwei junge Doctores juris trugen die Schleppe ihres grau verblichenen Gewandes; an ihrer rechten Seite ſprang windig hin und her der dünne Hofrath Ruſticus, der Lykurg Hannovers, und declamirte aus ſeinem neuen Geſetzentwurf; an ihrer linken Seite humpelte, gar galant und wohlgelaunt, ihr Cavaliere servente, der geheime Juſtizrath Cujacius, und riß beſtändig juriſtiſche Witze, und lachte ſelbſt darüber ſo herzlich, daß ſogar die ernſte Göttin ſich mehrmals lächelnd zu ihm herabbeugte, mit der großen Pergamentrolle ihm auf die Schulter klopfte, und freundlich flüſterte: „Kleiner, loſer Schalk, der die Bäume von oben herab beſchneidet!“ Jeder von den übrigen Herren trat jetzt ebenfalls näher, und hatte etwas hin zu bemerken und hin zu lächeln, etwa ein neu ergrübeltes Syſtemchen, oder Hypotheschen, oder ähnliches Mißgebürtchen des eigenen Köpfchens. Durch die geöffnete Saalthüre traten auch noch mehre fremde Herren herein, die ſich als die andern großen Männer des illuſtren Ordens kund gaben, meiſtens eckige, lauernde Geſellen, die mit breiter Selbſtzufriedenheit gleich drauf los definirten und diſtinguirten und über jedes Titelchen eines Pandektentitels disputirten. Und immer kamen noch neue Geſtalten herein, alte Rechtsgelehrte, in verſchollenen Trachten, mit weißen Allongeperrucken und längſt vergeſſenen Geſichtern, und ſehr erſtaunt, daß man ſie, die Hochberühmten des verfloſſenen Jahrhunderts, nicht ſonderlich regardirte; und dieſe ſtimmten nun ein, auf ihre Weiſe, in das allgemeine Schwatzen und Schrillen und Schreien, das, wie Meeresbrandung, immer verwirrter und lauter, die hohe Göttin umrauſchte, bis dieſe die Geduld verlor, und in einem Tone des entſetzlichſten Rieſenſchmerzes plötzlich aufſchrie: „Schweigt! ſchweigt! ich höre die Stimme des theuren Prometheus, die höhnende Kraft und die ſtumme Gewalt ſchmieden den Schuldloſen an den Marterfelſen, und all euer Geſchwätz und Gezänke kann nicht ſeine Wunden kühlen und ſeine Feſſeln zerbrechen!“ So rief die Göttin, und Thränenbäche ſtürzten aus ihren Augen, die ganze Verſammlung heulte wie von Todesangſt ergriffen, die Decke des Saales krachte, die Bücher taumelten herab von ihren Brettern, vergebens trat der alte Münchhauſen aus ſeinem Rahmen hervor, um Ruhe zu gebieten, es tobte und kreiſchte immer wilder, — und fort aus dieſem drängenden Tollhauslärm rettete ich mich in den hiſtoriſchen Saal, nach jener Gnadenſtelle, wo die heiligen Bilder des belvederiſchen Apoll's und der mediceiſchen Venus neben einander ſtehen, und ich ſtürzte zu den Füßen der Schönheitsgöttin, in ihrem Anblick vergaß ich all das wüſte Treiben, dem ich entronnen, meine Augen tranken entzückt das Ebenmaß und die ewige Lieblichkeit ihres hochgebenedeiten Leibes, griechiſche Ruhe zog durch meine Seele, und über mein Haupt, wie himmliſchen Segen, goß ſeine ſüßeſten Lyraklänge Phöbus Apollo.

Erwachend hörte ich noch immer ein freundliches Klingen. Die Heerden zogen auf die Weide und es läuteten ihre Glöckchen. Die liebe, goldene Sonne ſchien durch das Fenſter und beleuchtete die Schildereien an den Wänden des Zimmers. Es waren Bilder aus dem Befreiungskriege, worauf treu dargeſtellt ſtand, wie wir alle Helden waren, dann auch Hinrichtungs-Scenen aus der Revolutionszeit, Ludwig XVI. auf der Guillotine, und ähnliche Kopfabſchneidereien, die man gar nicht anſehen kann, ohne Gott zu danken, daß man ruhig im Bette liegt, und guten

Kaffee trinkt und den Kopf noch ſo recht comfortabel auf den Schultern ſitzen hat.

Nachdem ich Kaffee getrunken, mich angezogen, die Inſchriften auf den Fenſterſcheiben geleſen, und alles im Wirthshauſe berichtigt hatte, verließ ich Oſterode.

Dieſe Stadt hat ſo und ſo viele Häuſer, verſchiedene Einwohner, worunter auch mehrere Seelen, wie in Gottſchalk's „Taſchenbuch für Harzreiſende" genauer nachzuleſen iſt. Ehe ich die Landſtraße einſchlug, beſtieg ich die Trümmer der uralten Oſteroder Burg. Sie beſtehen nur noch aus der Hälfte eines großen, dickmaurigen, wie von Krebsſchäden angefreſſenen Thurms. Der Weg nach Clausthal führte mich wieder bergauf, und von einer der erſten Höhen ſchaute ich nochmals hinab in das Thal, wo Oſterode mit ſeinen rothen Dächern aus den grünen Tannenwäldern hervor guckt, wie eine Moosroſe. Die Sonne gab eine gar liebe, kindliche Beleuchtung. Von der erhaltenen Thurmhälfte erblickt man hier die imponirende Rückſeite.

Nachdem ich eine Strecke gewandert, traf ich zuſammen mit einem reiſenden Handwerksburſchen, der von Braunſchweig kam und mir als ein dortiges Gerücht erzählte: der junge Herzog ſei auf dem Wege nach dem gelobten Lande von den Türken gefangen worden, und könne nur gegen ein großes Löſegeld frei kommen. Die große Reiſe des Herzogs mag dieſe Sage veranlaßt haben. Das Volk hat noch immer den traditionell fabelhaften Ideengang, der ſich ſo lieblich ausſpricht in ſeinem „Herzog Ernſt.“ Der Erzähler jener Neuigkeit war ein Schneidergeſell, ein niedlicher, kleiner junger Menſch, ſo dünn, daß die Sterne durchſchimmern konnten, wie durch Oſſian's Nebelgeiſter, und im Ganzen eine volksthümlich barocke Miſchung von Laune und Wehmuth. Dieſes äußerte ſich beſonders in der drollig rührenden Weiſe, womit er das wunderbare Volkslied ſang:

„Ein Käfer auf dem Zaune ſaß, ſumm, ſumm!“ Das iſt ſchön bei uns Deutſchen; Keiner iſt ſo verrückt, daß er nicht einen noch Verrückteren fände, der ihn verſteht. Nur ein Deutſcher kann jenes Lied nachempfinden, und ſich dabei todtlachen und todtweinen. Wie tief das Goethe'ſche Wort in's Leben des Volks gedrungen, bemerkte ich auch hier. Mein dünner Weggenoſſe trillerte ebenfalls zuweilen vor ſich hin: „Leidvoll und freudvoll, Gedanken ſind frei!“ Solche Corruption des Textes iſt bei'm Volke etwas Gewöhnliches. Er ſang auch ein Lied, wo „Lottchen bei dem Grabe ihres Werthers“ trauert. Der Schneider zerfloß vor Sentimentalität bei den Worten: „Einſam wein' ich an der Roſenſtelle, wo uns oft der ſpäte Mond belauſcht! Jammernd irr' ich an der Silberquelle, die uns lieblich Wonne zugerauſcht.“ Aber bald darauf ging er in Muthwillen über, und erzählte mir: „Wir haben einen Preußen in der Herberge zu Caſſel, der eben ſolche Lieder ſelbſt macht; er kann keinen ſeligen Stich nähen; hat er einen Groſchen in der Taſche, ſo hat er für zwei Groſchen Durſt, und wenn er im Thran iſt, hält er den Himmel für ein blaues Camiſol, und weint wie eine Dachtrauſe, und ſingt ein Lied mit der doppelten Poeſie!“ Von letzterem Ausdruck wünſchte ich eine Erklärung, aber mein Schneiderlein, mit ſeinen Ziegenhainer Beinchen, hüpfte hin und her und rief beſtändig: „Die doppelte Poeſie iſt die doppelte Poeſie!“ Endlich brachte ich es heraus, daß er doppelt gereimte Gedichte, namentlich Stanzen im Sinne hatte. — Unterdeß durch die große Bewegung und durch den contraiten Wind, war der Ritter von der Nadel ſehr müde geworden. Er machte freilich noch einige große Anſtalten zum Gehen und bramarbaſirte: „Jetzt will ich den Weg zwiſchen die Beine nehmen!“ doch bald klagte er, daß er ſich Blaſen unter die Füße gegangen, und die Welt viel zu weitläufig ſei; und endlich, bei einem Baumſtamme, ließ er ſich ſachte niederſinken, bewegte ſein zartes Häuptlein wie ein betrübtes Lämmerſchwänzchen, und wehmüthig lächelnd rief er: „Da bin ich armes Schindluderchen ſchon wieder marode!“

Die Berge wurden hier noch ſteiler, die Tannenwälder wogten unten wie ein grünes Meer, und am blauen Himmel oben ſchifften die weißen Wolken. Die Wildheit der Gegend war durch ihre Einheit und Einfachheit gleichſam gezähmt. Wie ein guter Dichter, liebt die Natur keine ſchroffen Uebergänge. Die Wolken, ſo bizarr geſtaltet ſie auch bisweilen erſcheinen, tragen ein weißes, oder doch ein mildes, mit dem blauen Himmel und der grünen Erde harmoniſch correſpondirendes Colorit, ſo daß alle Farben einer Gegend wie leiſe Muſik in einander ſchmelzen, und jeder Naturanblick krampfſtillend und gemüthberuhigend wirkt. — Der ſelige Hoffmann würde die Wolken buntſcheckig bemalt haben. — Eben wie ein großer Dichter, weiß die Natur auch mit den wenigſten Mitteln die größten Effecte hervorzubringen. Da ſind nur eine Sonne, Bäume, Blumen, Waſſer und Liebe. Freilich, fehlt letztere im Herzen des Beſchauers, ſo mag das Ganze wol einen ſchlechten Anblick gewähren, und die Sonne hat dann blos ſo und ſo viel Meilen im Durchmeſſer, und die Bäume ſind gut zum Einheizen, und die Blumen werden nach den Staubfäden claſſificirt, und das Waſſer iſt naß.

Ein kleiner Junge, der für ſeinen kranken Oheim im Walde Reiſig ſuchte, zeigte mir das Dorf Lerrbach, deſſen kleine Hütten, mit grauen Dächern, ſich über eine halbe Stunde durch das Thal hinziehen. „Dort,“ ſagte er, „wohnen dumme Kropfleute und weiße Mohren,“ — mit letzterem Namen werden die Albinos vom Volke benannt. Der kleine Junge ſtand mit den Bäumen in gar eigenem Einverſtändniß; er grüßte ſie wie gute Bekannte, und ſie ſchienen rauſchend ſeinen Gruß zu erwiedern. Er pfiff wie ein Zeiſig, ringsum antworteten zwitſchernd die andern Vögel, und ehe ich mich deſſen verſah, war er mit ſeinen nackten Füßchen und ſeinem Bündel Reiſig in's Walddickicht fortgeſprungen. Die Kinder, dacht' ich, ſind jünger als wir, können ſich noch erinnern, wie ſie ebenfalls Bäume und Vögel waren, und ſind alſo noch im Stande, dieſelben zu verſtehen; unſereins aber iſt ſchon alt und hat zu viel Sorgen, Jurisprudenz und ſchlechte Verſe im Kopf. Jene Zeit, wo es anders war, trat mir bei meinem Eintritt in Clausthal wieder recht lebhaft in's Gedächtniß. In dieſes nette Bergſtädtchen, welches man nicht früher erblickt, als bis man davor ſteht, gelangte ich, als eben die Glocke zwölf ſchlug und die Kinder jubelnd aus der Schule kamen. Die lieben Knaben, faſt alle rothbäckig, blauäugig und flachshaarig, ſprangen und jauchzten, und weckten in mir die wehmüthig heitere Erinnerung, wie ich einſt ſelbſt, als ein kleines Bübchen, in einer dumpfkatholiſchen Kloſterſchule zu Düſſeldorf den ganzen lieben Vormittag von der hölzernen Bank nicht aufſtehen durfte, und ſo viel Latein, Prügel und Geographie ausſtehen mußte, und dann ebenfalls unmäßig jauchzte und jubelte, wenn die alte Franciscanerglocke endlich zwölf ſchlug. Die Kinder ſahen an meinem Ranzen, daß ich ein Fremder ſei, und grüßten mich recht gaſtfreundlich. Einer der Knaben erzählte mir, ſie hätten eben Religionsunterricht gehabt, und er zeigte mir den Königl. Hannov. Katechismus, nach welchem man ihnen das Chriſtenthum abfragt. Dieſes Büchlein war ſehr ſchlecht gedruckt, und ich fürchte, die Glaubenslehren machen dadurch ſchon gleich einen unfreundlich löſchpapierigen Eindruck auf die Gemüther der Kinder; wie es mir denn auch erſchrecklich mißfiel, daß das Einmal-Eins, welches doch mit der heiligen Dreiheitslehre bedenklich collidirt, im Katechismus ſelbſt, und zwar auf dem letzten Blatte deſſelben, abgedruckt iſt, und die Kinder dadurch ſchon frühzeitig zu ſündhaften Zweifeln verleitet werden können. Da ſind wir im Preußiſchen viel klüger, und bei unſerem Eifer zur Bekehrung jener Leute, die ſich ſo gut auf's Rechnen verſtehen, hüten wir uns wohl, das Ein-mal-Eins hinter dem Katechismus abdrucken zu laſſen.

In der „Krone" zu Clausthal hielt ich Mittag. Ich bekam frühlingsgrüne Peterſilienſuppe, veilchenblauen Kohl, einen Kalbsbraten, groß wie der Chimboraſſo in Miniatur, ſo wie auch eine Art geräucherter Heringe, die Bücking heißen, nach dem Namen ihres Erfinders, Wilhelm Bücking, der 1447 geſtorben, und um jener Erfindung willen von Carl V. ſo verehrt wurde, daß derſelbe anno 1556 von Middelburg nach Bierlied in Seeland reiſte, blos um dort das Grab dieſes großen Mannes zu ſehen. Wie herrlich ſchmeckt doch ſolch ein Gericht, wenn man die hiſtoriſchen Notizen dazu weiß und es ſelbſt verzehrt! Nur der

Kaffee nach Tiſche wurde mir verleidet, indem ſich ein junger Menſch discurſirend zu mir ſetzte und ſo entſetzlich ſchwadronirte, daß die Milch auf dem Tiſche ſauer wurde. Es war ein junger Handlungsbefliſſener mit fünf und zwanzig bunten Weſten und eben ſo viel goldenen Petſchaften, Ringen, Bruſtnadeln u. ſ. w. Er ſah aus wie ein Affe, der eine rothe Jacke angezogen hat und nun zu ſich ſelber ſagt: Kleider machen Leute. Eine ganze Menge Charaden wußte er auswendig, ſo wie auch Anekdoten, die er immer da anbrachte, wo ſie am wenigſten paßten. Er fragte mich, was es in Göttingen Neues gäbe, und ich erzählte ihm: daß vor meiner Abreiſe von dort ein Decret des akademiſchen Senats erſchienen, worin bei drei Thaler Strafe verboten wird, den Hunden die Schwänze abzuſchneiden, indem die tollen Hunde in den Hundstagen die Schwänze zwiſchen den Beinen tragen, und man ſie dadurch von den Nichttollen unterſcheidet, was doch nicht geſchehen könnte, wenn ſie gar keine Schwänze haben. — Nach Tiſche machte ich mich auf den Weg, die Gruben, die Silberhütten und die Münze zu beſuchen.

In den Silberhütten habe ich, wie oft im Leben, den Silberblick verfehlt. In der Münze traf ich es ſchon beſſer, und konnte zuſehen, wie das Geld gemacht wird. Freilich, weiter hab' ich es auch nie bringen können. Ich hatte bei ſolcher Gelegenheit immer das Zuſehen, und ich glaube, wenn mal die Thaler vom Himmel herunter regneten, ſo bekäme ich davon nur Löcher in den Kopf, während die Kinder Iſrael die ſilberne Manna mit luſtigem Muthe einſammeln würden. Mit einem Gefühle, worin gar komiſch Ehrfurcht und Rührung gemiſcht waren, betrachtete ich die neugebornen, blanken Thaler, nahm einen, der eben vom Prägſtocke kam, in die Hand, und ſprach zu ihm: junger Thaler! welche Schickſale erwarten dich! wie viel Gutes und wie viel

Böſes wirſt du ſtiften! wie wirſt du das Laſter beſchützen und die Tugend ſticken, wie wirſt du geliebt und dann wieder verwünſcht werden! wie wirſt du ſchwelgen, kuppeln, lügen und morden helfen! wie wirſt du raſtlos umherirren, durch reine und ſchmutzige Hände, jahrhundertelang, bis du endlich, ſchuldbeladen und ſündenmüd, verſammelt wirſt zu den Deinigen im Schooße Abraham's, der dich einſchmilzt und läutert und umbildet zu einem neuen beſſeren Sein.

Das Befahren der zwei vorzüglichſten Clausthaler Gruben, der „Dorothea" und „Carolina," fand ich ſehr intereſſant und ich muß ausführlich davon erzählen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwei großen ſchwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Dieſe tragen dunkle, gewöhnlich ſtahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hoſen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgekappter Kegel. In eine ſolche Tracht, blos ohne Hinterleder, wird der Beſuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er ſein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Oeffnung, die wie ein Kaminfegeloch ausſieht, ſteigt bis an die Bruſt hinab, giebt Regeln, wie man ſich an den Leitern feſtzuhalten habe, und bittet angſtlos zu folgen. Die Sache ſelbſt iſt nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergwerksweſen verſteht. Es giebt ſchon eine eigene Empfindung, daß man ſich ausziehen und die dunkle Delinquententracht anziehen muß. Und nun ſoll man auf allen Vieren hinab klettern, und das dunkle Loch iſt ſo dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter ſein mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige, in die ſchwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter iſt, ſondern daß es mehrere von funfzehn bis zwanzig Sproſſen ſind, deren jede auf ein kleines Brett leitet, worauf man ſtehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinabführt. Ich war zuerſt in die Carolina geſtiegen. Das iſt die ſchmutzigſte und unerfreulichſte Carolina, die ich je kennen gelernt habe. Die Leiterſproſſen ſind kothig naß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieſer betheuert immer: es ſei gar nicht gefährlich, nur müſſe man ſich mit den Händen feſt an den Sproſſen halten, und nicht nach den Füßen ſehen, und nicht ſchwindlig werden, und nur bei Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das ſchnurrende Tonnenſeil heraufgeht, und wo vor vierzehn Tagen ein unvorſichtiger Menſch hinunter geſtürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten iſt ein verworrenes Rauſchen und Summen, man ſtößt beſtändig an Balken und Seile, die in Bewegung ſind, um die Tonnen mit geklopften Erzen, oder das hervorgeſinterte Waſſer herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachſen ſieht, und wo der einſame Bergmann den ganzen Tag ſitzt und mühſam mit dem Hammer die Erzſtücke aus der Wand heraus klopft. Bis in die unterſte Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, ſchon hören kann, wie die Leute in Amerika „Hurrah Lafayette!“ ſchreien, bin ich nicht gekommen; unter uns geſagt, dort, bis wohin ich kam, ſchien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Brauſen und Sauſen, unheimliche Maſchinenbewegung, unterirdiſches Quellengerieſel, von allen Seiten herabtrieſendes Waſſer, qualmig aufſteigende Erddünſte, und das Grubenlicht immer bleicher hinein flimmernd in die einſame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Athmen wurde mir ſchwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitſcherigen Leiterſproſſen. Ich habe keinen Anflug von ſogenannter Angſt empfunden, aber, ſeltſam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahre, ungefähr um dieſelbe Zeit, einen Sturm auf der Nordſee erlebte, und ich meinte jetzt, es ſei doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und her ſchaukelt, die Winde ihre Trompeterſtückchen losblaſen, zwiſchen drein der luſtige Matroſenlärm erſchallt, und Alles friſch überſchauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft ſchnappend ſtieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen ſchmalen, ſehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier iſt es luftiger und friſcher, und die Leitern ſind reiner, aber auch länger und ſteiler als in der Carolina. Hier wurde mir ſchon beſſer zu Muthe, beſonders da ich wieder Spuren lebendiger Menſchen gewahrte. In der Tiefe zeigten ſich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählich in die Höhe mit dem Gruße „Glückauf!“ und mit demſelben Wiedergruß von unſerer Seite ſtiegen ſie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthſelhafte Erinnerung, trafen mich, mit ihren tiefſinnig klaren Blicken, die ernſtfrommen, etwas blaſſen, und vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Geſichter dieſer jungen und alten Männer, die in ihren dunkeln, einſamen Bergſchachten den ganzen Tag gearbeitet hatten, und ſich jetzt hinauf ſehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone ſelbſt war eine kreuzehrliche, pudeldeutſche Natur. Mit innerer Freudigkeit zeigte er mir jene Stelle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit ſeinem ganzen Gefolge geſpeiſt hat, und wo noch der lange hölzerne Speiſetiſch ſteht, ſo wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog geſeſſen. Dieſer bleibe zum ewigen Andenken ſtehen, ſagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er: wie viele Feſtlichkeiten damals ſtattgefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert geweſen, wie ein Bergknappe die Cither geſpielt und geſungen, wie der vergnügte, liebe, dicke Herzog ſehr viele Geſundheiten ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute und er ſelbſt ganz beſonders, ſich gern würden todt ſchlagen laſſen für den lieben, dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich ſehe, wie ſich dieſes Gefühl der Unterthanstreue in ſeinen einfachen Naturlauten ausſpricht. Es iſt ein ſo ſchönes Gefühl! Und es iſt ein ſo wahrhaft deutſches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter ſein, und witziger und ergötzlicher, aber keines iſt ſo treu, wie das treue deutſche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue ſo alt iſt wie die Welt, ſo würde ich glauben, ein deutſches Herz habe ſie erfunden. Deutſche Treue! ſie iſt keine moderne

Adreſſenfloskel. An Euren Höfen, Ihr deutſchen Fürſten, ſollte man ſingen und wieder ſingen das Lied von dem getreuen Eckart und dem böſen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten laſſen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueſte Volk, und Ihr irrt, wenn ihr glaubt, der alte, verſtändige, treue Hund ſei plötzlich toll geworden, und ſchnappe nach Euren geheiligten Waden.

Wie die deutſche Treue, hatte uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Geflacker, ſtill und ſicher geleitet durch das Labyrinth der Schachten und Stollen; wir ſtiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht ſtrahlt' — Glück auf!

Die meiſten Bergarbeiter wohnen in Clausthal und in dem damit verbundenen Bergſtädtchen Zellerfeld. Ich beſuchte mehrere dieſer wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die ſie mit der Cither, ihrem Lieblingsinſtrumente, gar hübſch begleiten, ließ mir alte Bergmärchen von ihnen erzählen, und auch die Gebete herſagen, die ſie in Gemeinſchaft zu halten pflegen, ehe ſie in den dunkeln Schacht hinunter ſteigen, und manches gute Gebet habe ich mit gebetet. Ein alter Steiger meinte ſogar, ich ſollte bei ihnen bleiben und Bergmann werden; und als ich dennoch Abſchied nahm, gab er mir einen Auftrag an ſeinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küſſe für ſeine liebe Nichte.

So ſtillſtehend ruhig auch das Leben dieſer Leute erſcheint, ſo iſt es dennoch ein wahrhaftes, lebendiges Leben. Die ſteinalte, zitternde Frau, die, dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen ſaß, mag dort ſchon ein Vierteljahrhundert lang geſeſſen haben, und ihr Denken und Fühlen iſt gewiß innig verwachſen mit allen Ecken dieſes Ofens und allen Schnitzeleien dieſes Schrankes.

Und Schrank und Ofen leben, denn ein Menſch hat ihnen einen Theil ſeiner Seele eingeflößt.

Nur durch ſolch tiefes Anſchauungsleben, durch die „Unmittelbarkeit“ entſtand die deutſche Märchenfabel, deren Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß nicht nur die Thiere und Pflanzen, ſondern auch ganz leblos ſcheinende Gegenſtände ſprechen und handeln. Sinnigem, harmloſen Volke, in der ſtillen, umfriedeten Heimlichkeit ſeiner niedern Berg- oder Waldhütten offenbarte ſich das innere Leben ſolcher Gegenſtände, dieſe gewannen einen nothwendigen, conſequenten Charakter, eine ſüße Miſchung von phantaſtiſcher Laune und rein menſchlicher Geſinnung; und ſo ſehen wir im Märchen, wunderbar und doch als wenn es ſich von ſelbſt verſtände: Nähnadel und Stecknadel kommen von der Schneiderherberge, und verirren ſich im Dunkeln; Strohhalm und Kohle wollen über den Bach ſetzen und verunglücken; Schippe und Beſen ſtehen auf der Treppe und zanken und ſchmeißen ſich;

der befragte Spiegel zeigt das Bild der ſchönſten Frau; ſogar die Blutstropfen fangen an zu ſprechen, lange, dunkle Worte des beſorglichſten Mitleids. — Aus demſelben Grunde iſt unſer Leben in der Kindheit ſo unendlich bedeutend, in jener Zeit iſt uns Alles gleich wichtig, wir hören Alles, wir ſehen Alles, bei allen Eindrücken iſt Gleichmäßigkeit, ſtatt daß wir ſpäterhin abſichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausſchließlicher beſchäftigen, das klare Gold der Anſchauung für das Papiergeld der Bücherdefinitionen mühſam einwechſeln, und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren. Jetzt ſind wir ausgewachſene, vornehme Leute; wir beziehen oft neue Wohnungen, die Magd räumt täglich auf, und verändert nach Gutdünken die Stellung der Möbeln, die uns wenig intereſſiren, da ſie entweder neu ſind, oder heute dem Hans, morgen dem Jſaak gehören; ſelbſt unſere Kleider bleiben uns fremd, wir wiſſen kaum, wie viel Knöpfe an dem Rocke ſitzen, den wir eben jetzt auf dem Leibe tragen; wir wechſeln ja ſo oft als möglich mit Kleidungsſtücken, keines derſelben bleibt im Zuſammenhange mit unſerer inneren und äußeren Geſchichte; — kaum vermögen wir uns zu erinnern, wie jene braune Weſte ausſah, die uns einſt ſo viel Gelächter zugezogen hat, und auf deren breiten Streifen dennoch die liebe Hand der Geliebten ſo lieblich ruhte!

Die alte Frau, dem großen Schrank gegenüber, hinter'm Ofen, trug einen geblümten Rock von verſchollenem Zeuge, das Brautkleid ihrer ſeligen Mutter. Ihr Urenkel, ein als Bergmann gekleideter, blonder, blitzäugiger Knabe, ſaß zu ihren Füßen und zählte die Blumen ihres Rockes, und ſie mag ihm von dieſem Rocke wol ſchon viele Geſchichten erzählt haben, viele ernſthafte, hübſche Geſchichten, die der Junge gewiß nicht ſo bald vergißt, die ihm noch oft vorſchweben werden, wenn er bald, als ein erwachſener Mann, in den nächtlichen Stollen der Carolina einſam arbeitet, und die er vielleicht wieder erzählt, wenn die liebe Großmutter längſt todt iſt, und er ſelber, ein ſilberhaariger, erloſchener Greis, im Kreiſe ſeiner Enkel ſitzt, dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen.

Ich blieb die Nacht ebenfalls in der Krone, wo unterdeſſen auch der Hofrath B. aus Göttingen angekommen war. Ich hatte das Vergnügen, dem alten Herrn meine Aufwartung zu machen. Als ich mich in's Fremdenbuch einſchrieb und im Monat Juli blätterte, fand ich auch den vieltheuern Namen Adalbert von Chamiſſo, den Biographen des unſterblichen Schlemiehl. Der Wirth erzählte mir: dieſer Herr ſei in einem unbeſchreibbar ſchlechten Wetter angekommen, und in einem eben ſo ſchlechten Wetter wieder abgereiſt.

Den andern Morgen mußte ich meinen Ranzen nochmals erleichtern, das eingepackte Paar Stiefel warf ich über Bord, und ich hob auf meine Füße und ging nach Goslar. Ich kam dahin, ohne zu wiſſen wie. Nur ſoviel kann ich mich erinnern: ich ſchlenderte wieder bergauf, bergab; ſchaute hinunter in manches hübſche Wieſenthal; ſilberne Waſſer brauſten, ſüße Waldvögel zwitſcherten, die Heerdenglöckchen läuteten, die mannichfaltig grünen Bäume wurden von der lieben Sonne goldig angeſtrahlt, und oben war die blauſeidene Decke des Himmels ſo durchſichtig, daß man tief hinein ſchauen konnte, bis in's Allerheiligſte, wo die Engel zu den Füßen Gottes ſitzen, und in den Zügen ſeines Antlitzes den Generalbaß ſtudiren. Ich aber lebte noch in dem Traum der vorigen Nacht, den ich nicht aus meiner Seele verſcheuchen konnte. Es war das alte Märchen, wie ein Ritter hinab ſteigt in einen tiefen Brunnen, wo unten die ſchönſte Prinzeſſin zu einem ſtarren Zauberſchlafe verwünſcht iſt. Ich ſelbſt war der Ritter, und der Brunnen die dunkle Clausthaler Grube, und plötzlich erſchienen viele

Lichter, aus allen Seitenlöchern ſtürzten die wachſamen Zwerglein, ſchnitten zornige Geſichter, hieben nach mir mit ihren kurzen Schwertern, blieſen gellend in's Horn, daß immer mehr und mehr herzu eilten, und es wackelten entſetzlich ihre breiten Häupter. Wie ich darauf zuſchlug und das Blut heraus floß, merkte ich erſt, daß es die rothblühenden, langbärtigen Diſtelköpfe waren, die ich den Tag vorher an der Landſtraße mit dem Stecke abgeſchlagen hatte. Da waren ſie auch gleich alle verſcheucht, und ich gelangte in einen hellen Prachtſaal; in der Mitte ſtand, weiß verſchleiert, und wie eine Bildſäule ſtarr und regungslos, die Herzgeliebte, und ich küßte ihren Mund, und, bei'm lebendigen Gott! ich fühlte den beſeligenden Hauch ihrer Seele und das ſüße Beben der lieblichen Lippen. Es war mir, als hörte ich, wie Gott rief: „Es werde Licht!“ blendend ſchoß herab ein Strahl des ewigen Lichts; aber in demſelben Augenblick wurde es wieder Nacht, und Alles rann chaotiſch zuſammen in ein wildes, wüſtes Meer. Ein wildes, wüſtes Meer! über das gährende Waſſer jagten ängſtlich die Geſpenſter der Verſtorbenen, ihre weißen Todtenhemde flatterten im Winde, hinter ihnen her, hetzend, mit klatſchender Peitſche lief ein buntſcheckiger Harlequin, und dieſer war ich ſelbſt — und plötzlich aus den dunkeln Wellen reckten die Meer-Ungethüme ihre mißgeſtalteten Häupter, und langten nach mir mit ausgebreiteten Krallen, und vor Entſetzen erwacht' ich.

Wie doch zuweilen die allerſchönſten Märchen verdorben werden! Eigentlich muß der Ritter, wenn er die ſchlafende Prinzeſſin gefunden hat, ein Stück aus ihrem koſtbaren Schleier herausſchneiden; und wenn durch ſeine Kühnheit ihr Zauberſchlaf gebrochen iſt, und ſie wieder in ihrem Palaſt auf dem goldenen Stuhle ſitzt, muß der Ritter zu ihr treten und ſprechen: Meine allerſchönſte Prinzeſſin, kennſt du mich? Und dann antwortet ſie: Mein allertapferſter Ritter, ich kenne dich nicht. Und dieſer zeigt ihr alsdann das aus ihrem Schleier herausgeſchnittene Stück, das juſt in denſelben wieder hineinpaßt, und Beide umarmen ſich zärtlich, und die Trompeten blaſen, und die Hochzeit wird gefeiert.

Es iſt wirklich ein eigenes Mißgeſchick, daß meine Liebesträume ſelten ein ſo ſchönes Ende nehmen.

Der Name Goslar klingt ſo erfreulich, und es knüpfen ſich daran ſo viele uralte Kaiſer-Erinnerungen, daß ich eine impoſante, ſtattliche Stadt erwartete. Aber ſo geht es, wenn man die Berühmten in der Nähe beſieht! Ich fand ein Neſt mit meiſtens ſchmalen, labyrinthiſch krummen Straßen, allwo mittendurch ein kleines Waſſer, wahrſcheinlich die Goſe, fließt, verfallen und dumpfig, und ein Pflaſter, ſo holprig wie Berliner Hexameter. Nur die Alterthümlichkeiten der Einfaſſung, nämlich Reſte von Mauern, Thürmen und

Zinnen, geben der Stadt etwas Picantes. Einer dieſer Thürme, der Zwinger genannt, hat ſo dicke Mauern, daß ganze Gemächer darin ausgehauen ſind. Der Platz vor der Stadt, wo der weltberühmte Schützenhof gehalten wird, iſt eine ſchöne große Wieſe, ringsum hohe Berge. Der Markt iſt klein, in der Mitte ſteht ein Springbrunnen, deſſen Waſſer ſich in ein großes Metallbecken ergießt. Bei Feuersbrünſten wird einige Mal daran geſchlagen; es giebt dann einen weitſchallenden Ton. Man weiß nichts vom Urſprunge dieſes Beckens. Einige ſagen, der Teufel habe es einſt, zur Nachzeit, dort auf den Markt hingeſtellt. Damals waren die Leute noch dumm, und der Teufel war auch dumm, und ſie machten ſich wechſelſeitig Geſchenke.

Das Rathhaus zu Goslar iſt eine weißangeſtrichene Wachtſtube. Das daneben ſtehende Gildenhaus hat ſchon ein beſſeres Anſehen. Ungefähr von der Erde und vom Dach gleich weit entfernt ſtehen da die Standbilder deutſcher Kaiſer, räucherig ſchwarz und zum Theil vergoldet, in der einen Hand das Scepter, in der andern die Weltkugel; ſehen aus wie gebratene Univerſitätspedelle. Einer dieſer Kaiſer hält ein Schwert, ſtatt des Scepters. Ich konnte nicht errathen, was dieſer Unterſchied ſagen ſoll; und es hat doch gewiß ſeine Bedeutung, da die Deutſchen die merkwürdige Gewohnheit haben, daß ſie bei Allem, was ſie thun, ſich auch etwas denken.

In Gottſchalk's „Handbuch" hatte ich von dem uralten Dom und von dem berühmten Kaiſerſtuhl zu Goslar viel geleſen. Als ich aber Beides beſehen wollte, ſagte man mir: der Dom ſei niedergeriſſen und der Kaiſerſtuhl nach Berlin gebracht worden. Wir leben in einer bedeutungſchweren Zeit: tauſendjährige Dome werden abgebrochen, und Kaiſerſtühle in die Rumpelkammer geworfen.

Einige Merkwürdigkeiten des ſeligen Doms ſind jetzt in der Stephanskirche aufgeſtellt. Glasmalereien, die wunderſchön ſind, einige ſchlechte Gemälde, worunter auch ein Lucas Cranach ſein ſoll, ferner ein hölzerner Chriſtus am Kreuz, und ein heidniſcher Opferaltar aus unbekanntem Metall; er hat die Geſtalt einer länglich viereckigen Lade, und wird von vier Karyatiden getragen, die, in geduckter Stellung, die Hände ſtützend über dem Kopfe halten, und unerfreulich häßliche Geſichter ſchneiden. Indeſſen noch unerfreulicher iſt das dabeiſtehende, ſchon erwähnte große hölzerne Crucifix. Dieſer Chriſtuskopf iſt mit natürlichen Haaren und Dornen und blutbeſchmiertem Geſichte, zeigt freilich höchſt meiſterhaft das Hinſterben eines Menſchen, aber nicht eines gottgebornen Heilands. Nur das materielle Leiden iſt in dieſes Geſicht hineingeſchnitzelt, nicht die Poeſie des Schmerzes. Solch Bild gehört eher in einen anatomiſchen Lehrſaal, als in ein Gotteshaus.

Ich logirte in einem Gaſthofe nahe dem

Markte, wo mir das Mittageſſen noch beſſer geſchmeckt haben würde, hätte ſich nur nicht der Herr Wirth mit ſeinem langen, überflüſſigen Geſichte und ſeinen langweiligen Fragen zu mir hin geſetzt; glücklicher Weiſe ward ich bald erlöſt durch die Ankunft eines andern Reiſenden, der dieſelben Fragen in derſelben Ordnung aushalten mußte: quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Dieſer Fremde war ein alter, müder, abgetragener Mann, der, wie aus ſeinen Reden hervorging, die ganze Welt durchwandert, beſonders lang auf Batavia gelebt, viel Geld erworben und wieder Alles verloren hatte, und jetzt, nach dreißigjähriger Abweſenheit, nach Quedlinburg, ſeiner Vaterſtadt, zurückkehrte, — „denn," ſetzte er hinzu, „unſere Familie hat dort ihr Erbbegräbniß." Der Herr Wirth machte die ſehr aufgeklärte Bemerkung: daß es doch für die Seele gleichgültig ſei, wo unſer Leib begraben wird. „Haben Sie es ſchriftlich?" antwortete der

Fremde, und dabei zogen ſich unheimlich ſchlaue Ringe um ſeine kümmerlichen Lippen und verblichenen Aeuglein. „Aber," ſetzte er ängſtlich begütigend hinzu, „ich will darum über fremde Gräber doch nichts Böſes geſagt haben; — die Türken begraben ihre Todten noch weit ſchöner als wir, ihre Kirchhöfe ſind ordentlich Gärten, und da ſitzen ſie auf ihren weißen, beturbanten Grabſteinen, unter dem Schatten einer Cypreſſe und ſtreichen ihre ernſthaften Bärte, und rauchen ruhig ihren türkiſchen Tabak aus ihren langen türkiſchen Pfeifen; — und bei den Chineſen gar iſt es eine ordentliche Luſt zuzuſehen, wie ſie auf den Ruheſtätten ihrer Todten manierlich herumtänzeln, und beten, und Thee trinken, und die Geige ſpielen, und die geliebten Gräber gar hübſch zu verzieren wiſſen mit allerlei vergoldetem Lattenwerk, Porcellanfigürchen, Fetzen von buntem Seidenzeug, künſtlichen Blumen und farbigen Laternchen — Alles ſehr hübſch — wie weit hab' ich noch bis Quedlinburg?"

Der Kirchhof in Goslar hat mich nicht ſehr angeſprochen. Deſto mehr aber jenes wunderſchöne Lockenköpfchen, das bei meiner Ankunft in der Stadt aus einem etwas hohen Parterre-Fenſter lächelnd heraus ſchaute. Nach Tiſche ſuchte ich wieder das liebe Fenſter; aber jetzt ſtand dort nur ein Waſſerglas mit weißen Glockenblümchen. Ich kletterte hinauf, nahm die artigen Blümchen aus dem Glaſe, ſteckte ſie ruhig auf meine Mütze, und kümmerte mich wenig um die aufgeſperrten Mäuler, verſteinerten Naſen und Glotzaugen, womit die Leute auf der Straße, beſonders die alten Weiber, dieſem qualificirten Diebſtahle zuſahen. Als ich eine Stunde ſpäter an demſelben Hauſe vorbeiging, ſtand die Holde am Fenſter, und wie ſie die Glockenblümchen auf meiner Mütze gewahrte, wurde ſie blutroth und ſtürzte zurück. Ich hatte jetzt das ſchöne Antlitz noch genauer geſehen; es war eine ſüße, durchſichtige Verkörperung von Sommerabendhauch, Mondſchein, Nachtigallenlaut und

Roſenduft. — Später, als es ganz dunkel geworden, trat ſie vor die Thüre. Ich kam — ich näherte mich — ſie zieht ſich langſam zurück in den dunkeln Hausflur — ich faſſe ſie bei der Hand und ſage: ich bin ein Liebhaber von ſchönen Blumen und Küſſen, und was man mir nicht freiwillig giebt, das ſtehle ich — und ich küßte ſie raſch — und wie ſie entfliehen will, flüſtere ich beſchwichtigend: morgen reiſ' ich fort und komme wol nie wieder — und ich fühle den geheimen Widerdruck der lieblichen Lippen und der kleinen Hände — und lachend eile ich von hinnen. Ja, ich muß lachen, wenn ich bedenke, daß ich unbewußt jene Zauberformel ausgeſprochen, wodurch unſere Roth- und Blauröcke, öfter als durch ihre ſchnurrbärtige Liebenswürdigkeit, die Herzen der Frauen bezwingen: „Ich reiſe morgen fort und komme wol nie wieder!"

Mein Logis gewährte eine herrliche Ausſicht nach dem Rammelsberg. Es war ein ſchöner Abend. Die Nacht jagte auf ihrem ſchwarzen

Roſſe, und die langen Mähnen flatterten im Winde. Ich ſtand am Fenſter und betrachtete den Mond. Giebt es wirklich einen Mann im Monde? Die Slaven ſagen, er heiße Clotar, und das Wachſen des Mondes bewirke er durch Waſſeraufgießen. Als ich noch klein war, hatte ich gehört: der Mond ſei eine Frucht, die, wenn ſie reif geworden, vom lieben Gott abgepflückt, und, zu den übrigen Vollmonden, in den großen Schrank gelegt werde, der am Ende der Welt ſteht, wo ſie mit Brettern zugenagelt iſt. Als ich größer wurde, bemerkte ich, daß die Welt nicht ſo eng begrenzt iſt; und daß der menſchliche Geiſt die hölzernen Schranken durchbrochen, und mit einem rieſigen Petri-Schlüſſel, mit der Idee der Unſterblichkeit, alle ſieben Himmel aufgeſchloſſen hat. Unſterblichkeit! ſchöner Gedanke! wer hat dich zuerſt erdacht? War es ein Nürnberger Spießbürger, der, mit weißer Nachtmütze auf dem Kopfe und weißer Tonpfeife im Maule, am lauen Sommerabend vor ſeiner Hausthüre ſaß, und recht behaglich meinte: es wäre doch hübſch, wenn er nun ſo immer fort, ohne daß ſein Pfeifchen und ſein Lebensathemchen ausgingen, in die liebe Ewigkeit hineinvegetiren könnte! Oder war es ein junger Liebender, der in den Armen ſeiner Geliebten jenen Unſterblichkeitsgedanken dachte, und ihn dachte, weil er ihn fühlte, und weil er nichts anders fühlen und denken konnte! — Liebe! Unſterblichkeit! — in meiner Bruſt ward es plötzlich ſo heiß, daß ich glaubte, die Geographen hätten den Aequator verlegt, und er laufe jetzt gerade durch mein Herz. Und aus meinem Herzen ergoſſen ſich die Gefühle der Liebe, ergoſſen ſich ſehnſüchtig in die weite Nacht. Die Blumen im Garten unter meinem Fenſter dufteten ſtärker. Düfte ſind die Gefühle der Blumen, und wie das Menſchenherz, in der Nacht, wo es ſich einſam und unbelauſcht glaubt, ſtärker fühlt, ſo ſcheinen auch die Blumen, ſinnig verſchämt, erſt die umhüllende Dunkelheit zu erwarten, um ſich gänzlich ihren Gefühlen hinzugeben, und ſie auszuhauchen in ſüßen Düften. — Ergießt Euch, Ihr Düfte meines Herzens! und ſucht hinter jenen Bergen die Geliebte meiner Träume! Sie liegt jetzt ſchon und ſchläft; zu ihren Füßen knieen Engel, und wenn ſie im Schlafe lächelt, ſo iſt es ein Gebet, das die Engel nachbeten; in ihrer Bruſt liegt der Himmel mit allen ſeinen Seligkeiten, und wenn ſie athmet, ſo bebt mein Herz in der Ferne; hinter den ſeidnen Wimpern ihrer Augen iſt die Sonne untergegangen, und wenn ſie die Augen wieder aufſchlägt, ſo iſt es Tag, und die Vögel ſingen, und die Heerdenglöckchen läuten, und die Berge ſchimmern in ihren ſmaragdenen Kleidern, und ich ſchnüre den Ranzen und wandre.

In jener Nacht, die ich in Goslar zubrachte, iſt mir etwas höchſt Seltſames begegnet. Noch immer kann ich nicht ohne Angſt daran zurückdenken. Ich bin von Natur nicht ängſtlich, aber vor

Geiſtern fürchte ich mich faſt ſo ſehr wie der Oeſtreichiſche Beobachter. Was iſt Furcht? Kommt ſie aus dem Verſtande oder aus dem Gemüth? Ueber dieſe Frage disputirte ich ſo oft mit dem Doctor Saul Aſcher, wenn wir zu Berlin, im Café royal, wo ich lange Zeit meinen Mittagstiſch hatte, zufällig zuſammen trafen. Er behauptete immer: wir fürchten etwas, weil wir es durch Vernunftſchlüſſe für furchtbar erkennen. Nur die Vernunft ſei eine Kraft, nicht das Gemüth. Während ich gut aß und gut trank, demonſtrirte er mir fortwährend die Vorzüge der Vernunft. Gegen das Ende ſeiner Demonſtration pflegte er nach ſeiner Uhr zu ſehen, und immer ſchloß er damit: „Die Vernunft iſt das höchſte Princip!“ — Vernunft! Wenn ich jetzt dieſes Wort höre, ſo ſehe ich noch immer den Doctor Saul Aſcher mit ſeinen abſtracten Beinen, mit ſeinem engen, transſcendentalgrauen Leibrock, und mit ſeinem ſchroffen, frierend kalten Geſichte, das einem Lehrbuche der

Geometrie als Kupfertafel dienen konnte. Dieſer Mann, tief in den Funfzigern, war eine perſonificirte gerade Linie. In ſeinem Streben nach dem Poſitiven hatte der arme Mann ſich alles Herrliche aus dem Leben herausphiloſophirt, alle Sonnenſtrahlen, allen Glauben und alle Blumen, und es blieb ihm nichts übrig, als das kalte, poſitive Grab. Auf den Apoll von Belvedere und auf das Chriſtenthum hatte er eine ſpecielle Malice. Gegen letzteres ſchrieb er ſogar eine Broſchüre, worin er deſſen Unvernünftigkeit und Unhaltbarkeit bewies. Er hat überhaupt eine ganze Menge Bücher geſchrieben, worin immer die Vernunft von ihrer eigenen Vortrefflichkeit renommirt, und wobei es der arme Doctor gewiß ernſthaft genug meinte, und alſo in dieſer Hinſicht alle Achtung verdiente. Darin aber beſtand ja eben der Hauptſpaß, daß er ein ſo ernſthaft närriſches Geſicht ſchnitt, wenn er dasjenige nicht begreifen konnte, was jedes Kind begreift, eben weil es ein Kind iſt. Einige Mal beſuchte ich auch den Vernunftdoctor in ſeinem eigenen Hauſe, wo ich ſchöne Mädchen bei ihm fand; denn die Vernunft verbietet nicht die Sinnlichkeit. Als ich ihn einſt ebenfalls beſuchen wollte, ſagte mir ſein Bedienter: der Herr Doctor iſt eben geſtorben. Ich fühlte nicht viel mehr dabei, als wenn er geſagt hätte: der Herr Doctor iſt ausgezogen.

Doch zurück nach Goslar. „Das höchſte Princip iſt die Vernunft!“ ſagte ich beſchwichtigend zu mir ſelbſt, als ich in's Bett ſtieg. Indeſſen, es half nicht. Ich hatte eben in Varnhagen von Enſe's „deutſche Erzählungen,“ die ich von Clausthal mitgenommen hatte, jene entſetzliche Geſchichte geleſen, wie der Sohn, den ſein eigener Vater ermorden wollte, in der Nacht von dem Geiſte ſeiner todten Mutter gewarnt wird. Die wunderbare Darſtellung dieſer Geſchichte bewirkte, daß mich während des Leſens ein inneres Grauen durchfröſtelte. Auch erregen Geſpenſter-erzählungen ein noch ſchauerlicheres Gefühl, wenn man ſie auf der Reiſe lieſt, und zumal des Nachts, in einer Stadt, in einem Hauſe, in einem Zimmer, wo man noch nie geweſen. Wie viel Gräßliches mag ſich ſchon zugetragen haben auf dieſem Flecke, wo du eben liegſt? ſo denkt man unwillkürlich. Ueberdies ſchien jetzt der Mond ſo zweideutig in's Zimmer herein, an der Wand bewegten ſich allerlei unberufene Schatten, und als ich mich im Bett aufrichtete, um hin zu ſehen, erblickte ich —

Es giebt nichts Unheimlicheres, als wenn man, bei Mondſchein, das eigene Geſicht zufällig im Spiegel ſieht. In demſelben Augenblicke ſchlug eine ſchwerfällige, gähnende Glocke, und zwar ſo lang und langſam, daß ich nach dem zwölften Glockenſchlage ſicher glaubte, es ſeien unterdeſſen volle zwölf Stunden verfloſſen, und es müßte wieder von vorn anfangen, zwölf zu ſchlagen. Zwiſchen dem vorletzten und letzten Glockenſchlage ſchlug noch eine andere Uhr, ſehr raſch, faſt keifend gell, und vielleicht ärgerlich über die Langſamkeit ihrer Frau Gevatterin. Als beide eiſerne Zungen ſchwiegen, und tiefe Todesſtille im ganzen Hauſe herrſchte, war es mir plötzlich, als hörte ich auf dem Corridor, vor meinem Zimmer, etwas ſchlottern und ſchlappen, wie der unſichere Gang eines alten Mannes. Endlich öffnete ſich meine Thür, und langſam trat herein der verſtorbene Doctor Saul Aſcher. Ein kaltes Fieber rieſelte mir durch Mark und Bein, ich zitterte wie Espenlaub, und kaum wagte ich das Geſpenſt anzuſehen. Er ſah aus wie ſonſt, derſelbe transſcendentalgraue Leibrock, dieſelben abſtracten Beine, und daſſelbe mathematiſche Geſicht: nur war dieſes etwas gelblicher als ſonſt, auch der Mund, der ſonſt zwei Winkel von 22½ Grad bildete, war zuſammengekniffen, und die Augenkreiſe hatten einen größern Radius. Schwankend, und wie ſonſt ſich auf ſein ſpaniſches Röhrchen ſtützend, näherte er ſich mir, und in ſeinem gewöhnlichen mundfaulen Dialekte ſprach er freundlich: „Fürchten Sie ſich nicht, und glauben Sie nicht, daß ich ein Geſpenſt ſei. Es iſt Täuſchung Ihrer Phantaſie, wenn Sie mich als Geſpenſt zu ſehen glauben. Was iſt ein Geſpenſt? Geben Sie mir eine Definition. Deduciren Sie mir die Bedingung der Möglichkeit eines Geſpenſtes. In welchem vernünftigen Zuſammenhange ſtände eine ſolche Erſcheinung mit der Vernunft? Die Vernunft, ich ſage die Vernunft —“ Und nun ſchritt das Geſpenſt zu einer Analyſe der Vernunft, citirte Kant's „Kritik der reinen Vernunft,“ 2. Theil, 1. Abſchnitt, 2. Buch, 3. Hauptſtück, die Unterſcheidung von Phänomena und Noumena, conſtruirte alsdann den problematiſchen Geſpenſterglauben, ſetzte einen Syllogismus auf den andern, und ſchloß mit dem logiſchen Beweiſe: daß es durchaus keine Geſpenſter giebt. Mir unterdeſſen lief der kalte Schweiß über den Rücken, meine Zähne klapperten wie

Caſtagnetten, aus Seelenangſt nickte ich unbedingte Zuſtimmung bei jedem Satz, womit der ſpukende Doctor die Abſurdität aller Geſpenſterfurcht bewies, und derſelbe demonſtrirte ſo eifrig, daß er einmal in der Zerſtreuung, ſtatt ſeiner goldenen Uhr, eine Hand voll Würmer aus der Uhrtaſche zog, und ſeinen Irrthum bemerkend, mit poſſierlich ängſtlicher Haſtigkeit wieder einſteckte. „Die Vernunft iſt das höchſte —“ da ſchlug die Glocke Eins und das Geſpenſt verſchwand.

Von Goslar ging ich den andern Morgen weiter, halb auf Gerathewohl, halb in der Abſicht, den Bruder des Clausthaler Bergmanns aufzuſuchen. Wieder ſchönes, liebes Sonntagswetter. Ich beſtieg Hügel und Berge, betrachtete wie die Sonne den Nebel zu verſcheuchen ſuchte, wanderte freudig durch die ſchauernden Wälder, und um mein träumendes Haupt klingelten die Glockenblümchen von Goslar. In ihren weißen Nachtmänteln ſtanden die Berge, die Tannen rüttelten ſich den Schlaf aus den Gliedern, der friſche Morgenwind friſirte ihnen die herabhängenden, grünen Haare, die Vöglein hielten Betſtunde, das Wieſenthal blitzte wie eine diamantenbeſäete Golddecke, und der Hirt ſchritt darüber hin mit ſeiner läutenden Heerde. Ich mochte mich wol eigentlich verirrt haben. Man ſchlägt immer Seitenwege und Fußſteige ein, und glaubt dadurch näher zum Ziele zu gelangen. Wie im Leben überhaupt, geht's uns auch auf dem Harze. Aber es giebt immer gute Seelen, die uns wieder auf den rechten Weg bringen; ſie thun es gern, und finden noch obendrein ein beſonderes Vergnügen daran, wenn ſie uns mit ſelbſtgefälliger Miene und wohlwollend lauter Stimme bedeuten: welche große Umwege wir gemacht, in welche Abgründe und Sümpfe wir verſinken konnten, und welch ein Glück es ſei, daß wir ſo wegkundige Leute wie ſie ſind, noch zeitig angetroffen. Einen ſolchen Berichtiger fand ich unweit der Harzburg. Es war ein wohlgenährter Bürger von Goslar, ein glänzend wampiges, dummkluges Geſicht; er ſah aus, als habe er die Viehſeuche erfunden. Wir gingen eine Strecke zuſammen, und er erzählte mir allerlei Spukgeſchichten, die hübſch klingen konnten, wenn ſie nicht alle darauf hinaus liefen, daß es doch kein wirklicher Spuk geweſen, ſondern, daß die weiße Geſtalt ein Wilddieb war, und daß die wimmernden Stimmen von den eben geworfenen Jungen einer Bache (wilden Sau), und das Geräuſch auf dem Boden von der Hauskatze herrührte. Nur wenn der Menſch krank iſt, ſetzte er hinzu, glaubt er Geſpenſter zu ſehen; was aber ſeine Wenigkeit anbelange, ſo ſei er ſelten krank, nur zuweilen leide er an Hautübeln, und dann curire er ſich jedesmal mit nüchternem Speichel. Er machte mich auch aufmerkſam auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Die Bäume ſind grün, weil grün gut für die Augen iſt. Ich gab ihm Recht und fügte hinzu, daß

Gott das Rindvieh erſchaffen, weil Fleiſchſuppen den Menſchen ſtärken, daß er die Eſel erſchaffen, damit ſie den Menſchen zu Vergleichungen dienen können, und daß er den Menſchen ſelbſt erſchaffen, damit er Fleiſchſuppe eſſen und kein Eſel ſein ſoll. Mein Begleiter war entzückt, einen Gleichgeſtimmten gefunden zu haben, ſein Antlitz erglänzte noch freudiger, und bei dem Abſchiede war er gerührt.

So lange er neben mir ging, war gleichſam die ganze Natur entzaubert, ſobald er aber fort war, fingen die Bäume wieder an zu ſprechen, und die Sonnenſtrahlen erklangen, und die Wieſenblümchen tanzten, und der blaue Himmel umarmte die grüne Erde. Ja, ich weiß es beſſer: Gott hat den Menſchen erſchaffen, damit er die Herrlichkeit der Welt bewundere. Jeder Autor, und ſei er noch ſo groß, wünſcht, daß ſein Werk gelobt werde. Und in der Bibel, den Memoiren

Gottes, ſteht ausdrücklich: daß er die Menſchen erſchaffen zu ſeinem Ruhm und Preis.

Nach einem langen Hin- und Herwandern gelangte ich zu der Wohnung des Bruders meines Clausthaler Freundes, übernachtete alldort, und erlebte folgendes ſchöne Gedicht:

I.

Auf dem Berge ſteht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauſcht die grüne Tanne,
Und erglänzt der gold'ne Mond.

In der Hütte ſteht ein Lehnſtuhl,
Reich geſchnitzt und wunderlich,
Der darauf ſitzt, der iſt glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

Auf dem Schemel ſitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schooß;
Aeuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurroſ'.

Und die lieben, blauen Sterne
Schau'n mich an ſo himmelgroß,
Und ſie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurroſ'.

Nein, es ſieht uns nicht die Mutter,
Denn ſie ſpinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater ſpielt die Cither,
Und er ſingt die alte Weiſ'.

Und die Kleine flüſtert leiſe,
Leiſe, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimniß
Hat ſie mir ſchon anvertraut.

„Aber ſeit die Muhme todt iſt,
Können wir ja nicht mehr geh'n
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Und dort iſt es gar zu ſchön.“

„Hier dagegen iſt es einſam,
Auf der kalten Bergeshöh',
Und des Winters ſind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee.“

„Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht' mich wie ein Kind
Vor den böſen Bergesgeiſtern,
Die des Nachts geſchäftig ſind.“

Plötzlich ſchweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erſchreckt,
Und ſie hat mit beiden Händchen
Ihre Aeugelein bedeckt.

Lauter rauſcht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad ſchnarrt und brummt,
Und die Cither klingt dazwiſchen,
Und die alte Weiſe ſummt:

„Fürcht' dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der böſen Geiſter Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!“

II.

Tannenbaum, mit grünen Fingern,
Pocht an's nied're Fenſterlein,
Und der Mond, der gelbe Lauſcher,
Wirft ſein ſüßes Licht herein.

Vater, Mutter ſchnarchen leiſe
In dem nahen Schlafgemach,
Doch wir Beide, ſelig ſchwatzend,
Halten uns einander wach.

„Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer,
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wol nicht vom Beten her.“

„Jenes böſe, kalte Zucken,
Das erſchreckt mich jedesmal,
Doch die dunkle Angſt beſchwichtigt
Deiner Augen frommer Strahl.“

„Auch bezweifl' ich, daß du glaubeſt,
Was ſo rechter Glaube heißt,
Glaubſt wol nicht an Gott den Vater,
An den Sohn und heil'gen Geiſt?“

Ach, mein Kindchen, ſchon als Knabe,
Als ich ſaß auf Mutters Schooß,
Glaubte ich an Gott den Vater,
Der da waltet gut und groß;

Der die ſchöne Erd' erſchaffen,
Und die ſchönen Menſchen d'rauf,
Der den Sonnen, Monden, Sternen,
Vorgezeichnet ihren Lauf.

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch vielmehr begriff ich ſchon,
Und begriff, und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn;

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Jetzo, da ich ausgewachſen,
Viel geleſen, viel gereiſt,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geiſt.

Dieſer that die größten Wunder,
Und viel größ're thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht:
Alle Menſchen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geſchlecht.

Er verſcheucht die böſen Nebel,
Und das dunkle Hirngeſpinnſt,
Das uns Lieb und Luſt verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinſt.

Tauſend Ritter, wohl gewappnet,
Hat der heil'ge Geiſt erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen,
Und er hat ſie muthbeſeelt.

Ihre theuern Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner weh'n;
Ei, du möchteſt wol, mein Kindchen,
Solche ſtolze Ritter ſeh'n?

Nun, ſo ſchau mich an, mein Kindchen,
Küſſe mich und ſchaue dreiſt;
Denn ich ſelber bin ein ſolcher
Ritter von dem heil'gen Geiſt.

III.

Still verſteckt der Mond ſich draußen
Hinter'm grünen Tannenbaum,
Und im Zimmer unſre Lampe
Flackert matt und leuchtet kaum.

Aber meine blauen Sterne
Strahlen auf in heller'm Licht,
Und es glüht die Purpurroſe,
Und das liebe Mädchen ſpricht:

„Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unſer Brod und Speck,
Abends liegt es noch im Kaſten,
Und des Morgens iſt es weg.“

„Kleines Völkchen, unſre Sahne
Naſcht es von der Milch, und läßt
Unbedeckt die Schüſſel ſtehen,
Und die Katze ſäuft den Reſt.“

„Und die Katz' iſt eine Hexe,
Denn ſie ſchleicht, bei Nacht und Sturm,
Drüben nach dem Geiſterberge,
Nach dem altverfall'nen Thurm."

„Dort hat einſt ein Schloß geſtanden,
Voller Luſt und Waffenglanz;
Blanke Ritter, Frau'n und Knappen
Schwangen ſich im Fackeltanz."

„Da verwünſchte Schloß und Leute
Eine böſe Zauberin,
Nur die Trümmer blieben ſtehen,
Und die Eulen niſten d'rin."

„Doch die ſel'ge Muhme ſagte:
Wenn man ſpricht das rechte Wort,
Nächtlich zu der rechten Stunde,
Drüben an dem rechten Ort:"

„So verwandeln ſich die Trümmer
Wieder in ein helles Schloß,
Und es tanzen wieder luſtig
Ritter, Frau'n und Knappentroß;“

„Und wer jenes Wort geſprochen,
Dem gehören Schloß und Leut',
Pauken und Trompeten huld'gen
Seiner jungen Herrlichkeit.“

Alſo blühen Märchenbilder
Aus des Mundes Röſelein,
Und die Augen gießen drüber
Ihren blauen Sternenſchein.

Ihre gold'nen Haare wickelt
Mir die Kleine um die Händ',
Giebt den Fingern hübſche Namen,
Lacht und küßt, und ſchweigt am End'.

Und im ſtillen Zimmer Alles
Blickt mich an ſo wohlvertraut;
Tiſch und Schrank, mir iſt, als hätt' ich
Sie ſchon früher 'mal geſchaut.

Freundlich ernſthaft ſchwatzt die Wanduhr,
Und die Cither, hörbar kaum,
Fängt von ſelber an zu klingen,
Und ich ſitze wie im Traum.

Jetzo iſt die rechte Stunde,
Und es iſt der rechte Ort;
Staunen würdeſt du, mein Kindchen,
Spräch' ich aus das rechte Wort.

Sprech' ich jenes Wort, ſo dämmert
Und erbebt die Mitternacht,
Bach und Tannen brauſen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Citherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es ſprießt, wie'n toller Frühling,
D'raus hervor ein Blumenwald;

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter, breit und fabelhaft,
Duftig bunt und haſtig regſam,
Wie gedrängt von Leidenſchaft.

Roſen, wild wie rothe Flammen,
Sprüh'n aus dem Gewühl hervor;
Lilien, wie kryſtall'ne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schau'n herab mit Sehnſuchtgluth;
In der Lilien Rieſenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth.

Doch wir ſelber, ſüßes Kindchen,
Sind verwandelt noch viel mehr;
Fackelglanz und Gold und Seide
Schimmern luſtig um uns her.

Du, du wurdeſt zur Prinzeſſin,
Dieſe Hütte ward zum Schloß,
Und da jubeln und da tanzen
Ritter, Frau'n und Knappentroß.

Aber ich, ich hab' erworben
Dich und Alles, Schloß und Leut';
Pauken und Trompeten huld'gen
Meiner jungen Herrlichkeit!

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen wie Geſpenſter bei'm dritten Hahnenſchrei. Ich ſtieg wieder bergauf und bergab, und vor mir ſchwebte die ſchöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geiſt des Gebirges begünſtigte mich ganz offenbar; er wußte wohl, daß ſo ein Dichtermenſch viel Hübſches wieder erzählen kann, und er ließ mich dieſen Morgen ſeinen Harz ſehen, wie ihn gewiß nicht Jeder ſah. Aber auch mich ſah der Harz, wie mich nur Wenige geſehen, in meinen Augenwimpern flimmerten eben ſo koſtbare Perlen, wie in den Gräſern des Thals, Morgenthau der Liebe feuchtete meine Wangen, die rauſchenden Tannen verſtanden mich, ihre Zweige thaten ſich von einander, bewegten ſich herauf und herab, gleich ſtummen Menſchen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlornen Waldkirche. Man ſagt, das ſeien die Heerdenglöckchen, die im Harz ſo lieblich, klar und rein geſtimmt ſind.

Nach dem Stand der Sonne war es Mittag, als ich auf eine ſolche Heerde ſtieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Menſch, ſagte mir: der große Berg, an deſſen Fuß ich ſtände, ſei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Menſch einlud, mit ihm zu eſſen. Wir ſetzten uns nieder zu einem Dejeuner dinatoire, das aus Käſe und Brod beſtand; die Schäfchen erhaſchten die Krumen, die lieben, blanken Kühlein ſprangen um uns herum, und klingelten ſchelmiſch mit ihren Glöckchen, und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich: überhaupt ſchien mir mein Wirth ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König iſt der mir Brod gegeben hat, ſo will ich ihn auch königlich beſingen.

König iſt der Hirtenknabe,
Grüner Hügel iſt ſein Thron,
Ueber ſeinem Haupt die Sonne
Iſt die ſchwere, gold'ne Kron'.

Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rothbekreuzt;
Cavaliere ſind die Kälber,
Und ſie wandeln ſtolz geſpreizt.

Hofſchauſpieler ſind die Böcklein,
Und die Vögel und die Küh',
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermuſici.

Und das klingt und ſingt ſo lieblich,
Und ſo lieblich rauſchen d'rein
Waſſerfall und Tannenbäume,
Und der König ſchlummert ein.

Unterdeſſen muß regieren
Der Miniſter, jener Hund,
Deſſen knurriges Gebelle
Wiederhallet in der Rund'.

Schläfrig lallt der junge König:
„Das Regieren iſt ſo ſchwer,
Ach, ich wollt', daß ich zu Hauſe
Schon bei meiner Kön'gin wär'!“

„In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt ſo weich,
Und in ihren lieben Augen
Liegt mein unermeßlich Reich!“

Wir nahmen freundſchaftlich Abſchied, und fröhlich ſtieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich, in jeder Hinſicht, Reſpect habe. Dieſen Bäumen iſt nämlich das Wachſen nicht ſo ganz leicht gemacht worden, und ſie haben es ſich in der Jugend ſauer werden laſſen. Der Berg iſt hier mit vielen großen Granitblöcken überſäet, und die meiſten Bäume mußten mit ihren Wurzeln dieſe Steine umranken oder ſprengen, und mühſam den Boden ſuchen, woraus ſie Nahrung ſchöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichſam ein Thor bilbend, über einander, und eben darauf ſtehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erſt am Fuße derſelben den Boden erfaſſend, ſo daß ſie in der freien Luft zu wachſen ſcheinen. Und doch haben ſie ſich zu jener gewaltigen Höhe emporgeſchwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zuſammengewachſen, ſtehen ſie feſter als ihre bequemen Collegen im zahmen Forſtboden des flachen Landes. So ſtehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Ueberwinden früher Hemmungen und Hinderniſſe ſich erſt recht geſtärkt und befeſtigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen und unter denſelben ſpazierten die gelben Hirſche. Wenn ich ſolch ein liebes, edles Thier ſehe, ſo kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten. Solch ein Thier war barmherziger als die Menſchen, und ſäugte den ſchmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genovefa.

Allerliebſt ſchoſſen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall ſchwellende Moosbänke; denn die Steine ſind fußhoch von den ſchönſten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolſtern, bewachſen. Liebliche Kühle und träumeriſches Quellengemurmel. Hier und da ſieht man, wie das Waſſer unter den Steinen ſilberhell hinrieſelt und die nackten Baumwurzeln und Faſern beſpült. Wenn man ſich nach dieſem Treiben hinab beugt, ſo belauſcht man gleichſam die geheime Bildungsgeſchichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten ſprudelt das Waſſer aus den Steinen und Wurzeln ſtärker hervor und bildet kleine Cascaden. Da läßt ſich gut ſitzen. Es murmelt und rauſcht ſo wunderbar, die Vögel ſingen abgebrochene Sehnſuchtslaute, die Bäume flüſtern wie mit tauſend Mädchenzungen, wie mit tauſend Mädchenaugen ſchauen uns an die ſeltſamen Bergblumen, ſie ſtrecken nach uns aus die wunderſam breiten, drollig gezackten Blätter, ſpielend flimmern hin und her die luſtigen Sonnenſtrahlen, die ſinnigen Kräutlein erzählen ſich grüne Märchen, es iſt Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erſcheint — ach, daß ſie ſo ſchnell wieder verſchwindet!

Je höher man den Berg hinauf ſteigt, deſto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, ſie ſcheinen immer mehr und mehr zuſammenzuſchrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeerſträuche und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch ſchon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erſt recht ſichtbar; dieſe ſind oft von erſtaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle ſein, die ſich die böſen Geiſter einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Beſenſtielen und Miſtgabeln einhergeritten kommen, und die abenteuerlich verruchte Luſt beginnt, wie die glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu ſchauen iſt auf den hübſchen Fauſtbildern des Meiſter Retzſch. Ja, ein junger Dichter, der auf einer Reiſe von Berlin nach Göttingen in der erſten Mainacht am Brocken vorbeiritt, bemerkte ſogar, wie einige belletriſtiſche Damen auf einer Bergecke ihre äſthetiſche Theegeſellſchaft hielten, ſich gemüthlich die „Abendzeitung" vorlaſen, ihre poetiſchen Ziegenböckchen, die meckernd den Theetiſch umhüpften, als Univerſalgenies prieſen, und über alle Erſcheinungen in der deutſchen Literatur ihr Endurtheil fällten; doch, als ſie auch auf den „Ratcliff" und „Almanſor" geriethen, und dem Verfaſſer alle Frömmigkeit und Chriſtlichkeit abſprachen, da ſträubte ſich das Haar des jungen Mannes, Entſetzen ergriff ihn — ich gab dem Pferde die Sporen und jagte vorüber.

In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens beſteigt, kann man ſich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksbergsgeſchichten zu denken, und beſonders an die große, myſtiſche, deutſche National-Tragödie vom Doctor Fauſt. Mir war immer, als ob der Pferdefuß neben mir hinaufklettere, und Jemand humoriſtiſch Athem ſchöpfe. Und ich glaube, auch Mephiſto muß mit Mühe Athem holen, wenn er ſeinen Lieblingsberg erſteigt; es iſt ein äußerſt erſchöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langerſehnte Brockenhaus zu Geſicht bekam.

Dieſes Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt iſt, blos aus einem Parterre beſteht und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erſt 1800 vom Grafen Stollberg-Wernigerode erbaut, für deſſen Rechnung es auch, als Wirthshaus, verwaltet wird. Die Mauern ſind erſtaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter: das Dach iſt niedrig, in der Mitte deſſelben ſteht eine thurmartige Warte, und bei dem Hauſe liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine, in früheren Zeiten, den Brockenbeſuchern zum Obdach diente.

Der Eintritt in das Brockenhaus erregte bei mir eine etwas ungewöhnliche, märchenhafte Empfindung. Man iſt nach einem langen, einſamen Umherſteigen durch Tannen und Klippen plötzlich in ein Wolkenhaus verſetzt; Städte, Berge und Wälder blieben unten liegen, und oben findet man eine wunderlich zuſammengeſetzte, fremde Geſellſchaft, von welcher man, wie es an dergleichen Orten natürlich iſt, faſt wie ein erwarteter Genoſſe, halb neugierig und halb gleichgültig, empfangen wird. Ich fand das Haus voller Gäſte, und wie es einem klugen Manne geziemt, dachte ich ſchon an die Nacht, an die Unbehaglichkeit eines Strohlagers; mit hinſterbender Stimme verlangte ich gleich Thee, und der Herr Brockenwirth war vernünftig genug, einzuſehen, daß ich kranker Menſch für die Nacht ein ordentliches Bett haben müſſe. Dieſes verſchaffte er mir in einem engen

Zimmerchen, wo ſchon ein junger Kaufmann, ein langes Brechpulver in einem braunen Oberrock, ſich etablirt hatte.

In der Wirthsſtube fand ich lauter Leben und Bewegung. Studenten von verſchiedenen Univerſitäten. Die Einen ſind kurz vorher angekommen und reſtauriren ſich, Andere bereiten ſich zum Abmarſch, ſchnüren ihre Ranzen, ſchreiben ihre Namen in's Gedächtnißbuch, erhalten Brockenſträuße von den Hausmädchen: da wird in die Wangen gekniffen, geſungen, geſprungen, gejohlt, man fragt, man antwortet, gut Wetter, Fußweg, Proſit, Adieu. Einige der Abgehenden ſind auch etwas angeſoffen, und dieſe haben von der ſchönen Ausſicht einen doppelten Genuß, da ein Betrunkener Alles doppelt ſieht.

Nachdem ich mich ziemlich recreirt, beſtieg ich die Thurmwarte, und fand daſelbſt einen kleinen Herrn mit zwei Damen, einer jungen und einer ältlichen. Die junge Dame war ſehr ſchön. Eine herrliche Geſtalt, auf dem lockigen Haupte ein helmartiger, ſchwarzer Atlashut, mit deſſen weißen Federn die Winde ſpielten, die ſchlanken Glieder von einem ſchwarzſeidenen Mantel ſo feſt umſchloſſen, daß die edlen Formen hervortraten, und das freie, große Auge ruhig hinabſchauend in die freie, große Welt.

Als ich noch ein Knabe war, dachte ich an nichts als an Zauber- und Wundergeſchichten, und jede ſchöne Dame, die Straußfedern auf dem Kopfe trug, hielt ich für eine Elfenkönigin, und bemerkte ich gar, daß die Schleppe ihres Kleides naß war, ſo hielt ich ſie für eine Waſſernixe. Jetzt denke ich anders, ſeit ich aus der Naturgeſchichte weiß, daß jene ſymboliſchen Federn von dem dümmſten Vogel herkommen, und daß die Schleppe eines Damenkleides auf ſehr natürliche Weiſe naß werden kann. Hätte ich mit jenen Knabenaugen die erwähnte junge Schöne, in erwähnter Stellung, auf dem Brocken geſehen, ſo würde ich ſicher gedacht haben: das iſt die Fee des Berges, und ſie hat eben den Zauber ausgeſprochen, wodurch dort unten Alles ſo wunderbar erſcheint. Ja, in hohem Grade wunderbar erſcheint uns Alles bei'm erſten Hinabſchauen vom Brocken, alle Seiten unſeres Geiſtes empfangen neue Eindrücke, und dieſe, meiſtens verſchiedenartig, ſogar ſich widerſprechend, verbinden ſich in unſerer Seele zu einem großen, noch unentworrenen, unverſtandenen Gefühl. Gelingt es uns, dieſes Gefühl in ſeinem Begriff zu erfaſſen, ſo erkennen wir den Charakter des Berges. Dieſer Charakter iſt ganz deutſch, ſowohl in Hinſicht ſeiner Fehler, als auch ſeiner Vorzüge. Der Brocken iſt ein Deutſcher. Mit deutſcher Gründlichkeit zeigt er uns, klar und deutlich, wie ein Rieſenpanorama, die vielen hundert Städte, Städtchen und Dörfer, die meiſtens nördlich liegen, und ringsum alle Berge, Wälder, Flüſſe, Flächen, unendlich weit. Aber eben dadurch erſcheint Alles wie eine ſcharf gezeichnete, rein illuminirte Specialkarte, nirgends wird das Auge durch eigentlich ſchöne Landſchaften erfreut; wie es denn immer geſchieht, daß wir deutſchen Compilatoren, wegen der ehrlichen Genauigkeit, womit wir Alles und Alles hingeben wollen, nie daran denken können, das Einzelne auf eine ſchöne Weiſe zu geben. Der Berg hat auch ſo etwas Deutſchruhiges, Verſtändiges, Tolerantes; eben weil er die Dinge ſo weit und klar überſchauen kann. Und wenn ſolch ein Berg ſeine Rieſenaugen öffnet, mag er wohl noch etwas mehr ſehen, als wir Zwerge, die wir mit unſern blöden Aeuglein auf ihm herum klettern. Viele wollen zwar behaupten, der Brocken ſei ſehr philiſtröſe, und Claudius ſang: „Der Blocksberg iſt der lange Herr Philiſter!“ Aber das iſt Irrthum. Durch ſeinen Kahlkopf, den er zuweilen mit einer weißen Nebelkappe bedeckt, giebt er ſich zwar einen Anſtrich von Philiſtröſität; aber, wie bei manchen andern großen Deutſchen, geſchieht es aus purer Ironie. Es iſt ſogar notoriſch, daß der Brocken ſeine burſchikoſen, phantaſtiſchen Zeiten hat, z. B. die erſte Mainacht. Dann wirft er ſeine Nebelkappe jubelnd in die Lüfte, und wird, eben ſo gut wie wir Uebrigen, recht echtdeutſch romantiſch verrückt.

Ich ſuchte gleich die ſchöne Dame in ein Geſpräch zu verflechten: denn Naturſchönheiten genießt man erſt recht, wenn man ſich auf der Stelle darüber ausſprechen kann. Sie war nicht geiſtreich, aber aufmerkſam ſinnig. Wahrhaft vornehme Formen. Ich meine nicht die gewöhnliche, ſteife, negative Vornehmheit, die genau weiß, was unterlaſſen werden muß; ſondern jene ſeltnere, freie, poſitive Vornehmheit, die uns genau ſagt, was wir thun dürfen, und die uns, bei aller Unbefangenheit, die höchſte geſellige Sicherheit giebt. Ich entwickelte, zu meiner eigenen Verwunderung, viele geographiſche Kenntniſſe, nannte der wißbegierigen Schönen alle Namen der Städte, die vor uns lagen, ſuchte und zeigte ihr dieſelben auf meiner Landkarte, die ich über den Steintiſch, der in der Mitte der Thurmplatte ſteht, mit echter Docentenmiene ausbreitete. Manche Stadt konnte ich nicht finden, vielleicht weil ich mehr mit den Fingern ſuchte, als mit den Augen, die ſich unterdeſſen auf dem Geſichte der holden Dame orientirten, und dort ſchönere Partien fanden, als „Schierke" und „Elend." Dieſes Geſicht gehörte zu denen, die nie reizen, ſelten entzücken, und immer gefallen. Ich liebe ſolche Geſichter, weil ſie mein ſchlimmbewegtes Herz zur Ruhe lächeln.

In welchem Verhältniß der kleine Herr, der die Damen begleitete, zu denſelben ſtehen mochte, konnte ich nicht errathen. Es war eine dünne, merkwürdige Figur. Ein Köpfchen, ſparſam bedeckt mit grauen Härchen, die über die kurze Stirn bis an die grünlichen Libellenaugen reichten, die runde Naſe weit hervortretend, dagegen Mund und Kinn ſich wieder ängſtlich nach den Ohren zurückziehend. Dieſes Geſichtchen ſchien aus einem zarten, gelblichen Thone zu beſtehen, woraus die

Bildhauer ihre erſten Modelle kneten; und wenn die ſchmalen Lippen zuſammenkniffen, zogen ſich über die Wangen einige tauſend halbkreisartige, feine Fältchen. Der kleine Mann ſprach kein Wort, und nur dann und wann, wenn die ältere Dame ihm etwas Freundliches zuflüſterte, lächelte er wie ein Mops, der den Schnupfen hat.

Jene ältere Dame war die Mutter der jüngeren, und auch ſie beſaß die vornehmſten Formen. Ihr Auge verrieth einen krankhaft ſchwärmeriſchen Tiefſinn, um ihren Mund lag ſtrenge Frömmigkeit, doch ſchien mir's, als ob er einſt ſehr ſchön geweſen ſei, und viel gelacht und viele Küſſe empfangen und viele erwiedert habe. Ihr Geſicht glich einem Codex palympſeſtus, wo, unter der neuſchwarzen Mönchsſchrift eines Kirchenvatertextes, die halberloſchenen Verſe eines altgriechiſchen Liebesdichters hervorlauſchen. Beide Damen waren mit ihrem Begleiter dieſes Jahr in Italien geweſen, und erzählten mir allerlei Schönes von

Rom, Florenz und Venedig. Die Mutter erzählte viel von den Raphael'ſchen Bildern in der Peterskirche; die Tochter ſprach mehr von der Oper im Theater Fenice.

Derweilen wir ſprachen, begann es zu dämmern: die Luft wurde noch kälter, die Sonne neigte ſich tiefer, und die Thurmplatte füllte ſich mit Studenten, Handwerksburſchen und einigen ehrſamen Bürgersleuten, ſammt deren Ehefrauen und Töchtern, die alle den Sonnenuntergang ſehen wollten. Es iſt ein erhabener Anblick, der die Seele zum Gebet ſtimmt. Wohl eine Viertelſtunde ſtanden Alle ernſthaft ſchweigend, und ſahen, wie der ſchöne Feuerball im Weſten allmählich verſank; die Geſichter wurden vom Abendroth angeſtrahlt, die Hände falteten ſich unwillkürlich; es war, als ſtänden wir, eine ſtille Gemeinde, im Schiffe eines Rieſendoms, und der Prieſter erhöbe jetzt den Leib des Herrn, und von der Orgel herab ergöſſe ſich Paleſtrina's ewiger Choral.

Während ich ſo in Andacht verſunken ſtehe, höre ich, daß neben mir Jemand ausruft: „Wie iſt die Natur doch im Allgemeinen ſo ſchön!“

Dieſe Worte kamen aus der gefühlvollen Bruſt meines Zimmergenoſſen, des jungen Kaufmanns. Ich gelangte dadurch wieder zu meiner Werkeltagsſtimmung, war jetzt im Stande, den Damen über den Sonnenuntergang recht viel Artiges zu ſagen, und ſie ruhig, als wäre nichts paſſirt, nach ihrem Zimmer zu führen. Sie erlaubten mir auch, ſie noch eine Stunde zu unterhalten. Wie die Erde ſelbſt drehte ſich unſre Unterhaltung um die Sonne. Die Mutter äußerte: die in Nebel verſinkende Sonne habe ausgeſehen wie eine glühende Roſe, die der galante Himmel herabgeworfen in den weit ausgebreiteten, weißen Brautſchleier ſeiner geliebten Erde. Die Tochter lächelte und meinte, der öftere Anblick ſolcher Naturerſcheinungen ſchwäche ihren Eindruck. Die Mutter berichtigte dieſe falſche Meinung durch eine Stelle aus Goethe's

Reiſebriefen, und frug mich, ob ich den Werther geleſen? Ich glaube, wir ſprachen auch von Angorakatzen, etruskiſchen Vaſen, türkiſchen Shawls, Maccaroni und Lord Byron, aus deſſen Gedichten die ältere Dame einige Sonnenuntergangsſtellen, recht hübſch lispelnd und ſeufzend, recitirte. Der jüngern Dame, die kein Engliſch verſtand, und jene Gedichte kennen lernen wollte, empfahl ich die Ueberſetzungen meiner ſchönen, geiſtreichen Landsmännin, der Baronin Eliſe von Hohenhauſen; bei welcher Gelegenheit ich nicht ermangelte, wie ich gegen junge Damen zu thun pflege, über Byron's Gottloſigkeit, Liebloſigkeit, Troſtloſigkeit, und der Himmel weiß was noch mehr, zu eifern.

Nach dieſem Geſchäfte ging ich noch auf dem Brocken ſpazieren; denn ganz dunkel wird es dort nie. Der Nebel war nicht ſtark, und ich betrachtete die Umriſſe der beiden Hügel, die man den Herenaltar und die Teufelskanzel nennt. Ich ſchoß meine Piſtole ab, doch es gab kein Echo. Plötzlich aber höre ich bekannte Stimmen und fühle mich umarmt und geküßt. Es waren meine Landsleute, die Göttingen vier Tage ſpäter verlaſſen hatten, und bedeutend erſtaunt waren, mich ganz allein auf dem Blocksberge wiederzufinden. Da gab es ein Erzählen und Verwundern und Verabreden, ein Lachen und Erinnern, und im Geiſte waren wir wieder in unſerem gelehrten Sibirien, wo die Cultur ſo groß iſt, daß die Bären in den Wirthshäuſern angebunden werden, und die Zobel dem Jäger guten Abend wünſchen.

Im großen Zimmer wurde eine Abendmahlzeit gehalten. Ein langer Tiſch mit zwei Reihen hungriger Studenten. Im Anfange gewöhnliches Univerſitätsgeſpräch: Duelle, Duelle und wieder Duelle.

Die Geſellſchaft beſtand meiſtens aus Hallenſern, und Halle wurde daher Hauptgegenſtand der Unterhaltung. Die Fenſterſcheiben des Hofraths Schütz wurden exegetiſch beleuchtet. Dann erzählte man, daß die letzte Cour bei dem König von Cypern ſehr glänzend geweſen ſei, daß er einen natürlichen Sohn erwählt, daß er ſich eine Lichtenſtein'ſche Prinzeſſin an's linke Bein antrauen laſſen, daß er die Staatsmaitreſſe abgedankt, und daß das ganze gerührte Miniſterium vorſchriftmäßig geweint habe. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ſich dieſes auf Halleſche Bierwürden bezieht. Hernach kamen die zwei Chineſen auf's Tapet, die ſich vor zwei Jahren in Berlin ſehen ließen, und jetzt in Halle zu Privatdocenten der chineſiſchen Aeſthetik abgerichtet werden. Nun wurden Witze geriſſen. Man ſetzte den Fall: ein Deutſcher ließe ſich in China für Geld ſehen; und zu dieſem Zwecke wurde ein Anſchlagzettel geſchmiedet, worin die Mandarinen Tſching-Tſchang-Tſchung und Hi-Ha-Ho begutachteten, daß es ein echter Deutſcher ſei, worin ferner ſeine Kunſtſtücke aufgerechnet wurden, die hauptſächlich in Philoſophiren, Tabackrauchen und Geduld beſtanden, und worin noch ſchließlich bemerkt wurde, daß man um zwölf Uhr, welches die Fütterungsſtunde ſei, keine Hunde mitbringen dürfe, indem dieſe dem armen Deutſchen die beſten Brocken wegzuſchnappen pflegten.

Ein junger Burſchenſchafter, der kürzlich zur Purification in Berlin geweſen, ſprach viel von dieſer Stadt; aber ſehr einſeitig. Er hatte Wiſotzki und das Theater beſucht; beide beurtheilte er falſch. „Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort u. ſ. w.“ Er ſprach von Garderobe-Aufwand, Schauſpieler- und Schauſpielerinnen-Scandal u. ſ. w. Der junge Menſch wußte nicht, daß, da in Berlin überhaupt der Schein der Dinge am meiſten gilt, was ſchon die allgemeine Redensart „man ſo duhn“ hinlänglich andeutet, dieſes Scheinweſen auf den Brettern erſt recht floriren muß, und daß daher die Intendanz am meiſten zu ſorgen hat für die „Farbe des Barts, womit eine Rolle geſpielt wird,“ für die Treue der Coſtüme, die von beeidigten Hiſtorikern vorgezeichnet, und von wiſſenſchaftlich gebildeten Schneidern genäht werden. Und das iſt nothwendig. Denn trüge mal Maria Stuart eine Schürze, die ſchon zum Zeitalter der Königin Anna gehört, ſo würde gewiß der Banquier Chriſtian Gumpel ſich mit Recht beklagen, daß ihm dadurch alle Illuſion verloren gehe; und hätte mal Lord Burleigh aus Verſehen die Hoſen von Heinrich IV. angezogen, ſo würde gewiß die Kriegsräthin von Steinzopf, geb. Lilienthau, dieſen Anachronismus den ganzen Abend nicht aus den Augen laſſen. Solche täuſchende Sorgfalt der Generalintendanz erſtreckt ſich aber nicht blos auf Schürzen und Hoſen, ſondern auch auf die darin verwickelten Perſonen. So ſoll künftig der Othello von einem wirklichen Mohren geſpielt werden, den Profeſſor Lichtenſtein ſchon zu dieſem Behufe aus Afrika verſchrieben hat; in Menſchenhaß und Reue ſoll künftig die Eulalia von einem wirklich verlaufenen Weibsbilde, der Peter von einem wirklich dummen

Jungen, und der Unbekannte von einem wirklich geheimen Hahnrei geſpielt werden, die man alle drei nicht erſt aus Afrika zu verſchreiben braucht. Hatte nun obenerwähnter junger Menſch die Verhältniſſe des Berliner Schauſpiels ſchlecht begriffen, ſo merkte er noch viel weniger, daß die Spontini'ſche Janitſcharen-Oper, mit ihren Pauken, Elephanten, Trompeten und Tamtams, ein heroiſches Mittel iſt, um unſer erſchlafftes Volk kriegeriſch zu ſtärken, ein Mittel, das ſchon Plato und Cicero ſtaatspfiffig empfohlen haben. Am allerwenigſten begriff der junge Menſch die diplomatiſche Bedeutung des Ballets. Mit Mühe zeigte ich ihm, wie in Hoguet's Füßen mehr Politik ſitzt als in Buchholz' Kopf, wie alle ſeine Tanztouren diplomatiſche Verhandlungen bedeuten, wie jede ſeiner Bewegungen eine politiſche Beziehung habe, ſo z. B. daß er unſer Cabinet meint, wenn er, ſehnſüchtig vorgebeugt, mit den Händen weit ausgreift; daß er den Bundestag meint, wenn er ſich hundertmal auf einem Fuße herumdreht, ohne vom Fleck zu kommen; daß er die kleinen Fürſten im Sinne hat, wenn er wie mit gebundenen Beinen herumtrippelt; daß er das Europäiſche Gleichgewicht bezeichnet, wenn er wie ein Trunkener hin- und herſchwankt; daß er einen Congreß andeutet, wenn er die gebogenen Arme knäuelartig in einander verſchlingt, und endlich, daß er unſern allzugroßen Freund im Oſten darſtellt, wenn er in allmählicher Entfaltung ſich in die Höhe hebt, in dieſer Stellung lange ruht, und plötzlich in die erſchrecklichſten Sprünge ausbricht. Dem jungen Manne fielen die Schuppen von den Augen, und jetzt merkte er, warum Tänzer beſſer honorirt werden, als große Dichter, warum das Ballet bei'm diplomatiſchen Corps ein unerſchöpflicher Gegenſtand des Geſprächs iſt, und warum oft eine ſchöne Tänzerin noch privatim von dem Miniſter unterhalten wird, der ſich gewiß Tag und Nacht abmüht, ſie für ſein politiſches Syſtemchen empfänglich zu machen. Bei'm Apis! wie groß iſt die Zahl der exoteriſchen, und wie klein die Zahl der eſoteriſchen Theaterbeſucher! Da ſteht das blöde Volk und gafft und bewundert Sprünge und Wendungen, und ſtudirt Anatomie in den Stellungen der Lemiere, und applaudirt die Entrechats der Röhniſch, und ſchwatzt von Grazie, Harmonie und Lenden — und keiner merkt, daß er in getanzten Chiffern das Schickſal des deutſchen Vaterlandes vor Augen hat.

Während ſolcherlei Geſpräche hin- und herflogen, verlor man doch das Nützliche nicht aus den Augen, und den großen Schüſſeln, die mit Fleiſch, Kartoffeln u. ſ. w. ehrlich angefüllt waren, wurde fleißig zugeſprochen. Jedoch das Eſſen war ſchlecht. Dieſes erwähnte ich leichthin gegen meinen Nachbar, der aber, mit einem Accente, woran ich den Schweizer erkannte, gar unhöflich antwortete: daß wir Deutſchen wie mit der wahren Freiheit, ſo auch mit der wahren Genügſamkeit unbekannt ſeien. Ich zuckte die Achſeln und bemerkte: daß die eigentlichen Fürſtenknechte und Leckerkram-Verfertiger überall Schweizer ſind und vorzugsweiſe ſo genannt werden, und daß überhaupt die jetzigen Schweizeriſchen Freiheitshelden, die ſo viel Politiſch-Kühnes in's Publicum hineinſchwatzen, mir immer vorkommen wie Haſen, die auf öffentlichen Jahrmärkten Piſtolen abſchießen, alle Kinder und Bauern durch ihre Kühnheit in Erſtaunen ſetzen, und dennoch Haſen ſind.

Der Sohn der Alpen hatte es gewiß nicht böſe gemeint, „es war ein dicker Mann, folglich ein guter Mann,“ ſagt Cervantes. Aber mein Nachbar von der andern Seite, ein Greifswalder, war durch jene Aeußerung ſehr piquirt; er betheuerte, daß deutſche Thatkraft und Einfältigkeit noch nicht erloſchen ſei, ſchlug ſich dröhnend auf die Bruſt, und leerte eine ungeheure Stange Weißbier. Der Schweizer ſagte: „Nu! Nu!“ Doch, je beſchwichtigender er dieſes ſagte, deſto eifriger ging der Greifswalder in's Geſchirr. Dieſer war ein Mann aus jenen Zeiten, als die Läuſe gute Tage hatten, und die Friſeure zu verhungern fürchteten. Er trug herabhängendes langes Haar, ein ritterliches Baret, einen ſchwarzen, altdeutſchen Rock, ein ſchmutziges Hemd, das zugleich das Amt einer Weſte verſah, und darunter ein Medaillon mit einem Haarbüſchel von Blücher's Schimmel. Er ſah aus wie ein Narr in Lebensgröße. Ich mache mir gern einige Bewegung bei'm Abendeſſen, und ließ mich daher von ihm in einen patriotiſchen Streit verflechten. Er war der Meinung, Deutſchland müſſe in dreiunddreißig Gauen getheilt werden. Ich hingegen behauptete: es müßten achtundvierzig ſein, weil man alsdann ein ſyſtematiſcheres Handbuch über Deutſchland ſchreiben könne, und es doch nothwendig ſei, das Leben mit der Wiſſenſchaft zu verbinden. Mein Greifswalder Freund war auch ein deutſcher Barde, und, wie er mir vertraute, arbeitete er an einem Nationalheldengedicht zur

Verherrlichung Hermanns und der Hermannsſchlacht. Manchen nützlichen Wink gab ich ihm für die Anfertigung dieſes Epos. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß er die Sümpfe und Knüppelwege des teutoburger Waldes ſehr onomatopöiſch durch wäſſrige und holprige Verſe andeuten könne, und daß es eine patriotiſche Feinheit wäre, wenn er den Varus und die übrigen Römer lauter Unſinn ſprechen ließe. Ich hoffe, dieſer Kunſtkniff wird ihm, eben ſo erfolgreich wie andern Berliner Dichtern, bis zur bedenklichſten Illuſion gelingen.

An unſerem Tiſche wurde es immer lauter und traulicher, der Wein verdrängte das Bier, die Punſchbowlen dampften, es wurde getrunken, ſmollirt und geſungen. Der alte Landesvater und herrliche Lieder von W. Müller, Rückert, Uhland u. ſ. w. erſchollen. Schöne Methfeſſel'ſche Melodien. Am allerbeſten erklangen unſeres Arndt's deutſche Worte: „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ, der wollte keine Knechte!“ Und draußen brauſte es, als ob der alte Berg mitſänge, und einige ſchwankende Freunde behaupteten ſogar, er ſchüttle freudig ſein kahles Haupt und unſer Zimmer werde dadurch hin und her bewegt. Die Flaſchen wurden leerer und die Köpfe voller. Der Eine brüllte, der Andere fiſtulirte, ein Dritter declamirte aus der „Schuld,“ ein Vierter ſprach Latein, ein Fünfter predigte von der Mäßigkeit, und ein Sechster ſtellte ſich auf den Stuhl und docirte: „Meine Herren! Die Erde iſt eine runde Walze, die Menſchen ſind einzelne Stiftchen darauf, ſcheinbar arglos zerſtreut; aber die Walze dreht ſich, die Stiftchen ſtoßen hier und da an und tönen, die einen oft, die andern ſelten, das giebt eine wunderbare, complicirte Muſik, und dieſe heißt Weltgeſchichte. Wir ſprechen alſo erſt von der Muſik, dann von der Welt und endlich von der Geſchichte; letztere aber theilen wir ein in Poſitiv und ſpaniſche Fliegen —" Und ſo ging's weiter mit Sinn und Unſinn.

Ein gemüthlicher Mecklenburger, der ſeine Naſe im Punſchglaſe hatte, und ſelig lächelnd den Dampf einſchnupfte, machte die Bemerkung: es ſei ihm zu Muthe, als ſtände er wieder vor dem Theaterbüffet in Schwerin! Ein Anderer hielt ſein Weinglas wie ein Perſpectiv vor die Augen und ſchien uns aufmerkſam damit zu betrachten, während ihm der rothe Wein über die Backen in's hervortretende Maul hinablief. Der Greifswalder, plötzlich begeiſtert, warf ſich an meine Bruſt und jauchzte: „O, verſtändeſt Du mich, ich bin ein Liebender, ich bin ein Glücklicher, ich werde wieder geliebt, und, Gott verdamm' mich! es iſt ein gebildetes Mädchen, denn ſie hat volle Brüſte, und trägt ein weißes Kleid und ſpielt Clavier!" — Aber der Schweizer weinte, und küßte zärtlich meine Hand und wimmerte beſtändig: „O Bäbeli! O Bäbeli!"

In dieſem verworrenen Treiben, wo die Teller tanzen und die Gläſer fliegen lernten, ſaßen mir gegenüber zwei Jünglinge, ſchön und blaß wie Marmorbilder, der Eine mehr dem Adonis der Andere mehr dem Apollo ähnlich. Kaum bemerkbar war der leichte Roſenhauch, den der Wein über ihre Wangen hinwarf. Mit unendlicher Liebe ſahen ſie ſich einander an, als wenn Einer leſen könnte in den Augen des Andern, und in dieſen Augen ſtrahlte es, als wären einige Lichttropfen hineingefallen aus jener Schale voll lodernder Liebe, die ein frommer Engel dort oben von einem Stern zum andern hinüberträgt. Sie ſprachen leiſe, mit ſehnſuchtbebender Stimme, und es waren traurige Geſchichten, aus denen ein wunderſchmerzlicher Ton hervorklang. „Die Lore iſt jetzt auch todt!" ſagte der Eine und ſeufzte, und nach einer Pauſe erzählte er von einem Halle'ſchen Mädchen, das in einen Studenten verliebt war, und als dieſer Halle verließ, mit Niemand mehr ſprach, und wenig aß, und Tag und Nacht weinte, und immer den Canarienvogel betrachtete, den der Geliebte ihr einſt geſchenkt hatte. „Der Vogel ſtarb, und bald darauf iſt auch die Lore geſtorben!“ ſo ſchloß die Erzählung, und beide Jünglinge ſchwiegen wieder und ſeufzten, als wollte ihnen das Herz zerſpringen. Endlich ſprach der Andere: „Meine Seele iſt traurig! Komm mit hinaus in die dunkle Nacht! Einathmen will ich den Hauch der Wolken und die Strahlen des Mondes. Genoſſe meiner Wehmuth! ich liebe Dich, Deine Worte tönen wie Rohrgeflüſter, wie gleitende Ströme, ſie tönen wieder in meiner Bruſt, aber meine Seele iſt traurig!“

Nun erhoben ſich die beiden Jünglinge, Einer ſchlang den Arm um den Nacken des Andern, und ſie verließen das toſende Zimmer. Ich folgte ihnen nach und ſah, wie ſie in eine dunkle Kammer traten, wie der Eine, ſtatt des Fenſters, einen großen Kleiderſchrank öffnete, wie Beide vor demſelben, mit ſehnſüchtig ausgeſtreckten Armen, ſtehen blieben und wechſelweiſe ſprachen. „Ihr Lüfte der dämmernden Nacht!“ rief der Erſte, „wie erquickend kühlt ihr meine Wangen! Wie lieblich ſpielt ihr mit meinen flatternden Locken! Ich ſteh' auf des Berges wolkigem Gipfel, unter mir liegen die ſchlafenden Städte der Menſchen, und blinken die blauen Gewäſſer. Horch! dort unten im Thale rauſchen die Tannen! Dort über die Hügel ziehen, in Nebelgeſtalten, die Geiſter der Väter. O, könnt' ich mit euch jagen, auf dem Wolkenroß, durch die ſtürmiſche Nacht, über die rollende See, zu den Sternen hinauf! Aber ach! ich bin beladen mit Leid und meine Seele iſt traurig!“ — Der andere Jüngling hatte ebenfalls ſeine Arme ſehnſuchtsvoll nach dem Kleiderſchrank ausgeſtreckt, Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und zu einer gelbledernen Hoſe, die er für den Mond hielt, ſprach er mit wehmüthiger Stimme: „Schön biſt du, Tochter des Himmels! Holdſelig iſt deines Antlitzes Ruhe! Du wandelſt einher in Lieblichkeit! Die Sterne folgen deinen blauen Pfaden im Oſten. Bei deinem Anblick erfreuen ſich die Wolken, und es lichten ſich ihre düſtern Geſtalten. Wer gleicht dir am Himmel, Erzeugte der Nacht? Beſchämt in deiner Gegenwart, ſind die Sterne, und wenden ab die grünfunkelnden Augen. Wohin, wenn des Morgens dein Antlitz erbleicht, entfliehſt du von deinem Pfade? Haſt du gleich mir deine Halle? Wohnſt du im Schatten der Wehmuth? Sind deine Schweſtern vom Himmel gefallen? Sie, die freudig mit dir die Nacht durchwallten, ſind ſie nicht mehr? Ja, ſie fielen herab, o ſchönes Licht, und du verbirgſt dich oft, ſie zu betrauern. Doch einſt wird kommen die Nacht, und du, auch du biſt vergangen, und haſt deine blauen Pfade dort oben verlaſſen. Dann erheben die Sterne ihre grünen Häupter, die einſt deine Gegenwart beſchämt, ſie werden ſich freuen. Doch jetzt biſt du gekleidet in deiner Strahlenpracht und ſchauſt herab aus den Thoren des Himmels. Zerreißt die Wolken, o Winde, damit die Erzeugte der Nacht hervorzuleuchten vermag, und die buſchigen Berge erglänzen, und das Meer ſeine ſchäumenden Wogen rolle in Licht!“

Ein wohlbekannter, nicht ſehr magerer Freund, der mehr getrunken als gegeſſen hatte, obgleich er auch heute Abend, wie gewöhnlich, eine Portion Rindfleiſch verſchlungen, wovon ſechs Gardelieutenants und ein unſchuldiges Kind ſatt geworden wären, dieſer kam jetzt in allzugutem Humor, d. h. ganz en Schwein, vorbeigerannt, ſchob die beiden elegiſchen Freunde etwas unſanft in den Schrank hinein, polterte nach der Hausthüre, und wirthſchaftete draußen ganz mörderlich. Der Lärm im Saal wurde auch immer verworrener und dumpfer. Die beiden Jünglinge im Schranke jammerten und wimmerten, ſie lägen zerſchmettert am Fuße des Berges; aus dem Hals ſtrömte ihnen der edle Rothwein, ſie überſchwemmten ſich wechſelſeitig, und der Eine ſprach zum Andern: „Lebe wohl! Ich fühle, daß ich verblute. Warum weckſt du mich, Frühlingsluft? Du buhlſt und ſprichſt: ich bethaue dich mit Tropfen des Himmels. Doch die Zeit meines Welkens iſt nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wanderer kommen, der mich ſah in meiner Schönheit, ringsum wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden. —" Aber Alles übertobte die wohlbekannte Baßſtimme, die draußen vor der Thüre, unter Fluchen und Jauchzen, ſich gottläſterlich beklagte: daß auf der ganzen dunkeln Weenderſtraße keine einzige Laterne brenne, und man nicht einmal ſehen könne, bei wem man die Fenſterſcheiben eingeſchmiſſen habe.

Ich kann viel vertragen — die Beſcheidenheit erlaubt mir nicht, die Bouteillenzahl zu nennen — und ziemlich gut conditionirt gelangte ich nach meinem Schlafzimmer. Der junge Kaufmann lag ſchon im Bette, mit ſeiner kreideweißen Nachtmütze und ſafrangelben Jacke von Geſundheitsflanell. Er ſchlief noch nicht und ſuchte ein Geſpräch mit mir anzuknüpfen. Er war ein Frankfurt-am-Mainer, und folglich ſprach er gleich von den Juden, die alles Gefühl für das Schöne und Edle verloren haben, und die engliſchen Waaren 25 Procent unter dem Fabrikpreiſe verkaufen. Es ergriff mich die Luſt, ihn etwas zu myſtificiren; deshalb ſagte ich ihm: ich ſei ein Nachtwandler, und müſſe im Voraus um Entſchuldigung bitten, für den Fall, daß ich ihn etwa im Schlafe ſtören möchte. Der arme Menſch hat deshalb, wie er mir den andern Tag geſtand, die ganze Nacht nicht geſchlafen, da er die Beſorgniß hegte, ich könnte mit meinen Piſtolen, die vor meinem Bette lagen, im Nachtwandlerzuſtande ein Malheur anrichten. Im Grunde war es mir nicht viel beſſer als ihm gegangen, ich hatte ſehr ſchlecht geſchlafen. Wüſte, beängſtigende Phantaſiegebilde. Ein Clavierauszug aus Dante's „Hölle.“ Am Ende träumte mir gar, ich ſähe die Aufführung einer juriſtiſchen Oper, die Falcidia geheißen, erbrechtlicher Text von Gans, und Muſik von Spontini. Ein toller Traum. Das römiſche Forum leuchtete prächtig. Serv. Aſinius Göſchenus als Prätor auf ſeinem Stuhle, die Toga in ſtolze Falten werfend, ergoß ſich in polternden Recitativen; Marcus Tullius Elverſus, als Prima Donna legataria, all' ſeine holde Weiblichkeit offenbarend, ſang die liebeſchmelzende Bravourarie quicunque civis romanus; ziegelroth geſchminkte Referendarien brüllten als Chor der Unmündigen; Privatdocenten, als Genien in fleiſchfarbigen Tricot gekleidet, tanzten ein antejuſtinianeiſches Ballet und bekränzten mit Blumen die zwölf Tafeln; unter Donner und Blitz ſtieg aus der Erde der beleidigte Geiſt der römiſchen Geſetzgebung, hierauf Poſaunen, Tamtam, Feuerregen, cum omni causa.

Aus dieſem Lärmen zog mich der Brockenwirth, indem er mich weckte, um den Sonnen-aufgang anzuſehen. Auf dem Thurm fand ich ſchon einige Harrende, die ſich die frierenden Hände rieben, Andere, noch den Schlaf in den Augen, taumelten herauf. Endlich ſtand die ſtille Gemeinde von geſtern Abend wieder ganz verſammelt, und ſchweigend ſahen wir, wie am Horizonte die kleine carmoiſinrothe Kugel emporſtieg, eine winterlich dämmernde Beleuchtung ſich verbreitete, die Berge wie in einem weißwallenden Meere ſchwammen, und blos die Spitzen derſelben ſichtbar hervortraten, ſo daß man auf einem kleinen Hügel zu ſtehen glaubte, mitten auf einer überſchwemmten Ebene, wo nur hier und da eine trockene Erdſcholle hervortritt. Um das Geſehene und Empfundene in Worten feſtzuhalten, zeichnete ich folgendes Gedicht:

Heller wird es ſchon im Oſten
Durch der Sonne kleines Glimmen,
Weit und breit die Bergesgipfel
In dem Nebelmeere ſchwimmen.

Hätt' ich Siebenmeilenſtiefel,
Lief ich mit der Haſt des Windes
Ueber jene Bergesgipfel,
Nach dem Haus des lieben Kindes.

Von dem Bettchen, wo ſie ſchlummert,
Zög' ich leiſe die Gardinen,
Leiſe küßt' ich ihre Stirne,
Leiſe ihres Mund's Rubinen.

Und noch leiſer wollt' ich flüſtern
In die kleinen Lilienohren:
Denk' im Traum, daß wir uns lieben,
Und daß wir uns nie verloren.

Indeſſen, meine Sehnſucht nach einem Frühſtück war ebenfalls groß, und nachdem ich meinen Damen einige Höflichkeiten geſagt, eilte ich hinab, um in der warmen Stube Kaffee zu trinken. Es that Noth; in meinem Magen ſah es ſo nüchtern aus, wie in der Goslar'ſchen Stephanskirche. Aber mit dem arabiſchen Trank rieſelte mir auch der warme Orient durch die Glieder, öſtliche Roſen umdufteten mich, ſüße Bulbul-Lieder erklangen, die Studenten verwandelten ſich in Kameele, die Brockenhausmädchen, mit ihren Congreviſchen Blicken, wurden zu Houris, die Philiſternaſen wurden Minarets u. ſ. w.

Das Buch, das neben mir lag, war aber nicht der Koran. Unſinn enthielt es freilich genug. Es war das ſogenannte Brockenbuch, worin alle Reiſende, die den Berg erſteigen, ihre Namen ſchreiben, und die Meiſten noch einige Gedanken, und in Ermangelung derſelben, ihre Gefühle hinzu notiren. Viele drücken ſich ſogar in Verſen aus. In dieſem Buche ſieht man, welche Greuel entſtehen, wenn der große Philiſtertroß bei gebräuchlichen Gelegenheiten, wie hier auf dem Brocken, ſich vorgenommen hat, poetiſch zu werden. Der Palaſt des Prinzen von Pallagonia enthält keine ſo große Abgeſchmacktheiten, wie dieſes Buch, wo beſonders hervorglänzen die Herren Acciſeeinnehmer mit ihren verſchimmelten Hochgefühlen, die Comtoirjünglinge mit ihren pathetiſchen Seelenergüſſen, die altdeutſchen Revolutionsdilettanten mit ihren Turngemeinplätzen, die Berliner Schullehrer mit ihren verunglückten Entzückungsphraſen u. ſ. w. Herr Johannes Hagel will ſich auch mal als Schriftſteller zeigen. Hier wird des Sonnenaufgangs majeſtätiſche Pracht beſchrieben; dort wird geklagt über ſchlechtes Wetter, über getäuſchte Erwartungen, über den Nebel, der alle Ausſicht verſperrt. „Benebelt herauf gekommen und benebelt hinunter gegangen!“ iſt ein ſtehender Witz, der hier von Hunderten nachgeriſſen wird.

Das ganze Buch riecht nach Käſe, Bier und Tabak; man glaubt einen Roman von Clauren zu leſen.

Während ich nun beſagtermaßen Kaffee trank und im Brockenbuche blätterte, trat der Schweizer mit hochrothen Wangen herein, und voller Begeiſterung erzählte er von dem erhabenen Anblick, den er oben auf dem Thurm genoſſen, als das reine, ruhige Licht der Sonne, Sinnbild der Wahrheit, mit den nächtlichen Nebelmaſſen gekämpft, daß es ausgeſehen habe, wie eine Geiſterſchlacht, wo zürnende Rieſen ihre langen Schwerter ausſtrecken, geharniſchte Ritter, auf bäumenden Roſſen, einher jagen, Streitwagen, flatternde Banner, abenteuerliche Thierbildungen aus dem wildeſten Gewühle hervor tauchen, bis endlich Alles in den wahnſinnigſten Verzerrungen zuſammen kräuſelt, blaſſer und blaſſer zerrinnt und ſpurlos verſchwindet. Dieſe demagogiſche Naturerſcheinung hatte ich verſäumt, und ich kann, wenn es zur Unterſuchung kommt, eidlich verſichern: daß ich von nichts weiß, als vom Geſchmack des guten braunen Kaffee's. Ach, dieſer war ſogar Schuld, daß ich meine ſchöne Dame vergeſſen, und jetzt ſtand ſie vor der Thür, mit Mutter und Begleiter, im Begriff den Wagen zu beſteigen. Kaum hatte ich noch Zeit hin zu eilen und ihr zu verſichern, daß es kalt ſei. Sie ſchien unwillig, daß ich nicht früher gekommen; doch ich glättete bald die mißmüthigen Falten ihrer ſchönen Stirn, indem ich ihr eine wunderliche Blume ſchenkte, die ich den Tag vorher, mit halsbrechender Gefahr, von einer ſteilen Felſenwand gepflückt hatte. Die Mutter verlangte den Namen der Blume zu wiſſen, gleichſam als ob ſie es unſchicklich fände, daß ihre Tochter eine fremde, unbekannte Blume vor die Bruſt ſtecke — denn wirklich, die Blume erhielt dieſen beneidenswerthen Platz, was ſie ſich gewiß geſtern auf ihrer einſamen Höhe nicht träumen ließ. Der ſchweigſame Begleiter öffnete jetzt auf einmal den Mund, zählte die Staubfäden der Blume und ſagte ganz trocken: ſie gehört zur achten Claſſe.

Es ärgert mich jedesmal, wenn ich ſehe, daß man auch Gottes liebe Blumen, eben ſo wie uns, in Kaſten getheilt hat, und nach ähnlichen Aeußerlichkeiten, nämlich nach Staubfäden-Verſchiedenheit. Soll doch mal eine Eintheilung ſtattfinden, ſo folge man dem Vorſchlage Theophraſt's, der die Blumen mehr nach dem Geiſte, nämlich nach ihrem Geruch, eintheilen wollte. Was mich betrifft, ſo habe ich in der Naturwiſſenſchaft mein eigenes Syſtem, und demnach theile ich Alles ein: in dasjenige, was man eſſen kann, und in dasjenige, was man nicht eſſen kann.

Jedoch, der ältern Dame war die geheimnißvolle Natur der Blumen nichts weniger als verſchloſſen, und unwillkürlich äußerte ſie: daß ſie von den Blumen, wenn ſie noch im Garten oder im Topfe wachſen, recht erfreut werde, daß hingegen ein leiſes Schmerzgefühl, traumhaft beängſtigend, ihre Bruſt durchzittere, wenn ſie eine abgebrochene Blume ſehe — da eine ſolche doch eigentlich eine Leiche ſei, und ſo eine gebrochene, zarte Blumenleiche ihr welkes Köpfchen recht traurig herabhängen laſſe, wie ein todtes Kind. Die Dame war faſt erſchrocken über den trüben Wiederſchein ihrer Bemerkung, und es war meine

Pflicht, denſelben mit einigen Voltaire'ſchen Verſen zu verſcheuchen. Wie doch ein Paar franzöſiſche Worte uns gleich in die gehörige Convenienzſtimmung zurückverſetzen können! Wir lachten, Hände wurden geküßt, huldreich wurde gelächelt, die Pferde wieherten und der Wagen holperte, langſam und beſchwerlich, den Berg hinunter.

Nun machten auch die Studenten Anſtalt zum Abreiſen, die Ranzen wurden geſchnürt, die Rechnungen, die über alle Erwartung billig ausfielen, berichtigt, die empfänglichen Hausmädchen, auf deren Geſichtern die Spuren glücklicher Liebe, brachten, wie gebräuchlich iſt, die Brockenſträußchen, halfen ſolche auf die Mützen befeſtigen, wurden dafür mit einigen Küſſen oder Groſchen honorirt; und ſo ſtiegen wir Alle den Berg hinab, indem die Einen, wobei der Schweizer und Greifswalder, den Weg nach Schierke einſchlugen, und die Andern, ungefähr zwanzig Mann, wobei auch meine Landsleute und ich, angeführt von einem

Wegweiſer, durch die ſogenannten Schneelöcher hinabzogen nach Ilſenburg.

Das ging über Hals und Kopf. Halle'ſche Studenten marſchiren ſchneller als die öſterreichiſche Landwehr. Ehe ich mich deſſen verſah, war die kahle Partie des Berges mit den darauf zerſtreuten Steingruppen ſchon hinter uns, und wir kamen durch einen Tannenwald, wie ich ihn den Tag vorher geſehen. Die Sonne goß ſchon ihre feſtlichen Strahlen herab und beleuchtete die humoriſtiſch buntgekleideten Burſchen, die ſo munter durch das Dickicht drangen, hier verſchwanden, dort wieder zum Vorſchein kamen, bei Sumpfſtellen über die quergelegten Baumſtämme liefen, bei abſchüſſigen Tiefen an den rankenden Wurzeln kletterten, in den ergötzlichſten Tonarten empor johlten, und eben ſo luſtige Antwort zurück erhielten von den zwitſchernden Waldvögeln, von den rauſchenden Tannen, von den unſichtbar plätſchernden Quellen und von dem ſchallenden Echo. Wenn frohe Jugend und ſchöne Natur zuſammenkommen, ſo freuen ſie ſich wechſelſeitig.

Je tiefer wir hinabſtiegen, deſto lieblicher rauſchte das unterirdiſche Gewäſſer, nur hier und da, unter Geſtein und Geſtrüppe, blinkte es hervor, und ſchien heimlich zu lauſchen, ob es an's Licht treten dürfe, und endlich kam eine kleine Welle entſchloſſen hervorgeſprungen. Nun zeigt ſich die gewöhnliche Erſcheinung: ein Kühner macht den Anfang, und der große Troß der Zagenden wird plötzlich, zu ſeinem eigenen Erſtaunen, von Muth ergriffen, und eilt, ſich mit jenem Erſten zu vereinigen. Eine Menge anderer Quellen hüpften jetzt haſtig aus ihrem Verſteck, verbanden ſich mit der zuerſt hervorgeſprungenen, und bald bildeten ſie zuſammen ein ſchon bedeutendes Bächlein, das in unzähligen Waſſerfällen und in wunderlichen Windungen das Bergthal hinabrauſcht. Das iſt nun die Ilſe, die liebliche, ſüße Ilſe. Sie zieht ſich durch das geſegnete Ilſethal, an deſſen beiden Seiten ſich die Berge allmählich höher erheben, und dieſe ſind, bis zu ihrem Fuße, meiſtens mit Buchen, Eichen und gewöhnlichem Blattgeſträuche bewachſen, nicht mehr mit Tannen und anderm Nadelholz. Denn jene Blätterholzart wird vorherrſchend auf dem „Unterharze,“ wie man die Oſtſeite des Brockens nennt, im Gegenſatz zur Weſtſeite deſſelben, die der „Oberharz“ heißt, und wirklich viel höher iſt, und alſo auch viel geeigneter zum Gedeihen der Nadelhölzer.

Es iſt unbeſchreibbar, mit welcher Fröhlichkeit, Naivetät und Anmuth die Ilſe ſich hinunterſtürzt über die abenteuerlich gebildeten Felsſtücke, die ſie in ihrem Laufe findet, ſo daß das Waſſer hier wild emporziſcht oder ſchäumend überläuft, dort aus allerlei Steinſpalten, wie aus tollen Gießkannen, in reinen Bögen ſich ergießt, und unten wieder über die kleinen Steine hintrippelt, wie ein munteres Mädchen. Ja, die Sage iſt wahr, die Ilſe iſt eine Prinzeſſin, die lachend und blühend den Berg hinabläuft. Wie blinkt im Sonnenſchein ihr weißes Schaumgewand! Wie flattern im Winde ihre ſilbernen Buſenbänder! Wie funkeln und blitzen ihre Diamanten! Die hohen Buchen ſtehen dabei gleich ernſten Vätern, die verſtohlen lächelnd dem Muthwillen des lieblichen Kindes zuſehen; die weißen Birken bewegen ſich tantenhaft vergnügt, und doch zugleich ängſtlich über die gewagten Sprünge; der ſtolze Eichbaum ſchaut drein wie ein verdrießlicher Oheim, der das ſchöne Wetter bezahlen ſoll; die Vögelein in den Lüften jubeln ihren Beifall, die Blumen am Ufer flüſtern zärtlich: O, nimm uns mit, nimm uns mit, lieb' Schweſterchen! — aber das luſtige Mädchen ſpringt unaufhaltſam weiter, und plötzlich ergreift ſie den träumenden Dichter, und es ſtrömt auf mich herab ein Blumenregen von klingenden Strahlen und ſtrahlenden Klängen, und die Sinne vergehen mir vor lauter Herrlichkeit, und ich höre nur noch die flötenſüße Stimme:

Ich bin die Prinzeſſin Ilſe,
Und wohne im Ilſenſtein;
Komm mit nach meinem Schloſſe,
Wir wollen ſelig ſein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du ſollſt deine Schmerzen vergeſſen,
Du ſorgenkranker Geſell'!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Bruſt,
Da ſollſt du liegen und träumen
Von alter Märchenluſt.

Ich will dich küſſen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiſer Heinrich,
Der nun geſtorben iſt.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebendige lebt;
Und ich bin ſchön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein kryſtallenes Schloß,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauſchen die ſeidenen Schleppen,
Es klirren die Eiſenſpor'n,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fiedeln und blaſen das Horn.

Doch dich ſoll mein Arm umſchlingen,
Wie er Kaiſer Heinrich umſchlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Unendlich ſelig iſt das Gefühl, wenn die Erſcheinungswelt mit unſerer Gemüthswelt zuſammenrinnt, und grüne Bäume, Gedanken, Vögelgeſang, Wehmuth, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft ſich in ſüßen Arabesken verſchlingen. Die Frauen kennen am beſten dieſes Gefühl, und darum mag auch ein ſo holdſelig ungläubiges Lächeln um ihre Lippen ſchweben, wenn wir mit Schulſtolz unſere logiſchen Thaten rühmen, wie wir Alles ſo hübſch eingetheilt in objectiv und ſubjectiv, wie wir unſere Köpfe apothekenartig mit tauſend Schubladen verſehen, wo in der einen Vernunft, in der andern Verſtand, in der dritten Witz, in der vierten ſchlechter Witz, und in der fünften gar nichts, nämlich die Idee, enthalten iſt.

Wie im Traume fortwandelnd, hatte ich faſt nicht bemerkt, daß wir die Tiefe des Ilſethales verlaſſen und wieder bergauf ſtiegen. Dies ging ſehr ſteil und mühſam, und Mancher von uns kam außer Athem. Doch wie unſer ſeliger Vetter, der zu Mölln begraben liegt, dachten wir im Voraus an's Bergabſteigen, und waren um ſo vergnügter. Endlich gelangten wir auf den Ilſenſtein.

Das iſt ein ungeheurer Granitfelſen, der ſich lang und keck aus der Tiefe erhebt. Von drei Seiten umſchließen ihn die hohen, waldbedeckten Berge, aber die vierte, die Nordſeite, iſt frei, und hier ſchaut man das unten liegende Ilſenburg und die Ilſe, weit hinab in's niedere Land. Auf der thurmartigen Spitze des Felſens ſteht ein großes, eiſernes Kreuz, und zur Noth iſt da noch Platz für vier Menſchenfüße.

Wie nun die Natur, durch Stellung und Form, den Ilſenſtein mit phantaſtiſchen Reizen geſchmückt, ſo hat auch die Sage ihren Roſenſchein darüber ausgegoſſen. Gottſchalk berichtet: „Man erzählt, hier habe ein verwünſchtes Schloß geſtanden, in welchem die reiche, ſchöne Prinzeſſin Ilſe gewohnt, die ſich noch jetzt jeden Morgen in der Ilſe bade; und wer ſo glücklich iſt, den rechten Zeitpunkt zu treffen, werde von ihr in den Felſen, wo ihr Schloß ſei, geführt und königlich belohnt!“ Andere erzählen von der Liebe des Fräuleins Ilſe und des Ritters von Weſtenberg eine hübſche Geſchichte, die einer unſerer bekannteſten Dichter romantiſch in der „Abendzeitung“ beſungen hat. Andere wieder erzählen anders: es ſoll der altſächſiſche Kaiſer Heinrich geweſen ſein, der mit Ilſe, der ſchönen Waſſerfee, in ihrer verzauberten Felſenburg die kaiſerlichſten Stunden genoſſen. Ein neuerer Schriftſteller, Herr Niemann, Wohlgeb., der ein Harzreiſebuch geſchrieben, worin er die Gebirgshöhen, Abweichungen der Magnetnadel, Schulden der Städte und dergleichen mit löblichem Fleiße und genauen Zahlen angegeben, behauptet indeß: „Was man von der ſchönen Prinzeſſin Ilſe erzählt, gehört dem Fabelreiche an.“ So ſprechen alle dieſe Leute, denen eine ſolche Prinzeſſin niemals erſchienen iſt, wir aber, die wir von ſchönen Damen beſonders begünſtigt werden, wiſſen das beſſer. Auch Kaiſer Heinrich wußte es. Nicht umſonſt hingen die altſächſiſchen Kaiſer ſo ſehr an ihrem heimiſchen Harze. Man blättere nur in der hübſchen Lüneburger Chronik, wo die guten, alten Herren, in wunderlich treuherzigen Holzſchnitten, abconterfeit ſind, wohl geharniſcht, hoch auf ihrem gewappneten Schlachtroß, die heilige Kaiſerkrone auf dem theuren Haupte, Scepter und Schwert in feſten Händen; und auf den lieben, knebelbärtigen Geſichtern kann man deutlich leſen, wie oft ſie ſich nach den ſüßen Herzen ihrer Harzprinzeſſinnen und dem traulichen Rauſchen der Harzwälder zurückſehnten, wenn ſie in der Fremde weilten, wol gar in dem citronen- und giftreichen Welſchland, wohin ſie und ihre Nachfolger ſo oft verlockt wurden von dem Wunſche, römiſche Kaiſer zu heißen, einer echt-deutſchen Titelſucht, woran Kaiſer und Reich zu Grunde gingen.

Ich rathe aber Jedem, der auf der Spitze des Ilſenſteins ſteht, weder an Kaiſer und Reich, noch an die ſchöne Ilſe, ſondern blos an ſeine Füße zu denken. Denn als ich dort ſtand, in Gedanken verloren, hörte ich plötzlich die unterirdiſche Muſik des Zauberſchloſſes, und ich ſah, wie ſich die Berge ringsum auf die Köpfe ſtellten, und die rothen Ziegeldächer zu Ilſenburg anfingen zu tanzen, und die grünen Bäume in der blauen Luft herumflogen, daß es mir blau und grün vor den Augen wurde, und ich ſicher, vom Schwindel erfaßt, in den Abgrund geſtürzt wäre, wenn ich mich nicht, in meiner Seelennoth, an's eiſerne Kreuz feſtgeklammert hätte. Daß ich, in ſo mißlicher Stellung, dieſes letztere gethan habe, wird mir gewiß Niemand verdenken.

Die „Harzreiſe“ iſt und bleibt Fragment, und die bunten Fäden, die ſo hübſch hineingeſponnen ſind, um ſich im Ganzen harmoniſch zu verſchlingen, werden plötzlich, wie von der Schere der unerbittlichen Parze, abgeſchnitten. Vielleicht verwebe ich ſie weiter in künftigen Liedern, und was jetzt kärglich verſchwiegen iſt, wird alsdann vollauf geſagt. Am Ende kommt es auch auf Eins heraus, wann und wo man etwas ausgeſprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausſpricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn ſie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch ſolche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schroffe ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden. Dieſes würde vielleicht ſchon bei den erſten Blättern der Harzreiſe der Fall ſein, und ſie könnten wol einen minder ſauern Eindruck hervorbringen, wenn man anderweitig erführe, daß der Unmuth, den ich gegen Göttingen im Allgemeinen hege, obſchon er noch größer iſt, als ich ihn ausgeſprochen, doch lange nicht ſo groß iſt wie die Verehrung, die ich für einige Individuen dort empfinde. Und warum ſollte ich es verſchweigen, ich meine hier ganz beſonders jenen viel theuern Mann, der ſchon in frühern Zeiten ſich ſo freundlich meiner annahm, mir ſchon damals eine innige Liebe für das Studium der Geſchichte einflößte, mich ſpäterhin in dem Eifer für daſſelbe beſtärkte, und dadurch meinen Geiſt auf ruhigere Bahnen führte, meinem Lebensmuthe heilſamere Richtungen anwies, und mir überhaupt jene hiſtoriſchen Tröſtungen bereitete, ohne welche ich die qualvollen Erſcheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde. Ich ſpreche von Georg Sartorius, dem großen

Geſchichtsforſcher und Menſchen, deſſen Auge ein klarer Stern iſt in unſerer dunkeln Zeit, und deſſen gaſtliches Herz offen ſteht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Beſorgniſſe des Bettlers und des Königs, und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter. —

Ich kann nicht umhin, hier ebenfalls anzudeuten: daß der Oberharz, jener Theil des Harzes, den ich bis zum Anfang des Ilſethals beſchrieben habe, bei weitem keinen ſo erfreulichen Anblick, wie der romantiſch maleriſche Unterharz gewährt, und in ſeiner wildſchroffen, tannendüſtern Schönheit gar ſehr mit demſelben contraſtirt; ſo wie ebenfalls die drei, von der Ilſe, von der Bode und von der Selke gebildeten Thäler des Unterharzes gar anmuthig unter einander contraſtiren, wenn man den Charakter jedes Thales zu perſonificiren weiß. Es ſind drei Frauengeſtalten, wovon man nicht ſo leicht zu entſcheiden vermag, welche die ſchönſte ſei.

Von der lieben, ſüßen Ilſe und wie ſüß und lieblich ſie mich empfangen, habe ich ſchon geſagt und geſungen. Die düſtere Schöne, die Bode, empfing mich nicht ſo gnädig, und als ich ſie im ſchmiededunkeln Rübeland zuerſt erblickte, ſchien ſie gar mürriſch und verhüllte ſich in einen ſilbergrauen Regenſchleier. Aber mit raſcher Liebe warf ſie ihn ab, als ich auf die Höhe der Roßtrappe gelangte, ihr Antlitz leuchtete mir entgegen in ſonnigſter Pracht, aus allen Zügen hauchte eine koloſſale Zärtlichkeit, und aus der bezwungenen Felſenbruſt drang es hervor wie Sehnſuchtſeufzer und ſchmelzende Laute der Wehmuth. Minder zärtlich, aber fröhlicher, zeigte ſich mir die ſchöne Selke, die ſchöne, liebenswürdige Dame, deren edle Einfalt und heitere Ruhe alle ſentimentale Familiarität entfernt hält, die aber doch durch ein halbverſtecktes Lächeln ihren neckenden Sinn verräth; und dieſem möchte ich es wol zuſchreiben, daß mich im Selkethal gar mancherlei kleines Ungemach heimſuchte, daß ich, indem ich über das Waſſer ſpringen wollte, juſt in die Mitte hineinplumpſte, daß nachher, als ich das naſſe Fußzeug mit Pantoffeln vertauſcht hatte, einer derſelben mir abhanden, oder vielmehr abfüßen kam, daß mir ein Windſtoß die Mütze entführte, daß mir Walddorne die Beine zerfetzten, u. leider ſ. w. Doch all dieſes Ungemach verzeihe ich gern der ſchönen Dame, denn ſie iſt ſchön. Und jetzt ſteht ſie vor meiner Einbildung mit all' ihrem ſtillen Liebreiz, und ſcheint zu ſagen: wenn ich auch lache, ſo meine ich es doch gut mit Ihnen, und ich bitte Sie, beſingen Sie mich. Die herrliche Bode tritt ebenfalls hervor in meiner Erinnerung, und ihr dunkles Auge ſpricht: du gleichſt mir im Stolz und im Schmerze, und ich will, daß du mich liebſt. Auch die ſchöne Ilſe kommt herangeſprungen, zierlich und bezaubernd in Miene, Geſtalt und Bewegung; ſie gleicht ganz dem holden Weſen, das meine Träume beſeligt, und ganz wie Sie, ſchaut ſie mich an, mit unwiderſtehlicher Gleichgültigkeit und doch zugleich ſo innig, ſo ewig, ſo durchſichtig wahr. — Nun, ich bin Paris, die drei Göttinnen ſtehen vor mir, und den Apfel gebe ich der ſchönen Ilſe.

Es iſt heute der erſte Mai. Wie ein Meer des Lebens ergießt ſich der Frühling über die Erde, der weiße Blüthenſchaum bleibt an den Bäumen hängen, ein weiter, warmer Nebelglanz verbreitet ſich überall. In der Stadt blitzen freudig die Fenſterſcheiben der Häuſer, an den Dächern bauen die Spatzen wieder ihre Neſtchen, auf der Straße wandeln die Leute und wundern ſich, daß die Luft ſo angreifend und ihnen ſelbſt ſo wunderlich zu Muthe iſt; die bunten Vierlanderinnen bringen Veilchenſträußer; die Waiſenkinder, mit ihren blauen Jäckchen und ihren lieben, unehelichen Geſichtchen, ziehen über den Jungfernſtieg und freuen ſich, als ſollten ſie heute einen Vater wiederfinden; der Bettler an der Brücke ſchaut ſo vergnügt, als hätte er das große Loos gewonnen;

ſogar den ſchwarzen, noch ungehenkten Makler, der dort mit ſeinem ſpitzbübiſchen Manufacturwaaren-Geſicht einherläuft, beſcheint die Sonne mit ihren toleranteſten Strahlen, — ich will hinauswandern vor das Thor.

Es iſt der erſte Mai, und ich denke deiner, du ſchöne Ilſe — oder ſoll ich dich „Agnes" nennen, weil mir dieſer Name am beſten gefällt? — ich denke deiner, und ich möchte wieder zuſehen, wie du leuchtend den Berg hinabläufſt. Am liebſten aber möchte ich unten im Thale ſtehen und dich auffangen in meine Arme. — Es iſt ein ſchöner Tag! Ueberall ſehe ich die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung. Ueberall, wie holde Wunder, blühen hervor die Blumen, und auch mein Herz will wieder blühen. Dieſes Herz iſt auch eine Blume, eine gar wunderliche. Es iſt kein beſcheidenes Veilchen, keine lachende Roſe, keine reine Lilie, oder ſonſtiges Blümchen, das mit artiger Lieblichkeit den Mädchenſinn erfreut, und ſich hübſch vor den hübſchen Buſen ſtecken läßt, und heute welkt und morgen wieder blüht. Dieſes Herz gleicht mehr jener ſchweren, abenteuerlichen Blume aus den Wäldern Braſiliens, die der Sage nach alle hundert Jahre nur einmal blüht. Ich erinnere mich, daß ich als Knabe eine ſolche Blume geſehen. Wir hörten in der Nacht einen Schuß, wie von einer Piſtole, und am folgenden Morgen erzählten mir die Nachbarskinder, daß es ihre „Aloe“ geweſen, die mit ſolchem Knalle plötzlich aufgeblüht ſei. Sie führten mich in ihren Garten, und da ſah ich, zu meiner Verwunderung, daß das niedrige, harte Gewächs, mit den närriſch breiten, ſcharfgezackten Blättern, woran man ſich leicht verletzen konnte, jetzt ganz in die Höhe geſchoſſen war, und oben, wie eine goldene Krone, die herrlichſte Blüthe trug. Wir Kinder konnten nicht mal ſo hoch hinauf ſehen, und der alte, ſchmunzelnde Chriſtian, der uns lieb hatte, baute eine hölzerne Treppe um die Blume herum, und da kletterten wir hinauf, wie die Katzen, und ſchauten neugierig in den offenen Blumenkelch, woraus die gelben Strahlenfäden und wildfremden Düfte mit unerhörter Pracht hervordrangen.

Ja, Agnes, oft und leicht kommt dieſes Herz nicht zum Blühen; ſo viel ich mich erinnere, hat es nur ein einziges Mal geblüht, und das mag ſchon lange her ſein, gewiß ſchon hundert Jahre. Ich glaube, ſo herrlich auch damals ſeine Blüthe ſich entfaltete, ſo mußte ſie doch aus Mangel an Sonnenſchein und Wärme elendiglich verkümmern, wenn ſie nicht gar von einem dunkeln Wintersſturme gewaltſam zerſtört worden. Jetzt aber regt und drängt es ſich wieder in meiner Bruſt und hörſt du plötzlich den Schuß — Mädchen erſchrick nicht! ich hab' mich nicht todt geſchoſſen, ſondern meine Liebe ſprengt ihre Knoſpe, und ſchießt empor in ſtrahlenden Liedern, in ewigen Dithyramben, in freudigſter Sangesfülle.

Iſt dir aber dieſe hohe Liebe zu hoch, Mädchen, ſo mach' es dir bequem, und beſteige die hölzerne Treppe, und ſchaue von dieſer hinab in mein blühendes Herz.

Es iſt noch früh am Tage, die Sonne hat kaum die Hälfte ihres Weges zurückgelegt und mein Herz duftet ſchon ſo ſtark, daß es mir betäubend zu Kopfe ſteigt, daß ich nicht mehr weiß, wo die Ironie aufhört und der Himmel anfängt, daß ich die Luft mit meinen Seufzern bevölkere, und daß ich ſelbſt wieder zerrinnen möchte in ſüße Atome, in die unerſchaffene Gottheit; — wie ſoll das erſt gehen, wenn es Nacht wird, und die Sterne am Himmel erſcheinen, „die unglückſel'gen Sterne, die dir ſagen können — —“

Es iſt der erſte Mai, der lumpigſte Ladenſchwengel hat heute das Recht, ſentimental zu werden, und dem Dichter wollteſt du es verwehren?

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

ŒUVRES

DE

HENRI HEINE

PARIS. — IMPRIMERIE J. CLAYE
RUE SAINT-BENOIT 7

DE

L'ALLEMAGNE

PAR

HENRI HEINE

NOUVELLE ÉDITION
Entièrement revue et considérablement augmentée

TOME DEUXIÈME

PARIS
MICHEL LÉVY FRÈRES, ÉDITEURS
RUE VIVIENNE, 2 BIS
—
1855

L'auteur et les éditeurs se réservent le droit de traduction
et de reproduction à l'étranger.

Jl
18 879 b

A NÉPKÖNYVTÁRI KÖZPONTTÓL
NEM ADHATÓ EL! D.

NATIONALE FORSCHUNGS- UND GEDENK-STÄTTEN
BIBLIOTHEK DER KLASSISCHEN DEUTSCHEN LITERATUR IN WEIMAR

SIXIÈME PARTIE

— RÉVEIL DE LA VIE POLITIQUE —

Partout régnait un calme plat. Le soleil versait des rayons élégiaques sur le large dos de la patience allemande. Aucun souffle de vent n'agitait la paisible girouette sur les pieuses tours de nos églises. Au sommet d'un rocher solitaire perchait un oiseau de tempête; mais il laissait pendre languissamment ses ailes, et semblait croire lui-même qu'il s'était trompé, et qu'aucun ouragan n'était près d'éclater. Il était devenu très-triste et presque découragé, lui qui peu de temps auparavant avait traversé si puissamment et si bruyamment les airs, en annonçant toute sorte d'orages à la bonne et vieille Germanie. — Tout à coup un éclair sillonna le ciel à l'ouest, un coup de tonnerre et un craquement terribles se firent entendre, comme si c'était la fin du monde. —

Et bientôt arrivèrent en effet les nouvelles de la grande catastrophe, des trois journées de Paris, où bourdonnait de nouveau le tocsin de la colère du peuple. — On croyait entendre dans le lointain le clairon du jugement dernier. — Tout semblait présager l'arrivée de cette débâcle universelle, dont les scaldes scandinaves avaient chanté jadis en tremblant et en claquant des dents ; oui, on eût pu s'imaginer voir déjà le gigantesque loup *Fenris* ouvrir sa gueule monstrueuse pour avaler la lune d'un seul coup, ainsi que les terribles versets allitérés de l'Edda nous l'avaient annoncé. Mais il ne l'avala pourtant pas, et la bonne lune allemande luit encore jusqu'à cette heure aussi paisiblement et aussi tendrement que du temps de Werther et de Charlotte, de sentimentale mémoire.

Les feuilles suivantes furent écrites quelques jours avant et quelques jours après la révolution de Juillet. Je les intercale ici comme un document propre à constater la disposition d'esprit dans laquelle cet événement trouva l'Allemagne, où au découragement et à l'abattement le plus morne succéda immédiatement la confiance la plus enthousiaste en l'avenir. Tous les arbres de l'espérance refleurirent, et même les troncs les plus rabougris et qui étaient séchés depuis longtemps poussèrent de nouveaux bourgeons. Depuis que Luther avait défendu ses thèses à la diète de Worms devant tout l'Empire rassemblé, aucun événement n'agita ma patrie allemande aussi profondément que la révolution de

Juillet. Cette agitation, il est vrai, fut un peu calmée plus tard, mais elle se ranima en 1840, et depuis lors le feu couva sous la cendre sans interruption, jusqu'à ce qu'en février 1848 les flammes de la révolution éclatèrent de nouveau dans une conflagration générale. A présent, les vieux pompiers de la Sainte-Alliance, avec leur vieil appareil de sauvetage politique, sont rentrés en scène; mais leur insuffisance se manifeste également, déjà à cette heure. Qu'est-ce que le sort réserve aux Allemands? Je n'aime pas à prophétiser, et je crois qu'il vaut mieux relater le passé, dans lequel se reflète l'avenir.

J'espère donc que la communication des lettres suivantes se justifiera d'elle-même. Je les ai données dans leur forme primitive, quoique bien des petites inexactitudes qui s'y trouvent, trahissent parfois une ingénuité qui pourra faire sourire le lecteur français aux frais du novice allemand. J'y ai laissé au général Lafayette son ondoyante chevelure d'argent, bien que peu de temps après, quand j'eus l'honneur de rencontrer M. de Lafayette à Paris, j'aie vu ces boucles argentées changées tout prosaïquement en une perruque brune; mais le bon général n'en avait pas moins un air vénérable, et en dépit de son costume moderne et bourgeois, on reconnaissait en lui le grand chevalier sans tache et sans peur, le Bayard de la liberté. Aussitôt après mon arrivée à Paris, je voulus aussi faire la connaissance du chien Médor, mais celui-ci ne répondit pas du tout à mon attente. Je ne vis qu'un vilain animal, dans le regard duquel il n'y avait nulle trace d'enthousiasme; même il y perçait quelque chose de louche et de faux, quelque chose d'intéressé et de rusé, je dirai même qu'il y avait de l'industriel. Un jeune homme, un étudiant que je rencontrai, me dit que ce n'était point le véritable Médor, mais un caniche intrigant, un chien du lendemain, qui se faisait nourrir et choyer, et exploitait la gloire du vrai Médor, tandis que celui-ci, après la mort de son maître, s'était retiré modestement, comme le peuple qui avait fait la Révolution. — Le pauvre Médor, ajouta l'étudiant, erre peut-être maintenant dans Paris, affamé et sans gîte, comme maint autre héros de Juillet, car le proverbe qui dit qu'un bon chien ne trouve jamais un bon os, est ici en France d'une triste vérité, — on entretient ici dans de chauds chenils et on nourrit de la meilleure viande une meute de bouledogues, de chiens de chasse et d'autres aristocrates quadrupèdes; vous voyez, reposant sur des coussins de soie, bien peigné et parfumé, et rassasié de biscuits, l'épagneul ou la petite levrette, qui aboient contre tout honnête homme, mais qui savent flatter la maîtresse de la maison, et qui sont même quelquefois initiés dans des vices humains. — Hélas! de telles bêtes viles et immorales prospèrent dans notre société, tandis que tout chien vertueux, tout chien de la vérité et de la nature, qui reste fidèle à ses convictions, périt misérablement et crève galeux et couvert de vermine, sur un tas de fumier! — C'est ainsi que parla l'étudiant, qui me plut beaucoup à cause de son haut point de vue politique. La pluie commença justement à tomber, et comme il n'avait pas de parapluie, je l'abritai sous le mien, pendant un bout de chemin que nous fîmes ensemble.

Helgoland, le 1er juillet 1830.

… Vraiment, je suis fatigué de cette guerre de guérillas, et je soupire après le repos, cet instant où, libre de toute chaine, je pourrai me livrer à mes penchants, à ma nature rêveuse et aux courses vagabondes de mon esprit fantastique. — Quelle ironie du sort ! Moi qui aime tant à me reposer dans le calme de la vie méditatrice, comme sur un lit moelleux, j'étais destiné à secouer rudement mes pauvres compatriotes, pour les réveiller de leur sommeil léthargique et les lancer en avant ! Moi, si heureux de suivre du regard le nuage qui passe, de combiner l'harmonie magique des rimes et du rhythme, de surprendre les secrets des esprits élémentaires et de me transporter dans les mondes merveilleux des légendes, il m'a fallu publier des annales politiques, faire du journalisme, discuter les intérêts du jour…

Oui, je suis fatigué et j'ai soif du repos. Comme la nation allemande, je veux enfoncer mon bonnet sur mes oreilles et m'endormir. Si je savais seulement à cette heure où reposer ma tête ! En Allemagne, il ne faut pas y songer. A chaque instant il me semblerait qu'un agent de police va venir me secouer pour s'assurer si je dors réellement. Cette seule idée gâterait tout mon bonheur. Mais où donc aller ? Encore dans le Midi ? dans cette contrée, où fleurissent le citron et l'orange dorée. — Hélas, chaque citronnier cache une sentinelle autrichienne, dont le terrible *qui vive?* vient frapper mes oreilles. Irai-je dans le Nord? ou bien dans le Nord-Est? Ah! les Russes, ces ours de la mer Glaciale, sont plus dangereux que jamais, maintenant qu'ils commencent à se civiliser et à porter des gants blancs. Mais si je retournais en Angleterre? Puis-je y penser sérieusement? Je ne voudrais pas m'y voir en peinture, comment pourrais-je y vivre en réalité? On vous paierait pour y demeurer, que vous ne voudriez pas le faire, et tout au contraire le séjour en Angleterre coûte deux fois plus cher que partout ailleurs. Non, jamais je ne retournerai dans cet abominable pays, où les machines fonctionnent comme des hommes, et les hommes comme des machines. Le tapage des uns et le silence des autres, tout vous serre le cœur. C'est déjà assez malheureux pour moi que l'île de Helgoland soit sous la domination anglaise. Je me figure quelquefois sentir l'ennui qu'exhalent partout les fils d'Albion. C'est que dans chaque Anglais se développe un certain gaz, cet air méphitique et mortel de l'ennui. J'eus maintes fois l'occasion de l'observer, non pas en Angleterre, où l'atmosphère en est toute saturée, mais dans les pays méridionaux, où le touriste anglais voyage solitaire, et où l'auréole grisâtre de l'ennui qui rayonne sur sa tête, se dessine nettement sur l'atmosphère bleue et colorée de ces contrées heureuses. Les Anglais sont bien loin de penser ainsi. Ils s'imaginent que cet ennui est un produit de la localité, et pour lui échapper ils parcourent tous les pays, s'ennuient partout, et reviennent chez eux avec un *diary of an ennuyée.* C'est comme ce soldat à qui ses camarades avaient, pendant qu'il dormait sur le lit de camp, frotté les moustaches d'une certaine essence sentant plus fort mais non mieux que la rose. A son réveil, il fit l'observation que le corps de garde sentait mauvais; il sortit et revint aussitôt, soutenant que dehors il en était de même, que le monde entier puait.

Un de mes amis qui revient de France, prétendait que les Anglais visitaient le continent pour fuir la cuisine grossière de leur patrie. Il ajoutait qu'aux tables d'hôte françaises on ne voyait que de gros Anglais dévorant crèmes, vol-au-vent, ragoûts et autres mets aériens, avec cet appétit colossal qui chez eux s'était exercé sur des masses de rost-beef et de plum-pudding de Yorkshire, et qui, dit-il, finirait par ruiner tous les restaurants français. L'exploitation des tables d'hôte serait-elle réellement le motif secret qui dirige les Anglais dans leurs lointaines excursions? Nous rions de la légèreté avec laquelle ils regardent les curiosités et les galeries, et peut-être ce sont eux qui nous mystifient en se servant finement de cette curiosité qui nous fait sourire, pour cacher leurs intentions gastronomiques.

Mais si bonne que soit la cuisine française, on m'assure que la France n'en va pas moins fort mal, et n'est pas encore au terme de sa marche rétrograde. Les jésuites fleurissent et chantent victoire. Ceux qui sont au pouvoir à cette heure, sont encore ces mêmes insensés dont les pauvres têtes sont tombées il y a cinquante ans.... Qu'en est-il résulté ? Ils sont ressuscités, et maintenant le gouvernement est encore plus stupide que jadis; car lorsque vint l'heure de quitter le royaume des morts, plus d'un d'entre eux prit à la hâte la première tête venue qui lui tomba sous la main : source de très-funestes surprises. La tête ne s'accorde pas toujours avec le reste du cadavre et avec le cœur qu'il renferme. Plus d'un, à la tribune, parle comme la sagesse elle-même, et nous admirons l'intelligence de cette tête puissante, mais aussitôt après, ce beau parleur se laisse entraîner aux actions les plus folles par un cœur égaré à jamais. Entre les pensées et les sentiments, les idées et les passions, les paroles et les actions de ces revenants, il y a une contradiction qui nous fait frémir.

Ou bien, irai-je en Amérique ? cette immense prison d'hommes libres, où les chaînes invisibles me pèseraient encore plus que les chaînes visibles de la patrie, et où le plus odieux des tyrans, la populace, exerce son empire brutal. Tu sais ce que je pense de ce maudit pays que j'aimais naguère, alors que je ne le connaissais pas, et pourtant mon métier m'impose le devoir de le louer et de le glorifier... Bons paysans allemands ! Allez en Amérique ! Là il n'y a ni princes ni noblesse; les hommes y sont tous égaux, tous également manants,... à l'exception cependant de quelques milliers d'êtres qui ont la peau brune ou noire, et qui sont traités comme des chiens. Le véritable esclavage, qui est aboli dans la plupart des provinces unies du Nord, ne me révolte pas autant que la brutalité avec laquelle on y traite les noirs libres et les mulâtres ! Celui qui descend d'un nègre, quelque éloignée que soit cette origine, pour peu qu'il la trahisse par sa physionomie, si ce n'est par la couleur, doit s'attendre aux plus grandes humiliations, humiliations qui nous semblent fabuleuses, à nous autres Européens. Avec cela, les Américains font sonner bien haut leur christianisme, et nul peuple ne va à l'église avec plus de ferveur. Cette hypocrisie ils la tiennent des Anglais, qui du reste leur ont légué leurs plus mauvaises qualités. L'intérêt temporel est leur véritable religion, et l'argent est leur dieu, leur dieu unique et tout-puissant. Certes, plus d'un noble cœur doit y déplorer en silence cet égoïsme et cette injustice générale. Mais s'il essaie de les combattre, il se prépare un martyre qui dépasse toutes nos idées. C'était, je crois, à New-York qu'un pasteur protestant se révolta tellement des mauvais traitements infligés aux hommes de couleur, qu'en bravant ce cruel préjugé, il maria sa propre fille à un nègre. A peine cette action véritablement chrétienne fut-elle connue, que le peuple se rua sur la maison du prédicateur qui ne dut son salut qu'à la fuite; la maison fut démolie, et la fille du ministre, pauvre victime, eut seule à supporter la fureur de la populace. *She was flnished*, c'est-à-dire qu'elle fut dépouillée de ses habits, enduite de goudron, étendue sur un monceau de plumes qui se collèrent à son corps, et dans cette espèce de vêtement elle fut traînée par toute la ville, au milieu des huées et des outrages du peuple....

O liberté! tu n'es qu'un mauvais rêve!

Helgoland, le 8 juillet 1830.

Hier c'était dimanche, et l'ennui couvrait l'île entière d'un manteau de plomb tellement écrasant qu'en désespoir de cause je pris en main la bible.... et je l'avoue, quoique je sois Hellène en secret, ce livre m'a non-seulement fait oublier les heures, il a été encore pour mon esprit une édifiante nourriture. Quel livre! Immense comme le monde, il prend racine dans les abîmes de la création, pour s'élever jusqu'aux mystères étoilés des cieux.... coucher et lever du soleil, promesse et accomplissement, naissance et mort, le drame entier de l'humanité, tout y est, dans ce livre des livres, *Biblia*. Les Juifs devraient bien se consoler. Ils ont dû renoncer à Jérusalem, au temple, à l'arche sainte, aux joyaux sacrés du grand prêtre, aux vases d'or de Salomon;... mais une telle perte n'est rien en comparaison de la Bible, cet impérissable trésor qu'ils ont pu sauver. Si je ne me trompe, c'était Mahomed qui appelait les juifs *le peuple du livre*, et ce nom d'une signification profonde leur est encore donné en Orient. Un livre est leur patrie, leur propriété, leur souverain, leur bonheur et leur malheur. Ils vivent dans ce livre, entre ces pages pacifiques. Là, ils possèdent leur inaliénable droit de citoyen ; là, on ne peut les mépriser ni les poursuivre ; là, ils sont forts et admirables. Plongés dans la lecture de ce livre, ils prêtèrent peu d'attention aux changements qui survinrent dans ce monde, tout autour d'eux ; des peuples s'élevèrent et disparurent, des États fleurirent et s'effacèrent, des révolutions ravagèrent la surface du globe,... mais eux, les juifs, courbés sur leur livre, ne s'aperçurent pas du cours orageux du temps qui passait sur leurs têtes !

Si le prophète de l'Orient les nomma *le peuple du livre*, le prophète de l'Occident, Hegel, dans sa philosophie de l'histoire, les désigna par le nom du *peuple de l'esprit*. Déjà dans les temps les plus reculés, comme le prouve le Pentateuque, les Juifs avaient manifesté leur penchant invincible pour l'abstrait, leur prédilection pour une donnée idéale, et toute leur religion n'est encore qu'un acte de dialectique qui sépare la matière de l'esprit et qui reconnait l'absolu dans la seule forme de l'esprit. Quel isolement terrible ne durent-ils pas souffrir au milieu des peuples de l'antiquité, qui, voués au culte le plus riant de la nature, saisissaient bien mieux l'esprit sous les phénomènes de la matière, sous l'image et le symbole. Quelle terrible opposition ne durent-ils pas faire à cette Égypte bariolée d'hiéroglyphes idolâtres, à cette Phénicie, immense temple d'Astarté, la déesse de la joie, et à la voluptueuse Babylone, belle pècheresse au doux sourire, et enfin à la Grèce, cette rayonnante patrie de l'art !

C'est un curieux spectacle, de voir comme le peuple de l'esprit se délivra petit à petit de la matière et se spiritualisa tout à fait. Moïse fit pour ainsi dire des remparts matériels à l'esprit, pour le protéger contre toute irruption éventuelle de la luxure des peuples voisins; tout autour du champ où il sema l'esprit à pleines mains, il planta, comme une haie protectrice, la loi inflexible du cérémonial et une espèce de nationalité égoïste. Mais lorsque l'esprit, cette plante divine, eut poussé de profondes racines, et se fut élevé si haut vers le ciel qu'on ne pouvait plus la déraciner, alors vint Jésus-Christ : il arracha la barrière désormais inutile de la loi des cérémonies, et même il annonça l'anéantissement de la nationalité judaïque; il convia tous les peuples de la terre au partage du royaume divin, qui jusqu'alors n'appartenait qu'à un seul peuple élu, il donna à toute l'humanité le droit de cité d'Israël. Ce fut une grande question d'émancipation et qui fut résolue avec plus de magnanimité que nos questions émancipatrices en Saxe et en Hanovre. Il est vrai que le Sauveur qui délivra ses frères de leur nationalité et de leur loi des cérémonies, et qui fonda ainsi le cosmopolitisme, fut la victime de son libéralisme généreux; le sénat de Jérusalem le fit crucifier et la populace le poursuivit de ses railleries....

Mais le corps seul fut en butte à leurs outrages, lui seul fut cloué sur la croix;... l'esprit fut glorifié, et le martyre du triomphateur qui donna à l'esprit la souveraineté du monde, devint le symbole de cette victoire, et dès lors toute l'humanité aspira *in imitationem Christi* à la mortification charnelle et entreprit la tâche surhumaine de s'absorber dans la vie spirituelle....

Quand l'harmonie sera-t-elle rétablie? Quand le monde guérira-t-il de cette tendance illimitée de spiritualisation et d'anéantissement de la matière, de cette folle erreur qui fait souffrir à la fois le corps et l'âme? Le remède en est dans le mouvement politique et dans l'art. Napoléon et Goethe, chacun dans sa sphère, ont exercé une excellente influence: le premier en forçant les peuples de se donner pendant vingt ans des exercices corporels très-salutaires; celui-ci en réveillant notre goût pour l'art grec, et en créant des œuvres plastiques comme les statues de marbre des dieux, que nous pouvons embrasser pour n'être pas engloutis dans les flots nuageux du spiritualisme.

Helgoland, le 18 juillet 1830.

Je viens de finir dans l'Ancien Testament la lecture du premier livre de Moïse; comme une longue caravane, toute cette sainte antiquité a traversé mon esprit. Au milieu, s'élèvent les chameaux; sur leur dos élevé sont assises les roses voilées de Chanaan; de pieux pasteurs poussent devant eux les bœufs et les vaches : on s'avance sur de stériles montagnes, on traverse des plaines de sable brûlant où paraissent de temps à autre quelques groupes épars de palmiers élancés, éventails de verdure aux ombres rafraichissantes. Les serviteurs creusent des citernes. Doux et tranquille Orient! Pays aimé du soleil! Que le repos est doux sous tes tentes! O Laban, que ne suis-je le pasteur de tes troupeaux! Pour l'amour de Rachel, je serais heureux de servir sept années, et sept autres encore pour Lia aux yeux chassieux, que tu me donnerais par-dessus le marché! Je les entends bêler, les brebis de Jacob, et je vois celui-ci tenir devant elles les verges bariolées, à l'heure où, dans la saison nouvelle, les troupeaux s'acheminent à l'abreuvoir. Les brebis tachetées sont à nous maintenant. Cependant Ruben rentre à la maison et apporte à sa mère un bouquet de judaïm qu'il a cueilli dans les champs. Rachel demande le judaïm, et Lia est prête à le lui donner, si Jacob veut dormir près d'elle la nuit prochaine. — Qu'est-ce que le judaïm? Les commentateurs se sont vainement cassé la tête pour le savoir. Luther n'a rien trouvé de mieux que d'appeler aussi ces fleurs judaïm; la Vulgate les appelle mandragores. Ce sont peut-être les *gelbveiglein* de Souabe. — L'histoire des amours de Dina et du jeune Sichem m'a fortement touché. Mais il paraît qu'elle n'a pas produit la même impression sentimentale sur Simon et Lévi, les deux frères de la jeune fille. C'est une horreur de les voir égorger avec la perfidie la plus cruelle ce malheureux Sichem et tous ses parents, quoique ce pauvre amoureux ait offert d'épouser leur sœur, de leur donner des terres et des biens, de ne former avec eux qu'une seule famille, et que, dans cette intention, il se soit déjà fait circoncire, ainsi que tout son peuple. Ces gars intraitables auraient dû être bien contents de trouver un aussi brillant parti pour leur sœur; cette alliance était d'une haute utilité pour leur race, et outre la dot la plus riche, ils y gagnaient encore une grande étendue de pays dont ils avaient justement besoin... On ne saurait se conduire avec un sentiment plus parfait des convenances que ce prince de Sichem, qui, au bout du compte, n'avait fait qu'anticiper par amour les droits que donnent seuls le mariage... Mais c'est qu'il avait déflore leur sœur, et, pour ce crime, aux yeux de ces frères altiers, il n'y avait pas d'autre expiation que la mort. Et lorsque l'aïeul Jacob leur demanda compte de cette action sanglante et leur eut exposé les avantages qui seraient résultés d'une alliance avec Sichem, ils répondirent: Devions-nous donc trafiquer de la virginité de notre sœur? Cœurs fiers et cruels que ces deux frères! Mais sous cette dureté se cache et fleurit, comme la violette sous les ronces, le sentiment moral le plus délicat; et, chose étrange, ce sentiment qui se manifeste ici et mainte autre fois dans la vie des patriarches, n'est nullement le résultat d'une religion positive ou d'une législation politique. — Non, il n'y avait chez les Juifs d'alors ni doctrine religieuse ni loi politique : l'une et l'autre ne vinrent que longtemps après. Je crois donc être fondé à soutenir que la morale est indépendante du dogme et de la législation, qu'elle est le pur produit du sentiment instinctif de l'homme, et que la véritable morale, cette raison du cœur, existera toujours, lors même que périraient et l'État et l'Église.

Je voudrais que nous eussions un autre mot pour désigner ce que nous appelons maintenant morale. Autrement, induits en erreur par l'étymologie, nous pourrions facilement être portés à regarder la morale comme un produit des mœurs. Mais la véritable morale est indépendante des mœurs d'un peuple, aussi bien que du dogme et de la législation. Les mœurs sont le produit du climat et de l'histoire, et ce sont plutôt ces derniers qui agissent sur l'établisssement du dogme et de la loi. C'est pourquoi il y a des mœurs indiennes, chinoises, chrétiennes; mais il n'y a qu'une seule morale, la morale humaine. Celle-ci ne se laisse pas formuler par une définition quelconque, et ce que nous nommons lois de la morale ne répond à aucun code. La véritable morale se manifeste par des actions dont la valeur se révèle au cœur de l'homme malgré la forme et la couleur que le temps et l'espace prêtent à ces actions. Sur le frontispice du Voyage de Golowin au Japon, on lit pour épigraphe ces belles paroles que le voyageur russe avait entendu dire par un Japonais de haut rang : « Les mœurs des peuples sont différentes, mais de bonnes actions sont partout regardées comme belles. »

Depuis que je pense, j'ai réfléchi sur ce sujet, la morale; le problème de la nature du bien et du mal, qui depuis tant de siècles tourmente tous les grands esprits, ne s'est présenté à moi que dans la question de la morale.

Je quitte quelquefois l'Ancien Testament pour faire une excursion dans le Nouveau; et ici encore la toute-puissance du grand livre me saisit d'une sainte terreur. C'est un sol divin que mon pied foule, et avant d'aborder cette lecture, on devrait ôter sa chaussure, comme aux approches des sanctuaires.

Le passage le plus remarquable du Nouveau Testament est pour moi dans l'évangile de saint Jean, ch. XVI, v. 12-13 : « J'ai encore beaucoup de choses à vous dire, mais vous ne pourriez les porter présentement. Quand cet esprit de vérité sera venu, il vous enseignera toute vérité; car il ne parlera pas de vous-mêmes, mais il dira tout ce qu'il aura entendu et il vous annoncera les choses à venir. » — Le dernier mot n'a donc pas été dit, et ce passage est peut-être l'anneau où pourrait se rattacher une nouvelle révélation. Elle commencerait par nous délivrer de la lettre, mettrait fin au martyre, et fonderait le royaume de la joie éternelle, le *millenium*: dernier accomplissement de toutes les promesses.

Une certaine obscurité mystique règne dans le Nouveau Testament. Ce n'est pas un système, c'est une réponse prudemment évasive que ces paroles : « Rendez à César ce qui est à César, et à Dieu ce qui est à Dieu. » Il en est de même lorsqu'on demanda à Jésus-Christ : « Es-tu le roi des Juifs? » Pareille réponse encore à double sens, lorsqu'on lui demanda, s'il était fils de Dieu. Mahomet est bien autrement franc et précis. Lorsqu'on lui adressa la même question, il répondit : « Dieu n'a pas d'enfants. »

Quel grand drame que la passion ! Et comme elle est profondément motivée par toutes les prophéties de l'Ancien Testament ! Elle était inévitable. C'est le sceau sanglant du témoignage, *testamentum*. Comme les miracles, la passion a aussi servi d'annonce... Maintenant un sauveur arrive-t-il, il n'a pas besoin de se faire crucifier pour répandre sa doctrine, il se fait tranquillement imprimer, et son petit livre est annoncé dans les journaux, à raison de dix sous la ligne.

Quelle douce figure que cet Homme-Dieu ! Comme auprès de lui le héros de l'Ancien Testament perd de sa grandeur ! Moïse entoure sa race d'une affection touchante : il a les soins d'une mère pour l'avenir de son peuple. Le Christ aime l'humanité tout entière, et comme le soleil il réchauffe toute la terre des rayons de son amour. Quel baume bienfaisant pour toutes les blessures du monde ne sont pas ses paroles, et quelle source de consolation pour tous les cœurs souffrants ne fut pas le sang versé sur le sommet du Calvaire !... Ce sang jaillit sur les dieux grecs qui s'ébranlèrent sur leur socle de marbre blanc, comme frappés d'une terreur secrète; ils furent atteints d'un mal dont ils ne guérirent jamais. La plupart portaient déjà en eux le germe de cette maladie dévorante; mais ce fut la peur qui hâta leur décès. Pan mourut le premier. Connais-tu cette légende? La voici, comme Plutarque la raconte:

Du temps de Tibère, un vaisseau voguait, le soir, non loin des îles Parae, qui regardent la côte d'Ætolie. Les passagers n'étaient pas encore couchés; plusieurs même achevaient leur repas du soir en buvant, lorsqu'on entendit une voix, partant de la côte, crier si fort le nom de Thamus (c'était ainsi que s'appelait le pilote), que tout le monde fut saisi du plus grand étonnement. Muet au premier et au second appel, Thamus répondit au troisième. Alors la voix, d'un ton plus éclatant encore, lui dit ces mots : « Quand tu seras à la hauteur de Palodès annonce que le grand Pan est mort! » Lorsque Thamus eut atteint cette hauteur, il fit ce qui lui avait été commandé, et de la poupe du navire il cria, la face tournée vers la terre : « Le grand Pan est mort! » A ce cri succédèrent de ce côté les gémissements les plus étranges, un mélange de sanglots et de cris d'étonnement, comme s'ils étaient proférés par plusieurs personnes ensemble. Les témoins oculaires de cet événement le racontèrent à Rome, où l'accueillirent les opinions les plus singulières. Tibère fit examiner cette affaire plus en détail, et ne douta pas de sa vérité.

Helgoland, le 29 juillet 1830.

Je suis revenu à l'Ancien Testament. Quel grand livre ! Plus remarquable que son contenu est pour moi sa forme, ce langage qui est, pour ainsi dire, un produit de la nature, comme un arbre, comme une fleur, comme la mer, comme les étoiles, comme l'homme lui-même. Tout y jaillit, coule, étincelle, sourit ; l'on ne sait pourquoi ni comment on trouve tout parfaitement naturel. C'est vraiment la parole de Dieu, tandis que les autres livres ne témoignent que du génie raffiné de l'homme. Dans Homère, cet autre grand livre, la manière de présenter les choses est un produit artistique, et quoique la matière, comme dans la Bible, soit toujours prise dans la réalité, elle se coordonne pourtant et forme une création poétique refondue, pour ainsi dire, dans le creuset de l'esprit humain, et épurée par ce procédé intellectuel que nous appelons art. Aussi dans la Bible ne trouvons-nous aucune trace d'art. C'est le style d'un agenda, où l'intelligence absolue, ou si vous voulez le Saint-Esprit, écrit avec la même fidélité, la même simplicité qu'une bonne ménagère met à marquer les dépenses du jour. Ce style se refuse à toute critique ; nous pouvons tout au plus constater son action sur notre âme. Qu'on s'imagine donc l'embarras qu'éprouvèrent les grammairiens grecs lorsqu'ils essayèrent de définir certaines beautés de la Bible d'après les règles d'art déjà existantes. Longin y voit du sublime, les esthétiques modernes de la naïveté; mais, je l'ai déjà dit, toute règle de critique est ici impuissante... La Bible est la parole de Dieu.

Il est pourtant un auteur qui me rappelle ce style primitif de la Bible. Je veux parler de Shakspeare. Chez lui aussi le mot se présente parfois dans une sainte nudité qui fait frissonner. Dans les œuvres de Shakspeare nous voyons souvent apparaître la vérité elle-même, dépouillée de tout vêtement d'emprunt. Mais ce n'est que par moments, alors que le génie de l'art, sentant peut-être son impuissance, cède la place à la nature pour la reprendre ensuite avec d'autant plus de jalousie dans les créations plastiques et dans l'habile enchaînement du drame. Shakspeare est à la fois Juif et Grec, ou plutôt ces deux éléments contraires, le spiritualisme et l'art, se sont fondus en lui pour former un tout d'un ordre supérieur.

Une pareille harmonie, un pareil mélange ne serait-il pas la tâche de toute la civilisation européenne? Ce résultat est encore bien loin de nous. Dans les derniers temps, Wolfgang Goëthe, l'Hellène, et avec lui tous ses coreligionnaires poétiques, ont manifesté leur antipathie contre Jérusalem d'une manière qui tient de la passion. La partie adverse, qui n'a pas de grands noms à sa tête, mais seulement quelques criards comme le juif Menzel, le juif Pustkuchen, le juif Hengstenberg, n'en élève que plus aigrement ses clameurs pharisiennes contre Athènes et le grand païen.

Mon voisin, conseiller de Kœnigsberg, qui prend ici les bains de mer, me croit piétiste, parce que toutes les fois qu'il vient me voir il me trouve la Bible à la main. Aussi son bonheur est-il de chercher à m'agacer sur ce chapitre, et, quand il peut parler religion avec moi, ce sourire caustique qui n'appartient qu'aux Prussiens de l'Est rayonne sur son maigre visage de vieux célibataire. Hier nous discutions sur la Trinité. Pour le Père, cela ne faisait aucune difficulté; n'est-il pas le créateur du monde, et toute chose ne doit-elle pas avoir sa cause? Quant au Fils, cela n'allait plus si bien. Le brave homme aurait bien voulu s'en passer; mais avec une bonhomie presque ironique il finit par l'accepter. Mais la troisième personne trouva en lui l'opposition la plus opiniâtre. Il lui était tout à fait impossible de comprendre ce que c'était que le Saint-Esprit, et, partant d'un éclat de rire, il s'écria : « Au bout du compte, il se peut bien qu'il en soit du Saint-Esprit comme du troisième cheval quand on voyage en poste; on le paie toujours, ce troisième cheval, mais on ne le voit jamais. »

Mon autre voisin, qui reste au-dessous de moi, n'est ni piétiste ni rationaliste. Il est Hollandais. Rien ne peut l'émouvoir, c'est bien là l'image de la plus parfaite quiétude; et même lorsqu'il cause avec mon hôtesse sur son thème favori, la salaison des poissons, sa voix ne s'élève jamais au-dessus du diapason de la plus plate monotonie. Grâce au peu d'épaisseur du plancher, je suis souvent condamné à entendre de pareilles conversations;

et tandis que je parlais sur la Trinité avec le Prussien, au-dessous de moi le Hollandais expliquait comment on distingue le kablejan, le laberdan et le stockfisch, quoiqu'au fond tout cela soit le même poisson, et qu'on n'exprime par là que les trois phases de la salaison.

Mon hôte est un superbe marin, fameux dans l'île entière pour son intrépidité dans les temps d'orages et de détresse, et avec cela affable et doux comme un enfant. Il ne fait que revenir d'une longue traversée, et, avec un sérieux comique, il nous parla d'un phénomène qu'il prétendit avoir observé dans la haute mer, avant-hier, le 29 juillet. Le conte est singulier. A l'entendre, toute la mer répandait une odeur de gâteaux de fête si appétissante que l'eau lui en venait à la bouche. Vois-tu, c'est un pendant à cette illusion moqueuse qui, dans les déserts d'Arabie, montre une eau claire et rafraîchissante au voyageur épuisé de soif : une *fata morgana* de gâteaux.

Helgoland, le 1er août 1830.

Tu ne saurais te faire idée combien je trouve ici de charmes au *dolce far niente*. Je n'ai pas apporté un seul livre qui traitât des intérêts du jour, et toute ma bibliothèque se compose de l'histoire des Lombards par Paul Varnefried, de la Bible, d'Homère et de quelques bouquins sur la sorcellerie. Je serais assez tenté d'écrire un petit livre sur ce dernier sujet. Je suis sûr qu'il intéresserait. Dans ce but, je m'occupais l'autre jour à rechercher les dernières traces que le paganisme a laissées dans notre époque chrétienne. Il est fort curieux de voir pendant quel long espace de temps et sous quelle variété de déguisements les belles créations de la mythologie grecque se sont conservées en Europe. Pour nous autres poëtes, elles ont toujours vécu, et vivent encore aujourd'hui. Depuis la victoire de l'église chrétienne, nous avons formé une sorte de communauté mystérieuse, où le culte des antiques idoles, avec ses joies et ses allégresses, s'est transmis de génération en génération par les traditions rhythmiques ou rimées. Mais, hélas! cette *ecclesia pressa*, qui honore Homère comme son prophète, est de jour en jour persécutée avec plus de rage, et le zèle des noirs familiers de la secte nazaréenne est excité chaque jour d'une manière plus inquiétante. Sommes-nous menacés d'une nouvelle persécution iconoclaste? La crainte et l'espérance se balancent dans mon cœur...

Je me suis réconcilié avec la mer (tu sais que nous étions en délicatesse), et le soir, assis l'un près de l'autre, nous avons ensemble mainte causerie mystérieuse. Décidément je veux mettre de côté la politique et la philosophie, et me plonger de nouveau dans l'art et la contemplation de la nature. A quoi bon tant de tourments? j'aurais beau me sacrifier pour le salut général, quel avantage en résulterait-il pour le monde?

La terre ne reste pas immobile; elle tourne dans un cercle éternel, mais sans avancer. Autrefois, quand j'étais jeune et sans expérience, je croyais que dans le combat pour la délivrance de l'humanité; quand même les combattants succomberaient; la grande cause n'en sortirait pas moins victorieuse; et je savourais avec délices ces beaux vers de Byron: « Les ondes se succèdent, elles se brisent une à une sur la plage et s'envolent en poussière; mais la mer marche toujours. » Hélas! lorsqu'on reste plus longtemps témoin de ce phénomène, on peut observer que la mer, après avoir dépassé ses limites naturelles, retourne quelque temps après dans son ancien lit, puis s'échappe de nouveau, cherche avec la même violence à regagner le terrain perdu; enfin, manquant de courage, elle prend honteusement la fuite; elle recommence encore, mais elle n'avance jamais. L'humanité se meut aussi d'après les lois du flux et du reflux; et peut-être la lune exerce-t-elle aussi sur le monde spirituel son influence sidérale.

C'est aujourd'hui nouvelle lune, et malgré le scepticisme mélancolique auquel mon âme est en proie, je me sens pénétré d'étranges pressentiments. A cette heure il se passe quelque chose d'extraordinaire dans le monde. La mer a une odeur de gâteaux de fête, et la nuit dernière les moines blancs que je voyais dans les nuages paraissaient si mornes...

C'était à la chute du jour; je me promenais solitaire sur le rivage. Quel calme solennel! le ciel avec sa voûte immense ressemblait à la coupole d'une église gothique. Les astres y étaient suspendus comme des lampes innombrables, mais ils jetaient une lueur sombre et tremblante. Les vagues mugissaient comme les tuyaux d'un orgue. C'était comme des mélodies orageuses, plaintives, désespérées, mais quelquefois aussi triomphantes. Sur ma tête flottaient des groupes aériens de blanches nuées qui ressemblaient à des moines. La tête baissée, le regard soucieux, ils défilaient devant moi — triste procession!... on eût dit qu'ils suivaient un convoi mortuaire... Qui est-ce que l'on enterre? qui est-ce qui est mort? me disais-je à moi-même. Serait-ce le grand Pan?

Helgoland, le 6 août 1830.

Pendant que son armée combattait avec les Lombards, le roi des Hérules était assis tranquillement dans sa tente et jouait aux échecs. Il avait menacé de mort quiconque lui apporterait la nouvelle d'une défaite. Son guetteur, monté sur un arbre, regardait le combat et criait toujours: « Nous sommes vainqueurs! » Jusqu'à ce qu'en soupirant il laissât échapper ces paroles: « Malheureux roi! malheureux Hérules! » Alors seulement le roi s'aperçut que la bataille était perdue — mais il était trop tard! A l'instant même les Lombards pénétrèrent dans sa tente et le percèrent de coups...

Je lisais précisément ce passage dans Paul Varnefried, lorsque arriva un gros paquet de journaux du continent. Mes yeux y rencontrèrent des rayons de soleil dont ils furent éblouis et qui allumèrent dans mon âme un enthousiasme sauvage, une joie délirante. Je sais maintenant pourquoi la mer avait cette odeur de gâteaux. La Seine avait avec ses eaux porté cette bonne nouvelle à la mer, et dans leur palais de cristal les belles ondines, de tout temps amies de l'héroïsme, s'étaient empressées de donner un thé dansant. Je courus par toute la maison comme un fou, j'embrassai d'abord la grosse hôtesse et son bon loup marin, j'embrassai aussi le conseiller prussien, sur les lèvres duquel errait toujours le froid sourire de l'incrédulité; et même le Hollandais, je le pressai sur mon cœur..... Mais cette large face insignifiante resta tranquille et froide, et je crois que si le soleil de juillet en personne était venu l'embrasser, *mynheer* en aurait tout au plus ressenti une légère sueur, mais il n'en aurait pas été enflammé. Cette quiétude, au milieu de l'enthousiasme général, n'est-elle pas révoltante? Les Spartiates préservaient leurs enfants de l'ivrognerie, en leur montrant un ilote ivre. Nous devrions à leur exemple nourrir un Hollandais dans nos maisons d'éducation, pour inspirer à nos enfants l'horreur de cette sobriété morale, de cette impassibilité néerlandaise qui vraiment est plus hideuse que l'ivresse d'un ilote. J'étais tenté de battre *mynheer*.

Mais non! Pas d'excès! Les Parisiens nous ont donné un si bel exemple de modération. Oui, vous méritez d'être libres, Français; car c'est dans votre cœur que vous portez la liberté. C'est par là que vous vous distinguez de vos malheureux pères qui, tout en brisant les chaînes d'une antique servitude, souillèrent leurs exploits de forfaits exécrables, durant lesquels le génie de l'humanité se voila la face. Mais cette fois la main du peuple n'est devenue sanglante que pour la juste défense de ses droits, et non pas après la victoire. Le peuple pansa lui-même les blessures de ses ennemis, et la grande œuvre finie, il s'en retourna à son occupation journalière, sans demander même un pour-boire après cet immense labeur.

Ne tremblez pas devant l'homme libre,
Tremblez devant l'esclave qui brise ses fers!

Tu vois combien je suis enivré, hors de moi... Je cite le vers le plus banal de Schiller.

Et ce vieil enfant, dont l'incorrigible folie a coûté le sang de tant de citoyens, les Parisiens l'ont traité avec une modération qui m'a profondément touché. Il jouait réellement aux échecs, comme le roi des Hérules lorsque les vainqueurs pénétrèrent dans sa tente. D'une main tremblante il signa l'acte d'abdication. Il avait fermé ses oreilles à la vérité, et il ne voulait entendre que les mensonges des courtisans qui criaient toujours : « Nous sommes vainqueurs ! » L'aveuglement de ce fou royal est vraiment inconcevable ! Plein de surprise il leva les yeux, alors seulement que le *Journal des Débats* comme le guetteur après la bataille des Lombards, s'écria tout à coup : « Malheureux roi ! malheureuse France ! »

Avec Charles X finit le royaume de Charlemagne, comme le royaume de Romulus finit par Romulus Augustulus. Là commence une nouvelle Rome, ici commence une nouvelle France.

Tout cela est encore comme un rêve pour moi ; surtout le nom de Lafayette résonne à mes oreilles comme une tradition de ma première enfance. Il serait donc vrai que le voilà de nouveau à cheval, commandant la garde nationale? Je crains presque que ce ne soit un mensonge ; car enfin, c'est imprimé. Je veux aller moi-même à Paris pour m'en convaincre de mes propres yeux... Que cela doit être beau de voir chevaucher à travers les rues le citoyen des Deux Mondes, le noble vieillard !... De son regard accoutumé il salue les petits-fils dont les pères combattaient jadis avec lui pour la liberté et l'égalité. Voilà déjà soixante ans que, revenu de l'Amérique, il a rapporté la déclaration des droits de l'homme, ces dix commandements de la nouvelle religion, qui s'y étaient révélés à lui au milieu des éclairs et du tonnerre des canons... Sur les tours de Paris flotte de nouveau l'étendard tricolore... Partout retentit la Marseillaise !...

Lafayette... le drapeau tricolore... la Marseillaise... Je suis comme enivré. Des espérances audacieuses surgissent dans mon cœur, pareilles à ces arbres merveilleux, dont les branches sauvages se perdent dans les nues... Mais les nues dans leur course rapide déracinent ces arbres gigantesques, et s'envolent avec eux... J'entends des sons de violons, et moi aussi je commence à m'apercevoir que la mer apporte une odeur de gâteaux. Là-haut, dans ces joyeuses régions, c'est une musique continuelle, et les ondes de la mer bruissent comme une causerie de jeunes filles. Mais sous mes pieds la terre craque et s'entr'ouvre, et les vieilles divinités sortent leurs têtes séculaires, et pleines d'étonnement elles s'écrient : « Pourquoi donc cette allégresse qui pénètre jusqu'aux entrailles du globe? Qu'y a-t-il de nouveau? Pourrons-nous revenir sur la terre? » — Non, vous resterez dans votre demeure ténébreuse, où bientôt la mort vous amènera un nouveau compagnon. — Quel est son nom? — Vous le connaissez bien, vous que jadis il précipita dans la nuit éternelle...

Pan est mort!

Helgoland, le 10 août 1830.

... Lafayette, le drapeau tricolore, la Marseillaise... C'en est fait, je n'aspire plus au repos... Maintenant, je sais de nouveau ce que je veux, ce que je dois faire... Moi aussi, je suis fils de la révolution, et de nouveau je tends les mains vers les armes sacrées, sur lesquelles ma mère a prononcé les paroles magiques de sa bénédiction... « Des fleurs, des fleurs ! je veux en couronner ma tête pour le combat. La lyre aussi, donnez-moi la lyre, pour que j'entonne un chant de guerre... Des paroles comme des étoiles flamboyantes, qui en tombant incendient les palais et éclairent les cabanes... Des paroles comme des dards brillants, qui pénètrent jusqu'au septième ciel, et frappent l'imposture qui s'est glissée dans le sanctuaire des sanctuaires... Je suis tout joie, tout enthousiasme, je suis l'épée, je suis la flamme !...

Peut-être aussi je suis fou... C'est qu'un de ces rayons de soleil que m'apportèrent les journaux de ce matin, a frappé mon cerveau, et toutes mes pensées en sont embrasées. En vain je plonge ma tête dans la mer; nulle onde ne peut éteindre ce feu grégeois. Les autres baigneurs éprouvent la même influence. Ce coup de soleil parisien les a tous frappés — surtout les Berlinois, qui, cette saison, se trouvent ici en grand nombre. Même les pauvres pêcheurs de Helgoland poussent des cris de joie, bien qu'ils ne comprennent que par instinct les événements qui se passent. Le batelier qui m'a conduit hier à la petite île de Sable où l'on prend les bains, m'a dit en souriant : « Oui, les pauvres gens sont vainqueurs! Avec son instinct, le peuple comprend peut-être mieux les événements que vous avec votre science. » Un jour M. de Varnhagen m'a raconté que lorsqu'on ne connaissait pas encore l'issue de la bataille de Leipzig, sa servaufe était subitement entrée dans la chambre avec ce cri d'effroi : « La noblesse a vaincu. »

Cette fois les pauvres gens sont vainqueurs. « Mais à quoi bon, s'ils ne l'emportent pas sur le droit de succession ? » Ces paroles furent prononcées par le conseiller prussien d'un ton qui m'a beaucoup frappé. Sans les comprendre, je ne sais pourquoi elles se sont gravées dans ma mémoire et m'inquiètent sans cesse. Qu'entend-il par là, cet homme sec et froid ?

Ce matin encore nous avons reçu un paquet de journaux. Je les dévore comme la manne. Enfant que je suis, je m'occupe des détails touchants bien plus encore que de l'ensemble du drame parisien. Si je pouvais seulement voir le chien Médor ! Celui-là m'intéresse bien autrement que les autres qui ont fait des bonds énormes pour apporter la couronne à Philippe d'Orléans. Médor apporta à son maître un fusil et des cartouches, et lorsque celui-ci tomba et fut enterré comme ses compagnons de gloire, dans la cour du Louvre, le pauvre chien resta jour et nuit sur la tombe, immobile comme une statue de la Fidélité.

Je ne puis plus dormir, et pendant la nuit les visions les plus bizarres tourmentent mon esprit ; rêves de malade, qui se chassent les uns les autres, et dans lesquels les images qui passent devant moi, se mêlent étrangement ; et comme dans les ombres chinoises, tantôt elles se raccourcissent comme des nains, et tantôt elles grandissent comme des géants ; c'est à en devenir fou. Dans cet état, il me semble quelquefois que mes membres s'allongent comme ceux d'un colosse, et que tour à tour je passe de France en Allemagne et d'Allemagne en France. Je me rappelle même, que la nuit dernière, je parcourais ainsi tous les pays allemands, frappant à la porte de mes amis, et réveillant tout le monde. Ils fixèrent sur moi des yeux si hagards que j'en fus effrayé, et que dans le premier moment j'oubliais pourquoi j'étais venu les éveiller. Je poussai assez rudement plus d'un gros bourgeois qui ronflait par trop; tout en bâillant, ils me demandèrent : « Quelle heure est-il donc? » — « A Paris, mes amis, le coq a chanté; c'est tout ce que je sais. » Derrière Augsbourg, sur la route de Munich, je vis une foule de dômes gothiques qui semblaient fuir et chancelaient sur leur base d'une manière effrayante. Moi-même, las de cette course vagabonde, je me mis à voler et je m'élançai d'une étoile à l'autre. Mais ce ne sont pas des mondes peuplés, comme le rêvent bien d'autres; ce sont de brillants globes de marbre, déserts et stériles, et qui ne s'avisent pas de tomber, parce qu'ils seraient fort embarrassés de savoir sur quoi tomber. J'entrai dans le ciel, les portes en étaient ouvertes tout au large. C'était une longue suite de salles hautes et sonores, ornées de dorures surannées. Tout eût été désert sans quelques vieux domestiques poudrés, qui vêtus d'une livrée rouge fanée sommeillaient doucement dans des fauteuils de velours râpé. Dans plusieurs salons les portes étaient enlevées de leurs gonds; dans d'autres, de larges scellés rouges étaient apposés aux portes, ainsi que cela se voit dans les maisons où vient d'arriver une banqueroute ou un décès. J'entrai enfin dans une chambre où était assis à un secrétaire un vieillard sec et maigre qui feuilletait des liasses de papier. Il était vêtu en noir, avait des cheveux blancs et un visage ridé d'homme d'affaires. D'une voix très-basse il me demanda ce que je voulais ; le prenant, dans ma naïveté, pour le bon Dieu, je lui dis hardiment : « Ah, mon bon Dieu, je voudrais bien savoir tonner, je sais déjà lancer des éclairs ; ah, je vous en prie, apprenez-moi à tonner. » — « Ne parlez pas si haut ! reprit brusquement le sec vieillard, » et me tournant le dos, il retourna à ses affaires. — « C'est monsieur le registrateur, » me dit un des laquais rouges en se levant de son fauteuil, et en se frottant les yeux avec force baillements.

Pan est mort !

Cuxhaven, le 9 août 1830

J'ai fait une traversée fort désagréable, au milieu du vent et de l'orage, dans une barque de pêcheur. Comme il m'arrive toujours en pareil cas, je fus pris du mal de mer. Elle aussi, la mer, comme bien d'autres personnes, ne répond à mon amour que par des peines et des tourments. D'abord tout va bien, et je me plais à me laisser balancer mollement; mais peu à peu les vertiges me saisissent, et je suis assiégé de toutes sortes de visions chimériques. Du fond des abîmes de la mer sortent de vieux démons, hideusement nus jusqu'aux hanches. Je les entends hurler des vers faux et inintelligibles, et je les vois me lancer à la figure la blanche écume des vagues. Les nues grincent plus affreusement encore; descendues si bas qu'elles touchent jusqu'à ma tête, elles me chantent à l'oreille, d'une voix douce et flûtée, les folies les plus amères. Ce mal de mer, sans être dangereux, vous jette dans des sensations tellement insupportables que l'on touche au délire. A la fin il me semblait que j'avais avalé la Bible, l'Ancien Testament avec le Nouveau, et voilà que les saints personnages se mirent à s'agiter et à gesticuler en moi, de sorte que tout se tournait pêle-mêle dans mon ventre. Le roi David jouait de la harpe, mais hélas! les cordes de l'instrument, c'étaient mes propres entrailles. Toute la ménagerie de l'Apocalypse hurlait, et les prophètes chantaient, les quatre grands d'une voix de basse-taille et les douze petits d'une voix de fausset. Tout cela grognait et roucoulait confusément, mais ce chœur de voix était dominé par celle du prophète Jonas, qui criait: O Ninive, Ninive, tu périras! Des mendiants avec leur vermine s'établiront dans tes palais, et les cuirassiers de Babylone nourriront leurs cavales dans tes temples. Mais vous, prêtres de Baal, et vous, Nemrods assyriens, nobles chasseurs et *gentlemen-riders*, et vous aussi, bourgeois grossiers, vous recevrez des coups de bâton, des coups de verges, des coups de pied, et même des soufflets ; je puis vous le prédire, car d'abord je ferai mon possible pour que vous ne les évitiez pas, et puis je suis le prophète Jonas, le prophète Jonas, fils d'Amithaï. O Ninive, Ninive, tu périras !

C'est à peu près ainsi que prêchait le prophète, lorsque je fus subitement soulagé et que j'entendis à côté de moi la voix du conseiller prussien, qui me dit : A la bonne heure ! Bien vous prend d'avoir enfin rendu toute cette folle lecture que vous aviez dévorée à Helgoland avec ce gros homard, — nous touchons maintenant au port, et une tasse de thé nous rétablira tout à fait. Je suivis son conseil et me trouvai parfaitement bien de la tasse de thé que je me fis donner aussitôt après notre arrivée dans l'hôtel de Cuxhaven.

Les Hambourgeois et leurs épouses légitimes fourmillent ici, de même que des capitaines de vaisseau de tous les pays, qui attendent un vent favorable. On les voit partout, et quand ils ne sont pas à se promener sur les hautes falaises, ils sont attablés dans les cabarets où ils boivent du grog passablement fort, en poussant des cris d'allégresse à l'occasion des trois journées de Juillet. Dans tous les idiomes on porte des toasts aux Français. Les Anglais laconiques leur donnent des louanges avec autant de loquacité que ce Portugais bavard qui regrettait devant moi de ne pouvoir conduire directement à Paris sa cargaison d'oranges, pour rafraîchir le peuple qui avait dû souffrir de la chaleur pendant le combat. Même à Hambourg, où la haine des Français a poussé de si profondes racines, il règne maintenant un indicible enthousiasme pour la France. On a tout oublié : Davoust, la banque volée, les bourgeois fusillés, le costume germanique, les mauvais vers patriotiques, le père Blucher, toutes les niaiseries de 1814 — tout est oublié. Partout flotte le drapeau tricolore, partout résonne la Marseillaise, et même les dames paraissent au théâtre avec des rubans tricolores sur la poitrine. Les riches banquiers eux-mêmes, qui à la suite du mouvement révolutionnaire perdent beaucoup d'argent dans les spéculations de la bourse, partagent généreusement la joie générale, et toutes les fois que le courtier vient leur annoncer que la baisse ne fait qu'augmenter, ils n'en paraissent que plus satisfaits et se contentent de dire : C'est bien, c'est bien ! cela ne fait rien du tout.

Oui, dans tous les pays, les hommes comprendront facilement l'importance des trois jours de Juillet, et les célébreront en y voyant le triomphe de leurs propres intérêts. La grande œuvre des Français parle si clairement à tous les peuples et à toutes les intelligences, au plus fort comme au plus faible, que dans les steppes des Baskires les âmes en seront aussi profondément remuées que dans les montagnes de l'Andalousie. Je vois déjà le macaroni s'arrêter dans la bouche du Napolitain, comme la pomme de terre dans celle de l'Irlandais, quand cette bonne nouvelle leur parviendra.

Polichinelle est capable de s'armer d'un glaive, et Paddy fera peut-être un *bull* qui n'amusera guère les Anglais.

Et l'Allemagne que fera-t-elle ? Je ne sais. Commencerons-nous enfin à utiliser nos forêts de chênes, c'est-à-dire à en faire des barricades pour la délivrance du monde ? Commencerons-nous enfin, nous à qui la nature a départi tant d'intelligence, tant de force et tant de courage, commencerons-nous à profiter de ces dons de Dieu et à comprendre, à proclamer et à exécuter les préceptes du grand maître, la doctrine des droits de l'homme?

Il y a maintenant six ans qu'en parcourant à pied la patrie allemande, j'arrivai à Wartbourg. J'y visitai la cellule qu'avait occupée Luther, brave homme s'il en fut, et dont je ne permettrai à personne de médire. Il a accompli une œuvre gigantesque, pour laquelle notre gratitude lui est acquise à jamais. Ne lui en veuillons pas d'avoir brusqué un peu nos amis, lorsque dans l'exégèse de la parole divine, ils voulurent le dépasser en proposant d'établir ici-bas même l'égalité des hommes. Il est vrai qu'une pareille proposition était alors quelque peu prématurée, et maître Hemling qui fit tomber ta tête, pauvre Thomas Munzer, était à plusieurs égards autorisé à une pareille action; car il avait le glaive en main, et son bras était fort.

A Wartbourg, je visitai aussi l'arsenal, où sont suspendues les cuirasses, les morions, les rondaches, les hallebardes, les flamberges, toute cette garde-robe de fer du moyen âge. Je me promenais tout pensif dans la salle, accompagné d'un jeune noble, un de mes camarades d'université, et dont le père était dans notre province un des principicules les plus puissants, qui faisait trembler le petit coin de terre soumis à sa domination. Ses ancêtres aussi furent de puissants barons, et le jeune homme plongeait avec délices dans ses souvenirs héraldiques à l'aspect de quelques-unes de ces armes et de ces cuirasses qui, comme le disait l'étiquette, avaient appartenu à un guerrier de sa race. Il détacha du mur la longue épée de son aïeul, et, ayant par curiosité essayé de la manier, il se vit forcé d'avouer qu'elle était un peu trop lourde, après quoi il laissa tomber son bras. Le brave petit-fils était trop faible pour agiter l'épée de ses pères. Je le vis, et je me pris à penser au fond de mon cœur : L'Allemagne aussi pourrait être libre.

SEPTIÈME PARTIE

— TRADITIONS POPULAIRES —

J'ai fait tout mon possible pour ne pas faire dériver de sources purement blâmables la tendance moyen âge de nos romantiques : j'ai produit leur meilleur moyen de justification dans la troisième partie, où j'ai remarqué que la manie du moyen âge n'était peut-être à la fin qu'un amour secret pour le panthéisme de l'ancienne Germanie, les restes de cette antique religion s'étant conservés dans les croyances populaires de cette époque postérieure. J'ai déjà dit précédemment comment ces restes s'étaient conservés, souillés et mutilés à la vérité, dans la magie et dans la sorcellerie. Oui, il se sont conservés dans la mémoire du peuple, dans ses usages, dans sa langue..... Dans chaque pain que cuit le boulanger allemand, il empreint l'antique pied de druide, et le pain de tous les jours porte encore le signe de la religion germanique. Quel profond contraste offre ce pain véritable avec ce pain simulé, sec et dépourvu de sucs nourriciers, dont nous repaît le culte spiritualiste !

Non ! les souvenirs des antiques croyances germaniques ne sont pas encore entièrement éteints. Il existe en Westphalie des vieillards qui savent encore où sont enfouies les vieilles idoles. A leur lit de mort, ils le disent à leur dernier petit-fils, et celui-ci porte ce secret sacré dans son cœur, comme un trésor. En Westphalie, la Saxonie des anciens, n'est pas mort tout ce qui est enterré. Quand on y parcourt les vieux bois de chênes, on entend encore des voix des anciens siècles, encore les profondes paroles magiques dans lesquelles coule plus de vie que dans toute la littérature de la Marche de Brandebourg. Un sentiment indéfinissable me fit tressaillir alors que j'errai sous les ombrages de sa vieille forêt. Quand je passai devant le Siegbourg, mon guide me dit : C'est ici qu'habitait le roi Wittekind ! et il soupira profondément. C'était un simple bûcheron, et il portait une grande hache.

Je suis convaincu que cet homme se bat encore aujourd'hui, s'il le faut, pour le roi Wittekind..... Et malheur au crâne sur lequel tombera sa hache saxonne !

Ce fut un jour malheureux pour l'Allemagne que celui ou le roi Wittekind fut battu à Engter par l'empereur Carl. Dans sa fuite il se retira sur Ellerrbach. Quand toute la troupe fut arrivée avec les femmes et les enfants près de la traversée, où tout se pressait, une vieille femme ne put aller plus loin. Mais, comme elle ne voulait pas tomber entre les mains des ennemis, les Saxons l'enterrèrent vivante dans un monticule de sable, près Belmanscamp, en lui disant : « Cache-toi, cache-toi ; le « monde te va mal, tu ne peux plus suivre la débâcle. »

On dit que la vieille femme vit encore.

Les frères Grimm racontent cette histoire dans leurs traditions allemandes. J'aurai encore souvent à citer les recherches zélées et consciencieuses de ces dignes savants. Les services qu'ils ont rendus à la langue et aux antiquités allemandes sont inappréciables. Ces hommes ont plus fait que toute votre Académie française, depuis Richelieu. Jacques Grimm est sans égal dans son genre. Son érudition est colossale comme une montagne et son esprit est frais comme la source qui en jaillit.

Paracelse est une des minières principales pour la recherche des croyances populaires de l'ancienne Germanie. J'ai déjà fait mention de lui plusieurs fois. Ses ouvrages sont traduits en latin, non pas mal, mais d'une manière incomplète. La version originale est difficile à lire ; le style en est abstrus, mais çà et là apparaissent de grandes pensées exprimées grandement. C'est un philosophe de la nature dans le sens actuel du mot. Il ne faut pas toujours prendre sa terminologie dans la signification traditionnelle. Dans sa doctrine des esprits élémentaires, il emploie les mots : nymphes, ondines, sylvains, salamandres, seulement parce que ces mots sont connus du public, et non parce qu'ils désignent exactement ce dont il veut parler. Au lieu de créer arbitrairement des mots nouveaux, il a préféré chercher pour ses idées de vieilles expressions qui désignaient jusqu'alors quelque chose d'analogue. Aussi a-t-il été mal compris sous plus d'un rapport, et beaucoup l'ont accusé ou d'ironie ou d'incrédulité. Les uns s'imaginèrent qu'il voulait, par pure plaisanterie, réunir en système les vieux contes de nourrice; les autres le blâmaient de ce que, ne partant pas du point de vue chrétien, il ne voulait pas déclarer pour autant de diables tous ces esprits élémentaires. Nous n'avons, dit-il quelque part, aucun motif d'admettre que ces êtres appartiennent au diable; et ce qu'est le diable lui-même, ajoute-t-il ironiquement, nous ne le savons pas davantage. Il prétend que les esprits élémentaires seraient, aussi bien que nous autres, de véritables créatures de Dieu, mais non pas de la race d'Adam, et que Dieu leur aurait assigné pour séjour les quatre éléments. Leur constitution organique serait en rapport avec l'élément auquel ils appartiennent. Alors Paracelse classe, d'après les quatre éléments, les différentes sortes d'esprits, et c'est là qu'il produit un système décidé.

Quant à réduire en système les croyances elles-mêmes du peuple, c'est une chose aussi impossible que d'arrêter dans un cadre les nuages du ciel. On peut tout au plus réunir, sous certaines rubriques déterminées, les choses qui se ressemblent. C'est ce que nous essaierons au sujet des esprits élémentaires.

Nous avons déjà parlé des kobolds dans la première partie. Ce sont les revenants mi-partis d'hommes morts ou de diables; on doit les distinguer soigneusement des véritables esprits de la terre. Ceux-ci habitent presque toujours les montagnes, et on les nomme wichtelmænner, gnomes, metallarii, petits hommes, nains. La tradition des nains est analogue à celle des géants, et elle s'appuie sur l'existence de deux races différentes qui ont jadis vécu plus ou moins en paix dans le même pays, et ont disparu depuis. Les géants ont quitté l'Allemagne pour toujours. Mais on rencontre encore quelquefois les nains dans les galeries des montagnes où ils travaillent, habillés comme de petits mineurs, à extraire les métaux et les pierres précieuses. De tout temps, les nains ont possédé l'or, l'argent et les diamants en abondance, car ils pouvaient se glisser partout et sans être vus; aucun trou n'était trop petit pour qu'ils pussent y passer, pourvu qu'il conduisît à de riches filons. Mais les géants au contraire demeurèrent toujours pauvres; et si on leur avait, par aventure, prêté quelque chose, ils auraient laissé des dettes gigantesques. Et puis les géants ne voulurent jamais se convertir au christianisme. Je tire cette conclusion d'une vieille ballade danoise où les géants finissent par se rassembler et célèbrent une noce. La fiancée engloutit seulement à déjeuner quatre tonnes de bouillie, seize entrecôtes de bœuf et dix-huit poitrines de cochon, et elle but en outre sept tonnes de bière. A la vérité le fiancé dit : Je n'ai pas encore vu de jeune fille qui eût un si bon appétit. Au nombre des convives était le petit Mimmering, dont la petitesse contrastait avec ces géants. Et la chanson finit par ces mots : « Le petit Mimmering était le seul chrétien au milieu de toute cette compagnie païenne. »

Quant aux noces de la petite race, ainsi qu'on nomme quelquefois les nains en Allemagne, on en a conservé les traditions les plus gentilles ; celle-ci par exemple :

La petite race voulut un jour célébrer une noce au château d'Eilenbourg en Saxe, et, pendant la nuit, ils entrèrent, par le trou de la serrure et par les fentes des fenêtres, dans la salle, et ils sautèrent tous sur le plancher poli, comme des pois sur l'aire d'une grange. Sur quoi, s'éveilla le vieux comte qui dormait sous le ciel de son lit élevé dans cette salle, et il s'émerveilla beaucoup à la vue de cette foule de petites gens. Alors l'un d'eux, richement vêtu comme un héraut, s'avança vers lui, et l'invita poliment et en termes convenables à prendre part à la fête. « Mais, ajouta-t-il, nous vous prions d'une chose : vous devez être seul ici présent ; personne de votre maison ne doit se permettre de contempler la fête en même temps que vous, ne fût-ce que d'un seul regard. » Le vieux comte répondit amicalement : « Puisque vous avez dérangé mon sommeil, je veux bien être des vôtres. » Alors on lui amena une petite femme ; de petits porteurs de flambeaux se placèrent, et une petite musique mystérieuse commença. Le comte eut beaucoup de peine à ne pas perdre dans la danse la petite femme qui lui échappait si facilement au milieu de ses bonds, et qui finit par tourbillonner tellement qu'il pouvait à peine respirer. Soudain, tout s'arrêta au plus fort de cette danse animée ; la musique cessa, et toute la foule courut aux fentes des portes, aux trous de souris et partout où se trouvait un petit passage. Mais les mariés, les hérauts et les danseurs levèrent les yeux vers une ouverture du plafond de la salle, et y découvrirent le visage de la vieille comtesse qui regardait indiscrètement la troupe joyeuse. Alors ils s'inclinèrent devant le comte, et celui qui l'avait invité s'avança de nouveau en le remerciant de son hospitalité. « Mais, ajouta-t-il, comme notre joie et notre noce ont été ainsi troublées, parce qu'un autre œil humain les a vus, votre race ne comptera à l'avenir jamais plus de sept Eilenbourg à la fois. » Après quoi, ils s'enfuirent à la hâte ; tout rentra dans le silence, et le vieux comte se retrouva seul dans la salle redevenue obscure. La malédiction s'est accomplie jusqu'aujourd'hui, et toujours un des six chevaliers d'Eilenbourg qui étaient vivants est mort quand le septième était né.

Les habitations des nains étaient, comme je l'ai déjà dit, dans les montagnes. Les petites ouvertures qu'on trouve dans les rochers sont aujourd'hui encore nommées par le peuple les trous des nains. J'en ai vu beaucoup dans le Harz, et particulièrement dans la vallée de la Bode. Les stalactites qu'on trouve quelquefois dans les grottes des montagnes, ainsi que beaucoup de figures qui paraissent représenter les rochers, reçoivent encore du peuple le nom de noce des nains. Je puis, à ce propos, rapporter encore une de ces histoires de noces :

Il existe, en Bohême, non loin d'Elnbogen, dans une vallée sauvage, mais belle, au fond de laquelle l'Egger serpente par maint détour jusqu'aux environs de Carlsbad, une célèbre grotte des nains. Les habitants des villes et villages environnants racontent ce qui suit : Ces rochers furent, dans les anciens temps, habités par de petits nains des montagnes qui y menaient une existence tranquille. Ils ne faisaient de mal à personne, et aidaient, au contraire, leurs voisins dans les cas de nécessité et d'embarras. Ils furent pendant longtemps dominés par un puissant nécromant ; mais, un jour qu'ils voulaient célébrer une noce, et se rendaient, dans ce but, à leur petite église, il entra dans une violente colère et les changea en pierres, ou plutôt, comme c'étaient des esprits impérissables, il les y enferma. Cet assemblage de rochers s'appelle encore aujourd'hui *la noce des nains enchantés*, et on les voit, sous toutes sortes de formes, sur les pics de la montagne. On montre, au milieu d'un rocher, l'image d'un nain qui, lorsque les autres voulurent échapper à l'enchantement, demeura trop longtemps dans l'habitation, et fut pétrifié au moment où il regardait par la fenêtre pour chercher assistance.

Les nains portent de petits bonnets, au moyen desquels ils se rendent invisibles. On nomme ces bonnets chaperons de brouillard. Un paysan, battant un jour en grange, heurta par hasard avec son fléau, et fit tomber le chaperon d'un nain. Celui-ci devint visible, et se glissa bien vite dans une fente de terre. On peut, d'ailleurs, par des conjurations, rendre les nains visibles.

Il y eut à Nuremberg un homme du nom de Paul Creuz, qui employa une merveilleuse conjuration. Il plaça sur un certain plan une petite table toute neuve, un drap blanc dessus avec deux petits plats de lait, puis deux petits plats de miel, deux petites assiettes et neuf petits couteaux. Il prit ensuite une poule noire et l'égorgea sur un réchaud de cuisine, de façon à ce que le sang pénétrât le mets. Après quoi il en jeta un morceau au levant et l'autre au couchant et commença sa conjuration. Cela fait, il courut se mettre derrière un gros arbre, et vit que deux petits nains étaient sortis de terre, s'étaient mis à table et avaient mangé sur la cassolette précieuse qu'il y avait aussi placée. Alors il leur fit des questions auxquelles ils répondirent, et quand il eut souvent recommencé, ils devinrent si familiers avec lui, qu'ils vinrent comme ses hôtes dans sa maison. Quand il n'avait pas pris les soins convenables, ils ne paraissaient pas ou s'enfuyaient presque aussitôt. Il finit par faire venir aussi leur roi qui arriva seul, en petit manteau écarlate, sous lequel il avait un livre qu'il jeta sur la table, et il permit à son conjurateur d'y lire autant et aussi longtemps qu'il voudrait. Aussi cet homme y prit-il une grande sagesse et des secrets particuliers.

Les nains eurent toujours beaucoup de prédilection pour les hommes, et ils étaient fort contents quand nous ne leur faisions pas de mal. Mais nous, méchants comme nous le sommes encore, nous leur jouions toute espèce de mauvais tours. On raconte dans l'Halistal l'histoire suivante :

Pendant l'été, des troupes de nains descendaient souvent des montagnes dans la vallée et se joignaient comme aides, ou simplement comme spectateurs, aux hommes qui travaillaient, mais surtout aux jeunes filles qui faisaient le foin. Ils trouvaient grand plaisir à se mettre à l'ombre sur une grande et grosse branche d'érable. Mais une fois, de méchantes gens vinrent pendant la nuit et scièrent la branche de manière à ce qu'elle ne tint plus que faiblement au tronc, et quand les confiantes créatures s'y posèrent le lendemain matin, la branche se rompit, les nains tombèrent et furent bafoués. Ils se mirent dans une grande colère et s'écrièrent :

Oh! comme le ciel est haut
Et la malice grande!
Nous partons pour ne revenir jamais.

Ils tinrent parole et ne se firent plus revoir dans le pays.

Je doute que les nains regardassent les hommes comme de bons esprits; il est certain qu'ils ne pouvaient à nos actions reconnaître notre divine origine. Des êtres d'une autre nature que la nôtre ne sauraient avoir bonne opinion de nous, et le diable nous tient pour les plus mauvaises de toutes les créatures. J'ai vu une fois représenter dans une grange de village la comédie du docteur Faust. Faust conjure le diable, et, se confiant dans son intrépidité, demande que le diable lui apparaisse dans la plus épouvantable forme, sous les traits de la plus horrible des créatures... et le diable obéissant paraît sous la figure de l'homme.

On ne sait pas bien pourquoi les nains finirent par nous abandonner tout à fait. Les frères Grimm rapportent à ce sujet encore deux histoires. Toutes deux témoignent de notre malice et de notre méchanceté. Voici la première :

Les nains qui habitaient dans les grottes et dans les crevasses autour des demeures des hommes, se montraient toujours fort bienveillants pour ceux-ci ; et la nuit, pendant que les hommes dormaient, ils les soulageaient de leur travail le plus pénible. Quand les gens de la campagne sortaient le matin avec les charrettes et les ustensiles, et s'émerveillaient de trouver tout achevé, les nains se cachaient dans les buissons et riaient aux éclats. Plus d'une fois, les paysans se mirent en colère, en trouvant leur moisson coupée avant parfaite maturité, mais quand, bientôt après, survenaient l'orage et la grêle, et qu'ils voyaient bien que pas un brin de paille peut-être n'eût pu être sauvé, ils remerciaient du fond du cœur la petite race prévoyante. Pourtant, à la fin, les hommes s'aliénèrent par leurs mauvais traits la bienveillance et la faveur des nains. Ceux-ci s'enfuirent et jamais aucun œil ne les revit depuis. En voici la cause : Un berger avait sur la montagne un magnifique cerisier. Un été, quand les fruits furent mûrs, il arriva que, pendant trois nuits de suite, l'arbre fut dépouillé et tout le fruit porté sur les planches et sur les claies qui servaient ordinairement au berger à conserver ses cerises. Les gens du village dirent : « Cela ne peut être fait que par les braves nains qui trottent la nuit en longs manteaux, les pieds enveloppés, légers comme des oiseaux, et font avec empressement l'ouvrage des hommes. On les a déjà guettés bien des fois, mais on ne les trouble pas ; on les laisse venir et partir. » Ces discours rendirent le berger curieux, et il aurait bien voulu savoir pourquoi les nains cachaient leurs pieds, et si ces pieds étaient faits comme ceux des hommes. L'an d'après, au retour de l'été, quand vint le moment où les nains cueillirent les cerises et les portèrent dans le fruitier, le berger prit un plein sac de cendre et le répandit tout autour de l'arbre. Le lendemain, à la pointe du jour, il courut à l'arbre qu'il trouva entièrement cueilli, et vit les traces de beaucoup de pattes d'oie sur la cendre répandue au-dessous. Le berger se mit à rire et plaisanta de ce que les nains avaient des pieds d'oie, de ce que leur secret était découvert. Bientôt après, ceux-ci dévastèrent et démolirent leurs maisons, se sauvèrent dans le fond de la montagne en gardant rancune à la race humaine et en lui refusant leur secours. Le berger qui les avait trahis devint infirme et imbécile pour le reste de sa vie.

L'autre tradition est encore plus dure.

Jadis les nains eurent deux royaumes entre Walkenried et Neuhof, dans le comté de Hohenstein. Un habitant de ce pays remarqua une fois que les fruits de ses champs étaient dérobés pendant la nuit, sans qu'il pût découvrir le voleur. Enfin, il s'en alla d'après le conseil d'une femme expérimentée, à la nuit tombante, dans son champ de pois, et se borna à y battre l'air avec une baguette. Il n'attendit pas longtemps sans reconnaître que quelques nains apparaissaient devant lui. Sa baguette leur avait fait tomber les bonnets qui les rendaient invisibles. Les nains tremblants se jetèrent à ses pieds et confessèrent que c'était leur race qui pillait les champs des gens de la campagne, et qu'ils y étaient forcés par un extrême besoin. La nouvelle de la capture des nains mit en mouvement tout le pays. A la fin, le peuple des nains envoya des députés et offrit rançon pour ses frères prisonniers, manifestant en outre l'intention de quitter pour toujours le pays. Cependant de nouvelles difficultés s'élevèrent sur les conditions de leur retraite. Les gens du pays ne voulaient point laisser partir les nains avec leurs trésors amoncelés et cachés, et la petite race ne voulait pas être vue au moment de son départ. Enfin l'on convint que les nains partiraient par un pont étroit à Neuhof, et que chacun d'eux déposerait en guise de péage, dans un tonneau placé auprès, une partie déterminée de son avoir, sans qu'aucun homme fût présent. Cela se fit ainsi. Pourtant quelques curieux s'étaient placés sous le pont, au moins pour entendre le départ des nains, et ils entendirent pendant beaucoup d'heures le piétinement des petits hommes, ce qui leur fit l'effet d'un grand troupeau de moutons qui passerait sur le pont.

Il faut soigneusement distinguer des nains, qui sont les esprits de la terre, les elfes ou sylphes, esprits aériens qui sont aussi plus connus en France, et sont principalement célébrés dans les poésies anglaises. Si les elfes n'étaient pas immortels par leur nature, ils le seraient devenus par Shakspeare. Ils vivent éternellement dans les songes des nuits d'été de la poésie. On n'oubliera non plus jamais la reine des elfes de Spencer, au moins tant que l'on comprendra l'anglais.

La croyance aux elfes est, à mon avis, d'origine plutôt celtique que scandinave. C'est pourquoi il existe plus de traditions d'elfes à l'ouest du nord que dans la partie orientale. En Allemagne, on sait très-peu de chose sur les elfes, et il n'existe là qu'un écho amorti des traditions bretonnes. Mais elles sont pleines de vie et florissantes en Irlande, en Écosse, en Angleterre et dans le nord de la France. En résonnant jusque sur les côtes de Provence, elles s'y sont mêlées avec la croyance des fées de l'Orient. C'est d'une pareille union que naissent les beaux lais du comte Lanval que la belle fée distingua particulièrement, à la condition qu'il cacherait son bonheur. Mais le roi Arthus ayant proclamé, dans un grand banquet solennel à Kardual, sa reine Genièvre pour la plus belle femme du monde, il fut impossible au comte Lanval de se taire plus longtemps. Il parla, et son bonheur cessa, au moins sur cette terre. Le chevalier Gruëland ne fut guère plus discret. Il ne peut non plus cacher sa bonne fortune, la fée adorée disparait, et il part sur son cheval Gedefar pour errer longtemps à sa recherche. Mais les amoureux infortunés retrouvent leurs maîtresses dans Avalun, le pays des fées. Le comte Lanval et le chevalier Gruëland peuvent bavarder là aussi longtemps qu'ils veulent. Là aussi, Ogier le Danois peut se reposer de ses hauts faits, dans les bras de sa chère Morgane. Vous autres Français, connaissez toutes ces histoires. Vous connaissez Avalun, mais le Persan le connaît aussi et le nomme Gingistan : c'est le pays de la poésie.

Il n'y a que deux traditions sur les elfes qui soient indigènes dans le nord oriental, et comme elles sont des plus courtes et des mieux exprimées dans les chants danois, je veux les rapporter sous cette forme. Voici la première :

Je reposai ma tête sur la colline des elfes, mes yeux commencèrent à dormir.

Alors vinrent deux jeunes femmes qui voulurent bien parler avec moi.

Depuis, je ne les ai vues que cette première fois.

L'un caressa ma joue blanche, l'autre me murmura à l'oreille :

« Lève-toi, beau jeune garçon, si tu veux te préparer à la danse. »

Depuis, etc.

« Éveille-toi, beau jeune garçon, si tu veux sauter à la danse ;

« Mes jeunes filles chanteront les choses les plus agréables, qui te plairont à entendre. »

Depuis, etc.

Et bientôt, au-dessus de toutes les femmes, j'entendis commencer une chanson.

Le torrent écumeux resta tranquille alors, quoiqu'il fût habitué à couler.

Depuis, etc.

Le torrent écumeux resta tranquille alors, quoiqu'il fût habitué à couler ;

Tous les petits poissons jouaient en nageant dans ses flots.

Depuis, etc.

Ils jouaient avec leurs petites queues, tous les petits poissons ensemble dans le courant ;

Tous les petits oiseaux, qui étaient dans l'air, commencèrent à chanter dans la vallée.

Depuis, etc.

« Écoute, beau jeune garçon, veux-tu demeurer avec nous ?

« Nous t'apprendrons à tailler les runes, puis à y lire et à écrire. »

Depuis, etc.

« Je veux t'apprendre à lier l'ours et le sanglier au tronc du chêne ;

« Le dragon, qui est couché sur un monceau d'or, doit s'enfuir du pays devant toi. »

Depuis, etc.

Elles dansèrent bien haut, elles dansèrent bas, dans la ronde des elfes.
Moi, beau jeune garçon, j'étais là fermement appuyé sur mon glaive.
Depuis, etc.

« Écoute, beau jeune garçon, si tu ne veux pas parler avec nous,
« Nous te donnerons un repos complet avec un couteau tranchant. »
Depuis, etc.

Si Dieu n'avait pas si bien conduit mon étoile, que le coq secouât alors son aile,
Je serais certainement resté sur la colline des elfes avec ces jeunes femmes.
Depuis, etc.

Et je dirai à tout bon garçon qui chevauche pour aller à la cour,
Qu'il ne chevauche point vers la colline des elfes, et ne s'y mette pas à dormir.
Depuis, je ne les ai vues que cette première fois.

La seconde chanson traite presque le même thème, seulement l'apparition des elfes n'a pas lieu cette fois en songe, mais bien en réalité, et le chevalier qui ne veut pas danser avec eux, emporte cette fois très-réellement une blessure mortelle.

Le seigneur Oluf chevauche bien loin
Pour inviter les gens de la noce.
Mais la danse va si vite par la forêt.

Et ils dansent là par quatre et par cinq,
Et la fille du roi des elfes étend la main vers lui.
Mais la, etc.

« Bien venu, seigneur Oluf, laisse aller ton désir,

« Arrête-toi un peu et danse avec moi. »
Mais la, etc.

Je ne le dois nullement, je ne le puis nullement,
Car c'est demain mon jour de noces.
Mais la, etc.

« Écoute, seigneur Oluf, viens danser avec moi :
« Je te donnerai deux bottes de peau de bélier. »
Mais la, etc.

« Deux bottes de peau de bélier vont si bien à la jambe :
« Les éperons dorés s'y attachent bien joliment. »
Mais la, etc.

« Écoute, seigneur Oluf, viens danser avec moi :
« Je te donnerai une chemise de soie. »
Mais la, etc.

« Une chemise de soie, si blanche et si fine,
« Ma mère l'a blanchie avec du clair de lune. »
Mais la, etc.

Je ne le dois nullement, je ne le puis nullement,
Car c'est demain mon jour de noces.
Mais la, etc.

« Écoute, seigneur Oluf, viens danser avec moi :
« Je te donnerai une écharpe d'or. »
Mais la, etc.

Une écharpe d'or, je la prendrais volontiers,
Mais je ne dois point danser avec toi.
Mais la, etc.

« Et si tu ne veux pas danser avec moi,
« La maladie et la peste te suivront désormais. »
Mais la, etc.

Et elle lui donna au milieu du cœur un coup

Comme il n'en avait jamais ressenti.
Mais la, etc.

Elle l'éleva sur son cheval rouge,
« Maintenant, chevauche vers ta fiancée, »
Mais la, etc.

Et quand il arriva à la porte du château,
Sa mère y était, elle y était appuyée.
Mais la, etc.

« Écoute donc, seigneur Oluf, mon fils chéri,
« Pourquoi ta joue est-elle si pâle ? »
Mais la, etc.

« Et je puis bien avoir la joue aussi pâle,
« J'ai été à la danse du roi des elfes. »
Mais la, etc

« Écoute, mon fils, toi qui es bien prudent :
« Ta jeune fiancée, que vais-je lui dire ? »
Mais la, etc.

« Dis-lui que je suis dans le bois à cette heure
« Pour essayer mon cheval et mes chiens. »
Mais la, etc.

Le lendemain, quand il fut jour,
La fiancée vint avec le cortége des noces.
Mais la, etc.

Ils versèrent de l'hydromel, ils versèrent du vin :
« Où est le seigneur Oluf, mon fiancé ? »
Mais la, etc.

« Le seigneur Oluf vient de chevaucher dans le bois, à cette heure,
« Pour essayer son cheval et ses chiens. »
Mais la, etc.

La fiancée leva le drap écarlate,

Le seigneur Olaf était étendu et mort.
Mais la, etc.

Le lendemain de grand matin, au petit jour,
Trois cadavres étaient emportés hors du château.
Mais la danse va si vite par la forêt.

Il existe dans une partie de l'Autriche une tradition qui a beaucoup de rapport avec celle-ci, quoiqu'elle soit d'origine slave : c'est la tradition de la danseuse nocturne, qui est connue, dans les pays slaves, sous le nom de *Wili*. Les wilis sont des fiancées qui sont mortes avant le jour des noces. Les pauvres jeunes créatures ne peuvent demeurer tranquilles dans leur tombeau. Dans leurs cœurs éteints, dans leurs pieds morts est resté cet amour de la danse qu'elles n'ont pu satisfaire durant leur vie ; et, à minuit, elles se lèvent, se rassemblent en troupes sur la grande route, et malheur au jeune homme qui les rencontre ! Il faut qu'il danse avec elles ; elles l'enlacent avec un désir effréné, et il danse avec elles jusqu'à ce qu'il tombe mort. Parées de leurs habits de noces, des couronnes de fleurs sur la tête, des anneaux étincelants à leurs doigts, les wilis dansent au clair de lune comme les elfes. Leur figure, quoique d'un blanc de neige, est belle de jeunesse ; elles rient avec une joie si effroyable, elles vous appellent avec tant de séduction ; leur air a de si douces promesses ! Ces bacchantes mortes sont irrésistibles.

Le peuple, en voyant mourir des fiancées pleines de jeunesse, ne pouvait se persuader que tant d'éclat et de beauté dussent tomber sans retour dans l'anéantissement, et de là naquit la croyance que la fiancée recherche encore après sa mort les joies dont elle a été privée.

Cela nous rappelle un des plus beaux poëmes de Goëthe, *la Fiancée de Corinthe*, avec lequel le public français a fait depuis longtemps connaissance par le livre de madame de Staël. Le sujet de ce poëme est des plus anciens, et se perd dans la nuit antique des fables thessaliennes. Ælien le raconte, et Philostrate rapporte un fait semblable dans la vie d'Apollonius de Thiane; c'est la triste histoire nuptiale, où la fiancée est une lamie.

Il est remarquable que les catastrophes les plus effrayantes dans les traditions populaires arrivent ordinairement aux fêtes de noces, et l'effroi qui domine tout d'un coup contraste d'autant plus durement avec la gaieté de l'entourage, avec les joyeux préparatifs, avec la musique entraînante. Tant que nos lèvres n'ont pas encore touché le bord de la coupe, la précieuse liqueur peut être renversée. Un sombre convive peut entrer qui n'a été invité par personne, et que pourtant personne n'a le courage de renvoyer. Il dit à la fiancée un mot à l'oreille, et la fiancée pâlit. Il fait un signe au fiancé, et celui-ci le suit hors de la salle, marche bien loin avec lui dans la nuit orageuse, et ne revient jamais. C'est ordinairement une promesse d'amour antérieur, qui fait qu'une froide main de spectre vient séparer ainsi le fiancé et la fiancée. Quand le seigneur Peter de Staufenberg s'assit au banquet de noces, il regarda par hasard en l'air, et vit un petit pied blanc qui sortait par le plafond de la salle. Il reconnut le pied de cette ondine, avec laquelle il avait eu précédemment la liaison la plus tendre, et il comprit bien à ce signe qu'après son manque de foi, c'en était fait de sa vie. Il se fait, en conséquence, apporter le viatique, et se prépare à la mort. On parle encore beaucoup de cette histoire, et on la chante dans les pays allemands. On ajoute que la nixe, comme nous appelons les ondines, a invisiblement embrassé le chevalier infidèle, et l'a étranglé dans cet embrassement. Les femmes sont profondément émues par cette tragique histoire. J'ai vu plus d'un œil bleu pleurer à cette occasion, mais aussi plus d'une lèvre sourire ironiquement, et cette lèvre était celle de quelque jeune esprit fort qui ne pouvait se résoudre à croire que les nixes sont si cruelles. Il se repentira plus tard de son incrédulité.

Les nixes ont la plus grande ressemblance avec les elfes. Elles ont les mêmes charmes, le même pouvoir de séduction, et aiment aussi la danse. Les elfes dansent la nuit sur les prairies, sur les marécages, sous des chênes antiques, dans les clairières, et laissent sur le sol des traces qu'on nomme cercles des elfes. Les nixes dansent près des étangs et des rivières. On les a vues aussi danser sur l'eau la veille du jour où quelqu'un devait se noyer. Souvent aussi elles viennent aux réunions des hommes et dansent tout à fait comme nous autres. On reconnait la jeune nixe à l'ourlet de sa robe qui est toujours mouillé. Le nix mâle est reconnaissable à ses dents qui sont vertes. D'ailleurs, il porte ordinairement un chapeau vert. Malheur à la jeune fille qui danse trop longtemps avec lui. On raconte l'histoire suivante :

A Laybach, habitait dans la rivière qui porte le même nom, un esprit ondin qu'on appelait Nix ou l'homme des eaux. Il s'était montré pendant la nuit aux pêcheurs et aux bateliers, et, pendant le jour, à d'autres personnes ; si bien, que chacun pouvait raconter comment il était sorti des eaux, et s'était fait voir sous forme humaine. Dans l'année 1547, le premier dimanche de juillet, tout le voisinage se rassembla, selon l'ancienne coutume, à Laybach, sur le vieux marché, près de la fontaine qui était bien gaiement ombragée par un beau tilleul. Ils mangèrent, avec l'amitié de bons voisins, leur dîner au son de la musique, puis se mirent à danser. Au bout de quelque temps arriva un jeune homme bien taillé et bien vêtu, qui paraissait vouloir prendre part à la danse. Il salua poliment toute la réunion et présenta amicalement à chacun sa main qui était toute molle et froide comme la glace, et produisait au toucher un singulier sentiment de frisson ; puis il invita à danser une jeune fille, belle et bien parée, qui était fraîche, hardie et d'un commerce facile et s'appelait Ursula Schæferin ; elle sut parfaitement s'accommoder à sa manière, et se mettre de moitié dans ses farces amusantes. Quand elle eut ainsi dansé quelque temps avec ardeur, ils tourbillonnèrent hors de la place qu'enfermait ordinairement le cercle de la danse, et toujours plus loin, d'abord depuis le tilleul jusqu'à Sitticherhof, puis, plus loin encore jusqu'à la Laybach où il plongea avec elle, en présence de beaucoup de bateliers, et tous deux disparurent.

Le tilleul resta debout jusqu'en l'année 1638 où on l'abattit à cause de sa vieillesse.

Cette même tradition existe avec toutes sortes de variations. La plus belle est celle du Danemark, dans le cycle de chansons qui célèbre la ruine du régicide Marsk-Stig et de toute sa maison. Le nix parle ainsi à sa mère :

« Ma chérie, donnez-moi un conseil tout de suite,
« Pour que je puisse mettre en mon pouvoir la fille de Marsk-Stig. »
Il me semble mauvais de sortir à cheval.

Elle lui fit un cheval d'eau bien pure ;
La bride et la selle étaient du sable le plus fin.
Il me, etc.

Elle le changea bien joliment en chevalier ;
Alors il s'en alla vers le dôme de Sainte-Marie.
Il me, etc.

Il attacha son cheval au portail de l'église,
Et fit trois fois le tour de l'église.
Il me, etc.

L'homme de la mer entra dans l'église.
Alors toutes les figures des saints se retournèrent un peu.
Il me, etc.

Le prêtre devant l'autel dit :
« Quel bon chevalier peut être celui-ci ? »
Il me, etc.

La jeune fille de Marsk-Stig dit sous son voile :
« Plût au ciel que ce chevalier fût le mien ! »
Il me, etc.

Il passa sur un banc, puis sur deux :
« O fille de Marsk-Stig donnez-moi votre foi ! »
« Il me, etc.

Il passa sur quatre et sur cinq :
« O fille de Marsk-Stig, suis-moi dans ma maison. »
Il me, etc.

La fille de Marsk-Stig tendit sa main vers lui :
« Je te donne ma foi et je te suis. »
Il me, etc.

Alors un cortége nuptial sortit de l'église,
Et ils dansèrent joyeusement sans aucun danger.
Il me, etc.

Ils s'éloignèrent en dansant jusqu'au rivage.
A la fin personne n'était plus auprès d'eux.
Il me, etc.

« O fille de Marsk-Stig ! tiens mon cheval,
« Pour que je te bâtisse un joli petit vaisseau. »
Il me, etc.

Et quand ils arrivèrent sur le sable blanc
Tous les petits vaisseaux se tournèrent vers la grève.
Il me, etc.

Et quand ils arrivèrent au milieu du Sund,
La fille de Marsk-Stig tomba dans la mer.
Il me, etc.

Ils entendirent sur le rivage, pendant longtemps,
Comme la fille de Marsk-Stig cria dans l'eau.
Il me, etc.

Je conseille à toutes les jeunes filles
De ne pas se livrer si ardemment à la danse.
Il me semble mauvais de sortir à cheval.

Nous aussi, nous donnons à certaines jeunes filles le sage conseil de ne pas danser avec le premier venu. Mais les jeunes personnes craignent toujours de ne pas avoir assez de danseurs, et plutôt que de s'exposer au danger de faire tapisserie, elles se jetteront volontiers dans les bras de l'homme des eaux.

Mais quelquefois aussi, les nixes ont payé bien cher le plaisir qu'elles trouvaient à fréquenter les hommes. Je trouve là-dessus une histoire qui m'a rempli d'une singulière pitié.

A Epfenbach, près de Sinzheim, on voyait, depuis bien longtemps, chaque soir, trois belles jeunes filles, habillées de blanc, venir à l'assemblée des fileuses du village. Elles apportaient toujours de nouvelles chansons et de nouveaux airs, savaient des contes et des jeux fort jolis, et puis, leurs fuseaux et leurs quenouilles avaient quelque chose de particulier, et aucune fileuse ne pouvait filer aussi fin et aussi vite qu'elles. Mais quand onze heures sonnaient, elles se levaient, emportaient leurs quenouilles, et aucune prière ne pouvait les retenir un instant de plus. On ne savait d'où elles venaient ni où elles allaient : on ne les nommait que les blanches filles du lac, ou les sœurs du lac. Les jeunes garçons avaient grand plaisir à les voir et en devenaient amoureux ; mais le plus épris, fut le fils du maître d'école. Il ne pouvait se rassasier de les entendre et de parler avec elles, et rien ne le chagrinait plus que de les voir partir de si bonne heure chaque soir. Il lui vint un jour dans l'idée de retarder d'une heure l'horloge du village, et pendant les entretiens et les amusements du soir, personne ne s'aperçut que l'heure arrivât plus lentement. Quand la cloche sonna onze fois, quoiqu'il fût réellement minuit, les trois jeunes filles se levèrent, empaquetèrent leurs quenouilles et s'en furent. Le lendemain matin, quelques gens passant près du lac, entendirent des gémissements et virent sur l'eau trois places sanglantes. Depuis ce jour, les trois sœurs ne revinrent plus à la veillée. Le fils du maître d'école fut atteint de consomption et mourut bientôt après.

Il y a un charme indéfinissable dans l'existence des nixes. L'homme peut se figurer sous cette nappe d'eau des mystères si doux et de si horribles. Les poissons, qui seuls en peuvent savoir quelque chose, sont muets. Ou bien se tairaient-ils par prudence? Ne sont-ils pas effrayés par quelque menace cruelle, en cas qu'ils trahissent les secrets du silencieux royaume des ondes? Un tel empire aquatique avec ses mystères voluptueux et ses terreurs secrètes rappelle Venise. Peut-être Venise elle-même était une de ces républiques ondines surgissant du fond de l'Adriatique, à la lumière du jour, avec ses palais de marbre, ses sirènes aux voiles noirs, ses inquisiteurs d'État, son pont des soupirs, ses masques riants. Quand les enchantements de Venise seront retombés au fond des lagunes, son histoire paraîtra un conte de fées, et la nourrice fera aux enfants de grands récits sur l'empire des nixes dont la race, à force de persévérance et de ruse, était parvenue à régner même sur la terre ferme ; mais qui fut à la fin déchirée par un aigle à deux têtes.

Le mystère est le caractère des nixes, de même que le rêve aérien est celui des elfes. Les deux races ne furent peut-être pas très-distinctes dans la tradition primitive, et ce ne fut que plus tard qu'on les sépara. Les noms même ne sont pas des données positives à cet égard. En Scandinavie, tous les esprits sont des elfes, *alfes*, et la seule différence est celle des alfes blancs et des alfes noirs. Ceux-ci sont véritablement les kobolds. En Danemark, comme je l'ai déjà remarqué, on donne le nom de nix aux kobolds domestiques qu'on nomme même nissen.

Puis, il existe des anomalies ; des nixes qui n'ont de forme humaine que jusqu'aux hanches et qui se terminent en queue de poisson, ou dont la partie supérieure est une belle femme et l'inférieure un serpent, comme votre Mélusine la bien-aimée du comte Raimond de Poitiers.

Heureux Raimond dont la maîtresse n'était serpent qu'à moitié !

Il arrive encore souvent que les nixes, quand ils ont avec les hommes un commerce amoureux, ne demandent pas seulement le secret, mais qu'ils prient en outre qu'on veuille bien ne jamais faire de question sur leur origine, leur domicile et leur parenté. Ils ne disent pas non plus leur nom véritable; mais ils se donnent vis-à-vis des hommes un nom de guerre. L'époux de la princesse de Clèves se nommait Hélias. Était-il nix ou elfe? Le cygne qui l'amena sur le rivage, me fait penser à la tradition de ces êtres qu'on appelle les femmes cygnes. Voici le récit relatif à cet Hélias, comme il se trouve dans nos contes populaires.

En l'année 711, vivait Béatrix, fille unique du duc de Clèves. Son père était mort, et elle était dame de Clèves, et de beaucoup d'autres pays. Un jour la jeune châtelaine était assise dans le château de Nimvègue; il faisait beau, le temps était clair et elle regardait dans le Rhin. Elle y vit une singulière chose. Un cygne blanc descendait le fleuve, et il portait au cou une chaîne d'or. A la chaîne était attaché un petit vaisseau que tirait ce cygne; dans le vaisseau était assis un bel homme; il tenait un glaive d'or dans la main, un cor de chasse pendait à son côté, et il avait au doigt un anneau précieux. Ce jeune homme mit pied à terre, et il eut beaucoup de paroles avec la demoiselle: il lui dit qu'il protégerait ses domaines et chasserait ses ennemis. Ce jeune homme lui plut si bien, qu'elle s'en fit aimer et le prit pour époux. Mais il lui dit: « Ne me questionnez jamais sur ma race ni sur mon origine, car du jour où vous me le demanderez, je serai séparé de vous, et vous ne me reverrez jamais. » Et il lui dit encore qu'il s'appelait Hélias. Il était grand de corps, tout comme un géant. Ils eurent depuis ensemble plusieurs enfants. Mais au bout de quelques années, une nuit que cet Hélias était dans le lit à côté de sa femme, la princesse lui dit, sans prendre garde : « Seigneur, ne voudrez-vous pas dire à vos enfants d'où vous sortez? » A ces mots, Hélias quitta la dame, sauta dans son vaisseau de cygne et ne fut plus revu depuis. La femme se chagrina et mourut de repentir dans la même année. Il paraît pourtant qu'il laissa à ses trois enfants ses trois joyaux, le glaive, le cor et l'anneau. Ses descendants existent encore, et dans le château de Clèves s'élève une haute tour au sommet de laquelle tourne un cygne : on l'appelle Tour du Cygne, en mémoire de l'événement.

Que de fois en descendant le Rhin et passant devant la Tour-du-Cygne, à Clèves, ai-je pensé au mystérieux chevalier qui ne voulut pas dire qui il était; qu'une question à ce sujet suffit même pour l'arracher des bras de sa bien-aimée. Il est vrai que les femmes qui interrogent trop sont fort ennuyeuses. Belles, employez vos lèvres aux baisers, et non aux questions, je vous en prie.

Les elfes et les nixes peuvent faire des enchantements et prendre la forme qui leur plait; mais eux-mêmes sont quelquefois aussi changés, par des esprits ou par des nécromanciens puissants, et toutes sortes d'êtres monstrueux; mais ils sont délivrés par l'amour, comme dans *la Belle et la Bête*. Il faut ordinairement que la créature informe soit embrassée trois fois, et elle se métamorphose en jeune prince ou en fée. Aussitôt que vous surmontez votre répugnance pour le laid, et que même vous arrivez à l'aimer, le laid se change en beauté : aucun enchantement ne résiste à l'amour. L'amour est lui-même le plus énergique sortilége. Tous les autres enchantements doivent lui céder : il n'est impuissant que contre un seul pouvoir. Lequel? Ce ne sont ni le feu, ni l'eau, ni l'air, ni la terre avec tous ses métaux ; c'est le temps.

J'ai extrait de la compilation des frères Grimm quelques-unes des traditions que j'ai rapportées ; mais mon meilleur guide est le bon vieux Johannes Prætorius, dont l'*Anthropodemus plutonicus*, ou *nouvelle Description universelle de toutes sortes d'hommes merveilleux*, parut, en 1666, à Magdebourg. Cette année est remarquable ; c'est l'année pour laquelle on avait prédit la fin du monde. Le contenu du livre est un ramas de sottises, de superstitions empilées et de citations savantes. Le livre fait le même effet qu'une boutique de curiosités sur le quai Malaquais ou sur le quai Voltaire. Reliques de toutes les religions disparues, ustensiles de pays fabuleux, entremêlés de crucifix et de madones éteintes : vrai bric-à-brac. Les sujets sont classés par ordre alphabétique, et les noms de cet alphabet sont choisis avec un curieux arbitraire. La division est aussi fort amusante. Ainsi, quand l'auteur parle des revenants, il traite d'abord des revenants réels, puis des revenants supposés, c'est-à-dire des imposteurs qui se déguisent en spectres. Mais il est plein d'instruction, et dans ce livre se sont conservées des traditions fort importantes pour la connaissance de la religion des anciens Germains, ou tout au moins intéressantes comme curiosités. Par exemple, vous ne savez pas tous, vous autres, qu'il existe des évêques de mer. Je crois que la *Gazette de France* elle-même ne le sait pas. Et cependant ce serait un grand point pour beaucoup de gens de savoir que le christianisme a, dans l'Océan, des adhérents, et certainement en très-grand nombre. Peut-être la majorité des créatures sous-marines sont-elles chrétiennes, au moins aussi bonnes chrétiennes que la majorité des Français. J'avais bien quelque envie de le taire pour ne pas faire cette joie au parti ultramontain. Mais, puisque je parle ici des hommes aquatiques, la conscience allemande exige que je parle aussi des évêques de mer.

Prætorius dit textuellement ce qui suit :

« On lit dans les chroniques hollandaises que Cornelius d'Amsterdam avait écrit à un médecin, nommé Gelbert, à Rome, qu'on avait pris, en 1531, dans la mer du Nord, tout près d'Elpach, un homme océanique, qui avait tout l'air d'un évêque de l'église romaine, et qu'on l'avait envoyé au roi de Pologne. Mais, comme il n'avait voulu absolument rien manger de ce qu'on lui avait offert, il était mort le troisième jour. Il n'avait pas parlé, mais poussé seulement de gros soupirs. »

Une page plus loin, Prætorius donne un autre exemple.

« En l'an 1433, on trouva, dans la Baltique, vers les côtes de Pologne, un homme océanique tout à fait semblable à un évêque. Il avait sur la tête une mitre épiscopale, une crosse à la main, et portait un vêtement sacerdotal. Il se laissa toucher particulièrement par les évêques du pays, et leur fit des honneurs, mais sans parler. Le roi voulut le faire garder dans une tour, mais il s'y opposa par gestes, et les évêques prièrent qu'on le laissât rentrer dans son élément, ce qu'on fit. Et il fut accompagné par deux évêques, et il se montra de bonne humeur. Aussitôt qu'il entra dans l'eau, il fit le signe de la croix, et plongea. Depuis ce temps, on ne l'a plus revu. On peut lire cette histoire dans les chroniques de Flandre, dans l'Histoire ecclésiastique de Spondanus, comme aussi dans les *Memorabilia* de Volfius. »

J'ai rapporté textuellement ces deux histoires en indiquant mes sources pour qu'on ne s'imaginât pas que j'avais inventé les évêques de mer. Je me garderai bien d'inventer un plus grand nombre de prêtres. J'ai déjà bien assez de ceux que nous voyons. J'en connais même que je voudrais voir rendre visite à leurs collègues de l'Océan, et réjouir de leur présence la chrétienté sous-marine. L'incrédulité n'est pas encore tombée dans les profondeurs de l'Océan; on n'y a pas encore imprimé de Voltaire à cinq sous; les évêques de mer y nagent encore paisiblement au milieu de leurs troupeaux de fidèles.

Quelques Anglais s'entretenaient hier avec moi sur la réforme de l'église anglicane épiscopale : je leur ai donné le conseil de faire de leurs évêques de terre autant d'évêques de mer.

J'ai à parler encore subsidiairement des femmes-cygnes dont j'ai déjà fait mention en passant. Sont-ce des esprits aquatiques? des esprits aériens? des magiciennes? La tradition ne les caractérise pas exactement. Elles descendent souvent des hauteurs de l'air sur leurs ailes de cygne, déposent leur enveloppe empennée comme une robe, paraissent alors comme de belles jeunes filles, et se baignent dans les parties retirées des rivières. Sont-elles surprises alors par quelque gaillard curieux, elles s'élancent promptement, reprennent leur peau emplumée, et sous la forme de cygne remontent dans les airs. Nous lisons dans les contes populaires de Musæus, la belle histoire d'un jeune chevalier qui réussit à dérober un de ces vêtements de plumes; quand les jeunes filles sortirent du bain, rentrèrent dans leur enveloppe et s'enfuirent dans les airs, il en resta en arrière une qui chercha en vain son plumage. Elle ne peut plus s'envoler, verse des larmes abondantes, elle est admirablement belle, et le rusé chevalier l'épouse. Ils vivent heureux pendant sept ans; mais un jour, en l'absence de son mari, la femme trouve sa robe emplumée dans une armoire cachée; elle s'y glisse et s'envole.

Il est souvent question d'un pareil vêtement de plumes dans les vieilles chansons danoises, mais d'une manière obscure et très-étrange. Là nous trouvons des traces de l'art magique le plus ancien, des retentissements du paganisme du Nord, qui nous reviennent soudain en mémoire comme un songe à demi oublié. Je ne puis me dispenser de rapporter une vieille chanson où il est non-seulement question de la peau plumifère, mais aussi des hommes-corbeaux qui font peut-être le pendant des filles-cygnes. Cette chanson est effrayante, terrible, sombre comme le Nord lui-même, et cependant, l'amour le plus doux s'y épanouit. Le refrain est toujours : c'est ainsi qu'il vole sur la mer. C'est une chanson de magie, et son charme agit toujours... Écoutez ! écoutez !

Le roi et la jeune reine sont assis là-bas à une large table,
Et ils parlent beaucoup d'un voyage sur la mer salée.
C'est ainsi qu'il vole sur la mer !

Le roi et la jeune reine s'embarquent sur la mer salée ;
Tous deux vinrent à regretter que la reine ne fût pas restée à la maison.
C'est ainsi, etc.

Leur vaisseau commença à s'arrêter, quoiqu'il fût près de terre ;
Alors vint en volant un corbeau féroce qui voulait le précipiter dans l'abîme.
C'est ainsi, etc.

« Quelqu'un est-il donc caché sous les vagues ; qui retient le petit vaisseau ?
« Je donne de l'argent et de l'or, si le vent peut nous pousser. »
C'est ainsi, etc.

« Écoute cela, cruel corbeau, ne nous précipite pas dans l'abîme.

« Tu auras de l'or et de l'argent, vingt livres bien pesées »
C'est ainsi, etc.

— « De l'or et de l'argent, je ne m'en soucie guère, je demande un autre don;
« Je veux avoir de toi ce que tu as sous ta ceinture.
C'est ainsi, etc.

« De l'or et de l'argent, j'en ai moi-même, cela ne me sert à rien;
« Ce qui est si beau sous ta ceinture, c'est là ce qui me fait envie. »
C'est ainsi, etc.

— « Je n'ai rien sous ma ceinture que ma clef qui est petite:
« Je pourrai m'en faire forger beaucoup d'autres, si Dieu me renvoie vivante chez moi. »
C'est ainsi, etc.

Elle tira sa petite clef et la jeta par-dessus le bord:
Le farouche corbeau s'enfuit au loin en emportant joyeusement sa parole.
C'est ainsi, etc.

La reine se promena sur la plage blanche: son malaise était grand:
Elle sentit alors que Germann, le joyeux héros, était vivant sous son sein.
C'est ainsi, etc.

Il ne se passa guère plus de cinq lunes depuis ce temps;
La reine arrive avec hâte dans la salle élevée, elle accouche d'un fils très-beau.
C'est ainsi, etc.

Il naquit le soir et fut baptisé dans la même nuit.
Ils le nommèrent Germann le joyeux héros, parce qu'ils pensaient le sauver ainsi.
C'est ainsi, etc.

Ils l'élevèrent pendant un hiver et pendant neuf hivers.

Il devint le garçon le plus résolu que les yeux pussent voir.
C'est ainsi, etc.

Le garçon se fortifia, il grandit si bien qu'il pouvait bien monter son coursier :
Chaque fois que sa mère le voyait, elle était pleine d'inquiétude et de soucis.
C'est ainsi, etc.

« Oh ! dites-moi, mère chérie, oh ! faites-le-moi savoir :
« Pourquoi vous chagrinez-vous si lamentablement quand je passe ? »
C'est ainsi, etc.

— « Écoute, Germann, héros joyeux, je puis bien me plaindre pour toi,
« J'ai dû, quand tu étais encore bien petit, te promettre à un monstre. »
C'est ainsi, etc.

— « Écoutez, ma mère chérie, laissez votre chagrin.
« Le sort qui m'est destiné, personne ne m'en peut préserver. »
C'est ainsi, etc.

C'était un jeudi matin, dans l'automne, alors que le jour commence,
La chambre des femmes était ouverte, il arriva un bruit sauvage.
C'est ainsi, etc.

L'affreux corbeau entra, se plaça devant la reine :
« Souvenez-vous de ce que vous m'avez promis, très-gracieuse reine. »
C'est ainsi, etc.

Mais elle jura par Dieu, elle jura par les saints,
Qu'elle ne connaissait ni fille, ni fils, qu'elle eût sur cette terre.
C'est ainsi, etc.

L'affreux oiseau s'envola ; combien son cri était effroyable !

« Où trouverai-je Germann, le joyeux héros, qu'elle m'a donné, cela est vrai. »
C'est ainsi, etc.

Germann désirait alors épouser une jeune fille, car il avait quinze années révolues.
C'était la fille du roi d'Angleterre, qui était la plus belle damoiselle.
C'est ainsi, etc.

Et son cœur désirait tant être auprès de sa fiancée promise !
« Comment arriverai-je par-dessus la mer à l'île entourée de flots ? »
C'est ainsi, etc.

Ce fut Germann, le joyeux héros, qui mit son habit écarlate,
Il entra dans la grande salle et vint devant sa mère chérie.
C'est ainsi, etc.

Germann, le joyeux héros, entra avec son habit écarlate.
« Ma mère, prêtez-moi votre peau de plumes pour passer la mer salée. »
C'est ainsi, etc.

— « Ma peau de plumes est suspendue en haut dans un coin ; les plumes tombent toutes à terre.
« Si tu vas dans un pays étranger, je ne te reverrai jamais.
C'est ainsi, etc.

« Les ailes ne sont plus assez larges, elles plongent si profondément sous les nuages.
« Et si je vis jusqu'à l'été, je les ferai remettre à neuf. »
C'est ainsi, etc.

Il s'enveloppa dans la peau de plumes, et vola bien loin sur la mer.
Alors il rencontra le farouche corbeau qui repose là-bas sur l'île.
C'est ainsi, etc.

Il volait çà et là, il volait si content vers l'île ;
Quand il arriva au milieu du Sund, il entendit une voix affreuse.
C'est ainsi, etc.

« Sois le bienvenu, Germann, le héros joyeux : où es-tu resté si longtemps ?
« Ta mère t'a donné à moi, quand tu étais encore tout petit et tendre. »
C'est ainsi, etc.

— « Laisse-moi passer, laisse-moi voler, que je parle avec ma bien-aimée ;
« Nous nous retrouverons tous deux ici, quand je reviendrai de chez elle. »
C'est ainsi, etc.

— « Alors je veux te marquer, puisque tu voles outre.
« Quand tu viendras au milieu des chevaliers et des écuyers, tu n'oublieras pas ta parole. »
C'est ainsi, etc.

Il lui arracha l'œil droit, but la moitié du sang de son cœur :
Le chevalier s'en fut vers sa fiancée : son désir était si grand !
C'est ainsi, etc.

Il s'assit dans la chambre de la damoiselle, tout sanglant et tout pâle ;
Toutes les jeunes filles, dans la chambre, quittèrent aussitôt le jeu et le rire.
C'est ainsi, etc.

Toutes les jeunes filles restaient assises et tranquilles ;
Mais la fière damoiselle Adelutz jeta loin d'elle la couture et les ciseaux.
C'est ainsi, etc.

Toutes les jeunes filles restèrent immobiles et quittèrent le jeu et le rire ;

Mais la fière damoiselle Adelutz joignit ses deux mains.
C'est ainsi, etc.

« Soyez le bienvenu, Germann, le joyeux héros; à quel jeu avez-vous été?
« Comment vos habits sont-ils si sanglants, et vos joues si pâles? »
C'est ainsi, etc.

— « Adieu, chère damoiselle Adelutz, il faut que mes ailes m'emportent :
« Celui qui m'a arraché l'œil, veut aussi avoir mon jeune corps. »
C'est ainsi, etc.

Elle tire un peigne d'argent; elle-même lui peigne ses cheveux.
A chaque cheveu qu'elle peigne, elle verse des larmes pesantes.
C'est ainsi, etc.

A chaque boucle qu'elle lui roule, elle verse des larmes pesantes.
Elle maudit sa mère qui lui a fait un sort si cruel.
C'est ainsi, etc.

C'était la fière Adelutz qui l'attira dans ses deux bras :
« Maudite soit ta méchante mère qui nous a jetés dans de telles souffrances! »
C'est ainsi, etc.

— « Écoutez, chère damoiselle Adelutz, ne maudissez pas ma mère :
« Elle n'a pu faire comme elle voulait, chacun est sous la volonté de son destin. »
C'est ainsi, etc.

Il se mit dans la peau de plumes, et vola bien haut sous le ciel.
Elle se mit dans une autre peau, et vola toujours près de lui.
C'est ainsi, etc.

« Retournez, chère damoiselle Adelutz, oh! retournez chez vous.
« La porte de votre salle est ouverte, vos clefs sont restées sur la pierre. »
C'est ainsi, etc.

— « La porte de ma salle peut rester ouverte, mes clefs peuvent être sur la pierre.

« Je vous suivrai partout aussi loin que là où vous avez reçu vos blessures. »

C'est ainsi, etc.

Tous les oiseaux qu'elle vit ou rencontra, elle les coupa en morceaux.

Il n'y eut que l'horrible corbeau féroce qu'elle ne réussit pas à trouver.

C'est ainsi, etc.

C'était la fière damoiselle Adelutz, qui abattit son vol sur la plage ;

Elle ne trouva pas Germann, le héros joyeux, mais sa main droite mutilée.

C'est ainsi, etc.

Alors courroucée, elle éleva son vol sous les nuages pour rencontrer le féroce corbeau.

Elle vola vers l'Occident, elle vola vers l'Orient : il fallait qu'il reçût la mort de sa main, à elle.

C'est ainsi, etc.

Tous les oiseaux qui vinrent devant ses ciseaux, elle les coupa en trois.

Puis, elle rencontra le féroce corbeau et le coupa en deux.

C'est ainsi, etc.

Et elle vola longtemps sur la bruyère sauvage, jusqu'à ce qu'elle fût morte de douleur ;

Ce fut pour Germann, le héros joyeux, qu'elle souffrit tant de chagrin et de désespoir.

C'est ainsi qu'il vole sur la mer !

On prétend que les susdites filles-cygnes sont les walkyries des Scandinaves. Celles-ci sont en effet des femmes qui fendent l'air avec des ailes blanches, ordinairement la veille d'un combat dont elles fixent le sort par leurs sècrètes décisions. Elles ont aussi l'habitude de s'offrir aux yeux des héros, dans les chemins solitaires des forêts, et de leur prédire la victoire ou la défaite. On lit dans Prætorius :

« Il est arrivé que le roi Hother, en Danemark et en Suède, emporté à la chasse par son cheval dans un brouillard, loin des siens, se soit trouvé devant des jeunes filles, qui l'ont connu, l'ont salué de son nom et lui ont parlé. Et quand il demanda qui elles étaient, elles lui ont répondu qu'elles étaient celles qui tenaient dans leurs mains la victoire sur les ennemis à la guerre ; qu'elles étaient toujours à la guerre et qu'elles aidaient à combattre, quoiqu'on ne les vît pas avec les yeux ; que celui à qui elles donnaient la victoire battait et subjuguait ses ennemis, et restait maître de la victoire et du champ de bataille, et que l'ennemi ne pouvait pas lui nuire.

« Quand elles lui eurent ainsi parlé, elles disparurent bientôt à ses yeux avec leur entourage, et le roi resta seul en pleine campagne et en plein air. »

Le moment principal de cette histoire nous rappelle l'apparition des trois sorcières aux yeux de Macbeth. La croyance aux walkyries s'était fondue ici dans la croyance aux sorcières. C'est ainsi que nous trouvons dans les traditions allemandes les trois nornes; mais sous la figure de vieilles magiciennes ou de fileuses grotesques, dont l'une tord le chanvre, la seconde humecte le fil, et la troisième tourne le rouet. Ces parques septentrionales apparaissent le plus souvent dans les contes d'enfants, dont voici le plus gracieux, que je tire du livre de Grimm :

Il était une fille paresseuse et qui ne voulait pas filer. Sa mère avait beau dire tout ce qu'elle voulait, elle ne pouvait pas l'y décider. Enfin la colère et l'impatience emportèrent un jour la mère, au point qu'elle lui donna des coups, ce qui fit pleurer beaucoup la fille. La reine passait justement par-là, et quand elle entendit pleurer, elle fit arrêter et demanda à la mère pourquoi elle battait sa fille, tant, qu'on l'entendait dehors qui pleurait. La mère eut honte de révéler la paresse de sa fille et dit : « Je ne puis la détacher du rouet ; elle veut filer toujours et éternellement ; mais je suis pauvre, et ne peux me procurer le chanvre nécessaire.— Vraiment, dit la reine, je n'entends rien avec plus de plaisir que filer, et ne suis jamais plus ravie que lorsque les rouets tournent ; donnez-moi votre fille. Dans le château, j'ai assez de chanvre ; elle pourra filer là tant qu'elle aura envie.» La mère fut bien contente du fond du cœur, et la reine prit la fille avec elle. Quand elles furent arrivées au château, la reine conduisit la jeune fille dans trois chambres qui étaient pleines, du haut jusqu'en bas, du plus beau chanvre. « File-moi ce chanvre, dit-elle, et quand tu auras fini, tu auras pour époux mon fils aîné. Quoique tu sois pauvre, je n'y fais pas attention ; ton zèle infatigable est une dot suffisante. » La jeune fille s'effraya intérieurement, car elle ne pouvait filer le chanvre, quand même elle eût vécu trois cents ans et qu'elle eût travaillé, chaque jour, du matin jusqu'au soir. Quand elle fut seule elle commença à pleurer, et demeura trois jours assise, sans remuer la main. Au troisième jour, la reine vint, et quand elle vit que rien n'était encore filé, elle s'étonna; mais la jeune fille se justifia, en disant que le chagrin causé par l'éloignement de la maison maternelle l'avait empêchée de commencer. La reine le trouva bon, mais dit en se retirant : « Tu commenceras donc demain à travailler. »

Quand la jeune fille fut de nouveau seule, elle ne sut plus que décider et que faire, et, dans son chagrin, elle vint devant la fenêtre. Elle vit alors venir trois vieilles femmes dont l'une avait un pied plat, la seconde une lèvre inférieure qui tombait sur le menton, et la troisième un large pouce. Quand elles furent devant la fenêtre, elles s'arrêtèrent, regardèrent en haut et offrirent leur aide à la jeune fille en disant : « Si tu veux nous inviter à ta noce, ne pas avoir honte de nous et nous appeler tes cousines, nous te filerons ton chanvre et en peu de temps. — Ah ! de tout mon cœur, répondit-elle, entrez et commencez tout de suite le travail. » Alors elle fit entrer ces trois femmes singulières, et fit dans la première chambre un creux où elles s'établirent et commencèrent à filer. L'une tirait le fil et tournait la roue, l'autre mouillait le fil, la troisième le tordait et frappait du doigt sur la table, et toutes les fois qu'elle frappait, un écheveau du fil le plus fin tombait à terre. Elle cacha à la reine les trois fileuses et lui montra, quand elle vint, l'immense quantité de fil, ce que celle-ci ne pouvait assez louer. Quand la première chambre fut vide, ce fut le tour de la seconde, puis de la troisième, et celle-ci fut bientôt terminée. Alors les trois femmes prirent congé de la jeune fille en lui disant : « N'oublie pas ce que tu nous a promis, ce sera ton bonheur. »

Quand la jeune fille montra à la reine les chambres vides et le tas de fil, celle-ci arrangea la noce, et le fiancé se félicita d'avoir une femme si laborieuse et la loua beaucoup. « J'ai trois cousines, dit la jeune fille; comme elles m'ont fait beaucoup de bien, je ne voudrais pas les oublier dans mon bonheur; qu'elles s'asseoient avec nous à table. » La reine et le fiancé donnèrent leur consentement. Quand la fête commença, les trois femmes entrèrent en costumes merveilleux, et la fiancée dit : « Soyez les bienvenues, chères cousines! — Ah! dit le fiancé, pourquoi as-tu de si vilaines amitiés? » Et, s'adressant à la première au pied plat, il lui demanda d'où lui venait un pied aussi plat. « De frapper le rouet, répondit-elle, de frapper le rouet. » Il s'en alla à la seconde et dit : « D'où vous vient cette lèvre pendante? — De lécher le chanvre, répondit-elle, de lécher le chanvre. » Puis il demanda à la troisième : « D'où avez-vous un pouce si large? — De tordre le fil, répondit-elle, de tordre le fil! » Alors le fils du roi s'effraya et s'écria : « S'il est ainsi, ma belle fiancée ne touchera plus jamais son rouet. » De cette façon elle fut délivrée de ce maudit filage du chanvre.

Et la morale? Les Français auxquels j'ai redit ce conte m'en ont toujours demandé la morale. C'est justement, mes amis, la différence qui existe entre vous et nous. Nous ne demandons la morale que dans la vie réelle, mais nullement dans les fictions de la poésie. Vous pouvez, dans tous les cas, apprendre par ce récit, qu'on peut faire filer son chanvre par d'autres et pourtant devenir princesse. C'est généreux de la part de la nourrice d'avouer de bonne heure aux enfants qu'il y a encore quelque chose de plus efficace que le travail, et que c'est d'avoir du bonheur. On répète chez nous la tradition d'enfants qui sont nés dans une peau de bonheur et auxquels tout réussit plus tard dans le monde. La croyance au bonheur, comme quelque chose d'inné ou d'accordé fortuitement, est d'origine païenne, et contraste d'une manière charmante avec les idées chrétiennes où les souffrances et les privations sont considérées comme les plus hautes faveurs du ciel.

Le problème, le but du paganisme, était la conquête du bonheur. Le héros grec le nomme la toison d'or, et le héros germain, le trésor des Nibelungen. La tâche du christianisme fut au contraire l'abnégation, et ses héros souffrirent les tortures du martyre : ils se chargèrent eux-mêmes de la croix, et leur plus grande lutte ne leur valut jamais que la conquête d'un tombeau.

On se rappelle, il est vrai, que la toison d'or et le trésor des Nibelungen ont préparé de grands maux à leurs possesseurs. Mais ce fut justement l'erreur de ces héros, qu'ils prirent l'or pour le bonheur. Au fond, ils avaient toujours raison. L'homme doit chercher à acquérir le bonheur sur cette terre, le doux bonheur et non la croix.... Hélas ! il peut attendre jusqu'à ce qu'il arrive au cimetière ; on la mettra alors sur sa fosse, cette croix.

L'apparition de trois femmes mystérieuses, tantôt vieilles, tantôt jeunes, et qui arrivent ou pour secourir ou pour narguer quelque pauvre garçon dans des lieux inconnus, me rappelle la charmante tradition du *Wisperthal*, vallée située près de Lorch aux bords du Rhin. J'ai bien souvent réfléchi sur les trois drôlesses qui sont les héroïnes de cette légende, et je ne saurais dire de quelle mythologie elles se sont échappées. Sont-elles d'origine scandinave ou romaine ? Quel est leur véritable âge ? Elles sont aussi équivoques que rieuses, et je crois que je n'ai rien de mieux à faire que d'insérer dans ces folles tablettes la merveilleuse histoire que j'ai tant de fois entendu raconter aux vieilles femmes de mon pays. La version que je donne ici, différera sans doute de celle dont nous a régalé l'auteur du manuel pour les voyageurs aux bords du Rhin, l'insipide et prosaïque M. Aloïs Schreiber. Voici cette légende du *Wisperthal :*

Le Wisperthal est situé dans le voisinage de Lorch, et cette vallée (car *wispern* signifie parler à voix basse) tire son nom des chuchottements et murmures qui, en la parcourant, vous frôlent l'oreille à tout instant, et qui ressemblent beaucoup à ces pst! pst! mystérieux, qu'on entend à certaines heures du soir dans les rues écartées d'une capitale. Un jour trois jeunes compagnons cheminaient par ce Wisperthal en très-belle humeur, mais ils étaient fort intrigués de ces pst! pst! continuels, dont ils entendaient le murmure sans voir un seul visage. « Bah! dit de sa voix la plus forte le plus âgé et le plus avisé de ces compagnons, armurier de son état, bah! ce sont des voix de femmes si laides sans doute qu'elles n'osent se montrer. » A peine eut-il jeté ce défi rusé, qu'il vit apparaître devant lui trois aimables jeunes femmes qui l'invitèrent avec les manières les plus engageantes, lui et ses camarades, à se reposer dans leur château des fatigues de leur voyage. Ce château se trouvait tout près de là; mais les trois jeunes compagnons ne l'avaient pas remarqué auparavant, peut-être parce qu'il n'était point bâti en rase campagne, mais taillé dans le roc, si bien qu'on n'apercevait du dehors que les petites ogives pointues des fenêtres et une grande porte. Quand ils pénétrèrent dans ce château, ils ne s'émerveillèrent pas médiocrement de la magnificence qui de toutes parts y éblouit leurs yeux. Les trois jeunes femmes qui paraissaient en être les seules habitantes, leur donnèrent un repas exquis, pendant lequel elles se chargèrent elles-mêmes de remplir leurs hanaps d'un vin délicieux. Les jeunes compagnons, dont le cœur s'épanouissait de plus en plus, n'avaient jamais vu des créatures aussi éclatantes de beauté que ces trois femmes merveilleuses, et ils se fiancèrent à elles avec des baisers nombreux et brûlants. Le troisième jour, les jeunes femmes leur dirent : « Si votre bon plaisir est de passer avec nous le reste de vos jours, aimables fiancés, il faut avant cela qu'une fois encore vous retourniez dans la forêt, et que vous y recueilliez des enseignements sur les chants et les dires des oiseaux. Lorsque vous aurez saisi et bien compris les couplets du passereau, de la pie et du hibou, vous n'aurez plus qu'à revenir pour toujours dans nos bras. »

Là-dessus, les trois jeunes compagnons se rendirent dans la forêt, et après s'être fait un chemin à travers les broussailles et les ronces, se trébuchant maintes fois sur des racines, et laissant accrochés aux épines des lambeaux sanglants de leur peau, ils arivèrent à un arbre où perchait un passereau qui gazouillait les couplets suivants :

Il y avait une fois trois imbéciles qui parcoururent le pays de Cocagne. Les oies rôties vinrent leur voler tout droit devant le bec.

Mais ils dirent : « Que tout est mal arrangé dans ce pauvre pays de Cocagne ! Il faudrait que ces oies fussent beaucoup plus petites, pour qu'elles pussent nous entrer dans la bouche. »

« Oui, oui ! s'écria l'armurier, l'observation est juste. Lors même que les oies arriveraient toutes rôties à la bouche d'un imbécile, il n'en serait pas plus avancé. Sa bouche étant trop petite, et les oies trop grosses, il n'y verrait pas de remède ! »

Les trois compagnons s'étaient remis en marche :

après s'être fait un chemin à travers les broussailles et les ronces, se trébuchant maintes fois sur des racines et laissant accrochés aux épines des lambeaux sanglants de leur peau, ils arrivèrent à un arbre, sur les branches duquel sautillait une pie qui caquetait le couplet suivant :

Ma mère était une pie, mon aïeule était aussi une pie, ma bisaïeule était encore une pie, ma trisaïeule était pie, et si ma trisaïeule n'était pas morte, elle vivrait encore.

« Oui, oui, dit l'armurier, je comprends cela ! C'est bien là l'histoire universelle. Voilà le résultat final de nos recherches, et les hommes n'en sauront jamais davantage en ce monde. »

Et les trois compagnons s'étaient remis en marche ; et après s'être fait un chemin à travers les broussailles et les ronces, se trébuchant maintes fois sur des racines et laissant accrochés aux épines des lambeaux sanglants de leur peau, ils arrivèrent à un arbre, dans le creux duquel s'était tapi un hibou qui grommelait en lui-même le couplet suivant :

Celui qui s'entretient avec une femme, est trompé par une femme; qui s'entretient avec deux femmes, est trompé par deux femmes; et qui s'entretient avec trois femmes, est trompé par trois femmes.

« Holà ! s'écria l'armurier en colère, vilain et misérable oiseau, avec ta vilaine et misérable science qu'on pourrait acheter, au prix d'un liard, du premier mendiant saugrenu qu'on rencontre ! C'est là un vieux dicton passé de mode. Tu jugerais mieux les femmes, si tu étais gentil et joyeux, comme nous le sommes, ou seulement si tu connaissais nos fiancées au cœur d'or et belles comme le soleil. »

Sur quoi les trois compagnons rebroussèrent chemin, en fredonnant et en sifflant tout joyeusement ; et après avoir marché pendant quelques heures, ils se retrouvèrent en face du château des rochers. Ils se mirent à chanter avec un jovial abandon ce refrain gaillard :

Verrous fermés, verrous ouverts !
Gentille bien-aimée, que fais-tu ?
Dors-tu ou veilles-tu ?
Veux-tu pleurer ou veux-tu rire ?

Et pendant que l'allégresse des jeunes compagnons faisait telle explosion devant la porte du château, trois petites fenêtres s'ouvrirent au-dessus de cette porte, et de chaque fenêtre s'avança la tête grise d'une vieille au long nez et à l'œil chassieux. Ces trois vieilles agitèrent de plaisir leurs chefs grisonnants, et elles ouvrirent leurs bouches édentées, en criaillant d'une voix chevrotante : « Ah ! voici qu'arrivent nos beaux fiancés. Attendez un peu, nos beaux fiancés ! Nous allons vous ouvrir la porte et vous accueillir avec de tendres baisers; désormais vous goûterez le suprême bonheur dans les bras de l'amour. »

Les jeunes compagnons, consternés au dernier point, n'attendirent pas que les portes du château et les bras de leurs gentilles fiancées s'ouvrissent pour eux, mais s'enfuyant à toutes jambes, ils coururent si bien qu'ils arrivèrent le jour même à Lorch. Assis le soir au cabaret devant un broc de vin du Rhin, il leur en fallut vider plus d'une pinte, avant d'être entièrement remis de leur effroi. Quant à l'armurier, il protesta maintenant à voix haute et solennelle que le hibou était l'oiseau le plus sensé du monde, et qu'on le regardait, à bon droit, comme un symbole de la sagesse.

J'ai rattaché cette histoire à celle des trois fileuses. Selon l'opinion de quelques érudits hellénistes, celles-ci sont les trois Parques; mais nos antiquaires patriotes, qui ne sont pas trop portés pour ce qui sent les études classiques, revendiquent ces trois femmes pour la mythologie scandinave, en soutenant que ce sont les trois nornes. Ces deux hypothèses pourraient également s'appliquer aux trois femmes du *Wisperthal*. Il est difficile de bien définir ce que c'est que les nornes scandinaves. On peut les assimiler aux walkyres dont j'ai déjà parlé. Les *sagas* des poëtes islandais nous racontent de ces walkyres les choses les plus merveilleuses; tantôt elles chevauchent dans les airs, au fort des batailles, dont elles décident le sort; tantôt ce sont des amazones nommées filles aux boucliers et combattant pour leurs amants; tantôt elles apparaissent sous la forme de ces femmes-cygnes dont j'ai rapporté plus haut quelques traits. Il règne dans ces traditions une confusion brumeuse comme le ciel du Nord. Une walkyre de cette espèce était la vaillante Sigrune ; dans la *saga* qui parle d'elle, il y a un touchant épisode qui rappelle la Lénore de Burger. Mais celle-ci paraît bien faible en comparaison de l'héroïne du poëme scandinave. Voici un extrait de cette *saga* :

« Le roi Siegmund, fils de Volsung, avait pour épouse Borghild de Bralund, et ils donnèrent à leur fils le nom d'Helgi, selon Helgi, fils de Sorward. Siegmund et ceux de sa race s'appelaient Volsungen. — Hunding était le roi d'un riche pays, nommé d'après lui Hundland ; c'était un grand guerrier et le père de nombreux fils, qui étaient allés combattre. Ce roi Hunding et le roi Siegmund vivaient ensemble en inimitié et en guerre, et ils se tuaient mutuellement leurs amis. — Granmar était le nom d'un roi puissant qui résidait sur une hauteur appelée Svarinshoch ; il avait beaucoup de fils, dont l'un fut nommé Hodbrod, l'autre Gudmund et le troisième Starkodder. Hodbrod se trouva dans l'assemblée des rois, et il fut fiancé à Sigrune, fille d'Hogen ; mais lorsque celle-ci en apprit la nouvelle, elle monta à cheval avec les walkyres, et traversa les airs et la mer, pour chercher Helgi. Helgi se trouvait alors à Logafiœll ; il avait combattu contre les fils d'Hunding, avait tué Alf, Eyiolf, Hiorward et Hervart, et fatigué de la bataille il se reposait sous la Roche-des-Aigles. C'est là que Sigrune le trouva ; elle se jeta à son cou, l'embrassa (sous son casque) et lui dit : Mon père m'a fiancée au méchant fils de Granmar, mais je l'ai nommé brave comme le fils d'un chat. Dans peu de nuits le prince viendra, si tu ne l'entraînes sur le champ de bataille, et que tu n'enlèves la fille du roi. « Alors le héros se sentit pris d'amour pour la jeune femme ; mais Sigrune avait déjà aimé ardemment le fils de Siegmund, avant de l'avoir vu. La fille d'Hogen parlait donc selon son cœur, en disant qu'il lui fallait l'amour d'Helgi. » Mais, continua Sigrune, je pressens, ô prince, la colère des amis de notre maison, parce que j'ai rompu le désir le plus cher de mon père. » Helgi répondit : « Ne te soucie pas de la colère d'Hogen, ni de la fureur de ta race ; tu vivras chez moi, jeune fille ; tu es d'une noble origine, comme je viens de le voir. » Helgi rassembla un grand nombre de guerriers et les embarqua dans des vaisseaux, avec lesquels il se rendit à Frecastein ; sur mer ils furent assaillis d'une violente tempête qui menaça leur vie ; les éclairs sillonnèrent tout le ciel, la foudre éclata et frappa leurs vaisseaux. Alors ils aperçurent neuf walkyres chevauchant dans les airs, et ils reconnurent Sigrune ; bientôt l'orage s'apaisa, et ils atteignirent sains et saufs le rivage. Les fils de Granmar étaient campés sur une montagne, lorsque les vaisseaux abordèrent. Gudmund se jeta sur son cheval et descendit à la mer, pour reconnaître les arrivants. Alors les Volsungen hissèrent leurs voiles, et Gudmund dit : « Quel est le roi qui règne sur cette flotte, et qui amène en notre pays cette armée terrible ? » Le fils de Siegmund lui répondit fièrement en lui lançant son défi, et Gundmund s'en retourna chez lui avec des nouvelles de guerre. Aussitôt les fils de Granmar rassemblèrent une armée, où se trouvèrent bien des rois, conjointement avec Hogen, le père de Sigrune, et ses fils Bragi et Dag. Et il se fit une grande bataille, dans laquelle tombèrent tous les fils de Granmar et tous les chefs de leur armée, excepté Dag, le fils d'Hogen qui obtint la paix et jura fidélité aux Volsungen. Sigrune alla sur le champ de bataille, et trouva Hodbrod qui était près de mourir. Elle dit : « Jamais, ô roi Hodbrod, Sigrune de Sevafiœll ne reposera dans tes bras ; ta vie est perdue. Bientôt la griffe du loup déchirera les fils de Granmar. » Puis elle alla rejoindre Helgi, et fut transportée de joie ; le jeune guerrier lui dit : « Malheureusement, ô Alvitr, (celle qui sait tout, un des noms qu'on donnait aux walkyres), malheureusement tout ne s'est pas passé selon tes désirs, mais les nornes conduisent nos destinées ; Bragi et Hogen sont tombés ce matin près de Frecastein — c'est moi qui fus leur meurtrier. Et Starkodder tomba à Styrkleif, et à Hlebiorg succombèrent les fils d'Hrollang ; l'un d'eux fut le héros le plus furieux que j'aie vu : après que sa tête fut tranchée, son corps combattait encore. Presque toute ta race gît par terre maintenant, mutilée et privée de vie ; tu n'as pas gagné en cette bataille ; tu fus prédestinée à n'atteindre que par les combats l'accomplissement de tes souhaits. Alors Sigrune versa des larmes, et Helgi dit : « Console-toi, Sigrune, tu étais notre Hildur (déesse guerrière, qui excitait à combattre) ; les rois même n'évitent pas leur destin! » Elle dit : « Oh! si je pouvais rappeler à la vie ceux qui sont morts, mais en même temps reposer dans tes bras! »

Helgi prit Sigrune pour femme, et elle lui donna des fils. Helgi ne vécut pas longtemps. Dag, le fils d'Hogen, immola des victimes à Odin, en lui demandant du secours pour venger son père, et Odin lui prêta sa terrible lance. Dag trouva son beau-frère dans la contrée appelée Fioturland, et il le perça de la lance d'Odin. Ainsi tomba Helgi; mais Dag se rendit aussitôt à cheval à Sevafiœll, et apporta à Sigrune la nouvelle de la mort de son héros bien-aimé. « Ma sœur, je dois t'annoncer une triste nouvelle. La nécessité me force de te faire verser des larmes : un roi est tombé ce matin à Fioturland, un roi qui fut le meilleur de tous en ce monde, et dont la tête s'élevait haut au-dessus de celle des plus vaillants guerriers. » Sigrune s'écria : « Puisse ton cœur être transpercé de tous les serments que tu as jurés à Helgi par le flot lumineux du Leiptur (le fleuve de l'enfer), et par la pierre glaciale baignée de ses eaux! Que jamais vaisseau ne marche sous toi, quelque vent favorable qui le pousse; que jamais coursier ne veuille plus t'emporter, fusses-tu même poursuivi par tes plus cruels ennemis! Que l'épée que tu tires, perde son tranchant, à moins qu'elle ne siffle autour de ta propre tête! Ah, pour voir la mort d'Helgi vengée sur toi, puisses-tu être changé en loup et vivre dans la forêt, privé de tout bien, de toute joie et de toute nourriture, à moins que tu ne bondisses autour des cadavres ! » Dag dit : « Tu es enragée ma sœur ! et c'est de la démence, de maudire ton frère. Odin seul fut cause de tous ces malheurs ; il jeta des runes de discordes parmi les proches parents. Ton frère te présente maintenant les anneaux rouges de la conciliation, il t'offre les contrées entières de Vlandilsve et de Vigdali : prends, ô femme ornée d'anneaux, prends pour toi et ton fils la moitié du royaume, en compensation de ta douleur ! » Sigrune dit : « Jamais je ne résiderai heureuse à Sevafiœll, ni ne me réjouirai de la vie ni la nuit ni le jour, si l'éclat de mon héros n'apparaît à la porte de la tombe, et que le coursier de mon roi, Vigblœr aux rênes d'or, ne s'élance sous lui, pour que je puisse le saisir et le serrer dans mes bras. Aussi effrayés devant Helgi s'enfuyaient tous ses ennemis et leurs amis, que devant le loup se sauvent consternées les chèvres de la montagne. Aussi haut s'élevait Helgi parmi les héros, que le noble frêne s'élève parmi les ronces, ou que le daim humecté de rosée surpasse tous les autres animaux, et élève vers le ciel ses cornes brillantes ! »

Un tertre fut élevé sur Helgi ; et lorsqu'il arriva à Valhall, Odin lui offrit de partager avec lui son règne sur l'univers. Et Helgi dit, en apercevant Hunding : « Toi, Hunding, tu prépareras à chaque homme son bain de pieds, tu allumeras les feux, tu attacheras les chiens, tu soigneras les chevaux et tu donneras la pâture aux cochons, chaque jour, avant de te mettre au lit ! »

La servante de Sigrune alla le soir près du tertre d'Helgi, et voilà qu'elle aperçut Helgi à cheval montant la colline avec un cortége nombreux de guerriers. La servante dit : « Ne sont-ce que des fantômes, qui apparaissent à mes yeux, ou est-ce la fin du monde ? Des hommes morts arrivent à cheval ; avec des éperons vous piquez vos coursiers ? Est-ce que le retour est accordé aux héros ? » Helgi dit : « Ce ne sont pas des fantômes qui apparaissent à tes yeux, et ce n'est pas non plus la fin du monde, quoique tu nous voies, et que nous piquions nos coursiers avec nos éperons ; mais le retour est accordé aux héros. « La servante revint en hâte à la maison, et dit à Sigrune : « Va sur la colline, Sigrune de Sevafiœll, si tu désires trouver le prince des peuples ; le tertre est ouvert, Helgi est venu, ses blessures saignent ; il te convie de les étancher et de les guérir. » Sigrune courut à la colline, y entra auprès d'Helgi et dit : « Que je suis joyeuse de te retrouver ! aussi joyeuse que les autours voraces d'Odin, quand ils sentent l'odeur des cadavres, ou que mouillés de rosée ils voient poindre l'aube du matin. D'abord je veux t'embrasser, toi, roi mort, avant que tu ne déposes ta cuirasse sanglante. O Helgi, ta chevelure est blanchie par le frimas, tu es partout couvert de la rosée des morts (le sang), et tes mains sont froides comme la glace. Comment pourrai-je, ô roi, obtenir la réparation de tes maux ? » Helgi dit : « Toi seule, Sigrune de Sevafiœll, es cause qu'Helgi soit mouillé de la rosée du malheur : toujours le soir, avant de t'endormir, ô reine parée d'or et de pierreries, tu verses longtemps des larmes amères.

Chacune de ces larmes est tombée sanglante sur ma poitrine, ma poitrine glaciale et écrasée de douleur ! — Mais nous boirons encore ensemble la liqueur des délices quoique nous ayons perdu toute joie et tout bien ; oui, que nul n'entonne un chant de deuil, quoiqu'il voie sur ma poitrine des blessures béantes ! Des femmes sont maintenant cachées chez nous, des femmes de roi chez nous, les morts ! » Sigrune prépara un lit dans la colline : « Voici un lit de repos et exempt de soucis, que j'ai préparé pour toi, ô Helgi, fils de Volsung ! Je veux dormir dans tes bras, ô roi, comme je l'ai fait de ton vivant ! » Helgi dit : « A présent je soutiens que rien n'est incroyable, ni tôt ni tard dans Sevafiœll, depuis que toi, superbe fille d'Hogen, de race royale, reposes dans mes bras inanimés, toi qui es pourtant vivante ! — Mais il est temps de reprendre mon chemin lumineux, et de faire marcher mon pâle coursier dans son sentier aérien, que l'aurore commence déjà à rougir ; car il faut que je sois à l'ouest du pont de Vindhialm (l'arc-en-ciel), avant que Salgofuir (le coq), réveille le peuple des vainqueurs. » — Helgi et son escorte partirent sur leurs coursiers, et les femmes retournèrent à leur demeure. Le lendemain, vers le soir, Sigrune fit faire à sa servante la garde près du tertre. Mais au coucher du soleil, quand Sigrune vint à la colline, elle dit : « A cette heure le fils de Siegmund serait venu des salles d'Odin, s'il pensait venir aujourd'hui. Mon espoir s'éteint de voir encore paraître le héros, car les aigles se perchent déjà sur les branches du frêne, et tout le monde se hâte d'entrer dans l'assemblée des songes. » La servante dit : « Ne sois pas si téméraire, ô fille des Skioldund, de te rendre seule aux habitations des esprits; dans la nuit les morts sont beaucoup plus puissants qu'à la clarté du jour. » — Sigrune ne vécut pas longtemps dans la souffrance et le chagrin. •

La légende finit là, mais le narrateur ajoute ces mots pour son propre compte :

C'était une croyance dans les anciens temps que les hommes renaissaient; mais de nos jours cela s'appelle un conte de vieilles femmes. On rapporte d'Helgi et de Sigrune qu'ils vécurent une seconde fois; lui s'appela alors Helgi, héros d'Haddiugia, et Sigrune s'appela Kara, fille de Halfdan; et c'était une walkyre.

Je donne encore le commencement d'une autre tradition scandinave, appelée le chant de Vœlundur, parce qu'il semble en résulter une preuve assez distincte de l'affinité ou même de l'identité des Walkyres, des trois fileuses et des femmes cygnes dont j'ai parlé précédemment. Il y est dit :

Nidhudur fut le nom d'un roi en Svithiod (la Suède); il était père de deux fils et d'une fille nommée Baudvildur. — Et il y eut en Finlande trois frères, fils du roi de ce pays, dont l'aîné s'appelait Slagfidr, le second Égill et le troisième Vœlundur; ils s'en allèrent pour faire paître leurs troupeaux, et ils vinrent dans Ulfdalir (la vallée des loups), où ils se bâtirent des maisons. Là il y a un lac appelé Ulfliar (le lac des loups), et au bord de cette eau les fils du roi trouvèrent un matin, de très-bonne heure, trois femmes assises à filer du chanvre, et ayant leurs chemises de cygne posées à terre à côté d'elles. C'étaient des walkyres, et deux d'entre elles étaient filles du roi Laudver : elles s'appelaient l'une Hladgur Svanhvit (blanche comme le cygne), et l'autre Hervoer Alvitr (celle qui sait tout); mais la troisième était Aulrun, fille de Kiar, de Valland. Les trois frères les ramenèrent chez eux, et Égill prit pour femme Aulrun, Slagfidur Svanhvit et Vœlundur Alvitr. Ils demeurèrent ensemble pendant sept hivers, mais dans la huitième année, les femmes s'envolèrent, pour se trouver aux combats, et elles ne revinrent point. Égill partit à la recherche d'Aulrun, et Slagfidur chercha sa Svanhvit, mais Voelundur resta dans Ulfdalir. Il était, au dire d'anciennes traditions, l'homme le plus habile dans son art. Il enchâssait dans de l'or rouge des perles précieuses, et il enfilait toutes ses bagues sur une corde d'écorce. C'est ainsi qu'il attendait le retour de sa femme brillante. — Lorsque Nidhudur le roi de Svithiod, apprit que Voelundur était seul dans Ulfdalir, il partit nuitamment avec ses hommes; leurs armures étaient solidement rivées, et leurs boucliers reluisaient au clair de lune. Arrivés à la demeure de Voelundur, ils surprirent le fils du roi et le garrottèrent pendant son sommeil; et Nidhudur l'emmena avec lui. Etc., etc.

Je n'ai fait, dans ces pages, que toucher légèrement un sujet qui pourrait fournir des volumes entiers de recherches les plus intéressantes. Je veux dire les moyens que le christianisme employa, pour anéantir ou pour absorber en lui la vieille religion germanique, et comment les traces de cette même religion se sont conservées d'une manière sensible dans les croyances populaires. On sait comment fut faite cette guerre d'extermination. Là où les prêtres chrétiens ne purent supplanter par d'habiles miracles les prêtres du paganisme, le glaive des laïques vint complaisamment à leur secours. Le plus grand nombre des conversions fut opéré par des princesses chrétiennes, qui épousaient le chef païen, et il y a des siècles où l'histoire entière de l'Église n'est que chronique de mariages. Quand le peuple, accoutumé à l'ancien culte de la nature, conservait, même après sa conversion, sa vénération séculaire pour certaines localités, on cherchait, soit à utiliser au profit du christianisme cette sympathie, soit à la décrier comme inspiration des mauvais esprits. Près des fontaines que le paganisme révérait comme divines, le prêtre adroit bâtissait une chapelle, et lui-même bénissait l'eau. Ce sont encore aujourd'hui les saintes et chères fontaines de l'antiquité qui attirent le peuple en pèlerinage, et où il boit la santé. Les chênes sacrés qui résistèrent à la hache du christianisme furent calomniés. Sous ces arbres, disait-on, le diable faisait ses apparitions nocturnes; c'est là que les sorcières exerçaient leur métier infernal. Mais le chêne n'en demeura pas moins l'arbre favori du peuple allemand ; le chêne est encore aujourd'hui le symbole de la nationalité allemande : c'est l'arbre le plus grand et le plus vigoureux de la forêt, ses racines percent les profondeurs de la terre, sa cime, comme une flamme verdoyante, flotte fièrement dans les nuages du ciel, les elfes de la poésie habitent dans son tronc, le gui de la science mystique s'enlace à son branchage ; ses fruits seuls sont mesquins, indigestes, au moins pour l'homme.

Les anciennes lois des Germains, principalement celles des *Allemannen*, sont pleines de dispositions qui défendent de pratiquer un culte près des cours d'eau, des arbres et des pierres, par suite de la croyance païenne qu'un dieu y habitait. Charlemagne fut obligé de prohiber expressément, dans ses Capitulaires, les sacrifices aux arbres, aux torrents et aux pierres.

Ces trois choses, les pierres, les arbres et les cours d'eau, apparaissent comme les objets principaux du vieux culte germanique, auxquels se rattache naturellement la croyance à des êtres qui habitent les pierres, comme les nains, les arbres, comme les elfes, et les eaux, comme les nixes.

Quand on veut systématiser, cette voie paraît plus naturelle que le système des éléments divers, tel que l'établit Paracelse, qui fut obligé, pour compléter cette théorie, d'admettre encore pour le feu une quatrième classe d'esprits élémentaires, celle des salamandres. Mais le peuple, qui est toujours sans système, n'a jamais entendu parler de ces esprits du feu, et je suis convaincu que la croyance à ces êtres n'a dû sa naissance qu'à Paracelse lui-même. Il court seulement dans le peuple une tradition sur un animal qui vit dans le feu, et s'appelle salamandre. Tous les petits garçons sont nés naturalistes, et quand j'étais tout jeune, j'eus fort à cœur de reconnaître par moi-même si la salamandre pouvait vivre dans le feu. Un de mes camarades d'école, étant parvenu un jour à prendre un de ces animaux, je n'eus rien de plus pressé à faire que de le jeter dans le poêle, où il lança d'abord dans le feu une bave blanche, puis siffla d'une manière toujours décroissante, et finit par rendre l'esprit. Cet animal a toute l'apparence d'un lézard, mais il est d'un jaune de safran tacheté de noir, et la bave blanche qu'il rend dans le feu et qui a peut-être éteint quelquefois la flamme, a pu faire croire qu'il pouvait vivre dans le feu.

Comme je l'ai dit, le peuple ne connaît vraiment pas d'esprits du feu. Les hommes de feu qui errent pendant la nuit ne sont pas des esprits de la nature, mais des revenants, des spectres d'usuriers, de magistrats impitoyables, et de scélérats qui ont déplacé les pierres, bornes des champs. Les feux errants, que vous nommez ardents ou follets, ne sont pas non plus des esprits. On ne sait pas au juste ce qu'ils sont; ils attirent les voyageurs dans les tourbières et dans les terrains marécageux. Les Anglais les appellent : *Will with a Wisp*, ou bien encore *Jack with a Lanthorn*.

Quant à de véritables esprits de feu, c'est-à-dire qui y puissent vivre, il n'y en a peut-être que deux, qui sont : Dieu et le Diable.

Comme dans notre pays de France, on sait peu de chose sur ces deux antagonistes, ou qu'on n'en a que des souvenirs obscurs, vous seriez peut-être curieux d'apprendre ce qu'en disent les croyances populaires de l'Allemagne.

Que Dieu soit un esprit de feu, c'est ce que soutiennent déjà les anciens philosophes, par exemple Porphyre, selon qui notre âme n'est qu'une émanation de l'âme ignée de Dieu. Les anciens mages ont adoré le feu comme la Divinité même. Moïse vit Jéhovah en buisson ardent..... S'il n'était pas esprit de feu comment eût-il pu s'y maintenir? La plus importante autorité est celle de la petite fille à qui la mère de Dieu avait permis de se promener dans le ciel. Après que la petite fille eut vu douze appartements dans chacun desquels était établi un apôtre, elle arriva enfin à une petite chambre où la mère de Dieu lui avait bien défendu d'entrer. Mais elle ne peut résister à sa curiosité, ouvre la porte, et que voit-elle? la très-Sainte-Trinité au milieu d'un bon feu rouge flamboyant.

Il faut que le diable soit un esprit de feu : autrement, comment pourrait-il durer dans l'enfer? Mais pendant que le bon Dieu supporte le feu, parce que lui-même est un esprit igné, le diable l'endure fort bien parce qu'il est d'une nature si froide qu'il ne se sent à son aise que dans le feu. En effet, toutes les pauvres femmes qui ont eu avec le diable des relations intimes, se sont plaintes de ce tempérament glacé du diable. Il existe à cet égard une unanimité des plus curieuses dans les révélations des sorcières, telles que vous les pouvez trouver dans les procès de sorcellerie de tous les pays et principalement dans les ouvrages du criminaliste Carpzow. Ces dames qui avaient avoué leurs liaisons charnelles avec le diable, parlent toujours de la froideur de ses embrassements; mais elles se plaignent surtout de son impotence glaciale. Il leur apparaissait ordinairement sous les habits d'un courtisan avec une plume rouge sur la tête.

Le diable est froid, même comme amoureux, mais il n'est pas laid, car il peut prendre telle forme qu'il lui plaît. Il n'est même pas rare qu'il ait pris une figure féminine pour détourner quelque pauvre moine de ses exercices de pénitence, ou pour le faire succomber à la tendresse sensuelle. A ceux qu'il ne voulait qu'effrayer, il apparaissait sous forme d'une bête, ainsi que ses compagnons infernaux. C'est surtout dans ses moments de belle humeur, quand il a bien bu et bien crapulé qu'il aime à devenir très-animal. Il y avait une fois en Saxe un gentilhomme qui avait invité ses amis à un festin. La table servie et l'heure du souper arrivée, manquèrent les convives, qui envoyèrent tous des excuses. Alors le seigneur, furieux, laissa échapper ces mots : « Puisque aucun homme ne veut venir, que le diable et tout l'enfer vienne souper avec moi. » Et il quitta la maison pour se distraire de sa mauvaise humeur. Pendant ce temps, arrivent dans la cour des cavaliers grands et noirs qui ordonnèrent à l'écuyer du gentilhomme de chercher son maître pour lui dire que les convives invités les derniers étaient arrivés. L'écuyer, après de longues recherches, trouve enfin son maître, et revient avec lui. Mais ni l'un ni l'autre n'ont le courage d'entrer dans la maison, car ils entendent du dehors les cris et les chants de l'orgie qui s'élèvent de plus en plus furieux, et ils voient à la fin les diables ivres, sous la figure d'ours, de chats, de boucs, de loups et de renards, paraissant aux fenêtres, tenant dans leurs pattes les coupes pleines ou les assiettes fumantes, et saluant avec leurs museaux et des dents riantes.

Le diable préside, sous la figure d'un bouc noir, l'assemblée des sorcières : c'est un fait connu de tout le monde. Quel rôle il joue ainsi travesti, c'est ce que j'aurai à dire plus tard quand je parlerai des sorcières et de la magie. Dans le livre où le très-savant Georgius Godelmanus a fait sur ce sujet un rapport véridique et très-conséquent, je trouve aussi que le diable apparaît encore fréquemment sous la figure d'un prêtre. Il en raconte l'exemple suivant :

« A l'époque où j'étudiais le droit à Wittemberg, j'entendis plusieurs fois dire par mes professeurs, qu'il était venu à la porte de Luther un moine qui y avait frappé violemment, et quand le serviteur lui eut ouvert et demandé ce qu'il voulait, le moine demanda si Luther y était. Quand Luther apprit la chose, il le fit entrer, parce qu'il y avait déjà bien du temps qu'il n'avait pas vu de moine. Quand celui-ci entra, il dit qu'il avait quelques erreurs papistes, c'est pourquoi il voulait s'entretenir avec lui, et il lui proposa quelques syllogismes et problèmes, et comme Luther les eut résolus sans difficulté, il lui en présenta d'autres qui n'étaient pas si faciles à résoudre. C'est pourquoi Luther, un peu impatienté, laissa échapper ces mots : « Tu me donnes beaucoup d'occupation, et dans un moment où j'ai d'autres choses à faire. » Et il se leva, et lui montra, dans la Bible, l'explication de la question que le moine lui posait ; et ayant remarqué dans la suite de l'entretien que les mains du moine ressemblaient assez à des griffes d'oiseau, il lui dit : « N'es-tu pas celui-là ? Alors, écoute, voici le jugement qui a été porté contre toi. » Et il lui montra aussitôt la sentence de la Genèse, dans le premier livre de Moïse : « La semence de la femme écrasera la tête du serpent. » Le diable, étant vaincu par cette sentence, se fâcha et s'en fut en grondant ; il jeta l'écritoire derrière le poêle, et répandit une odeur qui sentit mauvais dans la chambre pendant plusieurs jours. »

Beaucoup prétendent que le diable a toujours la forme d'un animal, et que c'est pure illusion quand nous le voyons sous une autre face. Le diable a toujours quelque chose de cynique, et c'est ce que personne n'a mieux exprimé que notre poëte Wolfgang Goëthe. Un autre poëte allemand, qui est aussi grand par ses qualités que par ses défauts, mais qui, dans ses qualités, ne le cède pas à Goëthe, M. Crabbe, a peint le diable sous ce rapport avec un égal succès. Il a aussi judicieusement compris le glacial de la nature du diable. Dans un drame de ce poëte, le diable paraît sur la terre, parce que sa mère frotte à l'eau dans l'enfer. C'est chez nous une manière ordinaire de nettoyer la chambre, ce qui se fait en versant sur le plancher de l'eau bouillante, et en frottant avec un torchon grossier. Il s'ensuit un grincement et une vapeur tiède qui empêchent absolument tout homme raisonnable de rester pendant ce temps à la maison. C'est là ce qui fait déserter, par le diable, l'enfer bien chauffé pour notre monde refroidi; et chez nous, le pauvre diable quoiqu'il arrive par une brûlante journée de juillet, éprouve cependant un si grand froid qu'il en est presque gelé, et n'est arraché à son engourdissement que par les secours de l'art médical.

Nous venons de voir que le diable a une mère : beaucoup de gens prétendent qu'il n'a réellement que sa grand'mère. Celle-ci vient quelquefois aussi dans le monde supérieur, et c'est peut-être à cause d'elle qu'a été fait ce proverbe : là où le diable lui-même ne peut rien, il envoie une vieille femme. Mais d'ordinaire elle reste dans l'enfer s'occupant de la cuisine, ou bien demeure assise dans son fauteuil rouge; et quand le diable, fatigué des affaires de la journée, vient le soir au logis, Il avale à la hâte ce que sa mère lui a préparé, puis il repose sa tête sur ses genoux, lui fait chercher sa vermine, et s'endort. La vieille a coutume aussi de lui marmotter une chanson qui commence par ces mots :

Dans le dôme, dans le dôme,
Il y a une rose,
Rose rouge comme le sang.
Dans le dôme, dans le dôme, etc.

Plusieurs affirment que lorsque le pauvre enfant ne peut s'endormir, la bonne vieille prend ordinairement le parti de lui lire la *Gazette ecclésiastique évangélique* de Berlin.

Le ménage du diable dans l'enfer vivant en garçon avec sa mère, forme le pendant le plus complet du ménage du Seigneur dans le ciel. Celui-ci vit là-haut également avec sa sainte mère, la reine des cieux, et les anges sont ses familiers, comme les diables sont ceux de l'autre. Le diable et ses serviteurs sont noirs ; le Christ et ses anges sont blancs. Dans les chansons populaires du Nord, il est toujours question du Christ blanc. Notre habitude est de nommer le diable, le noir, le prince des ténèbres. A ces deux personnages, le Christ et le diable, le même peuple a encore adjoint deux autres figures aussi immortelles, aussi indestructibles : la mort et le Juif errant. Le moyen âge a laissé à l'art moderne ces quatre types comme personnifications colossales du bien, du mal, de la destruction et de l'humanité.

Le Juif errant, symbole mélancolique de l'humanité, c'est ce que personne n'a compris aussi profondément qu'Edgar Quinet, l'un des plus grands poëtes de France. Nous autres Allemands qui avons récemment traduit son *Ahasvérus*, n'avons pas été peu surpris de trouver chez un Français une conception aussi gigantesque.

Peut-être aussi les Français sont-ils appelés à expliquer avec le plus de justesse les symboles du moyen âge. Les Français sont sortis depuis longtemps du moyen âge, ils le contemplent avec calme, et peuvent apprécier ses beautés avec une impartialité philosophique ou artistique. Nous autres Allemands, y sommes encore enfoncés, dans ce moyen âge : nous combattons encore ses caducs représentants; nous ne saurions donc pas l'admirer avec trop d'engouement. Il nous faut au contraire nous échauffer d'une haine partiale pour que notre force destructrice ne soit point paralysée.

Vous pouvez, vous autres Français, admirer et aimer la chevalerie. Il ne vous en est rien resté que de jolies chroniques et des armures de fer. Vous ne risquez rien à amuser ainsi votre imagination, à satisfaire votre curiosité. Mais chez nous, Allemands, la chronique du moyen âge n'est pas encore close; les pages les plus récentes sont encore humides du sang de nos parents et de nos amis, et ces harnais étincelants protégent encore les corps vivants de nos bourreaux. Rien ne vous empêche, Français, de priser les vieilles formes gothiques. Pour vous, les grandes cathédrales, comme Notre-Dame de Paris, ne sont autre chose que de l'architecture et du romantisme ; pour nous, ce sont les plus terribles forteresses de nos ennemis. Pour vous, Satan et ses compagnons infernaux ne sont que de la poésie : chez nous, il existe des fripons et des sots qui cherchent à réhabiliter philosophiquement la foi au diable, et aux crimes infernaux des sorcières. Que cela se passe à Munich, c'est dans l'ordre ; mais que dans le Wurtemberg éclairé, on tente une justification des vieilles procédures contre les sorcières, qu'un auteur distingué, M. Justinus Kerner, y ait entrepris de raviver la croyance aux possédés, cela est aussi douloureux que repoussant.

O noirs fripons ! et vous imbéciles de toutes couleurs ! accomplissez votre œuvre, enflammez la cervelle du peuple par les vieilles superstitions, précipitez-le dans la voie du fanatisme ; vous-mêmes un jour deviendrez ses victimes ; vous n'échapperez pas à la destinée des conjurateurs maladroits qui ne purent à la fin maîtriser les esprits qu'ils avaient évoqués, et qui furent mis en pièces par eux.

Peut-être le génie de la Révolution ne peut-il remuer par la raison le peuple allemand ; peut-être est-ce la tâche de la folie d'accomplir ce grand labeur ? Quand le sang lui montera une fois, en bouillonnant, à la tête, quand il sentira de nouveau battre son cœur, le peuple n'écoutera plus le pieux ramage des cafards bavarois, ni le murmure mystique des radoteurs souabes ; son oreille ne pourra plus entendre que la grande voix de l'homme.

Quel est cet homme?

C'est l'homme qu'attend le peuple allemand, l'homme qui lui rendra enfin la vie et le bonheur, le bonheur et la vie après lesquels il a si longtemps aspiré dans ses songes. Combien tardes-tu, toi que les vieillards ont annoncé avec un si brûlant désir, toi que la jeunesse attend avec tant d'impatience, toi qui portes le sceptre divinatoire de la liberté, et la couronne impériale sans croix?

— Après tout, ce n'est pas ici le lieu de faire des appels, d'autant plus que je m'éloignerais de mon thème. Je n'ai à parler que de traditions innocentes; de ce qui se dit et se chante derrière les poêles allemands. Je m'aperçois que je n'ai parlé que fort maigrement des esprits qui habitent les montagnes, par exemple, que je n'ai rien dit du Kyffhæuser où demeure l'empereur Frédéric. Celui-ci n'est pas, il est vrai, un esprit élémentaire, et je n'ai à traiter que de ceux-ci dans cette partie. Mais la tradition est trop douce et trop ravissante; toutes les fois que j'y ai pensé, mon âme frissonnait d'un saint désir et d'une mystérieuse espérance. Il y a certainement mieux qu'un conte dans la croyance que l'empereur Frédéric, le vieux Barberousse n'est pas mort; mais que lorsque la prêtraille l'incommoda trop, il s'enfuit dans une montagne qu'on nomme le Kyffhæuser. On dit qu'il y reste caché avec toute sa cour jusqu'au temps où il reparaitra dans le monde pour faire le bonheur du peuple allemand. Cette montagne est en Thuringe, non loi de Nordhausen. J'ai passé devant bien des fois, et par une belle nuit d'hiver, j'y suis resté plus d'une heure en criant à plusieurs reprises : « Viens Barberousse, viens ; » et le cœur me brûlait comme du feu dans la poitrine, et des larmes ruisselaient de mes joues. Mais il ne vint pas, le cher empereur Frédéric, et je ne pus embrasser que le rocher qu'il habite.

Un jeune pâtre du voisinage a été plus heureux. Il faisait paître ses brebis près du Kyffhæuser, et commença à jouer de la musette, et quand il pensa avoir mérité une bonne récompense, il s'écria tout haut : « Empereur Frédéric, c'est pour toi que j'ai donné cette sérénade ! » On dit qu'alors l'empereur sortit de la montagne, se montra au berger et lui dit : « Que Dieu te salue, jeune garçon ; en l'honneur de qui as-tu joué ? — Pour l'empereur Frédéric. — S'il en est ainsi, viens avec moi, il t'en récompensera. — Je ne dois point m'éloigner de mes brebis. — Suis-moi, il n'arrivera aucun dommage à tes brebis. »

Le berger suivit l'empereur qui le conduisit par la main à une ouverture dans la montagne. Ils arrivèrent à une porte de fer qui s'ouvrit, et l'on vit alors une grande et belle salle où étaient beaucoup de seigneurs et de braves serviteurs qui lui firent un accueil honorable. Puis, l'empereur se montra très-bienveillant pour lui, et lui demanda quelle récompense il voulait. Le berger répondit : Aucune. L'empereur lui dit alors : « Va-t'en et prends pour ta récompense un des pieds de mon aiguière d'or. » Le berger fit ce qui lui était commandé, et voulut partir; mais l'empereur lui montra encore beaucoup d'armes curieuses, des harnais, des glaives, et des arquebuses, et lui commanda de rapporter aux gens qu'il voulait avec ces armes conquérir le Saint-Sépulcre.

Le berger l'aura sans doute mal compris. Barberousse a en vue bien d'autres conquêtes que celle du Saint-Sépulcre. Ou bien encore le berger, craignant d'être incarcéré comme démagogue, aura un peu fardé la vérité. Ce n'est pas un tombeau, la froide couche d'un mort, mais une brillante demeure pour les vivants que veut conquérir le vieux Barberousse, un chaud royaume de lumière et de plaisir où il puisse régner joyeusement, tenant dans sa main le sceptre divinatoire de la liberté, et portant sur sa tête la couronne impériale sans croix.

Quant au berger dont il est question, la fin de l'histoire rapporte qu'il sortit sain et joyeux du sein de la montagne et qu'il porta le lendemain à un orfèvre le pied de l'aiguière qui lui avait été donné. L'orfèvre le reconnut pour être d'or excellent, et lui acheta ce cadeau impérial trois cents bons ducats.

On raconte aussi d'un autre paysan du village de Reblingen, qu'il vit l'empereur dans le Kyffhæuser, et en reçut un joli présent. Tout ce que je sais, c'est que si mon étoile me conduit dans cette montagne, je ne demanderai à Barberousse ni vase d'or ni joyaux semblables; mais s'il veut me donner quelque chose, je lui demanderai son livre *de Tribus impostoribus*. J'ai cherché inutilement ce livre dans les bibliothèques, et je crois bien que l'auteur, la vieille Barbe rousse, en conserve certainement quelque exemplaire dans le Kyffhæuser.

Plusieurs assurent que l'empereur, dans sa montagne, est assis devant une table de pierre et dort, ou songe au moyen de reconquérir l'empire. Il balance constamment la tête et cligne des yeux. Sa barbe descend maintenant jusqu'à terre. Quelquefois, comme dans un songe, il étend la main, et semble vouloir encore saisir son glaive et son bouclier. On dit que lorsque l'empereur reviendra dans le monde, il suspendra ce bouclier à un arbre desséché, et que l'arbre commencera alors à bourgeonner et à verdir, et qu'un meilleur temps recommencera en Allemagne. Quant à son glaive, on dit qu'un paysan en blouse le portera devant lui, et ce glaive effraiera tous ceux qui seront encore assez sots pour se croire de meilleur sang qu'un paysan. Mais les vieux conteurs ajoutent que personne ne sait au juste quand et comment cela arrivera.

On rapporte encore qu'un berger ayant été introduit une fois par un nain dans le Kyffhæuser, l'empereur se leva et lui demanda si les corbeaux volaient encore autour de la montagne. Et, sur la réponse affirmative du berger, il s'écria en soupirant : « Il faut donc que je dorme encore pendant cent ans. »

Certainement, hélas ! les corbeaux volent toujours autour de la montagne, ces corbeaux que nous connaissons si bien, et dont nous entendons toujours le pieux croassement. Mais l'âge les a affaiblis, et il y a de bons tireurs qui les abattent au vol. Quand l'empereur rentrera un jour dans le monde, il pourra bien trouver sur son chemin plus d'un corbeau percé de flèches. Et le vieux seigneur remarquera en riant, que l'archer qui les a frappés portait une bonne arbalète.

HUITIÈME PARTIE

— LA LÉGENDE DE FAUST —

M. Lumley, directeur du Théâtre de la Reine, à Londres, m'avait prié d'écrire un ballet pour la scène qu'il dirige ; c'est pour me conformer à son désir que j'ai composé le poëme que voici, qui n'a pas été représenté, — d'abord parce que, la saison pour laquelle on l'avait annoncé ayant été remplie par le fabuleux succès du rossignol suédois, toute autre exhibition à ce théâtre devenait superflue, — et puis parce que le maitre de ballets, par esprit de corps de ballet sans doute, fit naitre avec toute la malveillance imaginable des obstacles et des retards sans fin. Lorsque j'eus le plaisir de remettre à M. Lumley le manuscrit de mon poëme, nous causâmes, tout en prenant le thé, de l'esprit de la légende de Faust et de la manière dont je l'avais conçue ; le spirituel im-

presario m'engagea alors à rédiger les principaux détails de notre conversation, afin d'en enrichir plus tard le libretto qu'il voulait offrir au public le soir de la représentation. C'est encore pour obéir à cette invitation que j'ai écrit la lettre (qu'on lira plus loin) à M. Lumley sur le Faust historique comme sur le Faust mythique; je n'ai donné dans cette lettre que des indications insuffisantes, et je ne puis me dispenser de résumer d'abord en peu de mots le résultat de mes recherches pour tout ce qui concerne l'origine et le développement de la légende, de la fable de Faust.

Ce n'est pas, à proprement parler, la légende de Théophile, sénéchal de l'évêque d'Adama en Sicile, mais un vieux drame anglo-saxon sur cette légende, qui doit être considéré comme le fondement de la fable de Faust. Dans le poëme de Théophile, poëme en bas allemand que nous possédons encore, on remarque des archaïsmes saxons ou anglo-saxons, espèces de mots pétrifiés, de locutions fossiles, preuve certaine que ce poëme n'est que l'imitation d'un original plus ancien perdu dans le cours des âges. Cet original doit avoir encore existé quelque temps après la conquête de l'Angleterre par les Normands, car il a été manifestement imité par le poëte français Rutebeuf, et il a paru au théâtre sous la forme d'un mystère dont M. Charles Magnin a parlé avec détail, il y a sept ans environ, dans le *Journal des Savants*. Quand le poëte anglais Marlowe écrivit son *Faust*, ce mystère du troubadour Rutebeuf ne lui fut pas inutile;

Marlowe emprunta la légende analogue du sorcier allemand à une vieille histoire de Faust déjà traduite en anglais, et il la revêtit de cette forme dramatique dont l'idée lui était suggérée par le mystère français, connu aussi en Angleterre. Le mystère de Théophile et le vieux livre populaire de Faust sont donc les deux éléments d'où est sorti le drame de Marlowe. Le héros de ce drame n'est plus, comme dans le mystère de Théophile, un personnage hardiment révolté contre les cieux, lequel, séduit par un magicien et pour s'assurer la jouissance des biens de la terre, vend son âme au diable, et doit enfin son salut à la grâce de la mère de Dieu, qui va chercher le pacte fatal au fond de l'enfer. Le héros de la pièce est lui-même un magicien; en lui comme dans le nécromant du livre de Faust se résument les traditions de tous les sorciers qui le précèdent, de tous ces sorciers dont il déploie la science devant les plus illustres compagnies; et comme tout cela se passe sur un sol protestant, où ne peut marcher la mère de Dieu, la libératrice, — le diable, à la fin du drame, emporte impitoyablement le magicien. Les théâtres de marionnettes qui florissaient à Londres au temps de Shakspeare, et qui s'emparaient aussitôt de toute pièce applaudie sur les grands théâtres, ont dû certainement donner un Faust d'après le modèle de Marlowe, soit en parodiant le drame original d'une manière plus ou moins sérieuse, soit en le façonnant selon leurs besoins, soit même, ce qui est arrivé maintes fois, en le faisant retravailler par l'auteur en personne au point de vue de leur public. C'est ce Faust de marionnettes qui passa d'Angleterre sur le continent, traversa les Pays-Bas, visita en Allemagne les baraques de la foire, et là, traduit en un grossier patois et lesté de bouffonneries du cru, fit les délices des classes inférieures du peuple. Si différentes que soient ces versions, formées dans le cours des siècles par des improvisateurs, ce qu'il y avait d'essentiel pourtant ne subit pas d'altération notable, et c'est à une de ces comédies de marionnettes, jouée à Strasbourg dans quelque coin de rue en présence de Goëthe, que le grand poëte a emprunté la forme et le fond de son chef-d'œuvre. Cela est surtout visible dans la première édition, dans l'édition fragmentaire du *Faust* de Goëthe; on n'y trouve ni l'introduction, prise à *Sacontala*, ni le prologue, composé plus tard à l'imitation du livre de Job, la simplicité des pièces de marionnettes y est à peine déguisée, et il n'y a aucune raison sérieuse de croire que l'auteur ait connu les vieux livres originaux de Spiess et de Widman.

Tel est le développement de la fable de Faust depuis le mystère de Théophile jusqu'à Goëthe, à qui elle doit sa popularité actuelle. Abraham engendra Isaac, Isaac engendra Jacob, et Jacob engendra Juda, dans les mains duquel le sceptre restera éternellement. — Dans les lettres comme dans la vie, chaque fils a un père, mais ce père, on ne le connait pas toujours, et souvent même, tout en le connaissant, on le renie.

ACTE PREMIER.

Cabinet d'étude, vaste, voûté, mal éclairé. Style gothique. Le long des murs, des armoires garnies de vieux bouquins, d'instruments astrologiques et alchimiques, tels que globes terrestre et céleste, configurations planétaires, fourneaux, cornues, tuyaux en verre; préparations anatomiques, squelettes d'hommes et de bêtes; — et autre attirail hermétique.

Minuit sonne. Près d'une table couverte de livres et d'ustensiles de nécromancie, dans un fauteuil à haut dossier est assis le docteur Faust. Il est absorbé dans ses méditations. Son costume est celui des docteurs allemands du XVIe siècle. Au bout de quelques instants, il se lève et se dirige d'un pas incertain vers une armoire où se trouve fixé par une chaine un gros in-folio; il ouvre la serrure, et dépose sur la table le lourd grimoire qu'il porte avec peine. Ce livre c'est *la Clé des Enfers*. L'allure et les mouvements du savant dénotent un singulier mélange de raideur et de courage, de gaucherie et d'orgueil doctoral. Après avoir allumé quelques flambeaux et tracé des cercles magiques sur le parquet, il ouvre le redoutable volume, et ses gestes expriment le frisson involontaire que lui cause la conjuration infernale. Le cabinet s'obscurcit, des éclairs le sillonnent, le tonnerre gronde, et, du plancher qui s'ouvre avec fracas, se dresse, flamboyant, un tigre rouge. Faust, à cet aspect, ne trahit pas le moindre effroi ; il va droit au monstre enflammé, et d'un regard de mépris semble lui donner l'ordre de disparaître. Aussitôt, en effet, l'apparition rentre sous terre. Évocation nouvelle, éclairs et tonnerre épouvantable ; du parquet béant s'élance un serpent monstrueux, qui se roule, s'agite, se plie et se replie avec rage, vomissant feu et flammes. Faust marche à lui avec dédain ; il hausse les épaules, il rit, il raille l'esprit de l'enfer, impuissant à se présenter sous une forme plus redoutable, et le serpent, à son tour, disparaît sous le sol. Le docteur accomplit de nouveau l'évocation avec un redoublement d'ardeur ; mais cette fois les ténèbres se dissipent tout à coup : des lumières sans nombre éclairent la salle ; au lieu des grondements du tonnerre, c'est la plus joyeuse musique de danse qui se fait entendre, et de la terre entr'ouverte, comme d'une corbeille de fleurs, sort une danseuse en costume de ballet, une danseuse vêtue de gaze et de tricot, qui voltige çà et là en maintes pirouettes banales.

Faust paraît surpris d'abord que Méphistophélès, l'esprit évoqué, n'ait pu trouver une forme plus infernale que celle d'une danseuse ; il finit cependant par prendre goût à cette riante et gracieuse apparition, et, d'un air compassé, il lui fait une solennelle révérence. Méphistophélès ou, pour mieux dire, Méphistophéla, — c'est ainsi dorénavant que nous désignerons le malin devenu femme, — lui rend, en la parodiant, sa révérence empruntée, et se met à voltiger coquettement autour du grave docteur. Elle tient à la main une baguette magique, et tout ce que touche cette baguette se métamorphose aussitôt de la façon la plus divertissante, de telle sorte pourtant que la forme primitive ne disparaisse pas entièrement : les constellations planétaires se colorent d'une lumière intérieure, les avortons contenus dans les bocaux deviennent des oiseaux au plumage bariolé, les hiboux portent au bec des girandoles étincelantes ; on voit briller subitement sur les murailles maints objets splendides, des miroirs vénitiens, des bas-reliefs antiques, les œuvres d'art les plus variées, vrai chaos fantastique où éclate toutefois une magnificence inouïe ; — c'est une immense, une prodigieuse arabesque. La belle Méphistophéla semble contracter un pacte d'alliance avec Faust ; cependant le docteur hésite, il se refuse encore à signer le parchemin qu'elle lui présente, l'engagement redoutable auquel il ne manque plus que son nom. Il exige qu'elle lui fasse voir les hauts dignitaires de l'empire infernal, et bientôt on voit sortir de terre les princes des ténèbres. Ce sont des monstres à têtes d'animaux, natures hybrides et fabuleuses, à la fois grotesques et terribles, la plupart avec la couronne sur la tête et le sceptre aux griffes. Faust leur est présenté par Méphistophéla, présentation à laquelle préside la plus rigoureuse étiquette. Les majestés infernales, d'un pas cérémonieux, commencent leur danse lourde et grossière ; mais Méphistophéla les frappe de sa baguette, les hideuses enveloppes tombent, et les monstres deviennent autant de gentilles danseuses, qui s'élancent en agitant des guirlandes de fleurs. Faust s'amuse de cette métamorphose, bien qu'il ne semble pas trouver parmi ces jolis diablotins de quoi satisfaire complétement son goût. Méphistophéla, qui devine sa pensée, fait jouer sa baguette, et, dans un miroir qui vient de paraître au mur, on aperçoit le portrait charmant d'une femme portant costume de cour et couronne ducale. A cette vue, transports d'admiration de la part de Faust. Il s'approche de la douce image avec l'expression de la tendresse la plus vive et du plus ardent désir. L'image, qui se meut et semble respirer, le repousse avec dédain; il s'agenouille humblement devant elle; vaine prière! elle le repousse de nouveau, et ses gestes lui témoignent d'une manière plus significative encore un humiliant mépris.

Le pauvre docteur se tourne alors avec des regards suppliants vers Méphistophéla, qui ne répond que par un haussement d'épaules moqueur. Elle agite sa baguette, la terre s'ouvre, et on en voit sortir jusqu'aux hanches un vilain singe, lequel cependant, sur un signe d'impatience de Méphistophéla, disparaît aussitôt pour reparaître un instant après sous la forme d'un beau et svelte danseur, qui s'élance d'un seul bond et se met à exécuter des entrechats vulgaires. Le danseur s'approche de la vivante image, et aux compliments amoureux qu'il lui adresse avec une fade suffisance, la belle dame répond par le sourire le plus charmant; elle lui tend les bras avec l'expression d'un langoureux désir, et s'épuise en démonstrations de tendresse. Faust, à cet aspect, est en proie à un désespoir mêlé de rage. Méphistophéla prend pitié de lui, et de sa baguette elle frappe l'heureux danseur, qui soudain, redevenu singe, rentre dans l'abîme, en laissant glisser à terre toute sa brillante défroque. A ce moment, Méphistophéla présente de nouveau son parchemin à Faust; celui-ci, sans plus de résistance, s'ouvre une veine au bras, et signe de son sang le pacte fatal par lequel il renonce aux béatitudes éternelles de la vie céleste pour s'assurer les temporaires jouissances de ce monde. Il jette loin de lui le grave et honnête habit doctoral, et se pare des oripeaux maléfiques abandonnés par le danseur. Dans ce changement de costume, dont il s'acquitte avec une maladresse bouffonne, le corps de ballet de l'enfer lui vient gracieusement en aide.

Méphistophéla donne à Faust des leçons de danse, et lui enseigne toutes les ruses du métier. La gaucherie, la raideur du savant qui s'efforce d'imiter les pas élégants et légers de la danseuse, produisent maints contrastes d'un effet burlesque. Les *diables-danseuses* se mettent de la partie, et s'évertuent, chacune de son côté, à lui démontrer la règle par l'exemple; elles se le jettent dans les bras l'une de l'autre, se l'arrachent, tournoient avec lui, le tiraillent, le harcèlent; il tient bon néanmoins, et, grâce à la puissance de l'amour, grâce à la baguette enchantée qui lui assouplit les membres, le disciple en chorégraphie finit par passer maître. Il danse avec Méphistophéla un brillant pas de deux, et, à la grande joie de ses compagnes, il se lance avec elles dans les figures les plus ingénieusement embrouillées. Devenu désormais un virtuose, il ose enfin paraître en danseur devant la belle image du miroir magique, et celle-ci répond à sa flamme pirouettante par des gestes qui expriment aussi le plus brûlant amour. Faust continue de danser avec une ivresse croissante; mais tout à coup Méphistophéla l'arrache aux enchantements du miroir qu'elle fait disparaître d'un coup de baguette, et la haute école de chorégraphie classique recommence de plus belle.

ACTE DEUXIÈME

Vaste place devant un château qu'on aperçoit à droite. Sur la rampe, entourés d'officiers de la cour, de chevaliers et de dames, le duc et la duchesse sont assis sur deux trônes. Le duc est vieux et chétif; la duchesse est une jeune femme dans tout l'éclat de sa luxuriante beauté. C'est tout à fait le portrait représenté par le miroir magique au premier acte. On remarque qu'elle porte au pied gauche un soulier d'or.

Fête de cour. Grand luxe de décors. Représentation d'une pastorale dans le style du plus ancien rococo; afféterie gracieuse et innocence galante. Cette douceureuse *dansoterie* arcadienne est interrompue par l'arrivée de Faust et de Méphistophéla, qui entrent en scène dans leur costume de danse, triomphalement escortés du corps de ballet infernal et au milieu de bruyantes fanfares. Tous deux, avec maintes pirouettes, font leur révérence au couple souverain. Surprise de Faust et de la duchesse; l'un et l'autre, en s'examinant, semblent émus d'un tendre et mystérieux souvenir. Ils se reconnaissent et échangent des regards d'intelligence amoureuse. Le duc, de son côté, paraît agréer avec condescendance les séduisants hommages de Méphistophéla. Un impétueux pas de deux dansé par elle et par Faust s'adresse surtout aux époux couronnés, et, tandis que le cortége des danseuses infernales prend leur place, Méphistophéla vient cajoler le duc, et Faust conte fleurette à la duchesse. L'ardente passion de ces derniers a comme sa parodie dans la réserve affectée que Méphistophéla oppose ironiquement aux raides et anguleuses galanteries de son altesse sérénissime.

Enfin le duc s'adressant au nécromancien baladin, lui demande un échantillon de son art magique; il désire voir David, roi de Juda et d'Israël, dansant devant l'arche sainte. Docile à cette volonté auguste, Faust saisit la baguette des mains de Méphistophéla, l'agite dans les airs en signe d'incantation évocatrice, et de la terre qui s'ouvre on voit sortir le groupe demandé. Sur un char traîné par les lévites apparaît l'arche sainte; devant l'arche, le monarque hébreu dansant avec une gaieté folle et bouffonne, et grotesquement accoutré comme un roi de cartes; derrière, les gardes royaux armés de lances et costumés en Juifs polonais: amples et longs cafetans de soie noire, têtes branlantes à barbes pointues, hauts bonnets de fourrure. Ces caricatures font le tour de la scène et disparaissent aux applaudissements des spectateurs.

Encore un brillant pas de deux de Faust et de Méphistophéla. L'un et l'autre, redoublant d'agaceries, amorcent si bien le duc et la duchesse, que les deux époux, n'y résistant plus, quittent leurs trônes et prennent part à la danse du joyeux couple. Quadrille dramatique dans lequel Faust déploie toute son adresse pour enlacer la duchesse dans ses filets. A certain signe occulte qu'il découvre à son cou, il reconnaît en elle une sorcière; il lui demande un rendez-vous au prochain sabbat. Effrayée, elle veut nier; mais Faust désigne du doigt le soulier d'or, marque certaine qui révèle la *domina*, la fiancée en titre de Satan. D'un air pudibond, elle accorde enfin le rendez-vous. De leur côté, le duc et Méphistophéla font la contre-partie comique de cette scène, et bientôt les danseuses infernales viennent prendre la place de ces quatre personnages, qui se retirent en tête-à-tête.

Sur la demande du duc, Faust s'apprête à lui donner une nouvelle preuve de sa science magique. Il saisit la baguette et en frappe les danseuses. A l'instant même, elles redeviennent les monstres hideux qu'on a vus au premier acte, et de leurs évolutions gracieuses retombant avec douleur dans un balancement aussi grossier que baroque, les diables s'abîment sous la terre au milieu de flammes qui jaillissent. Applaudissements frénétiques.

Faust et Méphistophéla remercient par des saluts les très-hauts et très-puissants seigneurs, ainsi que le très-honorable public.

Chacun des tours magiques fait éclater de plus belle la folle joie; les quatre principaux personnages se précipitent encore dans l'arène, et la passion, pendant ce nouveau quadrille, prend des allures toujours plus hardies. Faust se jette aux pieds de la duchesse, qui répond à ses démonstrations amoureuses par une pantomime non moins compromettante, tandis que le duc est aux genoux de Méphistophéla. Tout à coup le duc, se retournant, aperçoit Faust agenouillé devant la duchesse : il se redresse, tire l'épée, et se précipite sur l'insolent magicien; mais celui-ci s'arme rapidement de sa baguette, le frappe et lui fait jaillir du front un énorme bois de cerf, par les bouts duquel la duchesse le retient. Consternation des courtisans, qui se jettent en désordre et l'épée à la main sur Faust et Méphistophéla. Le magicien brandit sa baguette; des trompettes guerrières retentissent, et du fond de la scène s'avancent des rangées de chevaliers armés de pied en cap. Tandis que les courtisans effrayés se retournent pour faire face à l'ennemi, Faust et Méphistophéla s'envolent dans les airs sur deux coursiers noirs sortis du sein de la terre. Au même instant, les escadrons de chevaliers évoqués s'évanouissent comme une fantasmagorie.

ACTE TROISIÈME.

Rendez-vous nocturne du sabbat des sorcières. Un plateau spacieux. De chaque côté des rangées d'arbres; dans les branches, des lampions qui éclairent la scène d'une lueur lugubre. Au milieu, en guise d'autel, une espèce de piédestal sur lequel repose un gros bouc noir, à face humaine également noire, avec un cierge allumé entre les cornes. Dans le fond, sommets de montagnes, cimes disposées en gradins et formant amphithéâtre. Sur les gradins gigantesques sont accroupies, assistant au spectacle, les notabilités infernales; ce sont les démons qu'on a vus dans les actes précédents et qui prennent ici des proportions plus colossales encore. On aperçoit, juchés sur les arbres, des musiciens à figures d'oiseaux, munis d'instruments à vent et à cordes, des formes les plus bizarres.

Déjà la scène est animée par des groupes de danseurs dont les costumes rappellent des époques et des pays étonnés de se trouver confondus, si bien que toute la réunion ressemble à un bal masqué. Plusieurs de ces personnages portent en effet des masques. Quelle que soit l'étrangeté baroque de la scène, aucune de ces figures ne doit blesser le sentiment du beau; la répugnance que pourrait inspirer l'excès du grotesque est tempérée ici ou effacée par l'effet d'une magnificence féerique, par des terreurs réelles. De temps en temps, on voit un couple amoureux, homme et femme, un cierge noir à la main, s'approcher de l'autel, se prosterner devant le bouc, et l'adorer selon le rite consacré. De tous côtés accourent des convives, sorciers et sorcières, traversant les airs sur des manches à balai, sur des fourches, sur des cuillers à pot, voire sur des loups et sur des chats. Ces nouveaux venus trouvent ici leurs poursuivants ou poursuivantes, et, la bienvenue donnée, se mêlent aux groupes qui gambadent. Son altesse sérénissime madame la duchesse n'est pas femme à manquer au rendez-vous : la voici qui vient sur une énorme chauve-souris. Elle est décolletée autant que possible, et son pied droit est chaussé du soulier d'or. Elle semble chercher quelqu'un avec impatience, elle l'aperçoit enfin : c'est Faust qui arrive avec Méphistophéla sur son coursier noir. Il porte un brillant costume de chevalier, et sa compagne est vêtue de l'amazone étroite et serrée d'une châtelaine allemande.

Faust et la duchesse se précipitent dans les bras l'un de l'autre, et leur folle ardeur amoureuse les entraîne dans une danse effrénée. Méphistophéla trouve aussi le bien-aimé qu'elle attendait, un gentilhomme grêle et sec, portant manteau noir, béret et plume de coq couleur de sang. Tandis que la danse du premier couple parcourt la gamme entière d'une passion vraie, quoique désordonnée, celle de Méphistophéla avec son partner, — singulier contraste, — n'est que l'expression lascive de la galanterie, du tendre mensonge, de la convoitise qui se persifle elle-même. Tous les quatre enfin, saisissant des flambeaux noirs, vont, selon la forme consacrée, présenter au bouc leur hommage respectueux, puis se réunissent au galop qui tourbillonne autour de l'autel. Une particularité de ce galop consiste dans la position que prennent les danseurs vis-à-vis les uns des autres: ils font leurs évolutions dos à dos, le visage tourné en dehors de la ronde.

Faust et la duchesse, en proie à leur ardeur frénétique, s'échappent de cette ronde infernale et se perdent derrière les arbres à droite de la scène. La ronde tire à sa fin; de nouveaux convives, s'approchant de l'autel, célèbrent l'adoration du bouc; il y a parmi eux des têtes couronnées et même de hauts dignitaires de l'Église en habits pontificaux.

Pendant ce temps arrivent sur l'avant-scène nonnes et moines en grande foule. Leurs polkas extravagantes divertissent singulièrement les démons spectateurs perchés sur les cimes des montagnes, qui allongent leurs pattes crochues pour applaudir avec frénésie.

Faust reparaît avec la duchesse: ses traits sont bouleversés; il se détourne avec dégoût de sa belle amie, qui, les cheveux en désordre, le poursuit de ses voluptueuses caresses. Il lui exprime, par des gestes faciles à comprendre, la satiété, l'aversion même qui a succédé à son amour. C'est en vain qu'elle se précipite à ses genoux, il la repousse avec horreur. En ce moment paraissent trois nègres vêtus en hérauts d'armes et blasonnés de boucs noirs : ils apportent à la duchesse l'ordre de se rendre immédiatement près de Satan, son seigneur et maître, et, comme elle hésite, ils l'entraînent de force. On voit alors, au fond du théâtre, le bouc descendre de son piédestal, et, après quelques bizarres démonstrations de courtoisie, exécuter un menuet avec la duchesse. Pas grave, mesuré, cérémonieux. Les traits du bouc expriment la tristesse d'un ange déchu et le profond ennui d'un prince blasé ; ceux de la duchesse, un violent désespoir. La danse terminée, le bouc reprend place sur son piédestal. Les dames qui ont assisté à ce spectacle s'approcheat de la duchesse avec force génuflexions et révérences, puis l'entraînent avec elles. Faust est resté sur l'avant-scène, et, pendant qu'il regarde le menuet, Méphistophéla revient prendre place à ses côtés. Il signale la duchesse à sa compagne avec un mouvement de répugnance, et semble lui faire au sujet de cette femme quelque confidence horrible. Il manifeste son profond dégoût pour tout ce monde absurde qui grimace autour de lui, pour ce fatras gothique où il ne reconnait qu'une immonde et brutale parodie de l'ascétisme spiritualiste, — parodie qui n'a pas même le mérite d'être plus amusante que l'original. Il se sent le besoin d'une autre atmosphère, d'un air plus serein, plus pur ; il aspire à la beauté harmonieuse de l'ancienne Grèce, aux nobles et généreux types du monde homérique, cette printanière adolescence du genre humain. Méphistophéla comprend son désir, et, touchant la terre de sa baguette, en fait surgir l'image de la fameuse Hélène de Sparte, belle vision aérienne aussitôt évanouie qu'apparue. Le docteur Faust, qui, en véritable érudit allemand, avait toujours idolâtré l'idéal antique, vient d'entrevoir la plus belle héroïne de ses rêves savants. Un noble enthousiasme brille dans ses yeux, l'impatience le saisit. Sur un signe de Méphistophéla, les coursiers magiques se présentent et les enlèvent tous deux. En ce moment, la duchesse rentre en scène; à la vue de son bien-aimé qui vient de s'enfuir, elle devient folle de désespoir et tombe évanouie. Des monstres goguenards la ramassent et la promènent triomphalement avec maintes facéties grossières.

Nouvelle ronde infernale interrompue tout à coup par les sons perçants d'une petite cloche et le choral des orgues, sacrilége parodie de la musique religieuse. Rassemblement général autour de l'autel; les flammes en jaillissent; consumé par le feu, le bouc éclate et disparaît avec fracas. Quelque temps encore après la chute du rideau, on entend retentir les chants impies, les chants à la fois grotesques et terribles de la messe de Satan.

ACTE QUATRIÈME.

Une île de l'Archipel. A gauche, un golfe dont l'émeraude étincelante harmonise avec le bleu de turquoise de la voûte céleste. Paysage idéal baigné dans une atmosphère lumineuse. Végétation et architecture aussi grecques, aussi belles que les rêvait jadis le chantre de l'Odyssée. Cyprès, buissons de lauriers, à l'ombre desquels reposent de blanches statues. Plantes fabuleuses dans de grands vases de marbre; arbres ornés de guirlandes; cascades cristallines; à droite, un temple de Vénus Aphrodite, dont la statue brille derrière les colonnades, et tout cela animé par une verte et fleurissante race d'hommes, adolescents en blancs habits de fête, jeunes filles en tuniques de nymphes, la tête couronnée de roses ou de myrtes. Tout ici respire la sérénité du génie grec, la paix et l'ambroisie des dieux, le calme antique. Rien ne rappelle ce nébuleux supernaturalisme, cette mystique exaltation voluptueuse ou maladive, cette extase de l'esprit qui veut se délivrer des liens du corps et cherche un monde au delà de cette terre; partout une félicité réelle, plastique, sans le moindre mélange de regrets rétrospectifs ou de prétentieuses et vides aspirations.

La reine de cette île, c'est Hélène, la fille de Sparte, la plus noble beauté qu'ait glorifiée la poésie. A la tête des femmes de sa cour, elle conduit la danse exécutée dans le temple de Vénus. Danse et attitudes, tout est mesuré, chaste, solennel, tout est en harmonie avec la beauté des lieux. C'est au sein de ce monde idéal que Faust et Méphistophéla, fendant les airs avec leurs noirs coursiers, font une subite irruption. Tous deux semblent délivrés d'un lourd cauchemar, d'un absurde malaise, d'une folie pitoyable, tous deux se récréent à la vue du beau et de la dignité vraie du monde primitif. La reine, dansant avec ses compagnes, s'avance hospitalièrement à leur rencontre; elle leur offre des aliments dans des vases d'une riche ciselure, et les invite à demeurer avec elle en cette île fortunée. Faust et Méphistophéla, par des pas de danse pleins de gaieté, répondent à ce gracieux accueil, et tous, formant une marche de fête, se rendent au temple de Vénus, où les deux étrangers dépouillent leur romantique accoutrement moyen âge pour revêtir un costume grec à la fois simple et splendide. Revenus ensuite sur l'avant-scène, ils y exécutent à trois une pantomime mythologique.

Faust et Hélène prennent place sur un trône à droite de la scène, tandis que Méphistophéla, le thyrse et le tambourin à la main, se livre, comme une bacchante, à des évolutions fougueuses. Les suivantes d'Hélène, entraînées par l'exemple, arrachent de leurs fronts les couronnes de roses et de myrtes; elles entrelacent des feuilles de vigne dans leurs nattes, qui se dénouent, et, agitant le thyrse sacré, la chevelure flottante, elles s'abandonnent aux mêmes transports. Alors les adolescents, armés de boucliers et de lances, fondent sur ces filles prises de divine folie, les poursuivent, et dans un combat simulé exécutent une de ces danses guerrières si complaisamment décrites par les auteurs anciens.

Une scène d'*humour* païen doit trouver place dans cette pastorale héroïque : des amours chevauchant sur des cygnes accourent, armés de lances et de flèches, ils s'élancent de leurs montures, et leurs danses simulent aussi des combats. Brusque interruption de ce gracieux spectacle par l'arrivée de la duchesse magicienne, qui s'abat à travers les airs sur son énorme chauve-souris. Effroi des petits cavaliers, qui se précipitent sur leurs cygnes et s'envolent. La duchesse s'élance comme une furie devant le trône où sont tranquillement assis Faust et Hélène. Elle semble adresser à l'infidèle sorcier de sanglants reproches, et d'atroces menaces à la reine. Méphistophéla, qui observe cette scène avec une maligne satisfaction, reprend sa danse de bacchante, à laquelle se joignent les suivantes de la reine, et leur joie frénétique forme un insolent contraste avec la colère de la duchesse. Furieuse alors, et cédant aux emportements de sa rage, celle-ci brandit la baguette magique qu'elle tient à la main, et l'on devine qu'elle accompagne ce mouvement de malédictions horribles. Le ciel s'obscurcit, des éclairs brillent, le tonnerre gronde, l'ouragan siffle, la mer soulevée par la tempête bondit en vagues écumeuses, et l'île entière, avec tout ce qu'elle renferme, subit d'effroyables métamorphoses. Tout semble frappé de mort : les arbres sont desséchés et sans feuilles ; le temple n'est plus qu'une ruine ; les statues jonchent le sol de leurs débris ; semblable à un squelette décharné, la belle Hélène, enveloppée d'un linceul, est assise à côté de Faust. Les danseuses aussi sont transformées en spectres osseux ; couvertes de capuchons de toile blanche qui retombent jusqu'à micorps et laissent à nu les cuisses hideusement amaigries; elles sont telles qu'on représente les Lémures. Ainsi défigurées, elles n'en continuent pas moins leur danse joyeuse, sans paraître se douter du maléfice qui vient de les frapper. Faust, irrité de voir tout son bonheur anéanti par la vengeance d'une sorcière jalouse, s'élance du trône l'épée nue et la plonge dans le sein de la duchesse.

Méphistophéla, qui a évoqué ses coursiers noirs, semble agitée d'une pensée inquiète; elle presse Faust de se remettre en route et disparaît avec lui dans les airs. Insensiblement la mer a monté; elle dévore tout, choses et hommes. Seules, les Lémures ne remarquent rien de ce qui se passe, et leur danse continue au son du joyeux tambourin jusqu'à ce que les flots atteignent leurs têtes, et que l'île entière soit submergée. Au-dessus des vagues fouettées par la tempête, là haut, au sein de l'espace, on aperçoit Faust et Méphistophéla chevauchant sur leurs noires montures.

ACTE CINQUIÈME.

Vaste place devant une cathédrale, dont on aperçoit le portail gothique au fond de la scène. Des deux côtés de la place, bordure de tilleuls proprement taillés. Sous les arbres de gauche, groupes de bourgeois attablés, faisant bonne chère et vidant leurs chopines. Costumes des Pays-Bas au xvᵉ siècle. Plus loin, des arbalétriers tirant à l'oiseau sur un papegai fixé au haut d'une longue perche. Partout, réjouissances et divertissements d'une kermesse : boutiques, baraques, marionnettes, ménétriers, arlequins et groupes en goguettes. Au milieu de la scène, une pelouse où dansent les notables de l'endroit.

L'oiseau est abattu, et l'heureux tireur, roi de la fête, fait sa tournée triomphale. C'est un gros brasseur, la tête couverte d'une énorme couronne garnie de grelots, la poitrine et le dos chamarrés de plaques d'argent ; ainsi accoutré, il se prélasse avec une vanité béate, et, à chaque pas, à chaque mouvement, fait résonner le cliquetis de sa royale parure. Des tambours et des fifres conduisent le cortége ; après eux marche le porte-bannière, espèce de magot aux jambes courtes, qui agite de la façon la plus drôle un drapeau gigantesque ; puis vient sa majesté, suivie cérémonieusement de tout le corps des arbalétriers. L'épais bourgmestre et sa non moins volumineuse moitié, attablés sous les tilleuls avec leur fille, reçoivent le respectueux salut de la bannière et du cortége qui défile ; la jeune fille, vierge aux tresses blondes de l'école flamande, effleurant de ses lèvres la coupe d'honneur, la présente au roi de la fête.

Des trompettes retentissent. Sur un haut chariot orné de feuillage et attelé de deux chevaux noirs, entre le savantissime docteur Faust, revêtu d'un habit écarlate à broderies dorées. L'attelage est conduit par Méphistophéla, qui porte aussi un brillant costume charlatanesque :

rubans, plumage, oripaux de toutes sortes. Elle s'avance, la trompette à la main; de temps en temps elle sonne une fanfare, ou bien elle allèche la foule en dansant une réclame. Du haut de son chariot, autour duquel s'empressent les curieux, le prodigieux docteur débite, argent comptant, poudres et liqueurs de toute nature. Faust opère, à vue d'œil, des cures merveilleuses sur de misérables estropiés, qui le quittent en parfait état et se mettent à gambader de joie. Il finit par descendre de son véhicule, et distribue à la foule des fioles contenant un miraculeux élixir : il suffit d'en prendre quelques gouttes pour être aussitôt guéri de tout mal et ressentir une folle ardeur de danse. Le roi des arbalétriers, après avoir avalé tout le contenu de sa fiole, subit la magique influence; il s'empare de Méphistophéla et danse avec elle un pas de deux. Le bourgmestre et sa femme, également excités par la vertu motrice du breuvage enchanté, exécutent, clopin clopant, la vieille danse de leurs grands-pères.

Tandis que le public entier cède au vertige qui l'a saisi, au tourbillon qui l'emporte, Faust s'est approché de la fille du bourgmestre. Touché de sa candeur, de sa chaste beauté, il lui déclare son amour; ses gestes sont pleins d'une douceur mélancolique et presque craintive; il indique l'église voisine et demande la main de la jeune fille; il s'adresse aussi aux parents, qui viennent de se rasseoir tout essoufflés, et réitère sa demande; il est accueilli avec bienveillance, et la naïve enfant, d'un air timide, finit par accorder elle-même son consentement. Parés de bouquets de fleurs, les fiancés dansent avec retenue leurs hyménées bourgeoises. Le docteur va trouver enfin dans les joies modestes d'une vie retirée la félicité domestique, qui seule satisfait l'âme. Loin de lui les doutes philosophiques et les amères voluptés de l'orgueil! Il rayonne de bonheur, il reluit comme un coq doré sur le clocher d'une église.

La procession nuptiale se forme avec pompe, et le cortége va se diriger vers la cathédrale, quand tout à coup Méphistophéla s'avance vers Faust, et par ses gestes, par son rire moqueur, l'arrache à ses rêves d'églogue. Elle semble lui ordonner de la suivre sans retard; il s'y refuse et lui oppose sa colère. Consternation générale. L'épouvante s'accroît lorsque, sur un signe cabalistique de Méphistophéla, les ténèbres de la nuit remplacent le jour, et un orage effroyable éclate. Tout fuit, tout va chercher un asile dans l'église, où commencent à retentir le bruit des cloches et les harmonies des orgues, voix suaves et religieuses, dramatique contraste avec le spectacle infernal qui remplit la scène de tonnerre et d'éclairs. Faust a voulu chercher aussi un refuge dans la cathédrale, dans le giron de l'église; mais une affreuse main noire, sortie des entrailles de la terre, l'a retenu, tandis que Méphistophéla, triomphante et avec une insultante joie, tire de son corset le parchemin fatal que le docteur a signé de son sang. Elle lui montre que le temps fixé par le contrat s'est écoulé, et que désormais corps et âme il appartient à l'enfer. Vaines objections de la part du malheureux! vaines doléances! supplications inutiles! la femme-satan danse autour de lui avec d'outrageantes grimaces. La terre s'entr'ouvre, et de l'abîme sortent les princes de l'enfer, les monstres portant sceptre et couronne; ils dansent autour de Faust leur ronde infernale et accablent le damné de leurs ricanements hideux. Enfin Méphistophéla, transformée en un serpent horrible, l'enlace et l'étouffe dans ses féroces étreintes. Tandis que le groupe entier s'abîme au milieu des flammes et disparaît sous terre, on entend retentir du fond de la cathédrale le son des cloches et le chant des orgues, — grave avertissement, pieuse et chrétienne exhortation à la prière.

A LUMLEY, ESQUIRE, DIRECTEUR DU THÉATRE DE LA REINE, A LONDRES.

Dear sir!

J'ai éprouvé plus d'une fois une hésitation facile à comprendre au moment de traiter sous la forme du ballet un sujet qui a inspiré au grand Wolfgang Goëthe le plus important de ses chefs-d'œuvre. C'est déjà une témérité assez effrayante qu'une joute contre un tel poëte, fût-ce avec des moyens de même nature: combien plus périlleuse est l'entreprise, si les armes sont inégales! Il avait, le glorieux maître, pour équiper ses pensées, tout l'arsenal des arts de la parole; il avait sous la main tous les trésors de la langue maternelle, de cette langue si riche en sons intimes, profonds, en harmonies primitives et sorties du sein même de l'âme; il possédait cette symphonie magique dont les notes, brisées à travers le cours des âges, rendent comme un écho dans sa poésie, et tiennent merveilleusement éveillée l'imagination du lecteur. Et moi, pauvre que je suis, quelles sont mes ressources? Ce que je pense et ce que je sens, par quels moyens d'expression puis-je le mettre en lumière? Je n'ai qu'un maigre *libretto* où j'indique le plus sommairement possible la pantomime des danseurs, des danseuses, avec la musique et les décors tels à peu près que mon esprit se les représente. Et pourtant, sous cette forme incomplète du ballet, j'ai osé composer un poëme de Faust; j'ai osé, souffrant et malade, lutter avec le grand Wolfgang Goëthe, avec un maître qui déjà m'avait ravi d'avance la fraîche primeur du sujet, et qui avait pu consacrer à son œuvre toute une longue et brillante existence, semblable à celle des dieux de l'Olympe!

Il m'a fallu, bien à regret sans doute, respecter les exigences de mon cadre; dans ces limites toutefois j'ai fait ce que homme de bonne volonté pouvait faire; j'ai aspiré à un genre de mérite dont Goëthe ne saurait se prévaloir. On regrette de ne pas trouver dans son *Faust* ce fidèle souci de la tradition réelle, ce respect religieux de l'esprit de la légende, en un mot cette piété d'artiste que l'illustre sceptique du XVIII^e^ siècle (Goëthe l'a été jusqu'à la fin de sa vie) ne pouvait ni sentir ni comprendre. Aussi s'est-il rendu coupable de certains remaniements arbitraires, aussi blâmables au point de vue de l'art qu'au point de vue historique, et dont le poëte, finalement, a dû lui-même porter la peine. Oui, c'est ce manque de respect envers la tradition qui est la source des défauts de son poëme ; c'est pour s'être écarté de la pieuse ordonnance de la légende, telle qu'elle était sortie des profondeurs de la conscience populaire, qu'il lui a été impossible de mener à bonne fin son ouvrage, d'après un plan nouveau dont l'incrédulité est la base. Voilà pourquoi le *Faust* n'a jamais été terminé, à moins qu'on ne veuille considérer le second *Faust*, cette œuvre caduque, née quarante ans après, comme le couronnement d'un tel poëme. Dans cette deuxième partie, Goëthe délivre le nécromant des griffes du diable ; au lieu de le précipiter dans les enfers, il le fait triomphalement monter au ciel entouré d'une ronde de petits anges, de petits amours catholiques, et le terrible pacte infernal qui tant de fois avait fait dresser les cheveux de nos ancêtres finit comme une farce frivole, — j'allais dire, hélas ! comme un ballet.

Mon ballet, à moi, contient tout ce qu'il y a d'essentiel dans la vieille histoire de Faust : tout en réunissant dans un faisceau dramatique les éléments de la légende, j'ai religieusement suivi la tradition jusqu'en ses moindres détails, je l'ai suivie telle que je l'ai trouvée dans ces livres populaires qui se débitent à nos foires, telle que je l'ai vue représentée, tout enfant, par les marionnettes ambulantes.

Ces livres populaires dont je viens de parler ne sont pas tous parfaitement d'accord : ce sont, pour la plupart, des compilations extraites de deux ouvrages fort anciens sur la vie de Faust, lesquels, avec les grimoires intitulés *Clé des Enfers*, forment les principales sources de notre sujet. Le plus ancien de ces deux ouvrages a paru à Francfort, en 1587, chez l'imprimeur Jean Spiess, qui pourrait bien aussi en être l'auteur, bien que, dans une dédicace à ses patrons, il affirme en avoir reçu le manuscrit d'un sien ami, résidant à Spire. Il y a dans ce *Faust* de Francfort une conception bien plus poétique, bien plus profonde, une bien autre intelligence du symbole que dans le second *Faust* publié à Hambourg, en 1599, par George-Rodolphe Widman. C'est ce dernier cependant qui s'est le plus répandu, peut-être parce qu'il est assaisonné d'admonitions homélitiques, et qu'il fait parade d'une pédantesque érudition. De ces deux livres, celui qui valait le mieux a succombé et est presque tombé dans l'oubli. Tous deux ont, du reste, une même tendance pieuse, tous deux sont composés dans les intentions les plus sages et pour détourner les chrétiens de toute alliance avec le diable. Quant à ces *Clefs des Enfers*, troisième source que j'ai indiquée, ce sont des formules pour l'évocation des esprits, rédigées les unes en latin, les autres en allemand, et attribuées au docteur Faust lui-même. Elles offrent des variétés bizarres et sont répandues sous différents titres. La plus fameuse de ces *Clefs* s'appelle *l'Esprit de la Mer;* on ne prononçait qu'en frémissant ce titre redoutable, et le manuscrit était attaché avec une chaîne de fer dans les bibliothèques des cloîtres. Toutefois, par suite d'une téméraire indiscrétion, le livre fut publié, en 1692, à Amsterdam, chez Holbek, rue du Pont-aux-Choux (*Kohlsteg*).

Les livres populaires issus des sources que nous venons de rappeler mettaient aussi à contribution un autre ouvrage non moins merveilleux sur le *famulus* du docteur Faust, Christophe Wagner, dont les aventures et les facéties ont été plus d'une fois attribuées à son illustre maître. L'auteur, qui publia son livre en 1594, et d'après un original espagnol, à ce qu'il prétend, se nomme Tholeth Schotus. Si cet ouvrage est réellement traduit de l'espagnol, ce dont je doute, ce serait un indice qui pourrait expliquer l'étrange conformité de la légende de Faust avec celle de don Juan.

Faust a-t-il réellement existé? Comme maint autre faiseur de miracles, Faust a été réduit à l'état de simple mythe. Il lui est arrivé pis encore : les Polonais, les infortunés Polonais l'ont réclamé comme leur compatriote, et ils soutiennent qu'aujourd'hui encore il est connu chez eux sous le nom de Twardowski. Il est vrai, les recherches les plus récentes le prouvent, que Faust a étudié la magie à l'université de Cracovie, où cette science, chose singulière, était librement et publiquement enseignée; il est vrai aussi que les Polonais de ce temps-là étaient de grands sorciers, ce qu'ils ne sont plus aujourd'hui; mais notre docteur *Johannes Faustus* est une nature si consciencieuse, si vraie, si profonde, si naïve, si altérée de l'essence des choses et même si érudite jusque dans la sensualité, que ce ne peut être qu'une fable ou un Allemand. Cependant il n'y a pas à douter de son existence, les personnes les plus dignes de foi nous donnent des renseignements sur lui : par exemple, *Johannes Wierus*, l'auteur du fameux livre sur les sorciers; puis Philippe Mélanchton, le frère d'armes de Luther; enfin l'abbé Trithein, un grand savant qui s'occupait aussi de pratiques occultes, et qui, par pure jalousie peut-être, soit dit en passant, a cherché à décrier Faust en faisant du docteur un charlatan vulgaire. D'après ces témoignages de Wierus et de Mélanchton, Faust était né à Kundlingen, petite ville de la Souabe. Je dois faire observer ici que les livres fondamentaux dont je parlais tout à l'heure ne sont pas d'accord sur ce point. A en croire le vieil ouvrage publié à Francfort, Faust serait né à Rod, près de Weimar, d'une famille de paysans. Dans la version de Hambourg par Widman, il est dit au contraire : « Faust est originaire du comté d'Anhalt, et ses parents, qui étaient de pieux paysans, habitaient la marche de Soltwedel. »

C'est une erreur très-répandue dans le peuple que celle qui identifie Faust le magicien et Faust l'inventeur de l'imprimerie, erreur bien expressive et qui renferme un sens profond; le peuple a identifié ces deux personnages, parce qu'il sentait confusément que la direction intellectuelle, dont les magiciens étaient le symbole, avait trouvé dans l'imprimerie son plus terrible instrument de propagande. Cette direction intellectuelle n'est autre chose que la pensée même dans son opposition à l'aveugle *credo* du moyen âge, à cette foi qui tremblait devant toutes les autorités du ciel et de la terre, à cette foi qui comptait sur les dédommagements de là-haut en échange des privations d'ici-bas, à cette foi du charbonnier enfin, telle que la commandait l'Église. Faust commence à penser; sa raison impie se révolte contre la sainte croyance de ses pères; il se refuse à errer plus longtemps dans les ténèbres et à croupir dans l'indigence; il aspire à la science, aux pompes terrestres, aux voluptés mondaines : il veut savoir, pouvoir, jouir; — pour nous servir enfin des termes symboliques du moyen âge, sa chute s'accomplit. Rebelle à Dieu, il renonce à la béatitude éternelle; il sacrifie à Satan et à ses pompes terrestres. Cette révolte et la doctrine qui en est l'âme, l'imprimerie a si miraculeusement servi à les propager dans le monde, qu'elles se sont emparées peu à peu non-seulement des esprits d'élite, mais de toute la masse des populations. C'est pour cela peut-être que cette légende de Faust a un attrait si mystérieux pour nos contemporains; c'est parce qu'ils y voient représentée, et avec la clarté la plus naïve, la lutte dans laquelle ils sont engagés eux-mêmes : cette lutte des temps modernes où se trouvent face à face la religion et la science, l'autorité et la discussion, la foi et la raison humaine, l'humble résignation à toutes les souffrances et la soif effrénée des joies de ce monde; lutte à mort, au bout de laquelle nous finirons par tomber dans les griffes du diable, à l'instar de ce pauvre docteur Faust, natif du comté d'Anhalt ou de Kundlingen, en Souabe,

Oui, notre magicien est souvent confondu avec l'imprimeur; cela se voit surtout dans les jeux de marionnettes, qui placent toujours le héros à Mayence, tandis que les livres populaires lui assignent pour domicile la ville de Wittenberg. Et une chose bien remarquable encore, c'est qu'ici la demeure de Faust, Wittenberg, se trouve être en même temps le berceau et le laboratoire du protestantisme.

Ces jeux de marionnettes dont je parle n'avaient jamais été imprimés; il y a très-peu de temps seulement qu'un ouvrage de cette nature, rédigé sur les copies manuscrites, vient d'être publié par un de mes amis, M. Charles Simrock. Cet ami, avec lequel j'ai suivi, à l'université de Bonn, les cours d'archéologie et de prosodie allemandes de Guillaume Schlegel, tout en vidant mainte chope de bon vin du Rhin, se perfectionna de la sorte dans les sciences subsidiaires, qui plus tard, pour la publication de l'ancien jeu de marionnettes, lui furent d'une si notable utilité. La manière dont il a complété les lacunes et choisi les variantes témoigne d'une grande connaissance des traditions et en fait un travail méritoire; quant au parti qu'il a su tirer du personnage bouffon, cela prouve qu'il a fait, et probablement aussi en suivant ce même cours de Guillaume Schlegel, d'excellentes études sur les polichinelles allemands. Comme la pièce s'ouvre bien! quel excellent monologue que celui de Faust, lorsque, relégué dans la solitude de son cabinet d'études et entouré de ses bouquins, il s'écrie :

« Voilà donc ce que j'ai gâgné par ma science! En tout lieu, on se moque de moi. J'ai fouillé tous les livres d'un bout à l'autre, sans pouvoir y découvrir la pierre philosophale. Jurisprudence, médecine, études vaines! Il ne me reste de salut que dans l'art de la nécromancie. A quoi m'a servi la théologie? Qui me donnera le prix de mes veilles? Je n'ai plus sur le corps que des haillons, et tant de dettes avec cela, que je ne sais plus à quel saint me vouer. Il faut que j'aie recours à l'enfer pour plonger dans les profondeurs cachées de la nature; mais, pour évoquer les esprits, apprenons d'abord la magie. »

La scène qui suit contient les motifs les plus poétiques et les plus émouvants, des motifs dignes de la haute tragédie, et qui certainement sont empruntés à d'anciens poëmes dramatiques. Au premier rang, parmi ces poëmes, nous citerons le *Faust* de Marlow, œuvre de génie, qui a servi de modèle aux jeux de marionnettes, tant pour le sujet que pour la forme. Ce *Faust* aura été imité par d'autres auteurs contemporains, et des fragments de ces pièces auront passé ainsi dans les théâtres de marionnettes. Il est à présumer aussi que ces comédies anglaises ont été traduites en allemand et représentées par les troupes ambulantes qui jouaient aussi les plus beaux drames de Shakspeare. Il reste à peine quelques vestiges du répertoire de ces troupes; si les versions allemandes, qui ne furent jamais imprimées, n'ont pas entièrement disparu, elles ne se sont conservées que sur les petits théâtres ou dans le bagage des troupes foraines du dernier rang.

C'est ainsi que je me rappelle avoir vu deux fois la vie de Faust représentée par quelques-uns de ces artistes vagabonds, non pas d'après des ouvrages modernes, mais probablement d'après des fragments d'anciens drames disparus depuis longtemps. Je vis jouer la première de ces pièces, il y a vingt-cinq ans, sur les tréteaux d'un petit théâtre du *Hamburger-Berg*, faubourg qui sépare Hambourg d'Altona. Les démons y apparaissaient tous enveloppés de longs draps gris. A la question de Faust : Êtes-vous mâles ou femelles? Ils répondaient : Nous n'avons point de sexe. Faust demande à voir leur forme cachée sous ce linceul gris; ils répondent : « Nous n'avons point de forme à nous; nous empruntons à ton gré la figure sous laquelle tu désires nous voir; nous aurons constamment la forme de ta pensée. » Le pacte réglé, convention qui lui assure la science et la jouissance de toutes choses, Faust s'enquiert d'abord de la nature du ciel et de l'enfer, et de la description qui lui en est faite il conclut qu'il doit faire trop froid au ciel, trop chaud en enfer, et que la température de notre bonne terre d'ici-bas est certainement la meilleure. Il s'élance à la recherche du bonheur; il triomphe des plus belles femmes par la vertu de son anneau magique, qui fait de son possesseur une fleur de jeunesse, de beauté et de grâce, enfin le plus brillant des chevaliers. Après bien des années passées au sein de la débauche et de l'orgie, il est engagé dans une intrigue amoureuse avec la signora Lucrezia, la plus fameuse courtisane de Venise; mais bientôt il abandonne traîtreusement sa belle et s'embarque pour Athènes, où la fille du duc s'éprend de lui et veut l'épouser. Dans son désespoir, la pauvre Lucrèce demande secours aux puissances infernales pour se venger de l'infidèle. Le diable lui confie un secret: tout l'éclat dont Faust est entouré disparaîtra avec l'anneau qu'il porte à l'index. Lucrèce, déguisée en pèlerin, s'embarque pour Athènes et arrive à la cour au moment même où Faust, paré d'un costume magnifique, va présenter la main à la princesse pour la conduire à l'autel; mais le pèlerin, la femme jalouse et altérée de vengeance, arrache subitement l'anneau magique, et soudain le jeune et brillant chevalier n'est plus qu'un affreux vieillard, visage ridé, bouche sans dents; à la place de sa belle chevelure dorée, on ne voit plus qu'un pauvre crâne où brillent quelques rares cheveux blancs. Le brillant costume tombe comme un feuillage desséché, et l'on aperçoit un corps courbé par l'âge, que recouvrent de misérables haillons. Cependant le magicien, dépouillé de son talisman, ne se doute pas du changement qui vient de s'opérer, ou plutôt il ne sait pas que son corps et ses vêtements révèlent désormais le ravage qu'ont exercé sur lui vingt ans de débauche, ravage horrible qu'un prestige infernal a su dérober longtemps aux yeux des hommes sous une magnificence trompeuse. L'infortuné ne sait pas pourquoi les courtisans s'éloignent avec dégoût, pourquoi la princesse s'écrie : Otez de ma vue ce vieux mendiant! Mais Lucrèce, toujours déguisée, lui présente avec une joie maligne un miroir dans lequel, à sa grande confusion, il reconnait le personnage qu'il joue. Il est chassé à coups de pied comme un animal immonde, et jeté à la porte par les valets.

C'est dans un petit endroit du Hanovre, à l'époque d'un marché aux chevaux, que je vis représenter l'autre drame de ce genre. Un petit théâtre en charpente avait été élevé sur une pelouse, et, bien que l'on jouât en plein jour, la scène de l'évocation n'en fut pas moins d'un effet saisissant. Le démon ne s'y nommait pas Méphistophélès, mais Astaroth, nom qui, dans l'origine, était peut-être le même que celui d'Astarté, quoique les livres occultes sur la magie donnent ce nom d'Astarté à la femme d'Astaroth. Cette Astarté, dans les livres dont je parle, est représentée la tête armée de deux cornes disposées en croissant. Déjà les Phéniciens lui vouaient un culte comme déesse de la lune, et c'est pour cela que les anciens Hébreux, qui prenaient pour des démons toutes les divinités de leurs voisins, la considérèrent comme une puissance diabolique. Salomon cependant, le sage roi Salomon, lui rendait un culte en secret, et lord Byron l'a célébrée dans son Faust, qu'il a intitulé *Manfred.* Dans la comédie de marionnettes publiée par Simrock, le livre qui induit Faust en maléfice est désigné sous ce titre : *Clavis Astarti de magicá.* Pour en revenir à cette comédie que j'ai vu jouer dans le Hanovre, le docteur Faust, avant de recourir à l'évocation infernale, se plaint de l'état déplorable où l'a réduit la misère ; il est condamné à courir toujours à pied, et la vachère même lui refuserait un baiser. Aussi veut-il se donner au diable pour avoir un cheval et une belle princesse. Le diable évoqué apparaît successivement sous la forme de divers animaux, tels que le cochon, le bœuf, le singe, et Faust le congédie à chaque fois. « Il faut, dit-il, que tu sois plus terrible que cela pour m'inspirer de l'épouvante. » Le diable alors se présente sous la forme d'un lion qui rugit, *quærens quem devoret.* Ce n'est pas encore assez de terreur pour l'intrépide nécromancien. L'animal, serrant la queue, rentre dans les coulisses. Il en sort bientôt un serpent colossal ; mais Faust ne bronche pas. « Tu n'es ni assez hideux ni assez terrible, » lui dit-il. Le démon se retire encore tout confus, et bientôt on le voit reparaître sous forme humaine et rayonnant de beauté ; un manteau rouge le couvre. Faust, étonné, lui exprime sa surprise, sur quoi le manteau rouge lui répond : « Il n'est rien d'aussi hideux, rien d'aussi effroyable que l'homme ; en lui grognent, sifflent, rugissent les féroces instincts de tous les animaux ; sale comme le porc, brutal comme le bœuf, ridicule comme le singe, furieux comme le lion, venimeux comme le serpent, l'homme est le résumé de la race animale tout entière. »

J'ai été vivement frappé de l'analogie de cette vieille tirade de comédie avec un des principes fondamentaux de la moderne philosophie de la nature, telle surtout qu'elle a été développée par Oken. — Le pacte conclu, Astaroth propose à Faust plusieurs femmes dont il lui vante la beauté : Judith, par exemple. « Je ne veux pas de coupeuse de tête, répond Faust. — Veux-tu Cléopâtre? lui demande l'esprit. — Pas plus que l'autre, dit Faust; elle est trop prodigue, trop dissipatrice, puisqu'elle a pu ruiner jusqu'au riche Marc-Antoine; elle dévore des perles. — Eh bien! reprend en souriant le malin esprit, je te recommande la belle Hélène de Sparte; avec elle, ajoute-t-il d'un ton ironique, tu pourras converser en grec. »

Le savant docteur est ravi de la proposition; il réclame ensuite du démon des charmes corporels et des vêtements magnifiques qui lui permettent de lutter victorieusement avec le chevalier Pâris; de plus, il lui faut un cheval pour aller sur l'heure à Troie. Son vœu s'accomplit; ils sortent alors tous les deux, et reparaissent en dehors des tréteaux montés sur de brillants coursiers. Ils se dépouillent de leurs manteaux, et on les voit l'un et l'autre, vêtus du costume bigarré des écuyers-baladins, étincelants d'oripeaux et de paillettes, exécuter sur leurs chevaux les plus étonnants tours de force. Les faces rubicondes des maquignons hanovriens en étaient tout ébahies; ces braves gens applaudissaient à coups redoublés sur leurs culottes de peau jaune, claque foudroyante, et telle qu'à aucun théâtre je n'en ai depuis lors entendu de pareille. C'est qu'Astaroth était vraiment ravissante sur son cheval; c'était une svelte et jolie fille avec les plus grands yeux noirs qui soient sortis de l'enfer. Faust aussi avait bonne mine dans son brillant costume, et c'était un cavalier bien supérieur, veuillez le croire, à tous les docteurs que j'aie jamais vus chevaucher en Allemagne. Tous deux, partant au grand galop, firent le tour de la scène, où l'on apercevait dès lors la ville de Troie, et, au sommet de ses remparts, la fameuse Hélène de Sparte.

L'apparition de la belle Hélène dans la légende de Faust a une signification importante. Elle caractérise l'époque de la légende, et nous en révèle la pensée la plus intime. Cet idéal éternel de la beauté et des grâces, cette Hélène grecque, que nous voyons un beau matin s'installer en maîtresse dans la maison du docteur Faust à Wittenberg, n'est autre que l'antique Grèce elle-même, l'*hélénisme* conjuré par des incantations magiques et surgissant soudain au cœur de l'Allemagne.

Le prodigieux livre qui contenait les plus puissantes de ces formules évocatrices, c'était Homère; Homère, la vraie, la grande *clef des enfers*, qui séduisit, qui ensorcela et Faust et un si grand nombre de ses contemporains. Faust, le Faust historique, aussi bien que celui de la légende, fut un de ces humanistes dont l'enthousiasme propagea en Allemagne la science et l'art des Grecs. Le siége de cette propagande alors était Rome, Rome où les prélats les plus éminents relevaient les autels des anciennes divinités, Rome où le pape lui-même leur vouait un culte particulier, cumulant, à l'instar de Constantin, son prédécesseur, l'office de grand pontife du paganisme et la dignité de chef suprême de l'église chrétienne. C'était l'époque de la résurrection du monde antique; disons mieux, en nous servant du terme usité, c'était l'époque de la *renaissance*. Cette renaissance put fleurir et régner en Italie bien plus facilement qu'en Allemagne; chez nous, en effet, elle rencontra en face d'elle la résurrection de l'esprit juif, la renaissance évangélique, qui, produite vers le même temps par Luther et sa traduction des Écritures, déployait avec ardeur son fanatisme iconoclaste. Chose singulière, les deux grands livres de l'humanité qu'on avait vus, il y a une douzaine de siècles, s'acharner au combat, puis, comme exténués d'efforts, disparaître de l'arène pendant tout le moyen âge, Homère et la Bible, on les voit, au début du XVI^e^ siècle, se reprendre corps à corps dans une lutte nouvelle! Si j'ai dit plus haut que la révolte du réalisme, du sensualisme, c'est-à-dire du besoin des jouissances de la vie terrestre contre l'ascétisme spiritualiste de la religion chrétienne, constitue l'essence même et l'idée de la légende de Faust, je ferai observer ici que cette tendance sensualiste et réaliste des penseurs de l'époque a dû se manifester subitement à l'aspect des monuments de l'art antique, à l'étude d'Homère, et notamment des œuvres originales de Platon et d'Aristote. Faust, — c'est la tradition qui le rapporte expressément, — s'était si bien identifié avec ces deux derniers philosophes, que si un jour, disait-il, ils venaient à se perdre, il se faisait fort de les rétablir de mémoire, comme Esdras refit la loi du Seigneur. Faust, toujours selon la tradition, s'était si bien épris d'Homère, qu'il faisait apparaître en personne aux yeux des étudiants qui suivaient son cours sur ce poëte les héros de la guerre de Troie. Une autre fois, il évoqua, pour l'amusement de ses convives, cette belle Hélène, que plus tard il exigea du diable pour lui-même, et qu'il garda, — la plus ancienne histoire de Faust nous l'apprend, — jusqu'à sa malheureuse fin. Widman omet ces diverses circonstances, et s'exprime ainsi :

« Je ne cacherai point au lecteur chrétien que j'ai trouvé en cet endroit telles aventures de la vie de Faust que *des considérations de piété chrétienne* m'empêchent de relater dans toute leur étendue, comme quoi le diable, pour le détourner du mariage, l'enlaça dans son infernal et abominable réseau de paillardise, et lui adjoignit pour concubine la fameuse Hélène, sortie des enfers, laquelle, en premier lieu, lui mit au monde un effroyable monstre, puis un fils du nom de Juste. »

Voici maintenant, dans la plus ancienne des histoires de Faust, les deux passages qui se rapportent à la belle Hélène :

« A la Quasimodo, lesdits étudiants reparurent inopinément dans la demeure de Faust pour y souper avec lui, apportant avec eux manger et boire, lesquels étudiants étaient d'aimables convives. Venant le vin à faire le tour de la table, la conversation tomba sur la beauté des femmes, de telle sorte que l'un d'entre eux se prit à dire que, de toutes les femmes, il n'en était aucune qu'il eût si grand désir de voir comme la belle Hélène de Grèce, à cause de laquelle avait péri la magnifique ville de Troie, devant être une fleur de beauté celle qui tant de fois fut enlevée, et à l'intention de laquelle si redoutable levée de boucliers avait eu lieu. — Puisque tant êtes avide de ce spectacle, dit Faust, et que vous voulez absolument voir cette reine Hélène, épouse de Ménélas, fille de Tyndare et de Léda, sœur de Castor et de Pollux, laquelle est dite avoir été la plus belle femme de toute la Grèce, je veux bien vous la présenter, afin que son esprit en personne vous donne une image de la forme et figure qu'elle avait de son vivant, ainsi que j'ai fait déjà de l'empereur Alexandre le Grand et de sa femme, à la requête de l'empereur Charles-Quint. — Sur ce, le docteur

Faust leur défendit à tous de parler, de se lever de table et d'embrasser celle qu'il allait amener, et disparut par la porte. Bientôt on le vit rentrer, et derrière lui la reine Hélène, tellement belle que les étudiants ne savaient plus s'ils étaient en leur bon sens, et en perdaient la tête, tant ils étaient pris de confusion et de violente ardeur. Cette Hélène leur apparut dans une précieuse robe de pourpre noire; ses cheveux étaient dénoués, si splendides qu'ils brillaient comme de l'or, et si longs qu'ils pendaient jusqu'à ses jarrets; ses beaux yeux étaient noirs comme le charbon; elle avait une physionomie charmante, une petite tête ronde, les lèvres semblables à des cerises, la bouche mignonne, le cou blanc comme celui d'un cygne, des joues de rose, par-dessus tout le visage beau et luisant; enfin, elle était grande, droite et admirablement svelte. En somme, pas le moindre petit défaut à trouver sur elle. Ses regards hardis et malins furetaient par toute la chambre, de telle sorte que les étudiants se sentirent pris pour elle d'un violent amour. L'envie toutefois leur en passa bientôt, car ils la considéraient comme un esprit, et Hélène sortit de la salle avec le docteur Faust. Après avoir vu ce que je viens de relater, les étudiants prièrent le docteur d'acquiescer à leur demande et de faire revenir le lendemain cette apparition, voulant amener avec eux un peintre qui pût prendre sa ressemblance, ce que Faust leur refusa, disant qu'il ne pouvait à tous temps évoquer cet esprit. Il leur promit cependant de leur en donner une image qu'ils pourraient faire copier, ce qui eut lieu effectivement, et les peintres l'envoyèrent plus tard dans toutes les contrées, car c'était une admirable image de femme. Quant à cette image que possédait Faust, on n'a jamais su qui la lui avait faite.

« Pour les étudiants, s'étant couchés dans leurs lits, ils ne purent, à cause de cette figure et de ces formes qu'ils avaient vues, fermer l'œil de toute la nuit. Par où l'on voit que le diable fascine souvent les hommes et les brûle de concupiscence, afin de les induire en paillardise, dont ensuite ils ne peuvent plus sortir. »

Et plus loin encore, dans ce même livre, on rencontre ces paroles :

« Afin donc de pouvoir donner libre cours à ses désirs charnels, le misérable Faust, se réveillant à minuit, se ressouvint de la belle Hélène de Grèce, laquelle jadis il avait fait voir aux étudiants un dimanche de la Quasimodo, et requit de son esprit, le lendemain matin, de la lui amener pour concubine, ce qui advint; et cette Hélène était de forme accomplie et d'une grande beauté et aménité de figure, semblable à celle qu'il avait fait voir aux étudiants. A cette vue il se sentit le cœur si violemment épris, qu'il la courtisa, la prit à lui et la garda toujours dans sa couche; et il ressentait pour elle si grand attachement, qu'il ne pouvait la quitter un seul instant; elle devint grosse dans la dernière année, et mit au monde un fils à la grande satisfaction de Faust, qui le nomma Juste Faust. Cet enfant lui révéla beaucoup de choses futures, qui devaient s'accomplir dans tous les pays du monde; mais, à la mort de Faust, la mère et l'enfant disparurent avec lui. »

La plupart des livres populaires sur Faust ayant été tirés de l'ouvrage de Widman, l'épisode de la belle Hélène y est peu développé, et le sens profond qu'il renferme a pu facilement échapper. Goëthe lui-même, dans son premier Faust, n'avait pas remarqué cette féconde indication, en admettant qu'à cette époque il ait déjà connu les livres populaires, et que les jeux de marionnettes n'aient pas été la source unique à laquelle il ait puisé. Ce fut seulement quarante années plus tard, dans la seconde partie de son drame, qu'il mit en scène l'épisode de la belle Hélène, et il faut avouer qu'il le traita *con amore*. C'est certainement ce qu'il y a de mieux, ou, à vrai dire, c'est la seule chose qui soit bonne dans cette seconde partie du Faust, forêt d'allégories, labyrinthe obscur qui, s'éclaircissant soudain, découvre à nos yeux, sur un piédestal de bas-reliefs mythologiques, ce sublime marbre grec, cette statue divinement païenne, dont l'aspect subit inonde l'âme de joie et de lumière. C'est la plus précieuse sculpture qui soit jamais sortie de l'atelier du maître, et on a peine à croire que la main d'un vieillard ait pu ciseler un morceau si parfait. Du reste, c'est l'œuvre d'un talent calme et réfléchi bien plutôt que le produit spontané de l'imagination, chez Goëthe, car l'imagination n'éclate jamais trop hardiment, et c'est une ressemblance de plus qui le rapproche de ses maîtres, de ses parents, j'allais dire de ses compatriotes, les Grecs. Les Grecs aussi étaient doués du sens exquis des formes et de l'harmonie, bien plus que de la plénitude débordante de l'imagination créatrice ; tranchons le mot, prononçons la grande hérésie : ils étaient plus artistes que poëtes.

Après ces indications, vous comprendrez facilement que j'aie consacré à la belle Hélène un acte entier de mon ballet. L'île que je lui ai assignée pour résidence n'est pas, du reste, de mon invention. Depuis longtemps elle a été découverte par les Grecs, et, au dire des auteurs de l'antiquité, selon Pausanias et Pline notamment, elle était située dans le Pont-Euxin, à peu près à l'embouchure du Danube ; le temple d'Achille qui s'y trouvait lui avait valu le nom d'Achillée. C'est là que, sortis du tombeau, résidaient le vaillant Pélide et les autres illustrations de la guerre de Troie, dont la belle Hélène était la plus brillante. L'héroïsme et la beauté, il est vrai, périssent prématurément ici-bas, à la grande joie de la vile multitude et de la médiocrité : c'est leur sort ; mais des poëtes généreux les arrachent à la tombe et les transportent dans quelque île fortunée, séjour d'un printemps éternel, où ni les roses ni les cœurs ne se flétrissent.

J'ai cédé peut-être à un mouvement d'humeur en parlant, comme je l'ai fait, de la seconde partie de *Faust* ; en revanche, je n'ai pas de termes pour rendre ce que j'éprouve devant l'admirable conception de la belle Hélène. Ici le poëte est resté fidèle à cette tradition dont il s'est écarté si souvent, — je ne cesserai de lui en faire le reproche. C'est ce pauvre diable de Méphistophélès qui a surtout à se plaindre. Le Méphistophélès de Goëthe n'a absolument rien de commun avec le vrai *Méphistophélès*, comme l'appellent les vieux livres populaires. Ceci confirme l'opinion que j'ai déjà émise; Goëthe ne connaissait pas ces livres populaires quand il écrivit son premier *Faust*. S'il les eût connus, il n'eût pas affublé l'esprit malin d'un masque si sale et si bouffon. Méphistophélès n'est pas un misérable va-nu-pieds de l'enfer, c'est un *esprit subtil*, comme il le dit lui-même, un démon de haut parage, un noble démon très-haut placé dans la hiérarchie souterraine; en un mot, c'est un homme d'État du gouvernement infernal et un de ces hommes d'État dont on fait les chanceliers de l'Empire. Aussi ai-je cru devoir lui prêter une forme qui répondît à sa dignité. De tous temps, ce fut sous la figure d'une jolie femme que le diable aima à se présenter aux hommes, et nous voyons dans le premier livre sur Faust, publié à Leipzig, que ce fut aussi sous cette forme que Méphistophélès venait allécher le pauvre docteur, lorsque le malheureux se laissait aller à de pieux scrupules. Voici les naïves paroles du vieux livre : « Quand Faust était seul et voulait se livrer à la méditation des saintes Écritures, le diable se parait de la forme d'une belle femme, allait à lui, l'embrassait, et il n'était sorte d'agaceries qu'il ne lui fit, de telle manière que le savant docteur oubliait incontinent et jetait au vent la parole de Dieu, continuant ainsi d'aller à mal. »

En faisant paraître le diable et ses compagnons sous la forme de danseurs, je suis plus fidèle que vous ne pensez à la tradition légendaire. Qu'il y ait eu déjà, du temps du docteur Faust, des corps de ballet composés de démons, ce n'est point, veuillez le croire, une fiction de votre très-dévoué ami; c'est un fait attesté par des passages de la *Vie de Christophe Wagner*, qui fut le serviteur et le disciple de Faust. Au seizième chapitre de ce vieux livre, il est rapporté que ce grand pécheur donna à Vienne un somptueux festin qu'embellissaient les diables déguisés en femmes et pourvus d'instruments à cordes, avec lesquels ils exécutaient une musique délicieuse, tandis que d'autres se livraient à toutes sortes de danses bizarres et impudiques. En cette occasion, ils dansèrent également sous la forme de singes. « Bientôt, est-il dit, arrivèrent douze singes, lesquels formèrent une ronde et se mirent à danser des ballets français, tels qu'on a coutume de les danser présentement en Italie, en France et en Allemagne, et ils sautèrent et pirouettèrent fort agréablement, ce dont les spectateurs furent grandement ébahis. » Le démon *Auerhahn* (coq des bruyères), esprit familier de Wagner, ne se présentait guère sous une autre forme que celle d'un singe. A proprement parler, on le voit débuter par le rôle de singe dansant. « Lorsque Wagner l'évoqua, raconte le biographe, Auerhahn prit la figure d'un singe, et se mit à sautiller en haut et en bas, dansant la *gaillarde* et autres danses lubriques; puis il frappait du tympanon, jouait de la flûte traversière, et donnait de la trompe comme s'il y eût eu une centaine de musiciens avec lui. »

Ici, je ne puis résister à la tentation de vous expliquer le sens qu'attachait à ces mots « danser la gaillarde » le biographe du nécromancien. Dans un ouvrage de Jean Prétorius, publié à Lepzig en 1668, on trouve, outre des renseignements sur le Blocksberg, une singulière remarque sur la gaillarde, qui est présentée comme une invention du diable. Voici les graves expressions dont se sert l'auteur :

« La nouvelle *volte gaillarde* a été apportée d'Italie en France par les magiciens; outre que ce tourbillonnement est plein de gestes malhonnêtes, abominables et de mouvements impudiques, on peut affirmer qu'elle est la source de beaucoup de malheurs, de meurtres et d'avortements; ce qu'une police bien instituée devrait prendre en considération et défendre avec sévérité. Et vu que la ville de Genève, par-dessus toutes autres villes, a en horreur la danse, il est advenu que Satan, s'étant emparé d'une jeune fille de l'endroit, la dressa à faire jouer certaine baguette de fer, si bien que tous ceux qu'elle touchait se mettaient aussitôt en branle et dansaient la gaillarde. Et cette fille honnissait les juges et les défiait de pouvoir la mettre à mort, et oncques n'a eu repentance de son damnable maléfice. »

Cette citation montre d'abord ce que c'est que la gaillarde, et prouve ensuite que le diable favorise l'art de la danse en vue de donner scandale aux dévots. Aller jusqu'à forcer au moyen d'une baguette magique la pieuse ville de Genève, cette Jérusalem moderne, à se mettre en branle, c'est bien là, il faut l'avouer, le comble de l'abomination! Imaginez-vous, en effet, tous ces petits saints genevois, ces béats horlogers, ces élus du Seigneur, ces vertueuses institutrices, ces raides prédicants et maîtres d'école, se lançant soudain dans le tourbillon de la gaillarde. Le fait paraît certain, car je me souviens de l'avoir trouvé aussi constaté dans *la Démonomanie* de Bodin, et il me prend souvent l'envie d'en composer un ballet sous ce titre : *le Bal de Genève.*

Le diable, comme vous voyez, est un maître danseur, et il ne faut pas s'étonner de le voir se présenter au très-honorable public sous la forme séduisante d'une danseuse. Une autre métamorphose, moins naturelle, mais qui renferme un sens plus profond, est encore indiquée dans cette ancienne histoire de Faust : c'est la transformation de Méphistophélès en cheval ailé, transportant Faust au gré de ses désirs en tous lieux et en tous pays. Ici, l'esprit malin représente non-seulement la rapidité de la pensée de l'homme, mais encore la puissance de la poésie, vrai Pégase qui, dans le plus court délai, met en la possession de celui qui le monte toutes les magnificences et toutes les jouissances de la terre. En un clin d'œil, il transporte Faust à Constantinople, et cela en droite ligne au beau milieu du sérail du Grand-Turc, où l'heureux mortel, pris par les odalisques étonnées pour le dieu Mahomet, se divertit divinement. Plus tard, Faust entre à Rome; il va droit au Vatican, où, invisible qu'il est, il se joue du Saint-Père, et d'un tour de main escamote à son nez, afin de les savourer lui-même, les mets succulents et les boissons exquises qu'on sert à sa sainteté. Parfois il part d'un éclat de rire, et le pape, qui se croit seul, est saisi de frayeur. Ici, comme partout d'ailleurs dans la légende de Faust, on voit percer une vive animosité contre la papauté et l'église catholique. Sous ce rapport, nous trouvons significatif l'ordre formel donné par Faust à Méphistophélès, après les premières évocations, de ne plus lui apparaître dorénavant, quand il l'appellerait, que sous le froc d'un franciscain. C'est dans cet habit monacal que nous le montrent les vieux livres populaires (et non les marionnettes), alors surtout que Méphistophélès discute avec Faust sur les mystères de la religion chrétienne. On sent que le souffle de l'époque, l'esprit de la réformation, a passé par là.

Méphistophélès, non-seulement n'a point de forme réelle, mais il n'est pas devenu populaire non plus sous une forme déterminée, comme d'autres héros des livres populaires, tels que Till Eulenspiegel, par exemple, ce rire personnifié dans la figure carrée d'un compagnon-ouvrier, ou bien comme le Juif errant à longue barbe séculaire, dont les poils blanchis par le temps semblent trahir par leur pointe noire une nouvelle séve rajeunissante. Il n'a pas non plus de forme déterminée dans les livres de magie, qui cependant en donnent une à d'autres esprits. Aziabel, par exemple, y est constamment représenté comme un petit enfant, et le démon Marbuel, selon les termes exprès de ces livres, sous la figure d'un enfant de dix ans.

J'abandonne, soit dit en passant, à la décision des machinistes le choix du véhicule qui transportera dans les airs Faust et son compagnon infernal; ils choisiront à leur gré ou les deux chevaux ou le grand manteau magique : ce dernier est plus populaire; mais, pour les sorcières qui se rendent au sabbat, il faudra bien les faire chevaucher à califourchon, soit sur un monstre, soit sur quelque ustensile de ménage.

La monture ordinaire d'une sorcière allemande est un manche à balai, recouvert du même onguent merveilleux dont elle s'est enduit tout le corps auparavant. Quand son galant infernal vient la prendre, il se place devant, et elle derrière, pour l'ascension aérienne. La sorcière française profère, pendant l'acte de l'onction, les paroles suivantes : *Emen Hétan! Emen Hétan!* La sorcière allemande, qui s'échappe de la cheminée chevauchant sur son manche à balai, se sert de la formule sacramentelle : *Du bas en haut, sans toucher!* Elles savent s'arranger de manière à rencontrer bonne compagnie dans les airs, et on les voit ainsi arriver au sabbat par pelotons plus ou moins fournis. Comme les sorcières, ainsi que les fées, ont une profonde horreur pour le son des cloches chrétiennes, il leur arrive assez souvent, en passant près d'un clocher d'église, d'en enlever la cloche et de la précipiter avec un rire effrayant dans quelque marais qui se trouve sur leur route. Ce méfait constitue un chef d'accusation dans les procès criminels intentés aux sorcières, et c'est à bon droit que le dicton français conseille la fuite immédiate à quiconque se verrait «accusé d'avoir volé les cloches de Notre-Dame.»

Quant au lieu où les sorciers et sorcières se réunissent pour célébrer leur sabbat, qu'ils nomment leur *convention* ou leur *diète*, les croyances populaires présentent des versions très-différentes. Toutefois, d'après les déclarations concordantes d'un grand nombre de sorcières, déclarations provoquées par la torture et dès lors dignes de foi, ainsi que sur le témoignage des Remigius, des Godelmanus, des Wierus, des Bodin et même des De Lancre, je me suis déterminé pour une cime de montagne entourée d'arbres, telle qu'elle se trouve décrite au troisième acte de mon ballet. En Allemagne, c'est le Blocksberg, point central du Hartz, qui passe pour être l'endroit où s'assemblaient jadis et où s'assemblent encore les sorcières. Cependant ce ne sont pas seulement les sorcières de l'Allemagne qui y accourent, il y vient aussi des sorcières d'autres pays, et non-seulement des sorcières vivantes, mais d'anciennes pécheresses mortes depuis longtemps, lesquelles, semblables aux willis, ne jouissent point du repos de la tombe, tourmentées qu'elles sont du besoin de danser. C'est ce qui explique la grande diversité de costumes de tous les pays et de tous les temps, qui se fait remarquer au sabbat. Les dames de haut parage, pour s'y trouver moins gênées, paraissent presque toujours masquées. Les sorciers, qui s'y rencontrent en si grand nombre, sont assez souvent des personnages qui dans la vie ordinaire affectent avec un certain succès la conduite la plus conforme aux règles de la morale et aux lois de la religion. Pour ce qui concerne les démons, qui remplissent auprès des sorcières les fonctions d'amoureux, ils appartiennent à tous les degrés de la société infernale, de sorte qu'une vieille cuisinière ou vachère devra se contenter d'un pauvre diable de basse condition et mal léché, tandis que les riches bourgeoises, les grandes dames, auront à leur disposition les plus magnifiques hobereaux de l'enfer, des démons à queues fines et à manières courtoises, enfin des diables comme il faut. Le costume de ces gentilshommes infernaux est le plus souvent l'ancien costume de cour espagnol, ou tout noir ou d'un blanc vif et cru; à leur béret se balance l'indispensable plume de coq, rouge comme le sang; mais, si bien prise que semble leur taille, si élégant que paraisse leur costume au premier coup d'œil, il leur manque toujours, chose bizarre, un certain *finished*, et ils trahissent bientôt par leur allure un défaut d'harmonie qui blesse la vue et l'ouïe. Ils ont, par exemple, trop ou trop peu d'embonpoint; ils ont la face ou trop pâle ou trop rubiconde; ils ont le nez un peu trop court ou un peu trop long, et parfois on voit inopinément surgir des doigts en griffes d'oiseaux, voire un pied de cheval. Ils n'ont point cependant cette odeur de soufre que répand autour d'elle la canaille des diablotins de bas étage, les ramoneurs, fumistes et chauffeurs de l'enfer, et autre menu fretin affecté aux pauvres femmes du peuple; mais une infirmité fâcheuse, commune à tous les diables, dont se plaignent les sorcières de tous rangs et de toutes conditions, comme on le voit par les procès-verbaux de leur interrogatoire judiciaire, cette infirmité désespérante des démons, c'est le froid glacial de leurs étreintes amoureuses.

Lucifer, par la disgrâce de Dieu roi des ténèbres, préside la diète des sorcières sous la forme d'un bouc noir, à face humaine de même couleur, avec un flambeau entre ses deux cornes. Sa majesté se trouve placée au centre de l'assemblée, sur un haut piédestal ou une table en pierre; sa mine est sérieuse et mélancolique, et trahit le plus profond ennui. Les sorciers et sorcières réunis, ces vassaux de l'enfer, et les autres diables rendent hommage à leur suzerain en s'agenouillant devant lui par couples, des flambeaux à la main, et en déposant sur son postérieur le baiser nommé *hommagium*; mais cette manifestation révérencieuse semble ne l'émouvoir que médiocrement : il demeure mélancolique et taciturne pendant la folle ronde qu'engage autour de lui cette société si mélangée. Cette ronde est la fameuse danse des sorciers que les danseurs exécutent dos à dos, et dans laquelle, ayant tous la face en dehors, ils ne se voient pas les uns les autres. C'était vraisemblablement par un motif de prudence qu'ils en agissaient ainsi; on ne voulait pas que les sorciers, si quelques-uns d'entre eux étaient l'objet d'une poursuite judiciaire, pussent être amenés par la torture à dénoncer leurs compagnons. C'est cette crainte des dénonciations qui décide les femmes de haute condition à paraître masquées au rendez-vous. Beaucoup de sorcières dansent en chemise, d'autres même se dispensent de ce vêtement; il y en a qui dansent les bras arrondis en cerceau ou bien un bras en l'air, d'autres encore brandissent leur balai, poussant en signe d'allégresse les cris de : *Har! har! har! Sabbat! sabbat!* Une chute pendant la danse est de mauvais augure; la sorcière vient-elle à perdre un soulier dans le tumulte de ces ébats, c'est un signe certain qu'elle goûtera du bûcher avant l'expiration de l'année courante.

L'orchestre qui fait mouvoir cette société bruyante se compose ou d'esprits infernaux de forme grotesque, ou de ménétriers vagabonds pris au hasard sur les grands chemins. On choisit de préférence les racleurs de violon et les joueurs de flûte aveugles pour éviter le trouble que causerait leur effroi à la vue des horreurs du sabbat. Une scène affreuse surtout est l'affiliation des novices à la société maudite, cérémonie par laquelle les affiliées sont initiées aux mystères les plus épouvantables. La novice y consomme pour ainsi dire les épousailles avec l'enfer, et le diable, le sombre époux, lui assignant un nom particulier, un nom d'amour, applique, en gage d'alliance, à la nouvelle mariée un signe secret, souvenir indélébile de sa tendresse. Cette marque est tellement cachée, que, dans les procès intentés aux sorcières, les juges d'instruction ne la découvraient souvent qu'après les recherches les plus minutieuses. Le prince des enfers possède parmi les sorcières du sabbat une élue de son choix, favorite officielle qui porte le titre d'*archisposa* ou archifiancée. Son costume de bal est des plus simples et ne consiste qu'en un soulier d'or, ce qui lui a valu le nom de « la dame au soulier d'or. » C'est une grande et belle femme, presque colossale, car le diable n'est pas seulement connaisseur en belles formes comme un véritable artiste qu'il est, mais il est surtout grand amateur de matière charnelle, et plus il y a de chair, pense-t-il, plus le péché est gros. Dans son raffinement de turpitude et pour doubler la valeur du crime, il se garde de prendre pour archifiancée une jeune personne qui n'a pas encore contracté des devoirs conjugaux : c'est toujours une femme mariée qu'il choisit, joignant ainsi à la simple fornication le délit plus grave de l'adultère. L'archifiancée en outre doit être excellente danseuse; et il est arrivé qu'on a vu à des sabbats d'une solennité extraordinaire l'auguste bouc descendre de son piédestal pour exécuter en personne, avec sa favorite officielle, une danse des plus singulières, mais que, « par un scrupule de conscience tout chrétien, » comme dirait le vieux Widman, je me garderai bien de décrire. Je me contenterai de dire ici que c'est une antique danse nationale de Gomorrhe, dont les traditions, échappées avec les filles de Loth à la destruction de cette ville maudite, se sont conservées jusqu'à nos jours telles que moi-même, grâce à mes recherches savantes, j'ai pu les découvrir dans quelques bals publics de Paris.

A en croire certains auteurs, le grand bouc aurait coutume aussi de présider avec son archifiancée au banquet solennel qui clôt les jeux du sabbat. Les mets et la vaisselle, tout ce qu'on sert à ce festin est ce qu'il y a de plus précieux; mais il serait inutile d'en rien soustraire, car le lendemain, en y regardant de près, au lieu de la timbale d'or, on ne trouverait plus qu'un méchant pot de terre, et, au lieu du gâteau, de la fiente de vache. Un trait caractéristique de ce singulier festin, c'est que le sel y manque complétement. Les chants dont se divertissent les convives ne sont que d'ignobles invectives contre le ciel, beuglées, piaillées par des voix glapissantes, sur les mélodies des cantiques chrétiens. Les cérémonies les plus vénérables de la religion, les choses saintes, y sont singées avec force bouffonneries. Le sacrilége est complet. Ainsi du baptême, où des crapauds, des hérissons et des rats sont tenus sur les fonts selon les rites de l'Église, tandis que parrains et marraines grimacent des mines dévotes et cafardes; en guise d'eau baptismale, on s'y sert d'un affreux liquide, à savoir de l'urine du diable. Le signe de croix n'y est pas épargné : les sorcières se signent en sens contraire et de la main gauche, celles de langue romane accompagnant le signe de ces mots : *In nomine Patrica Aragueaco, Petrica, agora, agora, Valentia, jouando goure gaits goustia !* c'est-à-dire : « Au nom de Patrice, de Petrice d'Aragon, à cette heure, à cette heure, Valence, toute notre misère a fini ! » Le précepte divin de l'amour et du pardon y est conspué par le bouc infernal, lequel, en dernier lieu, se lève, et, d'une voix de tonnerre, s'écrie : « Vengez-vous ! vengez-vous ! sinon vous mourrez ! » C'est la formule sacramentelle de la clôture, le *Ite missa est* de la diète les sorcières, qui finit, comme un feu d'artifice, par un terrible bouquet de blasphèmes, c'est-à-dire par une parodie de l'acte le plus sublime de la passion de notre divin Rédempteur. L'antechrist alors se pose en victime et va se sacrifier, lui aussi, non pour le salut de l'humanité, mais en vue de sa perdition. Le sacrifice impie se consomme au milieu des flammes qui sifflent; le bouc est consumé, et les sorcières s'empressent de recueillir une poignée de ses cendres, qui leur serviront à la fabrication de nouveaux maléfices. Cette cérémonie termine la fête; le chant du coq a résonné, et la fraicheur du matin commence à se faire sentir à ces dames, qui s'en retournent chez elles comme elles sont venues, mais plus vite. Mainte d'entre elles vient reprendre sa place dans le lit de son époux ronflant, qui ne s'est nullement aperçu de l'équipée de sa chère moitié, dont un simulacre en bois peint était couché à ses côtés pendant la durée du sabbat.

Et moi aussi, cher ami, je vais me coucher, car j'ai dû passer une partie de la nuit à coordonner toutes ces folles notes dont vous désirez l'envoi. En le faisant j'ai pensé moins au directeur de théâtre, qui se propose de produire mon ballet sur la scène, qu'au gentleman instruit et distingué, qui s'intéresse à tout ce qui est du domaine de l'art et de la pensée. Oui, mon ami, vous comprenez l'indication la plus fugitive du poëte, et je ne puis m'expliquer comment vous, l'homme positif et éprouvé dans les affaires, pouvez être en même temps doué d'un sens si exquis pour le beau. Je m'étonne encore davantage de voir que vous avez su, au milieu des tribulations de votre vie active, conserver tant d'amour et d'enthousiasme pour la poésie.

NEUVIÈME PARTIE

— LES DIEUX EN EXIL —

Nous nous en allons tous, hommes et dieux, croyances et traditions... C'est peut-être une œuvre pieuse que de préserver ces dernières d'un oubli complet en les embaumant, non selon le hideux procédé Gannal, mais par l'emploi d'arcanes qui ne se trouvent que dans la pharmacie du poëte. Oui, les croyances, et avec elles les traditions, s'en vont. Elles s'éteignent, non-seulement dans nos pays civilisés, mais jusque dans les contrées du monde les plus septentrionales, où naguère florissaient encore les superstitions les plus colorées. Les missionnaires qui parcourent ces froides régions se plaignent de l'incrédulité de leurs habitants. Dans le récit d'un voyage au nord du Groënland fait par un ministre danois, celui-ci nous raconte qu'il a interrogé un vieillard sur les croyances actuelles du peuple groënlandais. Le bonhomme lui répondit : Autrefois on croyait encore à la lune, mais aujourd'hui l'on n'y croit plus.

(Paris, 19 mars 1833.)

Singulier métier que celui d'écrivain ! L'un a de la chance dans cette profession, l'autre n'en a pas ; mais le plus infortuné des auteurs est sans contredit mon pauvre Henri Kitzler, bachelier ès-lettres à Goettingue. Personne dans cette ville n'est aussi savant, aussi riche en idées, aussi laborieux que lui, et pourtant pas le moindre opuscule de lui n'a encore paru à la foire littéraire de Leipzig. Le vieux bibliothécaire Stiefel ne pouvait s'empêcher de rire toutes les fois que Henri Kitzler venait lui demander un livre dont, disait-il, il avait grand besoin pour achever un ouvrage qu'il avait « sous la plume. » — « Il restera bien longtemps encore *sous ta plume* », murmurait alors le vieux Stiefel en montant l'échelle classique qui conduisait aux plus hauts rayons de la bibliothèque.

M. Kitzler passait généralement pour un niais, et à vrai dire ce n'était qu'un honnête homme. Tout le monde ignorait le véritable motif pour lequel il ne paraissait aucun livre de lui, et je ne le découvris que par hasard un soir que j'allais allumer ma bougie à la sienne, — car il habitait la chambre voisine de celle que j'occupais. — Il venait d'achever son grand ouvrage sur la *magnificence du christianisme*; mais, loin de paraître satisfait de son œuvre, il regardait son manuscrit avec mélancolie.

— Ton nom, m'écriai-je, va donc enfin figurer sur le catalogue des livres qui ont paru à la foire de Leipzig?

— Oh! non, me répondit-il en poussant un profond soupir; je vais me voir forcé de jeter au feu cet ouvrage comme les autres...

Puis il me confia son terrible secret : chaque fois qu'il écrivait un livre, il était frappé du plus grand malheur. Quand il avait épuisé toutes les preuves en faveur de sa thèse, il se croyait obligé de développer également toutes les objections que pourrait faire valoir un adversaire. Il recherchait alors les arguments les plus subtils sous un point de vue contraire, et comme ceux-ci prenaient à son insu racine dans son esprit, il advenait que, son ouvrage achevé, ses idées s'étaient peu à peu modifiées, et à tel point qu'elles formaient un ensemble de convictions diamétralement opposées à ses opinions antérieures; mais alors aussi il était assez honnête homme pour brûler le laurier de la gloire littéraire sur l'autel de la vérité, c'est-à-dire pour jeter bravement son manuscrit au feu. — Voilà pourquoi il soupira du plus profond de son cœur en songeant au livre où il avait démontré la magnificence du christianisme. — J'ai, dit-il, fait des extraits des pères de l'église à en remplir vingt paniers. J'ai passé des nuits entières accoudé sur une table à lire les Actes des apôtres, tandis que dans la chambre on buvait du punch et qu'on chantait le *Gaudeamus igitur.* J'ai payé à la librairie Vanderhoek et Ruprecht, au prix de 38 écus durement gagnés, des brochures théologiques dont j'avais besoin pour mon ouvrage, quand avec cet argent j'aurais pu acheter la plus belle pipe d'écume de mer. J'ai travaillé péniblement pendant deux années, deux précieuses années de ma vie, et tout cela pour me rendre ridicule et baisser les yeux comme un menteur pris sur le fait, lorsque madame la conseillère aulique Blank me demandera : « Quand donc doit paraître votre *Magnificence du christianisme?* » Hélas! ce livre est terminé, poursuivit le pauvre homme, et sans doute mon ouvrage plairait au public, car j'y ai glorifié le triomphe du christianisme sur le paganisme et démontré que par ce fait la vérité et la raison l'ont emporté sur le mensonge et l'erreur; mais, infortuné mortel que je suis, je sais au fond de mon âme que le contraire a eu lieu, que le mensonge et l'erreur...

— Silence! — m'écriai-je, justement alarmé de ce qu'il allait dire, — silence! Oses-tu bien, aveugle que tu es, rabaisser ce qu'il y a de plus sublime et noircir la lumière? Alors même que tu nierais les miracles de l'Évangile, tu ne pourrais nier que le triomphe de l'Évangile fut en lui-même un miracle. Un petit troupeau d'hommes simples pénétra victorieusement, en dépit des sbires et des sages, dans le monde romain, munis de la seule arme de la parole... Mais quelle parole aussi!...

Le paganisme vermoulu craqua de toutes parts à la voix de ces étrangers, hommes et femmes, qui annonçaient un nouveau royaume céleste au monde ancien, et qui ne craignaient ni les griffes des animaux féroces, ni les couteaux de bourreaux plus féroces encore, ni le glaive, ni la flamme... car ils étaient à la fois glaive et flamme, le glaive et la flamme de Dieu! — Ce glaive a abattu le feuillage flétri et les branches desséchées de l'arbre de la vie, et l'a sauvé ainsi de la putréfaction. La flamme a réchauffé son tronc glacé, et un vert feuillage et des fleurs odoriférantes ont poussé sur ses branches renouvelées! Dans tous les spectacles offerts par l'histoire, il n'y a rien d'aussi grandiose, d'aussi saisissant que ce début du christianisme, ses luttes et son complet triomphe!

Je prononçais ces paroles d'autant plus solennellement, qu'ayant bu ce soir-là beaucoup de bière d'Embeck, ma voix avait acquis plus de sonorité.

Henri Kitzler ne fut nullement touché de ce discours. — Frère, me répondit-il avec un douloureux et ironique sourire, ne te donne pas tant de peine : ce que tu me dis là a été plus mûrement approfondi et mieux exposé par moi-même que tu ne saurais le faire. J'ai dépeint dans ce manuscrit, et avec les plus vives couleurs, l'époque corrompue et abjecte du paganisme. Je puis même me flatter d'égaler par l'audace de mes coups de pinceau les meilleurs ouvrages des Pères de l'Église. J'ai montré comment les Grecs et les Romains étaient tombés dans la débauche, séduits par l'exemple de leurs divinités, qui, si l'on doit les juger sur les vices dont on les accuse, auraient à peine été dignes de passer pour des hommes. J'ai irrévocablement prononcé que le premier des dieux, Jupiter en personne, aurait, d'après le texte du code pénal de Hanovre, mérité mille fois les galères, sinon le gibet. Pour faire contraste, j'ai ensuite paraphrasé la doctrine et les maximes de l'Évangile, et prouvé comme quoi les premiers chrétiens, suivant l'exemple de leur divin maître, n'ont jamais pratiqué ni enseigné que la morale la plus pure et la plus sainte, malgré le mépris et les persécutions auxquels ils étaient en butte. La plus belle partie de mon œuvre est celle où, plein d'un noble zèle, je représente le christianisme entrant en lice avec le paganisme, et, semblable à un nouveau David, renversant cet autre Goliath... Mais hélas! ce duel se présente maintenant à mon esprit sous un aspect étrange... Tout mon amour, tout mon enthousiasme pour cette apologie s'est éteint, dès l'instant où j'ai réfléchi sur les causes auxquelles les adversaires de l'Évangile attribuent son triomphe. Il arriva par malheur que quelques écrivains modernes, Édouard Gibbon entre autres, me tombèrent sous la main. Peu favorables aux victoires évangéliques, ils sont encore moins édifiés de la vertu de ces chrétiens vainqueurs qui, plus tard, à défaut du glaive et de la flamme spirituels, ont eu recours au glaive et à la flamme temporels... L'avouerai-je? j'ai fini par éprouver, moi aussi, je ne sais quelle sympathie profane pour ces restes du paganisme, pour ces beaux temples et ces belles statues qui bien avant la naissance du Christ n'appartinrent plus à une religion morte, mais à l'art qui vit éternellement. Un jour que je furetais à la bibliothèque, les larmes me vinrent aux yeux en lisant la défense des temples grecs par Libanius. Le vieil Hellène conjurait les dévots barbares, dans les termes les plus touchants, d'épargner ces chefs-d'œuvre précieux dont l'esprit plastique des Grecs avait orné le monde. — Inutile prière! — Les fleurs du printemps de l'humanité, ces monuments d'une période qui ne refleurira plus, périrent à jamais sous les efforts d'un zèle destructeur... — Non, s'écria mon savant ami en continuant son oraison, je ne m'associerai jamais, par la publication de cet ouvrage, à un semblable méfait; non, je dois le brûler, comme j'ai brûlé les autres. O vous! statues de la beauté, statues brisées, et vous, mânes des dieux morts, ombres bien-aimées qui peuplez les cieux de la poésie, c'est vous que j'invoque! Acceptez cette offrande expiatoire, c'est à vous que je sacrifie ce livre!

Et Henri Kitzler jeta son manuscrit au feu qui pétillait dans la cheminée, et de la *Magnificence du christianisme* il ne resta bientôt qu'un tas de cendres.

Ceci se passa à Goettingue, dans l'hiver de 1820, quelques jours avant cette fatale nuit du premier jour de l'an où l'huissier académique, Doris, reçut une si terrible volée de coups, et où quatre-vingt-cinq cartels furent lancés entre les deux partis opposés de la *Burschenschaft* et de la *Landsmannschaft*. Ce furent de vaillants coups de bâton que ceux qui tombèrent, comme la grêle, sur les larges épaules du pauvre Doris; mais il s'en consola en bon chrétien, convaincu qu'un jour, dans le royaume céleste, nous serons dédommagés des coups que nous avons reçus ici-bas.

Je reviens au triomphe du christianisme sur le paganisme. Je ne suis nullement de l'avis de mon ami Kitzler, qui blâmait avec tant d'amertume le zèle iconoclaste des premiers chrétiens. Je pense au contraire que ceux-ci ne devaient et ne pouvaient épargner les vieux temples et les antiques statues, car dans ces monuments vivaient encore cette ancienne sérénité grecque et ces mœurs joyeuses qui, aux yeux des fidèles, relèvent du domaine de Satan. Dans les statues et dans les temples, le chrétien ne voyait pas seulement l'objet d'un culte vide et d'une vaine erreur; non, il regardait ces temples comme les forteresses de Satan, et les dieux que ces statues représentaient, il les croyait animés d'une existence réelle: selon lui, c'étaient autant de démons. Aussi les premiers chrétiens refusèrent-ils toujours de sacrifier aux dieux et de s'agenouiller devant leurs simulacres, et quand, pour ce fait, ils furent accusés et traînés devant les tribunaux, ils répondirent toujours qu'ils ne devaient pas adorer les démons. Ils aimèrent mieux souffrir le martyre que de montrer la moindre vénération pour ce diable de Jupiter, cette diablesse de Diane et cette archidiablesse de Vénus.

Pauvres philosophes grecs, qui n'avez jamais pu comprendre ce refus bizarre, vous n'avez pas compris non plus que, dans votre polémique avec les chrétiens, vous n'aviez pas à défendre une doctrine morte, mais de vivantes réalités ! Il n'importait pas en effet de donner par des subtilités néo-platoniciennes une signification plus profonde à la mythologie, d'infuser aux dieux défunts une nouvelle vie, un nouveau sang symbolique, de se tuer à réfuter la polémique grossière et matérielle de ces premiers pères de l'église, qui attaquaient, par des plaisanteries presque voltairiennes, la moralité des dieux ! — Il importait plutôt de défendre l'essence de l'hellénisme, la manière de penser et de sentir, toute la vie de la société hellénique, et de s'opposer avec force à la propagation des idées et des sentiments sociaux importés de la Judée. La véritable question était de savoir si le monde devait appartenir dorénavant à ce judaïsme spiritualiste que prêchaient ces Nazaréens mélancoliques qui bannirent de la vie toutes les joies humaines pour les reléguer dans les espaces célestes, — ou si le monde devait demeurer sous la joyeuse puissance de l'esprit grec, qui avait érigé le culte du beau et fait épanouir toutes les magnificences de la terre ! — Peu importait l'existence des dieux : personne ne croyait plus à ces habitants de l'Olympe parfumé d'ambroisie ; mais en revanche quels amusements divins on trouvait dans leurs temples aux jours des fêtes et des mystères ! On y dansait somptueusement, le front ceint de fleurs ; on s'étendait sur des couches de pourpre pour savourer les plaisirs du repos sacré, et quelquefois aussi pour goûter de plus douces jouissances... Ces joies, ces rires bruyants se sont depuis longtemps évanouis. Dans les ruines des temples vivent bien encore les anciennes divinités, mais dans la croyance populaire elles ont perdu toute puissance par le triomphe du Christ : ce ne sont plus que de méchants démons qui, se tenant cachés durant le jour, sortent, la nuit venue, de leurs demeures, et revêtent une forme gracieuse pour égarer les pauvres voyageurs et pour tendre des piéges aux téméraires !

A cette croyance populaire se rattachent les traditions les plus merveilleuses. C'est à sa source que les poëtes allemands ont puisé les sujets de leurs plus belles inspirations. L'Italie est ordinairement la scène choisie par eux, et le héros de l'aventure est quelque chevalier allemand qui, autant à cause des charmes de sa jeunesse qu'à cause de son inexpérience, est attiré par de beaux démons et enlacé dans leurs filets trompeurs. Un beau jour d'automne, le chevalier se promène seul, loin de toute habitation, rêvant aux forêts de son pays et à la blonde jeune fille qu'il a laissée sur la terre natale, le jeune freluquet ! Tout à coup il rencontre une statue et s'arrête comme ébahi. Ne serait-ce pas la déesse de la beauté ? Il est face à face avec elle, et son jeune cœur est sous l'attrait du charme antique. En croira-t-il ses yeux ? Jamais il n'a vu des formes aussi gracieuses. Il presse sous ce marbre une vie plus ardente que celle qui coule sous les joues empourprées des jeunes filles de son pays. Ces yeux blancs lui dardent des regards à la fois si voluptueux et si langoureusement tristes, que sa poitrine se gonfle d'amour et de pitié, de pitié et d'amour. Dès lors il erre souvent à travers les ruines, et l'on s'étonne de ne plus le voir assister ni aux orgies des buveurs ni aux jeux des chevaliers. Ses promenades deviennent bientôt le sujet de bruits étranges. Un matin, le jeune fou rentre précipitamment dans son hôtellerie, le visage pâle et décomposé ; il solde ce qu'il doit, fait sa valise et se hâte de repasser les Alpes.

Que lui est-il donc advenu?

Un jour, dit-on, il s'achemina plus tard que de coutume vers les ruines qu'il chérissait tant. Le soleil était couché, et les ombres de la nuit lui voilaient les lieux où chaque jour il contemplait pendant des heures entières la statue de sa belle déesse. Après avoir erré longtemps à l'aventure, il se trouva en face d'une villa qu'il n'avait jamais aperçue dans cette contrée. Quel fut son étonnement, lorsqu'il en vit sortir des valets qui vinrent, flambeaux en main, l'inviter à y passer la nuit ! Cet étonnement redoubla, lorsqu'au milieu d'une salle vaste et éclairée, il aperçut, se promenant seule, une femme qui, dans sa taille et ses traits, offrait la plus intime ressemblance avec la belle statue de ses amours. Elle lui ressemblait d'autant plus, qu'elle était revêtue d'une mousseline éclatante de blancheur, et que son visage était extrêmement pâle. Le chevalier l'ayant saluée avec courtoisie, elle le regarda longtemps avec une gravité silencieuse, puis elle lui demanda s'il avait faim. Bien que le chevalier sentit battre fortement son cœur, il avait néanmoins un estomac germanique. Après une course aussi longue, il sentait le désir de se sustenter quelque peu, et il ne refusa pas les offres de la belle dame. Celle-ci lui prit donc amicalement la main, et il la suivit à travers les salles vastes et sonores, qui, malgré toute leur splendeur, laissaient apercevoir je ne sais quelle désolation effrayante. Les girandoles jetaient un jour blafard sur les murs, le long desquels des fresques bariolées représentaient toutes sortes d'histoires païennes, comme les amours de Pâris et d'Hélène, de Diane et d'Endymion, de Calypso et d'Ulysse. De grandes fleurs fantastiques balançaient leurs tiges dans des vases de marbre rangés devant les fenêtres, et elles exhalaient une odeur cadavérique et vertigineuse. Le vent gémissait dans les cheminées comme le râle d'un mourant. Une fois arrivés dans la salle à manger, la belle dame se plaça vis-à-vis du chevalier, se fit son échanson, et lui présenta en souriant les mets les plus exquis. Que de choses durent paraître étranges à notre naïf Allemand! Quand il vint à demander le sel, qui manquait sur la table, un tressaillement presque hideux contracta la blanche face de son hôtesse, et ce ne fut que sur les instances réitérées du chevalier que, visiblement contrariée, elle ordonna à ses domestiques d'apporter la salière. Ceux-ci la placèrent en tremblant sur la table, et la renversèrent presque à moitié. Cependant le vin généreux qui glissait comme du feu dans le gosier tudesque de notre jeune homme apaisa les secrètes terreurs dont parfois il se sentait saisi. Bientôt il devint confiant, son humeur prit une teinte joviale, et, lorsque la belle dame lui demanda s'il savait ce que c'était qu'aimer, il lui répondit par des baisers de flamme. Pris d'amour et peut-être de vin aussi, il s'endormit bientôt sur le sein de sa belle. Des rêves confus, semblables à ces visions qui nous apparaissent dans le délire d'une fièvre chaude, ne tardèrent pas à se croiser dans son esprit. Tantôt c'était sa vieille grand'mère, assise dans un vaste fauteuil, marmottant précipitamment une prière de nuit. Tantôt c'étaient les rires moqueurs d'énormes chauves-souris qui, tenant des flambeaux dans leurs griffes, voltigeaient autour de lui, et dans lesquelles, en les regardant de plus près, il croyait reconnaître les domestiques qui l'avaient servi à table. Enfin il rêva que sa belle hôtesse s'était transformée en un monstre ignoble, et que lui-même, en proie aux vives angoisses de la mort, il lui tranchait la tête. Ce ne fut que le lendemain, bien avant dans la matinée, que le chevalier sortit de son sommeil léthargique; mais à la place de cette superbe villa où il croyait avoir passé la nuit, il ne trouva que les ruines qu'il avait hantées chaque jour, et il s'aperçut avec effroi que la statue de marbre qu'il aimait tant était tombée du haut de son piédestal, et que sa tête détachée du tronc gisait à ses pieds.

Le récit qui va suivre présente à peu près le même caractère. — Un jeune chevalier qui, en compagnie de quelques amis, jouait à la paume dans une villa près de Rome, ôta son anneau qui le gênait, et le plaça au doigt d'une statue, afin qu'il ne se perdît pas. Le jeu ayant cessé, le jeune homme revint à la statue, qui représentait une déesse païenne; mais, quel ne fut pas son effroi! le doigt de cette femme de marbre s'était recourbé, et il ne pouvait retirer son anneau qu'en lui brisant la main, ce qu'une pitié secrète l'empêcha de faire. Il courut conter cette merveille à ses compagnons, les invitant à venir juger de l'événement par leurs propres yeux; mais, à peine revenu avec eux près de la statue, il s'aperçut que le doigt de celle-ci s'était redressé, et que l'anneau avait disparu. Quelque temps après, notre chevalier se décida à recevoir le sacrement du mariage, et ses noces furent célébrées; mais la nuit même du mariage, au moment où il allait se coucher, une femme qui, par sa taille et par ses traits, ressemblait parfaitement à la statue dont nous venons de parler s'avança vers lui et lui dit que l'anneau placé à son doigt les avait fiancés, et qu'il lui appartenait désormais comme époux légitime. En vain le chevalier se défendit contre cette singulière assertion : la femme païenne se plaça entre lui et celle qu'il avait épousée, toutes les fois qu'il voulut approcher de cette dernière, en sorte qu'il dut cette nuit-là renoncer à toutes les joies nuptiales. Il en fut de même pour la seconde et la troisième nuit. Le chevalier devint profondément soucieux. Personne ne put lui venir en aide, et les plus dévots eux-mêmes hochèrent la tête; enfin il entendit parler d'un prêtre nommé Palumnus, qui avait maintes fois déjà rendu de bons services contre les maléfices des démons. Il alla donc le trouver; mais le prêtre se fit prier longtemps avant de lui promettre assistance, parce que, prétendait-il, il exposerait sa propre personne aux plus grands dangers. Il finit cependant par tracer quelques caractères inconnus sur un petit morceau de parchemin, et par donner les instructions nécessaires à notre ensorcelé. D'après celles-ci, le chevalier devait se placer à minuit dans un certain carrefour, aux environs de Rome, où il verrait passer les plus bizarres apparitions; mais il devait rester impassible et ne pas se laisser effrayer de ce qu'il pourrait voir ou entendre. Seulement, au moment où il apercevrait la femme au doigt de laquelle il avait placé son anneau, il aurait à s'avancer vers elle et à lui présenter le morceau de parchemin. Le chevalier se soumit à ces ordres. Son cœur battait avec force, lorsqu'à minuit sonnant il se trouva au carrefour désigné, et qu'il vit défiler l'étrange cortége. C'étaient des hommes et des femmes pâles, magnifiquement vêtus d'habits de fête de l'époque païenne; les uns portaient des couronnes d'or, les autres des couronnes de laurier sur un front tristement incliné vers la poitrine; on en voyait aussi marchant avec inquiétude, chargés de toutes sortes de vases d'argent et d'autres ustensiles qui appartenaient aux sacrifices dans les anciens temples. Au milieu de cette foule se dressaient d'énormes taureaux aux cornes d'or, ornés de guirlandes de fleurs, et puis, sur un magnifique char triomphal, chamarrée de pourpre et couronnée de roses, s'avançait une déesse haute de stature et éblouissante de beauté. Le chevalier s'approcha d'elle, et lui présenta le parchemin du prêtre Palumnus, car il venait de la reconnaître pour celle qui possédait son anneau. La déesse eut à peine entrevu les caractères tracés sur le parchemin, que, levant les mains au ciel, elle poussa un cri lamentable. Des larmes s'échappèrent de ses yeux, et elle s'écria avec désespoir : « Cruel prêtre Palumnus ! tu n'es donc pas encore satisfait des maux que tu nous as précédemment infligés ! Mais tes persécutions auront bientôt un terme, cruel prêtre Palumnus ! » Et elle rendit l'anneau au chevalier, qui, la nuit suivante, ne rencontra plus d'obstacles à son union nuptiale. Quant au prêtre Palumnus, il mourut trois jours après cet événement.

J'ai lu cette histoire pour la première fois dans le *Mons Veneris* de Kornmann. Il y a peu de temps, je l'ai retrouvée citée dans un livre absurde sur la sorcellerie, par Delrio, qui l'a extraite d'un ouvrage espagnol ; elle est probablement d'origine ibérique. L'ouvrage de Kornmann est la source la plus importante à consulter pour le sujet que je traite. Il y a bien longtemps qu'il ne m'est tombé sous la main, et je n'en peux parler que par souvenir ; mais cet opuscule d'à peu près deux cents à deux cent cinquante pages, avec ses vieux et charmants caractères gothiques, est toujours présent à mon esprit. Il peut avoir été imprimé vers le milieu du XVIIe siècle. Le chapitre des *Esprits élémentaires* y est traité de la manière la plus approfondie, et l'auteur y a rattaché des récits merveilleux sur la montagne de Vénus. A l'exemple de Kornmann, j'ai dû, au sujet des esprits élémentaires, parler également de la transformation des anciennes divinités. Non, ces dernières ne sont point de simples spectres! car, comme je l'ai proclamé plus d'une fois, ces dieux ne sont pas morts, ce sont des êtres incréés, immortels, qui, après le triomphe du Christ, ont été forcés de se retirer dans les ténèbres souterraines. La tradition allemande relative à Vénus, comme déesse de la beauté et de l'amour, présente un caractère tout particulier; c'est du romanesque classique. Suivant les légendes germaniques, Vénus, après la destruction de ses temples, se serait réfugiée au fond d'une montagne mystérieuse, où elle mène joyeuse vie en compagnie des sylvains et des sylphides les plus lestes, des dryades et des hamadryades les plus avenantes, et de maints héros célèbres qui ont disparu de la scène du monde d'une manière mystérieuse. D'aussi loin que vous approchez de ce séjour de Vénus, vous entendez des rires bruyants et des sons de guitare qui, semblables à des filets invisibles, enlacent votre cœur et vous attirent vers la montagne enchantée. Par bonheur pour vous, un vieux chevalier, nommé le fidèle Eckart, fait bonne faction à l'entrée de la montagne. Immobile comme une statue, il est appuyé sur son grand sabre de bataille; mais sa tête blanche comme la neige tremblote toujours, et vous avertit tristement des dangers voluptueux qui vous attendent. Il y en a qui s'en effraient à temps; d'autres n'écoutent point la voix chevrotante du fidèle Eckart, et se précipitent éperdument dans l'abîme des joies damnées. Pendant quelque temps, tout marche à souhait; mais l'homme n'aime pas toujours à rire: parfois il devient silencieux et grave, et pense au temps passé, car le passé est la patrie de son âme. Il se prend à regretter cette patrie, il voudrait de nouveau éprouver les sentiments d'autrefois, ne fût-ce que des sentiments de douleur. Voilà ce qui arriva au Tannhæuser, au rapport d'une chanson qui est un des monuments linguistiques les plus curieux que la tradition ait conservés dans la bouche du peuple allemand. J'ai lu cette chanson pour la première fois dans l'ouvrage de Kornmann. Prétorius la lui a empruntée presque littéralement, et c'est d'après lui que les compilateurs du *Wunderhorn* l'ont réimprimée. Il est difficile de fixer d'une manière positive l'époque à laquelle remonte la tradition du Tannhæuser. On la retrouve déjà sur des pages volantes des plus anciennement imprimées. Il en existe une version moderne, qui n'a de commun avec le poëme original qu'une certaine vérité de sentiment. Comme j'en possède sans nul doute le seul exemplaire, je vais publier ici ce *Tannhæuser* modernisé:

« Bons chrétiens, ne vous laissez pas envelopper dans les filets de Satan; c'est pour édifier votre âme que j'entonne la chanson du Tannhæuser.

« Le noble Tannhæuser, ce brave chevalier, voulait goûter amours et plaisirs, et il se rendit à la montagne de Vénus, où il resta sept ans durant.

« O Vénus, ma belle dame, je te fais mes adieux. Ma gracieuse mie, je ne veux plus demeurer avec toi; tu vas me laisser partir.

« — Tannhæuser, mon brave chevalier, tu ne m'as pas embrassée aujourd'hui. Allons, viens vite m'embrasser, et dis-moi ce dont tu as à te plaindre.

« N'ai-je pas versé chaque jour dans ta coupe les vins les plus exquis, et n'ai-je pas chaque jour couronné ta tête de roses?

« — O Vénus, ma belle dame, les vins exquis et les tendres baisers ont rassasié mon cœur; j'ai soif de souffrances.

« Nous avons trop plaisanté, trop ri ensemble; les larmes me font envie maintenant, et c'est d'épines et non de roses que je voudrais voir couronner ma tête.

« — Tannhæuser, mon brave chevalier, tu me cherches noise; tu m'as pourtant juré plus de mille fois de ne jamais me quitter.

« Viens, passons dans ma chambrette; là nous nous livrerons à d'amoureux ébats. Mon beau corps blanc comme le lis égaiera ta tristesse.

« — O Vénus, ma belle dame, tes charmes resteront éternellement jeunes; il brûlera autant de cœurs pour toi qu'il en a déjà brûlé.

« Mais lorsque je songe à tous ces dieux et à tous ces héros que tes appas ont charmés, alors ton beau corps blanc comme le lis commence à me répugner.

« Ton beau corps blanc comme le lis m'inspire presque du dégoût, quand je songe combien d'autres s'en réjouiront encore.

« — Tannhæuser, mon brave chevalier, tu ne devrais pas me parler de la sorte; j'aimerais mieux te voir me battre, comme tu l'as fait maintes fois.

« Oui, j'aimerais mieux te voir me battre, chrétien froid et ingrat, que de m'entendre jeter à la face des insultes qui humilient mon orgueil et me brisent le cœur.

« C'est pour t'avoir trop aimé que tu me tiens sans doute de tels propos. Adieu, pars donc, je te le permets; je vais moi-même t'ouvrir la porte. »

« A Rome, à Rome, dans la sainte ville, l'on chante et l'on sonne les cloches; la procession s'avance solennellement, et le pape marche au milieu.

« C'est Urbain, le pieux pontife; il porte la tiare, et la queue de son manteau de pourpre est portée par de fiers barons.

« — O saint-père! pape Urbain, tu ne quitteras pas cette place sans avoir entendu ma confession et m'avoir sauvé de l'enfer.

« La foule élargit son cercle; les chants religieux cessent. Quel est ce pèlerin pâle et effaré, agenouillé devant le pape?

« — O saint-père! pape Urbain, toi qui peux lier et délier, soustrais-moi aux tourments de l'enfer et au pouvoir de l'esprit malin.

« Je me nomme le noble Tannhæuser. Je voulais goûter amours et plaisirs, et je me rendis à la montagne de Vénus, où je restai sept ans durant.

« Dame Vénus est une belle femme, pleine de grâces et de charmes; sa voix est suave comme le parfum des fleurs.

« Ainsi qu'un papillon qui voltige autour d'une fleur pour en aspirer les doux parfums, mon âme voltigeait autour de ses lèvres roses.

« Les boucles de ses cheveux noirs et sauvages tombaient sur sa douce figure; et lorsque ses grands yeux me regardaient, ma respiration s'arrêtait.

« Lorsque ses grands yeux me regardaient, je restais comme enchaîné, et c'est à grand'peine que je me suis échappé de la montagne.

« Je me suis échappé de la montagne; mais les regards de la belle dame me poursuivent partout; ils me disent: Reviens, reviens!

« Le jour, je suis semblable à un pauvre spectre; la nuit, ma vie se réveille, mon rêve me ramène auprès de ma belle dame; elle est assise près de moi, et elle rit.

« Elle rit, si heureuse et si folle, et avec des dents si blanches! Oh! quand je songe à ce rire, mes larmes coulent aussitôt.

« Je l'aime d'un amour sans bornes. Il n'est pas de frein à cet amour; c'est comme la chute d'un torrent dont on ne peut arrêter les flots.

« Il tombe de roche en roche, mugissant et écumant, et il se romprait mille fois le cou plutôt que de ralentir sa course.

« Si je possédais le ciel entier, je le donnerais à ma dame Vénus; je lui donnerais le soleil, je lui donnerais la lune, je lui donnerais toutes les étoiles.

« Mon amour me consume, et ses flammes sont effrénées. Seraient-ce là déjà le feu de l'enfer et les peines brûlantes des damnés?

« O saint-père! pape Urbain, toi qui peux lier et délier, soustrais-moi aux tourments de l'enfer et au pouvoir de l'esprit malin! »

« Le pape lève les mains aux ciel et dit en soupirant: — Infortuné Tannhæuser, le charme dont tu es possédé ne peut être rompu.

« Le diable qui a nom Vénus est le pire de tous les diables, et je ne pourrai jamais t'arracher à ses griffes séduisantes

« C'est avec ton âme qu'il faut racheter maintenant les plaisirs de la chair. Tu es réprouvé désormais et condamné aux tourments éternels. »

« Le noble chevalier Tannhæuser marche vite, si vite qu'il en a les pieds écorchés, et il rentre à la montagne de Vénus vers minuit.

« Dame Vénus se réveille en sursaut, sort promptement de sa couche, et bientôt enlace dans ses bras son bien-aimé.

« Le sang sort de ses narines, ses yeux versent des larmes, et elle couvre de sang et de larmes le visage de son bien-aimé.

« Le chevalier se met au lit sans mot dire, et dame Vénus se rend à la cuisine pour lui faire la soupe.

« Elle lui sert la soupe, elle lui sert le pain, elle lave ses pieds blessés, elle peigne ses cheveux hérissés, et se met doucement à rire.

« — Tannhæuser, mon brave chevalier, tu es resté longtemps absent. Dis-moi quels sont les pays que tu as parcourus?

« — Dame Vénus, ma belle mie, j'ai visité l'Italie; j'avais des affaires à Rome, j'y suis allé, et puis je suis revenu en hâte auprès de toi.

« Rome est bâtie sur sept collines; il y coule un fleuve qui s'appelle le Tibre. A Rome, je vis le pape; le pape te fait dire bien des choses.

« Pour revenir de Rome, j'ai passé par Florence; j'ai traversé Milan et escaladé hardiment les Alpes.

« Pendant que je traversai les Alpes, la neige tombait, les lacs bleus me souriaient, les aigles croassaient.

« Du haut du Saint-Gothard j'entendis ronfler la bonne Allemagne; elle dormait là-bas du sommeil du juste, et sous la sainte et digne garde de ses chers roitelets.

« J'avais hâte de revenir auprès de toi, dame Vénus, ma mie. On est bien ici, et je ne quitterai plus jamais ta montagne. »

Je ne veux en imposer au public ni en vers ni en prose, et j'avoue franchement que le poëme qu'on vient de lire est de mon propre cru, et qu'il n'appartient pas à quelque *Minnesinger* du moyen âge. Cependant je suis tenté de faire suivre ici le poëme primitif dans lequel le vieux poëte a traité le même sujet. Ce rapprochement sera très-intéressant et très-instructif pour le critique qui voudrait voir de quelle manière différente deux poëtes de deux époques tout à fait opposées ont traité la même légende, tout en conservant la même facture, le même rhythme et presque le même cadre. L'esprit des deux époques doit distinctement ressortir d'un pareil rapprochement, et ce serait pour ainsi dire de l'anatomie comparée en littérature. En effet, en lisant en même temps ces deux versions, on voit combien chez l'ancien poëte prédomine la foi antique, tandis que chez le poëte moderne, né au commencement du XIXe siècle, se révèle le scepticisme de son époque; l'on voit combien ce dernier, qui n'est dompté par aucune autorité, donne un libre essor à sa fantaisie, et n'a en chantant aucun autre but que de bien exprimer dans ses vers des sentiments purement humains. Le vieux poëte, au contraire, reste sous le joug de l'autorité cléricale; il a un but didactique, il veut illustrer un dogme religieux, il prêche la vertu de la charité, et le dernier mot de son poëme, c'est de démontrer l'efficacité du repentir pour la rémission de tout péché; le pape lui-même est blâmé pour avoir oublié cette haute vérité chrétienne, et par le bâton desséché qui reverdit entre ses *mains*, il reconnaît, mais trop tard, l'incommensurable profondeur de la miséricorde divine. Voici les paroles du vieux poëte :

« Mais à présent je veux commencer; nous voulons chanter le Tannhæuser et ce qui lui est arrivé de merveilleux avec la dame Vénus.

« Le Tannhæuser était un bon chevalier; il voulait voir de grandes merveilles; alors il alla dans la montagne de Vénus, où il y avait de belles femmes.

« — Tannhæuser, mon bon chevalier, je vous aime, vous ne devez pas l'oublier; vous m'avez juré de ne jamais me quitter.

« — Vénus, ma belle dame, je ne l'ai pas fait, il faut que j'y contredise; car personne que vous ne le dit, aussi vrai que Dieu me soit en aide.

« — Tannhæuser, mon bon chevalier, qu'est-ce que vous me dites? Vous devez rester avec nous; je vous donnerai une de mes compagnes pour votre épouse

« — Si je prends une autre femme que celle que je porte dans mon cœur, il me faudra brûler éternellement dans le feu de l'enfer.

« — Tu me parles beaucoup du feu de l'enfer, cependant tu ne l'as pas éprouvé. Pense à ma bouche rose qui rit à toute heure.

« — De quel avantage peut m'être ta bouche rose? elle m'est très-dangereuse. Donne-moi donc congé, ô Vénus, ma tendre dame! Je t'en conjure par l'honneur de toutes les femmes.

« — Tannhæuser, mon bon chevalier, si vous voulez avoir congé, je ne veux pas vous le donner. Oh! restez, noble et doux chevalier, et rafraîchissez votre âme.

« — Mon âme est devenue malade. Je ne veux pas rester plus longtemps. Donnez-moi congé, ô tendre dame! donnez-moi congé de votre corps superbe.

« — Tannhæuser, mon bon chevalier, ne parlez pas ainsi, vous n'êtes pas dans votre bon sens. Allons dans ma chambrette nous adonner aux jeux intimes de l'amour.

« — Votre amour m'est devenu pénible. J'ai dans l'idée, ô Vénus, ma noble et tendre damoiselle, que vous êtes une diablesse.

« — Tannhæuser, ah! pourquoi parlez-vous ainsi? tenez-vous à m'injurier? Si vous devez rester plus longtemps avec nous, vous aurez à payer cette parole.

« Tannhæuser, si vous voulez avoir votre congé, prenez congé de mes chevaliers, et partout où vous irez dans le pays, vous devez célébrer ma louange.

« Le Tannhæuser sortit de la montagne plein de chagrin et de repentir : — Je veux aller à Rome, la ville pieuse, et me confier entièrement dans le pape.

« Je me mets joyeusement en route, à la garde de Dieu, pour aller trouver un pape qui s'appelle Urbain, et pour voir s'il voudra me prendre sous sa sainte protection.

« O saint pape Urbain, mon père spirituel, je m'accuse envers vous des péchés que j'ai commis, comme je vais vous l'énoncer.

« J'ai été pendant une année entière chez Vénus, la belle dame; maintenant je veux me confesser et faire pénitence, pour recouvrer les bonnes grâces de Dieu.

« Le pape avait un bâton blanc fait d'une branche sèche : —

Quand ce bâton portera des feuilles, tes péchés te seront pardonnés.

« — Si je ne devais plus vivre qu'un an, un an sur cette terre, je voudrais me repentir et faire pénitence pour recouvrer les bonnes grâces de Dieu.

« Le chevalier repartit de la ville plein de chagrin et de souffrances : — Marie, ô sainte mère, vierge immaculée, s'il faut me séparer de toi,

« Je vais rentrer dans la montagne, à tout jamais et sans fin, auprès de Vénus, ma tendre dame, où Dieu m'envoie.

« — Soyez le bienvenu, mon bon Tannhæuser ; je vous ai regretté bien longtemps ; soyez le bienvenu, mon bien-aimé chevalier, mon héros qui m'êtes si fidèlement revenu.

« Bientôt après, au troisième jour, le bâton du pape commença à reverdir ; alors on envoya des messagers dans tous les pays où le Tannhæuser était venu.

« Il était rentré dans la montagne, où il doit rester maintenant jusqu'au jugement dernier, quand Dieu l'appellera.

« C'est ce que jamais prêtre ne doit faire, — plonger un homme dans la désolation ; quand il veut se repentir et faire pénitence, ses péchés doivent lui être pardonnés. »

Comme cela est magnifique ! Déjà au début du poëme nous trouvons un effet merveilleux. Le poëte nous donne la réponse de la dame Vénus, sans avoir rapporté auparavant la demande du Tannhæuser, laquelle provoque cette réponse. Par cette ellipse, notre imagination gagne un champ plus libre, et nous suggère tout ce que Tannhæuser aurait pu dire, et ce qui était peut-être très-difficile à résumer en quelques mots. Malgré sa candeur et sa piété du moyen âge, l'ancien poëte a su peindre les séductions fatales et les allures dévergondées de la dame Vénus. Un auteur moderne et perverti n'aurait pas mieux dessiné la physionomie de cette femme-démon, de cette diablesse de femme qui, avec toute sa morgue olympienne et la magnificence de sa passion, n'en trahit pas moins la femme galante; c'est une courtisane céleste et parfumée d'ambroisie, c'est une divinité aux camélias, et pour ainsi dire une déesse entretenue. Si je fouille dans mes souvenirs, je dois l'avoir rencontrée un jour en passant par la place Bréda, qu'elle traversait d'un pas délicieusement leste; elle portait une petite capote grise d'une simplicité raffinée, et elle était enveloppée du menton jusqu'aux talons dans un magnifique châle des Indes, dont la pointe frisait le pavé. « Donnez-moi la définition de cette femme, dis-je à M. de Balzac, qui m'accompagnait. — C'est une femme entretenue, répondit le romancier. — Moi j'étais plutôt d'avis que c'était une duchesse. » D'après les renseignements d'un commun ami qui arriva, nous reconnûmes que nous avions raison tous les deux.

Aussi bien que le caractère de la dame Vénus, le vieux poëte a su rendre celui du Tannhæuser, de ce bon chevalier qui est le chevalier Des Grieux du moyen âge. Quel beau trait est-ce encore quand, dans le milieu du poëme, Tannhæuser tout à coup commence à parler au public en son propre nom, et qu'il nous raconte ce que plutôt le poëte devrait raconter, c'est-à-dire comme il parcourt le monde en désespéré! Cela a pour nous l'air de la gaucherie d'un poëte inculte, mais de pareils accents produisent dans leur naïveté des effets merveilleux.

Le poëme du *Tannhæuser* a été écrit, selon toute apparence, peu de temps avant la réformation; la légende qui en fait le sujet ne remonte pas beaucoup plus haut, et ne lui est peut-être antérieure que d'un siècle à peine. Ainsi la dame Vénus n'apparait que très-tard dans les traditions populaires de l'Allemagne, tandis que d'autres divinités, par exemple Diane, sont connues dès le commencement du moyen âge. Au VI^e^ et au VII^e^ siècle, Diane figure déjà comme un génie malfaisant dans les décrets des évêques. Depuis lors, on la représente d'ordinaire à cheval, elle qui autrefois, gracieusement chaussée et légère comme la biche qu'elle poursuivait, parcourait à pied les forêts de l'ancienne Grèce. Pendant quinze cents ans, on fait prendre successivement à cette divinité les figures les plus diverses, et en même temps son caractère subit le changement le plus complet. — Ici se présente à mon esprit une observation dont le développement offrirait une matière suffisante pour les plus intéressantes recherches. Toutefois je me bornerai à l'indiquer et à ouvrir la voie à des érudits sans travail, ouvriers de la pensée en grève. Je me contenterai de faire remarquer en peu de mots que, lors de la victoire définitive du christianisme, c'est-à-dire au III^e^ et au IV^e^ siècle, les anciens dieux païens se virent aux prises avec les embarras et les nécessités qu'ils avaient déjà éprouvés dans les temps primitifs, c'est-à-dire à cette époque révolutionnaire où les Titans, forçant les portes du Tartare, entassèrent Pélion sur Ossa et escaladèrent l'Olympe. Ils furent contraints de fuir ignominieusement, ces pauvres dieux et déesses, avec toute leur cour, et ils vinrent se cacher parmi nous sur la terre, sous toutes sortes de déguisements. La plupart d'entre eux se réfugièrent en Égypte, où, pour plus de sûreté, ils revêtirent la forme d'animaux, comme Hérodote nous l'apprend. C'est tout à fait de la même manière que les divinités du paganisme durent prendre la fuite et chercher leur salut sous des travestissements de toute espèce et dans les cachettes les plus obscures, lorsque le vrai Dieu parut avec la croix, et que les iconoclastes fanatiques, la bande noire des moines, brisèrent les temples et lancèrent l'anathème contre les dieux proscrits. Un grand nombre de ces émigrés olympiens, qui n'avaient plus ni asile ni ambroisie, durent avoir recours à un honnête métier terrestre pour gagner au moins de quoi vivre. Quelques-uns d'entre eux, dont on avait confisqué les biens et les bois sacrés, furent même forcés de travailler comme simples journaliers chez nous, en Allemagne, et de boire de la bière au lieu de nectar. Dans cette extrémité, Apollon paraît s'être résigné à entrer au service d'éleveurs de bestiaux ; de même qu'autrefois il avait gardé les vaches du roi Admète, il vécut comme berger dans la Basse-Autriche, mais ses chants harmonieux éveillèrent les soupçons d'un moine savant, qui reconnut en lui un ancien dieu païen et le livra aux tribunaux ecclésiastiques. Soumis à la torture, il avoua qu'il était le dieu Apollon. Il demanda la permission de jouer de la lyre et de chanter une dernière fois avant d'être conduit au supplice. Or il joua d'une manière si attendrissante, il y avait dans son chant un charme si puissant, et de plus, il était si beau de taille et de visage, que toutes les femmes pleurèrent, il y en eut même qui tombèrent malades à la suite de cette émotion. Au bout d'un certain temps, on voulut retirer le corps de la tombe pour lui enfoncer un pieu dans le ventre : on croyait qu'il avait dû être un vampire, et que les femmes malades se guériraient par l'emploi de ce remède domestique, d'une efficacité généralement reconnue ; mais lorsqu'on ouvrit le tombeau, il était vide.

Quant à Mars, l'ancien dieu de la guerre, je serais assez disposé à croire qu'au temps de la féodalité il aura poursuivi ses anciennes habitudes en qualité de chevalier-brigand. Le long Westphalein Schimme penning, neveu du bourreau de Munster, le rencontra à Bologne comme maître des hautes œuvres. Quelque temps après, Mars servit sous les ordres du général Frondsberg comme lansquenet, et il assista à la prise de Rome. A coup sûr il dut y ressentir de cruels chagrins en voyant détruire si ignominieusement sa ville chérie et les temples où il avait été adoré lui-même, ainsi que les temples des dieux ses cousins.

Le sort de Bacchus, le beau Dionysos, après la grande déconfiture, a été plus heureux que celui de Mars et d'Apollon. Voici ce que raconte à ce sujet la légende du moyen âge : — Dans le Tyrol, il y a des lacs très-étendus, environnés de forêts dont les arbres s'élèvent jusqu'au ciel et se reflètent avec magnificence dans les flots azurés. Des bruits si mystérieux sortent des eaux et des bois, qu'on est étrangement ému lorsqu'on se promène seul dans ces lieux. Sur le bord d'un de ces lacs se trouvait la cabane d'un jeune homme qui vivait du produit de la pêche et qui exerçait en outre le métier de batelier, lorsqu'un voyageur voulait traverser le lac. Il avait une grande barque amarrée à un vieux tronc d'arbre, non loin de sa demeure. Un jour, au temps de l'équinoxe d'automne, il entendit, vers minuit, frapper à sa fenêtre. Quand il eut franchi le seuil de sa porte, il aperçut trois moines qui avaient le capuchon rabattu sur la tête et qui paraissaient être très-pressés. L'un d'eux le pria en toute hâte de leur prêter sa barque, et lui promit de la lui ramener au bout de quelques heures au même endroit. Les moines étaient à trois; le pêcheur, qui, en de telles circonstances, ne pouvait guère hésiter, démarra sa barque, et lorsque les trois voyageurs qui y étaient montés voguèrent sur le lac, il rentra dans sa cabane, où il se recoucha. Jeune comme il était, il ne tarda pas à se rendormir; mais quelques heures après il fut réveillé par les moines, qui étaient de retour. Quand il les eut rejoints, l'un d'eux lui mit dans la main une pièce d'argent pour lui payer la traversée, ensuite tous les trois s'éloignèrent en toute hâte. Le pêcheur alla visiter sa barque, qu'il trouva solidement amarrée, et il se secoua fortement, comme on fait en hiver pour se réchauffer les membres engourdis, car il se sentait pris d'un frisson, mais ce n'était pas par l'influence de l'air frais de la nuit. Une étrange sensation de froid lui avait couru par tout le corps et lui avait presque transi le cœur au moment où le moine lui avait touché la main en lui remettant la pièce de monnaie : les doigts du moine étaient froids comme la glace. Pendant longtemps, le pêcheur se rappela cette circonstance; mais la jeunesse finit toujours par se débarrasser des souvenirs sinistres, et le pêcheur ne pensait plus à cet événement, lorsque l'année suivante, au même jour de l'équinoxe, on heurta de nouveau vers minuit à la fenêtre de sa cabane. C'étaient les moines de l'année dernière, et qui étaient tout aussi pressés qu'alors. Ils requirent de nouveau la barque, et le jeune homme la leur confia cette fois avec avec moins d'hésitation. Lorsqu'au bout de quelques heures les voyageurs furent de retour et que l'un d'eux, pour payer le péage au pêcheur, lui mit dans la main une pièce d'argent, celui-ci sentit de nouveau avec effroi les doigts glacés du moine, et le même événement se renouvela tous les ans au même équinoxe.

La septième année, aux approches de cette époque, le jeune pêcheur éprouva le plus vif désir de pénétrer le mystère qui se cachait sous les trois frocs, et il voulut à tout prix satisfaire sa curiosité. Il déposa au fond de la barque un amas de filets pour s'en faire une cachette où il pût se glisser pendant que les moines monteraient à bord. Les trois mystérieux voyageurs arrivèrent en effet à l'heure où ils étaient attendus, et notre pêcheur réussit à se cacher lestement sous les filets et à prendre part à la traversée. A son grand étonnement, celle-ci dura fort peu de temps, tandis que d'ordinaire il lui fallait plus d'une heure pour arriver au rivage opposé du lac. Son étonnement redoubla lorsque, dans cette contrée qui lui était parfaitement connue, il aperçut une clairière qu'il n'avait jamais vue auparavant, et qui était entourée d'arbres dont l'espèce paraissait appartenir à une végétation étrangère. Des lampes innombrables étaient suspendues aux branches de ces arbres : sur des socles élevés étaient placés des vases où flamboyait la résine des bois ; de plus, la lune jetait une clarté si vive, que le jeune homme put voir aussi distinctement qu'en plein jour la foule qui s'était réunie en ces lieux. Il y avait là quelques centaines de jeunes hommes et de jeunes femmes, tous d'une beauté remarquable, quoique leurs visages eussent la blancheur du marbre. Cette circonstance, jointe au choix des vêtements, — c'étaient des tuniques blanches relevées très-haut, avec une bordure de pourpre, — leur donnait l'aspect de statues ambulantes. Les femmes avaient orné leur tête de pampre naturel ou fabriqué avec du fil d'argent ; leurs cheveux, tressés en forme de couronne, laissaient retomber un flot de boucles ondoyant sur leurs épaules. Les jeunes gens avaient également le front ceint de pampre. Des hommes et des femmes, agitant des bâtons dorés, autour desquels s'enroulaient des ceps de vigne, accoururent pour donner la bienvenue aux nouveaux arrivés. Un de ceux-ci rejeta son capuchon et son froc, et l'on vit paraître un personnage grotesque, dont la face hideusement lubrique et lascive grimaçait entre deux oreilles pointues, semblables à celles d'un bouc, tandis que son corps montrait une exagération de virilité aussi risible que repoussante. Le second moine se dépouilla également de son habit monacal, et l'on vit un gros homme dont l'obésité énorme excita l'hilarité des femmes, qui posèrent en riant une couronne de roses sur sa tête chauve. Les figures des deux moines étaient d'un blanc de marbre, comme celles des autres assistants, et l'on remarqua la même blancheur sur le visage du troisième moine, lorsqu'il souleva son capuchon d'un air goguenard. Quand il eut dénoué la vilaine corde qui lui servait de ceinture, et qu'il eut jeté loin de lui, avec un mouvement de dégoût, son pieux et sale vêtement de capucin, ainsi que le rosaire et le crucifix qui y étaient attachés, alors on vit paraître, à demi couvert d'une tunique étincelante de diamants, un beau jeune homme aux plus belles formes : seulement ses hanches arrondies et sa taille trop grêle avaient quelque chose de féminin. Des lèvres légèrement bombées et des traits d'une mollesse indécise donnaient aussi au jeune homme une expression féminine ; mais en même temps son visage portait l'empreinte d'une intrépidité hautaine, d'une âme mâle et héroïque. Dans la frénésie de leur enthousiasme, les femmes lui prodiguèrent des caresses, lui posèrent sur la tête une couronne de lierre, et lui jetèrent sur les épaules une magnifique peau de léopard. Au même instant arriva un char de triomphe en or, à deux roues et attelé de deux lions; le jeune homme y monta avec la majesté d'un roi, mais toujours le regard serein et insouciant. Il conduisait le féroce attelage avec des rênes d'or. A la droite du char marchait l'un de ses compagnons défroqués, celui à la face lubrique et lascive avec des oreilles de bouc, tandis qu'à gauche chevauchait le gros ventru à tête chauve, que les femmes, dans leur verve moqueuse, avaient placé sur un âne; il tenait à la main une coupe d'or qu'on lui remplissait constamment de vin. Le char s'avançait lentement; derrière tourbillonnaient les chœurs des hommes et des femmes, couronnés de pampre et se livrant au délire de la danse. Le char du triomphateur était précédé de sa chapelle : on y voyait un beau jouvenceau aux joues rebondies, soufflant dans la double flûte; une jeune fille vêtue d'une tunique hardiment relevée jusqu'au-dessus des genoux, et frappant la peau du tambourin avec le revers de sa main; une autre, tout aussi gracieuse, tout aussi décolletée, qui faisait résonner le triangle; puis les trompettes, joyeux gaillards aux pieds fourchus, d'une figure avenante, mais impudique, sonnant leurs fanfares sur de bizarres cornes de bêtes ou sur des conques marines; ensuite les joueurs de luth...

Mais, cher lecteur, j'oublie que vous avez fait vos classes et que vous êtes parfaitement instruit; vous avez donc compris dès les premières lignes qu'il est question ici d'une bacchanale, d'une fête de Dionysos. Sur des bas-reliefs ou dans des gravures d'ouvrages archéologiques, vous avez vu assez souvent le pompeux cortége qui suit ce dieu païen. Versé comme vous l'êtes dans l'antiquité classique, vous ne seriez pas trop effrayé, si à minuit, au milieu de la solitude d'une forêt, la magnifique et fantasque apparition d'une marche triomphale de Bacchus se présentait tout à coup à vos regards, et que vous entendissiez le vacarme de cette cohue de spectres en goguettes. Tout au plus éprouveriez-vous une espèce de saisissement voluptueux, un frisson esthétique, à l'aspect de ces gracieux fantômes sortis de leurs sarcophages séculaires et de dessous les ruines de leurs temples pour célébrer encore une fois les saints mystères du culte des plaisirs ! Oui, c'est une orgie posthume : ces revenants gaillards, encore une fois, veulent fêter par des jeux et des chants la bienheureuse venue du fils de Sémélé, le rédempteur de la joie ; encore une fois, ils veulent danser les danses des anciens temps, la polka du paganisme, le cancan de l'antiquité, ces danses riantes qu'on dansait sans jupon hypocrite, sans le contrôle d'un sergent de ville de la vertu publique, et où l'on s'abandonnait à l'ivresse divine, à toute la fougue échevelée, désespérée, frénétique : *Evoe Bacche!* Comme je l'ai dit, mon cher lecteur, vous êtes un homme instruit et éclairé qu'une apparition nocturne de ce genre ne saurait épouvanter, pas plus que si c'était une fantasmagorie de l'Académie impériale de musique, évoquée par le génie poétique de M. Eugène Scribe, en collaboration avec le génie musical du célèbre *maestro* Giacomo Meyerbeer. Mais, hélas! notre pauvre batelier du Tyrol ne savait pas un mot de mythologie, il n'avait point fait la moindre étude classique; aussi fut-il saisi d'effroi et de terreur quand il eut aperçu le beau triomphateur sur son char doré avec ses singuliers acolytes: il frémit à la vue des gestes indécents, des bonds dévergondés des bacchantes, des faunes et des satyres, à qui le pied fourchu et les cornes donnaient particulièrement un air diabolique. Toute la blafarde assemblée ne lui parut qu'un congrès de vampires et de démons dont les maléfices tramaient la perte des chrétiens. Sa stupeur s'accrut quand il vit les ménades dans leurs postures impossibles et qui tiennent de la sorcellerie, lorsque, les cheveux épars, elles rejettent la tête en arrière, ne se maintenant en équilibre qu'à l'aide du thyrse. Le pauvre pêcheur fut pris d'un vertige quand il vit l'extase sinistre des corybantes qui se blessaient eux-mêmes avec leurs petites épées, cherchant la volupté dans la douleur de la chair. L'effroi du jeune homme devint de la stupéfaction lorsqu'il aperçut une bande de sylvains, de faunes et de satyres avinés, à la tête desquels s'avança une jeune femme débraillée et brillante de luxure qui portait sur une haute perche le fameux symbole égyptien que vous savez; ce symbole ou plutôt cette hyperbole était couronnée de fleurs, et la belle dévergondée l'agitait avec des gestes impudiques, en psalmodiant à tue-tête un infâme cantique, auquel faisaient chorus ses compagnons velus avec leur gros rire et leurs gambades burlesques. En même temps les accords de la musique de la procession triomphale, accords mollement tendres et désespérés à la fois, pénétrèrent dans le cœur du pauvre jeune homme comme autant de brandons enflammés; — il se crut déjà embrasé du feu infernal, et il courut à toutes jambes vers sa barque, où il se blottit sous les filets. Ses dents claquaient, et il tremblait de tous ses membres, comme si Satan le tenait déjà par une jambe. Peu de temps après, les trois moines vinrent rejoindre la nacelle et poussèrent au large. Quand, arrivés à la rive opposée, ils descendirent à terre, le pêcheur sut se glisser avec tant d'agilité hors de sa cachette, que les moines s'imaginèrent qu'il les avait attendus derrière les saules; l'un d'eux, de ses doigts glacés, lui mit comme d'habitude une pièce d'argent dans la main, et tous les trois partirent en toute hâte.

Par le soin de son propre salut qu'il croyait compromis, aussi bien que par sa sollicitude pour tous les bons chrétiens qu'il voulait préserver du danger, notre pêcheur se crut obligé de dénoncer cette mystérieuse histoire aux tribunaux ecclésiastiques. Le prieur d'un couvent de franciscains, dans le voisinage, jouissait d'une grande considération comme président d'un de ces tribunaux, et surtout comme savant exorciste. Le pêcheur prit la résolution de se rendre immédiatement auprès de ce digne homme. De grand matin, le soleil le vit en route pour le couvent, et bientôt, les yeux humblement baissés, il se trouva devant sa révérence le prieur, qui, revêtu du froc et le capuchon baissé sur le visage, était assis dans son grand fauteuil de bois sculpté. Le juge ecclésiastique resta dans son attitude méditative pendant que le batelier lui fit le récit de sa terrible histoire; quand il eut fini, il releva la tête; par ce brusque mouvement, son capuchon tomba en arrière, et le pêcheur vit avec stupéfaction que sa révérence était l'un des trois moines qui traversaient tous les ans le lac. Il reconnut précisément celui qu'il avait vu la veille, sous la forme d'un démon païen, sur le char de victoire attelé de deux lions; c'était le même visage pâle, les mêmes traits d'une beauté régulière, les mêmes lèvres tendrement arrondies. Un bienveillant sourire se jouait autour de cette bouche, et bientôt en coulèrent avec l'accent le plus mélodieux ces paroles d'onction : « Très-cher fils en Jésus-Christ, nous sommes tout disposé à croire que vous avez passé la nuit dernière en société avec le dieu Bacchus; votre fantastique vision en est une preuve suffisante. Nous nous garderons bien de dire du mal de ce dieu, bien des fois il nous fait oublier nos soucis, et il réjouit le cœur de l'homme; mais les dons que la bonté divine accorde aux humains sont différents : beaucoup sont appelés, et peu sont élus. Il y a des hommes qu'une douzaine de bouteilles ne sauraient abattre. En toute humilité chrétienne, j'avoue que je suis un de ces êtres d'élite, et j'en rends grâces au Seigneur. Il y a aussi des natures incomplètes et faibles qu'une seule chopine peut renverser, et il paraît, mon cher fils en Jésus-Christ, que vous êtes de ce nombre. Nous vous conseillons donc de n'absorber qu'avec mesure le jus doré de la treille, et de ne plus venir importuner les autorités ecclésiastiques avec les hallucinations d'un apprenti ivrogne. Nous vous conseillons en outre de ne point ébruiter l'histoire de votre dernière équipée, de bien tenir votre langue; au cas contraire, le saint office vous fera administrer par le bras séculier vingt-cinq coups de fouet bien comptés. Pour l'instant, mon très-cher fils en Jésus-Christ, allez à la cuisine du couvent, où le frère cellérier et le frère cuisinier vous feront servir la collation du matin. » Là-dessus, sa révérence donna sa bénédiction au pêcheur, qui se dirigea tout abasourdi vers la cuisine. A la vue du frère cellérier et du frère cuisinier, il faillit tomber à la renverse : en effet c'étaient les deux compagnons nocturnes du prieur, les deux moines qui avaient traversé le lac avec lui; le pêcheur reconnut la bedaine et la tête pelée de l'un, ainsi que la figure de l'autre, aux traits lascifs et lubriques, aux oreilles de bouc. Toutefois il ne souffla mot, et ce ne fut que longtemps après, quand ses cheveux avaient blanchi, qu'il raconta cette histoire à sa progéniture, groupée autour de lui au coin du feu.

De vieilles chroniques, qui racontent une légende analogue, placent le lieu de la scène à Spire, sur le Rhin. On y reconnaît des réminiscences païennes touchant la traversée des morts, qui s'opérait là aussi dans une barque funèbre. C'est dans une tradition répandue sur les côtes de la Frise orientale que les idées anciennes relatives au passage des trépassés dans le royaume des ombres sont le plus nettement accusées. Nulle part, à la vérité, on ne parle d'un nautonier nommé Caron. En général, cette étrange figure a disparu de la tradition populaire, et ne s'est conservée qu'aux théâtres de marionnettes; mais la tradition de la Frise nous fait reconnaître un personnage mythologique bien autrement important dans le négociant hollandais qui se charge du soin de faire passer les morts au lieu de leur destination posthume, et qui paie le droit de péage ordinaire au batelier ou pêcheur qui a remplacé Caron. A travers son déguisement baroque, nous ne tarderons pas à découvrir le véritable nom de ce personnage; je vais donc rapporter la tradition même aussi fidèlement que possible.

Dans la Frise orientale, sur les côtes de la mer du Nord, il y a des baies qui forment des espèces de ports peu étendus et qu'on nomme des *Siehl*. Sur un des points les plus avancés de ces anses s'élève la maison solitaire d'un pêcheur qui vit là, avec sa famille, content et heureux. La nature est triste dans ces contrées; nul oiseau n'y chante, on n'y entend que les mouettes qui de temps à autre s'élancent de leurs nids cachés dans le sable, et annoncent la tempête par leurs cris aigus et plaintifs. Parfois aussi on voit un goëland, oiseau de mauvais augure qui voltige sur la mer en déployant ses blanches ailes de spectre. Le clapotement monotone des vagues qui se brisent sur la plage ou contre les dunes s'accorde très-bien avec les sombres files de nuages qui traversent le ciel. Les hommes n'y chantent pas non plus. Sur cette côte mélancolique ne retentit jamais le refrain d'une chanson populaire. Les habitants de la Frise sont graves, probes, raisonnables plutôt que religieux, et bien qu'ils aient perdu leurs institutions démocratiques d'autrefois, ils n'en ont pas moins gardé un esprit d'indépendance, héritage de leurs intrépides aïeux, qui avaient combattu avec héroïsme contre les envahissements de l'océan et des princes du Nord. De pareilles gens ne s'abandonnent point aux rêveries mystiques, et ne sont guère troublés non plus par la tourmente de la pensée. Pour le pêcheur qui habite le *Siehl* solitaire, l'essentiel c'est la pêche, et de temps à autre le péage que lui paient les voyageurs qui se font transporter dans une des îles voisines.

A une certaine époque de l'année, dit-on, précisément à l'heure de midi, au moment où le pêcheur est à table et dîne avec sa famille dans la grande chambre, un étranger arrive et prie le maître de la maison de lui accorder quelques moments pour parler d'affaires. Le pêcheur, après avoir vainement invité l'étranger à partager son modeste repas, finit par accéder à sa demande, et tous deux vont s'attabler, à l'écart de la famille, dans la niche d'une fenêtre. Je ne décrirai point l'extérieur du voyageur avec des détails oiseux, à l'instar de nos romanciers du jour. Pour la tâche que je me suis imposée, il suffira de donner son signalement. Le voici en peu de mots. L'étranger est un petit homme déjà avancé en âge, mais encore vert, en un mot un vieillard juvénile, ayant de l'embonpoint sans être obèse, de petites joues potelées et rouges comme des pommes d'api, des yeux scrutateurs clignotant avec vivacité de côté et d'autre, et une petite tête poudrée et coiffée d'un petit chapeau à trois cornes. Sous une houppelande d'un jaune clair, garnie d'une infinité de petits collets, notre homme porte le costume suranné que nous voyons sur les vieux portraits de négociants hollandais, et qui dénote une certaine aisance : un habit en soie vert-pomme, un gilet brodé de fleurs, des culottes de satin noir, des bas rayés et des souliers à boucles d'acier. Sa chaussure est si propre et luisante, qu'on ne comprend pas comment il a fait pour traverser à pied les chemins marécageux du *Siehl* sans se crotter. Sa voix asthmatique a un filet aigu et devient par moments glapissante; toutefois le petit bonhomme affecte un langage et des mouvements graves et mesurés tels qu'ils conviennent à un négociant hollandais. Sa qualité de négociant se révèle non-seulement par son costume, mais aussi par l'exactitude et la circonspection mercantile avec lesquelles il cherche à conclure l'affaire de la manière la plus avantageuse pour son commettant. Il s'annonce en effet comme un commissionnaire-expéditeur qu'on a chargé de trouver sur la côte orientale de la Frise un batelier qui voulût bien transporter à l'île Blanche une certaine quantité d'âmes, c'est-à-dire autant que pourrait en contenir sa barque. Or, à cette fin, poursuit le Hollandais, il voudrait savoir si le pêcheur serait disposé à transporter cette nuit ladite cargaison d'âmes à ladite île ; dans ce cas, il serait prêt à lui payer d'avance la traversée, tout convaincu qu'en honnête chrétien le batelier lui ferait le plus bas prix possible. Le négociant hollandais, — ce qui est un pléonasme, vu que tout Hollandais est négociant, — fait cette proposition avec un nonchalante tranquillité, tout comme s'il s'agissait d'une cargaison de fromages et non pas d'âmes de morts. Ce mot *âmes* fait au premier moment une certaine impression sur l'esprit du pêcheur ; il sent un frisson lui courir dans le dos, car il comprend tout d'abord qu'il est question d'âmes de trépassés, et qu'il a devant lui le fabuleux Hollandais dont ses collègues marins lui avaient souvent parlé, ce vieillard qui avait quelquefois frété leur barque pour transporter à l'île Blanche les âmes des morts, et qui les avait toujours très-bien payés. Mais, ainsi que je l'ai fait remarquer plus haut, les habitants de ces côtes sont courageux, sains de corps, raisonnables, sans imagination, et partant peu accessibles aux terreurs vagues que nous inspire le monde des esprits. Aussi la secrète frayeur, le tressaillement subit du pêcheur frison, ne durent que quelques moments; il ne tarde pas à se remettre, et d'un air de complète indifférence il ne songe plus qu'à obtenir le plus haut prix possible pour la traversée. Après avoir marchandé quelque temps, les deux parties tombent d'accord; le marché est conclu, et l'on se donne la poignée de main usitée. Le Hollandais tire aussitôt de sa poche une bourse en cuir toute graisseuse, remplie de petites pièces d'argent, les plus petites qui aient jamais été frappées en Hollande, et il paie le montant du prix de la traversée tout entier en cette monnaie lilliputienne. Après avoir enjoint au pêcheur de se trouver vers minuit, à l'heure où la pleine lune paraît, avec sa barque à certain endroit de la côte pour recevoir sa cargaison d'âmes, le Hollandais prend congé de toute la famille, qui l'a derechef vainement invité à dîner avec elle; puis il s'éloigne d'un pas leste et sautillant qui contraste singulièrement avec l'air de gravité et de componction néerlandaise qu'il avait cherché à se donner.

A l'heure dite, le batelier se trouve au rendez-vous avec sa barque. Celle-ci est d'abord ballottée par les vagues; mais, aussitôt que la pleine lune s'épanouit, le batelier remarque que son embarcation se meut moins facilement et s'enfonce par degrés, si bien qu'à la fin elle ne sort plus des eaux que de la largeur d'une main. Cette circonstance lui fait comprendre que ses passagers, c'est-à-dire les âmes, doivent se trouver à bord, et il s'empresse de mettre à la voile. Il a beau se fatiguer les yeux à regarder, il n'aperçoit dans sa barque que quelques flocons de brouillard qui se meuvent et s'entremêlent sans pouvoir prendre une forme déterminée. C'est en vain qu'il écoute de toutes ses oreilles, il n'entend qu'un grésillement et un petillement presque imperceptibles. Seulement, par intervalles, une mouette passe au-dessus de sa tête en poussant ses cris lugubres, ou bien à ses côtés un poisson sort sa tête des flots et fixe sur lui ses gros yeux craintifs. La nuit bâille, et la bise devient froide. Partout est la mer, le clair de lune et le silence. Muet comme tout ce qui l'entoure, le batelier finit par atteindre l'île Blanche, où il arrête sa barque. Sur la côte, il n'aperçoit personne, mais il entend une voix haletante, aux glapissements asthmatiques, dans laquelle il reconnait celle du Hollandais. Ce personnage invisible parait lire une liste de noms propres, avec le débit monotone d'un contrôleur qui fait un appel nominal. Plusieurs de ces noms sont connus du pêcheur comme appartenant à des personnes décédées dans le courant de l'année. Pendant la lecture de cette liste de noms propres, la barque s'allége peu à peu. Tout à l'heure elle était engravée dans les sables de la plage, et la voilà qui remonte à mesure que la nomenclature est épuisée. C'est un avertissement pour le batelier que sa cargaison est arrivée à bon port, et il s'en retourne paisiblement auprès de sa femme et de ses enfants, dans sa chère maisonnette sur le *Siehl*.

C'est de la même manière que s'effectue chaque fois le passage des âmes dans l'île Blanche. Une circonstance particulière frappa un jour un batelier qui faisait ce trajet. Le personnage invisible qui sur le rivage donnait lecture de la liste de noms propres s'interrompit tout à coup et s'écria : « Où donc est Pitter Jansen ? Ce n'est pas là Pitter Jansen ! » A quoi une petite voix flûtée répondit : « Je suis la femme de Pitter Jansen, et je me suis fait inscrire sous le nom de mon mari. »

Tout à l'heure je me suis fait fort de démêler, à travers les ruses de son déguisement, l'important personnage mythologique qui figure dans cette légende. Ce n'est autre que le dieu Mercure, jadis le conducteur des âmes, et qu'on nomma, à cause de cette spécialité, Hermès *Psychopompos*. Oui, sous cette humble houppelande, sous cette piètre figure d'épicier, se cache un des plus superbes et des plus brillants dieux païens, le noble fils de Maïa. A ce petit tricorne ne flotte pas le moindre plumet qui puisse rappeler les ailes de la divine coiffure, et dans ces souliers à boucles d'acier on ne trouve pas la moindre trace de sandales ailées. Ce plomb néerlandais diffère complétement du mobile vif-argent, auquel le dieu a donné son propre nom ; mais le contraste même décèle l'intention du dieu rusé : il choisit ce masque pour être d'autant plus sûr de ne pas être reconnu. Et ce ne fut point au hasard, ni par caprice, qu'il fit choix de ce travestissement. Mercure était, comme vous savez, le dieu des voleurs et des marchands, et il exerçait ces deux industries avec succès. Il était donc tout naturel que, dans le choix du déguisement sous lequel il cherchait à se cacher et de l'état qui devait le faire vivre, il tint compte de ses antécédents et de ses talents. Il n'avait qu'à calculer lequel de ces métiers, qui ne diffèrent que par des nuances, lui offrait le plus de chances de réussite. Il se disait que le vol, par des préjugés séculaires, était flétri dans l'opinion publique, que les philosophes n'avaient pas encore réussi à le réhabiliter en l'assimilant à la propriété, qu'il était mal vu de la police et des gendarmes, et que, pour prix de tout son déploiement de courage et d'habileté, le voleur était quelquefois envoyé aux galères, sinon à la potence; qu'au contraire le négoce jouissait de la plus grande impunité, qu'il était honoré du public et protégé par les lois, que les négociants étaient décorés, qu'ils allaient à la cour, et qu'on en faisait même des présidents du conseil. Par conséquent, le plus rusé des dieux se décida pour l'état le plus lucratif et le moins dangereux, le commerce, et, pour être négociant par excellence, il se fit négociant hollandais. Nous le voyons donc, dans cette qualité, s'adonner à l'expédition des âmes pour l'empire de Pluton, et il était particulièrement apte à cette partie, lui, l'ancien Hermès Psychopompos.

L'île Blanche est aussi appelée quelquefois *Bréa* ou *Britinia*. Son nom ferait-il allusion à la blanche Albion, aux roches calcaires de la côte anglaise? Ce serait vraiment une idée spleenique que de faire de l'Angleterre le pays des morts, l'empire de Pluton, l'enfer. Il est bien possible, en effet, que la Grande-Bretagne se présente sous cet aspect à plus d'un étranger.

Dans mon étude sur la légende de Faust, j'ai parlé tout au long de l'empire de Pluton et des croyances populaires qui s'y rattachent : j'y ai montré comment le royaume des ombres est devenu un enfer complétement organisé, et comment on a tout à fait assimilé à Satan le vieux monarque des ténèbres ; mais ce n'est que le style officiel de l'Église qui gratifie les anciennes divinités de noms si effrayants. Malgré cet anathème, la position de Pluton resta la même dans le fond. Pluton, le dieu du monde souterrain, et son frère Neptune, le dieu des mers, n'ont pas émigré comme leurs parents, les autres dieux : même après la victoire du Christ, ils restèrent tous les deux dans leur domaine, dans leur élément. Sur terre, on avait beau débiter les fables les plus absurdes sur son compte : le vieux Pluton était chaudement assis, là-bas, auprès de sa belle Proserpine. Neptune est le dieu qui eut à supporter le moins d'avanies : ni les sons des cloches, ni les accords de l'orgue ne pouvaient offenser son oreille au fond de son océan, où il résidait en paix auprès d'Amphitrite, sa bonne femme, et entouré de blanches néréides et de joufflus tritons. De temps à autre seulement, lorsque quelque jeune marin passait la ligne pour la première fois, le dieu sortait du sein des flots, le trident à la main, la tête couronnée de roseaux et sa longue barbe descendant en flots argentés jusqu'à son nombril. Alors il donnait au néophyte le terrible baptême de l'eau de mer ; en même temps il prononçait un long discours rempli de plaisanteries de marin, et dont il crachait plutôt qu'il ne prononçait les paroles, saucées du jus âcre et jaune de la *chique*, à la grande joie de ses auditeurs goudronnés. Un de mes amis, qui m'a raconté comment on célèbre à bord des navires ce mystère océanique, m'a assuré que les matelots, qui riaient avec la plus grande hilarité à l'aspect de cette burlesque figure de carnaval représentant Neptune, n'avaient au fond du cœur pas le moindre doute sur l'existence de ce dieu, dont ils invoquaient même parfois l'assistance dans les grands dangers.

Neptune resta donc le souverain de l'empire des mers, de même que Pluton, malgré sa métamorphose diabolique, conserva le trône du Tartare. Ils furent tous deux plus heureux que leur frère Jupiter, qui dut souffrir tout particulièrement des vicissitudes du sort. Ce troisième fils de Saturne, qui, après la chute de son père, s'était arrogé la souveraineté des cieux, trôna pendant une longue suite de siècles au sommet de l'Olympe, entouré d'une cour riante de hauts et de très-hauts dieux et demi-dieux, ainsi que de hautes et de très-hautes déesses et de nymphes, leurs célestes dames d'atour et filles d'honneur, qui tous menaient joyeuse vie, repus d'ambroisie et de nectar, méprisant les manants attachés ici-bas à la glèbe, et n'ayant aucun souci du lendemain. Hélas! quand fut proclamé le règne de la croix, de la souffrance, le grand Chronide émigra et disparut au milieu du tumulte des peuples barbares qui envahirent le monde romain. On perdit les traces de l'ex-dieu, et c'est en vain que j'ai interrogé les vieilles chroniques et les vieilles femmes : personne n'a pu me fournir des renseignements sur sa destinée. J'ai fouillé dans beaucoup de bibliothèques, où je me fis montrer les *codex* les plus magnifiques, enrichis d'or et de pierreries, véritables odalisques dans le harem de la science, et selon l'usage je fais ici mes remerciements publics aux eunuques érudits qui, sans trop grogner et parfois même avec affabilité, m'ont rendu accessibles ces lumineux trésors confiés à leur garde. Je me suis persuadé que le moyen âge ne nous a point légué de traditions sur le sort de Jupiter depuis la chute du paganisme. Tout ce que j'ai pu déterrer ayant quelque rapport à ce sujet, c'est l'histoire que me raconta jadis mon ami Niels Andersen.

Je viens de nommer Niels Andersen, et cette bonne figure, si drôle et si aimable à la fois, surgit toute riante dans ma mémoire. Je veux lui consacrer ici quelques lignes. J'aime d'ailleurs à indiquer mes sources et à montrer leurs bonnes ou mauvaises qualités, afin que le lecteur soit en état de juger par lui-même jusqu'à quel point ces sources méritent sa confiance.

Niels Andersen, né à Drontheim en Norvége, était un des plus habiles et des plus intrépides baleiniers que j'aie connus. C'est à lui que je dois mes connaissances concernant la pêche de la baleine. Il me mit dans la confidence de toutes les ruses du métier, il me fit connaitre tous les stratagèmes, toutes les feintes que l'intelligent animal emploie pour déjouer ces ruses et pour échapper au chasseur. C'est Niels Andersen qui m'enseigna le maniement du harpon; il me montra comment avec le genou de la jambe droite il faut s'appuyer au bord de la barque au moment où on lance le harpon, et comment de la jambe gauche on lance un bon coup de pied à l'imbécile matelot qui ne fait pas filer assez prestement la corde attachée au harpon. Je lui dois tout, et si je ne suis point devenu un célèbre baleinier, la faute n'en est ni à Niels Andersen ni à moi, mais à ma mauvaise étoile, qui ne m'a pas permis de rencontrer, dans les courses de ma vie, une baleine quelconque avec laquelle j'eusse pu dignement soutenir une lutte. Je n'ai rencontré que des *stockfischs* vulgaires et de misérables harengs. A quoi sert le meilleur harpon quand on a affaire à un hareng? Aujourd'hui que mes jambes sont paralysées, je dois renoncer pour tout jamais à la chasse de la baleine. Lorsqu'à Ritzebuttel, près de Cuxhaven, je fis la connaissance de Niels Andersen, il n'était guère plus ingambe lui-même, car, sur la côte du Sénégal, un jeune requin qui avait sans doute pris sa jambe droite pour un bâton de sucre d'orge la lui avait coupée d'un coup de dents: depuis lors, le pauvre Niels Andersen marchait clopin clopant sur une jambe artificielle fabriquée d'un sapin de son pays, et qu'il vantait comme un chef-d'œuvre de la charpenterie norvégienne. Son plus grand plaisir à cette époque, c'était de se percher au haut d'un gros tonneau vide, sur le ventre duquel il tambourinait avec sa jambe de bois. Je l'aidais souvent à grimper sur la tonne; mais parfois, quand il voulait en descendre, je ne lui accordais mon assistance qu'à la condition de me raconter une de ses curieuses traditions de la mer du Nord.

De même que Mahomet-Ebn-Mansour commence toutes ses poésies par un éloge du cheval, de même Niels Andersen faisait précéder tous ses récits d'une énumération louangeuse des qualités de la baleine. Il commença également par un tel panégyrique la légende que nous rapportons ici.

— La baleine, disait-il, n'était pas seulement le plus grand, mais aussi le plus magnifique des animaux; les deux jets d'eau jaillissant de ses narines placées au sommet de sa tête lui donnaient l'air d'une fontaine et produisaient un effet magique, surtout la nuit, au clair de lune. En outre cette bête était sympathique, elle avait un bon caractère et beaucoup de goût pour la vie conjugale. — C'est un spectacle touchant, ajoutait-il, de voir une famille de baleines groupée autour de son vénérable chef et couchée sur un énorme glaçon pour se chauffer au soleil. Quelquefois la jeune progéniture se met à jouer et à folâtrer, et à la fin toutes se jettent à la mer pour jouer à cache-cache au milieu des immenses blocs de glace. La pureté de mœurs et la chasteté des baleines doivent être attribuées moins à des principes de morale qu'à l'eau glacée où elles frétillent continuellement. On ne peut pas malheureusement nier non plus, continua Niels Andersen, qu'elles n'ont aucun sentiment pieux, qu'elles sont totalement dépourvues de religion...

— Je crois que ceci est une erreur, m'écriai-je en interrompant mon ami. J'ai lu dernièrement le rapport d'un missionnaire hollandais dans lequel il décrit la magnificence de la création, qui, selon lui, se manifeste même dans les régions polaires à l'heure où le soleil vient de se lever, et quand les rayons du jour, éclairant les gigantesques rochers de glace, les font ressembler à ces châteaux de diamants que nous trouvons dans les contes de fées. Toute cette beauté de la création est, au dire du bon *domine*, une preuve de la puissance de Dieu qui agit sur tout être animé, de sorte que non-seulement l'homme, mais aussi une grosse brute de poisson, ravie par ce spectacle, adore le Créateur et lui adresse ses prières. Le *domine* assure qu'il a vu de ses propres yeux une baleine qui se tenait debout contre la paroi d'un bloc de glace, et balançait la partie supérieure de son corps à la façon des hommes qui prient.

Niels Andersen convenait qu'il avait vu lui-même des baleines qui, se dressant contre un rocher de glace, se livraient à des mouvements assez semblables à ceux que nous remarquons dans les oratoires des différentes sectes religieuses; mais il soutenait que la dévotion n'y était pour rien. Il expliqua la chose par des raisons physiologiques : il me fit remarquer que la baleine, ce Chimborazo des animaux, avait sous sa peau des gisements de graisse d'une profondeur si prodigieuse, qu'une seule baleine fournissait souvent cent à cent cinquante barils de suif et d'huile. Ces couches de graisse ont une telle épaisseur, que pendant que le colosse dort, étendu tout de son long sur un glaçon, des centaines de rats d'eau peuvent venir s'y nicher. Ces convives, infiniment plus gros et plus voraces que les rats du continent, mènent joyeuse vie sous la peau de la baleine, où jour et nuit ils se gorgent de la graisse la plus exquise, sans même avoir besoin de quitter leur nid. Ces ripailles de vermine finissent par importuner leur hôte involontaire, et elles lui causent même des douleurs excessives. N'ayant pas de mains comme l'homme, qui, Dieu merci, peut se gratter quand il se sent des démangeaisons, la baleine cherche à soulager ses souffrances en se plaçant contre les angles saillants et tranchants d'un rocher de glace, et en s'y frottant le dos avec une vraie ferveur et avec force mouvements ascendants et descendants, comme nous en voyons faire aux chiens, qui s'écorchent la peau contre un bois de lit quand les puces les rongent par trop. Or dans ces balancements, le bon *domine* avait cru voir l'acte édifiant de la prière, et il attribuait à la dévotion les soubresauts qu'occasionnaient les orgies des rats. Quelque énorme que soit la quantité d'huile que contient la baleine, elle n'a pas le moindre sentiment religieux. Ce n'est que parmi les animaux de stature médiocre qu'on trouve de la religion ; les tout grands, ces créatures gigantesques comme la baleine, ne sont pas doués de cette qualité. Quelle en est la raison? Est-ce qu'ils ne trouvent pas d'église assez spacieuse pour qu'ils puissent entrer dans son giron? Les baleines n'ont pas non plus de goût pour les prophètes, et celle qui avait avalé Jonas n'a pas pu digérer ce grand prédicateur; prise de nausées, elle le vomit après trois jours. A coup sûr, cela prouve l'absence de tout sentiment religieux dans ces monstres. Ce ne sera donc pas la baleine qui choisira un glaçon pour prie-Dieu, et fera en se balançant des simagrées de dévotion. Elle adore aussi peu le vrai Dieu qui réside là-haut dans le ciel que le faux dieu païen qui demeure près du pôle arctique, dans l'île des Lapins, où la chère bête va quelquefois lui rendre visite.

— Qu'est-ce que l'*île des Lapins ?* demandai-je à Niels Andersen. Celui-ci, en tambourinant sur la tonne avec sa jambe de bois, me répondit : « C'est précisément dans cette île que se passe l'histoire que je dois vous raconter. Je ne puis vous indiquer exactement sa position géographique. Depuis qu'elle a été découverte, personne n'a pu y retourner; les énormes montagnes de glace qui sont entassées autour de l'île en défendent les abords. Seulement l'équipage d'un baleinier russe, que la tempête avait jeté dans ces parages septentrionaux, a pu la visiter, et plus de cent ans se sont écoulés depuis. Lorsque ces marins y abordèrent avec leur barque, ils trouvèrent le pays désert et inculte. De chétives tiges de genêts se balançaient tristement sur les sables mouvants; çà et là étaient disséminés quelques arbustes nains et des sapins rabougris rampant sur un sol stérile. Des lapins couraient de tous côtés en grand nombre; c'est pourquoi les voyageurs donnèrent à cet îlot le nom d'*île des Lapins*. Une cabane, la seule qui s'y trouvât, annonçait la présence d'un être humain. Quand les marins furent entrés dans cette hutte, ils virent un vieillard arrivé à la plus haute décrépitude et misérablement affublé de peaux de lapin; il était assis sur un siége de pierre, et chauffait ses mains amaigries, ses genoux tremblotants devant le foyer où flambaient quelques broussailles. A sa droite se tenait un oiseau d'une grandeur démesurée, et qui avait l'air d'un aigle, mais que la mue du temps avait si cruellement dépouillé, qu'il n'avait conservé que les grandes plumes raides de ses ailes, ce qui donnait à cet animal nu un aspect risible et horriblement laid en même temps. A gauche du vieillard était couchée par terre une vieille chèvre au poil ras, mais d'un air bonasse, et qui, malgré son grand âge, avait conservé des pis tout gonflés de lait, avec des tétines fraiches et roses.

Parmi les marins qui avaient abordé à l'île des Lapins, il y avait quelques Grecs; l'un de ceux-ci, croyant que le maître de la cabane ne comprenait pas son idiome, dit à ses camarades en langue grecque : « Ce vieux drôle doit être un revenant ou un méchant démon. » A ces paroles, le vieillard tressaillit, se leva brusquement de son siége, et les marins virent, à leur grand étonnement, une haute et imposante figure qui, avec une dignité impérieuse et même majestueuse, se tenait droite malgré le poids des années, de sorte que la tête atteignait aux poutres du plafond. Ses traits, quoique ravagés et délabrés, conservaient des traces d'une ancienne beauté ; ils étaient nobles et d'une régularité parfaite. De rares mèches de cheveux argentés retombaient sur un front ridé par l'orgueil et par l'âge ; ses yeux, quoique fixes et ternes, lançaient des regards acérés, et sa bouche fortement arquée prononça en langue grecque, mêlée de beaucoup d'archaïsmes, ces mots sonores et harmonieux : — « Vous vous trompez, jeune homme, je ne suis ni un fantôme ni un malin esprit ; je suis un infortuné qui a vu de meilleurs jours. Mais vous, qui êtes-vous ? »

A cette demande, les marins mirent leur hôte au fait du sinistre qui les avait écartés de leur route, et ils le prièrent de leur donner des renseignements sur tout ce qui concernait l'île ; mais le vieillard ne put guère satisfaire à leurs désirs. Il leur dit que de temps immémorial il habitait cette île, dont les remparts de glace lui offraient un asile sûr contre ses implacables ennemis, qui avaient usurpé ses droits légitimes ; qu'il vivait principalement du produit de la chasse aux lapins dont l'île regorgeait ; que tous les ans, à l'époque où les glaces flottantes formaient une masse compacte, arrivaient chez lui en traîneaux des troupes de sauvages auxquels il vendait ses peaux de lapin, et qui lui donnaient en échange toutes sortes d'objets de première nécessité. Les baleines, disait-il, qui de temps en temps se dirigeaient vers son île, étaient sa société de prédilection. Cependant il ajouta qu'il prenait beaucoup de plaisir en ce moment à parler sa langue natale, étant Grec de naissance. Il pria ses compatriotes de lui donner quelques nouvelles sur l'état actuel de la Grèce. Il apprit avec une joie maligne mal dissimulée que l'on avait brisé la croix qui surmontait les tours des villes helléniques; il éprouva moins de satisfaction quand on lui dit que ce symbole chrétien avait été remplacé par le croissant. Ce qu'il y avait de singulier, c'est qu'aucun des marins ne connaissait les noms des villes dont il s'informait auprès d'eux, et qui, à ce qu'il disait, avaient été florissantes de son temps. Par contre, les noms sous lesquels les matelots désignaient les villes et les bourgades de la Grèce d'aujourd'hui lui étaient complétement étrangers; aussi le vieillard secouait-il souvent la tête d'un air d'accablement, et les marins se regardaient avec surprise; ils voyaient bien que le vieux connaissait parfaitement les localités du pays, même dans leurs détails les plus minimes, car il décrivait d'une manière nette et exacte les golfes, les langues de terre, les caps, souvent même les plus petites collines et quelques groupes isolés de rochers: son ignorance à l'égard des noms topographiques les plus communs ne les en laissait que plus ébahis.

Le vieillard s'enquit avec le plus vif intérêt et même avec une certaine anxiété d'un ancien temple qui, disait-il, avait été jadis le plus beau de toute la Grèce. Aucun de ses auditeurs n'en connaissait le nom, qu'il prononçait avec une tendre émotion; enfin, lorsqu'il eut minutieusement décrit l'endroit où se devait trouver ce monument, un jeune matelot reconnut tout à coup le lieu en question. — Le village où je suis né, s'écria-t-il, est situé précisément à cet endroit ; pendant mon enfance, j'y ai gardé longtemps les cochons de mon père. Sur cet emplacement se trouvent en effet des débris de constructions fort anciennes, qui témoignent d'une magnificence inouie ; çà et là, on voit encore quelques colonnes qui sont restées debout ; elles sont isolées ou liées entre elles par des fragments de toiture, d'où pendent des banderoles de chèvrefeuille et de lianes rouges. D'autres colonnes, dont quelques-unes en marbre rose, gisent fracturées dans l'herbe. Le lierre a envahi leurs superbes chapiteaux, formés de fleurs et de feuillages délicatement ciselés. Deux grandes dalles de marbre, des fragments de mur carrés et des débris de toiture à forme triangulaire y sont répandus, à moitié enfoncés dans le sol. J'ai passé, continua le jeune homme, souvent bien des heures à examiner les combats et les jeux, les danses et les processions, les belles et bouffonnes figures qui y sont sculptées ; malheureusement ces sculptures sont fortement endommagées par le temps et recouvertes de mousse et de plantes grimpantes. Mon père, à qui je demandai un jour ce que signifiaient ces ruines, me répondit que c'étaient les restes d'un ancien temple où avait résidé jadis un dieu païen, qui non-seulement s'était livré aux débauches les plus crapuleuses, mais qui de plus s'était souillé par l'inceste et des vices infâmes ; que dans leur aveuglement les idolâtres n'en avaient pas moins immolé des bœufs, souvent par centaines, au pied de son autel. Mon père m'assurait qu'on y voyait encore la cuve de marbre où l'on avait recueilli le sang des victimes, et que c'était précisément l'auge où je faisais boire souvent à mes cochons l'eau de pluie qui s'y était amassée, et où je conservais aussi les épluchures que mes animaux dévoraient avec tant d'appétit.

Quand le jeune marin eut parlé ainsi, le vieillard poussa un profond soupir qui trahissait la plus poignante douleur ; il s'affaissa et retomba sur son siége de pierre, et, se cachant le visage dans ses deux mains, il se mit à pleurer comme un enfant. L'oiseau à son côté poussa des cris terribles, déploya ses ailes énormes, et menaça les étrangers de ses serres et de son bec. La vieille chèvre fit entendre des gémissements et lécha les mains de son maître, dont elle semblait vouloir apaiser les chagrins par ses humbles caresses. A cet aspect, un singulier serrement de cœur s'empara des marins ; ils quittèrent la cabane en toute hâte, et ne se sentirent à l'aise que lorsqu'ils n'entendirent plus les sanglots du vieillard, les croassements du vilain oiseau et les bêlements de la vieille chèvre. Quand ils furent de retour à bord de leur vaisseau, ils y racontèrent leur aventure. Parmi l'équipage se trouvait un savant qui déclara que c'était là un événement de la plus haute importance. Posant d'un air sagace l'index de sa main droite à l'une de ses narines, il assura les marins que le vieillard de l'île des Lapins était, sans aucun doute, l'ancien dieu Jupiter, fils de

Saturne et de Rhéa, autrefois souverain maître des dieux; que l'oiseau qu'ils avaient vu à ses côtés était évidemment le fameux aigle qui avait porté la foudre dans ses serres, et que, selon toute apparence, la chèvre était la vieille nourrice Amalthée qui avait autrefois allaité le dieu dans l'île de Crète, et qui maintenant continuait à le nourrir de son lait dans l'île des Lapins.

Tel fut le récit de Niels Andersen, et j'en eus le cœur navré. Je ne m'en cache pas; déjà ses révélations au sujet des secrètes souffrances de la baleine m'avaient attristé de la manière la plus profonde. Pauvre animal! contre cette canaille de rats, qui vient se nicher dans ton corps et te ronge incessamment, il n'y a point de remède, et tu les traînes avec toi jusqu'à la fin de tes jours; tu as beau t'élancer du nord au sud et te frotter contre les glaçons des deux pôles: tu ne peux te débarrasser de ces vilains rats! Mais quelque peiné que je fusse de l'avanie des pauvres baleines, mon âme fut bien autrement émue par le sort tragique de ce vieillard qui, selon l'hypothèse mythologique du savant russe, était le ci-devant roi des dieux, Jupiter le *Chronide*. Oui, lui aussi, fut soumis à la fatalité du destin, à laquelle les immortels même ne purent échapper, et le spectacle de pareilles calamités nous effraie, en nous remplissant de pitié et d'amertume. Soyez donc Jupiter, soyez le souverain maître du monde, qui en fronçant son sourcil faisait trembler l'univers, soyez chanté par Homère et sculpté par Phidias, en or et en ivoire; soyez adoré par cent peuples pendant de longs siècles, soyez l'amant de Sémélé, de Danaë, d'Europe, d'Alcmène, de Léto, de Io, de Léda, de Calisto! — de tout cela il ne restera à la fin qu'un vieillard décrépit, qui, pour gagner sa misérable vie, se voit obligé de se faire marchand de peaux de lapin, comme un pauvre Savoyard. Un pareil spectacle fera sans doute plaisir à la vile multitude, qui insulte le lendemain ce qu'elle a adoré la veille. Peut-être parmi ces bonnes gens se trouvent les descendants de ces malheureux bœufs qui furent jadis immolés en hécatombes sur l'autel de Jupiter : qu'ils se réjouissent de sa chute, qu'ils le bafouent à leur aise pour venger le sang de leurs ancêtres, victimes de l'idolâtrie; quant à moi, mon âme est singulièrement émue, et je suis saisi d'une douloureuse commisération à la vue de cette auguste infortune.

Cet attendrissement m'a peut être empêché d'atteindre, dans mon récit, à cette sérénité sérieuse qui sied si bien à l'historien, et à cette gravité austère qu'on n'acquiert qu'en France. Aussi j'avoue avec modestie toute mon infériorité vis-à-vis des grands maîtres de ce genre, et en recommandant mon œuvre à l'indulgence du bénévole lecteur, pour lequel j'ai toujours professé le plus grand respect, je termine ici la première partie de mon histoire des *Dieux en exil*.

DIXIÈME PARTIE

— AVEUX DE L'AUTEUR —

Un Français spirituel, — ces mots auraient, il y a quelques années, formé un pléonasme ; — un spirituel Français me nomma un jour un romantique défroqué. J'ai un faible pour tout ce qui est esprit, et quelque malicieuse qu'ait été cette dénomination, elle m'a beaucoup amusé. Elle est juste. Malgré mes campagnes exterminatrices contre le romantisme, je restai moi-même toujours un poëte romantique, et je l'étais à un plus haut degré que je ne m'en doutais moi-même. Après avoir porté à l'engouement pour la poésie romantique en Allemagne les coups les plus mortels, un désir rétrospectif s'empara de mon âme et je me pris à soupirer de nouveau après la mystérieuse fleur bleue dans le pays des rêves du romantisme ; je saisis alors la vieille lyre enchantée, et dans un poëme tragi-comique je m'abandonnai à toutes les merveilleuses exagérations, à toute l'ivresse du clair de lune, à toute la magie bouffonne de cette folle muse que j'avais tant aimée autrefois. Je sais que ce fut là le dernier chant du véritable vieux romantisme et que je suis son dernier poëte. L'ancienne école lyrique allemande a pris fin avec moi, tandis que j'inaugurai en même temps la nouvelle école, la poésie lyrique moderne de l'Allemagne. Cette double mission de destructeur initiateur m'est attribuée par les historiens de notre littérature. Il ne me sied pas de parler là-dessus avec développement, mais je puis du moins dire à bon droit que j'ai joué un rôle important dans l'histoire du romantisme allemand, et c'est pour cette raison que mon livre *de l'Allemagne*, où j'ai voulu présenter aussi complétement que possible l'histoire de l'école romantique d'outre-Rhin, ne devrait pas manquer de renseignements sur l'auteur lui-même.

J'ai donné dans ce livre une suite de monographies sur les principaux poëtes romantiques de mon pays, et j'aurais dû y ajouter mon propre portrait. En ne le faisant pas, j'y ai laissé une lacune à laquelle je ne saurais remédier aisément. Me *portraire* moi-même serait un travail non-seulement scabreux, mais impossible. Je serais un fat si j'étalais amplement le bien que je pourrais dire de moi, et je serais un grand sot si j'exposais aux yeux de tout le monde les défauts que je me connais peut-être aussi parfaitement, puis, avec la meilleure volonté d'être sincère, personne ne peut dire la vérité sur son propre compte. Jusqu'à présent nul n'y a réussi, ni saint Augustin, le pieux évêque d'Hippone, ni le Genevois Jean-Jacques Rousseau; surtout ce dernier qui, tout en s'appelant l'homme de la vérité et de la nature, n'était au fond pas moins mensonger et dénaturé que les autres. Il est trop fier pour s'attribuer faussement de bonnes qualités ou de belles actions; il invente plutôt les choses les plus affreuses pour sa propre diffamation. Est-ce qu'il se calomnie peut-être lui-même pour pouvoir, avec une plus grande apparence de véracité, calomnier à leur tour ses amis, par exemple mon pauvre compatriote Grimm? ou fait-il des aveux controuvés pour cacher de véritables fautes? car, comme tout le monde sait, les histoires scandaleuses qui ont cours sur notre compte ne nous sont pénibles que dans le cas où elles reposent sur la vérité, tandis que notre cœur en est moins douloureusement affecté, si elles ne sont que de vaines inventions. Par exemple je suis bien convaincu que Jean-Jacques n'a pas volé ce ruban qui fit perdre à une femme de chambre injustement accusée son honneur et sa place; il n'avait d'ailleurs pas le talent de voler, il était pour cela bien trop timide et trop gauche, trop lourdaud, lui, le futur ours de l'ermitage d'Ermenonville. Il s'est peut-être rendu coupable d'un autre délit, mais certes il ne commit pas de vol. Il n'a pas non plus envoyé ses enfants à l'hospice des enfants trouvés, il n'y a envoyé que les enfants de mademoiselle

Thérèse Levasseur. Déjà il y a trente ans, à Berlin, un des plus grands psychologues allemands appela mon attention sur un passage des *Confessions*, d'où il résultait clairement que Rousseau ne pouvait être le père de ces enfants; ce misanthrope grognard aimait mieux, par vanité, paraître un père barbare que d'être soupçonné d'avoir été incapable de toute paternité. Mais lui qui, dans sa propre personne, calomniait la nature humaine, restait cependant fidèle à cette nature sous le rapport de notre faiblesse héréditaire qui consiste en ce que nous voulons toujours paraître aux yeux du monde autres que nous ne sommes en réalité. Le portrait qu'il a fait de lui-même est un mensonge, exécuté d'une manière admirable, mais un brillant mensonge. En fait de sincérité, Rousseau est bien inférieur à ce roi nègre, souverain absolu des Ashantees, dont j'ai appris dernièrement bien des choses divertissantes par une relation de voyage de M. Bowditch. Dans une des paroles ingénues de ce prince africain se résume d'une manière si plaisante la faiblesse humaine dont je viens de parler, que je suis tenté de citer ce mot naïf selon la relation du major Bowditch. Lorsque cet officier fut envoyé par le gouverneur anglais du cap de Bonne-Espérance, en qualité de ministre résident auprès du roi des Ashantees, le monarque le plus puissant de l'Afrique méridionale, il voulut gagner la faveur des courtisans noirs du roi et des dames d'atour de la reine, dont plusieurs, malgré leur teint d'ébène, étaient d'une beauté extraordinaire. Pour les amuser, le major fit leurs portraits, et le roi, qui admira la ressemblance frappante, demanda à être peint à son tour. Il avait déjà consacré au peintre plusieurs séances pendant lesquelles il s'était souvent levé pour regarder les progrès du tableau, lorsque M. Bowditch crut remarquer dans la figure du roi une certaine inquiétude et l'embarras grimaçant d'un homme qui désire quelque chose, mais qui ne saurait trouver les mots pour faire deviner sa pensée. — Le peintre insistant auprès de sa majesté pour qu'elle daignât lui faire connaître son auguste désir, le pauvre roi nègre mit fin à ses hésitations, et lui demanda s'il n'y avait pas moyen de le peindre en blanc.

C'est cela. Le roi nègre veut être peint en blanc. Mais ne riez pas du pauvre Africain, — tout homme est un roi nègre, et chacun de nous voudrait paraître devant le public sous une autre couleur que celle dont la fatalité l'a barbouillé. Je sais cela, Dieu merci! et je me garderai bien de compléter dans ce livre la collection de portraits d'auteurs romantiques en y ajoutant le mien. Mais j'aurai soin de combler en quelque sorte cette lacune par les pages suivantes, où je ne manquerai pas d'occasions de faire ressortir ma propre personne avec une franchise nonchalante que la prudence n'approuverait guère. C'est que je me suis imposé la tâche d'écrire aujourd'hui la formation de ce livre de l'*Allemagne*, ainsi que les variations philosophiques et religieuses qui sont survenues depuis sa publication dans la pensée de l'auteur.

N'ayez pas peur, je ne me peindrai pas trop en blanc, et je ne noircirai pas trop mes prochains. J'indiquerai toujours sincèrement ma couleur, afin qu'on sache jusqu'à quel point on peut se fier à mon jugement quand je parle de personnes d'une couleur différente.

J'ai donné à mon livre le même titre sous lequel madame de Staël a fait paraître son célèbre ouvrage traitant le même sujet, et je l'ai fait dans une intention polémique. Que j'aie été guidé par une intention pareille, c'est ce que je ne nie aucunement; mais en déclarant d'avance avoir donné un écrit de parti, je rends peut-être un meilleur service à l'ami de la vérité, que si je feignais une certaine impartialité tiède, qui est toujours un mensonge, et qui est plus nuisible à l'auteur attaqué que ne saurait l'être l'inimitié la plus prononcée. Comme madame de Staël est un écrivain de génie, qui a même émis un jour l'opinion que le génie n'avait pas de sexe, je puis aussi à son égard me dispenser de ces ménagements galants dont nous usons ordinairement vis-à-vis des dames auteurs, et qui ne sont au fond qu'un certificat compatissant de leur faiblesse.

Est-elle vraie, l'anecdote banale qu'on raconte à propos de ce mot de madame de Staël que je viens de mentionner et que j'appris déjà dans mon enfance, parmi d'autres bons mots de l'Empire? D'après ce qu'on dit, madame de Staël se serait un jour rendue à l'habitation de Napoléon Bonaparte pour lui faire visite, du temps qu'il fut encore premier consul. Mais quoique l'huissier de service l'eût assurée ne pouvoir introduire personne, d'après un ordre exprès reçu à ce sujet, madame de Staël aurait insisté, d'une manière inébranlable, pour être annoncée immédiatement au glorieux maître de la maison. Ce dernier ayant fait exprimer ses regrets d'être hors d'état de recevoir l'honorable dame, attendu qu'il se trouvait justement dans le bain, madame de Staël lui aurait fait dire cette fameuse réponse : « Ce n'est pas là un obstacle, car le génie n'a pas de sexe. »

Je ne garantis pas la vérité de cette histoire ; ne fût-elle même pas vraie, elle serait du moins bien inventée. Elle peint l'importunité avec laquelle l'ardent auteur de *Corinne* poursuivait l'empereur. Il n'était nulle part à l'abri de son adulation. Madame de Staël s'était mis dans la tête que le plus grand homme de son siècle devait nécessairement former une alliance plus ou moins idéale avec la plus grande femme contemporaine ; mais lorsqu'un jour elle demanda à Napoléon « quelle femme il regardait comme la plus grande de son temps ? » celui-ci répondit : « Celle qui a mis au monde le plus grand nombre d'enfants. » Ce n'était pas une réponse galante ; et il faut reconnaître que l'empereur ne prodiguait pas aux femmes ces prévenances et ces attentions délicates qui plaisent tant aux Françaises. Mais aussi celles-ci ne s'attireront jamais des propos désagréables par un manque de tact ou par une maladresse quelconque, comme l'avait fait la célèbre Genevoise, qui prouva à cette occasion qu'en dépit de sa vivacité physique elle possédait encore une certaine gaucherie ou raideur qui était bien de son pays et de son culte.

Quand la belle dame s'aperçut qu'avec ses importunités elle en était pour ses frais, elle fit ce que font les femmes en pareil cas : elle se jeta corps et âme dans l'opposition, déclama contre l'empereur, contre sa domination brutale et peu galante, et pérora tant et si haut que la police finit par lui envoyer ses passe-ports. Elle se réfugia alors chez nous en Allemagne, où elle se mit à rassembler des matériaux pour ce livre fameux qui devait célébrer le spiritualisme allemand comme l'idéal de toute magnificence, par opposition au matérialisme français, qui se résumait dans le chef de l'Empire. Chez nous, en Allemagne, elle fit d'abord une grande trouvaille : elle rencontra un savant du nom d'Auguste-Guillaume Schlegel. C'était là le génie sans sexe. Celui-ci devint son fidèle cicérone, et il l'accompagna, pendant son voyage, dans toutes les mansardes de la littérature allemande. Elle s'était affublée d'un énorme turban, et cette coiffure devait l'annoncer comme la sultane de la pensée. Elle passa nos savants pour ainsi dire en revue, parodiant ainsi le grand sultan de la matière ; et comme celui-ci abordait les gens avec ces questions brèves et soudaines : « quel âge avez-vous ? êtes-vous marié ? combien d'enfants avez-vous ? combien d'années de service ? etc., » de même madame de Staël demandait brusquement à nos savants : « quel âge avez-vous ? êtes-vous kantien ou fichtéen ? qu'est-ce que vous pensez des monades de

Leibnitz?» et autres choses pareilles, sans même attendre les réponses, tandis que son fidèle mameluk, son Rustan, Auguste Guillaume Schlegel, les notait à la hâte dans ses tablettes. De même que Napoléon avait désigné comme la plus grande des femmes celle qui avait mis au monde le plus d'enfants, de même madame de Staël désignait comme le plus grand des hommes celui qui avait écrit le plus de livres. On ne se fait pas une idée du vacarme que cette illustre touriste excita chez nous en Allemagne : les écrits d'alors et même quelques-uns qui n'ont paru que dans ces derniers temps, comme les mémoires de Caroline Pichler, les lettres de Rahel de Varnhagen, de Schiller, d'Eckermann et de Bettina Arnim, dépeignent d'une façon plaisante l'embarras que nous donna la sultane de la pensée, à une époque où le sultan de la matière nous causait déjà assez de tribulations. Ce bas-bleu était un fléau pire que ceux de la guerre. Elle poursuivait nos savants jusque dans le sanctuaire de leur méditation, et plus d'un qui aurait tenu tête à Napoléon, prit la fuite devant la terrible voyageuse. Il y avait des hommes de lettres, qui lui plurent particulièrement, tant par le tour de leur esprit que par la coupe de leur nez ou la couleur de leurs yeux, et à ceux-ci elle exprimait son haut contentement, tandis que le mameluk Auguste-Guillaume Schlegel inscrivit leurs noms dans la liste des élus qui seraient décorés de quelque citation louangeuse, pour ainsi dire d'une croix d'honneur littéraire dans le livre *de l'Allemagne*. Dans ce livre, qui fait toujours sur moi une impression aussi comique que fâcheuse, je vois la femme passionnée s'agiter avec toute sa fougue impétueuse, je vois cette tempête en jupons tourbillonner à travers notre tranquille Allemagne, en s'écriant partout avec ravissement : ô, quelle douce paix je respire ici ! — Elle s'était échauffée en France, et elle vint chez nous pour se rafraichir. Le chaste souffle de nos poëtes fit tant de bien à son cœur bouillant et embrasé ! Elle regardait nos philosophes comme autant de sortes de glaces, elle humait Kant en sorbet à la vanille, et Fichte en pistache ! — Oh, quelle charmante fraicheur règne dans vos bois ! — s'écriait-elle constamment ; — quelle ravissante odeur de violettes ! comme les serins gazouillent paisiblement dans leurs petits nids allemands ! Vous êtes un bon et vertueux peuple, et vous n'avez pas encore d'idée de la corruption de mœurs qui règne chez nous en France, dans la rue du Bac !

Madame de Staël ne voyait au delà du Rhin que ce qu'elle voulait voir : un nébuleux pays d'esprits, où des hommes sans corps et tout vertu se promènent sur des champs de neige, ne s'entretenant que de morale et de métaphysique ! Elle ne voyait chez nous que cè qu'elle désirait voir, et elle n'entendait que ce qu'elle désirait entendre, pour le raconter à son retour ; — et avec cela elle n'entendait que peu de chose, et jamais le vrai, d'abord parce qu'elle parlait sans cesse elle-même, et ensuite parce que ses questions et ses transitions brusques troublaient et étourdissaient nos modestes savants, quand elle discutait avec eux. — «Qu'est ce que l'esprit?» demanda-t-elle au timide professeur Bouterweck à Goettingue, en posant sa jambe charnue sur les cuisses minces et tremblantes du pauvre professeur. «Ah! écrivit-elle alors: que ce Bouterweck est intéressant! Avec quelle modestie cet homme baisse les yeux! Cela ne m'est jamais arrivé avec mes interlocuteurs à Paris, dans la rue du Bac!» — C'est Schiller qui plus que tout autre eut à souffrir par les conversations dont l'honorait madame de Staël. Lui qui était si nerveux, il ne pouvait supporter la vue agaçante de cette petite tige ou de ce cornet de papier que Corinne roulait continuellement entre ses doigts; quand il parlait avec elle, le pauvre homme en eut quelquefois le vertige; il regardait alors d'un air effaré la belle main de son interlocutrice, dont la vanité féminine se méprit sur le trouble du poëte. Aussi était-elle enchantée de Schiller, dont elle sut apprécier le cœur chaleureux, tandis que la froideur de Goëthe lui déplut. De la même manière, tous les jugements que portait sur nous madame de Staël, avaient leur source dans ses impressions personnelles, quand ils n'étaient pas dictés par un parti pris, par l'esprit d'opposition. Comme je l'ai dit, elle ne voyait en Allemagne que ce qu'il lui convenait de voir dans un but polémique. Partout elle y voit du spiritualisme et encore du spiritualisme, elle vante notre honnêteté, notre probité, notre moralité, notre culture d'esprit et de cœur — elle ne voit pas nos maisons de correction, nos bouges de prostitution, nos casernes, etc. — En lisant son livre, on croirait que chaque Allemand mérite le prix Monthyon — et tout cela dans la seule intention de vexer l'empereur, dont nous étions à cette époque les ennemis.

La haine contre l'empereur est l'âme de ce livre *de l'Allemagne*, et quoique Napoléon n'y soit nulle part nommé expressément, on voit pourtant qu'à chaque ligne qu'elle écrit, madame de Staël jette un regard furtif vers les Tuileries. Je ne doute pas que ce livre n'ait contrarié l'empereur bien plus fortement que n'aurait pu le faire l'attaque la plus directe ; car rien ne nous blesse autant que ces petites piqûres d'épingle de la main d'une femme qui a assez étudié l'anatomie de l'homme pour connaître nos endroits vulnérables.

Oh les femmes ! Nous devons leur pardonner beaucoup, car elles ont beaucoup aimé. Leur haine n'est au fond qu'un amour qui a tourné casaque. Parfois aussi elles cherchent à nous faire du mal, parce qu'elles croient par-là faire du bien à un autre. Quand elles écrivent, elles ont toujours un œil dirigé sur le papier, et l'autre sur un homme quelconque ; et ceci s'applique à toutes les femmes auteurs, à l'exception de la comtesse Hahn-Hahn, qui n'a qu'un seul œil. Nous autres hommes auteurs, nous avons également nos prédilections, nos sympathies préconçues, et nous écrivons pour ou contre une cause, pour ou contre une idée, pour ou contre un parti ; mais les femmes écrivent toujours pour ou contre un seul homme, ou, pour mieux dire, à cause d'un seul homme. Ce qui les caractérise, c'est un certain cancan, qu'elles transportent aussi dans la littérature, et qui m'est plus insupportable que les plus grossières calomnies des écrivains de mon sexe. Nous autres hommes, nous mentons quelquefois, et nos mensonges sont peu délicats. Les femmes, comme toutes les natures passives, savent rarement inventer; mais elles ont le talent de défigurer les faits existants d'une manière si perfide, que ces falsifications raffinées sont plus nuisibles que les inventions grossières des hommes. Je crois que feu mon ami Balzac avait véritablement raison, quand il me dit un jour d'un ton très-affligé : La femme est un être dangereux.

Oui, les femmes sont dangereuses; je dois pourtant ajouter que les jolies femmes ne sont pas aussi dangereuses que celles dont les qualités reposent plutôt dans leur esprit que dans leur physique. Car ces dernières sont moins indolentes, elles vont au-devant de l'amour-propre masculin, et s'attachent un plus grand nombre de courtisans par la glu de la flatterie. Je suis loin de vouloir donner à entendre par là que madame de Staël ait été laide, — nulle femme n'est laide; — mais je suis en droit d'avancer que, si la belle Hélène de Sparte avait eu sa mine, toute la fameuse guerre de Troie n'aurait pas éclaté, la fière cité de Priam ne serait pas devenue la proie des flammes, et Homère n'aurait jamais chanté la colère d'Achille, fils de Pélée et de Thétis aux pieds d'argent.

Madame de Staël, comme je l'ai dit tout à l'heure, s'était déclarée contre l'empereur, et elle lui faisait la guerre. Mais elle ne se bornait pas à écrire des livres contre lui, elle cherchait encore à le combattre autrement que par les armes littéraires : elle fut pendant quelque temps l'âme de toutes ces intrigues oligarchiques et jésuitiques, qui précédèrent la collision des rois et roitelets d'Europe contre Napoléon. Comme une vraie sorcière elle était accroupie près de la fatale chaudière, dans laquelle tous les empoisonneurs diplomatiques, surtout ses amis Talleyrand, Metternich, Pozzo di Borgo, Castlereagh, etc., cuisaient les maléfices qui devaient faire périr l'empereur. La malheureuse femme, aveuglée par une haine personnelle, mettait sa plus grande activité à remuer dans cette fatale chaudière, où ne bouillonnait pas seulement la ruine de l'empereur, mais aussi celle du monde entier, le malheur de tout le genre humain. Quand l'empereur succomba, madame de Staël entra triomphante dans Paris, avec son livre *de l'Allemagne*, et accompagnée de quelques cent mille Allemands, qu'elle amenait pour ainsi dire comme une vivante illustration de son livre. Cette illustration vivante, mangeante, buvante, jurante et fumante, avec toutes ses odeurs exotiques, devait naturellement rehausser beaucoup l'authenticité de l'ouvrage, car le public français pouvait à présent se convaincre par ses propres yeux de la fidélité parfaite avec laquelle l'auteur nous avait dépeints, nous autres Allemands, nous et nos vertus germaniques. Quel précieux frontispice ne fut pas ce vieux Blücher, ce pilier des tripots, qui avait toujours les cartes à la main et la pipe à la bouche, et dont la verve ordurière se plaisait à parodier les paroles sublimes des harangues napoléoniennes! Dans un de ses ordres du jour, cet animal se fit fort, pour le cas où l'empereur tomberait vivant entre ses mains, de lui faire donner le fouet ou des coups de bâton. — *Aushauen lassen* est le mot dont il se servit, et pour l'honneur de mon pays, je dois présumer que notre père Blücher était ivre lorsqu'il publia cet infâme ordre du jour.

Au nombre des figures curieuses qui formèrent l'illustration du livre *de l'Allemagne*, se trouvait également, comme il va sans dire, le savantissime Auguste Guillaume de Schlegel, ce chevalier pédant, qui se posait lui aussi en pourfendeur de géants, et qui voulait infliger la férule à Molière et à Racine. Madame de Staël le prônait comme un prototype de force héroïque et de naïveté allemande. Il y avait encore son ami Zacharie Werner, ce modèle de propreté slavo-prussienne, que poursuivirent en riant les beautés décolletées du Palais-Royal. Paris se réjouissait alors aussi de l'arrivée de Joseph Goerres, de Maurice Arndt et de l'ignoble Jahn, les plus fameux gallophobes d'alors, espèce de bouledogues toute particulière, à laquelle le défunt Boerne avait donné le nom de mangeurs de Français, dans son livre intitulé *Menzel der Franzosenfresser*. M. Menzel, pauvre chien oublié depuis, était le plus vorace de ces mangeurs de Français, et à l'époque de ses dénonciations contre la jeune Allemagne, il croquait tous les jours au moins une demi-douzaine de Français et finissait ce repas en mangeant un juif pour se faire la bonne bouche. Il y a longtemps qu'il n'aboie plus; édenté et pelé, il se traine maintenant dans le coin obscur de quelque boutique de libraire à Stuttgard. Parmi les Allemands qui arrivèrent alors à Paris, se trouvait aussi Frédéric Schlegel, avec sa bien-aimée Dorothée, fille du célèbre Moïse Mendelsohn, cette Hélène de la laideur, que le gros Pâris tudesque venait d'enlever au pauvre docteur Veit; ce mari trompé se montrait plus indulgent que le roi Ménélas, dont Homère ne nous rapporte pas qu'il ait payé une pension viagère à son épouse échappée. Je ne dois pas passer sous silence une autre illustration de ce genre, un ami et disciple de Frédéric Schlegel, qui vint à Paris à la même époque, et qui y est resté jusque aujourd'hui. C'était un baron allemand qui avait la prétention de représenter la science de mon pays. Il était originaire d'Altona, et il appartenait à une des familles israélites les plus considérées de cette ville située à quelques pas de Hambourg sur l'Elbe. Sa généalogie, qui remontait jusqu'à Abraham, aïeul de David, roi de Juda et d'Israël, lui donnait bien le droit de se dire gentilhomme; comme il avait renié la synagogue et plus tard déserté la foi protestante pour embrasser le catholicisme, il avait aussi le droit de se nommer gentilhomme catholique. Dans cette qualité, pour soutenir les intérêts féodaux et cléricaux, il fonda à Paris un journal nommé *le Catholique*. Son érudition était très-équivoque; mais il était très-ennuyeux, ce qui éblouit toujours les Français. Non-seulement dans son journal, mais aussi dans les salons de quelques douairières dévotes du noble faubourg, le savant gentilhomme parlait sans cesse de *Bouddha*, et d'un ton sacerdotal et quelque peu synagogical, il prouvait aux Français qu'il y avait eu deux *Bouddha*, ce que ceux-ci croyaient volontiers; il démontrait que le dogme de la Trinité était déjà dans la *trimurtis* indienne; il citait le *Ramayana*, le *Mahabaratha*, les *Eddas* scandinaves et bien des fossiles antédiluviens non encore découverts; et comme il revenait continuellement à *Bouddha* et encore à *Bouddha*, ces frivoles Français finirent par l'appeler le baron *Bouddha*. C'est sous ce nom que je le retrouvai en 1831 à Paris, et quand je lui entendais débiter avec gravité et componction sa kyrielle savante, il me rappelait un amusant personnage du *Vicar of Wakefield* de Goldsmidt, cet excellent chevalier d'industrie M. Jenkinson, qui cite sans cesse *Manètho*, *Sanchuniathon* et *Bérose*; le sanscrit n'était pas encore inventé alors.

Un baron allemand d'une espèce plus idéale que ce baron Bouddha, fut mon pauvre ami Frédéric de La Motte-Fouqué, qui appartenait également à la collection de madame de Staël, et qui entra alors à Paris sur sa maigre rossinante; c'était un don Quichotte de pied en cap; chaque fois qu'on lisait ses ouvrages, on admirait — Cervantes.

Mais parmi les paladins français de madame de Staël se trouvait maint don Quichotte gaulois qui ne le cédait en rien, pour la folie, à nos chevaliers germaniques; comme, par exemple, son illustre ami, le vicomte de Chateaubriand, ce fou lugubre qui, à l'époque de la victoire du romantisme littéraire et politique, revenait de son pieux pèlerinage à Jérusalem. Il rapporta à Paris une immense cruche d'eau du Jourdain, et puisque ses compatriotes en France étaient redevenus païens dans le cours de la révolution, il les baptisa de nouveau avec l'eau lustrale de la terre sainte. Arrosés ainsi, les Français redevinrent de vrais chrétiens; ils renoncèrent à Satan et à ses pompes, et ils reçurent dans l'empire du ciel des compensations pour les conquêtes qu'ils perdirent sur terre, par exemple les provinces rhénanes, et à cette occasion je devins Prussien.

Je ne sais si l'on a raison de soutenir que madame de Staël, pendant les Cent-Jours, a fait l'offre à l'empereur de lui prêter le concours de sa plume, à la condition qu'il lui paierait deux millions pour lesquels la France serait restée débitrice envers son père. L'empereur qui connaissait bien les Français, et qui pour cette raison était toujours plus économe de leur argent que de leur sang, n'entra pas dans ce marché, et la fille des Alpes ne démentit pas le dicton : Point d'argent, point de

Suisses. D'ailleurs l'assistance de ce grand talent aurait alors été peu utile à l'empereur, car bientôt après arriva la bataille de Waterloo.

J'ai mentionné tout à l'heure à quelle triste occasion je suis devenu Prussien. Je naquis dans la dernière année du siècle passé, à Dusseldorf, capitale du duché de Berg qui appartenait alors aux princes-électeurs du Palatinat. Lorsque le Palatinat échut à la maison de Bavière, et que le prince bavarois Maximilien-Joseph fut élevé par l'empereur Napoléon à la dignité de roi de Bavière, les États de ce dernier furent agrandis par une partie du Tyrol et d'autres pays adjacents. En échange, le roi de Bavière renonça au duché de Berg, en faveur de Joachim Murat, beau-frère de l'empereur, et Napoléon nomma celui-ci grand-duc de Berg, en ajoutant au duché plusieurs provinces limitrophes. Dans ces temps-là l'avancement était très-rapide, et bientôt après l'empereur nomma son beau-frère Murat roi de Naples; celui-ci céda alors la souveraineté du grand-duché de Berg au prince Napoléon-Louis, neveu de l'empereur et fils aîné du roi de Hollande et de la belle reine Hortense. Ce prince n'ayant jamais abdiqué, et sa principauté, qui fut occupée par les Prussiens, étant échue de droit, après sa mort, au fils cadet du roi de Hollande, le prince Louis-Napoléon Bonaparte, ce dernier, qui est à présent aussi empereur des Français, se trouve être mon légitime souverain.

A un autre endroit je raconterai d'une manière plus circonstanciée que je ne pourrais le faire ici, comment, après la révolution de Juillet, je rompis mon ban et allai m'établir à Paris, où je vis depuis, tranquille et content, en Prussien libéré. Ce que j'ai fait et souffert pendant la Restauration, je le dirai aussi dans une publication qui paraîtra à une époque où les intentions désintéressées de pareilles communications ne pourront plus faire l'objet d'un doute ou d'une mauvaise interprétation. J'avais beaucoup fait et beaucoup souffert, et lorsque le soleil de juillet se leva sur la France, j'étais devenu à la longue très-fatigué, et j'avais grand besoin de quelque délassement. L'air natal aussi devint de jour en jour plus malsain pour moi, et je dus songer sérieusement à un changement de climat. J'avais des visions; je regardais les nuages qui m'effrayaient en me faisant dans leur cours aérien toutes sortes de grimaces. Il me semblait parfois que le soleil était une cocarde prussienne; la nuit je rêvais d'un affreux vautour noir qui déchirait ma poitrine et dévorait mon foie; j'étais très-triste. Ma mélancolie s'accrut encore par mes entretiens avec une nouvelle connaissance que je fis alors; c'était un vieux conseiller de justice de Berlin qui avait vécu longtemps, en qualité de prisonnier d'État, dans la forteresse de Spandau, et qui me racontait combien c'était désagréable de porter des fers en hiver. Je trouvai en effet très-peu charitable qu'on ne chauffât pas un peu les fers de ces pauvres gens. Quand on chauffe nos chaînes elles ne causent pas un frisson si désagréable; aussi ai-je vu dans d'autres pays que même les natures les plus frileuses supportaient au mieux les fers quand on avait eu soin préalablement de les chauffer un peu. Il ne serait même pas mal de les parfumer encore avec de l'essence de rose ou de laurier. Je demandai à mon conseiller de justice s'il avait souvent eu à manger des huitres à Spandau? Il me dit que non, attendu que Spandau était trop éloigné de la mer. Le ci-devant pensionnaire de Spandau se plaignait même de ce qu'il n'y avait pas toujours de la viande; seulement, disait-il, une mouche tombait quelquefois dans notre soupe, et on nous disait que c'était de la volaille. En même temps je fis la connaissance d'un Français, commis voyageur en vins, qui ne sut pas assez me répéter combien on s'amusait maintenant à Paris; il me racontait qu'on y vivait comme au pays de Cocagne, qu'on y chantait du matin au soir *la Marseillaise* et « En avant, marchons! » et « Lafayette aux cheveux blancs! » et que sur tous les coins de rue on voyait écrit en grandes lettres: Liberté, égalité, fraternité! Il exaltait aussi le champagne de sa maison, dont il me donna un grand nombre de cartes d'adresse, et il me pourvut aussi de lettres de recommandation pour les meilleurs restaurants de Paris, en cas que je voulusse visiter la capitale de l'univers pour me procurer une distraction. Comme j'avais réellement besoin de m'égayer un peu, et que Spandau est trop éloigné de la mer pour y manger des huitres, qu'en outre les chaines prussiennes sont très-froides en hiver, et que je ne voulais pas goûter de la volaille de S. M. le roi de Prusse, je me décidai à faire un voyage à Paris, dans la patrie du champagne et de *la Marseillaise*, afin d'y boire ce premier et d'entendre chanter cette dernière avec : « En avant, marchons ! » et « Lafayette aux cheveux blancs ! »

Le 1er mai 1831 je passai le Rhin. Je ne vis pas le vieux dieu, le père *Rhénus*, et je me bornai à lui jeter ma carte de visite dans le fleuve. D'après ce qu'on me dit, il était assis au fond de l'eau, occupé à étudier de nouveau la grammaire française de Meidinger ; pendant la domination prussienne il n'avait guère fait de progrès en français, et il voulait un peu rafraîchir ses connaissances en cette langue pour ne pas être pris au dépourvu en certains cas. Je crus l'entendre conjuguer dans les flots : j'aime, tu aimes, il aime, nous aimons.— Mais qu'est-ce qu'il aime ? A coup sûr, pas les Prussiens. Je n'aperçus que de loin la cathédrale de Strasbourg ; elle hochait la tête, comme le vieux et fidèle chevalier Eckart, quand il voit un jeune freluquet se rendre dans la montagne de Vénus.

A Saint-Denis je m'éveillai d'un doux somme matinal, et j'entendis pour la première fois le cri des conducteurs de coucou : Paris ! Paris ! accompagné du son des clochettes d'un marchand de coco. Dans cette bourgade l'on respire déjà l'air de la capitale qu'on voit poindre à l'horizon. Lorsque je descendis de voiture, un vieillard sec et râpé s'empara de moi, et voulut m'engager à visiter les tombeaux des rois ; mais je n'étais pas venu en France pour voir des rois morts, et je me bornai à me faire raconter par mon vieux drôle de cicerone la légende du glorieux saint Denis que le méchant roi des païens avait fait décapiter, ce qui ne l'empêcha pas de courir, avec sa tête dans sa main, de Paris à Saint-Denis, pour s'y faire enterrer et donner son nom à cet endroit. « Si l'on réfléchit à la distance, dit mon narrateur, il faut s'étonner du miracle que quelqu'un ait pu aller si loin à pied sans tête ; — mais, ajouta-t-il avec un singulier sourire, dans des cas pareils il n'y a que le premier pas qui coûte. » Ce vieux bon mot valait bien les deux francs que je lui donnai pour l'amour de Voltaire dont je rencontrai déjà ici le ricanement. En vingt minutes je fus à Paris, et j'y entrai par la porte monumentale du boulevard Saint-Denis, arc de triomphe érigé primitivement en l'honneur de Louis XIV, mais qui dut servir ce jour-là à glorifier la joyeuse entrée d'un poëte allemand dans Paris. Je fus vraiment surpris de la foule de gens parés qui se pressaient dans les rues, tous habillés avec tant de goût qu'ils ressemblaient aux figures d'un journal de modes. Ce qui m'imposait encore plus, c'est que tout le monde parlait français, cette langue qui est chez nous la marque distinctive des gens de qualité ; ici le peuple entier est donc d'aussi bonne compagnie que chez nous la noblesse. L'urbanité et la bienveillance se lisaient sur tous les visages. Que ces hommes étaient polis, que ces jolies femmes étaient souriantes ! Si quelqu'un me bousculait par inadvertance sans me demander pardon aussitôt, je pouvais parier que c'était un de mes compatriotes; et si quelque belle montrait une mine rechignée et aigrelette, j'étais sûr qu'elle avait bu du vinaigre ou qu'elle savait lire Klopstock en original. Je trouvais tout on ne peut plus amusant. Le ciel était si bleu, l'air si doux, si généreux! et avec cela brillaient encore par ci par là les feux du soleil du juillet. Les joues de la magnifique et voluptueuse Lutèce étaient encore rouges des baisers de flamme de ce soleil, et sur la poitrine de marbre de la belle cité le bouquet de fiancée n'était pas encore tout à fait flétri. Il est vrai que çà et là, sur les coins de rue, la devise nuptiale : Liberté, égalité, fraternité était déjà effacée. Les jours de noces passent si vite!

Je me hâtai de visiter les restaurants auxquels j'étais recommandé: ces messieurs m'assurèrent que même sans lettres de recommandation ils m'auraient fait bon accueil, et qu'on me recevrait bien partout, à cause de ma mine honnête et distinguée. Jamais gargotier allemand ne m'avait dit pareille chose, tout en pensant peut-être de même; un tel rustre s'imagine devoir se taire sur les choses agréables, et en revanche il se croit obligé de nous dire en face tout ce qui est déplaisant, afin de montrer sa franchise allemande. Dans les mœurs des Français, autant que dans leur langue, abonde cette flatterie délicieuse qui leur coûte si peu et qu'on savoure pourtant avec tant de plaisir. Dieu nous a donné la langue pour que nous puissions dire des choses charmantes à nos amis et de dures vérités à nos ennemis. J'avais d'abord assez de difficulté pour m'exprimer en langue française ; mais après une demi-heure d'entretien avec une petite bouquetière au passage des Panoramas, mon français, qui s'était un peu rouillé depuis la bataille de Waterloo, redevint coulant, je retrouvai peu à peu les conjugaisons des verbes les plus galants, et j'expliquai assez intelligiblement à la petite bouquetière le système de Linné qui fait classer les fleurs selon leurs étamines ; la petite suivait une autre méthode, et comme elle me le disait, elle rangeait les fleurs en deux classes, celles qui sentent bon et celles qui puent. Je crois qu'elle observait la même classification chez les hommes, et c'est toujours plus raisonnable que de les ranger selon les étamines, comme Linné. Elle fut étonnée que, malgré ma jeunesse, je fusse si savant, et elle célébra et trompeta ma grande érudition dans tout le passage des Panoramas. Je humais avec délices l'encens de ces compliments aussi odoriférants que les fleurs de la petite flatteuse ; je me sentais de plus en plus ravi de Paris et des Parisiens.

Je me promenais au milieu des enchantements les plus surprenants, et maint pigeon rôti vint voler dans ma bouche béante. Que de choses divertissantes ne vis-je pas ici dès mon arrivée ! je vis toutes les sommités du plaisir public et toutes les caricatures notables de la capitale. Les Français sérieux et graves étaient les plus amusants. Je vis Arnal, Bouffé, Déjazet, Debureau, mademoiselle Georges, la marmite colossale au palais des Invalides, l'exposition des morts à la Morgue et l'Académie Française. Celle-ci, c'est-à-dire l'Académie, est une crèche pour de vieux littérateurs retombés en enfance, établissement vraiment philanthropique, et dont l'idée se trouve aussi chez les Hindous qui fondent des hôpitaux pour des singes âgés et décrépits; la toiture de l'édifice qui abrite les vénérables têtes des membres de l'établissement, — je parle de l'Académie Française et non pas d'un hospice indien, — est une vaste coupole qui ressemble à une énorme perruque de marbre. Je ne pus regarder cette pauvre vieille perruque sans penser aux épigrammes de tant d'hommes d'esprit qui se sont fait des gorges chaudes aux dépens de cette Académie qui n'a pour cela discontinué de vivre. On dit à tort que le ridicule tue en France. Il va sans dire que je visitai aussi la nécropole du Luxembourg où se trouvait une collection complète de toutes les momies du parjure, si bien embaumées qu'on voyait encore sur leurs figures les faux serments qu'elles ont prêtés à toutes les dynasties des Pharaons de France. Au Jardin des Plantes, je vis le palais des véritables singes, le bouc aux trois pattes et la girafe qui m'amusèrent tout particulièrement. Je m'abstins de voir le grand Opéra, parce que j'étais venu à Paris pour m'amuser. Je visitai la Bibliothèque royale, et j'y pus voir le conservateur des médailles qui venaient d'être volées; j'y remarquai encore, relégué dans un corridor désert, le zodiaque de Dendérah qui avait fait autrefois tant de bruit. Le même jour je vis aussi madame Récamier, la beauté la plus célèbre du temps des Mérovingiens, ainsi que M. Ballanche, que cette ultra-vestale traînait partout à sa suite comme pièce justificative de sa vertu : le bon et excellent Ballanche que tout le monde loue et que personne ne lit, était venu au monde avec un visage où manquait la joue droite, et plus tard il perdit la joue gauche par une amputation. A mon grand regret je ne vis pas M. de Chateaubriand, qui m'aurait certainement amusé. Je ne vis pas non plus M. Villemain; sa femme de ménage me dit qu'il n'était pas visible, parce que c'était un jeudi, le jour où il se lave. En descendant l'escalier, je vis en bas un écriteau avec l'inscription : « Parlez au concierge, » et je m'empressai d'adresser quelques paroles obligeantes à ce brave homme; je lui fis mon compliment sur la propreté de son illustre locataire qui se lave tous les jeudis. « Voyez-vous, lui dis-je, la propreté est une chose très-rare chez les savants, et, par exemple, le célèbre Casaubonus ne se lavait qu'une fois par an, le mardi gras, peut-être pour se déguiser. » Le Pipelet me fit une profonde révérence, et d'une voix soupirante il me répondit : « Vous êtes très-honnête, monsieur, je dois vous détromper. L'illustre individu que je m'honore de compter parmi mes locataires ne fait pas une trop grande consommation d'eau de Seine, il n'enrichit pas les Auvergnats, et, sous le rapport de la propreté, il est un peu Casaubonus. » A ces mots il se mit à rire, et moi je m'en allai en riant également sans savoir pourquoi. Pour me donner des allures françaises je me dandinais et je fredonnais l'air : « Où allez-vous, monsieur l'abbé ? vous allez vous casser le nez, » lorsque sur mon chemin je vis surgir un grand édifice que l'on me dit être le Panthéon. Il y avait là également une inscription, mais en marbre, et au lieu d'un « Parlez au portier, » on y lisait : « Aux grands hommes la patrie reconnaissante. » En entrant je ne vis qu'un énorme édifice plein de vide, une espèce de ballon en pierre, dans le milieu duquel se promenait tout seul un long et sec Anglais, ayant son *Guide de Paris* dans la bouche et les pouces de ses mains accrochés aux échancrures de son gilet. Je m'approchai de lui très-poliment et lui dis : « *A very fine exhibition !* » j'ajoutai même « *very fine indeed !* » car j'espérais qu'en me répondant il laisserait son *Guide* tomber de sa bouche, comme dans la fable le corbeau laissa tomber de son bec le fromage. Mais le *Guide* dont je voulais m'emparer pour y chercher quelques renseignements ne tomba pas ; le corbeau anglais tint ses dents serrées, et, sans faire la moindre attention à moi, il sortit. J'en fis de même, le suivant de près jusqu'au portique. Là, devant le péristyle, je remarquai la figure joufflue d'une grosse commère, d'une femme aux grandes mamelles, comme on représentait alors la déesse de la liberté. C'était probablement la portière du Panthéon. Il me sembla que la vue du fils d'Albion l'avait mise en très-bonne humeur. En me faisant un signe d'intelligence, avec ses petits yeux qui petillaient dans sa grosse face comme des vers luisants, elle se gaussa du pauvre Anglais, et j'entendis pour la première fois ce gros rire gaulois qu'on ne connait pas chez nous, et qui est très-bonasse et très-moqueur à la fois, comme le vin généreux de France ou un chapitre de Rabelais. Rien n'est plus contagieux qu'une pareille hilarité, et moi-même je me mis à rire de bon cœur, comme je n'avais jamais ri dans mon pays. Pour entamer une conversation avec cette gaillarde et amusante personne, il me vint l'idée de lui demander où étaient les grands hommes dont parlait l'inscription de cet hôtel de la reconnaissance nationale. A cette question la bonne rieuse éclata d'un rire encore plus étourdissant, les larmes lui vinrent aux yeux, elle dut se tenir le ventre pour ne pas étouffer, et prenant haleine à chaque mot, elle répondit : « Ah ! vous venez ici dans un mauvais moment. A l'heure qu'il est les grands hommes sont très-rares chez nous : ils n'ont pas donné à la dernière récolte ; mais nous espérons que la prochaine sera bien meilleure ; nos grands hommes en herbe poussent d'une manière prodigieuse et promettent beaucoup. Si vous voulez voir ces grands hommes futurs, qui sont encore infiniment petits dans ce moment, vous n'avez qu'à vous rendre a un établissement situé tout près d'ici, sur le boulevard Mont-Parnasse, et qu'on nomme la Grande-Chaumière. Là est la pépinière dansante de ces petits grands hommes, de ces marmousets de la gloire qui seront un jour l'orgueil de la France et la joie du genre humain ; vous tombez bien, car c'est aujourd'hui un jeudi... » La folle rieuse n'en pouvait plus, et lorsque je pris congé d'elle pour m'acheminer vers l'endroit indiqué, j'entendis encore longtemps l'écho de sa gaieté.

En quelques minutes j'arrivai à ce Panthéon provisoire des futurs grands hommes de France, qu'on appelle la Grande-Chaumière. C'est un nom auquel la pensée républicaine attache probablement une signification occulte, car le chaume est l'emblème de la vie frugale et laborieuse, et il devient le symbole de ces prolétaires qui démoliront les superbes palais de l'orgueil et du vice aristocratiques, pour élever à leur place le foyer des bonnes mœurs et de la vertu, la *Grande-Chaumière du peuple*. J'entrai dans le sanctuaire de l'établissement qui porte le nom symbolique, et je ne regrette guère les dix sous payés à l'entrée. J'y vis en effet les grands hommes futurs de la France, ces petits grands hommes dont le front reflétait déjà l'aurore de leur gloire, je vis ces héros de l'avenir dont la vie et les hauts faits plus ou moins mirobolants seront décrits par un Plutarque qui est encore à naître, ou qui suce dans ce moment à la mamelle de sa mère, s'il n'est par hasard nourri au biberon. Tous ces personnages appartenaient à la cause républicaine, et portaient le costume d'une forte conviction, c'est-à-dire un énorme feutre et un gilet à la Robespierre avec des revers d'une largeur démesurée et aussi blanc que la conscience de l'Incorruptible ! Chacun y était avec sa chacune, et les jeunes Jacobins dansaient avec leurs jeunes Jacobines. Il y avait des Catons en droit et des Brutus en médecine ; il y avait des Sempronia exerçant la couture et des Portia giletières ou culottières, enfin la fine fleur du quartier des écoles. Ces grisettes citoyennes étaient très-jolies et aussi vertueuses que permet de l'être le climat du pâys latin ; toutes sans exception étaient des républicaines enragées : on dit qu'elles changent souvent leurs amants, mais jamais leurs opinions. J'étais bien tombé, car ce jour-là le père La Hire, le directeur de l'établissement, pour ainsi dire le garde champêtre de cette grande Chaumière, était b........ colère, comme on disait au temps du père Duchêne. Cet individu d'une force athlétique, et rageur par nature, m'amusa beaucoup par la brutalité naïve avec laquelle il surveillait la décence de son public. Une pauvre petite, dont le fichu s'était un peu dérangé dans la ferveur d'une contredanse, se sauva toute tremblante, à son seul regard menaçant. Il chassa honteusement une autre petite citoyenne, qu'il trouvait également trop décolletée. Ce monstre ignorait qu'à Sparte les jeunes filles dansaient nues avec les jeunes gars lacédémoniens, sans que jamais la chasteté ait couru grand risque dans la ville de Lycurgue. C'est que la pudeur d'une femme est un rempart pour sa vertu, plus sûr que toutes les robes du monde, quelque peu échancrées qu'elles soient au-dessus de la gorge. Le père La Hire est la terreur en personne pour les danseurs qui outre-passent les bornes d'un cancan honnête. Il empoigna deux néo-Robespierre par leurs collets, et tenant avec ses longues mains chacun d'eux suspendu au-dessus du sol, comme jadis Hercule fit avec Antée, il les porta ainsi jusqu'au delà de la porte; il jeta après eux un petit Saint-Just, qui avait marronné à la vue de cet acte de tyrannie. Celui-ci se releva, décrotta sa redingote, redressa sa haute cravate, et protesta contre cette violation des droits de l'homme, en nommant le père La Hire un Polignac. L'orchestre jouait dans ce moment la Marseillaise.

Je dus à cet incident la connaissance d'une jeune personne qui se trouvait à côté de moi, et que je protégeais contre la foule curieuse. Elle était très-mignonne, sa bouche était en cœur, ses yeux noirs étaient presque trop grands, et il y avait quelque chose de mutin dans la coupe de son nez retroussé, dont les narines finement ciselées se gonflaient de plaisir à chaque fanfare de la musique. On l'appelait mademoiselle Joséphine, ou Joséphine et même Fifine tout court. Lorsqu'elle apprit que j'étais Allemand, elle fut très-contente, et me pria de lui faire cadeau d'une peau d'ours, car depuis des années, disait-elle, elle désirait posséder une peau d'ours pour en faire une descente de lit; que c'était son rêve! Elle me croyait plus septentrional que je ne l'étais, et probablement ces dames s'imaginent que dans mon pays on n'a qu'à étendre la main pour saisir un ours au collet et faire bonne prise de sa peau. Elle était si insouciante, son sourire était si caressant, son petit parler était si doux, son gazouillement résonnait si délicieusement dans mon cœur, que j'aurais très-volontiers, quelque bon patriote que je sois, sacrifié les peaux de tous les ours d'Allemagne pour plaire à cette enchanteresse française. Je notai tout de suite sa demande sur mon carnet, et en prenant son adresse je lui promis qu'elle me verrait bientôt arriver chez elle avec ma peau d'ours allemande. En attendant je la priai de me faire l'honneur d'accepter de moi un fruit plus méridional, c'est-à-dire une orange. Elle accepta sans cérémonie, en disant qu'après les pieds de cochon à la sainte Ménéhould, ce qu'elle aimait le plus, c'étaient les oranges. «Mais pour ceux-là, les pieds de cochon, ajouta-t-elle, je les adore, je les idolâtre, et pour ce plat je ferais des bassesses.» Pendant que mademoiselle Joséphine mangeait et savourait son orange, ou pour employer sa propre locution, pendant qu'elle s'identifiait avec elle, je tâchai de l'entretenir d'une manière aussi agréable qu'instructive. A propos des peaux d'ours je lui parlai zoologie, j'abordai même la question la plus scabreuse de l'anatomie comparée, la question de la queue, à savoir si l'homme primitif a été doué d'une queue comme les singes, et si la race humaine a plus tard perdu cet ornement antédiluvien par quelque maladie plus ou moins honorable? mademoiselle Joséphine fut émerveillée de ma grande érudition, et à plusieurs reprises elle me dit: «Monsieur, vous irez loin!» Je ne doute pas qu'elle ne m'ait donné un bon coup d'épaule, en faisant la propagande de mes talents dans tout le faubourg Saint-Jacques et les rues adjacentes. C'est par les femmes que les réputations se font à Paris.

Quelque grande que soit ma gratitude envers elle, je suis pourtant forcé d'avouer avec franchise que dans mon entretien avec mademoiselle Joséphine je m'aperçus que la pauvre fille était très-ignorante, et qu'elle ne connaissait même pas les notions ethnographiques les plus élémentaires. Elle ignorait, par exemple, que la ville de Hambourg est une république comme autrefois Athènes, et qu'elle est située près d'Altona, où se trouve le tombeau de Klopstock. Elle ne savait guère non plus quelle différence il y a entre les Prussiens et les Russes, entre la schlague et le knout. Elle s'imaginait que l'astronomie était une invention de M. Arago, et quand je lui appris que la terre, le globe que nous habitons, tourne continuellement autour du soleil, elle s'écria : « Quelle horreur ! la seule idée d'un tel tournoiement me donne le vertige ! » Son corps grêle et délicat frémit comme un tremble, et elle reprit : « Qui vous a donc dit que la terre tourne autour du soleil? » Quand je répondis que c'était un Polonais nommé Kopernic, elle haussa les épaules et s'écria : « Un Polonais? alors je n'en crois pas un mot. Il faut toujours se méfier de ce que disent les Polonais; ils n'ont pas inventé la vérité. Vous autres Allemands, avec votre profond savoir, vous êtes trop crédules. Est-ce que chez vous les femmes aussi croient à ces billevesées d'un tournoiement de la terre qui font en même temps tourner le cœur? alors elles sont probablement moins nerveuses que nous, Françaises, et elles peuvent aussi, pour cette raison, supporter des études plus fortes; on m'a dit que les Allemandes sont mille fois plus instruites que nous, et qu'elles savent par cœur toutes les momies d'Égypte. En vérité, nous autres jeunes personnes en France sommes mal éduquées, nous n'apprenons rien du tout, et moi qui vous parle, voyez-vous, je n'ai reçu aucune instruction : tout ce que je sais de l'histoire naturelle je l'ai appris de moi-même. »

En flatteur galant je taxai d'exagération ces aveux d'ignorance nationale, et j'allai même jusqu'à rabaisser un peu outre mesure l'instruction des demoiselles allemandes. Je soutins qu'elle n'était pas aussi parfaite qu'on se le figure à l'étranger, qu'elle était même très-défectueuse, et que, par exemple, j'avais vu dans ma patrie des jeunes filles soi-disant bien élevées qui ne savaient pas chanter les chansons grivoises de Béranger! « C'est impossible! » s'écria mademoiselle Joséphine.

Je me souviens aujourd'hui, à propos de cette excellente personne, des paroles de Méphistophélès qui, en faisant boire à Faust de la coupe enchantée, lui dit : « Avec ce breuvage dans le ventre, tu prendras chaque cotillon pour une Hélène. » La nouveauté du genre est le philtre qui opère le même charme sur tout Allemand nouveau débarqué à Paris. Il raffole du minois de la première grisette venue, comme il est ravi de la cuisine du plus mauvais gargotier du Palais-Royal où l'on dîne à 2 francs par tête. Mais ce sont pour lui de nouveaux mets avec des sauces étrangères. Plus tard on a des nausées en se rappelant d'avoir avalé cette ratatouille équivoque et ultra-épicée ; car nous avons dîné depuis dans des restaurants de bonne compagnie, avec des dames de bonne compagnie, et nous y avons appris à apprécier ces plats à la fois piquants et simples qui sont cuits à point, arrangés avec art, parfois un peu faisandés, mais toujours d'un goût exquis.

Le soir du même jour que j'avais visité la Grande-Chaumière, où je vis les grands hommes de France encore dans l'état embryonique, un de mes compatriotes qui était déjà répandu dans le monde, m'introduisit dans un local qui avait quelque analogie avec celui dont je viens de parler. Le sexe féminin y était en majorité. C'est là que je fis la connaissance d'un grand homme qui alors était arrivé à l'apogée de sa grandeur. Depuis, sa célébrité a baissé, mais en France rien n'est stable, et les grands hommes s'éclipsent bien vite ; ils arrivent pour disparaître. Le grand homme dont je parle était le fameux Chicard, corroyeur-chorégraphe, d'une carrure fortement sculptée, et dont la face rubiconde contrastait à merveille avec sa cravate d'une blancheur éblouissante ; dans sa grave componction il ressemblait à un adjoint de mairie qui s'apprête à couronner une rosière. J'admirai beaucoup sa danse, et lorsque j'eus l'honneur de lui présenter mes hommages, je lui fis remarquer que sa manière de danser ressemblait au plus haut degré à l'antique danse appelée le *Sélénos*, danse qu'on exécutait aux fêtes Dionysiades de la Grèce, et qui avait reçu son nom de Sélène, le digne nourricier de Bacchus. M. Chicard me fit de grands compliments sur mon érudition, et me présenta à quelques dames de sa connaissance qui, à leur tour, ne manquèrent pas de me dire des choses agréables et de prôner en tous lieux mon profond savoir, de sorte que ma réputation se répandit bientôt dans tout Paris, et que des directeurs de journaux vinrent me trouver pour obtenir ma collaboration.

Parmi ceux-ci, se trouvait aussi M. Victor Bohain, et je me souviens avec un véritable plaisir de cette figure joviale et spirituelle, qui, par d'aimables incitations, contribua beaucoup à dérider le front du rêveur allemand. Il venait de fonder *l'Europe littéraire*, et en sa qualité de directeur en chef, il vint me trouver pour m'inviter à écrire pour son journal quelques articles sur l'Allemagne, dans le genre du livre de madame de Staël, comme il disait. Je lui promis de fournir ces articles, mais je lui fis observer expressément que je les écrirais dans un genre tout à fait différent de celui qu'il me désignait. « Cela m'est égal, répondit-il en riant, j'admets « comme Voltaire tous les genres, excepté le genre en- « nuyeux. » Par précaution, afin que le pauvre littérateur allemand ne fût pas exposé à tomber dans le genre ennuyeux, l'ami Bohain m'invitait souvent à dîner et arrosait mon esprit de vin de Champagne. Personne ne savait mieux que lui ordonner un dîner où l'on ne goûtait pas seulement les merveilles de l'art culinaire, mais aussi la conversation la plus délicieuse ; personne ne savait mieux que lui faire les honneurs d'une maison, personne ne savait mieux représenter que Victor Bohain — aussi est-ce indubitablement à juste titre qu'il a compté aux actionnaires de son *Europe littéraire* à peu près 100,000 francs de frais de représentation. Sa femme était très-jolie, et elle possédait une gentille levrette, qu'on appelait Ji-Ji, en l'honneur de son précédent maître, le spirituel critique du *Journal des Débats*. Ce qui contribuait parfois à donner à notre excellent hôte l'air le plus enjoué qu'on puisse s'imaginer, c'était sa jambe de bois ; et quand il versait le champagne à ses convives, il clochait autour de la table, d'une façon si charmante qu'il rappelait Vulcain au banquet de l'Olympe, lorsque le fils boiteux de Junon usurpait les fonctions d'Hébé et produisait cette grande hilarité des Dieux, dont le fou rire était inextinguible, comme le dit Homère. Qu'est-il devenu, l'ingénieux Bohain ? Il y a longtemps que je n'ai pas eu de ses nouvelles. Je le vis pour la dernière fois, il y a dix ans, dans l'hôtel de la Couronne à Granville. Il s'était établi alors à Londres, pour étudier la dette nationale anglaise, dont il admirait les proportions colossales ; peut-être aussi oubliait-il dans cette occupation les ennuis de petites dettes privées. C'est d'Angleterre que pour humer l'air français il était venu passer un jour dans ce petit port de la Basse-Normandie, nommé Granville. Je l'y trouvai attablé à côté d'une bouteille de champagne et d'un bon bourgeois au gros ventre, au front déprimé et à la bouche béante, à qui il expliquait le projet d'une affaire dans laquelle on pouvait compter sur un million de bénéfice, comme le prouvaient les chiffres les plus positifs. Victor Bohain avait toujours un grand talent pour les spéculations, non pas métaphysiques mais industrielles, et quand il imaginait une affaire, il y avait toujours à gagner un million, jamais moins d'un million. Ses amis l'appelaient pour cette raison *Messer Millione*, comme fut nommé autrefois Marco Paulo à Venise, lorsque après son retour de l'Orient il racontait, sous les arcades de Saint-Marc, à ses compatriotes ébahis, combien de cent millions et encore de cent millions d'habitants il avait rencontrés dans les pays lointains où il avait voyagé, en Chine, dans la Mongolie, dans l'Inde, etc., etc. La géographie la plus moderne a réhabilité la mémoire de l'illustre Vénitien qu'on avait regardé pendant longtemps comme un charlatan; et nous pouvons soutenir également au sujet de notre *Messer Millione* de Paris, que ses projets industriels étaient toujours conçus et combinés d'une manière ingénieuse, et que ce n'est que par d'incalculables vicissitudes du hasard qu'ils ont parfois mal réussi; plus d'un de ces projets a rapporté des bénéfices considérables, après être tombé entre les mains d'hommes d'affaires d'une capacité moins grandiose, mais qui avaient l'avantage de ne pas savoir aussi bien faire les honneurs d'une entreprise, ni représenter aussi magnifiquement que Victor Bohain. *L'Europe littéraire* aussi était une conception parfaite, le succès en semblait assuré, et je n'en ai jamais pu comprendre la chute. Encore la veille même du jour où commença la stagnation, Victor Bohain donna dans les salles de rédaction de son journal un bal splendide, où il dansa avec ses trois cents actionnaires, aussi courageusement que jadis, à la veille du jour de la bataille des Thermopyles, Léonidas dansa avec ses trois cents Spartiates. Toutes les fois que je vois dans la galerie du Louvre le tableau de David, qui représente cette scène héroïque, je songe à la dernière danse de Victor Bohain; il se tenait sur une jambe, absolument de même que le roi de Lacédémone sur la toile classique de David. — Voyageur! quand tu descends à Paris la Chaussée d'Antin pour prendre les boulevards, et qu'à la fin tu arrives près d'un défilé boueux, appelé la rue Basse-du-Rempart, sache que tu te trouves ici auprès des Thermopyles de *l'Europe littéraire*, où Victor Bohain tomba héroïquement avec ses trois cents actionnaires!

Les articles que j'eus à écrire pour ce journal éphémère, et que j'y fis imprimer, me donnèrent l'idée de parler plus amplement sur l'Allemagne, et j'accueillis avec plaisir la demande que me fit le directeur de la

Revue des Deux Mondes, d'écrire pour sa revue une série d'articles sur le développement intellectuel de mon pays. Ce directeur n'était rien moins qu'un joyeux compagnon comme *Messer Millione*, il péchait plutôt par un excès de sérieux. Depuis, par un labeur consciencieux et honnête, il a réussi à faire de son journal une véritable revue des deux mondes, c'est-à-dire une revue répandue dans tous les pays civilisés, où elle représente le génie et la grandeur de la littérature française. C'est donc dans cette revue que je publiai mes nouvelles élucubrations sur l'histoire intellectuelle et sociale de ma patrie ; mademoiselle Joséphine avait bien raison de prédire que j'irais loin. Le grand retentissement qu'eurent ces travaux me donna le courage de les rassembler, de les compléter, et c'est ainsi, cher lecteur, que se forma le livre *de l'Allemagne* que tu tiens dans tes mains.

J'ai voulu révéler ici non-seulement le but de ce livre, sa tendance et ses intentions polémiques, mais aussi de quelle manière il prit naissance, j'ai voulu donner toute sa genèse, afin que le lecteur pût apprécier le degré de foi et de confiance qu'il peut accorder à mes jugements. Je n'ai pas écrit dans le genre de madame de Staël, et bien que je me sois efforcé d'être aussi peu ennuyeux que possible, j'ai cependant renoncé d'avance à tous ces effets de style et de phrase, qu'on rencontre chez madame de Staël, cet écrivain le plus grand de France pendant l'empire. Oui, l'auteur de *Corinne* surpasse, à mon sens, tous ses contemporains français, et je ne puis assez admirer le brillant feu d'artifice de sa diction; mais ces fusées spirituelles laissent malheureusement derrière elles une obscurité très-nauséabonde. Nous sommes aussi forcé d'avouer que son génie, loin d'être sans sexe, comme il aurait dû l'être selon sa propre définition, est essentiellement féminin. Hélas! son génie est femme, il en possède toutes les infirmités et tous les caprices, et je ne saurais assez répéter que c'était bien mon devoir de contredire le magnifique commérage du génie cotillon de madame de Staël. C'était d'autant plus nécessaire, que les objets traités par elle dans le livre *de l'Allemagne* étaient inconnus aux Français et possédaient pour eux le charme dangereux de la nouveauté, comme par exemple tout ce qui a rapport à la philosophie allemande et à notre école romantique. Je crois avoir donné dans mon livre, sur ces deux sujets, les éclaircissements les plus sincères, et le temps a confirmé ce qui, à l'époque où je l'avançais, paraissait inouï et impossible.

Oui, pour ce qui regarde la philosophie allemande, j'avais divulgué sans retenue le secret de l'école; enveloppé dans des formules scolastiques, il n'était connu qu'aux initiés de première classe. Mes révélations excitèrent en France le plus grand étonnement, et je me rappelle que d'éminents penseurs de ce pays m'ont avoué avec naïveté qu'ils avaient toujours pris la philosophie allemande pour un certain brouillard mystique, dans lequel la divinité était cachée comme dans un sanctuaire de nuages, et que les philosophes allemands leur avaient toujours paru être des visionnaires extasiés, qui ne respiraient que la piété et la crainte de Dieu. Ce n'est pas de ma faute s'il n'en a jamais été ainsi, mais que la philosophie allemande est justement le contraire de ce qu'on avait l'habitude de nommer jusqu'à présent piété et crainte de Dieu. Le plus conséquent de ces enfants terribles de la philosophie, notre moderne Porphyrius qui porte réellement le nom de *Fleuve-de-feu* (Feuerbach), proclama, de concert avec ses amis, le plus radical athéisme comme le dernier mot de notre métaphysique. Avec une frénésie de bacchantes, ces zélateurs impies arrachèrent le voile bleu du ciel allemand, en s'écriant : Voyez, toutes les divinités se sont enfuies, et là-haut ne réside plus qu'une vieille femme aux mains de fer et au cœur désolé : la Nécessité.

Ah! ce qui semblait naguère si étrange, se prêche maintenant sur tous les toits au delà du Rhin, et l'ardeur fanatique de beaucoup de ces prédicants est épouvantable! Nous avons maintenant des moines de l'impiété, des Torquemada de l'athéisme qui feraient brûler M. Arouet de Voltaire, parce qu'au fond du cœur le seigneur de Ferney n'était qu'un déiste endurci. Tant que de semblables doctrines étaient restées le privilége secret d'une aristocratie de gens lettrés ou d'hommes d'esprit, et qu'elles se discutaient en un langage de coterie savante, que n'entendaient pas les domestiques placés derrière nous pour nous servir, pendant que nous blasphémions dans nos petits soupers philosophiques;

tant qu'il en était ainsi, j'appartenais, moi aussi, à ces frivoles esprits forts dont la plupart ressemblaient aux grands seigneurs libéraux qui, avant la révolution, cherchaient à désennuyer leur monotone vie de cour par le charme des nouvelles idées subversives. Mais quand je m'aperçus que le populaire se prenait également à discuter les mêmes thèmes dans ses symposions crapuleux où la chandelle ou le quinquet remplaçait les bougies ou les girandoles; quand je vis l'existence de Dieu niée par de sales savetiers et des garçons tailleurs décousus, quand l'athéisme commença à sentir le suif, l'eau-de-vie de *schnaps* et le tabac, — alors mes yeux se dessillèrent, je compris par les nausées du dégoût ce que je n'avais pu comprendre par la raison, et je fis mes adieux à l'athéisme.

A vrai dire ce n'était pas seulement le degoût qui me fit reculer et me poussa à déserter les opinions irréligieuses. La peur y était pour quelque chose, car j'avais vu l'athéisme former une alliance plus ou moins occulte avec le socialisme le plus avancé, ou, pour laisser de côté toute hypocrisie de dénomination, avec le communisme. Cette peur n'était pas celle d'un richard qui tremble pour ses capitaux, mais bien la terreur secrète de l'artiste et du savant qui voit menacée toute notre civilisation humaniste, ce fruit d'un labeur de trois siècles et le véritable élément de notre vie moderne. Or, cette civilisation sera détruite un jour par les communistes, et quoiqu'en théorie un généreux entraînement puisse me porter à sacrifier les intérêts de l'artiste et du savant aux besoins des masses souffrantes, déshéritées et exploitées, néanmoins, dans le domaine des faits, j'ai horreur de tout ce qui se fait par la multitude, et je n'en peux pas supporter le moindre attouchement. J'aime le peuple, mais je l'aime à distance; j'ai toujours combattu pour l'émancipation du peuple, c'était la grande affaire de ma vie; cependant, dans les plus chaleureux moments de mes luttes, j'évitais le moindre contact avec les masses. Je ne leur ai jamais prodigué des poignées de main. Un démocrate enragé de mon pays me dit un jour qu'il tiendrait sa main sur le feu pour la purifier, s'il avait eu le malheur de toucher celle d'un roi; moi je répondis que si sa majesté le peuple, le souverain en qui réside tout pouvoir légitime, avait serré ma main, je la laverais. Le peuple, ce pauvre roi en haillons, a trouvé des flagorneurs, des courtisans plus effrontés que ne furent jamais ceux de Byzance ou de Versailles. Ils le flattent continuellement en s'extasiant sur ses perfections et ses vertus. Ils s'écrient : « Ah! que le peuple est beau! que le peuple est bon! et qu'il est intelligent, ce beau et bon peuple! » Non, le peuple n'est pas beau, au contraire il est laid; mais sa laideur vient de la saleté, et elle disparaîtra aussitôt qu'on aura institué des étuves publiques où sa majesté le peuple pourra se baigner gratuitement. Le peuple n'est pas bon non plus, il est plutôt très-méchant, mais il mord parce qu'il a faim; il faut lui donner à manger, et alors le vilain grand marmot sera très-gentil et gracieux, et il sourira comme font tous les rois quand ils ont bien dîné. Le peuple n'est pas non plus intelligent, il est aussi stupide qu'il est permis de l'être à un monarque; il est parfois aussi brute que ces Brutus dont il fait ses mandataires quand il s'empare pour un moment du pouvoir absolu; — il se fie seulement aux ambitieux qui parlent le jargon de ses passions, et il déteste l'homme de bien qui s'évertue à l'éclairer sur ses véritables intérêts. Permettez au peuple de choisir entre le juste des justes et le plus fieffé brigand, il s'écriera toujours: « Nous voulons Barrabas! vive Barrabas! » A Paris comme à Jérusalem, toujours le même cri! Pour faire cesser cette ignorance populaire, il faut, après avoir donné à manger au peuple (car la mangeaille est la chose principale), il faut, dis-je, établir des écoles gratuites où le peuple soit instruit, où il reçoive aussi la nourriture de l'esprit, et alors vous verrez comme ces animaux féroces s'humaniseront, comme ils deviendront intelligents, peut-être même aussi spirituels que nous autres le sommes. Vous en verrez surgir plus d'un qui fera des vers comme le perruquier savant Jasmin, ou des livres en prose comme mon compatriote le garçon tailleur Weitling.

Je ne puis penser à ce fameux tailleur Weitling sans me rappeler la singulière impression qu'il fit sur moi lors de notre rencontre dans la boutique du libraire Campé à Hambourg. Le bon Dieu au haut du ciel doit avoir bien ri de la mine que je fis soudain quand cet illustre tailleur vint à ma rencontre et se présenta à moi comme un collègue professant les mêmes doctrines de destruction sociale et d'athéisme. J'aurais bien désiré dans ce moment-là qu'il n'existât pas de Dieu, afin qu'il ne fût pas témoin de la confusion et de la honte que j'éprouvais d'appartenir à un tel compagnonnage! Le bon Dieu qui est la bonté même, comme dit la chanson, me pardonnera volontiers mes anciens torts en me tenant compte de l'humiliation que m'a value mon entrevue avec Weitling. Ce qui blessa surtout mon orgueil, ce fut le peu de déférence que le drôle me témoigna en me parlant. La casquette sur sa tête, il était assis sur un escabeau, se frottant avec la main au-dessus de la cheville de sa jambe droite, qu'il tenait élevée en l'air, de façon que son genou lui touchait au menton. J'attribuais cette singulière position aux habitudes de métier du tailleur, sans pouvoir toutefois m'expliquer pourquoi il se frottait continuellement la jambe. Lorsque je lui en demandai la cause, il me dit d'un ton tout à fait insouciant, comme si c'était la chose la plus simple du monde, que pendant sa résidence dans les différents cachots de la confédération germanique on lui avait souvent mis les fers aux pieds, et que sa jambe se ressentait toujours de la douleur que lui avait causée la pression de quelques anneaux trop étroits. — A cet aveu naïf, je dois avoir fait la même grimace que celle du loup dans la fable, au moment qu'il s'aperçut du poil ras au cou de son camarade le chien, et que celui-ci lui expliqua cette circonstance en disant : « Dans la nuit on m'attache à la chaîne. » Je crois que j'ai reculé de plusieurs pas quand, avec le geste familier d'un bohémien s'adressant à un gueux initié dans les habitudes extra-légales de la confrérie vagabonde, Weitling me révéla cet incident qu'il portait quelquefois des chaînes, non des chaînes métaphoriques comme tout le monde en porte de nos jours, mais de véritables chaînes forgées de fer et rivées au cou ou à la jambe. — Vraiment cela n'est guère comme il faut, et un homme de bonne compagnie ne doit pas s'encanailler avec des individus ferrés de cette espèce. Ce qui me fit reculer, ce ne fut cependant pas la crainte de partager le sort de pareils compagnons, mais bien la contrariété d'avoir à subir leur affreuse société. — Singulières contradictions dans les sentiments du cœur humain ! Moi qui avais un jour, à Munster, baisé avec des lèvres brûlantes les reliques du tailleur Jean de Leyde, ainsi que les chaînes qu'il avait portées, et les tenailles avec lesquelles on l'avait torturé, et qui sont conservées dans une niche devant l'hôtel de ville de Munster, — moi qui avait voué un culte fervent au tailleur mort, je sentis une invincible aversion à l'approche du tailleur vivant, de cet homme qui était pourtant l'apôtre et le martyr de la même cause pour laquelle avait souffert Jean de Leyde, le roi de Sion de glorieuse mémoire. Je ne peux pas expliquer ce phénomène, cet égarement de l'esprit humain, et je me borne à le constater ici, quelque défavorables et dures que puissent être les interprétations qu'un tel aveu pourra rencontrer.

Du reste, ce Weitling était un homme de talent, il n'était pas dépourvu d'idées, et son petit livre intitulé *les Garanties de la Société* fut alors le catéchisme des communistes allemands. Le nombre de ceux-ci s'est accru depuis d'une manière formidable, et leur parti est sans contredit à cette heure le plus fort de tous au delà du Rhin. Les ouvriers allemands forment le noyau d'une armée de prolétaires très-bien endoctrinée sinon disciplinée. Ces ouvriers allemands professent presque tous l'athéisme, et pour dire la vérité ils ne peuvent se dispenser de cette négation complète des idées religieuses du passé sans se trouver en contradiction avec leur principe, et dès lors sans tomber dans l'impuissance. Ces cohortes de la destruction, ces démolisseurs effroyables, qui menacent toute notre vieille société décrépite, sont de beaucoup supérieurs aux chartistes d'Angleterre et aux niveleurs et égalitaires des autres pays. Les chartistes anglais sont seulement poussés par la faim et non pas par une idée, et aussitôt qu'ils se seront rassasiés de *rostbeaf* et de *plumpudding* et désaltérés de bonne *ale*, ils ne seront plus dangereux : affamés, ils sont forts ; repus, ils tomberont à terre comme les sangsues. Les chefs plus ou moins occultes des communistes allemands sont de grands logiciens dont les plus forts sont sortis de l'école de Hegel, et ils sont sans nul doute les têtes les plus capables et les caractères les plus énergiques de l'Allemagne. Ces docteurs en révolution et leurs disciples impitoyablement déterminés sont les seuls hommes en Allemagne qui aient vie, et c'est à eux qu'appartient l'avenir. Tous les autres partis et leurs représentants tudesques sont morts, archimorts et bien enterrés sous la voûte de l'église de Saint-Paul à Francfort. Je n'exprime pas ici des vœux ni des regrets; je relate des faits et je dis la vérité.

On ne doit pas attribuer à un trop grand don prophétique le mérite que j'ai d'avoir annoncé depuis longtemps dans mon livre *de l'Allemagne* les terribles symptômes des événements qui ne se sont accomplis que plus tard. Moi qui avais vu couver les œufs d'où sortirent les nouveaux oiseaux, j'ai pu facilement prédire quelles chansons nouvelles on fredonnerait et sifflerait et gazouillerait plus tard en Allemagne. J'avais vu Hegel assis avec sa triste mine de poule couveuse sur les œufs funestes, et j'avais entendu son gloussement. Pour dire la vérité, j'ai rarement compris ce pauvre Hegel, et ce n'est que par des réflexions arrivées après coup que je parvins à saisir le sens de ses paroles. Je crois même qu'il ne voulait pas être compris du tout, et que c'est pour cela qu'il avait adopté un langage si morose et si entortillé; la même cause nous explique peut-être aussi sa prédilection pour des personnes dont il était sûr qu'elles ne le comprenaient point, et qu'il pouvait donc avec toute sécurité honorer de son intimité. Leur médiocrité était une garantie de discrétion. C'est ainsi que nous ne pouvions comprendre la grande amitié qui existait entre le profond philosophe Hegel et l'idiot Henri Beer, frère défunt de M. Giacomo Meyerbeer, le grand homme que vous savez; ils étaient inséparables, et le spirituel Félix Mendelsohn expliquait ce phénomène par la malicieuse remarque que Hegel ne comprenait pas ce M. Henri Beer. Mais je pense maintenant que la vraie cause de cette intimité était chez Hegel la conviction parfaite de n'être compris par Henri Beer en rien de ce qu'il disait, et de pouvoir donc sans gêne se livrer en sa présence à tous ses épanchements du moment. D'ailleurs la conversation de Hegel n'était jamais autre chose qu'une espèce de monologue. Il semblait toujours se parler à lui-même avec le ton sépulcral de sa voix sans timbre qui allait très-bien à sa pensée. Parfois je fus frappé de la vulgarité baroque de ses images dont beaucoup me sont restées daguerrotypées dans la mémoire. Un soir, dans sa maison, prenant le café après le dîner, je me trouvais à côté de lui dans l'embrasure d'une fenêtre, et moi, jeune homme de vingt ans, je regardais avec extase le ciel étoilé, et j'appelais les astres le séjour des bienheureux. Mais le maître grommela en lui-même : « Les étoiles, hum! hum! les étoiles ne sont qu'une lèpre luisante sur la face du ciel. » — « Au nom de Dieu! m'écriai-je, il n'y a donc pas là haut un local de béatitude pour récompenser la vertu après la mort? » Mais Hegel, me regardant fixement de ses yeux blêmes, me dit d'un ton sec : « Vous réclamez donc à la fin encore un bon pourboire pour avoir soigné madame votre mère pendant sa maladie ou pour n'avoir pas empoisonné monsieur votre frère? » A ces mots il se retourna tout craintif, mais parut aussitôt rassuré en voyant que ses paroles n'avaient été entendues par personne autre que Henri Beer, qui s'était approché de lui pour l'inviter à une partie de whist.

Combien il est difficile de comprendre les écrits de Hegel, combien on s'y trompe facilement en croyant comprendre tout en n'ayant appris qu'à construire des formules dialectiques, c'est ce dont je ne m'aperçus que bien des années plus tard, ici à Paris, quand je me mis à dépouiller les idées hégéliennes de leur idiome abstrait et diffus, et à les traduire dans la langue maternelle du bon sens et de l'intelligibilité universelle, c'est-à-dire en français. Dans la langue française il faut savoir exactement ce qu'on a à dire, et l'idée la plus bégueule est forcée de laisser tomber ses jupes mystiques et de se montrer dans toute sa nudité. C'est que j'avais l'intention d'écrire une exposition de la philosophie de Hegel à la portée de tout le monde, et je voulais la joindre à une nouvelle édition *de l'Allemagne* comme un complément de mon livre. Je me suis occupé de ce travail pendant deux ans, et j'avais réussi, à force de peine et d'efforts, à maîtriser cette matière rebelle et à formuler aussi claires que possible les pensées même les plus embrouillées de cette philosophie. Mais quand mon ouvrage fut enfin terminé, je fus saisi à son aspect d'un frisson singulier, et il me sembla que le manuscrit me regardait d'un œil étranger, moqueur et même méprisant. J'étais tombé dans une singulière perplexité. L'auteur et son œuvre ne concordaient plus ensemble. C'est qu'à cette époque l'aversion pour l'athéisme, dont j'ai parlé tout à l'heure, s'était déjà emparée de mon âme, et comme je fus forcé de m'avouer que cette impiété avait trouvé son initiative et son principal soutien dans la philosophie de Hegel, celle-ci commença à me peser.

C'est ici l'endroit de faire un aveu qui expliquera mes embarras d'alors.

Je n'avais jamais senti un trop grand engouement pour la philosophie de Hegel, et, quant à une conviction de la vérité véritable de cette philosophie, je n'en pouvais pas avoir du tout. Je ne fus jamais un grand métaphysicien, et j'avais accepté sans examen la synthèse de la philosophie hégélienne dont les conséquences chatouillaient ma vanité. J'étais jeune et superbe, et mon orgueil ne fut pas médiocrement flatté par l'idée que j'étais un dieu. Je n'avais jamais voulu croire que Dieu était devenu homme, je taxais de supertition ce dogme sublime, et plus tard j'en crus Hegel sur parole quand je lui entendis dire que l'homme était Dieu. Une telle idée me sourit, je la pris au sérieux, et je soutins mon rôle divin aussi honorablement que possible. Cet absurde orgueil, loin de détériorer mes sentiments, les exalta jusqu'à l'héroïsme, et mes actions devinrent plus brillantes et plus généreuses que celles de ces pauvres hères vertueux qui agissent seulement pour satisfaire aux commandements du devoir et de la morale. J'étais moi-même la loi vivante de la morale, j'étais impeccable, j'étais la pureté incarnée; les Madeleines les plus compromises furent purifiées par les flammes de mes ardeurs, et redevinrent vierges dans mes bras. Ces restaurations de virginités faillirent parfois, il est vrai, épuiser mes saintes forces. J'étais tout amour et tout exempt de haine. Je ne me vengeais plus de mes ennemis; car je n'admettais pas d'ennemis vis-à-vis de ma divine personne, mais seulement des mécréants; et le tort qu'ils me faisaient était un sacrilége, comme les injures qu'ils me disaient étaient autant de blasphèmes. Il fallait bien de temps en temps punir de telles impiétés, mais c'était un châtiment divin qui frappait le pécheur, et non une vengeance par rancune humaine. Je ne reconnaissais pas non plus à mon égard des amis, mais bien des fidèles, des croyants, et je leur faisais beaucoup de bien. Les frais de représentation d'un dieu qui ne saurait être chiche, et qui ne ménage ni sa bourse ni son corps, sont énormes; pour faire ce métier superbe, il faut avant tout être doté de beaucoup d'argent et de beaucoup de santé. Or, un beau matin, — c'était à la fin du mois de février 1848, — ces deux choses me firent défaut, et ma divinité en fut tellement ébranlée qu'elle s'écroula misérablement. Les événements de ces folles journées de Février, où l'on vit la sagesse humaine aux abois et les élus du crétinisme portés en triomphe, furent si inouis, si fabuleux, qu'ils renversèrent les choses et les idées : si j'avais été un homme sensé, mon intelligence aurait succombé, mais fou comme j'étais, le contraire eut lieu, et, chose curieuse ! ce fut précisément à une époque de démence générale que moi je revins à la raison. Comme beaucoup d'autres dieux déconfits par la révolution de Février, je dus abdiquer ma divinité, et je redescendis à l'état de simple mortel. C'était en effet ce que j'avais de mieux à faire. Je rentrai dans le bercail de la foi, et je reconnus volontiers la toute-puissance de l'Être suprême qui règle seul les destinées du monde, et à qui depuis j'ai confié aussi l'administration de mes propres affaires, fort embrouillées alors que je les gérais moi-même. J'ai à présent moins de soucis en me reposant sur la providence de mon intendant céleste, et l'existence d'un Dieu est pour moi un grand bonheur ; je puise dans cette croyance les plus grandes consolations, et elle m'est en même temps aussi commode qu'économique. Je ne m'occupe plus de fastidieuses comptabilités ; en vrai dévot je n'empiète plus sur les attributions du bon Dieu, et je ne donne plus rien aux pauvres gens à qui j'ai autrefois distribué des secours. J'ai pieusement annoncé à ces infortunés que je ne suis plus pour rien dans le gouvernement du monde, et qu'ils doivent dorénavant réclamer l'aide du Seigneur qui réside dans les cieux, et dont le budget est aussi infini que sa miséricorde, tandis que moi, pour suffire jadis à mes penchants divins, j'étais parfois obligé de tirer le diable par la queue, chose bien dure pour un Dieu. Ce n'est pas moi qui ferai désormais la propagande de l'athéisme; outre ma décadence financière, je ne jouis plus non plus d'une santé brillante, je suis même affecté d'une indisposition, à la vérité très-légère au dire de mes médecins, mais qui me retient déjà depuis plus de six ans au lit. Dans une telle position, c'est pour moi un grand soulagement d'avoir quelqu'un dans le ciel, à qui je puisse adresser mes gémissements et mes lamentations pendant la nuit, après que ma femme s'est couchée. Quelle terrible chose que d'être malade et seul, sans personne qu'on puisse importuner de la kyrielle de ses doléances! Qu'ils sont donc sots et cruels ces philosophes athées, ces dialecticiens froids et bien portants, qui s'évertuent à enlever aux hommes souffrants leur consolation divine, le seul calmant qui leur reste. On a dit que l'humanité est malade, que le monde est un grand hôpital. Ce sera encore plus effroyable quand on devra dire que le monde est un grand Hôtel-Dieu sans Dieu.

Les aveux qui précèdent feront comprendre au lecteur bénévole pourquoi je sentis de l'éloignement, et bientôt même une aversion complète pour mon travail sur la philosophie de Hegel. J'avais reconnu que l'impression d'un tel écrit ne pouvait être salutaire ni au public ni à son auteur. — Et un jour que le feu petillait bien gaiement dans mon foyer, je jetai mon manuscrit dans les flammes, comme avait fait jadis mon ami Kitzler en pareille occasion; et quand ces feuilles, fruit de tant de labeur, s'envolèrent en fumée, j'entendis dans la cheminée un sifflement ricaneur comme le rire d'un démon.

Ah! si je pouvais anéantir de la même manière tout ce que j'ai jamais fait imprimer sur la philosophie allemande! mais cela est impossible, et comme je ne puis pas même empêcher la réimpression d'ouvrages déjà écoulés, il ne me reste qu'à confesser publiquement les variations qui se sont opérées depuis dans ma pensée, et à rectifier les erreurs que contient mon exposition des systèmes de philosophie allemande développés dans les trois premières parties de mon livre *de l'Allemagne*. J'avais fait imprimer à part ces trois parties, en version allemande, pour le public de mon pays; comme la dernière édition de cet ouvrage était épuisée il y a un an, et que mon libraire avait le droit d'en publier une nouvelle, j'ai accompagné cette réimpression d'une préface explicative dont je communique ici un passage pour me dispenser de la triste besogne de répéter les mêmes avertissements :

« Pour l'avouer avec sincérité, j'aimerais à pouvoir me dispenser tout à fait de réimprimer ce livre. C'est que, depuis sa publication, mes idées sur bien des choses, et principalement sur les choses divines, ont subi une grande transformation, et plus d'une des opinions que j'émis alors a fait place dans mon esprit à des convictions contraires que je crois meilleures. Mais la flèche n'appartient plus à l'archer, dès qu'elle est partie de la corde de l'arc, et la parole ne nous appartient plus dès qu'elle a quitté nos lèvres et qu'elle a même été multipliée par la presse. En outre, des droits d'éditeur élèveraient contre moi des objections irrécusables si je voulais ne plus réimprimer ce livre et le retirer de la collection complète de mes ouvrages. Il est vrai que je pourrais employer la ressource usitée en pareil cas, d'adoucir mes expressions et de voiler leur effrayante nudité par des phrases, par des feuilles de vigne hypocrites; mais je hais du fond de mon âme toute duplicité de langage, toute parole équivoque, tous les expédients de la lâcheté littéraire. Cependant il reste à l'honnête homme, dans toutes les circonstances, le droit imprescriptible d'avouer franchement ses erreurs, et c'est de ce droit que j'userai ici sans crainte ni jactance. Je confesse donc ouvertement et franchement que tout ce qui a rapport dans ce livre à la grande question divine est aussi faux qu'irréfléchi. Aussi irréfléchi que faux est le jugement que j'avais répété, d'après mes maîtres des différentes écoles philosophiques, que le déisme, détruit en théorie par la logique, ne subsiste plus que piteusement dans le domaine d'une foi agonisante. Non, il n'est pas vrai que la critique de la raison par Kant, qui a anéanti les preuves de l'existence de Dieu, telles que nous les connaissions depuis Anselme de Cantorbury, ait anéanti en même temps l'idée même de l'existence de Dieu. Le déisme vit, il vit de sa vie la plus véritable, la plus éternelle ; il n'a pas expiré, et il n'a pas été le moins du monde frappé à mort par la nouvelle philosophie allemande. Dans les toiles d'araignée de la dialectique berlinoise, une mouche même ne trouverait pas la mort, et d'autant moins un Dieu. J'ai éprouvé en ma propre personne combien cette dialectique de mes amis de Berlin est peu dangereuse ; elle tue toujours, mais les gens n'en restent pas moins en vie. Le portier de l'École de Hegel, le formidable Ruge, prétendit un jour avec l'aplomb le plus sérieux et le plus pesant qu'il m'avait assommé avec son bâton de concierge dans les *Annales de Halle*, et cependant à la même époque je me promenais sur les boulevards de Paris, frais et dispos, et plus immortel que jamais. Le brave et bon Ruge ! plus tard il ne put s'empêcher lui-même de rire à pleins poumons, quand ici à Paris je lui fis l'aveu que je n'avais même jamais vu ces terribles feuilles assommantes qui devaient me tuer. Mes joues pleines et rubicondes, autant que le bon appétit avec lequel je mangeais les huîtres dont il me régalait, le convainquirent combien peu je méritais la qualification de mort. En effet, j'étais à cette époque encore gros et gras, je me trouvais à l'apogée de mon embonpoint, et j'étais aussi présomptueux que le roi Nabuchodonosor avant sa chute.

« Hélas ! quelques années plus tard s'accomplit en moi un changement et corporel et intellectuel. Combien de fois depuis je pense à l'histoire de ce roi babylonien, qui s'imaginait être lui-même le bon Dieu, mais qui fut misérablement précipité de la hauteur de son orgueil, et rampa sur le sol comme une bête des champs, en mangeant de l'herbe (c'était sans doute de la salade). C'est dans le livre magnifique et grandiose du prophète Daniel que se trouve cette légende de Nabuchodonosor que je recommande, comme un sujet de méditation édifiante, non-seulement au bon Ruge, mais aussi à mon ami Marx, qui est encore plus endurci que lui, et de même aux sires Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Stirner, Hengstenberg, etc. Il y a dans les saintes Écritures encore beaucoup de narrations aussi belles que remarquables, qui mériteraient également l'attention de ces dieux bipèdes, que je viens de nommer; il y a, par exemple, tout au début de la Genèse, l'histoire du Paradis avec l'arbre défendu et le serpent, ce docteur subtil, qui déjà six mille ans avant la naissance de Hegel, fit un cours complet sur la doctrine hégélienne. En effet, le métaphysicien tentateur du jardin d'Eden y développa avec beaucoup de finesse que l'absolu consiste dans l'identité d'être et de savoir, que l'homme devient dieu par la science, ou, ce qui est la même chose, que Dieu arrive dans l'homme à la conscience de lui-même. — Cette formule de la philosophie hégélienne n'est pas aussi naïve que les paroles rapportées par la Bible : Quand vous aurez mangé du fruit de l'arbre de la science, vous serez comme Dieu ! Madame

Ève ne comprit de toute cette démonstration qu'une seule chose, que le fruit était défendu, et parce qu'il était défendu elle en mangea, la bonne femme. Mais à peine eut-elle mangé de la pomme prohibée, qu'elle perdit son innocence, son ingénuité naturelle : elle trouva qu'elle était bien trop nue pour une personne de son rang, elle, la future aïeule de tant d'illustres rois et empereurs, et elle demanda une robe. Il est vrai qu'elle se contenta d'une robe de feuilles de figuier, mais alors il n'y avait pas d'étoffes de soie, les fabricants de Lyon n'étaient pas encore créés, et il n'existait pas de marchandes de modes ni des couturières dans le paradis — Ah ! que ce paradis doit avoir été beau ! C'est toujours une chose curieuse à constater qu'aussitôt que la femme arrive à la conscience d'elle-même, que son intelligence se réveille, sa première pensée est une robe.

« Ce passage de la Bible ne me sort pas de l'esprit, et j'aurais bien envie d'écrire les paroles du serpent, en guise d'épigraphe, sur le titre de ce livre, comme un avertissement au public, semblable à celui qu'on voit parfois sur des écriteaux suspendus aux grilles d'un parc seigneurial : « Ici se trouvent des chausse-trapes et des piéges à loup. » —

Les pages que je viens de citer sont suivies d'aveux qui expliquent l'influence que la lecture de la Bible a exercée sur l'évolution ultérieure de ma pensée ; c'est à ce saint livre que je dois la résurrection de mes sentiments religieux, et il devint dès lors pour moi une source de salut aussi bien qu'une merveille digne de ma plus haute admiration. Chose curieuse! après avoir passé tant de folles années de ma vie à courir tous les bastringues de la philosophie, après m'être livré à toutes les cabrioles de l'esprit et avoir dansé et papillonné avec tous les systèmes possibles, sans y trouver ma satisfaction, pas plus que Messaline dans une de ces nuits de débauche, d'où elle sortait « fatiguée mais non assouvie! » — après toutes ces orgies de la raison, je me trouve tout à coup, comme par enchantement, placé côte à côte avec l'oncle Tom, le nègre dévot, et, animé d'une égale ferveur religieuse, je m'agenouille avec ce bon homme noir devant la Bible. — Quelle humiliation! avec toute ma science je ne suis pas arrivé à un meilleur résultat que le pauvre esclave ignorant qui avait à peine appris à épeler les mots des saintes Écritures! L'oncle Tom parait à la vérité voir dans la Bible encore bien d'autres choses que moi, pour qui surtout la dernière partie de ce livre n'est pas encore tout à fait claire. Tom la comprend peut-être mieux, parce qu'il y a plus de coups de fouet, choses peu esthétiques qui ont répugné parfois à mon bon goût, quand je lisais les Évangiles et les Actes des apôtres. Un malheureux noir comme l'oncle Tom lit en même temps avec son dos, et c'est pourquoi il comprend souvent bien mieux que nous. En revanche, je crois pouvoir me flatter d'avoir saisi mieux que lui le caractère de Moïse dans la première partie du saint livre. Cette grande figure de Moïse ne m'a pas peu imposé. Quel personnage gigantesque! Je ne puis me figurer qu'Og, roi de Basan, ait été plus grand. Comme le Sinaï semble petit, quand Moïse se tient sur son sommet! Ce mont Sinaï n'est que le piédestal où posent les pieds du grand homme, tandis que sa tête atteint le ciel où il parle avec Dieu. — Que le bon Dieu me pardonne ce péché, mais souvent il m'a paru lui-même n'être que le reflet rayonnant de Moïse à qui il ressemble à s'y méprendre, autant dans sa colère que dans son amour. Ce serait sans doute un grand péché, ce serait de l'anthropomorphisme païen de vouloir admettre une pareille identité du Dieu avec son prophète; — mais leur ressemblance est vraiment frappante.

Je n'avais auparavant pas beaucoup aimé Moïse, probablement à cause de l'esprit hellénique qui prédominait en moi, et parce que je ne pardonnais pas au législateur des Juifs sa haine contre tout ce qui est image, contre toute représentation plastique, enfin contre l'art. Je ne voyais pas que Moïse, malgré son inimitié iconoclaste contre l'art, était pourtant lui-même un grand artiste et possédait le vrai génie artistique. Seulement le génie artistique de Moïse, comme celui de ses compatriotes les Égyptiens, était dirigé de préférence vers le colossal et l'indestructible. Mais ce génie de Moïse différait du génie égyptien en ce qu'il ne formait pas ses œuvres d'art de tuiles et de granit; non, s'il construisait, lui aussi, des pyramides, c'étaient des pyramides d'hommes, il ciselait des obélisques humains, il prit une pauvre tribu de bergers, la pétrit entre ses mains et en forma un peuple capable de braver également les siècles, un peuple grand et saint et éternel, un peuple de Dieu propre à servir de modèle à tous les autres peuples et à devenir même le prototype de l'humanité entière : il créa Israël ! A bien plus juste titre que le poëte romain, cet artiste, fils d'Amram et de la sage-femme Iochevit, peut se vanter d'avoir élevé un monument fait pour survivre à toutes les créations d'airain !

De même que le maître, son œuvre aussi, le peuple hébreu, n'a jamais été traité par moi avec assez de vénération, et cela sans doute encore à cause de ma nature gréco-païenne, je dirais la partialité de mon esprit athénien qui abhorrait l'ascétisme de la Judée. Ma prédilection pour le monde hellénique a diminué depuis. Je vois à présent que les Grecs n'ont été que de beaux adolescents, tandis que les Juifs ont toujours été hommes, et des hommes puissants et indomptables, non-seulement jadis, dans l'antiquité, mais encore jusqu'à nos jours, malgré dix-huit siècles de persécution et de misère. J'ai appris depuis à mieux les apprécier, et si tout orgueil de naissance n'était pas une contradiction saugrenue dans la bouche du champion des principes démocratiques de la Révolution, l'auteur de ce livre pourrait se glorifier d'avoir eu des ancêtres appartenant à la noble maison d'Israël, d'être un descendant de ces martyrs qui ont donné au monde un Dieu, qui ont promulgué le code éternel de la morale, et qui ont vaillamment combattu sur tous les champs de bataille de la pensée.

L'histoire du moyen âge et même celle des temps modernes ont rarement noté dans leurs annales les noms de ces chevaliers de Dieu, car ceux-ci combattaient d'ordinaire la visière baissée. Pas plus que les hauts faits des Juifs, leur véritable caractère n'est connu du monde. On croit les connaître, parce qu'on a vu leurs barbes, mais jamais on n'en a aperçu davantage, et, comme au moyen âge, ils sont encore aux temps modernes un mystère ambulant. Ce mystère sera dévoilé le jour où il n'y aura plus, selon la prédiction du prophète, qu'un seul berger et un seul troupeau, et où le Juste qui a souffert pour le salut de l'humanité recevra sa palme glorieuse.

On le voit, moi qui avais autrefois l'habitude de citer Homère, je cite maintenant la Bible, comme l'oncle Tom. En effet, je dois beaucoup à ce saint livre. Il a réveillé en moi, comme je l'ai dit plus haut, le sentiment religieux. Cette renaissance du sentiment religieux put suffire au poëte qui est peut-être plus que d'autres mortels en état de se passer de dogmes positifs : car lui, le poëte, possède la grâce, et devant son esprit se dévoilent tous les symboles et s'ouvrent toutes les portes du ciel. Pour y entrer, je me plais à le dire, il n'a besoin ni de la clef de saint Pierre ni de celle d'aucun autre concierge des différentes églises. Je ne saurais proclamer assez haut devant le public, que mes prétentions à ce privilége de poëte sont restées toujours les mêmes, quoique sous ce rapport dans les derniers temps les bruits les plus contradictoires aient couru sur mon compte. Je dois faire mention ici de ces bruits contradictoires, dont je me serais peu préoccupé à une autre époque, où le sourire de l'indifférence se jouait encore sur mes lèvres. Oui, des hommes très-charitables, mais non pas très-sagaces, de l'Allemagne protestante, m'ont demandé avec instance si la religion évangélique luthérienne, que j'avais professée jusqu'alors avec une tiédeur peu édifiante, avait trouvé en moi une sympathie plus grande maintenant que j'étais devenu malade et pieux? Non, mes chers amis, à cet égard aucun changement ne s'est opéré en moi, et si je continue d'appartenir pour ainsi dire officiellement à la croyance protestante et évangélique, c'est parce qu'elle ne me gêne pas du tout, comme elle ne me gênait pas trop non plus autrefois. Il est vrai, et je le confesse sincèrement, lorsque je me trouvai en Prusse et surtout à Berlin, j'aurais volontiers renoncé définitivement, comme beaucoup de mes amis, à tout lien d'église quel qu'il fût, et si je ne l'ai pas fait, c'est uniquement parce que les autorités du pays défendaient le séjour de la Prusse, et surtout celui de Berlin, à quiconque n'était pas membre d'une des religions positives reconnues et privilégiées par l'État. Comme Henri IV, de goguenarde mémoire, avait dit jadis : Paris vaut bien une messe! je pouvais bien dire à mon tour : Berlin vaut bien un prêche! et je pouvais comme auparavant subir gaiement ce christianisme éclairé, filtré et épuré de toute superstition, qu'on débitait alors dans les églises de Berlin, et où la divinité du Christ n'était pas même de rigueur, de sorte qu'on pouvait s'en passer comme on peut se passer de tortue dans une soupe à la tortue; c'était simple affaire de goût. A cette époque j'étais encore moi-même un Dieu, et aucune des religions positives n'avait pour moi plus de prix que les autres; je pouvais par courtoisie porter l'uniforme de telle ou telle religion, de même que par exemple l'empereur de Russie se travestit en officier de la garde prussienne, quand il fait au roi de Prusse l'honneur d'assister à une revue de grande parade à Postdam.

Maintenant que par le réveil de mes sentiments religieux, ainsi que par mes souffrances corporelles, bien des changements se sont opérés en moi, — est-ce que maintenant l'uniforme de courtoisie que j'endossais dans les parades de l'église protestante répond en quelque sorte à ma pensée intime? Est-ce que ma croyance officielle est devenue pour moi plus ou moins une vérité? C'est une question mal posée, à laquelle je ne saurais répondre ici d'une manière complète; cependant elle me fournira l'occasion de faire remarquer jusqu'à quel point, selon ma conviction d'aujourd'hui, le protestantisme a bien mérité du salut du monde, et l'on comprendra alors facilement quel est le degré de sympathie qui lui est désormais acquis de ma part. Autrefois, où je portais un intérêt prépondérant à la philosophie, je ne savais apprécier le protestantisme que pour les services qu'il a rendus à l'affranchissement spirituel de l'homme, à la conquête de la liberté de penser; car c'est sur le sol de cette conquête que purent s'avancer plus tard Leibnitz, Kant et Hegel, — Luther, ce puissant sapeur à la hache formidable, dut précéder ces champions de la pensée et leur frayer le chemin. Sous ce rapport aussi j'avais représenté la réforme comme le point de départ de la philosophie allemande, et j'avais justifié ainsi le parti guerroyant que je pris pour les intérêts du protestantisme. A présent, dans mes années avancées, où le sentiment religieux longtemps comprimé déborde de nouveau en moi, et où le métaphysicien naufragé s'accroche à la Bible : à présent j'apprécie le protestantisme tout particulièrement à cause de ses mérites pour la découverte et la propagation de l'Écriture sainte. Je dis la découverte, car les Juifs qui avaient sauvé la Bible lors du grand incendie du second temple, et qui, pourchassés d'un pays à l'autre durant tout le moyen âge, l'avaient transportée avec eux dans toutes les pérégrinations de l'exil, pour ainsi dire comme une patrie portative, — ils tenaient ce trésor soigneusement caché dans leur *ghetto*, où les savants allemands, précurseurs de la réforme, se glissaient furtivement pour apprendre l'hébreu qui était la clef du bahut renfermant les véritables richesses d'Israël. Un de ces savants, et le plus illustre, était le docteur Reuchlinus, et ses ennemis, la clique des Hochstraaten à Cologne, qu'on faisait passer pour d'imbéciles *obscuri viri*, n'étaient nullement des idiots, mais au contraire des inquisiteurs pleins de perspicacité, qui prévoyaient très-bien le malheur qu'apporteraient à l'Église la connaissance et la vulgarisation des saintes Écritures : c'est de là que vint leur rage de persécution contre tous les livres hébreux, qu'ils conseillaient de brûler sans exception, tandis qu'ils cherchaient à faire exterminer par une populace fanatisée les recéleurs de ces livres, les drogmans de la langue sacrée, les Juifs. Maintenant que les causes de ces conflits ont été mises à jour par l'histoire, on voit combien chacun avait raison au fond. Les *obscuri viri* croyaient que le salut du monde était en péril, et tous les moyens, le mensonge et le meurtre, leur semblaient permis, surtout à l'endroit des Juifs. C'était chose facile que de lâcher contre eux le pauvre peuple, ces enfants d'une misère héréditaire, qui haïssaient déjà suffisamment les Juifs à cause de leurs richesses amassées ; car, remarquez-le bien, ce qui est appelé aujourd'hui la haine des prolétaires contre les riches, s'appelait autrefois la haine contre les Juifs. En effet, ces derniers étant exclus de toute possession territoriale et de tous les métiers et corporations industriels, et n'ayant par conséquent que la ressource du commerce et des affaires d'argent, que l'Église réprouvait et interdisait à ses fidèles, les Juifs étaient légalement condamnés à devenir riches, haïs et assassinés. Ces assassinats, il est vrai, étaient dans ces temps naïfs encore couverts d'un manteau religieux, et l'on disait qu'il fallait exterminer ceux qui avaient jadis crucifié Notre Seigneur. Chose étrange! justement le peuple qui avait donné un Dieu au monde, et dont toute la vie ne respirait que la crainte de Dieu, fut décrié comme déicide! Nous vîmes la parodie sanglante d'une telle démence, alors qu'éclata la révolution de Saint-Domingue, où une bande de nègres qui saccagea les plantations et massacra les créoles, avait à sa tête un fanatique noir, qui portait un immense crucifix et hurlait comme un forcené : Les blancs ont tué le Christ, allons tuer tous les blancs!

Oui, c'est à ces mêmes Juifs, auxquels le monde doit son Dieu, qu'il est aussi redevable de la parole divine, de la Bible: de même qu'ils la sauvèrent du sac de Jérusalem, ils surent la sauver aussi plus tard, lorsque éclata la grande débâcle, je dirais la banqueroute de l'empire romain, et que les peuples du Nord, se ruant sur l'ancien monde païen, le détruisirent et fondèrent sur ses ruines un nouveau monde, aussi barbare qu'eux-mêmes. Durant toute cette période tumultueuse, que nous nommons celle de la migration des peuples, et pendant tout le moyen âge, siècles de superstitions et de rapine, les Juifs, quoique harcelés sans relâche et vivant dans la tourmente d'une fuite continuelle, conservèrent pourtant intact leur précieux dépôt, les saints livres, jusqu'au jour où le protestantisme parut et vint les chercher chez eux, pour les traduire dans les langues de tous les pays et pour les répandre par tout l'univers. Cette propagation a porté les fruits les plus bienfaisants, et elle dure encore jusqu'à ce jour, où la propagande de la Société Biblique remplit une mission vraiment providentielle. Cette mission est plus importante qu'on ne pense, et elle aura en tout cas des conséquences bien différentes de celles que se figurent les pieux patrons de cette Société d'exportation de christianisme britannique. Ces *gentlemen* croient établir la domination d'un étroit et mesquin dogmatisme anglais, propre à leur procurer le monopole du ciel, qui deviendrait un domaine de l'église anglicane, comme l'océan est déjà inféodé à leur puissance maritime — Mais au lieu de faire de bonnes affaires dans une telle spéculation, les commissionnaires et expéditeurs des saintes Écritures avancent à leur insu la ruine de toutes les sectes protestantes, qui sans exceptions vivent de la vie de la Bible, mais qui sans exception aussi seront absorbées par elle, et s'engloutiront dans une autocratie biblique, je pourrais dire dans l'empire absolu et universel de la Bible. Cet empire, que l'aveugle dévotion anglaise ou anglomane avance à son insu, est précisément la grande démocratie future où tout homme doit être évêque et roi dans sa propre maison, qui sera à la fois son église et son château — Oui, en répandant la Bible sur tout le globe, en la glissant pour ainsi dire dans les mains de l'humanité entière, par toutes sortes de ruses mercantiles, par la contrebande et le troc, et en la livrant ainsi à l'exégèse de la raison individuelle, ces propagateurs malavisés fondent le règne du pur sentiment religieux, de l'amour du prochain, de la vraie moralité enfin, qui ne peut être enseignée par des formules scolastico-dogmatiques, mais seulement par des images et des exemples, tels qu'il s'en trouve dans ce saint et beau livre d'éducation, écrit pour des enfants de tout âge, et que nous appelons la Bible.

C'est un spectacle merveilleux, que de regarder les pays où la Bible a déjà exercé, depuis la réformation, son influence salutaire sur les habitants, en imprimant à leurs mœurs, à leur manière de penser et à leurs sentiments, ce cachet de la vie de Palestine qui se manifeste dans l'Ancien et dans le Nouveau Testament. Au nord de l'Europe et de l'Amérique, notamment dans les pays scandinaves et anglo-saxons, en général chez les peuples d'origine germanique, et en quelque sorte aussi chez les descendants des anciens Celtes, cette renaissance de la vie de Palestine est tellement prononcée, que dans ces contrées on se croirait transporté au milieu de véritables Juifs. Par exemple, les Écossais protestants, ne sont-ce pas des Hébreux dont les noms mêmes sont partout bibliques, et dont le jargon onctueusement parabolique et le *cant* peu charitable rappellent parfois la Jérusalem des Pharisiens? On pourrait dire que la religion de cette Écosse dévote n'est qu'un judaïsme qui mange du porc. Il en est de même dans plusieurs provinces de l'Allemagne septentrionale, dans le Danemark et dans la Suède; sans parler de bien des nouvelles communes néo-hébraïques des États-Unis, où l'on singe d'une façon pédantesque les mœurs patriarcales de l'Ancien Testament. La vie de Palestine y paraît comme daguerréotypée, les contours en sont scrupuleusement justes, mais le tout a une teinte gris terne, et il y manque le coloris chaud et brillant de la Terre promise. Mais la caricature disparaîtra un jour, et ce qui est vrai et impérissable, les bonnes mœurs, la vie chaste et probe de l'ancien judaïsme, s'épanouira et fleurira dans ces pays d'une manière aussi saintement belle que jadis aux bords bénis du Jourdain et sur les hauteurs sacrées du Liban. On n'a pas besoin de palmiers et de chameaux pour être honnête et bon.

Peut-être ce n'est pas seulement la perfectibilité des peuples que je viens de mentionner, qui leur a fait adopter si facilement la vie judaïque dans leurs mœurs et dans leur façon de penser. La raison de ce phénomène se trouve peut-être aussi dans le caractère du peuple juif, qui a toujours eu une très-grande affinité avec le caractère de la race germanique et plus ou moins aussi avec le génie des Celtes. La Judée m'est toujours apparue comme un fragment de l'Occident perdu au milieu de l'Orient. En effet, avec sa croyance spiritualiste, avec ses mœurs austères et parfois ascétiques, avec sa vie sérieuse, contemplative et presque abstraite, ce pays et ses habitans formèrent toujours le contraste le plus singulier avec les pays et les peuples qui les environnaient et qui, voués au culte le plus ardent, le plus coloré et le plus luxuriant de la nature idolâtrée, passaient leur existence dans la joyeuse ivresse des sens. Israël était assis pieusement sous son figuier, chantant la louange du Dieu invisible, et vivant de la vertueuse vie des justes, tandis qu'alentour les temples de Babylone, de Ninive, de Sidon et de Tyrus retentissaient du bruit des tambours et des tymbales dans ces fêtes monstrueuses et infâmes, dans ces orgies sanglantes et lubriques, dont la description nous fait encore aujourd'hui dresser les cheveux d'épouvante. — Si l'on considère cet entourage impie, on ne peut pas assez admirer la grandeur précoce du peuple juif. Quant à l'amour de la liberté qui régnait au sein de ce peuple, tandis que non-seulement dans son voisinage, mais chez toutes les nations de l'antiquité et même chez les Grecs philosophes, l'esclavage était justifié et florissant, — je ne veux pas parler ici de cet amour de la liberté chez les Juifs pour ne pas compromettre l'Ancien et le Nouveau Testament auprès des puissants du jour. Jamais, non jamais il n'y a eu de socialiste plus audacieux que notre maître et Seigneur Jésus-Christ, et déjà Moïse donnait, lui aussi, dans le communisme, quoiqu'en homme pratique et sensé il ait seulement cherché à transformer les usages existants par rapport à la propriété. Oui, au lieu de lutter avec l'impossible, au lieu de décréter par un coup de tête l'abolition de la propriété, il ne s'efforça que de la moraliser, il chercha à mettre la propriété en harmonie avec l'équité et le véritable droit de la raison, à la modifier selon les vrais besoins de l'humanité; et c'est ce qu'il opéra par l'établissement du *jubilé*, où tout héritage aliéné, qui chez un peuple agricole consiste toujours en terres, retombait en la possession du propriétaire primitif, de quelque manière qu'il fût sorti de ses mains. Cette institution du jubilé forme le contraste le plus tranché avec la *prescription* chez les Romains, où après l'écoulement d'un certain laps de temps, celui qui était de fait possesseur d'un bien, ne pouvait plus être forcé à le restituer au propriétaire légitime, si celui-ci n'était pas à même de prouver que pendant ce temps déterminé il en avait exigé la restitution en due forme. Cette dernière condition laissait libre jeu à la chicane, surtout dans un État où fleurissaient le despotisme et la jurisprudence, et où l'usurpateur riche avait à sa disposition tous les moyens d'intimidation, principalement vis-à-vis du pauvre, qui ne pouvait pas acheter de témoins et faire face aux exigences de la procédure. Le Romain était à la fois soldat et jurisconsulte, et il savait légaliser par sa faconde et les ruses du barreau le butin qu'il avait conquis par la force brutale de l'épée. Il n'y avait qu'un peuple de brigands et d'avocats casuistes qui fût capable d'inventer la prescription et de la consacrer dans le code civil du droit romain, dans ce livre inique, cruel et infernal, qu'on serait tenté d'appeler la Bible de Satan.

J'ai parlé tout à l'heure de la parenté morale, de l'affinité élective qui existe entre les Juifs et les Germains, et sous ce rapport je note ici, comme un trait remarquable, la juste répugnance avec laquelle le vieux droit germanique stigmatise la prescription ; dans la bouche du paysan bas-saxon vit encore de nos jours ce bel et touchant dicton : « Cent ans d'usurpation ne font pas un an de droit. » (*Hundert Jahr Unrecht machen nicht ein Jahr Recht*). La législation de Moïse protesta d'une manière encore plus décidée contre cette abominable loi de la prescription, en instituant le jubilé. Moïse ne voulait pas abolir la propriété, il voulait plutôt que chacun en possédât, afin que personne ne devînt par la pauvreté un valet, un serf, avec des sentiments serviles. La liberté fut toujours la pensée fondamentale de ce généreux libérateur, et c'est cette pensée qui respire et brûle dans toutes ses lois concernant le paupérisme. Il haïssait l'esclavage presque avec fureur, mais il ne pouvait pas anéantir complétement cette monstruosité par trop enracinée dans la vie domestique d'un âge primitif, et il devait borner ses efforts à adoucir légalement le sort des esclaves, à leur faciliter le rachat et à restreindre la durée du service. Mais lorsqu'un esclave, que la loi affranchissait enfin, ne voulait absolument pas quitter la maison de son maître, alors, d'après la loi de Moïse, ce gueux d'un servilisme incorrigible était cloué par l'oreille à la porte de l'habitation du maître, et après cette exposition ignominieuse, l'esclave était légalement condamné à servir tout le reste de sa vie. O Moïse, grand émancipateur, vaillant rabbin de la liberté, adversaire terrible de toute servitude ! tends-moi ton marteau et tes clous, afin que j'applique ta loi à cette valetaille sentimentale, à ces laquais à la livrée noire, rouge et or, et qui chantent les délices de l'esclavage — C'est par leurs longues oreilles que je les attacherai au portail du château de leur maître, S. M. le roi de Prusse !

Je quitte l'océan des considérations générales sur la religion, la morale et l'histoire, pour ramener modestement l'esquif de mes pensées dans ces eaux douces et paisibles, où l'auteur pourra, avec une indolence rêveuse, faire se refléter sa propre image.

J'ai déjà dit un mot de la naïve supposition émise d'une façon assez indiscrète par plusieurs de mes compatriotes qui semblaient s'imaginer qu'avec le réveil de mes sentiments religieux mon intérêt pour l'Église se serait sans doute accru en même temps. Je ne crois avoir laissé nulle part entrevoir dans mes écrits une prédilection pour une des différentes religions positives, et l'on a pu facilement s'apercevoir que je ne fus jamais extraordinairement épris ni d'aucun dogme ni d'aucun culte ; or, pour ne pas laisser de doute à ce sujet, je dois avouer que je n'ai pas changé sous ce rapport, et que je suis resté complétement le même. En m'empressant aujourd'hui de formuler cet aveu aussi nettement que possible, j'ai en même temps en vue quelques membres trop zélés de l'église catholico-romaine que je voudrais faire sortir d'une erreur dans laquelle ils sont pareillement tombés à mon égard. Chose étrange ! à la même époque où le protestantisme en Allemagne me fit l'honneur non mérité de se figurer que j'étais devenu un des croyants les plus illuminés, un des élus les plus fervents de l'église évangélique, moi qui étais auparavant un de ses membres les plus tièdes, il se répandit aussi le bruit que j'avais embrassé la foi catholique; bien des bonnes âmes assuraient même que cette conversion avait déjà eu lieu il y a de longues années, et elles appuyaient leur dire par l'indication des détails les plus circonstanciés : elles précisaient la date et désignaient par son nom l'église où j'aurais abjuré l'hérésie du protestantisme et où je serais entré dans le giron de l'église catholique, apostolique et romaine. Il ne manquait à leurs récits que l'indication du grand nombre de coups de cloche dont le sacristain m'aurait gratifié à cette solennité. Combien ce conte édifiant avait gagné de consistance, c'est ce que je vois par des journaux et des lettres qui me parviennent de mon pays, et je ne saurais exprimer l'embarras tragi-comique où je me trouve parfois en voyant quelle affectueuse et béate joie, quelle touchante charité la prétendue bonne nouvelle fait éclater dans plus d'une des missives qu'on m'adresse. Plusieurs voyageurs m'ont raconté que ma conversion miraculeuse fournit même en quelques endroits matière à l'éloquence de la chaire. Des séminaristes de talent désirent mettre sous mon patronage leurs premiers essais d'homélies, leurs poésies sacrées et leurs élucubrations sur l'histoire ecclésiastique. On voit en moi une future lumière de l'Église. Je ne saurais me moquer de ette pieuse illusion, car l'intention qui l'accompagne t on ne peut plus honnête, — et quelque blâme qu'on uisse déverser sur les zélateurs du catholicisme, une hose au moins est certaine : c'est qu'ils ne sont pas des goïstes, ils s'occupent de leur prochain ; malheureuseent parfois un peu trop.

Ces faux bruits ne peuvent être attribués à aucune alignité ; je n'y reconnais qu'une erreur, et c'est sans oute le hasard qui a défiguré en cette occurrence les its les plus innocents. Oui, c'est sur des faits réels que epose l'indication de temps et de lieu dont je viens de arler ; j'ai été en effet, au jour désigné, dans l'église ésignée, qui était même autrefois une église de jésuites qui s'appelle Saint-Sulpice ; je m'y suis aussi soumis à n acte religieux, — seulement cet acte n'était pas une dieuse abjuration, mais un serment de fidélité conjuale très-bourgeoisement édifiant ; — j'y ai fait bénir ar l'Église, après le mariage civil, mon union avec ma ien-aimée épouse, parce que celle-ci, issue d'une amille catholique très-orthodoxe, ne se serait pas crue ssez mariée sans une telle cérémonie. En la suppriant j'aurais pu jeter le trouble dans une âme pieuse, ui devait pour son bonheur rester fidèle aux traditions eligieuses de ses ancêtres. D'ailleurs il est bon pour ien des raisons qu'une femme soit attachée à une reliion positive. Trouve-t-on chez les femmes de la confeson protestante plus de fidélité que chez celles de la royance catholique ? C'est un point trop scabreux à discuter. En tout cas, le catholicisme d'une épouse est une chose très-salutaire pour le mari. Quand les femmes catholiques ont commis une faute, elles n'en gardent pas longtemps les regrets; aussitôt qu'elles ont reçu l'absolution par leur confesseur, elles en ont la conscience nette et se prennent de nouveau à gazouiller et à rire, et elles ne gâtent pas à leurs maris la bonne humeur ou la soupe, par le marasme que donnent aux femmes les tristes réflexions sur le passé. La pauvre épouse protestante au contraire, quand elle a commis un péché véniel, dont aucun prêtre ne soulage sa conscience, y pense toujours et se croit obligée de l'expier jusqu'à la fin de sa vie par une pruderie acariâtre et morose, par une vertu rébarbative et hargneuse qui gronde sans relâche. Sous un autre rapport encore, la confession est très-utile, et c'est un véritable bienfait pour l'époux que la pécheresse catholique n'ait pas la mémoire longtemps chargée du terrible secret de son délit; car, puisque les femmes sont forcées par leur nature de tout dire à la fin, il vaut mieux qu'elles n'avouent certaines choses qu'à leur confesseur au lieu de courir le risque d'être subitement entraînées par les angoisses d'un remords ou par accès malencontreux de tendresse, ou enfin par un débordement de leur babil intarissable, à faire au pauvre mari leur fatal aveu!

Oui, l'impiété est en tout cas très-dangereuse dans l'union conjugale, et quelque vertement que je me sois montré moi-même esprit fort dans mes écrits, je n'ai jamais permis qu'on prononçât dans ma maison un seul mot peu canonique. Aussi j'ai vécu comme un honnête épicier dans mon intérieur, au milieu de Paris, la Babylone moderne, et c'est pourquoi, lorsque je pris femme, je voulus ne pas me priver de la bénédiction de l'Église, quoique dans ce pays éclairé de France le mariage civil, institué par les lois, soit suffisamment sanctionné par la société. Mes amis du parti radical, autant que ceux du parti protestant, m'en ont voulu beaucoup et m'ont reproché d'avoir fait de trop grandes concessions à la *prêtraille*. Leurs sarcasmes sur ma faiblesse auraient été bien plus méchants encore, s'ils avait su quelles autres et plus grandes concessions j'ai faites alors au clergé qu'ils abhorrent et qu'ils appellent l'ogre de Rome. En ma qualité de protestant qui voulais épouser une catholique, j'avais besoin, pour faire bénir cette union par un prêtre de son culte, j'avais besoin, dis-je, d'une dispense spéciale de l'archevêque; mais ce dernier ne donne cette dispense qu'à la condition expresse que le futur époux s'engage par écrit à faire élever dans la religion de leur mère les enfants qu'il pourrait procréer. Cette promesse est consignée dans un acte formel, et quels que soient les cris qu'on élève dans le monde protestant sur une pareille contrainte, il me semble que le clergé catholique est ici parfaitement dans son droit, car celui qui requiert de l'Église la garantie de sa bénédiction, doit se conformer aux conditions qu'elle met à la donner. Je m'y suis donc conformé tout à fait de bonne foi, et j'aurais certainement rempli mes obligations s'il y avait eu lieu. Mais, soit dit entre nous, comme je ne me connaissais pas une vocation trop prononcée pour la paternité, j'ai pu souscrire d'autant plus consciencieusement à l'engagement en question; et lorsque je déposai ma plume après la signature, j'entendis ricaner dans ma mémoire les paroles de la belle Ninon : Oh, le beau billet qu'à Lachastre!

Pour compléter mes aveux, j'ajoute qu'à cette époque, pour obtenir la dispense de l'archevêque, j'aurais été capable de donner à l'église catholique non-seulement mes enfants, mais encore moi-même par-dessus le marché, tant j'y mettais peu d'importance alors. Toutefois, l'*Ogre de Rome* qui, pareil au monstre dans les contes de fées, se réserve les naissances futures pour prix de ses services, ce pauvre ogre ne pensa pas à me dévorer moi, mais se contenta de cette progéniture qui a toujours tardé à venir, et c'est ainsi que je suis resté protestant, tel que je l'étais, et en ma qualité de protestant je proteste contre des bruits qui, sans être injurieux, peuvent cependant être exploités au préjudice de ma réputation.

En effet, moi qui laissai toujours passer sans m'en soucier les propos même les plus absurdes sur mon compte, je me suis cru obligé de faire cette rectification pour ne pas offrir au parti mal léché des Atta-Troll allemands l'occasion de grommeler sur ma légèreté et mon inconstance en toute chose, et de faire ressortir en même temps leur chaste et pieuse invariabilité, cousue dans une peau d'ours des plus imperméables. Cette réclamation est donc dirigée contre de véritables bêtes et non pas contre l'*ogre de Rome*. J'ai déjà, il y a longtemps, renoncé complétement à faire la guerre au catholicisme romain, et je laisse depuis des années reposer dans le fourreau le glaive que j'avais tiré jadis au service d'une idée, et non d'une passion personnelle. En effet, je n'étais dans ce combat pour ainsi dire qu'un officier de fortune qui se bat bravement, mais qui, après la bataille ou l'escarmourche, ne garde aucune goutte de fiel dans son cœur, ni pour la chose combattue, ni pour ceux qui la défendent. Une inimitié fanatique contre la papauté romaine ne pouvait exister en moi, parce que je manque de cet esprit borné qui est nécessaire pour une telle animosité. Je connais trop bien ma taille intellectuelle pour ne pas savoir que je n'aurais guère, même par les plus furieux assauts, pu faire la moindre brèche à un colosse tel que l'église de Saint-Pierre; je pouvais tout au plus être un modeste manœuvre dans sa lente démolition qui pourra durer encore bien des siècles. J'étais trop versé dans l'histoire pour n'avoir pas reconnu les proportions gigantesques de cet édifice merveilleux; — nommez-le toujours la bastille de l'esprit, soutenez toujours que cette forteresse n'est plus défendue aujourd'hui que par des invalides: il n'en est pas moins vrai que cette bastille ne serait pas non plus facile à enlever, et certes! plus d'un jeune assaillant va encore se rompre le cou contre ses créneaux. Comme penseur je n'ai jamais pu refuser mon admiration à l'enchaînement ingénieux et conséquent de tout ce système religieux et moral qu'on nomme l'Église catholique, apostolique et romaine ; aussi puis-je me vanter de n'avoir jamais, par la raillerie et le persiflage, attaqué ni son dogme ni son culte, et l'on m'a fait à la fois trop d'honneur et trop de déshonneur en m'appelant un parent de Voltaire par l'esprit. Je fus toujours poëte, poëte véritable, et c'est pourquoi la poésie qui fleurit et brille dans les symboles du dogme et du culte catholiques a dû se révéler à moi bien plus profondément qu'à d'autres. De la sorte j'étais souvent, moi aussi, dans ma jeunesse, enivré par la douceur intime et infinie de la poésie spiritualiste du catholicisme, et la délirante joie sépulcrale, la volupté de la mort, qui y domine, me faisait souvent frissonner d'ineffables délices. Moi aussi, je m'exaltais alors pour la sainte Vierge, la reine des anges, la Vénus immaculée des cieux, je mettais en vers coquets les légendes de sa grâce divine et de sa miséricorde sans bornes; et mon premier recueil de poésies contient de cette belle époque maintes traces enthousiastes de mon adoration pour la madone que j'ai effacées toujours avec un soin mesquin dans les recueils suivants.

Les années de la vanité sont passées, et je permets à chacun de sourire de ces aveux.

Je n'ai sans doute pas besoin de dire expressément que, de même qu'il ne régnait en moi aucune haine aveugle contre l'église romaine, de même aucune petite rancune contre ses prêtres ne pouvait nicher dans mon âme : ceux qui connaissent mes dons satiriques et les besoins de mon *humour*, qui m'entraînaient souvent irrésistiblement vers la caricature, me donneront à coup sûr le témoignage d'avoir toujours ménagé les faiblesses humaines du clergé. Et pourtant je fus bien des fois, à une certaine époque, excité à d'amères représailles par ces rats cagots et venimeux qui s'agitent dans les sacristies de la Bavière et de l'Autriche, et qui, s'ils ne font pas grand mal par leurs morsures, en font d'autant plus par les nausées que vous donne leur puanteur. Cependant, même dans mon dégoût le plus violent, je gardai toujours ma vénération pour les véritables représentants du sacerdoce, parce qu'en reportant mes regards dans le passé, je me souvenais à quel point des prêtres catholiques avaient autrefois bien mérité de moi. C'étaient en effet des prêtres catholiques à qui j'avais dû, dans mon enfance, ma première instruction ; c'étaient eux qui avaient guidé les premiers pas de mon esprit dans leur école primaire. A l'école secondaire, que je visitais plus tard à Dusseldorf, et qui, sous le gouvernement français, s'appelait lycée, les professeurs étaient encore presque tous des prêtres catholiques, et ils s'occupèrent avec un zèle bien charitable de la culture de mon intelligence. Depuis l'invasion prussienne, où cette école reçut le nom gréco-prussien de *gymnase*, ces ecclésiastiques furent peu à peu remplacés par des professeurs laïques. Avec eux on écarta aussi leurs livres de classe, ces manuels et ces chrestomathies de peu de volume et écrits en latin, qui dataient encore des écoles de jésuites. Ces vieux livres furent également remplacés par des grammaires nouvelles et des chrestomathies plus volumineuses, écrites en un idiome allemand ou plutôt prussien, pédantesque jargon fort scientifique, fort abstrait et bien moins intelligible pour les jeunes têtes que ne l'avait été le latin des jésuites, cette langue facile, saine et naturelle. De quelque façon qu'on juge les jésuites, on est forcé de convenir qu'ils ont toujours fait preuve de beaucoup de sens pratique dans l'enseignement. Si, guidés par le système que vous savez, ils ont souvent mutilé dans leurs leçons les idées et la pensée de l'antiquité, du moins ils ont beaucoup répandu parmi des auditeurs de toute condition cette connaissance mutilée de l'antiquité, ils ont vulgarisé cette connaissance, ils l'ont pour ainsi dire démocratisée en la faisant entrer dans le peuple. Tout au contraire, avec la méthode prussienne d'aujourd'hui, le savant isolé, l'aristocrate de l'esprit, apprend mieux à connaître l'antiquité et les anciens; mais la grande masse de la population allemande ne garde plus que fort rarement dans sa mémoire quelque bribe classique, quelque lambeau d'Hérodote, quelque fable d'Ésope ou un vers d'Horace, comme cela avait lieu autrefois, où les pauvres gens avaient encore pour le reste de leurs jours à grignoter après les anciennes croûtes des tartines quotidiennes de l'école. « Combien un petit bout de latin orne tout l'homme ! » me dit un jour un vieux cordonnier qui avait retenu, du temps où il allait avec son petit manteau noir au collége des jésuites, plus d'un beau passage cicéronien des discours contre Catilina, morceaux qu'il citait avec plaisir et avec bonheur contre les démagogues du jour. L'éducation, la pédagogie, étaient la spécialité des jésuites; et quoiqu'ils aient voulu la faire dans l'intérêt de leur ordre, il arrivait souvent que la passion pour la pédagogie en elle-même, l'unique passion humaine qui leur fût restée, gagnait le dessus, de sorte qu'ils oubliaient leur but, la suppression de la raison en faveur de la foi, et qu'au lieu de transformer les hommes en enfants, selon les devoirs de leur ordre, ils transformaient plutôt par l'instruction les enfants en hommes. Les plus formidables héros de la révolution sont sortis des écoles de jésuites, et sans la discipline de ces dernières, le grand mouvement des esprits n'aurait peut-être éclaté qu'un siècle plus tard.

Pauvres pères de la compagnie de Jésus! vous êtes devenus l'épouvantail et le bouc émissaire du parti libéral, mais on a compris seulement ce qu'il y avait de dangereux en vous, et l'on ne vous a pas tenu compte de vos mérites. Quant à moi, je n'ai jamais voulu mêler ma voix aux cris d'alarme de mes confrères qui se prenaient toujours de fureur au seul nom de Loyola, comme des taureaux à qui l'on présente un chiffon de drap rouge! et puis, tout en combattant sans relâche pour les véritables intérêts de mon parti, je n'ai parfois, dans le calme de mon âme, pu m'empêcher d'avouer à moi-même, combien il a dépendu souvent des plus petites circonstances du hasard que nous ayons suivi tel parti au lieu de tel autre, et que nous ne nous trouvions pas maintenant dans un camp tout à fait opposé à celui où nous sommes engagés. Sous ce rapport, il me vient souvent à la mémoire une conversation que j'eus avec ma mère, il y a huit ans, lorsque je visitai à Hambourg la bonne et vénérable vieille femme qui était à cette époque déjà octogénaire. Je fus frappé d'une parole qui lui échappa, quand nous nous entretînmes des écoles où j'avais passé mon enfance, et de mes premiers maîtres qui avaient été presque tous des prêtres catholiques, et parmi lesquels, comme ma mère me l'apprit alors, s'était trouvé plus d'un ancien membre de la compagnie de Jésus. Nous parlâmes beaucoup de notre bon vieux recteur du nom de Schallmeyer, à qui l'on avait confié, pendant l'époque française, la diréction du lycée, et qui faisait en même temps un cours de philosophie pour les élèves de la première classe. Dans ce cours il exposait franchement les systèmes grecs même les plus libres et les plus hasardés, dont le scepticisme était effroyablement opposé aux dogmes orthodoxes de la religion catholique. Et il était pourtant le prêtre de cette religion, et il fonctionnait parfois en cette qualité devant l'autel de l'église, revêtu de l'étole sacerdotale. Je constate ce fait, car je pense qu'un jour, devant les assises du jugement dernier dans la vallée de Josaphat, il se pourrait bien qu'on me comptât comme une circonstance atténuante, d'avoir été admis déjà dans mon âge le plus tendre aux leçons philosophiques dont je viens de parler. Je jouissais de cette faveur pernicieuse à cause des liens d'amitié qui existaient entre le recteur Schallmeyer et notre famille; il s'intéressait particulièrement à moi par le souvenir d'un de mes oncles qui avait été son Pylade, du temps qu'ils étudiaient ensemble à l'université de Bonn. Le brave homme n'oubliait pas non plus que mon grand-père, le fameux docteur Gottschalk de Geldern, l'avait sauvé autrefois d'une maladie mortelle; et il venait souvent chez nous pour conférer avec ma mère sur mon éducation et ma carrière future. C'est dans une de ces conférences, comme ma mère me l'a raconté plus tard à Hambourg, qu'il lui donna le conseil de me destiner à l'Église et de m'envoyer à Rome pour étudier la théologie catholique dans un séminaire de cette ville. Par l'influence des amis que le recteur Schallmeyer possédait parmi les prélats du plus haut rang à Rome, il affirmait être en état de me faire parvenir à une place ecclésiastique des plus importantes. Quand ma mère me raconta cette circonstance, elle exprima ses vifs regrets de n'avoir pas suivi le conseil de ce vieil ami plein de sagacité, qui avait pénétré de bonne heure les penchants de mon caractère, et qui avait bien compris quelle température spirituelle et physique était la mieux adaptée et la plus salutaire à ma nature. Ma vieille mère s'était souvent reproché depuis d'avoir décliné une proposition aussi raisonnable ; mais à cette époque elle avait rêvé pour moi des dignités mondaines des plus superbes et des plus brillantes. Ensuite elle avait été dès sa première jeunesse une élève de l'école de Rousseau, dont le déisme rationnel allait bien à son caractère rigide et presque puritain ; et encore pour d'autres raisons elle ne pouvait se faire à l'idée que son fils aîné endosserait cette soutane disgracieuse et mal cousue dont elle voyait affublés les ecclésiastiques de mon pays. Elle ne savait pas qu'un *abbate* romain porte ce vêtement tout autrement que les prêtres de l'Allemagne, braves gens sans doute, mais pour la plupart quelque peu mal léchés et d'une propreté équivoque, qui prouve bien qu'ils ne veulent plaire qu'au bon Dieu. Ma mère n'avait jamais vu un *signore abbate* se draper d'une façon coquette et séduisante dans son petit manteau noir, qui est l'uniforme sacré du muscadin tonsuré et du bel esprit à l'eau bénite dans cette ville de Rome, capitale éternelle de la beauté et de la galanterie. Un *abbate* romain ne sert pas seulement l'Église du Christ, mais aussi Apollon et les Muses. Il est leur mignon, et les Grâces lui tiennent l'écritoire quand il compose ses sonnets qu'il récite avec des intonations harmonieuses à l'académie des Arcadiens. Il est connaisseur des arts, et il n'a besoin que de tâter le cou d'une jeune cantatrice pour pouvoir prédire avec assurance si elle sera un jour une *diva*, une *celeberrima cantatrice*, une de ces *prima donna* qui remuent l'univers. Il se connait aussi en antiquités, et le torse déterré d'une bacchante grecque lui fournit la matière d'un traité savant, qu'il écrit, en langue latine avec des tournures et des cadences cicéroniennes des plus élégantes, et qu'il dédie respectueusement au chef suprême de la chrétienté, au *pontifex maximus*, comme il s'évertue de l'appeler pour ne pas sortir du style classique. Et surtout quel amateur de tableaux est le *signore abbate*, qui visite les peintres dans leurs ateliers, et qui leur communique sur leurs modèles féminins les plus fines observations anatomiques! L'auteur de ces aveux aurait été précisément du bois dont on peut tailler de tels *abbate*! J'aurais flâné avec le plus ravissant *dolce far niente* à travers les bibliothèques, les galeries, les basiliques et les ruines de la ville éternelle, étudiant au milieu des jouissances et jouissant au milieu des études, et j'aurais lu la messe devant l'auditoire le plus distingué; je serais aussi monté en chaire, pendant le carême, pour prêcher la sévérité des mœurs, sans cependant devenir jamais fastidieux par des paroles trop austères, et sans blesser jamais les oreilles et les consciences délicates. — J'aurais surtout édifié les dames romaines, et grâce à leur patronage et à mes mérites, je serais peut-être parvenu aux plus hauts grades dans la hiérarchie de l'Église, je serais peut-être devenu un *monsignore*, un bas-violet, même le chapeau rouge eût pu me tomber sur la tête — et comme, d'après le proverbe, « il n'est pas de tout petit prêtrillon qui ne voudrait devenir un tout petit pape, » je serais à la fin peut-être arrivé au faîte même du pouvoir souverain du Vatican — car, bien que je ne sois pas ambitieux de mon naturel, je n'aurais cependant pu refuser d'accepter le pontificat, si le choix du conclave était tombé sur moi. La dignité papale est en tout cas un emploi très-honorable et en même temps très-lucratif, et je suis sûr qu'élu par le sacré collége, j'aurais assez bien su m'acquitter des fonctions de mon nouveau rôle. Je me serais nonchalamment assis sur le siége de Saint-Pierre, tendant ma jambe pour le baise-pied à tous les pieux chrétiens, autant clercs que laïques. Je me serais également, avec le plus parfait sang-froid, fait porter en triomphe à travers les arcades de la grande basilique, et seulement dans le cas le plus chancelant je me serais tant soit peu cramponné aux bras du fauteuil d'or, que six camériers vigoureux portent sur leurs épaules; à mes deux côtés auraient marché des capucins avec des cierges allumés, et des laquais galonnés tenant en l'air d'énormes plumeaux de paon pour éventer ma tête couronnée de la tiare — tout à fait comme cela se voit dans le fameux tableau de la Procession papale d'Horace Vernet. Avec la même componction sacerdotale, avec le même sérieux absolu — car je puis être très-sérieux, quand c'est absolument nécessaire — j'aurais aussi donné du haut du Latran la bénédiction annuelle à toute la chrétienté.

Revêtu de tous les ornements pontificaux, la triple couronne sur le front et entouré d'un état-major de chapeaux rouges et de mitres d'évêque, de chasubles étincelantes d'or et de pierreries, et de frocs de moines de toutes les couleurs, ma Sainteté, debout sur un balcon richement orné de tapis de Perse, se serait montrée à la foule innombrable prosternée à genoux, la tête baissée, bien en bas sous mes pieds, et fourmillant au loin, à perte de vue — et j'aurais tranquillement étendu mes deux mains et donné la bénédiction à la cité de Rome et au globe entier, *Urbi et orbi.*

Mais, comme tu le sais bien, cher lecteur, je ne suis pas devenu pape ni cardinal non plus, pas même un tout petit chanoine, et de même que dans la hiérarchie du monde je n'ai gagné dans celle de l'Église ni places ni dignités. Je ne suis, comme disent les gens, arrivé à rien sur cette belle terre; je ne suis devenu rien, rien qu'un poëte. Mais non, je ne veux pas m'abandonner à une humilité hypocrite et déprécier ce beau nom de poëte. On est beaucoup quand on est poëte, et surtout quand on est un grand poëte lyrique en Allemagne, parmi ce peuple qui en deux choses, la philosophie et la poésie lyrique, a surpassé toutes les autres nations. Je ne veux pas, avec la fausse modestie inventée par les gueux, renier ma gloire. Aucun de mes collègues n'a conquis le laurier de poëte à un âge aussi jeune que moi, et si mon compatriote Wolfgang Goëthe chante avec complaisance, « que le Chinois, d'une main tremblante, peint sur verre Werther et Charlotte, » je puis de mon côté, pour continuer sur la même gamme ethnographique, opposer à cette réputation chinoise une plus fabuleuse encore, c'est-à-dire une réputation japonaise. Lorsqu'il y a douze ans je me trouvais un jour ici à Paris, à l'hôtel des Princes, auprès de mon ami Henri Woehrmann de Riga, celui-ci me présenta un Hollandais qui revenait justement du Japon après y avoir passé trente ans dans la ville de Nangasaki, et qui désirait vivement de faire ma connaissance. C'était le docteur Burger, qui publie maintenant à Leyden, avec le savant Seybold, le grand ouvrage sur le Japon. Ce Hollandais me raconta qu'il avait appris l'allemand à un jeune Japonais qui, plus tard, avait fait imprimer mes poésies en traduction japonaise, et que ç'avait été le premier livre européen qui eût paru dans la langue du Japon. — Le brave Néerlandais ajoutait que je trouverais du reste sur cette curieuse traduction un long article dans la Revue anglaise de Calcutta.[1] J'envoyai aussitôt dans plusieurs cabinets de lecture, mais aucune des savantes directrices de ces établissements ne put me procurer la Revue de Calcutta, et je me suis aussi adressé vainement dans ce but à M. Julien et à M. Pauthier, ces antagonistes érudits qui ont enrichi la science de deux grandes découvertes : M. Julien le fameux sinologue a découvert que M. Pauthier ne sait pas le chinois, tandis que M. Pauthier le grand indianiste a découvert que M. Julien ne sait pas le sanscrit; ils ont publié beaucoup de livres sur ce sujet à la fois très-important et très-intéressant pour le public.

Depuis lors, je n'ai pas fait d'autres recherches sur ma gloire japonaise. Dans ce moment elle m'est aussi indifférente que, par exemple, la gloire que je possède dans les îles de Finlande. Hélas! la gloire, cette manne sucrée, douce comme l'ananas et la flatterie, elle s'est changée en amertume pour moi depuis bien longtemps, et elle me semble maintenant amère comme l'absinthe. Je puis dire comme Roméo : « Je suis le fou de la Fortune. » Je me trouve à présent devant la grande marmite, mais je manque de cuillère. A quoi cela me sert-il qu'on boive à ma santé au milieu des festins, dans des coupes d'or et avec les vins les plus exquis, si pendant ces ovations, loin et isolé de tous les plaisirs du monde, je ne puis humecter mes lèvres qu'avec une fade tisane! A quoi cela me sert-il que toutes les roses de Schiras s'épanouissent et brûlent pour moi, éclatantes de tendresse — hélas! Schiras est situé à deux mille lieues de cette triste chambre de malade que j'occupe depuis si longtemps, et où je ne sens d'autres parfums que par hasard ceux de serviettes chauffées. Hélas! la moquerie de Dieu pèse sur moi. Le grand auteur de l'univers, l'Aristophane du ciel, a voulu faire sentir vivement au petit auteur terrestre, au soi-disant Aristophane allemand, à quel point ses sarcasmes les plus spirituels n'ont été au fond que de pitoyables piqûres d'épingle, en comparaison des coups de foudre de la satire, que l'*humour* divin sait lancer sur les chétifs mortels. —

Oui, l'amer flot de railleries, que le grand maître déverse sur moi, est terrible, et ses épigrammes sont cruelles à faire frémir. Je reconnais humblement sa supériorité, et je me prosterne devant lui dans la poussière. Cependant, quelque faible que soit ma verve créatrice, en la comparant à celle du grand créateur, il n'en brille pas moins dans ma tête la raison éternelle, et j'ai le droit de citer devant le tribunal de cette raison et de soumettre à sa critique respectueuse la plaisanterie de Dieu, mon Seigneur et maître. C'est ainsi que tout humblement j'ose faire observer d'abord que la plaisanterie atroce qu'il m'inflige, me semble se prolonger un peu trop; voilà plus de six ans qu'elle dure, ce qui finit par devenir ennuyeux. Puis je voudrais aussi faire remarquer en toute humilité que cette plaisanterie n'est pas neuve, que le grand Aristophane du ciel s'en est déjà servi à mainte autre occasion, et qu'il a commis ainsi un plagiat sur ses propres œuvres. A l'appui de ce que je viens d'avancer, je citerai un passage de la *Chronique de Limbourg*. C'est un livre très-intéressant pour ceux qui veulent s'instruire sur les mœurs et les coutumes de l'Allemagne du moyen âge. Cette chronique décrit, comme un journal de modes, les costumes et d'hommes et de femmes qui étaient en vogue à chaque période; elle donne aussi des renseignements sur les airs nouveaux qu'on chantait chaque année, et elle reproduit quelquefois le commencement de la chanson. Par exemple, elle rapporte de l'année 1480 qu'on tambourinait et chantonnait alors dans toute l'Allemagne des chansons plus douces et plus charmantes que toutes celles dont on avait eu connaissance auparavant dans les pays germaniques, et que jeunes et vieux, surtout les femmes, en raffolaient jusqu'au délire, de sorte que du matin au soir on les entendait résonner. Mais ces chansons, ajoute la chronique, avaient été composées par un jeune clerc atteint de la lèpre et vivant à l'écart de tout le monde, dans quelque endroit désert. Tu n'ignores pas, cher lecteur, quelle maladie affreuse c'était que la lèpre au moyen âge, et que les pauvres gens affligés de ce mal incurable étaient repoussés de toute société et devaient se tenir à distance de tout être humain. Des morts vivants, enveloppés jusqu'aux pieds d'un froc gris et le capuchon rabattu sur le visage, se promenaient portant à la main une énorme cliquette, appelée cliquette de saint Lazare, avec laquelle ils annonçaient leur approche, afin que chacun pût à temps les éviter. Le pauvre clerc, dont la susdite *Chronique de Limbourg* rapporte la gloire qu'il s'était acquise comme chansonnier, était donc un tel lépreux, et il se morfondait dans les tristes solitudes de sa misère, tandis que, joyeuse et chantante, toute l'Allemagne applaudissait à ses poésies. Oh! cette gloire aussi était la moquerie de Dieu, la cruelle moquerie qui, au fond, est toujours la même, quoiqu'elle ait paru alors sous le costume plus romantique du moyen âge. Le roi blase d'Israël et de Juda disait avec raison : « Il n'y a rien de nouveau sous le soleil. » — Peut-être ce soleil lui-même n'est-il qu'une vieille plaisanterie réchauffée, une redite brillante qui, rapiécée de nouveaux rayons, étincelle maintenant là-haut d'une façon si éblouissante!

Parfois, dans mes sombres visions nocturnes, je crois voir devant moi le pauvre clerc lépreux de la *Chronique de Limbourg*, mon frère en Apollon, et à travers le capuchon gris ses yeux souffrants me regardent d'un air fixe et étrange; mais au même moment il disparaît, et j'entends se perdre au loin, comme l'écho d'un rêve, le craquement sourd de la cliquette de saint Lazare.

FIN.

TABLE DU TOME DEUXIÈME

SIXIÈME PARTIE.

Pages.
Réveil de la vie politique. 1

SEPTIÈME PARTIE.

Traditions populaires. 41

HUITIÈME PARTIE.

La légende de Faust. 119

NEUVIÈME PARTIE.

Les dieux en exil. 181

DIXIÈME PARTIE.

Aveux de l'auteur. 253

Paris. — Imprimerie de J. Claye, rue Saint-Benoît, 7.

ŒUVRES

DE

HENRI HEINE

PARIS. — IMPRIMERIE J. CLAYE
RUE SAINT-BENOIT, 7

DE

L'ALLEMAGNE

PAR

HENRI HEINE

NOUVELLE ÉDITION
Entièrement revue et considérablement augmentée

TOME PREMIER

PARIS
MICHEL LÉVY FRÈRES, ÉDITEURS
RUE VIVIENNE, 2 BIS

—

1855

L'auteur et les éditeurs se réservent le droit de traduction
et de reproduction à l'étranger.

A NÉPKÖNYVTÁRI KÖZPONT
NEM ADHATÓ KI
D.

n
18 879 a

ZENTRALBIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN KLASSIK
NATIONALE FORSCHUNGS- UND GEDENKSTÄTTEN
WEIMAR

AVANT-PROPOS

L'espace restreint d'un avant-propos ne m'aurait pas permis de faire ici un ample exposé de tout ce que j'avais de prime-abord à communiquer au public. J'ai donc préféré de donner en entier ces aveux de l'auteur dans la dernière partie de mon ouvrage, et j'avoue même que le cher lecteur ne ferait pas mal de commencer sa lecture par cette dernière partie. C'est un avis important. Les personnes qui connaissent par hasard la première édition de mon livre, découvriront au premier coup d'œil que la nouvelle édition est augmentée de plus de moitié, et qu'un grand nombre de morceaux en ont été éliminés, de sorte que ce livre *de l'Allemagne* a gagné une tout autre figure, et que ce n'est plus le même livre.

Dans plusieurs parties nouvelles que j'ai ajoutées, principalement dans celles qui forment tout le second volume, je me suis imposé la tâche de dévoiler aux yeux du public français ce que le peuple allemand possède de plus intime et de plus national, et en quoi s'exprime pour ainsi dire toute son âme rêveuse et forte à la fois. Je parle de ces traditions et légendes qui vivent dans la bouche des pauvres gens, et dont les meilleures et les plus originales n'ont jamais été écrites. J'en communique ici plus d'une que j'ai moi-même recueillies au foyer d'humbles cabanes, où les racontaient quelque gueux vagabond, quelque grand'-mère vieille et aveugle ; mais les reflets singuliers et mystérieux que les branchages flambants jetaient parfois sur le visage du narrateur, et les battements de cœur de l'auditoire qui écoutait avec un silence religieux, il m'était impossible de les rendre, et ces récits rustiques et presque barbares restent donc privés de leur charme natif le plus merveilleux.

Je m'abstiens de toute observation au sujet des éliminations que mon livre a subies. J'évite du moins ainsi le danger de me rendre coupable d'un manque de tact. J'ai supprimé des diatribes émanées autrefois d'une malice juvénile et injuste, et j'ai fait de même pour des hommages dédicatoires, qui seraient un anachronisme aujourd'hui, et dont la forme intempestive produirait surtout dans ce moment un effet tout contraire à celui où l'auteur visait lorsque parut la première édition de son livre. A cette époque, le nom auquel j'adressais ces hommages était pour ainsi dire un schibolet, et désignait le parti le plus avancé de l'émancipation humaine, qui venait d'être terrassé par les gendarmes et les courtisans de la vieille société. En patronisant les vaincus, je lançais un superbe défi à leurs adversaires, et je manifestais ouvertement mes sympathies pour les martyrs qu'on outrageait alors, et qu'on bafouait sans merci dans les journaux et dans le monde. Je ne craignais pas de m'exposer au ridicule, dont leur bonne cause était, il faut l'avouer, un peu entachée. Les choses ont changé depuis : les martyrs d'autrefois ne sont plus honnis ni persécutés, ils ne portent plus la croix, si ce n'est par hasard la croix de la Légion d'honneur; ils ne parcourent plus nu-pieds les déserts de l'Arabie pour y chercher la femme libre; — ces émancipateurs des liens conjugaux, ces briseurs de chaînes matrimoniales, à leur retour de l'Orient ils se sont mariés et sont devenus les épouseurs les plus intrépides de l'Occident, et ils ont des bottes. La plupart de ces martyrs sont à présent dans la prospérité; plusieurs d'entre eux sont néo-millionnaires, et plus d'un est arrivé aux places les plus honorifiques et les plus lucratives — on va vite avec les chemins de fer. Ces ci-devant apôtres qui ont rêvé l'âge d'or pour toute l'humanité, se sont contentés de propager l'âge de l'argent, le règne de ce dieu-argent, qui est le père et la mère de tous et de toutes — c'est peut-être le même dieu qu'on a prêché en disant : Tout est en lui, rien n'est hors de lui, sans lui on n'est rien — Mais ce n'est pas le dieu qu'adore l'auteur de ces lignes, je lui préfère même ce pauvre Dieu nazaréen qui n'avait pas le sou, et qui était le Dieu des gueux et des souffrants. Comme j'appartiens un peu à cette dernière catégorie, je ferais un acte de grande niaiserie, si je voulais préconiser par des compliments surannés les hautains triomphateurs, les heureux du jour, qui peuvent bien s'en passer.

Je ne puis assez faire ressortir la remarque que je n'avais pas l'intention de donner un tableau complet de l'Allemagne. Je voulais seulement, à différents endroits, soulever le voile qui couvre ce mystérieux pays; et si le lecteur n'a pas vu tout, ou n'a vu qu'une petite partie, du moins il a vu cette petite partie dans sa vérité naturelle, tandis qu'il ne s'instruira que bien pauvrement, ou point du tout, par les livres où on lui promet les renseignements les plus complets et qui, au bout du compte, ne sont qu'une énumération et une nomenclature sèches et stériles, bien qu'exactes et sincères. Quant à la littérature allemande, mon livre n'embrasse que l'histoire de l'école dite romantique, et en me proposant de donner les informations les plus précises sur les écrivains qui y appartiennent, j'ai été forcé de parler d'eux avec plus de détails que je n'en ai accordé à des poëtes allemands d'un ordre supérieur et doués de beaucoup plus de talent, mais qui ne font pas partie de l'école romantique. J'ai même passé sous silence plusieurs grands auteurs que l'on compte parfois parmi les adhérents de cette école, mais qui, à mon sens, n'y appartiennent nullement, comme, par exemple, Henri de Kleist et feu mes amis Charles Immermann et Christian Grabbé, tous les trois hommes d'un grand génie. Ce sont des géants, quand on les compare à ces auteurs de l'école romantique dont j'ai parlé dans mon livre, et ils peuvent sans contredit être regardés comme les poëtes les plus distingués de l'Allemagne pendant la période de Goëthe. En tout cas, ils n'ont pas été surpassés depuis, quoique le théâtre allemand de nos jours possède deux poëtes du mérite le plus rare en la personne de mes amis Frédéric Hebel, auteur de *Judith*, et Alfred Meissner, auteur de *la Femme d'Uria*. Le premier est de la parenté intellectuelle de Kleist et de Grabbé, et ce n'est pas l'affaire d'un critique banal que de savoir apprécier son esprit; l'autre, Alfred Meissner, est bien plus accessible à l'intelligence des masses, son public est plus grand; c'est une âme passionnée, et je suis persuadé qu'il saura un jour conquérir la popularité de Frédéric Schiller, dont il est l'héritier présomptif en Allemagne.

Je viens de faire remarquer que je n'ai pu parler dans mon livre de plusieurs de nos grands poëtes allemands, parce qu'ils n'entraient pas dans mon cadre, destiné exclusivement à l'école romantique. Parmi ces grands poëtes se trouvent aussi quelques poëtes lyriques qui s'approchent de ladite école par la tournure de leur esprit imbu de romantisme. Aussi, par erreur, on les nomme parfois des romantiques. De ce nombre sont quatre dont le talent égale celui de nos plus grands poëtes, ce sont : feu mon ami Adalbert de Chamisso, Français de naissance; puis le magnifique Frédéric Ruckert, dont l'imagination est d'une exubérance luxuriante et orientale; le troisième est mon ami le comte d'Auersberg, connu sous le nom d'Anastasius Grün, poëte lyrique très-riche, presque trop riche en métaphores, et respirant une âme grande et noble; enfin, le quatrième, le dernier venu, est Ferdinand Freiligrath, talent de premier ordre, coloriste puissant et doué d'une grande originalité.

Dans un autre ouvrage, que je ne désespère pas de finir, j'aurai l'occasion de parler amplement de beaucoup d'auteurs allemands, qui ont été mes contemporains, et dont je n'ai donné aucune information dans mon livre *de l'Allemagne.* Je rachèterai alors avec usure les lacunes de ce dernier ouvrage, et je me fais fort que ni le public, ni les écrivains dont je n'ai pu m'occuper aujourd'hui, n'auront rien perdu pour avoir attendu.

HENRI HEINE.

Paris, 15 janvier 1855.

PRÉFACE

DE LA PREMIÈRE ÉDITION

« Quand, après longues années, l'empereur Othon III vint visiter le tombeau où reposait la dépouille mortelle de Charlemagne, il entra dans le caveau avec deux évêques et le comte de Laumel qui a rapporté ces détails. Le corps n'était point couché comme celui des autres morts, mais bien assis sur un siége comme une personne vivante. Il avait une couronne d'or sur la tête, et tenait le sceptre entre ses mains, qui étaient couvertes de gants; mais les ongles avaient poussé et percé le cuir des gants. Le caveau avait été solidement muré avec du marbre et de la chaux. Pour y arriver, il avait fallu briser une ouverture. Au moment où l'on y entra, on sentit une odeur très-forte. Tous plièrent aussitôt le genou, et témoignèrent leur respect au mort. Othon lui mit une robe blanche, lui coupa les ongles, et fit remettre en état tout ce qui était devenu défectueux. Aucune partie des membres ne s'était décomposée, à l'exception du nez dont la pointe était cassée. Othon y fit remettre une pointe d'or : puis il prit dans la bouche de l'illustre mort une dent, fit murer de nouveau le caveau, et s'en fut. La nuit suivante, Charlemagne, dit-on, lui apparut en songe, et lui annonça que lui, Othon, ne vivrait pas longtemps, et ne laisserait pas d'héritiers. »

Voilà ce que racontent les *traditions allemandes ;* mais ce n'est pas le seul exemple de cette espèce. C'est ainsi que votre roi François Ier fit ouvrir le tombeau du célèbre Roland, pour juger par lui-même si ce héros avait été aussi grand que les poëtes voulaient bien le dire. Cela se passa quelque temps avant la bataille de Pavie. C'est une pareille visite que le roi Sébastien de Portugal fit aux caveaux de ses ancêtres, avant de s'embarquer pour cette malheureuse campagne d'Afrique, où les sables d'Alcanzar-Kébir devinrent son linceul. Il fit ouvrir chaque cercueil et interrogea longtemps les traits des anciens rois.

Étrange et horrible curiosité qui pousse souvent les hommes à porter leurs regards dans les tombeaux du passé ! Cela arrive à des périodes extraordinaires, à la fin d'une époque accomplie, ou immédiatement avant une catastrophe. Nous avons vu de notre temps un fait semblable : ce fut un grand souverain, le peuple français, qui eut, un beau matin, la fantaisie d'ouvrir la tombe du passé, et de considérer à la clarté du jour les siècles depuis longtemps expirés et oubliés. Il ne manqua pas de savants fossoyeurs qui se mirent à l'œuvre avec pelles et pioches, pour enlever les décombres et briser l'ouverture des voûtes. On sentit une odeur forte, un haut-goût gothique qui affecta fort agréablement les nez blasés sur les parfums classiques. Les écrivains français s'agenouillèrent respectueusement devant le moyen âge exhumé. L'un lui passa une robe neuve, et l'autre lui fit les ongles ; un troisième lui mit une pièce neuve au nez : ensuite survinrent quelques poëtes qui lui arrachèrent les dents, tout comme avait fait l'empereur Othon.

L'esprit du moyen âge a-t-il apparu en songe à ces arracheurs de dents et restaurateurs de nez ? leur a-t-il prédit la fin prochaine de leur souveraineté romantique? C'est ce que j'ignore. Mon but principal, en parlant de cet événement dans la littérature française, est seulement de déclarer que je n'ai pas entendu la fronder directement ni indirectement, quand j'ai parlé, dans ce livre, en termes un peu durs, d'un fait semblable qui s'est passé en Allemagne. Les écrivains allemands qui relevèrent le moyen âge se proposaient un autre but, comme on le verra dans ces pages, et l'effet qu'ils purent produire sur la grande masse compromit la liberté et le bonheur de ma patrie. Les écrivains français n'eurent en tout ceci que des intérêts artistiques, et le public français ne voulut que satisfaire sa curiosité. Le plus grand nombre n'alla regarder dans le sépulcre du passé qu'à dessein d'y chercher un costume intéressant pour le carnaval. La mode du gothique n'était en France qu'une mode, et ne servait qu'à rehausser la joie des temps présents. On laisse flotter ses cheveux en longues boucles de moyen âge; mais il suffit d'une observation distraite du coiffeur qui vous dit que cela va mal, pour qu'on se fasse abattre du même coup de ciseaux la chevelure moyen-âge et les idées qui s'y rattachent. Hélas! c'est toute autre chose en Allemagne. La raison en est que le moyen âge n'y est pas entièrement mort et décomposé comme chez vous. Le moyen âge allemand ne gît point pourri dans son tombeau; il est souvent animé par un méchant fantôme; il apparaît au milieu de nous à la pleine clarté du jour, et suce la vie la plus colorée de notre cœur.

Hélas! ne voyez-vous pas comme l'Allemagne est pâle et triste, et avec elle la jeunesse allemande, naguère encore si joyeusement enthousiaste? Ne voyez-vous pas le sang à la bouche du vampire plénipotentiaire qui réside à Francfort, et y suce avec une si horrible et ennuyeuse patience le cœur du peuple allemand?

Ce que j'ai dit du moyen âge s'applique encore tout particulièrement à la religion de cette époque. La loyauté exige que je distingue de la manière la plus nette le parti qu'on appelle ici catholique, de ces drôles qui portent le même nom en Allemagne. C'est de ces derniers seulement que j'ai parlé dans ce livre, et en termes qui m'ont paru, il est vrai, beaucoup trop doux encore. Ce sont les ennemis de ma patrie, reptiles d'une hypocrisie insolente et d'une invincible lâcheté. Cela siffle à Berlin, cela siffle à Munich ; et, pendant que vous vous promenez tranquillement sur le boulevard Montmartre, vous sentez soudain la morsure au talon. Mais nous lui écrasons la tête au vieux serpent. C'est la milice du mensonge, ce sont les familliers de la sainte-alliance, les restaurateurs de toutes les misères, de toutes les horreurs, de toutes les folies du passé. A quelle immense distance d'eux se placent les hommes du parti catholique d'ici, dont les chefs appartiennent aux écrivains les plus remarquables de la France ! Quoiqu'ils ne soient pas nos frères d'armes, ils combattent pourtant pour les mêmes intérêts que nous, pour les intérêts de l'humanité. C'est dans cet amour commun que nous sommes unis : nous ne nous séparons que sur la question de ce qui doit le mieux servir l'humanité. Ils croient, eux, qu'elle n'a besoin que de consolation spirituelle ; et nous pensons, au contraire, nous, que la satisfaction corporelle lui est avant tout nécessaire. Quand le parti catholique français, méconnaissant sa véritable mission, s'annonce comme le parti du passé, comme les restaurateurs de la foi du vieux temps, nous devons le protéger contre ses propres assertions. Le XVIII^e siècle a si complétement vaincu le catholicisme en France qu'il l'a presque laissé sans signe de vie, et que celui qui veut rétablir chez vous le catholicisme, a l'air d'un homme qui prêche une religion toute nouvelle. Par la France, j'entends Paris et non pas la province ; car ce que pense la province importe aussi peu que ce que nos jambes pensent. C'est la tête qui est le siége de nos pensées. On m'a dit que les Français provinciaux étaient bons catholiques : je ne puis l'affirmer ni le nier. Les gens que j'ai trouvés en province me faisaient l'effet des bornes milliaires qui portent inscrit sur leur front leur éloignement, plus ou moins grand, de la capitale. Les femmes y cherchent peut-être dans le catholicisme une consolation au chagrin de ne pouvoir vivre à Paris. A Paris même, le catholicisme n'a plus existé de fait depuis la révolution, et, longtemps auparavant, il y avait perdu toute importance réelle. Il se tenait aux aguets dans les recoins des églises, tapi comme une araignée, et bondissait précipitamment hors de sa retraite quand il pouvait saisir un enfant au berceau ou un vieillard au cercueil. C'était seulement à ces deux périodes de la vie, quand il arrivait au monde et quand il le quittait, que le Français tombait sous la main du prêtre chrétien. Pendant tout l'espace intermédiaire, il appartenait à la raison et riait de l'eau bénite et des saintes huiles. Est-ce donc là dites-moi, le règne du catholicisme ? C'est parce qu'il était complétement éteint en France, qu'il a pu, sous Louis XVIII et Charles X, attirer à soi par l'attrait de la nouveauté quelques esprits désintéressés. Le catholicisme était alors quelque chose si inouï, si neuf, si inattendu ! La religion qui régnait avant ce temps en France était la mythologie classique, et cette belle religion avait été prêchée avec un tel succès au peuple français, par ses écrivains, ses poëtes et ses artistes, qu'à la fin du siècle précédent, la vie extérieure et la vie intellectuelle en France portaient tout à fait le costume païen. Pendant la révolution, la religion classique fleurit dans sa plus énergique magnificence. Ce n'était pas là une singerie à la manière des Grecs-Alexandrins. Paris apparaissait comme la continuation naturelle d'Athènes et de Rome. Sous l'empire, cet esprit antique s'éteignit insensiblement ; les dieux de la Grèce ne régnèrent plus que sur le théâtre, et la vertu romaine ne posséda plus que les champs de bataille. Une nouvelle foi avait surgi qui se résuma dans un seul nom, **Napoléon** ! Cette foi règne encore aujourd'hui dans la masse. On a donc tort de dire que le peuple français est irréligieux, parce qu'il ne croit plus au Christ et à ses saints ; dites plutôt : l'irréligiosité des Français consiste à croire maintenant à un homme au lieu de croire aux dieux immortels. Dites encore : les Français sont irréligieux, parce qu'ils ne croient plus à Jupiter, plus à Diane, plus à Minerve, plus à Vénus. Ce dernier point est contestable ; je sais au moins qu'à l'égard des Grâces, la France est toujours restée orthodoxe.

J'espère qu'on n'interprétera pas mal ces observations : elles avaient pour but de prévenir le lecteur contre de fâcheux malentendus. Dans les trois premières parties de ce livre, j'ai parlé avec quelque développement des luttes entre la religion et la philosophie en Allemagne ; j'avais à expliquer cette révolution intellectuelle de mon pays, sur laquelle madame de Staël a répandu pour sa part tant d'erreurs en France. Je le déclare franchement : je n'ai cessé d'avoir en vue le livre de cette grand'mère des doctrinaires, et c'est dans une intention de redressement que j'ai donné au mien ce même titre DE L'ALLEMAGNE.

Paris, le 8 avril 1835.

PREMIÈRE PARTIE

— DE L'ALLEMAGNE JUSQU'A LUTHER —

Après avoir travaillé pendant longtemps à faire comprendre la France en Allemagne, à détruire ces préventions nationales que les despotes savent si bien exploiter à leur profit, j'entreprends aujourd'hui un travail semblable et non moins utile en expliquant l'Allemagne aux Français.

La Providence, qui m'a imposé cette tâche, me donnera aussi les lumières nécessaires. J'accomplis une œuvre profitable à deux pays, et j'ai pleine foi dans ma mission.

Autrefois, l'ignorance la plus parfaite régnait en France à l'égard de l'Allemagne intellectuelle, ignorance qui devenait très-funeste en temps de guerre. Aujourd'hui, au contraire, surgissent un demi-savoir, une interprétation erronée de l'esprit allemand, une confusion de doctrines tudesques, qui est redoutable et très-dangereuse en temps de paix.

La plupart des Français se sont imaginé qu'il suffit de connaître les chefs-d'œuvre de l'art allemand pour comprendre la pensée de l'Allemagne : mais l'art n'est qu'une seule face de cette pensée ; et encore pour la comprendre, il faut connaître les deux autres faces de la pensée allemande : la religion et la philosophie.

Ce n'est que par l'histoire de la réforme religieuse, proclamée par Luther, qu'on peut apprendre comment la philosophie a pu se développer chez nous, et seulement par l'exposition de nos systèmes philosophiques, on saurait apprécier cette grande révolution littéraire, qui a commencé par la théorie, par les principes d'une nouvelle critique, et qui a produit ce romantisme que vous avez tant admiré. Vous avez admiré des fleurs dont vous ne connaissiez ni les racines ni le langage symbolique. Vous n'avez vu que les couleurs ; vous n'avez senti que les parfums.

Pour dévoiler la pensée allemande, je dois donc parler d'abord de la religion. Cette religion, c'est le christianisme.

Ne vous alarmez pas, âmes pieuses ! je ne blesserai pas vos oreilles par des plaisanteries profanes. Elles peuvent encore avoir quelque portée en Allemagne, où il est peut-être utile de neutraliser en ce moment l'influence de la religion ; car, nous autres Allemands, nous sommes dans la situation où se trouvait la France avant sa révolution, lorsque le christianisme était inséparablement lié à l'ancien régime. L'un ne pouvait être ébranlé tant que l'autre eût continué d'exercer son influence sur la multitude. Il fallut que Voltaire fît entendre son rire tranchant avant que Samson pût laisser tomber sa hache. Mais le rire de Voltaire n'a rien prouvé; il a produit un effet tout brutal, comme l'ignoble hache de Samson. Voltaire n'a fait que blesser le corps du christianisme : tous ses sarcasmes, puisés dans l'histoire de l'église; toutes ses épigrammes sur le dogme et le culte, sur la Bible, ce saint livre de l'humanité, sur la Vierge Marie, la plus belle fleur de la poésie; tout ce carquois, hérissé de flèches philosophiques qu'il décocha contre le clergé et la prêtrise, ne blessa que l'enveloppe mortelle du christianisme, et non pas son essence intérieure; il ne put atteindre ni les profondeurs de son génie ni son âme immortelle.

Car le christianisme est une idée; et, en cette qualité, il est indestructible, immortel, comme le sont les idées. Mais cette idée, qu'est-elle ?

C'est parce qu'on n'a pas encore conçu clairement cette idée, parce qu'on a pris ses formes extérieures pour sa réalité, qu'il n'existe pas une histoire du christianisme. Bien que deux partis opposés écrivent l'histoire de l'église, et se contredisent constamment, ils sont cependant d'accord en cela qu'ils ne disent précisément ni l'un ni l'autre ce qu'est après tout cette idée qui fut l'essence du christianisme, cette idée qui s'efforce de se révéler dans sa symbolique, dans son dogme et dans son culte, et qui s'est manifestée dans la vie réelle des peuples chrétiens. Ni Baronius, le cardinal catholique, ni Schrœckh, le conseiller aulique protestant, n'abordent cette idée. Feuilletez toute la collection des actes des conciles, le code de la liturgie, toute l'histoire ecclésiastique de Saccarelli, vous n'apprendrez pas ce que fut l'idée du christianisme. Que voyez-vous dans la soi-disant histoire des églises d'Orient et d'Occident? Dans la première, des subtilités dogmatiques, à l'aide desquelles les vieux sophistes grecs cherchent à se renouveler; dans la seconde, rien que des questions de discipline, des querelles que font naître les intérêts ecclésiastiques, et où l'esprit casuistique des anciens Romains se manifeste de nouveau. Comme on s'était disputé à Constantinople sur le *logos*, on se bat à Rome pour les rapports des puissances temporelle et spirituelle; là on s'attaque sur *homousios*, ici sur l'investiture. Mais les questions byzantines :

Si le *logos* est *homousios* à Dieu le père?

Ou si Marie doit être appelée mère de l'homme ou mère de Dieu?

Si le Christ manquant d'aliments devait mourir de faim, ou s'il n'avait faim que parce qu'il voulait avoir faim? Toutes ces questions ne s'appuyaient au fond que sur des intrigues de cour, et la solution dépendait de ce qui se passait à la sourdine dans les petits appartements du *palatii sacri*. Tout se rapporte à des caquets de femmes et d'eunuques. Il y a un homme au fond de chaque question, et dans l'homme un parti qu'on sert ou qu'on poursuit. Les choses ne se passaient pas mieux en Occident. Rome voulait toujours dominer. Quand ses légions succombaient, elle envoyait des dogmes dans les provinces. Toutes les discussions de croyances avaient des usurpations romaines pour bases. Il s'agissait de consolider la puissance suprême de l'évêque de Rome. Celui-ci était toujours très-tolérant pour les articles de foi proprement dits, mais il vomissait feu et flamme dès qu'on touchait aux droits de l'Église. Il ne disputait pas beaucoup sur les personnes en Jésus-Christ, mais beaucoup sur les conséquences des décrétales d'Isidore. Il centralisait son pouvoir par le droit canonique, par l'installation des évêques, par le rabaissement de l'autorité des princes, par des fondations d'ordres monastiques, par le célibat des prêtres, etc.

Mais tout cela était-ce le christianisme? L'idée du christianisme se révèle-t-elle à nous pendant la lecture de cette histoire? Et cette idée, je le demande encore, quelle est-elle?

En jetant un regard libre de préjugés dans l'histoire des Manichéens et des Gnostiques, on pourrait déjà découvrir, dans le premier siècle de l'ère chrétienne, comment cette idée s'est formée, et comment elle s'est manifestée dans le monde. Bien que les uns aient été déclarés hérétiques, que les autres soient décriés, et que l'église les ait condamnés tous, leur influence sur le dogme s'est cependant conservée, l'art chrétien s'est développé de leurs symboles, et leur façon de voir s'est identifiée à la vie entière de tous les peuples chrétiens. Dans leurs dernières raisons, les manichéens ne diffèrent pas beaucoup des gnostiques. La doctrine des deux principes, le bon et le mauvais, qui se combattent, leur est commune. Les uns, les manichéens, empruntèrent ce dogme à l'ancienne religion des Parsis, où Ormuz, la lumière, est opposé à Ariman, la nuit ou les ténèbres. Les autres, les véritables gnostiques, croyaient plus à la préexistence du bon principe, et expliquaient la naissance du mauvais principe par l'émanation, par génération d'*Eons* qui se détérioraient d'autant plus qu'ils s'éloignaient de leur origine. D'après Cerynthus, le créateur de notre monde n'est nullement le Dieu très-haut, mais seulement une émanation de lui, un de ces Eons, le véritable *demiourgos*, qui a insensiblement dégénéré, et qui s'est placé en adversaire vis-à-vis du *logos*, le bon principe émané directement du Dieu suprême. Cette cosmogonie gnostique est d'origine indienne; elle entraîne avec elle la doctrine de l'incarnation de Dieu, de la mortification de la chair, de la vie contemplative; elle a donné naissance à l'ascétisme, à l'abnégation monastique, qui est la fleur la plus pure de l'idée chrétienne. Cette idée n'a pu se manifester que très-vaguement dans le dogme, et n'apparaître que confusément dans le culte. Toutefois nous voyons apparaître partout la doctrine des deux principes; le pervers Satan est partout opposé au Christ; le monde spirituel est représenté par le Christ; le monde matériel par le diable. Au premier est notre âme, au second notre corps. Le monde entier, la nature, sont dévolus par leur origine au mal. C'est par eux que Satan, le prince des ténèbres, veut nous entraîner à notre perte, et il faut renoncer à tous les plaisirs sensuels de la vie, martyriser notre corps, inféodé à Satan, afin que l'âme s'élève plus majestueusement aux lumières du ciel, au royaume éblouissant du Christ.

Ce système, qui est *l'idée du christianisme*, s'était répandu avec une incroyable rapidité dans tout l'empire romain; ces souffrances, cette fièvre, cette tension extrême, durèrent pendant tout le moyen âge, et nous autres modernes nous en ressentons encore souvent de la douleur et de la faiblesse dans tous les membres. Si quelqu'un de nous est déjà guéri, il ne peut cependant échapper à l'atmosphère d'hôpital qui l'entoure, et il se trouve malheureux comme un homme bien portant parmi des malades. Un jour, quand l'humanité sera pleinement revenue à la santé, quand la paix aura été conclue entre le corps et l'âme, et qu'ils reparaitront dans leur harmonie primitive, alors la querelle factice que le christianisme a fait naitre, paraîtra à peine compréhensible. Les générations plus belles et plus heureuses, qui naitront de libres hyménées, s'élèveront florissantes au sein d'une religion de plaisir, souriront douloureusement en songeant à leurs pauvres ancêtres, dont la vie s'est tristement passée dans l'abstinence de toutes les joies de cette belle terre, et où les chaudes et brillantes émotions des sens étaient frappées d'une mortelle flétrissure. Oui, je le dis avec certitude, nos descendants seront plus beaux et plus heureux que nous; car je crois au progrès, et je tiens Dieu pour un être clément qui a destiné l'humanité au bonheur. En parlant ainsi, je crois l'honorer plus que ceux qui pensent que l'homme est né pour souffrir. Déjà, sur cette terre, je voudrais voir cette félicité s'établir par les fruits des institutions politiques et industrielles fondées sur la liberté, ce qui, selon la pensée des âmes dévotes, n'aura lieu qu'au ciel, après le jugement dernier. Ce sont peut-être là, des deux parts, de folles espérances, et peut-être n'y a-t-il à espérer de résurrection pour l'humanité ni dans le sens politique ni dans le sens religieux. L'humanité est peut-être destinée à d'éternelles misères, condamnée à être foulée aux pieds par les despotes, exploitée par leurs suppôts, et bafouée par leurs laquais. Hélas, s'il en était ainsi, ce serait un devoir pour ceux-là même qui regardent la religion comme une erreur, que de la maintenir; qu'ils parcourent alors l'Europe, les pieds nus et sous des capuchons de moines, qu'ils prêchent le néant et la renonciation à tous les biens terrestres, qu'ils montrent aux hommes enchaînés et avilis la consolante image du crucifix, et qu'ils leur promettent après leur mort toutes les joies du ciel.

La durée des religions a toujours dépendu de leur nécessité. Pendant dix-huit siècles, le christianisme a été un bienfait pour l'humanité; il a été providentiel, divin, saint. Tout ce qu'il a fait en faveur de la civilisation, en affaiblissant les forts, en donnant des forces aux faibles, en liant les nations par un même sentiment, par un même langage, et tout ce que ses apologistes lui ont attribué de grand, tout cela est encore peu de chose comparé à cette immense consolation qu'il répandait parmi les hommes. Une gloire éternelle appartient au symbole de ce Dieu souffrant, de ce Dieu crucifié, à la couronne d'épines, dont le sang a coulé comme un baume adoucissant sur les plaies de l'humanité. Le poëte surtout doit reconnaître avec respect la sainte sublimité de ce symbole. L'ensemble de tels symboles qui éclate dans les arts et dans la vie du moyen âge, excitera, dans tous les temps, l'admiration du poëte. Quelle colossale unité dans l'art chrétien, quelle unité dans ses œuvres! Voyez ces dômes gothiques, comme ils s'harmonisent avec le culte, et comme se révèle bien ici l'idée de l'Église elle-même! Ici tout s'élève vers le ciel, tout se transsubstancie: la pierre s'élance en bourgeons, en feuillage, et devient arbre; les fruits de la vigne et du froment deviennent du sang et de la chair; l'homme devient Dieu; Dieu devient pur esprit! Quelle source précieuse et féconde pour les poëtes que cette vie chrétienne du moyen âge! Le christianisme seul pouvait répandre sur cette terre tant de hardis contrastes, des douleurs si colorées, des beautés si hasardées; tout cela est si grand, si merveilleux, si inouï, qu'on dirait que rien de pareil n'a jamais existé dans la réalité, et que tout cela a été enfanté dans le délire d'une fièvre, dans le délire colossal de quelque dieu fou. Dans cette sublime époque de la religion chrétienne, la nature elle-même semblait alors se travestir sous des formes fantastiques; et bien que l'homme, plongé dans les profondeurs de ses abstractions, se détournât d'elle avec chagrin, elle l'éveillait quelquefois d'une voix à la fois si douce et si terrible, si prodigieusement tendre, si enchanteresse et si puissante, que l'homme écoutait involontairement, souriait, s'effrayait et en mourait quelquefois. L'histoire du rossignol de Bâle me revient en ce moment à la mémoire; et comme, sans doute, vous ne la connaissez pas, je veux vous la conter.

Un jour de mai 1433, du temps du concile de Bâle, une société d'ecclésiastiques alla se promener dans un bois, près de la ville. Il y avait des prélats, des docteurs, des moines de toutes les couleurs, et ils disputaient sur des points de difficulté théologique, distinguant, argumentant, s'échauffant sur les annates, les expectatives et les restrictions, recherchant si Thomas d'Aquin a été un plus grand philosophe que Bonaventure; que sais-je, moi? Tout à coup, au milieu de leurs discussions dogmatiques et abstraites, ils se turent et restèrent comme enracinés dessous un tilleul en fleurs, où se cachait un rossignol qui roucoulait et soupirait les mélodies les plus molles et les plus tendres. Tous ces savants personnages se sentirent merveilleusement touchés, leurs cœurs scolastiques et monastiques s'ouvrirent à ces chaudes émanations du printemps; ils se réveillèrent de l'engourdissement glacial où ils étaient plongés; ils se regardèrent avec surprise et ravissement, — lorsqu'un d'eux remarqua subtilement que tout ceci ne lui semblait pas très-canonique, que ce rossignol pourrait bien être un démon, que ce démon les détournait de leur conversation chrétienne par ses chants séducteurs, qu'il les entraînait à la volupté et aux doux péchés, et il se mit à l'exorciser avec la formule alors usitée : *adjuro te per eum qui venturus est judicare vivos et mortuos*, etc. On dit que l'oiseau répondit à cet exorcisme : « Oui, je suis un malin esprit ! » et qu'il s'envola en riant. Pour ceux qui l'avaient entendu chanter, ce jour-là même ils tombèrent malades et moururent bientôt.

Cette histoire n'a pas besoin de commentaire. Elle porte l'effroyable cachet d'un temps où tout ce qui était doux et aimable était taxé de sorcellerie diabolique. Le rossignol lui-même était calomnié, et l'on faisait un signe de croix quand il chantait. Le vrai chrétien marchait les sens soigneusement bouchés, comme une abstraction, comme un spectre, au milieu de la riante nature. Je reviendrai plus tard sur ce rapport entre les âmes chrétiennes et la nature; car, pour faire connaître l'esprit de l'école romantique moderne, je serai forcé d'exposer les superstitions populaires allemandes. Pour le moment, je me bornerai à remarquer que des écrivains français, égarés par l'autorité de quelques Allemands, sont tombés dans une grande erreur, en admettant que, pendant le moyen âge, les croyances populaires avaient été les mêmes dans toute l'Europe. Ce n'est que sur le bon principe, sur le royaume de Jésus-Christ, que l'Europe entière nourrissait les mêmes vues; l'église de Rome y pourvoyait, et quiconque s'éloignait de l'opinion prescrite, était un hérétique. Mais sur le mauvais principe, sur l'empire de Satan, les vues variaient selon les pays, et dans le nord on s'en faisait une autre idée que dans les contrées romantiques du sud. Cela venait de ce que les prêtres chrétiens ne rejetaient pas comme des songes vides les vieilles divinités nationales, mais qu'ils leur accordaient une existence réelle, en assurant toutefois que les dieux étaient autant de diables et de diablesses, qui avaient perdu pouvoir sur les hommes par la victoire du Christ, et qui cherchaient maintenant à les attirer à eux de nouveau, par la ruse et la volupté. Tout l'olympe était devenu un enfer dans l'espace, et les poëtes du moyen âge avaient beau chanter avec grâce les divinités grecques, le pieux lecteur chrétien ne voyait là que démons et revenants. Le sombre anathème des moines tomba surtout bien rudement sur la pauvre Vénus. Elle passait pour une fille de Belzébuth, et le bon chevalier Tanhauser lui dit même en face :

O Vénus, ma belle déesse,
Vous êtes une diablesse !

Ce Tanhauser, Vénus l'avait entraîné dans ce lieu merveilleux qu'on nommait la montagne de Vénus, où la belle déesse et ses nymphes menaient, au milieu des jeux et des danses, la vie la plus dissolue. Diane elle-même, en dépit de sa chasteté, était accusée de courir les bois dans la nuit avec ses nymphes; de là les légendes du Féroce chasseur et de la Chasse nocturne. Ici se montre tout à fait le point de vue gnostique de la détérioration des choses divines, et l'idée du christianisme se révèle de la manière la plus sensible dans cette transformation de l'antique culte national.

La foi nationale en Europe, mais plus au nord qu'au sud, était panthéiste. Ses mystères et ses symboles reposaient sur un culte de la nature ; dans chaque élément on adorait un être merveilleux; dans chaque arbre respirait une divinité; toutes les apparitions du monde sensible étaient divinisées. Le christianisme retourna cette manière de voir; au lieu de diviniser la nature, il la diabolisa. Mais les riantes images de la mythologie grecque, inventées par les artistes, et qui régnaient avec la civilisation dans le midi, n'étaient pas aussi faciles à changer en masques sataniques que les dieux de la Germanie, à la création desquels nulle pensée artiste n'avait présidé, et qui étaient déjà aussi chagrins que le nord même. Ainsi, en France, on ne put créer un empire du diable aussi formidable et aussi noir que chez nous, et le monde des esprits et des sorciers y prit une forme sereine. Combien les légendes populaires de la France sont belles, éclatantes et claires, comparées aux légendes de l'Allemagne, ces tristes enfantements pétris de sang et de nuages, dont les formes sont si grises et si blafardes, et l'aspect si cruel! Nos poëtes du moyen âge, qui choisissaient, la plupart, des sujets que vous autres de la Bretagne et de la Normandie, vous aviez trouvés et traités les premiers, donnèrent peut-être à dessein, à leurs ouvrages, ces agréables formes de l'ancien esprit français. Mais dans nos compositions nationales, et dans nos légendes populaires traditionnelles, domina ce sombre esprit du nord dont vous pouvez à peine vous faire une idée. Vous avez, ainsi que nous, plusieurs sortes d'esprits élémentaires, mais les nôtres diffèrent autant des vôtres qu'un Allemand diffère d'un Français. Que les démons de vos fabliaux sont nets et propres en comparaison de la canaille infernale de nos esprits infects et mal léchés! Vos fées, vos lutins, de quelque pays que vous les tiriez, du pays de Galles ou de l'Arabie, semblent parfaitement naturalisés chez vous. Vos Ondines et vos Mélusine, par exemple, sont des princesses; les nôtres sont des blanchisseuses. Quelle frayeur éprouverait la fée Morgane, si elle rencontrait une sorcière allemande, toute nue, enduite d'onguent, et courant, à cheval sur un balai, au sabbat du Broken, cette montagne qui sert de rendez-vous à tout ce qui a été conçu de plus hideux et de plus sombre! A sa cime est assis Satan, sous la forme d'un bouc noir. Chaque sorcière s'approche de lui, un cierge à la main, et le baise là où cesse le dos. Puis, toutes ces sœurs infernales dansent en rond autour de lui. Le bouc bêle, et l'infernale *chahut* lance au loin un cri de joie féroce. Quand les sorcières perdent un de leurs souliers dans cette danse, c'est pour elles un triste présage; cela signifie qu'elles seront brûlées dans le cours de l'année. Mais la folle musique du sabbat, digne de Berlioz, dissipe toutes les craintes et tous les pressentiments, et quand la pauvre sorcière se réveille le matin de son ivresse, elle se retrouve nue et accablée sur la cendre, près de son foyer éteint.

On trouve les meilleures notions sur ces sorcières dans la *Démonologie* de l'honorable et savant docteur Nicolas Remigius, juge criminel de son altesse sérénissime le duc de Lorraine. Cet homme perspicace était, il est vrai, dans la meilleure situation du monde pour connaître les sorcières, car il instruisait leurs procès, et, dans son temps seulement, plus de huit cents femmes montèrent, en Lorraine, sur le bûcher, comme atteintes et convaincues de sorcellerie. L'épreuve consistait particulièrement en ceci : on leur liait les mains et les pieds ensemble, puis on les plongeait dans l'eau. Si elles tombaient au fond et se noyaient, elles étaient innocentes; mais flottaient-elles au-dessus de la rivière, on les tenait pour coupables et on les brûlait sans miséricorde. C'était la logique du temps.

Comme base du caractère des démons allemands, nous voyons que tout ce qui est idéal leur a été enlevé, et que l'horrible est allié en eux à l'ignoble. Plus ils se montrent lourdement familiers, plus l'impression qu'ils produisent est effroyable. Rien n'est plus repoussant que nos revenants, nos kobolds et nos farfadets. Prætorius, dans son *Antropodemus plutonicus* donne une page à ce sujet, que je copie :

« Les anciens n'ont pu dire autre chose des kobolds, sinon que c'étaient des hommes véritables, de forme semblable aux petits enfants, avec de petits habits bariolés ; quelques-uns ajoutent qu'ils portent un couteau qui sort de leurs reins, par quoi ils sont très-laids à voir, ayant été autrefois méchamment assassinés avec cet instrument. Les superstitieux pensent que ce doivent être les âmes de gens tués dans la maison où ils apparaissent ; et ils rapportent beaucoup d'histoires, disant que les kobolds rendent de si bons services aux servantes et aux cuisinières et se font tant aimer, que beaucoup de celles-ci les ont pris en affection au point de désirer ardemmnent leur vue et de les appeler. Mais ces esprits ne se rendent pas volontiers à leurs désirs, car ils disent qu'on ne peut les voir sans frissonner à en mourir. Cependant, quand les servantes insistent, les kobolds désignent un endroit de la maison où ils se présentent en personne ; ils préviennent qu'il faut avoir soin d'apporter avec soi un seau d'eau froide. C'est qu'il est arrivé souvent que le kobold est venu s'étendre tout nu sur un carreau, avec son grand couteau qui lui sortait du dos, et que la servante effrayée est tombée en défaillance. Là-dessus, le petit être se levait, prenait l'eau, et il en inondait la créature pour qu'elle revînt à elle. Et aussitôt la servante perdait son envie et ne demandait plus jamais à revoir le petit Chim. Il faut savoir que les kobolds ont tous des noms particuliers, mais qu'ils se nomment ordinairement *Chim*. On dit aussi qu'ils se livrent à toutes sortes de travaux pour les valets et les servantes auxquels ils se sont adonnés, étrillant les chevaux, faisant la litière de l'écurie, lavant tout, tenant la cuisine en bon ordre, faisant l'ouvrage de la maison, et donnant tant d'attention à tout, que le bétail engraissait et profitait beaucoup sous leur surveillance. Il faut, pour cela, que la valetaille caresse beaucoup les kobolds, qu'on ne leur fasse pas la moindre peine, qu'on ne rie jamais d'eux, et qu'on ne leur refuse jamais les mets qu'ils affectionnent. Quand une cuisinière a pris une de ces petites créatures pour son aide secret, elle doit chaque jour, à la même heure, au même lieu, lui porter un plat bien préparé et bien assaisonné, et s'en aller sans regarder derrière elle ; après cela, elle peut paresser tout à son aise, dormir le soir, elle ne trouvera pas moins son ouvrage fait dès le matin. Oublie-t-elle une fois son devoir et néglige-t-elle de porter le plat du kobold à l'heure dite, elle est forcée de faire toute seule sa tâche, et rien ne lui réussit. Tantôt elle se brûle dans l'eau bouillante, tantôt elle brise les pots et la vaisselle, elle renverse les sauces, etc.; ce qui la fait infailliblement gronder et punir par le maître ou la maîtresse du logis, cas auquel on entend souvent le kobold se moquer et rire. De leur côté, les kobolds ont coutume de rester dans la maison même quand on y change de servantes. Souvent une servante qui s'en allait recommandait le kobold à celle qui prenait sa place, et quand celle-ci ne tenait pas compte de ses recommandations, les malheurs ne lui manquaient pas, et elle était forcée à son tour de quitter bientôt la maison. »

L'anecdote suivante est peut-être une des plus terribles aventures de ce genre.

Une servante avait eu pendant bien des années un invisible esprit familier qui s'asseyait près d'elle au foyer, où elle lui avait fait une petite place, s'entretenant avec lui pendant les longues nuits d'hiver. Un jour la servante pria Heinzchen (elle nommait ainsi l'esprit) de se laisser voir dans sa véritable forme. Mais Heinzchen refusa de le faire. Enfin, après de longues instances, il y consentit, et dit à la servante de descendre dans la cave où il se montrerait. La servante prit un flambeau, descendit dans le caveau, et là, dans un tonneau ouvert, elle vit un enfant mort qui flottait au milieu de son sang.

Or, longues années auparavant, la servante avait mis secrètement un enfant au monde, l'avait égorgé, et l'avait caché dans un tonneau.

Les Allemands sont ainsi faits, qu'ils cherchent leurs meilleures bouffonneries dans les choses terribles, et les légendes populaires qui parlent des kobolds sont souvent remplies de traits plaisants. Les histoires les plus amusantes sont celles du *Hudeken*, un kobold qui faisait ses tours dans le XII^e siècle, à Hildesheim, et dont il est question dans nos chroniques, dans nos romans merveilleux et dans nos veillées. J'emprunte à la chronique du cloître de Hirschau, par l'abbé Trithême, le passage suivant :

« En l'an 1132, apparut à beaucoup de gens de l'évêché d'Hildesheim, et pendant un certain temps, un très-malin esprit. Il avait la forme d'un manant, et portait un chapeau sur sa tête. C'est pourquoi les paysans le nommaient en langue saxonne *Hudeken* (petit chapeau). Cet esprit trouvait son plaisir à hanter les hommes, à être tantôt visible et tantôt invisible, à leur faire des questions, et à répondre à celles qu'on lui faisait. Il n'offensait personne sans motif. Mais quand on se moquait de lui, ou lorsqu'on l'injuriait, il rendait le mal avec usure. Le comte Burchard de Luka ayant été tué par le comte Hermann de Wissembourg, et son pays se trouvant en danger de devenir la proie de ce dernier, Hudeken alla réveiller l'évêque Bernhard de Hildesheim dans son sommeil, et lui cria : « Lève-toi, tête chauve ! la comté de Wissembourg est abandonnée et vacante par le meurtre de son seigneur, et tu pourras facilement l'occuper. » L'évêque rassembla vitement ses gens d'armes, tomba sur les domaines du comte félon, et les réunit, avec l'assentiment de l'empereur, à son évêché. L'esprit avertit bien souvent ledit évêque de toutes sortes de dangers, et se montra souvent dans les cuisines du palais épiscopal, où il s'entretenait avec les marmitons, et leur rendait toutes sortes de services. Comme on était devenu très-familier avec Hudeken, un jeune marmiton se permettait de le harceler et de lui jeter de l'eau malpropre chaque fois qu'il paraissait. Enfin l'esprit pria le maître-queux ou le principal cuisinier de défendre ces espiégleries à ce garçon mal courtois, le maître-queux répondit : « Tu es un esprit, et tu as peur d'un pauvre gars ! » A quoi Hudeken répondit d'un ton menaçant : « Puisque tu ne veux pas châtier ce garçon, je te montrerai dans quelques jours si je le redoute ! » Bientôt après, le garçon qui avait offensé l'esprit se trouva dormir tout seul dans la cuisine. L'esprit le saisit, le poignarda, le mit en pièces, et jeta tous les lambeaux de son corps dans les pots qui étaient sur le feu ; quand le cuisinier découvrit ce tour, il se mit à maudir l'esprit, et le jour suivant Hudeken gâta tous les rôts qui étaient à la broche, en y versant du venin et du sang de vipère. La vengeance porta le cuisinier à de nouvelles injures ; alors l'esprit l'entraina sur un faux-pont enchanté, et le fit périr dans les fossés du château. Depuis ce temps, il passa les nuits sur les remparts et les tours de la ville, inquiétant beaucoup les sentinelles, en les forçant à faire une rigoureuse surveillance. Un bourgeois qui avait une femme infidèle, dit un jour en plaisantant, au moment de se mettre en voyage : « Hudeken, mon ami, je te recommande ma femme ; garde-la bien. » Dès que le bourgeois se fut mis en route, la femme déloyale fit venir tous ses amants les uns après les autres. Mais Hudeken n'en laissa pas approcher un seul, et les jeta tous du lit sur le plancher. Lorsque le mari revint de son voyage, l'esprit alla au-devant de lui, et lui dit : « Je me réjouis de ton retour, qui me délivre du lourd service que tu m'avais imposé. J'ai préservé ta femme du péché d'infidélité avec une peine incroyable, mais je te prie de ne plus la mettre sous ma garde. J'aimerais mieux garder tous les pourceaux du pays de Saxe, qu'une femme qui veut se jeter dans les bras de ses amants. »

Je dois remarquer, pour l'exactitude historique, que le chapeau qui couvrait toujours la tête de Hudeken s'éloigne du costume ordinaire des kobolds ; ceux-ci sont habituellement vêtus de gris, et portent un petit bonnet rouge. Du moins c'est sous cet affublement qu'on les trouve en Danemark, où ils sont encore dans le plus grand nombre. Autrefois, je croyais qu'ils avaient choisi ce pays pour séjour à cause de sa belle orge rouge ; mais un jeune poète danois, M. Anderson, que j'ai eu le plaisir de connaître à Paris, cet été, m'a positivement assuré que les *nissen*, ainsi qu'on nomme les kobolds en Danemark, préfèrent pour leur nourriture la panade au beurre. Quand ces kobolds se sont introduits dans une maison, ils ne se montrent pas facilement disposés à la quitter. Toutefois, ils ne viennent jamais sans être annoncés, et ils préviennent le maître du logis de la façon suivante. La nuit, ils portent dans la maison une grande quantité de petits éclats de bois, et ils répandent de la fiente de bétail dans les vases où l'on conserve le lait; si le maître ne jette pas les éclats de bois, s'il consomme avec sa famille ce lait ainsi souillé, les kobolds s'installent chez lui pour toujours. Un pauvre Jutlandais devint si chagrin de la présence incommode d'un de ces singuliers commensaux, qu'il résolut de lui abandonner sa maison. Il chargea ses misérables effets sur une brouette, et se mit en chemin pour aller s'établir dans le village prochain. Mais s'étant retourné une fois sur la route, il aperçut le petit bonnet rouge et la petite tête du kobold, qui s'avançait hors d'une des barattes au beurre, et qui lui cria amicalement : *wi flutten !* (nous déménageons) !

Je me suis arrêté peut-être un peu trop longtemps près de ces petits démons, et il est temps que je passe aux grands. Mais toutes ces histoires donnent une idée des croyances et du caractère du peuple allemand. Cette croyance était jadis aussi puissante que la foi en l'Église. Lorsque le savant docteur Remigius eut achevé son grand ouvrage sur la sorcellerie, il se regarda comme si bien instruit de sa matière, qu'il crut pouvoir se livrer lui-même à la magie, et, consciencieux docteur qu'il était, il ne manqua pas de se dénoncer aux tribunaux comme sorcier. Il fut brûlé publiquement par suite de ces aveux.

Ces horreurs ne provenaient pas directement de l'église catholique, mais indirectement sans aucun doute, car elle avait si artificieusement interverti la vieille religion germanique, que le système panthéistique des Allemands était devenu pandémonique, et les divinités populaires avaient été changées en diables affreux. L'homme n'abandonne pas volontiers ce qui a été cher à ses pères, ses prédilections s'y cramponnent secrètement et souvent à son insu, même quand on l'a mutilé et défiguré. Aussi cette superstition populaire, toute travestie qu'elle soit, durera-t-elle peut-être en Allemagne plus longtemps que le culte officiel de nos jours, qui n'a pas, comme elle, sa racine dans l'antique nationalité. Au temps de la réformation, le souvenir des légendes catholiques s'effaça rapidement, mais nullement la croyance aux enchantements et aux sorciers. Luther ne croit plus aux miracles du catholicisme ; mais il croit encore à la puissance du diable. Ses *propos de table* sont pleins d'histoires anciennes et curieuses où il est question des tours que fait Satan, des kobolds et des sorcières. Lui-même, souvent, il crut lutter avec le diable en personne. A la Wartbourg, où il traduisit le Nouveau-Testament, il fut si fortement troublé par le diable, qu'il lui jeta son écritoire à la tête. Depuis ce temps, le diable a une grande horreur de l'encre, mais peut-être encore plus du noir d'imprimerie. Dans ces *propos de table*, il est bien souvent question de la finesse et de l'astuce du diable, et je ne puis me dispenser de vous citer encore une histoire.

Le docteur Martin Luther conte qu'un jour quelques bons compagnons étaient assis et devisaient dans un cabaret. Il y avait parmi eux un garçon impatient, emporté et sauvage, qui s'était mis à dire que si quelqu'un voulait lui donner une bonne pinte de vin, il lui vendrait son âme.

Peu de moments après, un homme entra dans la chambre, s'assit près de lui, but avec lui, et lui dit :

— Écoute, tu as dit tout à l'heure que si quelqu'un voulait te donner une bonne pinte de vin, tu lui vendrais ton âme ?

Celui-là répéta encore : — Oui, je le veux bien ; aujourd'hui buvons, faisons des folies et soyons de bonne humeur.

L'homme, qui était le diable, dit oui, et bientôt après il disparut. Lorsque le même buveur eut passé joyeusement toute la journée, et se trouva ivre, le même homme, le diable, revint, s'assit près de lui, et dit aux autres compagnons de débauche :

— Mes chers sires, quand quelqu'un achète un cheval, la selle et la bride ne lui appartiennent-elles pas aussi ? Que vous en semble ? Tous eurent une grande frayeur. Mais finalement l'homme leur dit :

— Allons, parlez nettement.

Ils en convinrent, et répondirent : — Oui, la selle et la bride lui appartiennent aussi. Alors le diable s'empara de ce garçon emporté, l'enleva par le toit, et personne ne sut jamais où il était allé.

Bien que je porte le plus grand respect à notre grand maître Martin Luther, il me semble qu'il a complétement méconnu le caractère du diable. Celui-ci ne parla jamais du corps avec autant de mépris qu'il le fait en cette circonstance. Quelque mal qu'on ait dit du diable jusqu'ici, on ne saurait l'accuser d'être spiritualiste.

Mais Martin Luther méconnut encore plus les sentiments du pape et de l'église catholique. Dans une stricte impartialité, je dois les défendre tous deux, comme j'ai défendu le diable contre le zèle par trop ardent du grand homme. En vérité, si on s'adressait à ma conscience, je conviendrais que le pape Léon X n'avait pas du tout tort au fond, et que Luther n'a nullement compris les dernières raisons de l'église catholique. Luther n'avait pas compris, en effet, que l'idée fondamentale du christianisme, l'anéantissement de la vie sensuelle, était trop en contradiction avec la nature humaine pour être jamais entièrement exécutable; il n'avait pas compris que le christianisme, tel qu'il se trouvait alors, était un concordat entre Dieu et le diable, c'est-à-dire entre l'esprit et la matière, où la domination absolue de l'esprit était admise en théorie, mais où la matière était mise en état d'exercer par la pratique tous ses droits annulés. De là un prudent accommodement que l'Église avait établi au profit des sens, bien que conçu sous une forme qui flétrissait tout acte de la sensualité et consacrait la superbe usurpation de l'esprit. — Il t'est permis d'obtempérer aux battemens de ton cœur et d'embrasser une jolie fille ; mais nous t'obligeons à reconnaître que c'est un péché abominable, un péché pour lequel tu feras pénitence. — Que ce péché et d'autres pussent être rachetés par de l'argent, c'était une pensée aussi bienfaisante pour l'humanité que profitable à l'Église. L'Église faisait payer rançon, pour ainsi dire, à chaque jouissance charnelle, et il en advint une taxe pour toutes sortes de péchés. Il y eut de religieux colporteurs qui offraient dans le pays, au nom de la sainte église romaine, des indulgences d'après le tarif de tous les péchés taxables. Tetzel, l'un de ces colporteurs, fut celui contre lequel s'éleva d'abord Luther. Nos historiens disent que cette protestation contre le trafic des indulgences fut une circonstance peu importante, et que ce ne fut que poussé par la raideur de Rome, que Luther, qui ne s'élevait d'abord que contre un abus, attaqua l'autorité de l'Église à son sommet le plus culminant. Mais c'est encore là une erreur : le trafic des indulgences n'était pas un abus ; c'était une conséquence de tout le système de l'Église ; en l'attaquant, Luther attaqua l'Église, et l'Église dut le condamner comme hérétique. Léon X, ce superbe Florentin, l'élève de Politien, l'ami de Raphaël, ce philosophe grec, couronné de la tiare que lui conféra le conclave, peut-être parce qu'il souffrait d'une maladie qui n'était assurément pas le produit de l'abstinence chrétienne, et qui était alors encore très-dangereuse, Léon de Médicis dut bien rire de ce pauvre, simple et chaste moine, qui s'imaginait que l'Évangile était la charte du christianisme, et que cette charte devait être une vérité ! Il n'a peut-être jamais deviné ce que voulait Luther, tant il était occupé de la construction de l'église Saint-Pierre, dont le trafic d'indulgences faisait les frais, si bien que le péché procura l'argent à l'aide duquel on éleva cette église, qui devint ensuite un monument des extravagances sensuelles, comme la pyramide de Rhodope, qu'une fille de joie égyptienne éleva avec le produit de ses prostitutions. On pourrait dire de cette maison de Dieu ce qu'on dit de la cathédrale de Cologne, qu'elle a été bâtie par le diable. Le triomphe du spiritualisme, qui faisait bâtir le plus beau de ses temples par le sensualisme, qui tirait de la grande quantité de concessions qu'on faisait à la chair les moyens de rendre un magnifique hommage à l'esprit ; ce triomphe, on ne pouvait le comprendre dans le nord, en Allemagne, car là, mieux que sous le ciel chaud de l'Italie, il était possible d'établir un christianisme qui fît le moins de concessions possible à la sensualité. Nous autres, gens du nord, nous sommes d'un sang plus froid, et nous n'avions pas besoin d'autant d'indulgences pour les péchés charnels que nous en envoya notre bon père Léon X. Le climat nous facilite l'exercice des vertus chrétiennes. Le 31 octobre 1516, lorsque Luther afficha ses thèses contre les indulgences, sur la porte de l'église des Augustins, les fossés de Wittemberg étaient sans doute gelés, on pouvait y patiner, ce qui est un plaisir très-froid, et non un péché par conséquent.

Je viens de me servir des mots *spiritualisme* et *sensualisme*. Je les expliquerai plus tard, quand je parlerai de la philosophie allemande. Il me suffit ici de faire observer que je n'emploie pas ces expressions en vue de systèmes philosophiques, mais seulement pour distinguer deux systèmes sociaux, dont l'un, le spiritualisme, est basé sur le principe qu'il faut annuler toutes les prétentions des sens pour donner la domination entière à l'esprit, qu'il faut mortifier, flétrir, écraser notre chair pour glorifier d'autant plus notre âme, pendant que l'autre système, le sensualisme, revendique les droits de la chair, qu'on ne devrait et qu'on ne pourrait pas annuler.

Les commencements de la réforme révèlent déjà toute sa portée. Aucun Français n'a encore compris la signification de ce grand fait. Les idées les plus erronées règnent en France au sujet de la réforme; et je dois ajouter que ces idées empêcheront peut-être les Français d'arriver jamais à une juste appréciation de la vie allemande. Les Français n'ont jamais compris que le côté négatif de notre réforme religieuse : ils n'y ont vu qu'un combat contre le catholicisme; et, comme ils ont combattu aussi contre cette croyance, ils se figurent aussi quelquefois qu'on soutint le combat de l'autre côté du Rhin, par les mêmes motifs qu'on avait en France. Ces motifs sont tout différents. La lutte contre le catholicisme en Allemagne ne fut qu'une lutte entreprise par le spiritualisme, lorsqu'il entrevit qu'il n'avait que le titre du pouvoir, quand il s'aperçut qu'il ne régnait que *de jure*, tandis que le sensualisme s'était sourdement emparé sous main de la domination réelle et gouvernait *de facto*. Les porteurs d'indulgences furent chassés; les belles concubines des prêtres furent remplacées par de froides femmes légitimes; les séduisantes images de madones furent brisées, et un véritable puritanisme prit possession du pays. Le combat qu'on livra, pendant le XVII^e^ et XVIII^e^ siècle, en France, contre le catholicisme, fut au contraire une guerre que le sensualisme entreprit, lorsque, se voyant souverain *de facto*, il ne voulut plus souffrir que le spiritualisme, qui n'existait que *de jure*, condamnât chacun de ses actes comme illégitimes et les honnît de la façon la plus cruelle. Au lieu de combattre sérieusement et chastement comme en Allemagne, on soutint la guerre par des épigrammes et des plaisanteries; et à la place des disputes théologiques du nord, ici on composa de joyeuses satires. L'objet de ces satires était ordinairement de montrer la contradiction dans laquelle tombe l'homme quand il veut être tout esprit; et ce fut le bon temps des belles histoires de tous ces pieux personnages qui succombèrent involontairement sous leurs appétits sensuels, et voulurent conserver l'apparence de la sainteté, tout en se livrant aux jouissances terrestres. La reine de Navarre avait déjà longuement traité ce sujet dans ses nouvelles.

Les rapports des moines avec les femmes forment son thème ordinaire. L'œuvre la plus malicieuse de toute cette polémique gaillarde est sans contredit le *Tartufe* de Molière; car cette comédie n'est pas seulement dirigée contre le jésuitisme de son temps, mais contre le catholicisme lui-même, je dis plus contre l'idée du christianisme, contre le spiritualisme. L'effroi que cause à Tartufe le sein nu de Dorine, les paroles qu'il dit à Elmire :

> Le ciel défend, de vrai, certains contentements,
> Mais on trouve avec lui des accommodements...

toutes ces choses ne tendent pas seulement à persifler l'hypocrisie ordinaire, mais aussi le mensonge universel qui dérive nécessairement de l'impossibilité d'accomplir l'idée spiritualiste, et encore tout le système de concessions que le spiritualisme est obligé de faire au sensualisme. Vraiment les jansénistes avaient bien plus de motifs que n'en avaient les jésuites de se sentir blessés par la représentation du *Tartufe*, et Molière serait aujourd'hui aussi insupportable aux méthodistes protestants qu'il l'était aux dévots catholiques de son temps. Ce qui fait Molière si grand, c'est qu'il est, comme Aristophane, comme Cervantes, un poëte qui n'a pas seulement bafoué les travers contemporains, c'est que ses railleries sublimes tombent sur les éternelles, sur les indestructibles faiblesse de l'humanité. Voltaire qui s'attaque toujours aux choses présentes, à son temps, reste, sous ce rapport, bien au-dessous de Molière.

Ce persiflage auquel s'est si bien livré Voltaire a rempli sa mission en France, et quiconque voudrait le continuer se montrerait inhabile et intempestif. Si on s'appliquait à anéantir les derniers restes visibles du catholicisme, il pourrait facilement arriver que l'idée spiritualiste prît une forme nouvelle, qu'elle revêtît un nouveau corps, et que, déposant jusqu'à son nom chrétien et sa bannière de la croix, elle devînt encore plus embarrassante et plus obsessive dans cette transfiguration que sous sa vieille forme caduque et discréditée. Nous pouvons nous féliciter que le spiritualisme soit représenté par une religion qui a perdu ses meilleures forces et par des ministres qui se sont placés en opposition directe avec l'esprit de liberté de notre temps. Mais pourquoi le spiritualisme trouve-t-il en nous des adversaires ? Est-ce donc une chose si mauvaise ? Nullement ! L'essence de roses est une chose précieuse, et une fiole de cette essence paraît délicieuse à ceux qui passent leur vie dans les appartements d'un harem. Mais nous ne voulons pas qu'on effeuille et qu'on écrase toutes les roses de cette vie pour en extraire quelques gouttes, si enivrantes qu'elles soient. Nous ressemblons plutôt au rossignol, qui fait ses délices de la rose elle-même, et qui jouit autant de la vue de ses couleurs que de son vaporeux parfum.

J'ai avancé que ce fut le spiritualisme qui engagea en

Allemagne la lutte avec la foi catholique. Mais ceci ne peut s'appliquer qu'aux commencements de la réformation. Dès que le spiritualisme eut fait une brèche dans le vieil édifice de l'Église, le sensualisme s'y précipita avec sa brûlante ardeur, contenue depuis si longtemps, et l'Allemagne devint le théâtre tumultueux où s'ébattit une foule ivre de liberté et avide de joies sensuelles. Les paysans comprimés avaient trouvé dans la doctrine nouvelle des armes intellectuelles pour soutenir la guerre contre l'aristocratie, et ils s'y livrèrent avec le feu de gens qui nourrissaient ce désir depuis bien des siècles. A Munster, le sensualisme courait tout nu dans les rues, sous la figure de Jean de Leyde, et se couchait avec ses douze femmes dans le lit monstrueux qu'on y montre encore aujourd'hui à l'hôtel de ville. Les portes des monastères s'ouvraient partout; et moines et nonnes, se jetant dans les bras les uns des autres, se caressèrent sans vergogne. L'histoire allemande de cette époque ne consiste guère qu'en émeutes sensualistes. Plus tard, je dirai combien peu cette réaction eut de résultats, comment le spiritualisme étouffa tous ces émeutiers, comment il assura sa puissance dans le nord, et comment il fut blessé à mort par la philosophie, cet ennemi qu'il avait élevé dans son sein. C'est une histoire très-confuse, très-difficile à débrouiller. Le parti catholique sait trouver les plus méchantes raisons; et, à l'entendre parler, il ne s'agissait que de légitimer la luxure la plus impudente et de piller les biens de l'Église. Sans doute, les intérêts intellectuels doivent toujours faire alliance avec les intérêts matériels, s'ils veulent vaincre ; mais le diable avait si bien mêlé les cartes, qu'on ne reconnut plus rien aux intentions.

Les personnages illustres qui s'étaient rassemblés, le 17 avril 1521, à Worms dans la grande salle de la diète, pouvaient avoir dans l'âme des pensées qui différaient de leurs paroles. Là siégeait un jeune empereur qui s'enveloppait de sa pourpre neuve avec toute la joie et l'ardeur que met la jeunesse à s'emparer de la puissance, et qui se réjouissait secrètement de voir le fier pontife romain, dont la main avait si rudement pesé sur les empereurs et dont les prétentions n'étaient pas encore abandonnées, en butte lui-même à de rudes attaques. De son côté, le représentant de Rome avait le plaisir secret de voir la division s'introduire parmi les Allemands qui s'étaient si souvent jetés sur la belle Italie pour la piller comme des barbares ivres, et qui la menaçaient de nouvelles incursions. Les princes temporels se réjouissaient de pouvoir mettre la main sur les biens de l'Église, au moyen des idées que répandait la nouvelle doctrine. Les éminents prélats délibéraient déjà s'ils n'épouseraient pas leurs cuisinières, pour léguer à leurs descendants mâles leurs électorats, leurs évêchés et leurs abbayes. Les bourgeois des villes se réjouissaient de l'extension de leur indépendance tant temporelle que spirituelle. Bref, chacun avait quelque chose à gagner, et tout le monde songeait aux intérêts terrestres.

Cependant il se trouvait là un homme qui, j'en suis sûr, ne songeait pas à lui, mais aux intérêts divins qu'il allait défendre. Cet homme était Martin Luther, ce pauvre moine que la Providence avait choisi pour briser cette grande puissance de Rome, contre laquelle les plus vaillants empereurs et les philosophes les plus hardis étaient venus échouer. Mais la Providence sait très-bien sur quelles épaules elle dépose ses fardeaux. Il fallait ici une force non pas seulement morale, mais physique encore. Il fallait un corps fortifié par une longue discipline monacale et le vœu de la chasteté, pour supporter les fatigues d'une pareille mission. Notre cher maître était encore très-maigre et très-pâle alors, si bien que les seigneurs rubiconds et bien nourris qui assistaient à la diète, regardaient presque avec pitié ce pauvre homme décharné sous sa robe noire. Mais il était plein de force et de santé, et ses nerfs étaient si vigoureux, qu'il ne se laissa pas émouvoir le moins du monde par cette foule brillante; et ses poumons devaient être d'une grande force, car, après la longue défense qu'il venait de prononcer, il lui fallut la répéter en langue latine, vu que sa majesté impériale ne connaissait pas le haut allemand. Je ne puis me dispenser d'un mouvement d'humeur chaque fois que je songe à cette circonstance; car notre cher maître Martin Luther était debout près d'une fenêtre, exposé à un courant d'air très-vif, tandis que la sueur découlait le long de son front. Son long discours l'avait sans doute beaucoup fatigué, et il paraît que son gosier était devenu très-sec. — Cet homme doit avoir sans doute grand'soif, — pensa le duc de Brunswick qui était assis près de lui; du moins nous lisons qu'il envoya chercher pour lui, à son auberge, trois cruchons de la meilleure bière d'Eimbeck. Je n'oublierai jamais cette noble action, qui fait tant d'honneur à la maison de Brunswick.

On a conçu en France une idée aussi fausse de la réformation que du principal personnage qui y figurait. La principale cause de ces erreurs, est que Luther ne fut pas seulement le plus grand homme, mais qu'il est aussi l'homme *le plus allemand* qui se soit jamais montré dans nos annales; que son caractère réunit au plus haut degré toutes les vertus et tous les défauts des Allemands, et qu'il représente réellement tout le merveilleux de l'esprit germanique. Il avait en effet des qualités que nous voyons rarement réunies, et que nous regardons d'ordinaire comme incompatibles les unes avec les autres. C'était à la fois un rêveur mystique et un homme d'action. Ses pensées n'avaient pas seulement des ailes, elles avaient encore des mains. Il parlait, et chose rare, il agissait aussi; il fut à la fois la langue et l'épée de son temps. En même temps Luther était un froid scolastique, un éplucheur de mots et un prophète exalté, ivre de la parole de Dieu. Quand il avait passé péniblement tout le jour à s'user l'âme en discussions dogmatiques, le soir venu, il prenait sa flûte, et contemplant les étoiles, il se mettait à fondre en mélodies et en pensées pieuses. Le même homme qui pouvait engueuler ses adversaires comme une poissarde, savait tenir un suave et tendre langage, comme une vierge amoureuse. Il était quelquefois sauvage et impétueux comme l'ouragan qui déracine les chênes, puis doux et murmurant comme le zéphyr qui caresse légèrement les violettes. Il était plein de la sainte terreur de Dieu, prêt à tous les sacrifices en l'honneur de l'Esprit saint, il savait s'élancer dans les régions les plus pures du royaume céleste; et cependant il connaissait parfaitement les magnificences de cette terre, il savait les apprécier, et de sa bouche est tombé ce fameux proverbe :

> Wer nicht liebt Wein Weiber und Gesang,
> Der bleibt ein Narr sein Lebenlang.
>
> Quiconque n'aime ni les femmes, ni le vin, ni le chant,
> Celui-là est un sot, et le sera sa vie durant.

Bref, c'était un homme complet. Le nommer un spiritualiste, ce serait se tromper aussi fort que le qualifier du titre de sensualiste. Que dirai-je? Il avait quelque chose de primesautier, d'originel, de miraculeux, d'inconcevable; il avait ce qu'ont tous les hommes providentiels, quelque chose de terriblement naïf, quelque chose de gauchement sage; il était sublime et borné.

Le père de Luther était mineur à Mansfeld. L'enfant descendait souvent avec lui dans les entrailles du sol où croissent les puissants métaux, où coulent les sources primitives : ce jeune cœur s'appropria, peut-être à son insu, les forces secrètes de la nature, et peut-être encore fut-il enchanté par les esprits de la terre. C'est de là sans doute que tant de matière terreuse, que tant de restes de la scorie des passions, lui sont restés accolés, comme on l'a souvent reproché à sa mémoire. On lui fait injure en cela, car sans tout ce mélange terrestre, eût-il pu jamais devenir un homme d'action? Les purs esprits ne savent pas agir. Ne lisons-nous pas, dans le traité des Spectres de Jung Stilling, que les esprits peuvent prendre la forme et l'apparence des créatures humaines, qu'ils peuvent marcher, courir, danser comme les vivans, mais qu'ils ne sauraient faire rien de matériel, ni déranger le moindre meuble de sa place.

Gloire à Luther! honneur éternel à cet homme illustre, à qui nous devons le salut de nos biens les plus chers, et dont les bienfaits nous font encore vivre à cette heure! Il nous appartient bien peu de nous plaindre des étroites limites de ses vues. Le nain qui est monté sur les épaules d'un géant, peut sans doute voir plus loin que celui-ci, surtout quand il s'avise de prendre des lunettes; mais de cette haute position, il nous manque le sentiment élevé, le cœur du géant que nous ne pouvons pas nous approprier. Il nous convient encore moins de laisser tomber une sentence rigoureuse sur ses fautes; ses fautes nous ont été plus utiles que les vertus de milliers d'autres. La finesse d'Érasme et la mansuétude de Mélanchthon ne nous eussent jamais fait faire autant de progrès que la brutalité du frère Martin. Oui, ses erreurs elles-mêmes, que j'ai signalées, ont produit des fruits précieux, des fruits que l'humanité tout entière savoure aujourd'hui. Du jour de la diète où Luther nia l'autorité du pape et déclara ouvertement qu'il fallait réfuter ses doctrines par des motifs tirés de la *raison* ou par des passages des *saintes Écritures*, de ce jour commença en Allemagne une ère nouvelle. La chaîne par laquelle saint Boniface attacha l'église allemande au siége pontifical de Rome, fut rompue. Cette Église, qui faisait partie intégrante de la grande hiérarchie, devint une démocratie religieuse. La religion elle-même devint tout autre. Au lieu du spiritualisme indien gnostique, du boudhisme de l'Occident, qui s'était changé en Église romaine, naquit le spiritualisme judaïco-déiste, qui reçoit, sous le nom de foi évangélique, un développement conforme aux temps et aux lieux. Cette dernière croyance n'est pas outrée comme ce gnosticisme indien, elle peut être plus aisément mise en pratique, elle laisse à la chair ses droits naturels ; la religion redevient une vérité, le prêtre, un homme qui accomplit ce que Dieu lui a commandé, en prenant une femme et en montrant au grand jour ses enfants. D'un autre côté, Dieu redevient un célibataire céleste ; la légitimité de son fils est rudement contestée, les saints sont médiatisés, on coupe les ailes aux anges ; la mère de Dieu perd ses droits à la couronne du ciel, et défense lui est faite de faire des miracles. Dès lors, en effet, en même temps que les sciences naturelles font des progrès, les miracles cessent. Soit que Dieu n'ait pas été satisfait de voir les physiciens le regarder aux doigts avec tant de défiance, soit par tout autre motif, toujours est-il que, même dans ces derniers temps où la religion s'est trouvée en très-grand péril, il a refusé de la soutenir par un éclatant miracle. Peut-être désormais les nouvelles religions qu'il daignera établir sur la terre, s'appuieront seulement sur la raison, ce qui sera beaucoup plus raisonnable. Ce qui est certain, c'est que l'établissement du saint-simonisme, qui est la plus nouvelle religion, n'a pas produit un seul miracle, sinon qu'un ancien mémoire de tailleur que Saint-Simon avait laissé sur la terre, fut payé dix ans après par ses disciples. Je vois encore l'excellent père Olinde se dressant avec enthousiasme sur les planches de la salle Taitbout et montrant à la communauté étonnée le compte du tailleur acquitté. Et les épiciers, de se regarder l'un l'autre la bouche béante; et les tailleurs, de commencer à croire.

Cependant, si l'Allemagne perdit beaucoup de poésie en perdant les miracles que dissipa le protestantisme, elle eut d'amples dédommagements. Les hommes devinrent plus vertueux. Le protestantisme eut la plus grande influence sur cette pureté de mœurs et le rigoureux accomplissement des devoirs qu'on nomme la morale; le protestantisme a même pris une direction qui l'identifie parfaitement à cette morale. Nous voyons partout un heureux changement dans la vie des ecclésiastiques. Avec le célibat disparaissent les vices et les débordements des moines, qui font place à de dignes ministres pour lesquels les vieux stoïques eux-mêmes eussent éprouvé du respect. Il faut avoir parcouru à pied le nord de l'Allemagne, en pauvre étudiant, pour savoir combien de vertu, et, pour y ajouter une belle épithète, combien de vertu évangélique, se trouve dans une modeste habitation de pasteur. Que de fois, dans les soirées d'hiver, ai-je trouvé là une réception hospitalière, moi étranger, sans autre recommandation que la faim et la fatigue dont j'étais accablé ! Quand j'avais bien satisfait mon appétit, quand j'avais fait un bon somme, me voyant le lendemain disposé à partir, le vieux pasteur, en robe de chambre, venait à moi et me donnait sa bénédiction pour le chemin, bénédiction qui ne m'a jamais porté malheur. La bonne et loquace femme du pasteur me glissait dans la poche quelques tartines, qui ne m'étaient pas moins utiles; et, derrière la mère, dans un parfait silence, les jolies filles du vieux prêtre se serraient avec leurs joues rougissantes et leurs doux yeux couleur de violette, dont le feu timide ranimait mon cœur pour toute cette longue journée d'hiver.

En posant comme thèse que sa doctrine devait être discutée ou réfutée au moyen de la Bible ou par des notions tirées de la raison, Luther accorda à l'intelligence humaine le droit de s'expliquer les saintes Écritures, et la raison fut appelée comme juge suprême dans toutes les discussions religieuses. De là résulta en Allemagne la liberté de l'esprit ou de la pensée, comme on voudra la nommer. La pensée devint un droit, et les décisions de la raison devinrent légitimes. Sans doute, depuis quelques siècles, on avait pensé et parlé avec une assez grande liberté, et les scolastiques ont disputé sur des sujets scabreux que nous nous étonnons de voir même aborder dans le moyen âge. Mais cela provenait de la distinction qu'on faisait des vérités théologiques et philosophiques, distinction au moyen de laquelle on se gardait expressément de l'hérésie, et cela avait lieu seulement dans les salles des universités, et dans un latin gothique que le peuple ne pouvait comprendre. L'Église avait donc peu de choses à craindre de toutes ces discussions. Cependant elle n'avait jamais positivement permis ces procédés, et, de temps en temps, comme pour protester, elle brûlait quelque pauvre scolastique. Depuis Luther, au contraire, on n'a pas fait de distinction pour la vérité théologique et la vérité philosophique, et l'on a disputé sur la place publique, et en langue allemande, sans avoir rien à craindre. Les princes qui ont accepté la réforme ont légitimé cette liberté de la pensée, et la philosophie allemande est un de ses résultats les plus importants.

Nulle part, pas même en Grèce, l'esprit humain n'a pu s'exprimer et se développer aussi librement qu'il l'a fait en Allemagne, depuis le milieu du dernier siècle jusqu'à la révolution française. En Prusse, surtout, régnait une liberté de penser sans bornes. Le marquis de Brandebourg avait compris que lui, qui ne pouvait devenir roi légitime de la Prusse que par le principe protestant, devait maintenir la liberté de penser protestante. Depuis ce temps les choses ont changé, et le chaperon naturel de notre liberté protestante s'est entendu avec le parti ultramontain pour l'étouffer ; il a même traîtreusement fait servir à ses desseins une arme trouvée et tournée contre nous par le papisme : la censure.

Quelle bizarrerie! Nous autres Allemands, nous sommes le plus fort et le plus ingénieux de tous les peuples. Les princes de notre race occupent tous les trônes de l'Europe; nos Rothschild gouvernent les bourses du monde entier; nos savants règnent dans toutes les sciences; nous avons inventé la poudre à canon et l'imprimerie ; et cependant, quand quelqu'un de nous tire un coup de pistolet, il paie trois thalers d'amende ; et, quand un de nous veut faire insérer ces mots dans la *Gazette de Hambourg* : « Je préviens mes amis et connaissances que ma femme est heureusement accouchée d'un enfant beau comme la liberté ! » M. le docteur Hoffmann prend un crayon rouge et efface « la liberté. »

Cela durera-t-il encore longtemps ? Je n'en sais rien. Mais je sais que la question de la liberté de la presse, qu'on débat si violemment à cette heure en Allemagne, se lie significativement à toutes les questions que je viens de traiter ; et je crois que la solution ne sera pas difficile, si l'on songe que la liberté de la presse n'est autre chose que la conséquence de la liberté de penser, et par conséquent un droit protestant. Or l'Allemagne a déjà versé son meilleur sang pour des droits de ce genre, et il se pourrait qu'elle fût appelée, par cette même cause, à rentrer en lice.

Cette remarque est applicable à la question de liberté académique qui agite aussi vivement les esprits en Allemagne. Depuis qu'on a cru découvrir que c'est dans les universités que règne le plus d'excitation politique, c'est-à-dire d'amour de la liberté, on insinue de toutes parts aux souverains qu'il faut étouffer ces institutions, ou du moins les changer en écoles ordinaires. De nouveaux plans sont apportés de toutes parts, et le pour et le contre discutés avec ardeur. Mais les adversaires avoués des universités, tout aussi bien que ceux de leurs défenseurs qui se sont présentés jusqu'ici, ne paraissent pas avoir bien saisi le véritable côté de la question. Ils ne comprennent pas que la jeunesse est partout animée d'enthousiasme pour la liberté, et que, les universités fermées, cette enthousiaste jeunesse, comprimée jusqu'alors dans ces universités, se répandra en d'autres lieux, fera alliance avec la jeunesse des villes de commerce et de la classe des artisans, et s'exprimera avec plus de force. Les défenseurs des universités ne cherchent qu'à prouver que la science de l'Allemagne sera anéantie avec les universités, que la liberté académique sert aux études, qu'elle permet aux jeunes gens d'envisager les choses sous des aspects divers; comme si quelques vocables grecs ou quelques rudesses de plus ou de moins faisaient quelque chose à l'affaire ! Et qu'importent aux princes la conservation de la science, l'étude et la civilisation, si la sainte sécurité de leur trône est en péril? Ils seraient assez héroïques pour sacrifier tous ces biens relatifs à un seul bien absolu, à leur absolue domination! Car ce bien-là leur a été confié par Dieu; et, quand le ciel commande, toutes considérations terrestres doivent céder. Il y a donc malentendu aussi bien du côté des pauvres professeurs qui défendent les universités que du côté des délégués du pouvoir qui les attaquent. La propagande catholique en Allemagne comprend seule la question. Celle-là est l'ennemie secrète de notre système d'universités, qu'elle attaque par la ruse et le mensonge; et, quand un des pieux frères de l'association fait mine de prendre intérêt pour les universités, on découvre bientôt que sous ses paroles se cache une lâche intrigue. Ceux-là savent parfaitement ce qui se trouve au jeu et quelle sorte de gain on peut y faire; car l'église protestante tomberait avec les universités, cette Église qui, depuis la réformation, n'a de racines que là, racines si profondes que toute l'histoire de l'église protestante de ces derniers siècles ne consiste que dans les discussions théologiques des doctes universités de Wittemberg, de Leipzig, de Tubingue et de Halle. Les consistoires ne sont que le faible reflet de la faculté de théologie; ils perdraient toute tenue et tout caractère, et tomberaient sous la dépendance des ministères, ou même de la police.

Mais je ne veux pas me livrer à ces considérations fâcheuses, surtout ayant encore à parler de cet homme providentiel par lequel tant de grandes choses ont été aites en faveur du peuple allemand. J'ai montré comment il nous a fait arriver à la plus grande indépendance de la pensée. Cependant Luther ne nous donna pas seulement la liberté de nos mouvements, mais aussi les moyens de nous mouvoir. Il donna un corps à l'esprit; à la pensée il donna la parole. Il créa la langue allemande.

Cela se fit en traduisant la Bible.

L'auteur divin de ce livre paraît avoir su, aussi bien que nous autres, que le choix d'un traducteur n'est pas du tout une chose indifférente. Il créa lui-même le sien, et le doua de la faculté merveilleuse de faire passer son œuvre d'une langue qui était dès longtemps morte et enterrée dans une autre langue qui était encore à naître.

On possédait, il est vrai, la Vulgate, qu'on comprenait, et les Septante, qu'on commençait à comprendre; mais la connaissance de l'hébreu était complétement perdue dans le monde chrétien. Les Juifs seuls, qui se tenaient cachés çà et là, dans un coin de ce monde, conservaient encore les traditions de ce langage. Comme un fantôme qui garde un trésor qu'on lui a confié lorsqu'il était vivant, cette nation égorgée, ce peuple-spectre retiré dans ses *ghettos* obscurs, y conservait la Bible hébraïque; et l'on voyait les savants allemands se glisser furtivement dans des culs-de-sac pour s'emparer du trésor de la science. Le clergé catholique s'aperçut qu'un danger le menaçait de ce côté; voyant que le peuple pouvait arriver par cette route à la véritable parole divine, et découvrir les falsifications romaines, il s'efforça d'étouffer aussi les traditions des Israélites, et se disposa à détruire tous les livres hébreux. Dès lors commença aux bords du Rhin cette guerre aux livres contre laquelle s'éleva si glorieusement l'excellent docteur Reuchlin. Les théologiens de Cologne qui agissaient alors, et particulièrement Hochstraten, n'étaient pas aussi bornés que le vaillant champion de Reuchlin, Ulrich de Hutten, les représente dans ses *Litteræ obscurorum virorum.* Il s'agissait de l'anéantissement de la langue hébraïque. Quand Reuchlin eut vaincu, Luther put commencer son œuvre. Dans une lettre qu'il écrivit à cette époque à Reuchlin, il semble déjà comprendre toute l'importance de cette victoire remportée par celui-ci dans une situation difficile et dépendante, tandis que lui, le moine augustin, jouissait de toute sa liberté; dans cette lettre, Luther dit très-naïvement : *Ego nihil timeo, quia nihil habeo.*

Jusqu'à cette heure il m'a été impossible de comprendre comment Luther arriva à ce langage dont il s'est servi pour traduire la Bible. Le vieux dialecte souabe avait complétement disparu avec la poésie chevaleresque du temps des empereurs de la maison de Hohenstauffen. Le vieux dialecte saxon, qu'on nomme le *plat allemand*, n'était répandu que dans une partie du nord de l'Allemagne, et, en dépit de tout ce qu'on a tenté, il n'a jamais pu servir à un usage littéraire. Si Luther s'était servi pour sa traduction de la Bible du langage qu'on parle aujourd'hui dans la Saxe, Adelung aurait eu raison de prétendre que le langage saxon, surtout le dialecte de Meissen, était le *haut allemand*, c'est-à-dire notre langage littéraire. Mais cette erreur a été réfutée depuis longtemps, et je n'en parle que parce qu'elle est accréditée en France. Le saxon d'aujourd'hui n'a jamais été un dialecte du peuple allemand, aussi peu que le silésien, car l'un et l'autre sont nés de la coloration slave. Je le répète, je ne sais comment est née la langue que nous trouvons dans la Bible de Luther; mais je sais que par cette Bible dont la jeune presse jeta des milliers d'exemplaires parmi le peuple, la langue luthérienne se répandit dans toute l'Allemagne, et servit partout de langage littéraire. Elle règne encore en Allemagne, et donne à ce pays, fracturé religieusement et politiquement, une unité littéraire. Cet immense service nous dédommage de ce que cette langue, telle qu'elle est aujourd'hui, manque de cette intimité qu'on trouve dans les langues qui se forment d'un seul dialecte. Mais le style de Luther dans la Bible offre ce caractère d'intimité, et ce vieux livre est une source éternelle de rajeunissement pour notre langue. Toutes les expressions et toutes les tournures qu'on trouve dans la Bible de Luther sont essentiellement allemandes, les écrivains peuvent toujours les employer; et comme ce livre est dans les mains des classes les plus pauvres, elles n'ont pas besoin de leçons savantes pour s'exprimer dans une forme littéraire.

Les écrits originaux de Luther n'ont pas moins contribué à fixer le langage allemand. Ils pénétrèrent profondément dans les esprits par la vivacité et la passion de sa polémique. Le ton qui y règne n'est pas toujours très-délicat ; mais on ne fait pas non plus les révolutions religieuses à la fleur d'orange. Pour fendre des souches grossières, il fallait quelquefois prendre un coin grossier. Dans la Bible, le langage de Luther conserve toujours une certaine dignité par respect pour la présence de l'esprit divin. Dans ses écrits polémiques, il s'abandonne au contraire à une rudesse plébéienne qui est encore aussi repoussante que grandiose. Ses expressions et ses métaphores ressemblent assez à ces gigantesques images de pierre qu'on trouve dans les temples égyptiens ou hindous, et dont la laideur et les couleurs bizarres nous attirent et nous repoussent en même temps. Au milieu de ce style baroque et rocailleux, le hardi moine apparaît quelquefois comme un Danton religieux, comme un prédicateur de la Montagne qui, debout à sa cime, fait rouler sur ses adversaires ses paroles éclatantes comme des quartiers de rocher.

Ce qui est plus curieux et plus significatif que ces écrits en prose, ce sont les poésies de Luther, ces chansons qui lui ont échappé dans le combat et dans la tourmente du jour. On dirait une fleur qui a poussé entre les pierres, un rayon de la lune qui éclaire une mer irritée. Luther aimait la musique, il a même écrit un traité sur cet art, aussi ses chansons sont-elles très-mélodieuses. Sous ce rapport, il a aussi mérité son surnom de cygne d'Eisleben. Mais il n'était rien moins qu'un doux cygne dans certains chants où il ranime le courage des siens, et s'exalte lui-même jusqu'à la plus sauvage ardeur. Le chant avec lequel il entra à Worms, suivi de ses compagnons, était un véritable chant de guerre. La vieille cathédrale trembla à ces sons nouveaux, et les corbeaux furent effrayés dans leurs nids obscurs, à la cime des tours. Cet hymne, la *Marseillaise* de la réforme, a conservé jusqu'à ce jour sa puissance énergique, et peut-être entonnerons-nous bientôt dans des combats semblables ces vieilles paroles retentissantes et bardées de fer :

Notre Dieu est une forteresse,
Une épée et une bonne armure ;
Il nous délivrera de tous les dangers
Qui nous menacent à présent.
Le vieux méchant démon
Nous en veut aujourd'hui sérieusement,
Il est armé de pouvoir et de ruse,
Il n'a pas son pareil au monde.

Votre puissance ne fera rien,
Vous verrez bientôt votre perte ;
L'homme de vérité combat pour nous,
Dieu lui-même l'a choisi.
Veux-tu savoir son nom?
C'est Jésus-Christ,
Le vrai grand seigneur,
Il n'est pas d'autre dieu que lui,
Il gardera le champ, il donnera la victoire.

Si le monde était plein de démons,
Et s'ils voulaient nous dévorer,

Ne nous mettons pas trop en peine,
Notre entreprise réussira cependant.
Le prince de ce monde,
Bien qu'il nous fasse la grimace,
Ne nous fera pas de mal,
Il est condamné,
Un seul mot le renverse.

Ils nous laisseront la parole,
Et nous ne dirons pas merci pour cela.
La parole est parmi nous
Avec son esprit et ses dons.
Qu'ils nous prennent notre corps,
Nos biens, l'honneur, nos enfants...
Laissez-les faire,
Ils ne gagneront rien à cela;
A nous restera l'empire.

J'ai montré comment nous devons à notre cher docteur Martin Luther la liberté de penser dont la littérature moderne avait besoin pour son développement. J'ai montré comment il nous créa la parole, la langue par laquelle devait s'exprimer cette littérature. J'ai encore à ajouter qu'il ouvre en personne cette littérature; que les belles-lettres, proprement dites, commencent avec Luther; que ses chansons spirituelles en sont le premier monument important, et qu'elles révèlent déjà tout son caractère. Quiconque voudra parler de la littérature moderne de l'Allemagne doit donc débuter par Luther, et non pas par ce bon bourgeois de Nuremberg, nommé Hans Sachs, comme il est arrivé à quelques littérateurs romantiques de mauvaise foi. Hans Sachs, ce troubadour de l'honorable corporation des cordonniers, dont les maîtres-chants ne sont qu'une informe parodie des anciennes chansons des troubadours, et les drames un absurde travestissement des vieux mystères; ce farceur pédant, qui singe péniblement la libre naïveté du moyen âge, est peut-être le dernier poëte des temps anciens, mais assurément il n'est pas le premier poëte des temps nouveaux.

DEUXIÈME PARTIE

— DE LUTHER JUSQU'A KANT —

Dans la première partie de ce livre, nous avons traité de la grande révolution religieuse dont Martin Luther était le représentant en Allemagne. Maintenant nous avons à parler de la révolution philosophique qui résulta de la première, et qui n'est même autre chose que la dernière conséquence du protestantisme. Mais avant de raconter comment cette révolution éclata par Emmanuel Kant, il nous faut rappeler les événements philosophiques qui se passèrent à l'étranger, l'importance de Spinosa, le sort de la philosophie de Leibnitz, les transactions respectives de cette philosophie et de la religion, et leurs dissidences. D'un autre côté, nous ne perdrons jamais de vue celles des questions de la philosophie auxquelles nous attribuons une importance sociale, et à la solution desquelles elle concourt avec la religion.

C'est de la nature de Dieu qu'il s'agit d'abord. Dieu est le commencement et la fin de toute sagesse, disent les croyants dans leur humilité, et le philosophe, dans tout l'orgueil de sa science, est obligé de se rallier à cette pieuse sentence.

Ce n'est point Bacon, ainsi qu'on l'enseigne ordinairement, mais René Descartes qui est le père de la philosophie moderne, et nous allons démontrer fort clairement quel est le degré de filiation de la philosophie allemande par rapport à lui.

René Descartes est un Français, et c'est encore à la grande France qu'appartient ici la gloire de l'initiative; mais la grande France, la terre bruyante, agitée et babillarde des Français, n'a jamais été un sol propice à la philosophie, et celle-ci n'y réussira peut-être jamais. C'est bien ce que sentit René Descartes, et il s'en fut dans les Pays-Bas, dans le pays calme et taciturne des Trekschuites et des Hollandais. C'est là qu'il écrivit ses ouvrages; c'est là seulement qu'il put affranchir son esprit du formalisme traditionnel, et élever tout un édifice philosophique de pures pensées qui ne sont empruntées ni à la foi ni à l'empirisme, condition qu'on a exigée depuis de toute philosophie véritable. C'est là seulement qu'il put s'enfoncer si profondément dans les abîmes de la pensée, qu'il la saisit dans les derniers replis de la conscience de soi, et qu'il put en même temps constater la conscience de soi par la pensée dans la célèbre proposition : *Cogito, ergo sum.*

Peut-être aussi Descartes ne pouvait-il nulle part ailleurs qu'en Hollande risquer d'enseigner une philosophie qui rompait en visière avec toutes les traditions du passé. C'est à lui qu'appartient l'honneur d'avoir fondé l'autonomie de la philosophie, qui n'eut plus besoin dès lors de demander à la théologie la permission de penser, et qui put désormais se placer à côté d'elle comme science indépendante ; je ne dis point s'opposer à elle, car dans ces temps régnait le principe : « Les vérités auxquelles nous arrivons par la philosophie sont en dernier lieu les mêmes que nous révèle la religion. » Les scolastiques, comme je l'ai déjà remarqué précédemment, avaient au contraire, non-seulement accordé la suprématie à la religion sur la philosophie, mais encore déclaré celle-ci un jeu futile, un vain exercice d'escrime, aussitôt qu'elle arrivait à contredire les dogmes religieux. Pour les scolastiques, le point principal était d'exprimer leurs pensées, n'importe sous quelle condition. Ils disaient d'abord : « Une fois un fait un, » et ils le prouvaient ; mais ils ajoutaient en souriant : « C'est là une des erreurs de la raison humaine qui se trompe toujours quand elle se met en contradiction avec les décisions des conciles œcuméniques ; une fois un fait trois, et c'est là la vérité vraie, telle qu'elle nous a été révélée depuis par la grâce du Père, du Fils et du Saint-Esprit. » Les scolastiques formaient en secret une opposition philosophique à l'Église, mais en public ils feignaient la plus grande et la plus hypocrite soumission. En mainte occasion ils combattirent pour l'Église, et ils paradaient à sa suite dans les grandes cérémonies, à peu près comme les députés français de l'opposition dans les solennités de la restauration.

La comédie des scolastiques dura plus de six siècles, et elle devint de plus en plus triviale. En détruisant le scolasticisme, Descartes détruisait l'opposition caduque du moyen âge; les vieux balais s'étaient émoussés par suite d'un trop long service; trop d'ordures s'y étaient attachées, et le temps nouveau avait besoin de balais neufs. A la suite d'une révolution, il faut que la précédente opposition abdique, sans quoi il se fait de grandes sottises. Nous-mêmes l'avons vu. Dans les temps dont je parle, ce fut moins l'église catholique elle-même que ses vieux adversaires, la mauvaise queue des scolastiques, qui s'éleva contre la philosophie cartésienne. Le pape ne la défendit qu'en 1663.

Je dois supposer chez les Français une connaissance suffisante de la philosophie de leur grand compatriote, et n'ai pas besoin de démontrer ici comment les doctrines les plus opposées ont pu lui emprunter les matériaux qui leur étaient nécessaires : je parle d'abord de l'idéalisme et du matérialisme.

Comme on désigne ordinairement, surtout en France, ces deux doctrines sous les noms de spiritualisme et de sensualisme, et que j'ai l'habitude d'employer dans une autre acception ces dernières dénominations, je dois, pour prévenir toute confusion d'idées, tout malentendu, bien définir ce que j'entends par ces deux expressions.

Il existe, depuis les temps les plus reculés, deux opinions opposées sur la nature de la pensée humaine, c'est-à-dire sur les sources dernières de la connaissance intellectuelle, sur l'origine des idées. Les uns soutiennent que nous ne recevons nos idées que du dehors, que notre esprit n'est qu'un alambic vide où s'élaborent les impressions recueillies par les sens, à peu près comme la nourriture apportée dans notre estomac. Pour employer une meilleure image, ces gens considèrent l'esprit comme une table rase, où l'expérience écrit successivement et chaque jour quelque chose de nouveau, d'après certaines règles graphiques déterminées. Les autres, qui professent des vues opposées, soutiennent que les idées sont nées dans l'homme, que l'esprit humain est le siége originaire des idées, et que le monde extérieur, l'expérience et les sens, qui sont les intermédiaires, ne nous amènent qu'à reconnaître ce qui était déjà déposé dans notre esprit, et ne font qu'y éveiller les idées sommeillantes.

La première doctrine a reçu le nom de sensualisme, quelquefois d'empirisme; on a nommé l'autre spiritualisme ou bien encore rationalisme. Cependant il peut facilement résulter des malentendus de ces dénominations. Nous désignons aussi depuis quelque temps sous ces noms de spiritualisme et de sensualisme deux systèmes sociaux qui se produisent dans toutes les manifestations de l'existence. Nous appliquons en effet le nom de spiritualisme à cette outrageante prétention de l'esprit qui, tendant à obtenir la glorification pour lui seul, s'efforce de fouler aux pieds la matière, ou tout au moins de la flétrir. Le nom de sensualisme, nous l'attribuons à l'opposition qui se révolte contre cette prétention, opposition qui a pour but une réhabilitation de la matière, et revendique les droits inaliénables des sens, quoiqu'elle ne nie pas pour cela les droits ni même la suprématie de l'esprit.

Je laisse donc à ces deux systèmes sociaux les noms de spiritualisme et de sensualisme. Quant aux opinions philosophiques sur l'origine de nos connaissances, je leur donne de préférence les dénominations d'idéalisme et de matérialisme, et désigne par la première la doctrine des idées innées, des idées *à priori*, et par l'autre la doctrine de la connaissance par l'expérience, par les sens, la doctrine des idées *à posteriori*.

C'est un fait fort significatif, que le côté idéaliste de la philosophie cartésienne n'a jamais pu réussir en France. Plusieurs jansénistes renommés suivirent pendant quelque temps cette direction; mais ils se perdirent bientôt dans le spiritualisme chrétien. Peut-être l'idéalisme dut-il à cette circonstance d'être discrédité chez les Français. Les peuples ont un pressentiment instinctif de ce qu'il leur faut pour accomplir leur mission. Les Français étaient déjà sur la route de cette révolution politique qui n'éclata que vers la fin du XVIII^e siècle, et pour laquelle ils avaient besoin d'une hache et d'une philosophie matérialiste non moins froide, non moins tranchante. Le spiritualisme chrétien combattait dans les rangs de leurs ennemis : le sensualisme devint alors leur allié naturel. Comme les sensualistes français étaient ordinairement matérialistes, on crut faussement que le sensualisme ne procédait que du matérialisme. Non, le sensualisme peut aussi bien se produire comme un résultat du panthéisme, et alors il apparaît beau et imposant. Nous ne voulons cependant nier en aucune manière les services rendus par le matérialisme français. Ce matérialisme fut un contre-poison efficace contre le mal du passé, un remède corrosif dans une maladie désespérée, une panacée souveraine pour un peuple infecté. Les philosophes français choisirent Locke pour leur maître : c'était le sauveur dont ils avaient besoin. Son *Essay on the human understanding* devint leur évangile : c'est sur cet évangile qu'ils jurèrent. John Locke était allé à l'école chez Descartes, et avait appris de lui ce qu'un Anglais peut apprendre, la mécanique, l'analyse et le calcul. Il n'y eut qu'une seule chose qu'il ne put comprendre : ce furent les idées innées. Il perfectionna donc la doctrine d'après laquelle nous obtenons toute connaissance par l'expérience extérieure. Il fit de l'esprit humain une sorte de mécanique, et l'homme entier devint entre ses mains une machine anglaise. Cela s'applique aussi à l'homme tel que l'ont construit les disciples de Locke, quoiqu'ils veuillent se distinguer de lui par diverses dénominations. Ils ont une peur affreuse des dernières conséquences de leur principe dominant, et le disciple de Condillac s'effraie d'être rangé dans la même catégorie qu'un Helvétius, voire même qu'un Holbach, ou enfin qu'un Lamétrie; et cependant cela est inévitable, et il me faut donner aux philosophes français du XVIIIe siècle et à leurs continuateurs d'aujourd'hui le nom de matérialistes. *L'homme machine* est la dernière conséquence de la philosophie française, et le titre de ce livre en trahit déjà le dernier mot.

Ces matérialistes étaient pour la plupart partisans du déisme, car une machine suppose un mécanicien, et la plus haute perfection de cette machine consiste à ce qu'elle sache reconnaître et apprécier la science technique d'un pareil artiste, soit dans sa propre construction, soit dans ses autres ouvrages.

Le matérialisme a rempli sa mission en France. Il accomplit peut-être actuellement la même tâche en Angleterre, et c'est sur Locke que s'appuient dans ce pays les partis révolutionnaires, notamment les benthamistes, les prédicants de l'utilité. Ceux-ci sont des esprits puissants qui ont saisi le véritable levier avec lequel on peut remuer John Bull. John Bull est né matérialiste, et son spiritualisme chrétien est en grande partie une hypocrisie de tradition, ou même seulement une résignation stupide; sa chair se résigne, parce que l'esprit ne lui vient pas en aide. Il en est tout autrement en Allemagne, et les révolutionnaires allemands se trompent, quand ils s'imaginent qu'une philosophie matérialiste y favorisera leurs projets.

L'Allemagne a toujours manifesté de l'éloignement pour le matérialisme : aussi devint-elle pendant un siècle et demi le véritable domicile de l'idéalisme. Les Allemands aussi sont allés à l'école chez Descartes, et son grand disciple eut nom Gottfried Wilhelm Leibnitz. Celui-ci suivit la tendance idéaliste du maître, comme Locke en avait choisi la tendance matérialiste. C'est chez Leibnitz que nous trouvons de la manière la plus déterminée la doctrine des idées innées. Il combattit Locke dans ses *Nouveaux Essais sur l'entendement humain*. Avec lui éclata chez les Allemands une grande ardeur pour les études philosophiques. Il éveilla les esprits et les conduisit dans de nouvelles voies. La douceur intime, le sentiment religieux, qui animaient ses écrits, réconcilièrent jusqu'à un certain point avec sa hardiesse les esprits récalcitrants, et l'effet en fut prodigieux. La hardiesse de ce penseur se montre surtout dans sa doctrine des monades, hypothèse des plus remarquables qui soit sortie de la tête d'un philosophe. C'est ce qu'il a fait de mieux, car on y voit déjà poindre le pressentiment des lois les plus importantes que notre philosophie actuelle ait reconnues. La doctrine des monades n'était peut-être qu'une faible manière de formuler les mêmes lois qui ont été proclamées de nos jours en de meilleures formules par les philosophes naturalistes. Je devrais même ici, au lieu du mot lois, n'employer, à proprement parler, que celui de formules; car Newton remarque avec une grande justesse que ce que nous nommons loi dans la nature n'existe pas, et que ce ne sont que des formules qui viennent au secours de notre intelligence pour expliquer une suite de faits dans la nature. La *Théodicée* est de tous les écrits de Leibnitz celui dont on a le plus parlé en Allemagne. C'est pourtant sa plus faible production. Ce livre, comme quelques autres écrits où s'exprime le sentiment religieux de Leibnitz, lui valut un mauvais renom et l'a fait bien cruellement méconnaître. Ses ennemis l'accusèrent de faiblesse intellectuelle et de *sensiblerie*, et ses amis, pour le défendre, le présentèrent comme un hypocrite rusé. Le caractère de Leibnitz demeura pendant longtemps chez nous un sujet de controverse : les plus bienveillants n'ont pu l'absoudre de l'accusation de duplicité ; ceux qui le décrièrent le plus furent les esprits forts et les amis des lumières. Comment pouvaient-ils pardonner à un philosophe d'avoir défendu la Trinité, les peines éternelles de l'enfer et la divinité du Christ? Leur tolérance ne s'étendait pas aussi loin. Mais Leibnitz ne fut ni un sot ni un misérable, et de sa hauteur harmonique il put fort bien défendre intégralement le christianisme. Je dis intégralement, car il le défendait contre le semi-christianisme. Il montra que les orthodoxes étaient conséquents dans leur système, ce qu'on ne pouvait dire de leurs adversaires. Il n'a jamais voulu davantage. Et il était placé alors sur ce point de l'indifférence où les divers systèmes n'apparaissent que comme les faces diverses d'une même vérité. Ce point d'indifférence, M. J. Schelling l'a reconnu plus tard, et Hegel l'a établi d'une manière scientifique comme un système des systèmes. C'est dans une vue semblable que Leibnitz s'occupa d'une correspondance entre Platon et Aristote. Ce problème a été encore proposé assez fréquemment chez nous en des temps postérieurs. A-t-il été résolu ?

Non, en vérité, non ! car ce problème n'est autre qu'un accommodement de la lutte entre l'idéalisme et le matérialisme. Platon est tout à fait idéaliste et ne connaît que des idées innées. L'homme apporte avec soi ses idées en naissant, et quand il en a la conscience, elles lui apparaissent comme des souvenirs d'une existence antérieure. De là le vague et le mysticisme de Platon, qui ne fait que se souvenir plus ou moins clairement. Chez Aristote, au contraire, tout est clair, intelligible, certain, car ses connaissances ne se manifestent pas à lui avec les réminiscences d'un monde antérieur, mais il reçoit tout de l'expérience et sait tout classer de la manière la plus précise : aussi demeure-t-il à jamais le modèle des empiriques, et ceux-ci ne savent assez remercier le bon Dieu de ce qu'il fit d'Aristote le maître d'Alexandre, qui, par ses conquêtes, lui donna tant de moyens pour l'avancement de la science, et lui fit présent de tant de milliers de *talents* pour faciliter ses recherches zoologiques. Le vieux pédagogue a employé consciencieusement cet argent, j'en suis sûr, et pour ce prix, il a disséqué un nombre respectable de mammifères, empaillé des oiseaux en quantité suffisante et fait les plus scrupuleuses observations; mais, avec tout cela, il a omis d'étudier le grand bipède qu'il avait eu le plus fréquemment sous les yeux, que lui-même avait élevé et qui était bien le plus curieux. En effet, il nous a laissé sans notion aucune sur la nature de ce roi adolescent dont la vie et les actions sont pour nous un merveilleux sujet d'étonnement et une énigme. Quel était Alexandre? qu'a-t-il voulu? fut-il fou ou dieu? Nous n'en savons encore rien; mais Aristote nous donne des renseignements d'autant plus complets sur les quadrupèdes de l'Assyrie, les perroquets indiens et les tragédies grecques, qu'il a également disséquées.

Platon et Aristote! Ce ne sont pas seulement les deux systèmes, mais encore les deux types des différentes natures d'hommes qui, de temps immémorial, sous tous les costumes, se sont posées plus ou moins hostilement en face l'une de l'autre. On combattit ainsi surtout pendant la durée du moyen âge jusqu'à nos jours, et cette lutte est la partie essentielle de l'histoire de l'église chrétienne. Quelques noms qu'on mette en avant, c'est toujours de Platon et d'Aristote qu'il s'agit. Les tempéraments rêveurs, mystiques, platoniques, révèlent au fond de leur âme les idées chrétiennes et les symboles qui y correspondent. Les intelligences pratiques, régulières, aristotéliciennes, construisent avec ces idées et ces symboles un système solide, le dogme et le culte. L'Église finit par enfermer dans son sein ces deux natures d'hommes dont les uns prirent position dans le clergé séculier, et les autres se retranchèrent dans les monastères, sans cesser pour cela de se combattre. La même lutte se manifeste dans l'église protestante : c'est la dissidence entre les piétistes et les orthodoxes qui répondent, jusqu'à un certain point, aux mystiques et aux dogmatistes du catholicisme. Les piétistes protestants sont des mystiques sans imagination, et les orthodoxes protestants sont des dogmatistes sans esprit.

Nous trouvons ces deux partis protestants engagés dans un combat acharné au temps de Leibnitz, et sa philosophie intervint plus tard quand Christian Wolf s'en empara, l'accommoda aux besoins du temps, et, ce qui était le plus important, la professa en langue allemande. Mais avant de parler de cet écolier de Leibnitz, du résultat de ses efforts et du sort ultérieur du luthéranisme, nous devons faire mention de l'homme providentiel qui s'était formé avec Locke et Leibnitz à l'école de Descartes, qui n'excita pendant longtemps que le mépris et la haine, et pourtant arrive aujourd'hui à gouverner les esprits.

Je parle de Benoît Spinosa.

Un grand génie se forme à l'aide d'un autre, moins par assimilation que par frottement. Un diamant polit un diamant. Ainsi la philosophie de Descartes a, non pas enfanté, mais fait éclore celle de Spinosa. C'est pourquoi nous trouvons chez le disciple la méthode du maître, ce qui est un grand avantage. Puis nous rencontrons chez Spinosa, comme chez Descartes, la démonstration empruntée aux mathématiques, ce qui est un grand défaut. La forme mathématique donne un air âpre et dur à Spinosa ; mais c'est comme l'écorce de l'amande, la chair n'en paraît que plus savoureuse. La lecture de Spinosa nous saisit comme l'aspect de la plus grande nature dans son calme vivant, c'est une forêt de pensées hautes comme le ciel, dont les cimes fleuries s'agitent en mouvements onduleux, tandis que les troncs inébranlables plongent leurs racines dans la terre éternelle. On sent dans ses écrits flotter un certain souffle qui vous émeut d'une manière indéfinissable. On croit respirer l'air de l'avenir. L'esprit des prophètes israélites planait-il encore sur leur arrière-descendant ? Il y a aussi en lui un sérieux, une fierté qui a conscience de sa force, une *grandeza* de la pensée, qui semble un héritage ; car Spinosa faisait partie de ces familles-martyres que les rois très-catholiques avaient alors chassées d'Espagne. Ajoutez-y la patience du Hollandais, qui ne s'est pas plus démentie dans les écrits de l'homme que dans sa vie.

Il a été constaté que la vie privée de Spinosa fut exempte de blâme, et qu'elle demeura pure et sans tache comme celle de son divin parent, Jésus-Christ. Comme lui, il souffrit pour sa doctrine ; comme lui, il porta la couronne d'épines. Partout où un grand esprit proclame ses pensées, se retrouve le Golgotha.

Cher lecteur, si jamais tu vas à Amsterdam, fais-toi montrer la synagogue espagnole. C'est un bel édifice, et le toit repose sur quatre colonnes colossales. Au milieu s'élève la chaire où fut lancé l'anathème sur le traître à la loi mosaïque, le hidalgo Benoît de Spinosa. On souffla en cette occasion dans un cornet à bouquin qui se nomme *schofar*. Il faut que des idées bien effrayantes se rattachent à ce cornet, car j'ai lu, dans la vie de Salomon Maïmon, que le rabbin d'Altona entreprit un jour de le ramener, lui, disciple de Kant, à la foi de ses pères, et comme il persistait dans ses hérésies philosophiques, le rabbin le menaça et lui montra le schofar en lui disant d'un air sombre : « Connais-tu ceci? » Le disciple de Kant ayant répondu fort tranquillement : « Je sais que c'est la corne d'un bouc, » le rabbin tomba d'horreur à la renverse.

Cette corne fit donc un accompagnement à l'excommunication de Spinosa : il fut solennellement chassé de la communauté d'Israël et déclaré indigne de porter à l'avenir le nom de Juif. Ce nom, ses ennemis chrétiens furent assez magnanimes pour le lui laisser; mais les Juifs, Cent-Suisses du déisme, furent inexorables, et l'on montre encore la place, devant la synagogue espagnole, à Amsterdam, où ils assaillirent Spinosa avec leurs longs poignards.

Je ne pouvais m'abstenir de rappeler l'attention sur ces mésaventures personnelles qui atteignirent l'homme : il se forma, non-seulement par les leçons de l'école, mais par celles de la vie. C'est ce qui le distingue de la plupart des philosophes, et nous reconnaissons dans ses écrits les influences indirectes de la vie réelle. La théologie ne fut pas seulement une science pour lui : il l'apprit, ainsi que la politique, par la pratique autant que par la théorie. Le père de sa maitresse avait été, en punition de crimes politiques, pendu dans les Pays-Bas ; et il n'est sur la terre aucun endroit où l'on soit pendu plus mal que dans les Pays-Bas. Vous n'avez aucune idée des interminables préparatifs et cérémonies qui ont lieu en pareil cas. Le patient meurt déjà d'ennui, et le spectateur a tout le temps de la réflexion. Je suis donc convaincu que Benoît Spinosa avait beaucoup réfléchi sur l'exécution du vieux Vande Ende ; et, comme il avait auparavant compris la religion avec ses poignards, il comprit alors la politique avec ses cordes. Lisez son *Tractatus politicus*.

Ma tâche est seulement d'indiquer comment les philosophes sont plus ou moins parents les uns des autres, et je me borne à rapporter leurs degrés de parenté et leur généalogie. Cette philosophie de Spinosa, troisième fils de René Decartes, telle qu'il l'enseigne dans son ouvrage principal, dans son *Éthique*, est aussi éloignée du matérialisme de son frère Locke que de l'idéalisme de son frère Leibnitz. Spinosa ne se tourmente pas d'une manière analytique avec la question des dernières raisons de nos connaissances. Il nous donne sa grande synthèse, son explication de la divinité.

Benoît Spinosa enseigne qu'il n'existe qu'une seule substance, qui est Dieu. Cette substance unique est infinie; elle est absolue : toutes les substances finies émanent de lui, sont contenues en lui, surnagent en lui, plongent en lui; elles n'ont qu'une existence passagère, accidentelle. La substance absolue se manifeste tant par la pensée infinie que par l'étendue infinie. Toutes deux, la pensée infinie et l'étendue infinie, sont deux attributs de la substance absolue. Nous ne reconnaissons que ces deux attributs : Dieu, la substance absolue, a peut-être encore beaucoup d'autres attributs que nous ne connaissons pas. *Non dico me Deum omnino cognoscere, sed me quædam ejus attributa, non autem omnia, neque maximam intelligere partem.*

La sottise et la méchanceté purent seules donner à une telle doctrine la qualification d'athée. Personne ne s'est jamais exprimé sur la divinité d'une manière plus sublime que Spinosa. Au lieu de dire qu'il niait Dieu, on pourrait dire qu'il nie l'homme. Toutes les choses finies ne sont pour lui que des modes de la substance infinie; toutes les substances finies sont contenues en Dieu; l'esprit humain n'est qu'un rayon lumineux de la pensée infinie; le corps de l'homme n'est qu'un atome de l'étendue infinie : Dieu est la cause infinie de tous deux, des esprits et des corps, *natura naturans.*

Dans une lettre à madame Du Deffant, Voltaire se montre tout charmé d'une idée de cette dame qui avait dit que toutes les choses que l'homme ne peut connaître sont sûrement de telle nature, qu'il ne lui servirait absolument à rien de les connaître. Je pourrais appliquer cette remarque à ce passage de Spinosa, que j'ai cité plus haut, et d'après lequel appartiendraient à la divinité, non-seulement les deux attributs reconnaissables de pensée et d'étendue, mais encore d'autres attributs que nous ne pouvons connaître. Ce que nous ne pouvons pas connaître n'a aucun prix pour nous, du moins sous le point de vue social où il s'agit de réaliser en fait sensible ce qui a été reconnu dans l'idée. Dans notre explication de la nature de Dieu, nous n'avons donc égard qu'à ces deux attributs reconnaissables. Et d'ailleurs tout ce que nous nommons attributs de Dieu n'est à la fin qu'une forme différente de notre faculté de concevoir, et ces formes différentes sont identiques dans la substance absolue. La pensée n'est à la fin que l'étendue invisible, et l'étendue n'est que la pensée visible. Nous nous rencontrons ici avec la partie essentielle de la philosophie allemande de l'identité, qui ne diffère au fond nullement de celle de Spinosa. M. J. Schelling aura beau se débattre pour prouver que sa philosophie est autre que le spinosisme, qu'elle est bien plus *un amalgame vivant de l'idéal et du réel,* qu'elle s'éloigne du spinosisme comme la perfection des statues grecques s'éloigne de la raideur des originaux égyptiens; je n'en dois pas moins déclarer que, dans sa première période, à l'époque où il était encore philosophe, M. J. Schelling ne se distinguait pas le moins du monde de Spinosa. Il a seulement pris un autre chemin pour arriver à la même philosophie, et c'est ce qu'il me reste à expliquer plus tard quand je raconterai comment Kant a ouvert une nouvelle route, comment Fichte l'y a suivi, comme quoi M. Schelling a marché en reprenant la trace de Fichte, et comment, errant un beau jour dans les sombres forêts de la philosophie de la nature, il s'y est trouvé enfin face à face avec la grande figure de Benoît Spinosa.

La moderne *Philosophie de la nature* n'a que le mérite d'avoir démontré de la façon la plus pénétrante l'éternel parallélisme qui règne entre l'esprit et la matière; je dis esprit et matière, et j'emploie ces expressions comme équivalentes de ce que Spinosa nomme pensée et étendue; je regarde aussi ces expressions comme synonymes de ce que les philosophes allemands nomment esprit et nature ou l'idéal et le réel.

Dans la suite, je donnerai le nom de panthéisme moins au système qu'au point de vue de Spinosa. Comme dans le déisme, on y admet l'unité de Dieu; mais le Dieu des panthéistes est dans le monde même, non pas qu'il le pénètre de sa divinité, comme jadis saint Augustin essaya de l'expliquer, quand il comparait Dieu à un grand lac et le monde à une éponge qui nage au milieu et se gonfle de divinité; non, le monde n'est pas seulement gonflé et imprégné de Dieu, il est identique avec Dieu. Dieu, que Spinosa nomme la substance unique, et les philosophes allemands l'absolu, « est tout ce qui est, » il est la matière autant que l'esprit ; tous les deux sont également divins, et quiconque insulte la matière sainte est impie autant que celui qui pèche contre le Saint-Esprit.

Le Dieu des panthéistes se distingue donc de celui des déistes en ce qu'il est dans le monde même, pendant que celui-ci est en dehors, ou, ce qui revient au même, est au-dessus du monde. Le Dieu des déistes gouverne le monde de haut en bas comme un établissement séparé de chez lui ; ce n'est que sur le mode de ce gouvernement que les déistes se divisent entre eux. Les Hébreux se représentent Dieu comme un tyran armé d'un tonnerre ; les chrétiens, comme un père rempli d'amour ; les élèves de Rousseau et toute l'école genevoise en font un artiste habile qui a fabriqué le monde à peu près comme leurs pères confectionnent leurs montres ; et en qualité de connaisseurs, ils admirent l'ouvrage et glorifient le maître qui est là-haut.

Pour le déiste, qui admet un Dieu extra-mondain ou super-mondain, il n'y a de saint que l'esprit, parce qu'il le considère, pour ainsi dire, comme le souffle divin que le créateur du monde a inspiré au corps humain, ouvrage de ses mains, pétri de limon. Les Juifs regardaient en conséquence le corps comme quelque chose de méprisable, comme la misérable enveloppe du rouach, du souffle divin, de l'esprit; ce n'est qu'à celui-ci qu'ils accordaient leur considération, leur respect, leur culte. Ils furent donc, à proprement parler, de préférence le peuple de l'esprit, chastes, sobres, sérieux, abstraits, entêtés, propres au martyre, et Jésus-Christ les résuma de la manière la plus sublime. Celui-ci fut, dans la véritable acception du mot, l'esprit incarné, et l'on trouve un sens bien profond dans la belle légende qui le fait enfanter par une vierge pure de corps et fécondée par la seule opération de l'esprit.

Mais si les Juifs n'avaient regardé le corps qu'avec dédain, les chrétiens, les ultras du spiritualisme, allèrent encore plus loin qu'eux dans cette voie et proclamèrent le corps comme réprouvable, mauvais, comme le mal même. Nous voyons, quelques siècles après Jésus-Christ, s'élever une religion qui fera l'éternel étonnement de l'historien et arrachera aux générations de l'avenir l'admiration la plus frémissante. Oui, c'est une grande et sainte religion que le christianisme, pleine d'une douceur infinie, qui voulut conquérir pour l'esprit la domination la plus absolue dans ce monde... Mais cette religion était par trop sublime, trop pure, trop bonne pour cette terre où l'idée n'en put être proclamée qu'en théorie, sans jamais passer complétement dans la pratique. L'essai d'une réalisation de cette idée a enfanté dans l'histoire une foule d'actes d'enthousiasme, et les poëtes de tous les temps en auront ample matière à dire et à chanter. Mais la tentative de réaliser l'idée du christianisme a pourtant, comme nous le voyons enfin, échoué de la manière la plus déplorable, et cet essai avorté a coûté à l'humanité des sacrifices incalculables; et nous en retrouvons les tristes conséquences dans le malaise social que nous ressentons aujourd'hui par toute l'Europe. Si, comme beaucoup de gens le croient, l'humanité est encore dans sa jeunesse, le christianisme est sans doute une de ses plus généreuses illusions de collége, qui font plus d'honneur à son cœur qu'à son jugement. Toute la matière, le christianisme l'abandonna à César et aux banquiers talmudistes, et se contenta de dénier la suprématie au premier et de flétrir les autres dans l'opinion publique... Mais voyez! le glaive détesté et l'argent méprisé obtiennent pourtant à la fin la puissance suprême, et les représentants de l'esprit sont obligés d'entrer en arrangement avec eux. Oui, et cet accord est même devenu une alliance solidaire. Ce ne sont pas seulement les prêtres de Rome, mais encore ceux d'Angleterre et de Prusse, enfin tous les prêtres privilégiés, qui se sont confédérés avec César et consorts pour opprimer les peuples. Pourtant l'effet de cette alliance est de ruiner plus promptement la religion du spiritualisme. C'est ce que comprennent déjà quelques prêtres; et, pour sauver la religion, ils renoncent à cette alliance pernicieuse, et se jettent dans nos rangs en s'affublant de nos couleurs...

Vains efforts, peines perdues! L'humanité soupire après des mets plus solides que le sang et la chair symbolique de l'eucharistie. L'humanité sourit de pitié sur les rêves de sa jeunesse, qui n'ont pu se réaliser en dépit de ses pénibles tentatives, et elle devient virilement pratique. L'humanité sacrifie aujourd'hui au système d'utilité terrestre ; elle pense sérieusement à un établissement de bourgeoise aisance, à un ménage raisonnablement ordonné, à la vie confortable pour ses vieux jours. Le principal, pour le moment, est de revenir à la santé, car nous éprouvons encore une grande faiblesse dans les membres : les saints vampires du moyen âge nous ont sucé tant de sang précieux ! Et puis, il faudra offrir encore à la matière de grands sacrifices expiatoires pour qu'elle pardonne les vieilles offenses. Il ne serait même pas mal qu'on instituât des fêtes sensualistes, et qu'on indemnisât la matière pour ses souffrances passées, car le spiritualisme nazaréen, incapable de l'anéantir, l'a flétrie en toute occasion ; il a rabaissé les plus nobles jouissances ; les sens furent réduits à l'hypocrisie, et il y eut partout mensonge et péché. Il faut revêtir nos femmes de chemises neuves et de sentimens neufs, et passer toutes nos pensées à la fumée des parfums, comme après les ravages d'une peste.

Le but le plus immédiat de toutes nos institutions modernes est ainsi la réhabilitation de la matière ; sa réintégration dans sa dignité, sa reconnaissance religieuse, sa sanctification morale, sa réconciliation avec l'esprit. Pourousa est unie de nouveau à Pakriti ; c'est de leur violente séparation, comme le démontre si ingénieusement le mythe indien, qu'est venu le grand déchirement du monde, le mal.

Savez-vous à présent ce qu'est le mal dans le monde? Les spiritualistes nous ont toujours reproché que, dans les idées panthéistiques, toute distinction cessait entre le bien et le mal; mais le mal, d'une part, n'existe que dans leur fausse manière d'envisager le monde, et de l'autre, il n'est réellement qu'un produit de leur propre arrangement des choses ici-bas. D'après leur point de vue, la matière est mauvaise par elle-même et en elle-même, ce qui est en vérité une calomnie, un affreux blasphème contre Dieu. La matière ne devient mauvaise que lorsqu'elle est obligée de conspirer en secret contre l'usurpation de l'esprit, quand l'esprit l'a flétrie et qu'elle s'est prostituée par mépris d'elle-même, ou bien encore, quand, avec la haine du désespoir, elle se venge sournoisement de l'esprit; et ainsi le mal n'est que le résultat de l'arrangement du monde par les spiritualistes.

Dieu est identique avec le monde; il se manifeste dans les plantes qui, sans conscience d'elles-mêmes, vivent d'une vie cosmomagnétique; il se manifeste dans les animaux qui, dans le rêve de leur vie sensuelle, éprouvent une existence plus ou moins sourde; mais c'est dans l'homme qu'il se manifeste de la manière la plus admirable, dans l'homme qui sent et pense en même temps, qui sait distinguer sa propre individualité de la nature objective, et porte déjà dans sa raison les idées qui se font aussi reconnaître à lui dans le monde des faits. Dans l'homme, la Divinité arrive à la conscience d'elle-même, et cette conscience, elle la révèle de nouveau par l'homme; mais cela n'arrive point dans et par les hommes isolés, mais par l'ensemble de l'humanité; de telle sorte qu'un homme ne comprend et ne représente qu'une parcelle du Dieu-monde, mais que tous les hommes ensemble comprennent et représenteront dans l'idée et dans la réalité tout le Dieu-monde. Chaque peuple a peut-être la mission de reconnaître et de manifester une partie de ce Dieu-monde, de reconnaître une certaine série de faits et de réaliser une certaine série d'idées, et de transmettre le résultat aux peuples suivants, auxquels une semblable mission est imposée. Dieu est en conséquence le véritable héros de l'histoire universelle. L'histoire n'est que sa pensée éternelle, son éternelle action, sa parole, ses faits, ses gestes, et l'on peut dire avec raison de l'humanité entière qu'elle est une incarnation de Dieu.

C'est une erreur de croire que cette religion du panthéisme conduise les hommes à l'indifférence. Au contraire, le sentiment de sa divinité excitera l'homme à la révéler, et c'est de ce moment que les véritables hauts faits et le véritable héroïsme viendront glorifier cette terre.

La révolution politique, qui s'appuie sur les principes du matérialisme français, ne trouvera pas des adversaires dans les panthéistes, mais bien des auxiliaires qui ont puisé leurs convictions à une source plus profonde, à une synthèse religieuse. Nous poursuivons le bien-être de la matière, le bonheur matériel des peuples, non que nous méprisions l'esprit, comme le font les matérialistes, mais parce que nous savons que la divinité de l'homme se révèle également dans sa forme corporelle, que la misère détruit ou avilit le corps, image de Dieu, et que l'esprit est entraîné dans la chute. Le grand mot de la révolution que prononça Saint-Just : *Le pain est le droit du peuple*, se traduit ainsi chez nous : *Le pain est le droit divin de l'homme.* Nous ne combattons pas pour les droits humains des peuples, mais pour les droits divins de l'humanité. C'est en cela, ainsi que sur maint autre point, que nous nous séparons des gens de la révolution. Nous ne voulons ni sans-culottes, ni bourgeoisie frugale, ni présidents modestes ; nous fondons une démocratie de dieux terrestres, égaux en béatitude et en sainteté. Vous demandez des costumes simples, des mœurs austères et des jouissances à bon marché, et nous, au contraire, nous voulons le nectar et l'ambroisie, des manteaux de pourpre, la volupté des parfums, des danses de nymphes, de la musique et des comédies..... Point de courroux, vertueux républicains ! Au blâme de votre censure, nous répondrons comme le fit jadis un fou de Shakspeare : « Crois-tu donc, parce que tu es vertueux, qu'il ne doit plus y avoir sur cette terre ni gâteaux dorés, ni vins des Canaries ? »

Les saint-simoniens ont compris et voulu quelque chose d'analogue ; mais ils étaient placés sur un terrain défavorable, et le matérialisme qui les entourait les a écrasés. On les a mieux appréciés en Allemagne, car l'Allemagne est à présent la terre fertile du panthéisme ; cette religion est celle de nos plus grands penseurs, de nos meilleurs artistes, et le déisme, comme je le raconterai plus tard, y est détruit en théorie. On ne le dit pas, mais chacun le sait : le panthéisme est le secret public de l'Allemagne. Dans le fait, nous avons trop grandi pour le déisme. Nous sommes libres et ne voulons point de despote tonnant ; nous sommes majeurs et n'avons plus besoin de soins paternels ; nous ne sommes pas non plus les œuvres d'un grand mécanicien : le déisme est une religion bonne pour des esclaves, pour des enfants, pour des Genevois, pour des horlogers !

Le panthéisme est la religion occulte de l'Allemagne, et c'est ce résultat qu'avaient prévu les écrivains allemands qui se déchaînèrent, il y a plus de cinquante ans, contre Spinosa. Le plus furieux de ces adversaires de Spinosa fut F. H. Jacobi, à qui l'on fait quelquefois l'honneur de le nommer parmi les philosophes allemands. Ce n'était qu'une vieille commère qui se cacha sous le manteau de la philosophie, se faufila parmi les philosophes, bavarda d'abord beaucoup sur son amour et sa sensibilité, et finit par injurier la raison. Son éternel refrain était que la philosophie, la connaissance par la raison, n'est qu'illusion pure ; que la raison même ne sait pas où elle conduit ; qu'elle entraîne l'homme dans un sombre labyrinthe d'erreurs et de contradictions, et que la foi seule peut le guider sûrement. Taupe qui ne voyait pas que la raison, semblable au soleil, en s'avançant, éclaire sa route avec ses propres rayons! Rien ne ressemble à la pieuse rancune du bon Jacobi contre Spinosa, le grand athée.

C'est une chose curieuse de voir comme les partis les plus divergents ont toujours combattu contre Spinosa.

L'aspect de cette armée est fort amusant. Près d'un essaim de capuchons noirs et blancs portant croix et encensoirs, marchait la phalange des encyclopédistes qui tirait aussi sur ce *penseur téméraire*. A côté du rabbin de la synagogue d'Amsterdam, qui sonne l'attaque avec le sacré cornet à bouquin, s'avance Arouet de Voltaire, avec le sifflet du persiflage, qui fait sa partie obligée au profit du déisme. Au milieu glapit la vieille femme Jacobi, vivandière de cette armée de la foi.

Échappons vite à ce charivari. De retour de notre excursion panthéiste, revenons à la philosophie de Leibnitz dont nous avons à raconter les destinées ultérieures en Allemagne.

Pour écrire ces ouvrages, que vous connaissez, Leibnitz s'était servi de la langue latine ou de la française. Christian Wolf est le nom de l'excellent homme qui professa les idées de Leibnitz, non-seulement d'une manière systématique, mais encore en langue allemande. Son mérite véritable ne consiste pas à avoir resserré les idées de Leibnitz dans un système solide, encore moins à les avoir rendues accessibles, par leur traduction en langue allemande, à un public plus nombreux. Son mérite spécial fut d'exciter à philosopher dans notre langue maternelle.

Nous n'avions su, jusqu'à Luther, traiter la théologie qu'en latin : il en fut de même jusqu'à Wolf pour la philosophie. L'exemple de quelques rares savants qui avaient déjà essayé, dans les temps antérieurs, de professer en allemand sur ces matières, demeura sans résultat. Néanmoins l'historien littéraire doit leur accorder un éloge spécial ; nous rappellerons surtout Johannes Tauler, moine dominicain, né au commencement du XIVᵉ siècle sur les bords du Rhin et mort en 1361 à Strasbourg. C'était un homme pieux, et il fit partie de ces mystiques que j'ai désignés comme le parti platonicien du moyen âge. Dans les dernières années de sa vie, ce brave homme renonça à l'orgueil des savants, ne se fit pas honte de prêcher dans l'humble langue du peuple, et ces sermons qu'il a recueillis, ainsi que les traductions allemandes qu'il fit de quelques autres de ses sermons antérieurs, comptent parmi les monuments les plus remarquables de la langue allemande ; car cette langue montra dès lors qu'elle est, non-seulement bonne pour les dissertations métaphysiques, mais qu'elle y est bien plus propre que la langue latine. Cette dernière, idiome des Romains, ne peut jamais renier son origine. C'est une langue de commandement pour les capitaines, une langue de décrétales pour les administrateurs, une langue juridique pour les usuriers, c'est une langue lapidaire pour ce peuple romain, dur comme la pierre ; elle devint la langue prédestinée du matérialisme. Quoique le christianisme, avec une patience vraiment chrétienne, se soit tourmenté, pendant plus d'un millier d'années, à spiritualiser cette langue, il n'y est jamais parvenu; et, quand Johannes Tauler voulait s'abîmer dans les profondeurs les plus effrayantes de la pensée, et que son cœur débordait de sentiment religieux, il lui fallait parler allemand. Son langage est comme une source des montagnes, qui perce le dur rocher, eau merveilleusement imprégnée d'aromates inconnus et de vertus métalliques. Mais ce ne fut que dans les temps modernes qu'on remarqua la rare propriété de la langue allemande pour la philosophie. Dans aucune autre langue, la nature n'aurait pu révéler son mot le plus mystérieux, comme dans celle de notre chère patrie allemande. Ce n'est que sur le chêne robuste que peut croître le gui sacré.

Ce serait bien ici le lieu de mentionner Paracelse, ou Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus de Hobenheim, ainsi qu'il s'appelait lui-même; car lui aussi écrivit presque toujours en allemand. Mais j'aurai plus tard à parler de Paracelse sous un point de vue plus important. Sa philosophie était ce que nous appelons aujourd'hui philosophie de la nature; et cette doctrine d'une nature animée par les idées, qui s'accorde si intimement avec l'esprit allemand, aurait, dès lors, pris racine chez nous, si, par l'influence étrangère, la physique inanimée et toute mécanique des cartésiens n'eût usurpé l'empire universel. Paracelse était un grand charlatan : il portait toujours un habit et une culotte écarlates, des bas rouges et un chapeau rouge, et prétendait pouvoir créer de petits hommes, *homunculos*; au moins était-il sur le pied le plus familier avec les esprits invisibles qui habitent les divers éléments. Mais il fut en même temps l'un des plus profonds naturalistes qui, avec une ardeur d'investigation tout allemande, comprirent les croyances populaires antéchrétiennes, le panthéisme germanique, et il devinait très juste ce qu'il ne savait pas.

Je devrais naturellement parler aussi de Jacob Bœhm, car il a également appliqué la langue allemande à des démonstrations philosophiques. Mais je n'ai pu me décider encore à le lire, même une seule fois: je n'aime pas à me laisser duper. Je soupçonne fort les prôneurs de ce mystique d'avoir voulu mystifier les gens. Quant au contenu de sa doctrine, Saint-Martin vous en a donné quelque chose en langue française; les Anglais l'ont aussi traduit. Charles I^er^ avait une si grande idée de ce cordonnier philosophe, qu'il envoya tout exprès à Wœrlitz un savant pour l'étudier. Ce savant fut plus heureux que son royal maître; car, pendant que celui-ci perdait le chef à Whitehall par la hache de Cromwell, l'autre ne perdit à Wœrlitz que la raison par la théosophie de Jacob Bœhm.

Je l'ai dit: ce fut Christian Wolf qui appliqua le premier avec succès la langue allemande à la philosophie. Son moindre mérite fut la réduction en système et la popularisation des idées de Leibnitz. Il a encouru un grand blâme sous ce double rapport, et nous ne devons pas le taire. Son système ne fut qu'apparence vaine, et il sacrifia à cette apparence le plus important de la philosophie de Leibnitz, la meilleure partie de la doctrine des monades. Il est vrai que Leibnitz n'avait point laissé d'édifice systématique, mais seulement les idées nécessaires. Il fallait un géant pour assembler ces blocs et ces colonnes colossales qu'un géant avait enlevés aux profondes carrières de la pensée et harmonieusement taillés. Il en serait résulté un temple magnifique; mais Christian Wolf était de trop courte stature, et ne put s'approprier qu'une partie des matériaux, qu'il rapetissa pour en faire un tabernacle au déisme. La tête de Wolf était plus encyclopédique que systématique: il ne comprit l'unité d'une doctrine que sous la forme du complet. Il jugea suffisant d'avoir construit un casier où les tablettes étaient convenablement remplies et garnies d'étiquettes bien lisibles. C'est dans cet esprit qu'il nous donna une encyclopédie des sciences. Comme descendant de Descartes par Leibnitz, on conçoit que pour la démonstration mathématique il ait hérité de son aïeul. J'ai déjà blâmé cette forme dans Spinosa. Elle fit grand mal entre les mains de Wolf; chez ses élèves, elle dégénéra en schématisme insupportable et en une ridicule manie de tout prouver avec une évidence mathématique. Ainsi s'éleva ce que l'on appela le dogmatisme de Wolf. Toute investigation profonde cessa, et une ennuyeuse ferveur de clarté prit sa place; la philosophie de Wolf devint toute limpide ou plutôt aqueuse, et finit par inonder toute l'Allemagne. Les traces de ce déluge sont encore visibles aujourd'hui, et l'on retrouve çà et là sur les hauteurs les plus arides de nos académies quelques vieux fossiles de l'école de Wolf.

Christian Wolf naquit en 1679 à Breslaw, et mourut à Halle en 1754. Son empire intellectuel dura plus d'un demi-siècle en Allemagne. Nous devons donner une attention particulière à ses rapports avec les théologiens allemands, et nous compléterons ainsi notre récit du sort du luthéranisme.

Il n'existe, dans toute l'histoire de l'Église, aucune partie plus embrouillée que celle des querelles entre les théologiens protestants depuis la guerre de trente ans. On ne peut leur comparer que les chicanes subtiles des Byzantins; mais celles-ci n'étaient pas aussi ennuyeuses, parce qu'elles cachaient des intérêts politiques et des intrigues de cour, tandis que le ferraillement protestant n'eut guère sa raison que dans le pédantisme étroit de quelques doctes perruques. Les universités, et particulièrement Tübingen, Wittemberg, Leipzig et Halle, sont les arènes de ces assauts théologiques. Les deux partis que nous avons vus en costume catholique pendant toute la durée du moyen âge, les platoniciens et les aristotéliciens, n'ont fait que changer d'habit, et se chamaillent après comme avant. Ce sont les piétistes et les orthodoxes dont j'ai déjà parlé, et que j'ai désignés comme des mystiques sans imagination et des dogmatistes sans esprit. Johannes Spener fut le Scotus Erigena du protestantisme; et comme celui-ci, par sa traduction du fabuleux Denis l'Aréopagite, avait fondé le mysticisme catholique, l'autre fonda le piétisme protestant par ses assemblées d'édification, *colloquia pietatis*, d'où le nom de *piétistes* est peut-être resté à ses sectateurs. C'était un homme pieux; respect à sa mémoire! Un piétiste berlinois, M. Horn, a donné de lui une bonne biographie. La vie de Spener est un martyre continuel pour l'idée chrétienne. Il fut sous ce rapport supérieur à ses contemporains; il recommanda instamment les bonnes œuvres et la piété. Ses homélies furent fort louables pour le temps; car toute la théologie, telle qu'on l'enseignait dans les susdites universités, ne consistait qu'en une dogmatique étroite et une polémique tracassière. L'exégèse et l'étude de l'histoire de l'Église furent complétement négligées.

Un élève de ce Spener, Hermann Frank, commença à Leipzig à faire un cours à l'exemple et dans le sens de son maître. Il le fit en allemand, service que nous paierons toujours volontiers de reconnaissance. Les succès qu'il y obtint excitèrent l'envie de ses collègues, qui rendirent en conséquence la vie fort dure à notre pauvre piétiste. Il fut obligé de vider la place, et se rendit à Halle, où il enseigna le christianisme par paroles et par actions. Sa mémoire y fleurira toujours, car il est le fondateur de la maison des orphelins de Halle. L'université de Halle se peupla alors de piétistes, et on les nommait le parti de l'hospice des orphelins. Soit dit en passant, ce parti s'est maintenu jusqu'à ce jour. Halle est encore à ce moment la taupinière des piétistes, et leurs querelles avec les rationalistes protestants ont, il y a quelques années, scandalisé toute l'Allemagne. Heureux Français qui n'en avez rien su ! Vous ignorez jusqu'à l'existence de ces commérages périodiques de l'église protestante, où les dévotes poissardes se sont cordialement injuriées. Heureux Français ! qui n'avez aucune idée de la méchanceté, de la petitesse, de l'âcreté que nos prêtres évangéliques apportent dans leurs combats ! Vous le savez, je ne suis point partisan du catholicisme ; le protestantisme fut pour moi plus qu'une religion, ce fut une mission ; et depuis quatorze ans, c'est pour ses intérêts que je combats contre les machinations des jésuites allemands. Plus tard, il est vrai, s'éteignit ma sympathie pour le dogme, et je déclarai franchement, dans mes écrits, que tout mon protestantisme ne consistait plus que dans le fait d'être inscrit comme chrétien évangélique sur les régistres de la communion luthérienne... Mais une secrète prédilection pour la cause qui nous fit jadis combattre et souffrir, demeure toujours dans notre cœur, et mes convictions religieuses d'aujourd'hui sont encore animées de l'esprit du protestantisme. Je suis donc toujours partial pour l'église protestante : et pourtant je dois à la vérité de dire que, dans les annales du papisme, jamais je n'ai trouvé de misères pareilles à celles de la *Gazette ecclésiastique évangélique de Berlin*, dans ce scandaleux débat. Les mauvais tours les plus lâches des moines, les plus mesquines taquineries de couvent sont choses nobles et généreuses auprès des exploits chrétiens de nos orthodoxes et piétistes dans leur guerre contre les rationalistes. Vous n'avez aucune idée, vous autres Français, de la haine qui éclate en de telles occasions; mais les Allemands sont plus rancuniers que les peuples d'origine romane. Cela tient à ce qu'ils sont idéalistes jusque dans la haine. Nous ne nous fâchons pas pour des choses futiles, comme vous le faites, pour une piqûre de vanité, pour une épigramme, pour l'oubli d'une carte de visite; non, nous haïssons chez nos ennemis ce qui est le plus essentiel, le plus intime, la pensée. Vous êtes prompts et superficiels dans la haine comme dans l'amour. Nous autres Allemands, nous détestons radicalement et d'une manière durable. Trop honnêtes, et peut-être aussi trop gauches pour nous venger par la première perfidie venue, nous nous haïssons jusqu'au dernier soupir. « Je connais, monsieur, ce calme allemand, disait dernièrement une dame en me regardant de tous ses yeux et d'un sourire incrédule; je sais que dans votre langue vous employez le même mot pour dire pardonner et empoisonner. » Elle avait raison; le mot *vergeben* a ce double sens.

Ce furent, si je ne me trompe, les orthodoxes de Halle qui, dans leurs combats avec les piétistes émigrés, appelèrent à leur secours la philosophie de Wolf; car la religion, lorsqu'elle ne peut plus nous brûler, vient nous demander l'aumône. Mais tous nos dons ne lui profitent guère. Le manteau mathématico-démonstratif, dont Wolf avait amicalement affublé la pauvre religion, lui alla si mal, qu'elle s'y sentit encore plus à l'étroit et se rendit fort ridicule. La trame râpée creva de toutes parts. Ce fut surtout la partie honteuse, le péché originel, qui se montra dans la nudité la plus effrayante; toutes les feuilles de vigne philosophiques n'y purent rien. Le péché originel christo-luthérien et l'optimisme leibnitz-owolfien sont incompatibles. Aussi le persiflage français sur l'optimisme fut-il ce qui déplut le moins à nos orthodoxes. L'esprit de Voltaire vint au secours du péché originel, mais le Panglos allemand a beaucoup perdu par la ruine de l'optimisme, et il chercha longtemps une doctrine aussi consolatrice, jusqu'à ce que le mot de Hegel : « Tout ce qui est est raisonnable? » vint le dédommager quelque peu.

Du moment où une religion demande secours à la philosophie, sa ruine est inévitable. Elle cherche à se défendre, et son verbiage ne sert qu'à l'entraîner dans les embarras les plus inextricables. La religion, comme toute espèce d'absolutisme, ne doit point se justifier. Prométhée est enchaîné au rocher par la force silencieuse. Non, Eschyle ne fait pas proférer une parole à la Force personnifiée ; il faut qu'elle demeure muette. Aussitôt que la religion fait imprimer un catéchisme raisonné et argumenté, aussitôt que l'absolutisme politique fait publier une gazette d'État explicative, tous deux touchent à leur fin. Mais c'est justement là notre triomphe : nous avons poussé nos adversaires dans la discussion, et ils sont obligés de parler.

Donc, comme je viens de le dire, depuis que la religion chercha assistance auprès de la philosophie, les savants allemands firent avec elle encore toutes sortes d'expérimentations. On avisa de lui faire une nouvelle jeunesse, et l'on s'y prit à peu près comme Médée avec le vieux roi Æson. D'abord on lui ouvrit la veine, et on la débarrassa longuement de tout le sang superstitieux. Pour parler sans figure, on essaya de retrancher du christianisme toute la partie historique, pour ne lui laisser que la partie morale. Par cette opération, on faisait du christianisme un déisme pur. Le Christ cessa d'être co-régent de Dieu; il fut en quelque sorte médiatisé, et ce ne fut plus qu'en qualité de personne privée qu'on lui accorda le respect convenable. On loua par delà toute mesure son caractère moral, et l'on ne sut en quels termes élogieux dire combien il avait été brave homme. Quant à ses miracles, on les expliqua par la physique, ou bien l'on chercha à en faire aussi peu de bruit que possible. Les miracles, disaient quelques-uns, étaient nécessaires dans ces temps de superstition, et un homme sensé, qui avait à proclamer une vérité quelconque, employait les miracles en guise d'annonce. Ces théologiens qui tronquèrent tout l'historique du christianisme s'appellent rationalistes, et ils soulevèrent contre eux les fureurs des piétistes tout aussi bien que des orthodoxes. Ceux-ci se combattirent moins violemment depuis lors, et se confédérèrent même souvent. Ce que n'avait pu l'amour chrétien, la haine commune l'accomplit; la haine des rationalistes.

Cette réforme de la théologie protestante commença avec le tranquille Semler que vous ne connaissez pas, atteignit une hauteur inquiétante avec le lucide Teller que vous ne connaissez pas davantage, et parvint à son apogée avec Barth au front d'airain, dont la connaissance n'est pour vous nullement regrettable. Les instigations les plus vives vinrent de Berlin, où régnaient Frédéric le Grand et le libraire Nicolaï.

Sur le premier, le matérialisme couronné, vous avez des renseignements suffisants. Vous savez qu'il fit des vers français, joua très-bien de la flûte, gagna la bataille de Rosbach, prit beaucoup de tabac, et n'avait foi qu'au canon. Quelques-uns de vous ont sans doute visité Sans-Souci; et le vieil invalide qui y garde le château vous a montré, dans la bibliothèque, les romans français que Frédéric, prince royal, lisait à l'église, et qu'il avait fait relier en maroquin noir, afin que son rigide père pût croire qu'il lisait dans notre bon livre de cantiques luthériens. Vous connaissez ce sage roi, que vous avez nommé le Salomon du Nord. La France fut l'Ophir de ce Salomon septentrional, et il en tirait ses poëtes et ses philosophes, pour lesquels il avait une grande prédilection, comme le Salomon du Sud, qui fit venir d'Ophir, par les soins de son ami Hiram, des cargaisons entières d'or, d'argent, d'ivoire, de poëtes et de philosophes, comme vous le pouvez lire dans le Livre des Rois, chap. X : *Classis regis per mare cum classe Hiram semel per tres annos ibat, deferens inde aurum et ar-*

gentum, et dentes elephantorum, et simias et pavos. Cette préférence pour les talents étrangers empêcha certainement Frédéric le Grand d'obtenir beaucoup d'influence sur l'esprit allemand : il offensa et blessa bien plutôt la fierté nationale. Le mépris qu'il montra pour notre littérature doit nous affliger encore, nous, descendants de ces écrivains. A l'exception du vieux Gellert, aucun d'eux ne fut encouragé par sa très-gracieuse bienveillance. L'entretien qu'il eut avec lui est curieux.

Si Frédéric le Grand nous bafoua sans nous protéger, le libraire Nicolaï nous protégea d'autant plus, sans que pour cela nous ayons scrupule de le bafouer. Cet homme fut, pendant sa vie entière, incessamment et activement dévoué au bien de la patrie. Il n'épargna ni peine ni argent, quand il espéra hâter quelque heureux progrès, et cependant jamais homme n'a encore été raillé en Allemagne d'une manière si cruelle, si inexorable, si anéantissante. Quoique nous sachions très-bien, nous autres derniers nés, que le vieux Nicolaï, l'ami des lumières, ne se trompait pas au fond ; quoique nous sachions que ceux qui le persiflèrent à mort étaient pour la plupart nos propres ennemis, les obscurants : nous ne pouvons cependant penser à lui avec un visage sérieux. Le vieux Nicolaï chercha à faire en Allemagne ce qu'ont fait en France les philosophes français : il voulut ruiner le passé dans l'esprit du peuple ; excellent travail préparatoire, sans lequel aucune révolution radicale ne pourra se faire. Peine perdue : il n'avait pas assez de force pour une pareille besogne. Les vieilles ruines, encore debout, opposaient trop de résistance, et les spectres en sortaient et se moquaient de lui; alors il devenait furieux et se précipitait au milieu d'eux tête baissée, et les spectateurs riaient quand les chauves-souris lui sifflaient autour des oreilles et s'embarrassaient dans sa vieille perruque. Il lui arriva bien aussi quelquefois de combattre des moulins à vent qu'il prenait pour des géants; mais il se trouva encore plus mal de prendre des géants véritables pour de simples moulins à vent, un Wolfgang Goethe, par exemple. Il écrivit contre son *Werther* une satire dans laquelle il méconnut de la manière la plus lourde les intentions de l'auteur. Pourtant il avait raison quant au fond : quoiqu'il ne comprît pas au juste ce que Goethe voulait dire avec son *Werther*, il en pressentit cependant bien l'effet, l'amollissante rêverie et la stérile sentimentalité, qui surgirent par ce roman maladif, et se mettaient en contradiction hostile avec les sentiments sains et raisonnables dont nous avions besoin. En cela, Nicolaï fut tout à fait d'accord avec Lessing, qui écrivait à un de ses amis le jugement suivant sur le *Werther :*

« Pour qu'une production aussi chaleureuse ne fasse pas plus de mal que de bien, ne pensez-vous pas qu'il lui faudrait encore un petit épilogue très-refroidissant, quelques modifications sur les causes qui ont amené Werther à un caractère aussi bizarre, le contraste d'un autre jeune homme auquel la nature avait donné les mêmes dispositions, et qui a su s'en garantir? Croyez-vous donc qu'un jeune homme, romain ou grec, se fût ainsi tué, et pour la même cause? Certainement non. Ceux-là savaient se garder tout autrement des extravagances de l'amour; et, au temps de Socrate, une semblable... qui pousse... eût à peine... été pardonnée à une fillette. Enfanter de ces originaux chétivement grands, méprisablement précieux, n'était réservé qu'au christianisme, qui voudrait transformer un besoin du corps en perfection spirituelle. Ainsi, cher Goethe, encore un petit chapitre pour finir, et le plus cynique sera le meilleur. »

Le brave Nicolaï nous a réellement fait cadeau d'une édition de *Werther*, corrigée d'après cette donnée. Dans cette nouvelle version, le héros ne s'est pas tué, mais seulement souillé de sang de poulet; car le pistolet, au lieu d'être chargé avec du plomb, ne l'était qu'avec une vessie de sang. Werther devient ridicule, continue à vivre, épouse Charlotte, bref, finit plus tragiquement encore que dans l'original de Goethe.

La *Bibliothèque universelle allemande* fut le journal que Nicolaï fonda, et dans lequel lui et ses amis combattirent la superstition, les jésuites, les laquais auliques, etc., etc. On ne peut nier que maint coup destiné à la superstition ne soit malheureusement tombé sur la poésie. C'est ainsi que Nicolaï combattit l'amour qui se réveillait pour les poésies populaires du vieux temps, et pourtant au fond il avait encore raison; car ces chants, abstraction faite de toute leur valeur, contenaient beaucoup de souvenirs qui n'étaient plus de saison : ces vieux accords, ces ranz de vaches du moyen âge, pouvaient rappeler, par la sensibilité, le peuple aux étables du passé. Il tenta, comme Ulysse, de boucher les oreilles de ses compagnons, pour qu'ils n'entendissent point les chants des sirènes, s'inquiétant fort peu qu'ils demeurassent sourds désormais aux roulades innocentes du rossignol. Pour purger radicalement des vieilles ronces la terre du présent, le pauvre homme pratique se faisait peu scrupule d'en arracher en même temps les fleurs. Cette méprise souleva contre lui le parti des fleurs et des rossignols, et tout ce qui appartient à ce parti, la beauté, la grâce, l'esprit et la bonne plaisanterie ; et le pauvre Nicolaï succomba.

Aujourd'hui les circonstances sont changées en Allemagne, et le parti des fleurs et des rossignols est étroitement lié avec la révolution. L'avenir nous appartient, et déjà commence à poindre l'aurore de la victoire. Si jamais ce beau jour inonde de ses rayons notre patrie entière, nous penserons alors aussi aux morts ; nous penserons certainement à toi, vieux Nicolaï, pauvre martyr de la raison ! Nous porterons tes restes au Panthéon allemand, au milieu d'un cortége triomphal, et avec des chœurs de musique où l'on prendra la précaution de n'y mêler aucun sifflet ; nous déposerons sur ton cercueil la couronne de lauriers convenable, et nous prenons même l'engagement de le faire sans rire.

Voulant donner une idée de la situation philosophique et religieuse de ces temps, il me faut parler ici des penseurs qui travaillèrent à Berlin, plus ou moins de compagnie avec Nicolaï, et qui formèrent une sorte de juste-milieu entre la philosophie et les belles-lettres. Ils n'avaient pas précisément de système, mais seulement une tendance déterminée. Ils ressemblent aux moralistes anglais dans leur style et dans leurs derniers principes. Ils écrivent sans observer de forme rigoureusement scientifique, et la conscience morale est l'unique source de leurs connaissances. Leur tendance est tout à fait la même que nous voyons chez les philanthropes français. En religion, ils sont rationalistes, et cosmopolites en politique; en morale, ils sont hommes, hommes nobles et vertueux, sévères pour eux-mêmes, indulgents pour les autres. Quant au talent, on peut citer Mendelsohn, Sülzer, Abt, Moritz, Garve, Engel et Biester comme les plus distingués. Moritz est celui que je préfère; il fit beaucoup dans la psychologie expérimentale; il fut d'une naïveté rare, peu comprise du reste par ses amis; ses mémoires sont un des monuments les plus remarquables de ce temps. Pourtant Mendelsohn a plus que tous les autres une grande importance sociale: il fut le réformateur des Israélites allemands, ses coreligionnaires, ruina l'autorité du Talmud, et fonda le mosaïsme pur. Cet homme, que ses contemporains nommèrent le Socrate allemand, auquel ils accordèrent l'admiration la plus respectueuse à cause de la noblesse de son âme et de la force de son esprit, était le fils d'un pauvre gardien de la synagogue de Dessau. Outre le fardeau de la pauvreté, la Providence l'avait encore chargé d'une bosse, comme pour enseigner à la populace, par une leçon visible, qu'on doit juger l'homme d'après son mérite, et non d'après son extérieur.

Comme Luther avait vaincu le papisme, ainsi fit Mendelsohn pour le Talmud et par la même tactique, c'est-à-dire en rejetant la tradition et déclarant, comme source de la religion, la Bible, dont il traduisit la partie la plus importante. Il détruisit par là le catholicisme juif, comme Luther le catholicisme chrétien. Le Talmud est en effet le catholicisme des Juifs. C'est un dôme gothique, surchargé, il est vrai, d'ornements puérils, mais qui nous étonne par son élan prodigieux et par sa hauteur gigantesque; c'est une hiérarchie de lois religieuses, souvent d'une subtilité ridicule, et cependant si habilement superposées et subordonnées les unes aux autres, qu'elles s'appuient mutuellement et forment un ensemble colossal et formidable.

Le catholicisme des chrétiens une fois renversé, il fallait bien que celui des Juifs, le Talmud, succombât aussi; car le Talmud avait dès lors perdu sa valeur: il ne servait que de rempart contre Rome, et les Juifs lui doivent d'avoir pu résister contre Rome chrétienne aussi héroïquement que jadis contre la Rome du paganisme. Et non-seulement ils ont résisté, mais ils ont même vaincu; le pauvre rabbin de Nazareth, sur la tête mourante duquel le Romain païen attacha l'écriteau ironique : « Roi des Juifs ! » ce même roi dérisoire des Juifs, couronné d'épines, revêtu d'une pourpre insultante, devint à la fin le dieu des Romains, et il leur fallut s'agenouiller devant lui. Comme jadis la Rome païenne, Rome chrétienne a été vaincue, elle est même devenue tributaire. Si tu veux, cher lecteur, te rendre, dans les premiers jours du trimestre, rue Laffitte, n° 15, tu verras s'arrêter, devant le portail élevé, une lourde voiture de laquelle descend un gros homme. Celui-ci monte un escalier qui conduit à un cabinet où un homme d'assez bonne mine est assis avec une nonchalance de grand seigneur, dans laquelle cependant perce quelque chose d'aussi solide, d'aussi positif, d'aussi absolu, que s'il avait dans sa poche tout l'argent de ce monde ; et il a en effet tout l'argent du monde dans sa poche, car il s'appelle M. James Rothschild, et le gros homme est monsignor Garibaldi, l'envoyé de sa sainteté le pape, et il apporte comme son représentant les intérêts de l'emprunt romain, le tribut de Rome.

A quoi bon maintenant le Talmud ?

Moïse Mendelsohn mérite donc de grands éloges pour avoir ruiné le catholicisme juif, au moins en Allemagne ; car ce qui est superflu est nuisible. En rejetant la tradition, il tâcha cependant de maintenir comme devoir religieux les lois rituelles du Pentateuque. Était-ce timidité ou sagesse ? Eut-il un retour de sympathie douloureuse qui l'empêcha de porter sa main destructrice sur des objets qui avaient été si chers à ses ancêtres, et pour lesquels tant de sang, tant de larmes de martyrs avaient coulé ? Je ne le crois pas. Comme les rois de la matière, les rois de l'esprit doivent s'endurcir contre les sentiments de famille ; et sur le trône de la pensée on doit également se garder de céder à une douce sensiblerie. Aussi je croirais plutôt que Moïse Mendelsohn vit dans le mosaïsme pur une institution qui pouvait servir au déisme comme un dernier retranchement ; car le déisme était sa foi la plus intime et sa plus profonde conviction. Quand son ami Lessing mourut et qu'on l'accusa de spinosisme, il le défendit avec le zèle le plus inquiet, et, dans cette occasion, il se fâcha à en mourir.

Je viens d'écrire pour la seconde fois le nom de l'homme qu'aucun Allemand ne peut prononcer sans entendre dans son sein un écho plus ou moins sonore. Mais depuis Luther, l'Allemagne n'a pas enfanté d'homme plus grand ni meilleur que Gotthold Ephraïme Lessing ; tous deux sont notre orgueil et notre joie. Dans l'affliction du présent, nous élevons nos regards vers leurs images consolatrices, et nous lisons dans leurs yeux de brillantes prophéties. Oui, il viendra certainement le troisième libérateur qui achèvera ce que Luther a commencé et ce que continua Lessing ; il viendra le troisième libérateur !... Je vois déjà son armure d'or étinceler dans sa pourpre impériale, comme le soleil dans le manteau rouge du matin.

Ainsi que Luther, Lessing agit efficacement, moins encore en accomplissant des faits déterminés, qu'en remuant dans ses profondeurs le peuple allemand, et en produisant un mouvement salutaire dans les esprits par sa critique et par sa polémique. Il fut la critique vivante de son époque, et sa vie fut une polémique continuelle. Cette critique se porta dans le domaine le plus étendu de la pensée et du sentiment, dans la religion, dans la science, dans l'art; cette polémique terrassa tout adversaire et gagna en force à chaque victoire. Lessing, comme il l'avouait lui-même, avait besoin de lutte intellectuelle pour le développement de son esprit. Il ressemblait tout à fait à ce Normand fabuleux qui héritait des talents, des connaissances et des forces des hommes qu'il tuait en duel, et qui finit de cette manière par être doué de toutes les qualités et perfections imaginables. On conçoit qu'un champion aussi batailleur fit grand bruit en Allemagne, dans cette tranquille Allemagne qui avait alors une tranquillité encore plus endimanchée qu'aujourd'hui. Le plus grand nombre s'effarouchèrent de sa hardiesse littéraire; mais cette hardiesse même fut ce qui le servit le mieux. Oser! est le secret de la victoire en littérature comme en révolution... et en amour. Tous tremblaient devant le glaive de Lessing; personne n'était à l'abri de ses coups. Oui, il abattit par pur caprice mainte tête qu'il eut la cruauté de relever pour montrer à la foule qu'elle était vide. Celui que sa logique tranchante ne pouvait atteindre, il le tuait avec les traits de son esprit. Ses amis admiraient l'empennure bigarrée de ces flèches, et ses ennemis se sentaient la pointe dans le cœur. L'esprit de Lessing ne ressemble point à cet enjouement, à cette gaieté, à ces saillies bondissantes qu'on connaît dans ce pays-ci; son esprit n'était pas un petit lévrier français qui court après son ombre; c'était plutôt un gros matou allemand qui joue avec la souris avant de l'étrangler.

Oui, la polémique fut la jouissance de notre Lessing. Aussi, ne se demanda-t-il jamais longtemps si l'adversaire était digne de lui. C'est ainsi que cette polémique arracha bien des noms à un oubli très-mérité. Il a comme enveloppé dans l'ironie la plus spirituelle, dans la verve la plus charmante, bon nombre de petits écrivailleurs, et ils se conserveront pour l'éternité dans les écrits de Lessing, comme ces insectes coulés dans un morceau d'ambre. En tuant son adversaire il lui donnait l'immortalité. Qui de nous eût jamais entendu parler de ce Klotz, sur qui Lessing dépensa tant de bonnes moqueries? Les blocs satiriques qu'il amoncela sur ce pauvre académicien pour l'écraser, lui font aujourd'hui un monument indestructible.

C'est une chose digne de remarque que cet homme, le plus spirituel de l'Allemagne, en fut aussi le plus honorable. Rien ne ressemble à son amour pour la vérité. Lessing ne fit jamais au mensonge la moindre concession, même quand il eût pu, comme nos habiles, avancer ainsi le triomphe de la vérité. Il pouvait tout faire pour la vérité, tout, sinon mentir. Celui, disait-il un jour, qui veut présenter au peuple la vérité sous toutes sortes de fards et de masques, consentirait bien à être son entremetteur, mais il n'a jamais été son amant.

Le beau mot de Buffon, « le style est tout l'homme ! » n'est applicable à personne plus qu'à Lessing. Sa manière d'écrire est, comme son caractère, vraie, ferme, sans ornements, belle et imposante par sa force intrinsèque. Son style est tout à fait le style des édifices romains, dont la mâle beauté résulte de la solidité la plus complète. Les diverses parties de sa période reposent l'une sur l'autre ainsi que des pierres de taille; pour celles-ci, la loi de la pesanteur est le lien d'assemblage invisible, comme l'enchaînement logique pour les écrits de Lessing. De là, dans sa prose, la rareté de ces chevilles, de ces tours ingénieux que nous employons en guise de ciment dans la construction de nos périodes. Nous y trouvons encore moins ces cariatides de la pensée que vous appelez la belle phrase.

Qu'un homme comme Lessing n'ait jamais pu être heureux, c'est ce que vous comprendrez facilement; et lors même qu'il n'eût pas aimé la vérité, qu'il ne l'eût pas courageusement défendue en toute occasion, il fallait qu'il fût malheureux; car c'était un homme de génie. On vous pardonnera tout, disait naguère en soupirant un jeune poëte, richesse, haute naissance, beauté, on vous pardonnera tout, même le talent; mais on est inexorable pour le génie. Hélas ! l'homme de génie eût-il le bonheur de ne pas rencontrer l'ennemi du dehors, il n'en trouverait pas moins en lui-même l'ennemi qui prépare sa ruine. C'est pourquoi l'histoire des grands hommes est toujours une légende de martyrs; quand ils ne souffrirent pas pour la grande humanité, ils souffrirent pour leur propre grandeur, pour leur grande manière d'être, pour leur horreur du vulgaire, pour leur malaise au milieu de la trivialité vaniteuse et de la petitesse tracassière de leur entourage, malaise qui les porte facilement aux extravagances, par exemple, aux actrices ou au jeu, comme il arriva au pauvre Lessing.

Les mauvaises langues ne trouvèrent pas autre chose à lui reprocher, et nous apprenons, par sa biographie, que les belles comédiennes lui parurent plus amusantes que les pasteurs de Hombourg, et les cartes muettes l'entretenaient mieux que le bavardage des philosophes wolfiens.

Cela fend le cœur, de lire dans cette biographie comme le sort refusa à cet homme toute espèce de joie, et ne lui permit même pas de se reposer, dans la paix de la famille, de ses combats journaliers. Une seule fois, la fortune sembla vouloir le favoriser, en lui donnant une épouse chérie, un enfant... Mais cette joie ne fut que le rayon du soleil sur l'aile d'un oiseau qui s'envole. La femme mourut après ses couches, et l'enfant quelques heures après sa naissance. Il écrivit à un de ses amis, sur cet enfant, ces lignes d'une poignante ironie :

« Mon bonheur n'a pas duré; et je l'ai perdu avec bien du regret, ce fils! car il avait tant d'esprit! tant d'esprit!... Ne croyez pas que les quelques heures de ma paternité aient fait de moi une sorte de singe de père! Je sais ce que je dis... N'était-ce pas de l'esprit à lui de ne se laisser amener au monde que par des pinces de fer, d'avoir si promptement reconnu le malaise de notre société?... N'était-ce pas de l'esprit d'avoir saisi la première occasion d'en sortir?... J'ai voulu être heureux une fois comme les autres hommes; mais cela ne m'a pas réussi... »

Il y eut un malheur dont Lessing ne se plaignit jamais à ses amis : ce fut son effrayant isolement, sa solitude intellectuelle. Quelques-uns de ses amis l'aimèrent; mais aucun ne le comprit. Mendelsohn, son meilleur ami, le défendit avec chaleur quand on l'accusa de spinosisme. La défense et la chaleur étaient aussi ridicules que superflues. Tranquillise-toi dans ta tombe, vieux Moïse! ton Lessing était bien sur la route de cette affreuse erreur, de cet abîme horrible du spinosisme;... mais le Très-Haut, notre père qui est au ciel, l'en a préservé à temps par la mort. Tranquillise-toi, Lessing n'était pas spinosiste, comme le prétendait la calomnie, il mourut en bon déiste, comme toi et Nicolaï, et Teller et la *Bibliothèque universelle allemande.*

Lessing ne fut que le prophète qui, en comprenant le second testament, annonça le troisième. Je l'ai appelé continuateur de Luther; et c'est surtout sous ce rapport que j'ai à en parler ici. Je dirai ailleurs son importance quant à l'art allemand : il a introduit une réforme salutaire, non-seulement par sa critique, mais encore par son exemple, et cette face de son activité est celle qu'on met en lumière et qu'on prise le plus ordinairement. Nous le considérons, nous, sous un autre point de vue, et ses luttes philosophiques et théologiques nous intéressent plus que sa dramaturgie et que ses drames. Ceux-ci ont pourtant, comme tous ses écrits, un sens social, et *Nathan le sage* n'est pas seulement, au fond, une bonne comédie, c'est aussi un traité philosophico-théologique en faveur du déisme pur. L'art fut pour Lessing une autre sorte de tribune, et quand on lui fermait le prêche et la chaire il s'élançait sur la scène, y parlait plus clairement encore et conquérait un public bien plus nombreux.

Je dis que Lessing a continué Luther. Celui-ci nous ayant délivrés de la tradition et constitué la Bible, source unique du christianisme, il s'établit un culte sec de la lettre, et cette lettre de la Bible régna aussi tyranniquement qu'autrefois la tradition. C'est à nous délivrer de cette lettre tyrannique que Lessing a le plus contribué. Comme Luther, qui ne fut pas tout à fait seul à combattre la tradition, Lessing combattit, non pas seul à la vérité, mais avec le plus de vaillance, contre la lettre; sa voix retentit la plus sonore dans la bataille. C'est là qu'il agite son glaive avec le plus d'ivresse, et ce glaive éclaire et tue; mais c'est aussi là que Lessing est le plus dangereusement serré par la noire phalange ; et, dans un semblable embarras, il s'écria un jour :

« *O sancta simplicitas !*... Mais je ne suis pas encore là où l'excellent homme qui prononça ces paroles ne put en prononcer d'autres. (Jean Huss fit entendre cette exclamation sur le bûcher.) Nous voulons d'abord être jugés par ceux qui peuvent et veulent nous entendre et nous juger.

« Oh ! s'il le pouvait, lui que je souhaiterais le plus avoir pour juge !... Luther ! toi... grand homme méconnu ! et méconnu le plus par ces entêtés criards qui portant tes pantoufles à la main, trottinent dans la voie que tu leur as ouverte !... Tu nous as rachetés de l'esclavage de la tradition : qui nous rachètera de l'insupportable esclavage de la lettre ? qui nous apportera enfin un christianisme comme tu l'enseignerais aujourdhui, comme le Christ l'enseignerait lui-même ? »

Oui, la lettre, disait Lessing, est le dernier voile du christianisme ; que ce voile tombe, et l'esprit paraîtra. Mais cet esprit n'est pour Lessing autre chose que ce que la philosophie de Wolf avait entrepris de démontrer, ce que les philanthropes sentirent dans leur conscience, ce que Mendelsohn avait trouvé dans le mosaïsme, ce que les francs-maçons ont chanté, ce que les poëtes ont fredonné, enfin ce qui se produisait alors sous toutes les formes en Allemagne : le déisme pur.

Lessing mourut à Brunswick en 1781, méconnu, haï et décrié. Dans la même année, parut à Kœnigsberg la

Critique de la Raison pure, d'Emmanuel Kant. Avec ce livre qui, par un singulier retard, ne fut généralement connu qu'après la huitième année de sa publication, commence en Allemagne une révolution intellectuelle qui présente la plus curieuse analogie avec la révolution politique en France, et doit paraître non moins importante à l'homme penseur; elle se développe avec des phases égales, et il existe entre ces deux révolutions le parallélisme le plus remarquable.

Des deux côtés du Rhin, nous voyons la même rupture avec le passé. On refuse tout respect à la tradition. En France tout droit, en Allemagne toute pensée, est mis en accusation et forcé de se justifier. Ici tombe la royauté, clef de voûte du vieil édifice social; là-bas, le déisme, clef de voûte de l'ancien régime intellectuel.

Cette catastrophe, ce 21 janvier du déisme, nous en parlerons dans la troisième partie. Un effroi respectueux, une mystérieuse piété ne nous permettent pas d'écrire aujourd'hui davantage. Notre cœur est plein d'un frémissement de compassion... car c'est le vieux du ciel lui-même qui se prépare à la mort. Nous l'avons si bien connu, depuis son berceau en Égypte, où il fut élevé parmi les veaux et les crocodiles divins, les oignons, les ibis et les chats sacrés... Nous l'avons vu dire adieu à ces compagnons de son enfance, aux obélisques et aux sphinx du Nil, puis en Palestine devenir un petit dieu-roi chez un pauvre peuple de pasteurs... Nous le vîmes plus tard en contact avec la civilisation assyro-babylonienne; il renonça alors à ses passions par trop humaines, s'abstint de vomir la colère et la vengeance; du moins ne tonna-il plus pour la moindre vétille... Nous le vîmes émigrer à Rome, la capitale, où il abjura toute espèce de préjugés nationaux, et proclama l'égalité céleste de tous les peuples; il fit, avec ces belles phrases, de l'opposition contre le vieux Jupiter, et intrigua tant qu'il arriva bientôt au pouvoir, et du haut du Capitole gouverna la ville et le monde, *urbem et orbem*... Nous l'avons vu s'épurer, se spiritualiser encore davantage, devenir paternel, miséricordieux, bienfaiteur du genre humain, philanthrope... Rien n'a pu le sauver !...

N'entendez-vous pas résonner la clochette? A genoux !... On porte les sacrements à un Dieu qui se meurt.

◆

TROISIÈME PARTIE

— DE KANT JUSQU'A HEGEL —

On raconte qu'un mécanicien anglais, qui avait déjà imaginé les machines les plus ingénieuses, s'avisa à la fin de fabriquer un homme, et qu'il y avait réussi. L'œuvre de ses mains pouvait fonctionner et agir comme un homme ; il portait dans sa poitrine de cuir une espèce d'appareil de sentiment humain qui ne différait pas trop des sentiments habituels des Anglais, il pouvait communiquer en sons articulés ses émotions, et le bruit intérieur des rouages, ressorts et échappements, qu'on entendait alors, produisait une véritable prononciation anglaise. Enfin cet automate était un gentleman accompli, et pour en faire tout à fait un homme, il ne lui manquait plus qu'une âme. Mais cette âme, son créateur anglais ne pouvait la lui donner, et la pauvre créature, arrivée à la conscience de son imperfection, tourmentait jour et nuit son créateur, en le suppliant de lui donner une âme. Cette prière, qui devenait chaque jour plus pressante, finit par devenir tellement insupportable au pauvre artiste, qu'il prit la fuite pour se dérober à son chef-d'œuvre. Mais la machine-homme prend tout de suite la poste, le poursuit sur tout le continent, ne cesse de courir à ses trousses, l'attrape quelquefois, et alors grince et grogne à ses oreilles : *Give me a soul!* Nous rencontrons maintenant dans tous les pays ces deux personnages, et celui-là seul qui connait leur position respective comprend leur singulier empressement, leur trouble et leur chagrin. Mais quand on connait cette position particulière, on y retrouve bientôt quelque chose de général : on voit comment une partie du peuple anglais est lasse de son existence mécanique, et demande une âme, tandis que l'autre partie est mise à la torture par cette demande, et qu'aucune d'elles ne peut trouver la paix au logis.

C'est là une affreuse histoire. C'est une chose terrible quand les corps que nous avons créés nous demandent une âme; mais une chose plus affreuse, plus terrible, plus saisissante, est d'avoir créé une âme, et de l'entendre vous demander un corps et vous poursuivre avec ce désir. La pensée que nous avons fait naitre dans notre esprit est une de ces âmes, et elle ne nous laisse pas de repos que nous ne lui ayons donné son corps, que nous ne l'ayons réalisée en fait sensible. La pensée veut devenir action, le verbe devenir chair, et, chose merveilleuse! l'homme, comme le Dieu de la Bible, n'a besoin que d'exprimer sa pensée, et le monde s'ajuste en conséquence : la lumière ou l'obscurité se fait, les eaux se séparent de la terre, ou bien encore des animaux féroces apparaissent. Le monde est la configuration de la parole.

Le vieux Fontenelle disait pour cette raison : « Si j'avais dans ma main toutes les vérités du monde, je me garderais bien de l'ouvrir. » Moi, je pense tout le contraire. Si j'avais toutes les vérités du monde dans la main, je vous prierais peut-être de me couper à l'instant cette main ; mais, dans tous les cas, je ne la garderais pas longtemps fermée. Je ne suis point né geôlier de pensées; par Dieu ! je leur donnerais la liberté. Qu'elles se transforment en faits effrayants, qu'elles se ruent dans tous les pays comme une bacchanale effrénée, qu'elles brisent avec leurs thyrses nos fleurs les plus innocentes, qu'elles fassent irruption dans nos hôpitaux et arrachent de son lit le vieux monde malade..... mon cœur en saignera sans doute, et moi-même j'en souffrirai aussi préjudice ; car, hélas ! je fais partie aussi, moi, de ce vieux monde malade, et c'est avec raison que le poëte dit : on a beau se moquer de ses béquilles, on ne marche pas mieux pour cela. Je suis le plus malade de vous tous, et d'autant plus à plaindre que je sais ce que c'est que la santé; mais vous ne le savez pas, vous, hommes que j'envie ! vous êtes capables de mourir sans vous en apercevoir. Oui, beaucoup d'entre vous sont morts depuis longtemps, et soutiennent qu'ils commencent à présent même leur véritable vie. Quand je contredis une telle illusion, l'on m'en veut, on m'injurie… et, chose effrayante ! les cadavres se redressent contre moi et m'outragent, et ce qui me blesse encore plus que leurs invectives, ce sont leurs miasmes putrides… Arrière, fantômes ! je vais parler d'un homme dont le nom seul exerce une puissance d'exorcisme, je parle d'Emmanuel Kant.

On dit que les esprits de la nuit s'épouvantent quand ils aperçoivent le glaive d'un bourreau. De quelle terreur doivent-ils donc être frappés quand on leur présente la *Critique de la raison pure* de Kant ! Ce livre est le glaive qui tua en Allemagne le Dieu des déistes.

A dire vrai, vous autres Français, vous avez été doux et modérés, comparés à nous autres Allemands : vous n'avez pu tuer qu'un roi, et encore vous fallut-il en cette occasion tambouriner, vociférer, et trépigner à ébranler tout le globe. On fait réellement à Maximilien Robespierre trop d'honneur en le comparant à Emmanuel Kant. Maximilien Robespierre, le grand badaud de la rue Saint-Honoré, avait sans doute ses accès de destruction quand il était question de la royauté, et il se démenait d'une manière assez effrayante dans son épilepsie régicide ; mais s'agissait-il de l'Être-Suprême, il essuyait l'écume qui blanchissait sa bouche, lavait ses mains ensanglantées, sortait du tiroir son habit bleu des dimanches avec ses beaux boutons en miroirs, et plantait une botte de fleurs devant son large gilet.

L'histoire de la vie d'Emmanuel Kant est difficile à écrire, car il n'eut ni vie ni histoire ; il vécut d'une vie de célibataire, vie mécaniquement réglée et presque abstraite, dans une petite rue écartée de Kœnigsberg, vieille ville des frontières nord-est de l'Allemagne. Je ne crois pas que la grande horloge de la cathédrale ait accompli sa tâche visible avec moins de passion et plus de régularité que son compatriote Emmanuel Kant. Se lever, boire le café, écrire, faire son cours, dîner, aller à la promenade, tout avait son heure fixe, et les voisins savaient exactement qu'il était deux heures et demie quand Emmanuel Kant, vêtu de son habit gris, son jonc d'Espagne à la main, sortait de chez lui, et se dirigeait vers la petite allée de tilleuls, qu'on nomme encore à présent, en souvenir de lui, l'allée du Philosophe. Il la montait et la descendait huit fois le jour, en quelque saison que ce fût ; et quand le temps était couvert ou que les nuages noirs annonçaient la pluie, on voyait son domestique, le vieux Lampe, qui le suivait d'un air vigilant et inquiet, le parapluie sous le bras, véritable image de la Providence.

Quel contraste bizarre entre la vie extérieure de cet homme et sa pensée destructive ! En vérité, si les bourgeois de Kœnigsberg avaient pressenti toute la portée de cette pensée, ils auraient éprouvé devant cet homme un frémissement bien plus horrible qu'à la vue d'un bourreau qui ne tue que des hommes... Mais les bonnes gens ne virent jamais en lui qu'un professeur de philosophie, et quand il passait à l'heure dite, ils le saluaient amicalement et réglaient d'après lui leur montre.

Mais si Emmanuel Kant, ce grand démolisseur dans le domaine de la pensée, surpassa de beaucoup en terrorisme Maximilien Robespierre; il a pourtant avec lui quelques ressemblances qui provoquent un parallèle entre ces deux hommes. D'abord nous trouvons chez tous deux cette probité inexorable, tranchante, incommode, sans poésie; et puis tous deux ont le même talent de défiance, que l'un traduit par le mot de critique, et qu'il tourne contre les idées, tandis que l'autre l'emploie contre les hommes et l'appelle vertu républicaine. D'ailleurs, ils révèlent tous deux au plus haut degré le type du badaud, du boutiquier... La nature les avait destinés à peser du café et du sucre; mais la fatalité voulut qu'ils tinssent une autre balance, et jeta à l'un un roi, à l'autre un Dieu...

Et ils pesèrent exactement.

La *Critique de la raison pure* est l'ouvrage capital de Kant: c'est pourquoi nous en parlerons de préférence, aucun de ses écrits n'a une aussi grande importance. Ce livre parut en 1781; mais, comme je l'ai déjà dit, il ne fut généralement connu qu'en 1789. On ne s'en occupa aucunement à l'époque de la publication. Il n'en parut alors que deux annonces insignifiantes, et ce ne fut que plus tard que l'attention publique fut attirée sur ce grand livre par des articles de Schütz, Schultz et Reinhold. On peut bien attribuer à la forme inusitée et au mauvais style de l'ouvrage cette reconnaissance tardive : quant au style, Kant mérite plus de blâme qu'aucun autre philosophe, surtout quand nous le comparons à son style précédent, qui était meilleur. La collection de ses petites compositions, qui a été publiée dernièrement, contient ses premiers essais, et l'on s'émerveille d'y rencontrer une manière excellente et souvent très-spirituelle. Il a fredonné ces petits traités pendant qu'il ruminait son grand œuvre. Il me fait l'effet d'un soldat qui sourit en s'armant tranquillement pour un combat où il se promet une victoire certaine. On remarque surtout, dans ces petits écrits, l'*Histoire naturelle universelle* et la *Théorie sur le sentiment du ciel*, composée dès l'année 1755; les *Considérations du beau et du sublime*, écrites dix ans plus tard, ainsi que les *Songes d'un homme qui voit des esprits*, pleins d'une verve excellente, à la manière des essais français. L'esprit de Kant, tel qu'il se révèle dans ces opuscules, a quelque chose de tout particulier. L'esprit s'y cramponne à la pensée, et, en dépit de sa ténuité, s'élève ainsi à une hauteur satisfaisante. Sans un pareil appui, l'esprit même le plus riche ne saurait réussir; comme une vigne qui manque de soutien, il lui faudrait ramper tristement à terre, et y pourrir avec ses fruits les plus précieux.

Mais pourquoi Kant a-t-il écrit sa *Critique de la rai-*

son pure dans un style si terne, si sec, vrai style de papier gris? Je crois qu'il craignit, après avoir rejeté la forme mathématique de l'école Cartesio-Leibnitzo-Wolfienne, que la science ne perdît quelque chose de sa dignité en s'exprimant d'un ton léger, aimable et avenant. Il lui donna donc une forme raide, abstraite, qui repoussait froidement toute familiarité avec les esprits d'une trempe subalterne. Il voulut s'éloigner fièrement des philosophes populaires d'alors, qui aspiraient à la clarté la plus bourgeoise, et il fit parler à sa philosophie une sorte de pesant langage de chancellerie; c'est là que la morgue d'épicier se montre tout entière. Peut-être aussi Kant avait-il besoin, pour la filiation rigoureuse de ses idées, d'une langue qui les revêtît d'une netteté aussi sèche, et il n'était pas en état d'en créer une meilleure. Le génie seul a une parole neuve pour une idée neuve. Mais Emmanuel Kant n'était pas un génie. Dans la conscience de cette lacune de son organisation, Kant, tout comme le bon Maximilien, ne fut que plus défiant envers le génie, et il alla même jusqu'à soutenir, dans sa *Critique du jugement*, que le génie n'avait rien à faire dans la science, et il reléguait son action dans le domaine de l'art.

Kant a fait beaucoup de mal par ce style lourd et empesé de son principal ouvrage; car les imitateurs sans esprit le singèrent dans la forme extérieure, et alors naquit chez nous cette absurdité, qu'on ne pouvait être philosophe et bien écrire. Pourtant la forme mathématique ne put, depuis Kant, reparaître davantage dans la philosophie; il a impitoyablement tué cette forme dans la *Critique de la raison pure*. La forme mathématique, disait-il, n'est bonne en philosophie qu'à bâtir des châteaux de cartes, de même que la forme philosophique, dans les mathématiques, ne produit que bavardage; car il ne peut y avoir des définitions en philosophie, comme dans les mathématiques, où les définitions ne sont pas discursives, mais intuitives, c'est-à-dire peuvent être démontrées à l'inspection, tandis que ce qu'on nomme définitions en philosophie n'est présenté que d'une manière hypothétique, par forme d'expérimentation, et que la véritable définition n'apparaît qu'à la fin comme résultat.

Comment se fait-il que les philosophes montrent tant de prédilection pour la forme mathématique? Cette prédilection commence dès le temps de Pythagore, qui désigna par des nombres les principes des choses. C'était une pensée d'homme de génie : tout le sensible et le fini est retranché dans un nombre, et pourtant il indique quelque chose de déterminé, et le rapport de cette chose à une autre chose déterminée, qui, désignée à son tour par un nombre, reçoit ce même caractère d'insensible et d'infini. En cela, le nombre ressemble aux *idées* qui ont entre elles le même caractère et le même rapport. On peut indiquer d'une manière très-frappante, par des nombres, les idées telles qu'elles se produisent dans notre esprit et dans la nature; mais le nombre n'est toujours après tout que le signe représentatif de l'idée, et non l'idée elle-même. Le maître a bien encore la conscience de cette distinction ; mais l'écolier l'oublie, et ne transmet à d'autres écoliers de seconde main que des hiéroglyphes numériques, des chiffres morts dont personne ne connaît plus le sens vivifiant. Cela s'applique aussi aux autres éléments de la forme mathématique. L'intellectuel, dans son éternelle mobilité, ne permet aucun arrêt, et il se laisse aussi peu fixer par des lignes, des triangles, des carrés et des cercles, que par des nombres. La pensée ne peut être calculée ni mesurée.

Comme ma tâche est surtout de faciliter en France l'étude de la philosophie allemande, je traite toujours plus volontiers de ces difficultés extérieures qui effraient facilement un étranger quand on ne l'en a pas prévenu. Ceux qui voudraient mettre Kant à la portée du public français, je les avertis surtout qu'ils peuvent retrancher de sa philosophie la partie destinée seulement à combattre les absurdités de la philosophie de Wolf. Cette polémique, qui se fait jour partout, ne servirait qu'à embrouiller les Français, et ne leur est d'aucune utilité.

La *Critique de la raison pure* est, comme je l'ai dit, l'ouvrage capital de Kant, et l'on peut en quelque sorte se passer de ses autres écrits, ou du moins ne les considérer que comme des commentaires : on jugera, par ce qui suit, de l'importance sociale de cette œuvre.

Les philosophes avant Kant ont réfléchi sur l'origine de nos connaissances, et suivi, comme on l'a vu, deux routes différentes, selon qu'ils ont admis des idées *à priori* ou des idées *à posteriori ;* mais la faculté même de connaître, la capacité et les bornes de cette faculté, on s'en était moins occupé. Ce fut la tâche que s'imposa Kant : il soumit notre faculté de connaître à une enquête impitoyable, sonda toutes les profondeurs de cette faculté, et en constata les limites. Il trouva sans doute en résultat que nous ne pouvons rien savoir de beaucoup de choses que nous donnions précédemment comme nos connaissances intimes. C'était très-mortifiant ; mais il était toujours utile de savoir quelles choses nous ne pouvions savoir. Qui nous met en garde contre un chemin inutile et nous rend autant service que celui qui nous indique la vraie route. Kant nous prouve que nous ne savons rien des choses telles qu'elles sont en elles-mêmes et par elles-mêmes, mais que nous n'en avons connaissance qu'autant et de la manière qu'elles se réfléchissent dans notre esprit. Nous sommes alors tout à fait comme ces prisonniers dont Platon, dans le septième livre de sa République, fait une peinture si affligeante. Ces malheureux, enchaînés par le cou et par la cuisse, de telle façon qu'ils ne peuvent tourner la tête, sont assis dans une prison ouverte par le haut, et c'est d'en haut qu'ils reçoivent quelque lumière ; mais cette lumière vient d'un feu dont la flamme s'élève derrière eux, et qui est séparé d'eux par un petit mur. Le long de ce mur marchent des hommes qui portent toutes sortes de statues, images de bois et de pierre, et qui parlent entre eux. Les pauvres prisonniers ne peuvent voir ces hommes qui ne sont pas de la hauteur du mur ; et, des statues qui dépassent cette élévation, ils ne voient que les ombres qui se promènent sur la muraille en face d'eux. Ils prennent alors ces ombres pour les objets eux-mêmes, et, trompés par l'écho de leur prison, croient que ce sont les ombres qui parlent entre elles.

La précédente philosophie, qui allait furetant partout pour amasser sur toutes choses des indices et des faits qu'elle classait ensuite, prit fin à l'apparition de Kant. Celui-ci ramena les recherches dans les profondeurs de l'esprit humain, et s'enquit de ce qui s'y passait. Ce n'est pas sans raison qu'il compare sa philosophie à la méthode de Copernic. Autrefois, quand on laissait tranquille la terre autour de laquelle on faisait tourner le soleil, les calculs astronomiques ne concordaient pas toujours très-bien. Alors Copernic fit rester le soleil immobile et tourner la terre autour du soleil, et sur-le-champ tout s'arrangea à merveille. Jadis la raison, comme le soleil, courait autour du monde des faits pour les éclairer de sa lumière. Mais Kant fait demeurer en place la raison, et le monde des faits tourne autour et s'éclaire à mesure qu'il arrive à portée de ce soleil intellectuel.

Ce peu de mots, par lesquels j'ai indiqué la tâche de Kant, suffit pour faire comprendre que je regarde comme la partie la plus importante, comme le point central de sa philosophie, la section de son livre où il traite des *phénomènes*, et des *noumènes*. Kant fait en effet une différence entre les apparitions des choses et les choses elles-mêmes. Comme nous ne pouvons rien savoir des objets qu'autant qu'ils se manifestent à nous par leur apparition, et que les objets ne se montrent pas à nous comme ils sont en eux-mêmes et par eux-mêmes, Kant a nommé les objets tels qu'ils nous apparaissent, *phénomènes*, et *noumènes* les objets tels qu'ils sont en eux-mêmes. Nous ne pouvons donc connaître les choses que comme *phénomènes*, et non comme *noumènes*. Les derniers sont purement problématiques : nous ne pouvons dire ni qu'ils existent, ni qu'ils n'existent pas. Le mot *noumènes* n'a été opposé à celui de phénomènes que pour pouvoir parler des choses au degré où elles sont reconnaissables pour nous, sans occuper notre jugement de celles qui lui sont inaccessibles. Kant n'a donc point, comme plusieurs maîtres que je ne veux pas nommer, distingué les objets en phénomènes et en noumènes, c'est-à-dire en choses qui existent et en choses qui n'existent pas pour nous. Ce serait là un véritable Bull irlandais en philosophie. Il n'a voulu exprimer qu'une donnée de limites. Dieu est, selon Kant, un noumène. Par suite de son argumentation, cet être idéal et transcendental, qu'on avait jusqu'alors nommé Dieu, n'est qu'une supposition. C'est le résultat d'une *illusion* naturelle. Oui, Kant démontre comment nous ne pouvons rien savoir sur ce noumène, sur Dieu, et comme toute preuve raisonnable de son existence est impossible. Les paroles de Dante, *Lasciate ogni speranza*, nous les inscrivons sur cette partie de la *Critique de la raison pure.*

Je crois qu'on me dispensera volontiers d'expliquer cette partie où il traite des arguments de la raison spéculative en faveur de l'existence d'un Être-Suprême. Quoique la réfutation de ces arguments ne tienne pas beaucoup de place et ne vienne que dans la seconde moitié du livre, elle est amenée de loin avec la plus grande prévoyance, et rentre dans les points culminants de l'ouvrage. Elle se rattache à la *Critique de toute théologie spéculative*, et c'est là que s'évanouissent les derniers fantômes des déistes. Je dois remarquer que Kant, en attaquant les trois sortes de preuves de l'existence de Dieu, c'est-à-dire la preuve ontologique, la cosmologique et la physicothéologique, peut détruire les deux dernières plus facilement que l'autre. J'ignore si ces dénominations sont connues ici, et je cite en conséquence le passage de la *Critique* où Kant en formule la distinction :

« Il n'y a de possibles que trois sortes de preuves de la raison spéculative en faveur de l'existence de Dieu. Toutes les routes qu'on peut prendre pour atteindre ce but commencent ou à l'expérience déterminée et à la propriété particulière du monde sensible reconnue par cette expérience, et s'élèvent de là, selon les lois de la causalité, jusqu'à la cause suprême en dehors du monde; ou bien elles s'appuient sur une expérience indéterminée, par exemple, sur une existence quelconque; ou enfin elles font abstraction de toute expérience, et concluent, tout à fait *à priori*, de pures idées à l'existence d'un Être-Suprême. La première preuve est la preuve physicothéologique, la seconde la cosmologique, et la troisième l'ontologique. Il n'en existe pas et il n'en peut exister davantage. »

Après une étude souvent reprise du livre principal de Kant, j'ai cru reconnaître que la polémique contre ces preuves de l'existence de Dieu s'y montre partout, et j'en parlerais longuement si je n'étais retenu par un sentiment religieux. Il me suffit de voir quelqu'un discuter l'existence de Dieu, pour sentir en moi une inquiétude aussi singulière, une oppression aussi indéfinissable que celle que j'éprouvai jadis à Londres, quand, visitant New-Bedlam, je me vis seul et abandonné par mon guide au milieu d'une troupe de fous. Dieu est tout ce qui est. Douter de lui, c'est douter de la vie elle-même; ce n'est pas moins que la mort.

Autant la discussion sur l'existence de Dieu mérite le blâme, autant est louable la méditation sur la nature de Dieu. Cette méditation est un véritable culte; notre âme se détache du périssable et du fini, et arrive à la conscience de l'amour inné et de l'harmonie de l'univers. Cette conscience émeut l'homme sensible dans la prière ou dans la contemplation des symboles sacrés. Le penseur en est pénétré dans l'exercice de cette sublime faculté de l'esprit que nous appelons raison, et dont la destination supérieure est de rechercher la nature de Dieu. Les hommes spécialement religieux s'occupent de ce problème pendant toute leur vie; ils en sont secrètement tourmentés dès l'enfance, dès les premières incitations de la raison. En Occident comme en Orient ils se sont épuisés en hyperboles. Car l'imagination des déistes est tourmentée sans succès de l'infini de l'espace et du temps. C'est ici que se montre leur impuissance, la faiblesse de leur idée cosmogonique, de leur explication de la nature de Dieu, de leurs preuves de son existence, et nous n'éprouvons pas trop de peine en voyant comment Kant a détruit ces preuves de l'existence de Dieu. Et lors même que la preuve ontologique serait sauvée, le déisme ne s'en trouverait pas mieux; car cette preuve serait aussi profitable au panthéisme. Pour me faire mieux comprendre, j'ajouterai que la preuve ontologique est celle que Descartes a employée, et que, longtemps auparavant, au moyen âge, Anselme de Canterbury avait exprimée sous la forme d'une prière. On peut même dire que saint Augustin a déjà employé la preuve ontologique dans le second livre de l'ouvrage *De libero arbitrio*.

Je m'abstiens, comme je l'ai dit, de tout développement populaire de la polémique de Kant contre ces preuves; je me contente d'assurer que, depuis ce temps, le déisme s'est évanoui dans le domaine de la raison spéculative. Cette nouvelle funèbre aura peut-être encore besoin de quelques siècles pour être universellement répandue... mais nous avons, nous autres, pris le deuil depuis longtemps. *De profundis.*

Vous croyez peut-être que nous n'avons plus qu'à rentrer chez nous ! Il nous reste, parbleu, à voir encore une pièce ; après la tragédie vient la farce. Emmanuel Kant a jusqu'ici pris la voix effrayante d'un philosophe inexorable, enlevé le ciel d'assaut et passé toute la garnison au fil de l'épée. Vous voyez étendus sans vie les gardes du corps ontologiques, cosmologiques et physico-théologiques ; la déité elle-même, privée de démonstration, a succombé ; il n'est plus désormais de miséricorde divine, de bonté paternelle, de récompense future pour les privations actuelles, l'immortalité de l'âme est à l'agonie... On n'entend que râle et gémissements... Et le vieux Lampe, spectateur affligé de cette catastrophe, laisse tomber son parapluie ; une sueur d'angoisse et de grosses larmes coulent de son visage. Alors Emmanuel Kant s'attendrit et montre qu'il est, non-seulement un grand philosophe, mais encore un brave homme ; il réfléchit, et dit d'un air moitié débonnaire, moitié malin :

« Il faut que le vieux Lampe ait un Dieu, sans quoi point de bonheur pour le pauvre homme... Or, l'homme doit être heureux en ce monde ;..... c'est ce que dit la *raison pratique*... Je le veux bien, moi... que la raison pratique garantisse donc l'existence de Dieu. » En conséquence de ce raisonnement, Kant distingue entre la *raison théorique* et la *raison pratique*, et, à l'aide de celle-ci, comme avec une baguette magique, il ressuscite le Dieu que la raison théorique avait tué.

Peut-être bien Kant a-t-il entrepris cette résurrection, non pas seulement par amitié pour le vieux Lampe, mais par crainte de la police. Aurait-il agi par conviction? A-t-il, en ruinant toutes les preuves de l'existence de Dieu, voulu nous montrer combien il est triste pour nous de ne rien savoir sur Dieu? Il fit à peu près en cela comme mon ami westphalien, qui brisa toutes les lanternes de la rue Grohnd à Goettingue, et, dans l'obscurité, nous fit un long discours sur la nécessité pratique des lanternes qu'il avait lapidées d'une manière théorique, pour nous montrer que sans leur lumière bienfaisante nous n'y pouvions rien voir.

J'ai déjà dit qu'au moment où elle parut, la *Critique de la raison pure* ne fit aucune sensation : ce ne fut que plusieurs années après qu'elle excita l'attention publique, quand quelques philosophes eurent écrit des explications de ce livre. En l'an 1789, il ne fut plus question d'autre chose en Allemagne que de la philosophie de Kant, et elle eut alors, pour le fond et pour la forme, ses commentaires, chrestomaties, interprétations, appréciations, apologies, etc., etc. Il suffit de jeter un regard sur le premier catalogue philosophique venu : la foule innombrable des écrits dont Kant fut alors l'objet témoigne suffisamment du mouvement intellectuel auquel ce seul homme avait donné naissance. Ce fut chez les uns un enthousiasme bouillant, chez les autres un chagrin amer, chez beaucoup une anxiété béante sur l'issue de cette révolution intellectuelle. Nous eûmes des émeutes dans le monde de la pensée aussi bien que vous autres dans le monde matériel, et nous nous échauffâmes à la démolition du vieux dogmatisme autant que vous à l'assaut de la Bastille. Il n'y eut plus guère non plus que quelques invalides qui défendirent le dogmatisme, la philosophie de Wolf. C'était une révolution, et les horreurs n'y manquèrent pas. Dans le parti du passé, ce furent les bons chrétiens qui s'émurent le moins de ces horreurs. Ils allèrent même jusqu'à en souhaiter encore davantage, afin que la mesure pût se remplir, et la contre-révolution s'accomplir plus promptement comme réaction nécessaire. Il y eut chez nous des pessimistes en philosophie comme chez vous en politique. Comme il y eut dans ce pays des gens qui prétendaient que Robespierre n'était qu'un agent de Pitt, ainsi chez nous quelques-uns poussèrent l'aveuglement au point de se figurer que Kant s'entendait secrètement avec eux, et qu'il n'avait renversé toutes les preuves philosophiques de l'existence de Dieu que pour faire comprendre au monde qu'on ne peut jamais arriver par la raison à la connaissance de Dieu, et qu'on doit alors s'en tenir à la religion révélée.

Kant donna cette grande impulsion aux esprits, moins encore par le fond de ses écrits que par l'esprit critique qui y régnait, et qui s'introduisit dès lors dans toutes les sciences. Toutes les disciplines en furent saisies; même la poésie ne fut pas à l'abri de cette influence. Schiller, par exemple, fut un puissant kantiste, et ses vues artistiques sont imprégnées de l'esprit de la philosophie de Kant. Les belles-lettres et les beaux-arts se ressentirent de la sécheresse abstraite de cette philosophie. Par bonheur, elle ne se mêla pas de la cuisine.

Le peuple allemand ne se laisse point facilement émouvoir; mais quand on l'a une fois poussé dans une route, il la suivra jusqu'au bout avec la constance la plus opiniâtre : ainsi nous nous montrâmes dans les affaires de religion, ainsi nous fûmes en philosophie. Avancerons-nous d'une manière aussi persévérante en politique?

L'Allemagne fut entraînée par Kant dans la voie philosophique, et la philosophie devint une cause nationale. Une belle troupe de grands penseurs surgit tout d'un coup du sol allemand comme évoquée par une formule magique. Si la philosophie allemande trouve un jour, comme la révolution française, son Thiers et son Mignet, cette histoire offrira une lecture aussi remarquable : l'Allemand la lira avec orgueil, et le Français avec admiration.

Parmi les disciples de Kant domina de bonne heure Johannes Gottlieb Fichte.

Je désespère presque de donner une idée exacte de l'importance de cet homme. Chez Kant, nous n'avons eu à examiner qu'un livre; ici, indépendamment du livre, il nous faut encore tenir compte de l'homme : dans cet homme, la pensée et la volonté ne font qu'un, et c'est dans cette gigantesque unité qu'elles agissent sur le monde contemporain. Nous n'avons donc pas seulement à examiner une philosophie, mais encore un caractère qui en est comme la condition; et pour comprendre leur double influence, il faudrait retracer toute la situation de cette époque. Quelle tâche immense! On nous excusera sans doute pleinement si nous ne donnons ici que des indices superficiels.

Il est d'abord très-difficile de donner une idée de la pensée de Fichte. Nous rencontrons ici des difficultés toutes particulières; elles naissent, non pas seulement du fond, mais de la forme et de la méthode, deux choses qu'il nous importe le plus d'expliquer aux étrangers. Commençons donc par la méthode de Fichte. Il emprunta dans les premiers temps celle de Kant; bientôt cette méthode se changea à cause de la nature du sujet. Kant n'eut à produire qu'une critique, c'est-à-dire quelque chose de négatif, et Fichte eut bientôt un système, par conséquent une chose positive. Ce manque de système entier fit qu'on refusa plus d'une fois à la philosophie de Kant le titre de philosophie. En ce qui touchait Kant lui-même, on eut raison, mais pas à l'égard des kantistes qui tirèrent des traités de leur maître des matériaux pour une quantité suffisante de systèmes. Dans ses premiers écrits, Fichte demeura, comme je l'ai dit, entièrement fidèle à la méthode du maître, au point qu'on put attribuer à celui-ci son premier traité, qui parut anonyme. Mais comme Fichte produit plus tard un système, il entre avec ardeur dans la passion de la construction, et quand il a construit tout le monde, il commence avec la même opiniâtreté à démontrer ce qu'il a construit. Qu'il construise ou qu'il démontre, Fichte manifeste une passion pour ainsi dire abstraite. Ainsi que dans son système, la *subjectivité* domine bientôt dans son enseignement. Kant, au contraire, étend la pensée devant lui, en fait l'analyse, la dissèque jusque dans ses fibrilles les plus menues, et sa *Critique de la raison pure* est en quelque sorte l'amphithéâtre anatomique de l'esprit humain; pour lui, il demeure là froid et insensible comme un véritable chirurgien.

La forme des écrits de Fichte est semblable à sa méthode; elle est vivante, mais elle a aussi tous les défauts de la vie: elle est inquiète et confuse. Pour demeurer toujours vivant et animé, Fichte dédaigne la terminologie ordinaire des philosophes, qui lui semble quelque chose de mort; mais avec ce moyen nous parvenons bien moins à comprendre. Il a surtout au sujet de cette intelligence une marotte toute singulière. Quand Reinhold pensait comme lui, Fichte déclara que personne ne le comprenait mieux que Reinhold. Plus tard, celui-ci s'étant séparé de sa doctrine, Fichte dit: « Il ne m'a jamais compris. » Lorsqu'il s'éloigna de Kant, il imprima que Kant ne se comprenait pas lui-même. Je touche ici le côté comique de nos philosophes. Ils se plaignent sans cesse de ne pas être compris; Hegel, au lit de mort, disait : « Un seul homme m'a compris ; » mais il ajouta aussitôt : « Et encore celui-là ne m'a-t-il pas compris non plus. »

Considérée dans le fond, dans sa valeur intrinsèque, la philosophie de Fichte n'a pas une grande importance. Elle n'a fourni à la société aucun résultat ; c'est seulement parce qu'elle est, avant tout, l'une des phases les plus remarquables de la philosophie allemande ; parce qu'elle manifeste la stérilité de l'idéalisme dans ses dernières conséquences, parce qu'elle forme la transition nécessaire à la philosophie actuelle, que la doctrine de Fichte est de quelque intérêt. Ainsi cette doctrine étant plus importante sous les rapports historique et scientifique que sous le rapport social, je la résumerai en peu de mots.

La question que Fichte se propose est celle-ci : Quelles raisons avons-nous d'admettre que nos notions des choses répondent aux choses qui sont hors de nous? Et il résout cette question de la manière suivante : Toutes les choses n'ont leur réalité que dans notre esprit.

La *Critique de la raison pure* avait été l'ouvrage capital de Kant ; la *Doctrine de la science* fut celui de Fichte. Le second ouvrage est comme une continuation du premier. La *Doctrine de la science* fait rentrer également l'esprit en lui-même. Mais là où Kant analyse, Fichte construit. La *Doctrine de la science* commence par une formule abstraite (Moi = Moi) ; elle tire le monde du fond de l'esprit ; l'intelligence revient sur ses pas par le même chemin qu'elle a pris pour venir à l'abstraction; par ce retour, elle arrive au monde des faits; alors l'esprit peut déclarer ce monde des faits comme un acte nécessaire de l'intelligence.

Il existe encore chez Fichte une difficulté particulière, en ce qu'il suppose l'esprit s'observant lui-même pendant qu'il agit : le *moi* doit faire des observations sur ses actes intellectuels pendant qu'il les exécute; la pensée doit s'espionner pendant qu'elle pense, pendant qu'elle s'échauffe peu à peu jusqu'à devenir bouillante. Cette opération nous fait penser au singe assis auprès d'un foyer, devant une marmite dans laquelle il cuit sa propre queue; car il pensait que le véritable art culinaire ne consistait pas seulement à cuire objectivement, mais bien à avoir la conscience subjective de la cuisson.

Il est à remarquer que la philosophie de Fichte eut toujours à supporter beaucoup de traits de la satire. J'ai vu une fois une caricature qui représente une oie fichtéenne. Le foie de la pauvre bête est devenu si gros, qu'elle ne sait plus si elle est l'oie ou le foie. Sur son ventre est écrit Moi = Moi. Jean-Paul a persiflé de la manière la plus impitoyable la philosophie de Fichte dans un livre intitulé : *Clavis Fichteana*. Que l'idéalisme, dans les conséquences de ses déductions, fût arrivé à nier même la réalité de la matière, cela parut à la grande masse du public une plaisanterie poussée trop loin. Nous nous amusâmes assez bien du *moi* de Fichte qui produisait par sa seule pensée tout le monde des faits. Nos plaisants eurent encore à rire d'un malentendu qui devint trop populaire pour que je puisse me dispenser d'en parler. La masse s'imaginait que le *moi* de Fichte était le *moi* particulier de Johannes Gottlieb Fichte, et que ce *moi* individuel niait toutes les autres existences. Quelle impudence ! s'écrièrent les bonnes gens; cet homme ne croit pas que nous existions, nous qui avons plus de corps que lui, et qui, en qualité de bourgmestre et d'archiviste du tribunal, sommes même ses supérieurs ! Les dames disaient : « Ne croit-il pas au moins à l'existence de sa femme ? — Non. — Et madame Fichte souffre cela ! »

Le *moi* de Fichte n'est pourtant pas un moi individuel, mais le moi universel, le moi du monde parvenu à la conscience de soi. La pensée de Fichte n'est pas la pensée d'un homme, d'un homme déterminé, qui s'appelle Joannes Gottlieb Fichte ; c'est bien plutôt la pensée universelle qui se manifeste dans un seul individu. Comme on dit : Il pleut, il éclaire, etc., Fichte ne devrait pas dire : « Je pense, » mais « il pense ; la pensée universelle pense en moi. »

Dans un parallèle entre la révolution française et la philosophie allemande, j'ai comparé un jour, plus par plaisanterie que sérieusement, Fichte à Napoléon ; mais il existe en effet ici des analogies remarquables. Après que les kantistes ont achevé leur œuvre de destruction terroriste, apparaît Fichte, comme parut Napoléon quand la Convention eut démoli tout le passé à l'aide d'une autre critique de la raison pure. Napoléon et Fichte représentent tous deux le grand moi souverain, pour qui la pensée et le fait ne sont qu'un; et les constructions colossales que tous deux ont à élever, témoignent d'une colossale volonté; mais par les écarts de cette même volonté illimitée, ces constructions s'écroulent bientôt: la *Doctrine de la science* et l'empire tombent et disparaissent aussi promptement qu'ils se sont élevés.

L'empire n'appartient plus maintenant qu'à l'histoire, mais le mouvement que l'empereur avait produit dans le monde n'est pas encore calmé: c'est de ce mouvement que notre Europe vit encore. Il en est de même de la philosophie de Fichte, elle est complétement écroulée; mais les esprits sont encore émus des pensées que Fichte a fait éclore, et la portée de sa parole est incalculable. Si l'idéalisme transcendental n'était qu'une erreur dans son ensemble, il régnait pourtant dans les écrits de Fichte une fière indépendance, un amour de la liberté, une dignité virile, un sentiment civique, qui exercèrent sur la jeunesse une salutaire influence. Le moi de Fichte était tout à fait d'accord avec son caractère de fer, opiniâtre, inflexible. La doctrine d'un pareil moi tout puissant ne pouvait germer que dans un tel caractère, et ce caractère, repliant ses racines dans une semblable doctrine, ne pouvait que devenir plus opiniâtre, plus inflexible.

Quelle aversion dut inspirer cet homme aux sceptiques égoïstes, aux frivoles éclectiques et aux modérés de toutes les couleurs! Sa vie entière fut un combat. L'histoire de sa jeunesse n'est qu'une série continue d'afflictions, comme chez presque tous nos hommes distingués. La pauvreté s'asseoit à leur berceau, les balance jusqu'à ce qu'ils soient devenus grands, et cette maigre nourrice demeure la fidèle compagne de leur vie. Rien de plus touchant que de voir Fichte, l'homme de la volonté la plus fière, chercher à se frayer misérablement, par une place de précepteur, son chemin dans le monde. Il ne peut même trouver à gagner dans sa patrie ce pain amer du servage, et il lui faut émigrer à Varsovie. Là se renouvelle la vieille histoire: le précepteur déplaît à la gracieuse dame, peut-être à la disgracieuse camériste; ses révérences ne sont pas assez gentilles, pas assez françaises, et on ne le juge plus digne de faire l'éducation d'un gentillâtre polonais. Johann Gottlieb Fichte est renvoyé comme un laquais, reçoit de son noble maître à peine de maigres frais de voyage, quitte Varsovie, et part pour Kœnigsberg, s'en allant, plein d'enthousiasme juvénile, faire la connaissance de Kant. La rencontre de ces deux hommes est intéressante sous tous les rapports. Je ne crois point pouvoir donner une idée plus complète de la manière d'être et de la situation de tous deux, qu'en citant des fragments du journal de Fichte, rapporté dans une biographie de lui, publiée naguère par son fils.

« Le 23 juin, je suis parti pour Kœnigsberg avec un voiturier de cette ville, et j'y suis arrivé le 1er juillet, sans avoir rencontré aucun incident remarquable. — Le 4, fait une visite à Kant qui ne m'a pas accueilli avec une distinction particulière. J'ai assisté comme un étranger à son cours, et mon attente n'a pas été satisfaite, son débit est somnifère. J'ai commencé ce journal...

« ... Depuis longtemps je voulais avoir avec Kant une entrevue plus sérieuse, et je ne savais quel moyen prendre. Enfin j'ai eu l'idée d'écrire une *Critique de toutes les révélations*, et de la lui présenter comme lettre de recommandation. J'ai commencé à peu près vers le 13, et j'y ai travaillé depuis sans relâche... Le 18 août, j'ai enfin envoyé mon travail terminé à Kant, et suis allé le 25 chez lui pour connaître son sentiment. Il m'a reçu avec une bonté toute particulière, et a paru très-satisfait de mon traité. Nous n'avons pas eu d'entretien philosophique en forme. Pour ce qui regarde mes doutes philosophiques, il m'a renvoyé à sa *Critique de la raison pure*, et au prédicateur aulique Schulz, que je vais aller voir tout de suite. Le 26 j'ai dîné chez Kant avec le professeur Sommer, et j'ai trouvé dans Kant un homme très-spirituel et très-aimable. C'est de ce jour seulement que j'ai reconnu en lui des traits dignes du grand esprit dont ses écrits sont imprégnés.

« Le 27, je termine ce journal après avoir fait des extraits du cours de Kant sur l'anthropologie, que m'a prêté M. de S. Je prends en même temps la résolution de continuer régulièrement ce journal chaque soir, avant de me coucher, et d'y déposer tout ce que je rencontrerai d'intéressant, surtout en traits de caractère et en observations.

« *Le 28 au soir.* J'ai commencé hier à revoir ma *Critique;* des pensées et des idées vraiment bonnes me sont venues qui, malheureusement, m'ont convaincu que mon premier travail était tout à fait superficiel. J'ai voulu aujourd'hui pousser plus loin cet examen, mais mon imagination m'a tellement détourné, que je n'ai pu rien faire de tout le jour. Cela n'est malheureusement pas étonnant dans ma position actuelle. J'ai calculé qu'il ne me reste plus de moyens de subsistance que pour quatorze jours. Il est vrai que je me suis déjà trouvé dans de semblables embarras, mais c'était dans ma patrie, et puis, en prenant de l'âge, et avec un sentiment toujours plus délicat de l'honneur, cela devient de plus dur en plus dur... Je n'ai pris et n'ai pu prendre aucune résolution. Je ne m'ouvrirai pas au pasteur Borowski, auquel Kant m'a adressé : si je m'ouvre à quelqu'un, ce ne sera pas à d'autre que Kant lui-même.

« Le 29, je suis allé chez Borowski, en qui j'ai trouvé un homme vraiment bon et honorable. Il m'a proposé une *condition* qui d'ailleurs n'est pas encore très-assurée, et d'autre part ne me plaît pas beaucoup. Et pourtant ses manières franches et loyales m'ont arraché l'aveu que j'étais pressé de trouver une place. Il m'a conseillé d'aller voir le professeur W. Je n'ai pu travailler aujourd'hui.... Le lendemain je suis allé en effet chez W. et ensuite chez le prédicateur aulique Schulz. Les informations sont peu favorables chez le premier; cependant il m'a parlé d'une place de précepteur en Courlande, que le besoin le plus pressant pourra seul me forcer d'accepter. Chez le prédicateur aulique, j'ai d'abord été reçu par sa femme. Il parut ensuite, mais enfermé dans des cercles mathématiques. Pourtant, quand il a entendu plus nettement mon nom, la recommandation de Kant l'a rendu fort amical. C'est une figure prussienne anguleuse, mais la loyauté et la bonté respirent dans ses traits. J'ai fait ensuite chez lui la connaissance de M. Bræunlich, du comte Daenhof, de M. Buttner, neveu du prédicateur, et d'un jeune savant de Nürnberg, M. Ehrhard, bon et excellent garçon, mais privé d'usage et de connaissance du monde.

« Le 1er septembre, j'ai pris une ferme résolution que j'ai voulu communiquer à Kant. Une place de précepteur, quelque regret qu'il m'en coûtât de l'accepter, ne se présente même pas : l'incertitude de ma situation m'empêche, d'un autre côté, de travailler avec l'esprit libre et de profiter des relations instructives de mes amis. Il faut donc retourner dans ma patrie. Je pourrai peut-être me procurer, par la médiation de Kant, le petit emprunt dont j'ai besoin pour cela; mais, en allant chez lui pour lui découvrir ma résolution, le courage m'a manqué. J'ai pris le parti d'écrire. Le soir, j'ai été invité chez le prédicateur aulique : j'y ai passé une soirée fort agréable. Le 2, j'ai achevé la lettre à Kant et la lui ai envoyée. »

Toute remarquable que soit cette lettre, je ne puis me résoudre à la donner ici en français. Je crois sentir le rouge me monter au visage : il me semblerait révéler devant des étrangers les souffrances les plus pudiques de la famille. En dépit de mes efforts pour arriver à l'urbanité française, malgré mon cosmopolitisme philosophique, la vieille Allemagne est toujours là dans mon sein avec tous les sentiments de Philistin.... Enfin, je ne puis la donner, cette lettre, et me borne à rapporter qu'Emmanuel Kant était si pauvre que, malgré le ton touchant, déchirant de cet écrit, il ne put prêter d'argent à Johann Gottlieb Fichte. Mais ce dernier n'en prit pas la moindre humeur, ainsi que nous le pouvons voir par les paroles de son journal, que nous allons continuer de citer.

« Le 3 septembre, j'ai été invité à dîner chez Kant. Il me reçut avec sa cordialité habituelle ; mais il me dit qu'il n'avait pu prendre de résolution au sujet de ma demande, qu'il était hors d'état d'y satisfaire d'ici à quinze jours. Quelle aimable franchise ! Au surplus, il m'a fait, sur mes desseins, des difficultés qui prouvaient qu'il ne connait pas assez notre position en Saxe. Tous ces jours-ci, je n'ai rien fait : cependant je vais me remettre au travail, et abandonner le reste à la grâce de Dieu....

« *Du* 6. J'ai été invité chez Kant, qui m'a proposé de vendre au libraire Hartung, par l'entremise du pasteur Borowski, mon manuscrit de la *Critique de toutes les révélations*. « Il est bien écrit, » m'a-t-il dit quand je lui ai parlé de le refaire... Est-ce vrai? c'est pourtant Kant qui le dit! — Du reste, il a décliné l'objet de ma première demande. — Le 10, j'ai été dîner chez Kant. Rien de notre affaire : maître Gensichen était là. Nous n'avons eu qu'une conversation générale presque toujours intéressante. D'ailleurs, Kant est demeuré tout à fait le même à mon égard.

« *Du* 13. J'ai voulu travailler aujourd'hui, et je ne fais rien. L'inquiétude m'accable. Comment cela finira-t-il? Que deviendrai-je dans huit jours? Alors tout mon argent sera épuisé. »

Après avoir erré beaucoup, après un long séjour en Suisse, Fichte trouve enfin à Jéna une position stable, et c'est de là que date sa période la plus brillante. Jéna et Weimar, deux petites villes saxonnes, peu éloignées l'une de l'autre, étaient alors le point central de la vie intellectuelle en Allemagne. A Weimar étaient la cour et la poésie; à Jéna, l'université et la philosophie. Là nous voyons les plus grands poëtes allemands, ici les plus grands savants. C'est en 1794 que Fichte commença son cours à Jéna. L'époque est significative, et explique l'esprit de ses écrits d'alors, ainsi que les tribulations auxquelles il fut en butte depuis ce temps, et qui le firent succomber quatre ans plus tard; car c'est en 1798 que s'élevèrent contre lui les accusations d'athéisme, qui lui attirèrent des persécutions insoutenables, et déterminèrent son départ de Jéna. Cet événement, le plus remarquable de la vie de Fichte, a aussi une importance générale, et nous ne pouvons nous dispenser d'en parler. C'est ici que viennent se placer naturellement les idées de Fichte sur la nature de Dieu.

Fichte fit imprimer, dans le *Journal philosophique*, qu'il publiait alors, un article intitulé : *Développement de l'idée de religion*, que lui avait envoyé un nommé Forberg, instituteur à Saalfeld. Il joignit à cet article une petite dissertation explicative qui avait pour titre : *Des raisons que nous avons de croire à un gouvernement du monde par Dieu.*

Les deux articles furent confisqués par le gouvernement de l'Électeur de Saxe, comme entachés d'athéisme. Arriva en même temps de Dresde un réquisitoire enjoignant à la cour de Weimar de punir sérieusement le professeur Fichte. Il est vrai que la cour grand'ducale ne se laissa point fourvoyer par une pareille intimation ; mais comme Fichte fit, en cette occasion, les plus grandes bévues, et qu'entre autres il écrivit un *Appel au public* sans demander l'aveu de l'autorité officielle, cette démarche changea les dispositions du gouvernement de Weimar; et, pressé par les instances du dehors, il résolut d'admonéter par une bénigne remontrance l'imprudent professeur. Mais Fichte, qui se croyait dans son droit, ne voulut point endurer patiemment la réprimande, et quitta Jéna. A en juger d'après ses lettres, il fut surtout blessé par la conduite de deux hommes auxquels leur position officielle donnait voix très-importante dans son affaire, et ces deux hommes étaient sa révérence le conseiller consistorial supérieur *Herder* et son excellence le conseiller intime *de Goëthe*. Mais tous deux furent suffisamment justifiables. C'est chose touchante de voir dans les lettres posthumes de Herder combien ce pauvre homme était embarrassé avec les candidats en théologie qui, après avoir étudié à Jéna, venaient devant lui à Weimar pour subir leur examen de prédicateurs protestants. Il n'osait plus leur poser une seule question sur le Christ, fils de Dieu, et se trouvait trop content quand on lui accordait l'existence du père. Pour Goëthe, il s'exprime ainsi qu'il suit sur cet événement dans ses Mémoires :

« A Jéna, après le départ de Reinhold, qui fut considéré à bon droit comme une grande perte pour l'Académie, on appela, avec hardiesse et même avec audace, pour le remplacer, Fichte, qui avait manifesté dans ses écrits de la grandeur, mais peut-être pas assez de ménagement pour les sujets les plus importants en fait de mœurs et de politique. C'était une des personnalités les plus recommandables qu'on ait jamais vues, et l'on n'avait rien à reprendre à ses opinions considérées d'une manière supérieure ; mais comment aurait-il pu rester sur un pied d'égalité avec le monde qu'il regardait comme sa création, comme sa chose ?

« Comme on l'avait chicané sur les heures qu'il avait choisies pour son cours dans la semaine, il lui vint à l'idée de faire le dimanche des leçons pour lesquelles il rencontra des obstacles. On était à peine parvenu à aplanir, non sans peine pour l'autorité supérieure, de petites contrariétés et de plus grandes qui en étaient résultées, quand les assertions du professeur sur Dieu et sur les choses divines, à l'égard desquelles il eût sans doute mieux valu observer un silence prudent, nous attirèrent du dehors des invitations désagréables.

« Fichte avait osé, dans son Journal philosophique, s'exprimer sur Dieu et sur les choses divines d'une manière qui paraissait contredire le langage usité pour de tels mystères. On le blâma ; sa défense n'améliora pas l'affaire, parce qu'il y mit de la passion, sans se douter des bonnes dispositions qu'on avait ici à son égard, quoiqu'on sût bien interpréter ses pensées et ses paroles. On ne pouvait à la vérité le lui faire savoir crument, et il soupçonnait aussi peu qu'on cherchait à le servir à l'amiable. Les paroles pour et contre, les doutes, les affirmations, les confirmations et résolutions se croisèrent à l'Académie en une foule de propos peu certains : on parla d'une décision ministérielle, où il n'était pas question de moins que d'une réprimande publique à laquelle Fichte devait s'attendre. Il perdit alors toute modération, et se crut autorisé à adresser au ministère une lettre fougueuse où, supposant cette mesure comme certaine, il déclarait, avec une morgue violente, qu'il ne souffrirait jamais pareille chose, qu'il préférait quitter sans plus tarder l'Académie, ce qu'alors il ne ferait pas seul, attendu que plusieurs professeurs étaient d'accord pour s'en aller en même temps que lui.

« Dès lors, la bonne volonté qu'on avait pour lui se trouva traversée et même paralysée. Il ne restait plus ni échappatoire ni compromis possible. Le parti le plus doux était de lui donner sur-le-champ sa démission. Ce n'est que lorsque le mal fut sans remède qu'il connut la tournure qu'on avait désiré donner à l'affaire, et il regretta sa précipitation comme nous la regrettions aussi. »

N'est-ce pas là, corps et âme, le Goëthe ministériel avec ses accommodements et ses prudentes réticences? Il ne blâma pas au fond Fichte d'avoir dit ce qu'il pensait, mais de l'avoir dit sans le déguisement des locutions d'usage. Ce n'est pas la pensée qu'il censure, c'est la parole. Que le déisme fût ruiné dans le monde des penseurs allemands, c'était, comme je l'ai déjà dit, le secret de tout le monde, secret qu'il ne fallait pourtant pas crier sur la place publique. Goëthe était aussi peu déiste que Fichte, car il était panthéiste; mais des hauteurs du panthéisme, Goëthe pouvait voir mieux qu'un autre l'inconsistance ridicule de la philosophie de Fichte, et cela arrachait un sourire à ses gracieuses lèvres. Aux yeux des juifs, et tous les déistes le sont en fin de compte, la doctrine de Fichte était une abomination; aux yeux du *grand païen*, elle n'était que folie. Le *grand païen* est en effet le nom qu'on avait donné en Allemagne à Goëthe. Pourtant ce nom n'est pas tout à fait juste. Le paganisme de Goëthe est singulièrement modifié. Sa vigoureuse nature païenne se manifeste dans sa conception claire et pénétrante de tous les faits extérieurs, de toutes les couleurs, de toutes les formes ; mais le christianisme lui a conféré en même temps une intelligence plus profonde ; le christianisme l'a initié, malgré sa répugnance, dans les secrets du monde des esprits. Goëthe, lui aussi, avait bu le sang du Christ, et c'est ce qui lui fit entendre les voix les plus secrètes de la nature, semblable à Siegfried, héros des *Nibelungen*, qui comprit la langue des oiseaux, aussitôt qu'une goutte du sang du dragon mourant eut mouillé ses lèvres. C'est une chose remarquable que cette nature païenne de Goëthe toute saturée de notre sentimentalité chrétienne, que ce marbre antique, animé de pulsations modernes ; que ces souffrances du jeune Werther qu'il éprouva aussi vivement que les joies d'un dieu de la vieille Grèce. Le panthéisme de Goëthe est donc très-différent de celui des païens. Pour résumer mes idées, Goëthe était le Spinosa de la poésie ; tous ses écrits sont animés du même souffle qui nous frappe quand nous lisons les œuvres de Spinosa. L'hommage que Goëthe rendit à la doctrine de Spinosa ne peut être l'objet d'un doute. Au moins s'en occupa-t-il pendant toute sa vie : au commencement de ses Mémoires, comme dans le dernier volume qui vient de paraître, il l'a reconnu avec une franchise toujours égale. Je ne sais plus où j'ai lu que Herder, impatienté de le voir continuellement occupé de Spinosa, s'écria un jour : « Si Goëthe pouvait une fois prendre un autre livre latin que celui de Spinosa ! » Du reste, cela ne s'applique pas seulement à Goëthe, mais à une foule de ses amis, connus plus ou moins comme poëtes, qui s'attachèrent de bonne heure au panthéisme. Cette doctrine fleurit pratiquement dans l'art allemand, avant d'arriver chez nous à la puissance comme théorie philosophique. Au temps même de Fichte, quand l'idéalisme se glorifiait à l'apogée le plus élevé dans le domaine de la philosophie, il était violemment détruit dans le domaine de l'art, et c'est alors, qu'éclata chez nous cette fameuse révolution artistique qui n'est pas encore terminée aujourd'hui, et qui commence au combat des romantiques contre l'ancien régime classique.

Dans le fait, nos premiers romantiques agirent par un instinct panthéistique qu'eux-mêmes ne comprirent pas. Le sentiment qu'ils crurent une tendresse renaissante pour le bon temps du catholicisme avait une origine plus profonde qu'ils ne le soupçonnaient. Leur respect, leur prédilection pour les traditions du moyen âge, pour les croyances populaires, pour la diablerie, la magie et la sorcellerie, tout cela ne fut qu'un amour réveillé subitement et à son insu pour le panthéisme des vieux Germains; et dans ces figures indignement barbouillées et méchamment mutilées, ils n'aimèrent véritablement que la religion anté-chrétienne de leurs pères. Je dois rappeler ici ma première partie où j'ai montré comment le christianisme avait absorbé les éléments de la vieille religion germanique, comment, après une outrageante transformation, ces éléments s'étaient conservés dans les croyances populaires du moyen âge, de sorte que le vieux culte de la nature fut considéré comme impure et méchante magie, les vieux dieux ne furent plus que de vilains diables, et les chastes prêtresses d'infâmes sorcières. De ce point de vue, les aberrations de nos romantiques peuvent être jugées plus favorablement qu'on ne le fait d'ordinaire. Ils voulurent restaurer le moyen âge catholique, parce qu'ils sentaient qu'il y avait là beaucoup des souvenirs sacrés de leurs premiers ancêtres et de leur nationalité primitive, conservés sous d'autres formes. Ce furent ces reliques souillées et mutilées qui éveillèrent dans leur âme une si vive sympathie, et ils détestèrent le protestantisme et le libéralisme qui s'efforçaient de démolir ces restes sacrés du germanisme avec tout le passé catholique.

Je reviendrai plus tard à ce sujet. Il me suffit de dire ici que, dès le temps de Fichte, le panthéisme pénétrait dans l'art allemand, que même les romantiques catholiques suivaient à leur insu cette tendance, et que Goëthe l'exprima de la manière la plus prononcée. C'est ce qu'on voit déjà dans son *Werther*, où il aspire à s'identifier amoureusement avec la nature. Dans *Faust*, il cherche à établir avec elle des rapports par une voie plus mystique et audacieusement immédiate. Il conjure les forces secrètes de la terre par les formules du *Hœllenzwang*, livre de magie qu'on m'a montré un jour dans une vieille bibliothèque de couvent, où il était enchaîné; le titre représente le roi du feu, aux lèvres duquel pend un cadenas, et sur sa tête est perché un corbeau, tenant dans son bec la baguette divinatoire. Mais c'est dans ses chansons que ce panthéisme de Goëthe perce de la façon la plus pure et la plus aimable. La doctrine de Spinosa est sortie de la chrysalide mathématique, et voltige autour de nous sous la forme d'une chanson de Goëthe. De là la fureur des orthodoxes et des piétistes contre cette chanson. Ils essaient de saisir avec leurs pieuses pattes d'ours ce papillon qui leur échappe sans cesse; car rien n'est si légèrement ailé, si éthéré, qu'une chanson de Goëthe. Les Français n'en peuvent avoir aucune idée s'ils ne connaissent pas la langue. Ces chansons ont un charme inexprimable; le rhythme harmonieux du vers vous enlace comme les bras d'une maîtresse bien-aimée; le mot vous caresse, tandis que la pensée presse ses lèvres sur votre âme.

Nous ne voyons donc, dans la conduite de Goëthe à l'égard de Fichte, aucun des motifs haineux que beaucoup de contemporains y relevèrent avec un langage bien plus haineux encore. Ils n'avaient pas compris la différence qui séparait la nature de ces deux hommes. Les plus modérés interprétèrent mal le calme de Goëthe, quand, plus tard, Fichte fut vivement inquiété et persécuté. Ils ne surent pas apprécier la situation du premier. Ce géant était ministre dans un État nain; il n'avait pas ses mouvements libres. On disait du Jupiter Olympien, que Phidias avait fait assis, qu'il ferait éclater la voûte du temple, s'il lui arrivait de se lever. C'était tout à fait la position de Goëthe à Weimar. Si, voulant sortir de son calme accroupi, il se fût dressé de toute sa hauteur, il eût crevé le faîte de l'État, ou, ce qui est plus vraisemblable, il s'y serait brisé la tête. Et il aurait couru un tel risque pour une doctrine qui n'est pas seulement erronée, mais bien aussi ridicule ! Le Jupiter allemand resta tranquillement assis, et se laissa tranquillement adorer et encenser.

Je m'éloignerais trop de mon sujet si je me plaçais au point de vue des intérêts de l'art à cette époque, pour justifier encore plus complétement la conduite de Goëthe dans cette affaire de Fichte. Une seule circonstance parle en faveur de celui-ci, c'est que l'accusation n'était qu'un prétexte qui cachait la battue des traqueurs politiques ; car on peut bien accuser d'athéisme un théologien, parce qu'il s'est engagé à enseigner certaines doctrines déterminées, mais un philosophe n'a pris et n'a pu prendre aucun engagement de cette nature, et sa pensée est libre comme l'oiseau du ciel. C'est peut-être mal à moi, pour ménager les sentiments de quelques personnes et les miens propres, de ne pas citer ici tout ce qui expliquait et justifiait même cette accusation. Je me bornerai à rapporter ce seul passage de l'écrit incriminé :

« ... L'ordre moral vivant et agissant est Dieu même :

nous n'avons pas besoin d'autre dieu et ne pouvons pas en comprendre d'autre. Il n'y a dans la raison aucun motif pour sortir de cet ordre moral de l'univers, et pour, au moyen d'une conclusion de l'effet à la cause, admettre encore un être particulier comme source de cet effet. L'entendement sain ne tire donc certainement pas cette conclusion; il n'y a qu'une philosophie de malentendu qui le fasse... »

Comme c'est l'ordinaire chez les hommes entêtés, Fichte, dans son *Appel au public* et dans sa réponse judiciaire, s'exprima d'une manière encore plus tranchante et plus crue, et en termes qui blessent nos sentiments les plus intimes. Nous qui croyons à un Dieu réel qui se révèle à nos sens dans l'étendue infinie, et à notre esprit dans la pensée infinie; nous qui adorons un Dieu visible dans la nature, et qui entendons dans notre âme sa voix sacrée: nous sommes désagréablement affectés par l'outrecuidance et le ton ironique avec lequel Fichte déclare notre Dieu une pure chimère. On ne sait, dans le fait, s'il y a ironie ou extravagance quand Fichte dégage entièrement Dieu de tout attribut quelconque, et qu'il lui refuse même l'existence, parce que l'existence est une notion sensible, et qu'elle n'est même possible qu'à cette condition! « La *doctrine de la science*, dit-il, ne connaît d'autre mode d'exister qu'un mode sensible, et comme on ne peut attribuer l'*être* qu'aux objets de l'expérience, ce titre ne peut convenir à Dieu. » Donc le Dieu de Fichte n'a aucune existence, il n'*est* pas, il ne se manifeste que comme une pure action, comme un ordre des événements, *ordo ordinans*, comme la loi de l'univers.

C'est ainsi que l'idéalisme a filtré la divinité par toutes les abstractions possibles, jusqu'à ce qu'il n'en restât plus rien. Désormais, chez vous à la place d'un roi, chez nous à la place d'un Dieu, c'est la loi seule qui régnera.

Quel est le plus insensé d'une loi athée, d'une loi qui n'a pas de Dieu, ou d'un Dieu-loi, Dieu qui n'est rien de plus qu'une loi?

L'idéalisme de Fichte est une des erreurs les plus colossales que l'esprit humain ait jamais couvées. Il est plus athée et plus réprouvable que le matérialisme le plus massif. Ce qu'on nomme en France l'athéisme des matérialistes serait, comme je pourrais le démontrer facilement, encore quelque chose d'édifiant, une croyance pieuse, comparé aux conséquences de l'idéalisme transcendental de Fichte. Ce que je sais bien au moins, c'est que ces deux doctrines me sont antipathiques. Elles sont antipoétiques aussi. Les matérialistes français ont fait des vers aussi mauvais que ceux des idéalistes transcendentaux de l'Allemagne. Mais la doctrine de Fichte n'était pas dangereuse dans la politique du moment, et elle méritait encore moins d'être persécutée comme telle. Pour être capable de s'égarer avec cette hérésie, il fallait être doué d'une perspicacité spéculative comme on la rencontre chez peu d'hommes. La grande masse, avec ses milliers de têtes épaisses, était inaccessible à cette ingénieuse erreur. Les idées de Fichte sur Dieu auraient dû être contredites par la voie rationnelle, et non par la voie de police. Être accusé d'athéisme en philosophie était quelque chose de si étrange en Allemagne, que Fichte ne sut réellement pas d'abord ce qu'on lui voulait. Il répondit très-justement que la question de savoir si une philosophie était athée sonnait aussi singulièrement à l'oreille d'un philosophe, que pour un mathématicien celle de savoir si un triangle était vert ou rouge.

Cette accusation avait donc ses raisons secrètes que Fichte comprit bientôt. Comme c'était l'homme le plus véridique du monde, nous devons accorder foi entière à une lettre écrite par lui à Reinhold, dans laquelle il parle de ces raisons secrètes. Cette lettre, datée du 22 mai 1799, pouvant nous peindre fidèlement toute l'époque et toute l'affliction de cet homme, nous allons en citer une partie.

« Le découragement et le dégoût me décidaient à prendre la résolution dont je t'avais déjà fait part, c'est-à-dire à m'éclipser tout à fait pendant quelques années. D'après ma manière de voir les choses, j'étais même convaincu que le devoir me commandait cette résolution; vu qu'au milieu de la fermentation actuelle, je ne serais pas entendu, et que je ne ferais qu'accroître cette fermentation, tandis que dans quelques années, quand le premier sentiment de surprise se serait apaisé, je pourrais parler avec une énergie d'autant plus grande... Aujourd'hui je pense autrement. Je ne dois plus me taire, car si je me tais actuellement, je ne pourrais plus reprendre la parole. Depuis l'alliance de la Russie avec l'Autriche, j'ai regardé comme vraisemblable ce qui est devenu pour moi une certitude depuis les derniers événements, et surtout depuis l'affreux assassinat des ambassadeurs français (dont on se réjouit ici, et à propos duquel Schiller et Goëthe s'écrièrent : C'est très-juste, il faut assommer ces chiens). J'ai donc la conviction que le despotisme va désormais se défendre d'une manière désespérée, qu'il atteindra ses conséquences par Paul et Pitt, que la base de son plan est de détruire la liberté d'opinion, et que les Allemands n'entraveront pas l'exécution de ce plan.

« Ne t'imagine pas, par exemple, que la cour de Weimar ait craint que ma présence empêchât l'affluence des étudiants à l'université ; elle sait trop bien le contraire ; elle a été *obligée* de m'éloigner par suite du plan général, vigoureusement appuyé par la cour de Saxe. Bürscher de Leipzig, initié à ces secrets, a parié, dès la fin de l'année précédente, une somme considérable que je serais exilé avant l'année expirée. Voigt a été gagné depuis longtemps contre moi par Bürgsdorf. Le département des sciences à Dresde a fait savoir que quiconque tiendrait pour la nouvelle philosophie, n'obtiendrait pas d'avancement, ou devrait rétrograder, s'il était déjà avancé. On a même jugé inquiétantes, dans l'école libre de Leipzig, les explications de Rosenmüller. On y a réintroduit le catéchisme de Luther, et les professeurs ont été reportés aux livres symboliques. Cela gagnera et s'étendra..... En somme, rien n'est plus sûr que le plus certain, c'est-à-dire que si les Français ne conquièrent pas une immense suprématie, et s'ils n'introduisent pas des changements en Allemagne, du moins dans la plus grande partie, d'ici à quelques années, un homme connu pour avoir pensé une fois librement, ne trouvera plus en Allemagne un coin pour y reposer sa tête..... Il y a pour moi une chose encore plus sûre que la plus certaine, c'est que, si je trouve quelque part un trou pour m'y caser, je ne compterais pas deux ans avant d'en être chassé, et il est dangereux de se faire chasser de plusieurs lieux; c'est ce qu'enseigne l'exemple historique de Rousseau.

« Supposons que je me taise, que je n'écrive plus une seule ligne, me laissera-t-on tranquille à cette condition? Je ne le crois pas; et, en admettant que je le pusse espérer de la part des cours, le *clergé*, partout où j'irai, n'ameutera-t-il pas contre moi la *populace*, ne me fera-t-il pas lapider, et ensu ..... ne supplieront-ils pas les gouvernements de m'eloigner comme un homme qui excite des troubles? Mais faut-il donc que je me taise alors? Non, je ne le dois pas en vérité, car j'ai sujet de croire que si quelque chose peut être sauvé de l'esprit allemand, ce peut être par ma parole; tandis que, par mon silence, la philosophie subirait une ruine complète et prématurée. Ceux dont je n'espère point qu'ils me laisseront exister dans mon silence, j'espère encore moins qu'ils me laisseront parler.

« Mais je les convaincrai de mon innocence... Cher Reinhold, comment peux-tu supposer à ces hommes de bonnes intentions pour moi ? Plus je me laverai, plus je me justifierai, plus ils deviendront noirs, et plus grand sera mon véritable crime. Je n'ai jamais cru qu'ils poursuivissent mon soi-disant athéisme : ce qu'ils poursuivent en moi, c'est le penseur libre qui commence à se rendre *intelligible* (un bonheur pour Kant fut l'obscurité de son style); ce qu'ils poursuivent en moi, c'est le *démocrate;* ce qui les effraie comme un fantôme, c'est l'*indépendance* que ma philosophie éveille, et qu'ils pressentent confusément. »

Je ferai remarquer encore une fois que cette lettre n'est pas d'hier, qu'elle porte la date du 22 mai 1799. Pourtant les circonstances politiques dont il est fait mention dans plusieurs passages, ont une affligeante ressemblance avec l'état plus récent de l'Allemagne, avec cette seule différence qu'alors le sentiment de liberté échauffait surtout les savants, les poëtes et généralement les gens de lettres, tandis qu'il se manifeste aujourd'hui beaucoup moins parmi eux, mais bien plus dans la grande masse active, parmi les ouvriers et les gens de métiers. A l'époque de la première révolution, le sommeil le plus lourd, le plus allemand, pesait sur le peuple : dans toute la Germanie régnait une espèce de tranquillité brutale, mais le mouvement le plus puissant ébranlait notre littérature. L'auteur le plus solitaire, qui vivait dans le coin le plus reculé de l'Allemagne, prenait part à ce mouvement. Sans une connaissance exacte des événements politiques, par suite d'une sorte d'affinité secrète, il en sentait l'importance sociale et l'exprimait dans ses écrits. Ce phénomène me fait penser aux grands coquillages marins que nous plaçons quelquefois comme ornements sur nos cheminées, et qui, tout éloignés qu'ils puissent être de la mer, commencent à murmurer spontanément quand arrive l'heure du flux, et que les flots se brisent contre le rivage. Quand la révolution se gonflait chez vous à Paris, ce grand océan d'hommes, quand elle y rugissait et frappait, les cœurs allemands résonnèrent et murmurèrent chez nous..... Mais ils étaient bien isolés, entourés de porcelaines insensibles, de tasses à thé, de cafetières et de pagodes chinoises qui balançaient mécaniquement la tête comme si elles eussent su ce dont il était question. Hélas! cette sympathie révolutionnaire tourna fort mal pour nos pauvres prédécesseurs en Allemagne. Les gentillâtres et les cafards leur jouèrent les tours les plus lourds et les plus communs. Quelques-uns d'entre eux se sauvèrent à Paris, où ils tombèrent et moururent dans la misère. J'ai vu dernièrement un vieux compatriote aveugle, qui est resté à Paris depuis cette époque. Je l'ai vu au Palais-Royal où il était venu se réchauffer un peu au soleil; c'était une chose douloureuse de le voir pâle et maigre, tâtonnant son chemin le long des maisons; on me dit que c'était le vieux poëte Heiberg. J'ai vu aussi naguère la mansarde où est mort le citoyen George Forster. Un sort plus cruel encore menaçait les amis de la liberté qui étaient restés en Allemagne, si Napoléon et les Français ne se fussent hâtés de nous vaincre. Napoléon ne se doutait certainement pas que lui-même avait été le sauveur de l'idéalisme. Sans lui, le gibet et la roue auraient fait bonne raison de nos philosophes et de leurs idées. Pourtant les libéraux allemands, trop républicains pour courtiser Napoléon, trop généreux pour s'allier avec la domination étrangère, s'enveloppèrent dans un profond silence; ils se traînèrent tristement, le cœur brisé, les lèvres fermées. Quand Napoléon tomba, on les vit sourire, mais de mélancolie, et ils se turent encore; ils ne prirent aucune part à l'enthousiasme patriotique qui, avec permission des autorités supérieures, fit alors explosion en Allemagne; ils savaient ce qu'ils savaient, et se turent. Comme ces républicains mènent une vie chaste et frugale, ils parviennent d'ordinaire à un âge très-avancé, et quand la révolution de juillet éclata, beaucoup d'entre eux étaient encore de ce monde, et à notre grande surprise nous vîmes ces vieux originaux, qui avaient toujours apparu courbés et taciturnes, relever la tête, sourire amicalement à nous autres jeunes gens, nous serrer les mains et conter de joyeuses histoires. J'en entendis même un chanter; car il nous chanta dans un café l'hymne marseillais, et c'est là que nous en apprîmes la mélodie et les belles paroles, et nous ne fûmes pas longtemps à le chanter mieux que le vieillard, car, aux plus belles strophes, il riait comme un insensé, ou pleurait comme un enfant. Il est toujours heureux que de semblables têtes grises restent en vie pour apprendre les chants aux jeunes gens. Nous ne les oublierons pas, et quelques-uns d'entre nous les feront chanter aux petits-fils qui ne sont pas encore nés ; mais beaucoup de nous auront alors pourri, soit dans les cachots de l'Allemagne, soit dans les mansardes de l'exil.

..... Parlons philosophie. J'ai montré plus haut comment la philosophie de Fichte, bâtie avec les abstractions les plus menues, offrait néanmoins une inflexibilité de fer dans ses conséquences qui se portaient aux extrémités les plus audacieuses. Mais un beau matin nous aperçûmes en elle un grand changement : elle commença à s'amollir, à devenir doucereuse et modeste. Le Titan idéaliste qui, avec l'échelle des pensées, avait escaladé le ciel, et d'une main téméraire avait plongé dans le vide céleste, devient maintenant quelque chose de courbé, d'humblement chrétien, qui soupire beaucoup d'amour. C'est la seconde période de Fichte qui nous intéresse fort peu ici. Son système entier subit les plus étranges modifications. C'est à cette époque qu'il écrivit *la Destination de l'homme*, qu'on vous a traduite dernièrement. L'*Instruction pour parvenir à la vie bienheureuse* est un livre de même espèce, qui appartient également à cette période.

Fichte, homme opiniâtre, ce qui va sans dire, ne voulut jamais convenir de cette grande transformation. Il soutint que sa philosophie était toujours la même, et que l'expression seule en était changée et améliorée. Il prétendait aussi que la *philosophie de la nature*, qui surgit alors en Allemagne et supplanta l'idéalisme, était tout à fait son propre système au fond, et que son élève, M. Joseph Schelling, qui s'était détaché de lui et avait introduit cette philosophie, n'avait fait que retourner les termes et étendre son ancienne doctrine par des additions fastidieuses.

Nous arrivons ici à une nouvelle phase de la pensée allemande. Nous venons de prononcer les noms de Joseph Schelling et de philosophie de la nature; mais comme le premier est passablement inconnu ici, et que le mot *philosophie de la nature* n'est pas trop bien compris, il faut que j'en donne le sens. Nous ne pouvons sans doute épuiser cette matière dans cette esquisse; nous ne voulons que prévenir aujourd'hui quelques erreurs, et attirer l'attention sur l'importance sociale de cette philosophie.

Il faut d'abord convenir que Fichte n'avait pas grand tort de soutenir que la doctrine de M. Joseph Schelling était tout à fait la sienne, mais autrement formulée et augmentée. Fichte, tout comme M. Joseph Schelling, enseignait : qu'il n'existe qu'un seul être, le *moi*, l'absolu; il enseignait également l'identité de l'idéal et du réel. Dans la *Doctrine de la science*, comme je l'ai démontré, Fichte, au moyen d'un acte intellectuel, avait voulu construire le réel par l'idéal. M. Joseph Schelling a renversé la chose, il a cherché à faire sortir l'idéal du réel. Pour m'exprimer plus clairement, partant du principe que la pensée et la nature ne sont qu'une seule et même chose, Fichte arrive, par l'opération de l'esprit, au monde des faits; par la pensée, il crée la nature; par l'idéal, le réel. Pour M. Schelling au contraire, pendant qu'il part du même principe, le monde des faits se résout en pures idées, la nature en pensée, le réel en idéal. Ces deux tendances de Fichte et de M. Schelling se complètent donc jusqu'à un certain point; car, en admettant une fois ce principe supérieur dont je viens de parler, la philosophie pouvait se diviser en deux parties, dans l'une desquelles on démontrerait comment de l'idée résulte la nature, et dans l'autre comment la nature devient pure idée. La philosophie a donc pu se partager en *idéalisme transcendant* et en *philosophie de la nature*. Aussi M. Schelling a-t-il réellement reconnu ces deux faces, et il a démontré la dernière dans ses *Idées pour servir à une philosophie de la nature*, et la première dans son *Système de l'idéalisme transcendental*.

Je ne parle de ces deux ouvrages, dont l'un parut en 1797 et l'autre en 1800, que parce que ces deux faces réciproquement complémentaires sont exprimées dans le titre même, et non parce qu'ils contiennent un système complet. Non; un tel système ne se trouve dans aucun des livres de M. Schelling. Il n'y a point chez lui, comme chez Kant et chez Fichte, d'ouvrage principal qu'on puisse considérer comme le point central de sa philosophie. Il serait injuste de juger M. Schelling d'après le contenu d'un livre, et à la rigueur de la lettre. Il faut plutôt lire ses livres d'une manière chronologique, y poursuivre la formation progressive de sa pensée, et s'attacher ensuite à son idée fondamentale. Il ne me paraît pas moins nécessaire de distinguer souvent chez lui là où cesse la raison et où la poésie commence; car M. Schelling est un de ces êtres auxquels la nature a donné plus de goût pour la poésie que de puissance poétique, et qui, incapables de satisfaire les filles du Parnasse, se sont enfuis dans les forêts de la philosophie, où ils contractent avec des Hamadryades abstraites les liaisons les plus infécondes. Leur sentiment est poétique; mais l'instrument, la parole, est faible: ils aspirent inutilement vers une forme artistique par laquelle ils puissent communiquer leurs pensées et leurs connaissances. La poésie est à la fois le côté fort et faible de M. Schelling; c'est par là qu'il se sépare de Fichte, autant à son profit qu'à son désavantage. Fichte n'est que philosophe, et sa puissance consiste en dialectique, sa force en démonstration. Mais c'est là le côté faible de M. Schelling; il vit davantage dans les contemplations intuitives; il ne se sent pas chez lui dans les hautes régions de la froide logique, il s'esquive volontiers dans les vallons fleuris du symbolisme, et sa force philosophique gît dans l'art de construire. Mais cette aptitude est une faculté de l'esprit qu'on trouve aussi souvent chez les poëtes médiocres que chez les meilleurs philosophes.

D'après cette dernière indication, il devient clair que M. Schelling, dans cette partie de la philosophie qui n'est qu'idéalisme transcendantal, n'est resté qu'un écho de Fichte, mais que dans la philosophie de la nature, où il disposait des fleurs et des étoiles, il a dû s'épanouir et rayonner. Ses amis s'attachèrent aussi de préférence à ce côté de la philosophie, et le tumulte qui éclata en cette occasion n'était, en quelque sorte, qu'une réaction de la *poétasserie* contre la précédente philosophie abstraite de l'esprit. Comme des écoliers échappés qui ont soupiré tout le jour dans les salles étroites, sous le poids des syntaxes et des chiffres, les élèves de M. Schelling se ruèrent au milieu de la nature, dans le réel parfumé, coloré et resplendissant; ils poussèrent des cris de joie, se roulèrent en culbutes, et firent un grand tapage.

L'expression « élèves de M. Schelling » ne doit pas non plus être prise ici dans le sens habituel. M. Schelling lui-même dit qu'il n'a voulu fonder qu'une école à la manière des anciens poëtes, une école poétique où personne n'est soumis à aucune doctrine, à aucune discipline déterminée, mais où chacun obéit à l'esprit et le révèle à sa manière. Il aurait pu dire aussi qu'il fondait une école de prophètes où les inspirés commencent à prophétiser, selon leur caprice et dans le langage qui leur plait. C'est ce que firent aussi les disciples que l'esprit du maître avait agités; les têtes les plus bornées se mirent à prophétiser, chacune dans une langue particulière, et il arriva un grand jour de Pentecôte dans la philosophie.

Les choses les plus sublimes, les plus admirables, peuvent être gaspillées dans des mascarades et dans des niaiseries; une troupe de misérables fourbes et de paillasses mélancoliques est en état de compromettre une grande idée: c'est ce que nous voyons à propos de la philosophie de la nature. Mais le ridicule que lui a préparé l'école des prophètes ou l'école poétique de M. Schelling ne peut réellement lui être imputé; car l'idée de la philosophie de la nature n'est pas dans le fond autre chose que l'idée de Spinosa, le panthéisme.

La doctrine de Spinosa et la philosophie de la nature, telle que M. Schelling l'a exposée dans sa meilleure période, ne sont essentiellement qu'une seule et même chose. Les Allemands, après avoir dédaigné le matérialisme de Locke, et poussé jusqu'à ses dernières conséquences l'idéalisme de Leibnitz, qu'ils trouvèrent également stérile, sont venus à la fin au troisième fils de Descartes, à Spinosa. La philosophie a de nouveau accompli une grande rotation, et l'on peut dire que c'est la même qu'elle a déjà accomplie, il y a deux mille ans, en Grèce. Mais en examinant de plus près ces deux mouvements, on y découvre une différence essentielle. Les Grecs eurent d'aussi hardis sceptiques que nous; les Éléates ont nié la réalité des choses sensibles aussi nettement que nos modernes idéalistes transcendantaux; Platon a retrouvé, aussi bien que M. Schelling, le monde de l'esprit dans le monde des faits; mais nous avons un avantage sur les Grecs, ainsi que sur l'école cartésienne, nous avons un avantage, et voici lequel :

Nous avons commencé notre rotation philosophique par une recherche des sources de nos connaissances, par l'examen de l'intelligence humaine, par la critique de la raison pure de notre Emmanuel Kant.

A propos de Kant, je dois ajouter aux observations précédentes que la seule preuve de l'existence de Dieu qu'il ait laissé subsister, la preuve dite morale, a été culbutée avec un grand éclat par M. Schelling; mais j'ai déjà remarqué que cette preuve n'est pas d'une force singulière, et que Kant ne l'a peut-être accordée que par bonté d'âme. Le dieu de M. Schelling est le dieu-monde de Spinosa : au moins l'était-il en 1801, dans le second volume du *Journal de Physique spéculative*. Ici Dieu est l'identité absolue de la nature et de la pensée, de la matière et de l'esprit, et l'identité absolue n'est pas la cause du monde, mais elle est le monde même : elle est donc le Dieu-monde. Il n'existe en lui ni oppositions, ni séparations. L'identité absolue est aussi la totalité absolue. Un an plus tard, M. Schelling a développé son dieu encore davantage, dans le livre intitulé *Bruno, ou du Principe divin et naturel des choses*. Ce titre rappelle le plus noble martyr de notre doctrine, Giordano Bruno de Nola, de glorieuse mémoire. Les Italiens prétendent que M. Schelling a emprunté au vieux Bruno ses meilleures pensées et ils l'accusent de plagiat. Ils ont tort, car il n'y a pas de plagiat en philosophie. En 1804, le dieu de M. Schelling parut complétement fini dans un écrit intitulé : *Philosophie et religion*. C'est ici que nous trouvons dans son entier la doctrine de l'*absolu* exprimée en trois formules. La première est la catégorique : l'absolu n'est ni l'idéal ni le réel (ni esprit ni matière), mais il est l'identité de tous deux. La seconde formule est l'hypothétique : quand un sujet et un objet sont en présence, l'absolu est l'égalité essentielle de tous deux. La troisième formule est la disjonctive : il n'y a qu'un seul être, mais cet être unique peut être considéré en même temps, ou tour à tour, comme tout à fait idéal, ou tout à fait réel. La première formule est toute négative ; la seconde suppose une condition plus difficile à comprendre que la proposition elle-même ; et la troisième formule est tout à fait celle de Spinosa : la substance absolue peut être reconnue comme pensée ou comme étendue. M. Schelling n'a donc pu s'avancer dans la voie philosophique plus loin que Spinosa, puisqu'on ne peut comprendre l'absolu que sous la forme de ces deux attributs, pensée et étendue. Mais M. Schelling abandonne maintenant la voie philosophique, et cherche à arriver par une sorte d'intuition mystique à la contemplation de l'absolu même ; il cherche à le contempler dans son point central, dans son essence, où il n'y a ni idéal ni réel, ni pensée, ni étendue, ni sujet, ni objet, ni esprit, ni matière, mais.... que sais-je? moi!

C'est là que cesse la philosophie chez M. Schelling, et que commence sa poésie, je veux dire la folie. C'est là qu'il rencontre aussi le plus d'écho chez une foule d'extravagants qui se trouvent fort bien d'abandonner la réflexion calme, et d'imiter en quelque sorte ces derviches tourneurs qui, selon les récits de notre ami David, pivotent et tourbillonnent jusqu'à ce que le monde objectif et subjectif échappe à leurs yeux, jusqu'à ce que ces deux mondes se fondent dans un rien blanchâtre qui n'est ni idéal ni réel, jusqu'à ce qu'ils voient quelque chose qui n'est pas visible, entendent ce qui n'est pas sensible, voient les sons et entendent les couleurs, jusqu'à ce qu'ils conçoivent l'absolu.

Je crois que cette tentative à concevoir intellectuellement l'absolu clôt la carrière philosophique de M. Schelling. Un plus grand penseur s'avance maintenant, qui a résumé la philosophie de la nature en un système solide, expliqué par cette synthèse tout le monde des faits, complété les grandes idées de son prédécesseur par des idées plus grandes, qui l'a introduite dans toutes les disciplines, et l'a par conséquent fondée scientifiquement. C'est un élève de M. Schelling qui, après s'être emparé, dans le domaine de la philosophie, de toute la puissance de son maître, a dépassé celui-ci, et fini par le rejeter dans l'obscurité. C'est le grand Hegel, le plus grand philosophe que l'Allemagne ait enfanté depuis Leibnitz. Il ne faut pas demander s'il domine de beaucoup Kant et Fichte. Pénétrant comme le premier, vigoureux comme le second, il possède en outre une tranquillité d'esprit constitutrice, une harmonie de pensée que nous ne trouvons pas chez Kant ni chez Fichte, parce que l'esprit révolutionnaire règne davantage chez ces derniers. On ne peut non plus comparer cet homme à son ci-devant maître M. Joseph Schelling, car Hegel était un homme de caractère; et, quoiqu'il ait, comme M. Schelling, prêté au *statu quo* de l'État et de l'Église quelques justifications trop préjudiciables, il le fit, lui, pour un État qui rendait hommage, du moins en théorie, au principe du progrès, et pour une Église qui considère comme son élément vital le principe du libre examen; et il a avoué toutes ses intentions. M. Schelling, au contraire, rampe dans les antichambres d'un absolutisme aussi pratique que théorétique, et, dans les antres du jésuitisme, il aide à forger des chaînes intellectuelles; et puis il veut nous faire croire qu'il est toujours et invariablement le même qu'il fut jadis : il renie même sa qualité de renégat, et à l'opprobre de la défection il ajoute encore la lâcheté du mensonge.

Nous ne le dissimulons pas, aucun motif de piété ou de prudence ne nous engage à le taire : le penseur qui, jadis, développa le plus hardiment en Allemagne la religion du panthéisme, celui qui proclama le plus haut la sanctification de la nature et la réintégration de l'homme dans ses droits divins, ce penseur s'est fait l'apostat de sa propre pensée; il a déserté l'autel que lui-même avait consacré; il est rentré dans les cryptes religieuses du passé; et il prêche maintenant un dieu extra-mondain, un dieu personnel *qui a eu la folie de créer le monde.* Les vieux croyants peuvent, s'ils le veulent, sonner les cloches et chanter leur *Kyrie eleison* en l'honneur d'une telle conversion... Cela ne prouve rien pour leur doctrine; cela prouve seulement que l'homme tourne à la religion quand il est vieux et fatigué, que ses forces physiques et spirituelles l'abandonnent, qu'il ne peut plus ni jouir ni penser. Tant de penseurs libres se sont convertis au lit de mort!... Mais du moins ne vous en vantez pas. Ces légendes de conversions appartiennent tout au plus à la pathologie, et ne rendraient qu'un mauvais témoignage en faveur de votre cause. Enfin, elles ne prouvent après tout qu'une chose, c'est qu'il vous fut impossible de convertir ces penseurs, tant qu'ils vécurent sains de corps et d'esprit.

Ballanche a dit, je crois, que c'est une loi de la nature que les initiateurs meurent aussitôt après avoir accompli leur œuvre d'initiation. Hélas! mon cher Ballanche, cela n'est vrai qu'en partie; et je pourrais soutenir avec plus de raison que, lorsque l'œuvre d'initiation est accomplie, l'initiateur meurt... ou se fait apostat. Et peut-être pourrions-nous ainsi adoucir jusqu'à un certain point le jugement sévère que l'Allemagne intelligente porte sur M. Schelling; nous pourrions peut-être changer en douce commisération ce mépris accablant qui pèse sur lui; et sa désertion de sa propre doctrine, nous l'expliquerions comme la suite de cette loi naturelle, qui veut que l'homme qui a consacré toutes ses forces à l'expression ou à l'exécution d'une idée, cette tâche une fois accomplie, tombe épuisé dans les bras de la mort ou dans ceux de ses ci-devant adversaires.

Par une semblable explication, nous comprendrons peut-être d'autres phénomènes plus criants de cette époque, qui nous affligent profondément. Nous comprendrons pourquoi des hommes qui ont tout sacrifié pour leur opinion, qui ont combattu et souffert pour elle, alors qu'ils ont enfin vaincu, abandonnent cette opinion et passent dans le camp ennemi! Après une pareille déclaration, je dois aussi faire remarquer que ce n'est pas seulement M. Schelling, mais bien en quelque sorte aussi Kant et Fichte qu'on peut accuser de défection. Fichte est mort encore assez à temps pour que sa déviation de sa propre philosophie ne fût pas trop éclatante; et Kant a été infidèle à la *Critique de la Raison pure*, quand il a écrit la *Critique de la Raison pratique*. L'initiateur meurt... ou devient apostat.

Je ne sais comment il se fait que cette dernière ligne agit d'une manière si mélancolique, si amollissante, sur mon âme, que je ne me sens plus en ce moment la force de consigner ici les autres vérités qui regardent le M. Schelling actuel. Louons donc plutôt le Schelling d'autrefois, dont la mémoire rayonnera éternellement dans les annales de la pensée allemande ; car le Schelling d'autrefois représente, tout comme Kant et Fichte, une des grandes phases de notre révolution philosophique que j'ai comparée dans ces pages avec les phases de la révolution politique de France. Dans le fait, quand on voit dans Kant la convention terroriste, dans Fichte l'empire napoléonien, on trouve dans M. Schelling cette réaction qui suivit l'empire. Mais ce fut d'abord une restauration dans un meilleur sens. M. Schelling rétablit la nature dans ses droits légitimes, il voulut une réconciliation entre l'esprit et la nature, il chercha à les réunir tous deux dans l'éternelle âme du monde. Il restaura cette grande philosophie de la nature que nous trouvons déjà chez les anciens philosophes grecs, avant Socrate. Il restaura cette grande philosophie de la nature qui, germant sourdement de la vieille religion panthéiste des Allemands, annonça dès les temps de Paracelse, les fleurs les plus belles, mais fut étouffée par l'introduction du cartésianisme. Hélas ! et à la fin il restaura des choses par lesquelles il peut encore être comparé dans le plus mauvais sens à la restauration française. Mais la raison publique ne le souffrit pas plus longtemps ; il fut honteusement renversé du trône de la pensée ; Hegel, son *major domus*, lui enleva sa couronne et le rasa ; et depuis ce temps, Schelling dépossédé a vécu comme un pauvre frère lai, au milieu des prêtraillons de Munich, ville qui conserve dans son nom allemand son béat caractère, et s'appelle en latin *Monacho monachorum*. C'est là que je l'ai vu errer comme un fantôme avec ses grands yeux pâles et son visage abattu et amorti, image douloureuse d'une royauté déchue. Pour Hegel, il se fit couronner, et malheureusement oindre aussi quelque peu à Berlin, et il régna depuis lors sur la philosophie allemande.

Notre révolution philosophique est terminée ; Hegel a fermé ce grand cercle. Nous ne voyons plus maintenant que développements et perfectionnements de la philosophie de la nature. Celle-ci, comme je l'ai déjà dit, a pénétré dans toutes les sciences et y a produit les résultats les plus extraordinaires et les plus grandioses. Il a fallu, comme je l'ai aussi indiqué, supporter en revanche beaucoup de manifestations contrariantes. Tous ces faits se sont produits en si grand nombre et sous tant de formes, qu'il faudrait un livre exprès pour les décrire. C'est ici la partie véritablement intéressante et colorée de notre histoire philosophique. Je suis pourtant convaincu qu'il sera plus utile pour les Français de n'en rien connaître (au moins pour le moment), car ces explications pourraient contribuer à embrouiller encore plus les têtes en France ; beaucoup de notions de la philosophie de la nature, détachées de leur ensemble, pourraient faire beaucoup de mal chez vous. Je sais au moins que, si vous aviez connu, en 1830, une partie de cette philosophie, vous n'auriez jamais pu faire la révolution de juillet. Il fallait, pour cette circonstance, une concentration de pensées et de forces, une généreuse unité, une certaine vertu, une irréflexion suffisante, telle que votre vieille école pouvait seule le permettre. Des données philosophiques qui servent au besoin à justifier la légitimité et la doctrine de l'incarnation, auraient étouffé votre enthousiasme et paralysé votre courage. Je regarde donc comme un fait très-important dans l'histoire du monde, que certains missionnaires allemands qui vinrent alors à Paris pour vous enseigner la philosophie allemande, n'en aient pas compris le premier mot. Leur ignorance providentielle fut salutaire à la France et à toute l'humanité.

Hélas! la philosophie de la nature qui, dans mainte région de la science, et surtout dans les sciences naturelles, a produit les fruits les plus magnifiques, a engendré ailleurs l'ivraie la plus nuisible. Pendant que Oken, un des plus grands penseurs et un des plus grands citoyens de l'Allemagne, découvrait de nouveaux mondes d'idées et exaltait la jeunesse allemande pour les droits imprescriptibles du genre humain, pour la liberté et pour l'égalité... Hélas! à la même époque, Adam Müller enseignait, d'après les principes de la philosophie de la nature, qu'il fallait parquer les peuples comme des troupeaux... A la même époque, M. Gœrres prêchait l'obscurantisme du moyen âge, en partant de cette idée philosophique : que l'État n'est qu'un arbre et qu'il doit, dans sa distribution organique, avoir aussi un tronc, des branches et des feuilles, ce qu'on trouvait si admirablement dans la hiérarchie des corporations du moyen âge... A la même époque, un autre philosophe de la nature, M. Steffens, proclamait le principe en vertu duquel la classe des paysans doit être distinguée de la noblesse, parce que le paysan a reçu de la nature le droit de travailler sans jouir, et le noble celui de jouir sans travailler... Tout récemment, il y a de cela quelques mois, un gentillâtre de Westphalie, maître sot, a publié un mémoire dans lequel il supplie le gouvernement de sa majesté le roi de Prusse d'avoir égard au parallélisme conséquent que la philosophie démontre dans l'organisme du monde, et de faire des séparations politiques plus sévères, vu qu'à l'instar de ce qui se voit dans la nature, où sont les quatre éléments, le feu, l'air, l'eau et la terre, il y a dans la société quatre éléments analogues qui sont la noblesse, le clergé, les bourgeois et les paysans.

Quand on vit bourgeonner de l'arbre philosophique des folies aussi affligeantes, qui s'épanouirent en fleurs empoisonnées; quand on remarqua surtout que la jeunesse allemande, abîmée dans les abstractions métaphysiques, oubliait les intérêts les plus pressants de l'époque, et qu'elle était devenue inhabile à la vie pratique, les patriotes et les amis de la liberté durent éprouver un juste ressentiment contre la philosophie, et quelques-uns ont été jusqu'à rompre avec elle comme avec un jeu frivole et stérile en résultats.

Nous ne serons pas assez sot pour réfuter sérieusement ces mécontents. La philosophie allemande est une affaire importante qui regarde l'humanité tout entière, et nos arrière-neveux seront seuls en état de décider si nous méritons le blâme ou l'éloge pour avoir travaillé notre philosophie en premier, et notre révolution ensuite. Il me semble qu'un peuple méthodique, comme nous le sommes, devait commencer par la réforme pour s'occuper ensuite de la philosophie, et n'arriver à la révolution politique qu'après avoir passé par ces phases. Je trouve cet ordre tout à fait raisonnable. Les têtes que la philosophie a employées à la méditation, peuvent être fauchées à plaisir par la révolution; mais la philosophie n'aurait jamais pu employer les têtes que la révolution aurait tranchées auparavant. Pourtant n'ayez, mes chers compatriotes, aucune inquiétude, la révolution allemande ne sera ni plus débonnaire ni plus douce parce que la critique de Kant, l'idéalisme transcendantal de Fichte et la philosophie de la nature l'auront précédée. Ces doctrines ont développé des forces révolutionnaires qui n'attendent que le moment pour faire explosion et remplir le monde d'effroi et d'admiration. Alors apparaîtront des kantistes qui ne voudront pas plus entendre parler de piété dans le monde des faits que dans celui des idées, et bouleverseront sans miséricorde, avec la hache et le glaive, le sol de notre vie européenne pour en extirper les dernières racines du passé. Viendront sur la même scène des fichtéens armés, dont le fanatisme de volonté ne pourra être maîtrisé ni par la crainte ni par l'intérêt; car ils vivent dans l'esprit et méprisent la matière, pareils aux premiers chrétiens qu'on ne put dompter ni par les supplices corporels ni par les jouissances terrestres. Oui, de tels idéalistes transcendantaux, dans un bouleversement social, seraient encore plus inflexibles que les premiers chrétiens; car ceux-ci enduraient le martyre pour arriver à la béatitude céleste, tandis que l'idéaliste transcendantal regarde le martyre même comme pure apparence, et se tient inaccessible dans la forteresse de sa pensée. Mais les plus effrayants de tous seraient les philosophes de la nature, qui interviendraient par l'action dans une révolution allemande et s'identifieraient eux-mêmes avec l'œuvre de destruction; car si la main du kantiste frappe fort et à coup sûr, parce que son cœur n'est ému par aucun respect traditionnel; si le fichtéen méprise hardiment tous les dangers, parce qu'ils n'existent point pour lui dans la réalité; le philosophe de la nature sera terrible en ce qu'il se met en communication avec les pouvoirs originels de la terre, qu'il conjure les forces cachées de la tradition, qu'il peut évoquer celles de tout le panthéisme germanique et qu'il éveille en lui cette ardeur de combat que nous trouvons chez les anciens Allemands, et qui veut combattre, non pour détruire, ni même pour vaincre, mais seulement pour combattre. Le christianisme a adouci, jusqu'à un certain point, cette brutale ardeur batailleuse des Germains; mais il n'a pu la détruire, et quand la croix, ce talisman qui l'enchaîne, viendra à se briser, alors débordera de nouveau la férocité des anciens combattants, l'exaltation frénétique des Berserkers que les poëtes du Nord chantent encore aujourd'hui. Alors, et ce jour, hélas, viendra, les vieilles divinités guerrières se lèveront de leurs tombeaux fabuleux, essuieront de leurs yeux la poussière séculaire ; Thor se dressera avec son marteau gigantesque et démolira les cathédrales gothiques... Quand vous entendrez le vacarme et le tumulte, soyez sur vos gardes, nos chers voisins de France, et ne vous mêlez pas de l'affaire que nous ferons chez nous en Allemagne : il pourrait vous en arriver mal. Gardez-vous de souffler le feu, gardez-vous de l'éteindre : car vous pourriez facilement vous brûler les doigts. Ne riez pas de ces conseils, quoiqu'ils viennent d'un rêveur qui vous invite à vous défier de kantistes, de fichtéens, de philosophes de la nature ; ne riez point du poëte fantasque qui attend dans le monde des faits la même révolution qui s'est opérée dans le domaine de l'esprit. La pensée précède l'action comme l'éclair le tonnerre. Le tonnerre en Allemagne est bien à la vérité allemand aussi : il n'est pas très-leste, et vient en roulant un peu lentement ; mais il viendra, et quand vous entendrez un craquement comme jamais craquement ne s'est fait encore entendre dans l'histoire du monde, sachez que le tonnerre allemand aura enfin touché le but. A ce bruit, les aigles tomberont morts du haut des airs, et les lions, dans les déserts les plus reculés de l'Afrique, baisseront la queue et se glisseront dans leurs antres royaux. On exécutera en Allemagne un drame auprès duquel la révolution française ne sera qu'une innocente idylle. Il est vrai qu'aujourd'hui tout est calme, et si vous voyez çà et là quelques hommes gesticuler un peu vivement, ne croyez pas que ce soient les acteurs qui seront un jour chargés de la représentation. Ce ne sont que des roquets qui courent dans l'arène vide, aboyant et échangeant quelques coups de dent, avant l'heure où doit entrer la troupe des gladiateurs qui combattront à mort.

Et l'heure sonnera. Les peuples se grouperont comme sur les gradins d'un amphithéâtre, autour de l'Allemagne, pour voir de grands et terribles jeux. Je vous le conseille, Français, tenez-vous alors fort tranquilles, et surtout gardez-vous d'applaudir. Nous pourrions facilement mal interpréter vos intentions, et vous renvoyer un peu brutalement suivant notre manière impolie ; car, si jadis, dans notre état d'indolence et de servage, nous avons pu nous mesurer avec vous, nous le pourrions bien plus encore dans l'ivresse arrogante de notre jeune liberté. Vous savez par vous-mêmes tout ce qu'on peut dans un pareil état, et cet état vous n'y êtes plus... Prenez donc garde! Je n'ai que de bonnes intentions et je vous dis d'amères vérités. Vous avez plus à craindre de l'Allemagne délivrée, que de la sainte-alliance tout entière avec tous les Croates et les Cosaques. D'abord, on ne vous aime pas en Allemagne, ce qui est presque incompréhensible, car vous êtes pourtant bien aimables, et vous vous êtes donné, pendant votre séjour en Allemagne, beaucoup de peine pour plaire, au moins à la meilleure et à la plus belle moitié du peuple allemand; mais lors même que cette moitié vous aimerait, c'est justement celle qui ne porte pas d'armes, et dont l'amitié vous servirait peu. Ce qu'on vous reproche, au juste je n'ai jamais pu le savoir. Un jour, à Gœttingue, dans un cabaret à bière, un jeune Vieille-Allemagne dit qu'il fallait venger dans le sang des Français le supplice de Konradin de Hohenstaufen que vous avez décapité à Naples. Vous avez certainement oublié cela depuis longtemps; mais nous n'oublions rien, nous. Vous voyez que, lorsque l'envie nous prendra d'en découdre avec vous, nous ne manquerons pas de raisons d'Allemand. Dans tous les cas, je vous conseille d'être sur vos gardes; qu'il arrive ce qu'il voudra en Allemagne, que le prince royal de Prusse ou le docteur Wirth parvienne à la dictature, tenez-vous toujours armés, demeurez tranquilles à votre poste, l'arme au bras. Je n'ai pour vous que de bonnes intentions, et j'ai presque été effrayé quand j'ai entendu dire dernièrement que vos ministres avaient le projet de désarmer la France...

Comme, en dépit de votre romantisme actuel, vous êtes nés classiques, vous connaissez votre Olympe. Parmi les joyeuses divinités qui s'y régalent de nectar et d'ambroisie, vous voyez une déesse qui, au milieu de ces doux loisirs, conserve néanmoins toujours une cuirasse, le casque en tête et la lance à la main.

C'est la déesse de la sagesse.

QUATRIÈME PARTIE

— LA LITTÉRATURE JUSQU'A LA MORT DE GOËTHE —

L'ouvrage de madame de Staël, *de l'Allemagne*, est le seul document étendu que possèdent les Français sur la littérature de cette contrée. Cependant, depuis que ce livre a paru, une grande période s'est écoulée ; et, pendant ce temps, une littérature toute nouvelle s'est développée en Allemagne. Est-ce seulement une littérature de transition? a-t-elle déjà produit ses fruits? est-elle si tôt éteinte? Sur toutes ces questions, les opinions sont partagées. Le grand nombre penche à croire qu'une nouvelle période littéraire commence en Allemagne à la mort de Goëthe, que la vieille Allemagne est entrée avec lui dans son tombeau, que le temps de la littérature aristocratique est accompli et mort, que la démocratie littéraire commence où « l'esprit des individus a cessé pour faire place à l'esprit de tous. »

Quant à moi, je ne saurais juger d'une manière si précise les évolutions futures de l'esprit allemand. La fin de la période des arts, née de Goëthe, que le premier j'ai décorée de ce nom, je l'avais déjà prédite depuis nombre d'années. Ma prophétie s'est accomplie. Je connaissais très-bien les expédients et les menées de ces mécontents qui voulaient mettre fin au grand empire intellectuel de Goëthe ; et on a même prétendu m'avoir vu figurer dans les émeutes qui eurent lieu autrefois contre ce grand despote. Maintenant que Goëthe est mort, je me sens saisi, à ce souvenir, d'une violente douleur.

Tout en appréciant l'importance de l'ouvrage de madame de Staël sur l'Allemagne, je dois recommander une grande circonspection à ceux qui l'ont lu ou qui le lisent encore, et je ne puis me dispenser du triste devoir de le signaler comme l'ouvrage d'une coterie. Madame de Staël, de brillante mémoire, dans cette circonstance, et sous la forme d'un livre, a, en réalité, ouvert un salon où elle recevait des écrivains allemands, et leur donnait ainsi l'occasion de se présenter dans le beau monde français; mais, au milieu du tumulte des voix nombreuses et diverses, dont les clameurs retentissent du fond de ce livre, on entend toujours, dominant toutes les autres, la voix de fausset de M. A. Schlegel. Là où madame de Staël se montre elle-même, quand cette femme si expansive s'exprime sans intermédiaire, lorsqu'elle se livre à sa chaleur naturelle, quand elle abandonne à ses radieuses explosions toute cette pyrotechnie sentimentale qu'elle dirige si bien, son livre est curieux et digne d'admiration. Mais, dès qu'elle obéit à des inspirations autres que les siennes ; dès qu'elle se soumet à une école dont l'esprit lui est entièrement étranger, et qu'elle ne saurait comprendre ; dès que, par les incitations de cette école, elle pousse à certaines tendances ultramontaines, qui sont en contradiction directe avec son esprit de clarté protestante, son livre est pitoyable et nauséabond. Ajoutez qu'à cette partialité qu'elle ignore, elle joint encore une partialité qui lui est personnelle, et qu'elle ne loue guère la vie intellectuelle, l'idéalisme des Allemands, que pour fronder le réalisme qui dominait alors parmi les Français, et la magnificence matérielle de l'établissement impérial. Son livre *de l'Allemagne* ressemble, sous ce rapport, à la *Germania* de Tacite, qui, peut-être aussi, en écrivant son apologie des Allemands, a voulu faire la satire indirecte de ses compatriotes.

En parlant d'une école à laquelle s'était vouée madame de Staël, et dont elle favorisait la tendance, j'ai voulu mentionner l'école romantique. L'ensemble de cet ouvrage montrera que cette école était toute différente de celle qu'on a désignée en France sous ce titre, et que son but était tout a fait distinct du but des romantiques français.

Mais qu'était donc l'école romantique en Allemagne? Rien autre chose que le réveil de la poésie du moyen âge, telle qu'elle se manifeste dans ses chants et dans ses œuvres de peinture et d'architecture, par ses arts et sa vie privée. Mais cette poésie avait surgi du christianisme; c'était une *fleur de la passion* née du sang du Christ. Je ne sais si la fleur mélancolique que nous désignons ainsi porte en France le même nom, et si la tradition populaire lui a attribué, comme dans le Nord, cette origine mystique. C'est cette fleur, à couleurs singulières et tranchées, dans le calice de laquelle sont tracés les instruments qui servirent au martyre de Jésus-Christ, tels que le marteau, les pinces, les clous, etc., une fleur qui n'est pas absolument repoussante, mais funèbre, et dont la vue excite en nous un plaisir déchirant semblable aux sensations douces qu'on trouve dans la douleur même.

Il m'importe de faire remarquer qu'en disant christianisme je ne parle ni d'une de ses églises ni d'un sacerdoce quelconque, mais bien de la religion en elle-même, de cette religion dont les premiers dogmes renferment une condamnation de tout ce qui est chair, de sorte que non-seulement elle accorde à l'esprit une suprême puissance sur la chair, mais qu'elle voudrait encore détruire celle-ci pour glorifier l'autre. Sublime et divine dans son principe, mais, hélas! trop désintéressée pour ce monde imparfait, une pareille religion devint le plus ferme soutien des despotes qui ont su exploiter à leur profit ce rejet absolu des biens terrestres, cette naïve humilité, cette béate patience, cette céleste résignation, prêchée par les saints apôtres. Des prédicateurs moins bonaces ont surgi depuis, et dans leurs paraboles terribles, ils démontrent les difficultés pratiques et les dangers sociaux des doctrines nazaréennes : ils ne se laissent plus dégoûter du banquet de la vie par ces appels au ciel qu'on leur fait ; ils savent que la matière a aussi son bon côté, et qu'elle n'appartient pas exclusivement au diable, et ils ne repoussent plus les joies de la terre, ce beau jardin de Dieu, notre inaliénable héritage. Aussi, puisque nous comprenons maintenant si bien les conséquences de ce spiritualisme absolu, pouvons-nous croire que sa puissance sociale n'est pas loin de toucher à sa fin; car chaque époque ressemble au sphinx qui se précipite dans le gouffre dès qu'on a deviné son énigme.

Nous n'avons toutefois nullement dessein de nier les bons effets produits en Europe par le dogme catholique. Ç'a été une réaction nécessaire et bienfaisante contre le terrible et colossal matérialisme qui s'était développé dans l'empire romain, et qui menaçait de détruire toute la magnificence intellectuelle de l'homme. Ainsi que les mémoires graveleux du dernier siècle peuvent servir de pièces justificatives à la révolution française; ainsi que le terrorisme d'un comité de salut public peut sembler une médication nécessaire à ceux qui ont lu les confessions des grands seigneurs français depuis la régence :

ainsi on reconnaît la vertu curative du spiritualisme ascétique quand on a jeté les yeux sur les écrits de Pétrone et d'Apulée, livres qu'on peut regarder aussi comme les pièces justificatives du christianisme. La chair était devenue si effrontée dans ce monde de l'empire romain, qu'il fallait tous les aiguillons de la discipline chrétienne pour la morigéner. Après un repas comme celui de Trimalcion, il fallait une diète comme celle du christianisme.

Ou bien, comme les voluptueux vieillards qui excitent à coups de fouet leur corps engourdi, la vieille Rome énervée voulut peut-être chercher sous les déchirements de l'ascétisme monacal ces jouissances raffinées que produit la torture, et le plaisir qu'on trouve au sein de la douleur?

Fâcheuse surexcitation! Elle ravit au grand corps romain ses dernières forces. Rome ne périt pas par sa séparation en deux empires. Au Bosphore comme au Tibre, Rome fut dévorée par le même spiritualisme judaïque; et en Asie comme en Europe, l'histoire romaine, dans sa marche lente vers un même but, fut une agonie qui dura plusieurs siècles. Le lion de Juda démembré, en gratifiant les Romains de son spiritualisme, a-t-il peut-être voulu se venger de l'ennemi vainqueur, comme fit jadis le centaure mourant qui légua astucieusement au fils de Jupiter la robe teinte de son propre sang, qui lui fut si fatale? Et vraiment Rome, l'Hercule des peuples, fut si puissamment consumée par le poison juif, que son casque et son armure tombèrent de ses membres affaissés, et que sa grande voix impériale qui dominait dans les batailles, s'affaiblit et se changea en humbles murmures de patenôtres et en cadences de castrats.

Mais ce qui énerve le vieillard fortifie l'adolescent. Ce spiritualisme influa heureusement sur les peuples transmigrants du Nord. Ces corps de barbares, trop vigoureux et trop chargés de sang, furent modifiés par l'esprit chrétien, et la civilisation européenne commença. Ç'a été une belle et une sainte mission du christianisme. En civilisant l'Europe, l'église catholique acquit les droits les plus fondés à notre respect et à notre admiration. Par des institutions larges et pleines de génie, elle a su mettre un frein à la bestialité des barbares du Nord, et elle a su maîtriser la matière brutale. — Les œuvres des arts du moyen âge nous retracent cet assujettissement de la matière par l'esprit, et c'est là souvent uniquement leur mission. On pourrait facilement classer les compositions épiques de ce temps d'après le degré de cet assujettissement.

Il ne saurait être ici question des poésies lyriques et dramatiques, car les dernières n'existaient pas, et les premières se ressemblent aussi fort, dans tous les siècles, que le chant des rossignols se ressemble à chaque printemps.

Bien que la poésie épique du moyen âge soit divisée en poésie sacrée et en poésie profane, ces deux branches étaient entièrement chrétiennes par leur essence et leur allure ; car si la poésie sacrée s'occupait exclusivement du peuple juif, qui passait pour le seul peuple saint, et de son histoire seule sainte aussi ; si elle chantait les héros de l'Ancien et du Nouveau Testament, les légendes, en un mot l'Église : néanmoins toute la vie du temps, avec ses contemplations chrétiennes et son mouvement religieux, se réfléchissait dans la poésie profane. La fleur de la poésie sacrée dans l'Allemagne du moyen âge est peut-être *Barlaam et Josaphat*, poëme dans lequel la doctrine de l'abnégation, de l'abstinence, de la renonciation et du mépris de toutes les joies humaines, est poussée jusque dans ses dernières conséquences. Ensuite on peut citer le cantique de louanges sur saint Hannon, comme le meilleur de ce genre de poésies ; mais celui-ci entre un peu plus avant dans les choses terrestres. Il diffère du premier à peu près comme une image de saint byzantine diffère d'une image gothique. Ainsi que dans les tableaux byzantins, nous trouvons dans *Barlaam et Josaphat* la plus extrême simplicité ; point d'accessoires enjolivés ; les longs corps maigres semblables à des statues, et les figures d'un sérieux idéal, ressortent vigoureusement comme s'ils étaient peints sur ces fonds d'or mat qui décoraient les églises de l'empire d'Orient. Dans le cantique sur saint Hannon, les accessoires sont l'affaire principale comme dans les tableaux gothiques ; et en dépit de la disposition grandiose, les détails sont traités d'une manière vétilleuse ;

enfin on ne sait si c'est la conception d'un géant ou l'œuvre patiente d'un nain, qu'on admire.

Les poésies évangéliques d'Ottfried, qu'on a coutume de vanter comme le chef-d'œuvre de la poésie sacrée, sont loin d'être aussi remarquables que les deux morceaux que je viens de citer. Dans la poésie profane, nous trouvons d'abord, d'après la marche que j'ai indiquée, la série de légendes des *Nibelungen* et le *Livre des Héros*. Là règne encore toute la façon de sentir et de penser qui précéda le christianisme dans la Germanie; là la force brutale ne s'est pas encore mitigée jusqu'à la chevalerie; là s'offrent encore, comme des images de pierre, les rudes champions du Nord; et la tendre lumière et le souffle adoucissant du christianisme ne pénètrent pas encore sous les armures de fer. Mais le jour commence à poindre dans les vieilles forêts germaines : les vieilles idoles s'ébranlent, et on aperçoit une arène déblayée qui se forme, où le chrétien commence à combattre le gentil. Nous en trouvons les traces dans les légendes de Charlemagne, où l'on sent un reflet des croisades et de leur esprit. Bientôt se développe du spiritualisme chrétien et de son influence l'apparition la plus particulière au moyen âge, la chevalerie, qui arrive à son apogée en se revêtant d'un caractère sacerdotal comme nous le voyons dans les ordres à la fois militaires et religieux. La chevalerie mondaine se trouve célébree dans les légendes du roi Arthus, où règnent la plus douce galanterie, la courtoisie la plus raffinée et le goût le plus décidé des combats et des aventures. Du milieu des riantes et folles arabesques, des fleurs fantastiques et des chimères de ces poëmes, trois belles figures nous saluent : ce sont le précieux *Ivain*, l'excellent *Lancelot du Lac* et le vaillant, le galant, l'honnête, mais un peu ennuyeux *Vigalois*. Auprès de ces légendes, nous en trouvons une qui leur tient de près, la légende du saint Graal, où l'on exalte la chevalerie religieuse et ecclésiastique; et là se présentent à nous trois des épopées les plus grandioses du moyen âge, *le Titurel*, *le Parcival* et *le Lohengrin*. Ici nous nous trouvons face à face avec la poésie romantique; nous plongeons profondément nos regards dans ses grands yeux mélancoliques; elle nous environne, sans que nous nous en apercevions, de ses filets scolastiques, et elle nous entraîne dans les profondeurs du mysticisme de cette époque. Enfin nous trouvons des poésies de ce vieux temps qui ne sont pas vouées absolument au spiritualisme chrétien, dans lesquelles il est même frondé, où le poëte secoue les chaînes des abstractions de la vertu chrétienne, et ce n'est pas précisément le plus mauvais poëte qui nous a laissé le principal ouvrage écrit dans cette direction, le poëme de *Tristan* et *Yseulte*. Je dois même dire que Gottfried de Strasbourg, l'auteur de cette charmante épopée d'amour, est peut-être le plus grand poëte du moyen âge, et qu'il surpasse les belles inventions de Wolfram de Eschilbach, que nous admirons dans le Parcival et dans les fragments du Titurel. Peut-être est-il permis aujourd'hui de louer et de priser sans réserve ce bon maître Gottfried. Dans son temps, on l'a certainement tenu pour un impie, et son livre pour une œuvre dangereuse ; et, en effet, il y a jeté des choses qui font réfléchir. Francesca de Rimini et son bel ami payèrent chèrement le plaisir qu'ils eurent un jour de lire un pareil livre ensemble ; — il est vrai que le plus grand danger consista en ce qu'ils cessèrent tout d'un coup de le lire.

Dans toutes ces compositions du moyen âge, la poésie a un caractère décidé qui la distingue de la poésie des Grecs et des Romains. Pour marquer cette différence, nous nommons celle-ci la poésie classique, et l'autre la poésie romantique. Mais ces dénominations ne sont que des rubriques vagues, et ont conduit jusqu'à ce jour à un désordre d'idées qui croît encore, depuis qu'on nomme la poésie des anciens plastique, au lieu de classique. C'est là surtout qu'on donne lieu à des méprises. D'abord, les artistes doivent toujours travailler leur sujet d'une façon plastique : que le sujet soit païen ou chrétien, ils doivent le présenter sous des contours clairs ; bref, la forme plastique doit se retrouver dans l'art moderne et romantique, comme dans l'art antique, et en être la qualité principale. Les figures de *la Divine Comédie* du Dante, ou celles des tableaux de Raphaël, ne sont-elles pas aussi plastiques que celles de Virgile ou des murs d'Herculanum ? La différence consiste en ce que les figures plastiques, dans l'antiquité, sont entièrement identiques à ce qu'elles doivent représenter, à l'idée que l'artiste veut reproduire. Par exemple, la vie errante d'Odysseus ne signifie rien autre chose, sinon la vie errante de l'homme qui était fils de Laertès, mari de Pénélopéia, et qui se nommait Odysseus; le Bacchus que nous voyons au Louvre n'est rien autre chose que l'aimable fils de Sémélé, les yeux remplis d'une mélancolie audacieuse, et une divine volupté répandue sur les lèvres mollement arrondies. Il en est autrement dans l'art romantique : là, les vains pèlerinages d'un chevalier ont en outre une signification ésotérique; ils indiquent peut-être les vains pèlerinages de la vie; le dragon qui est vaincu est le péché; l'amandier qui répand de loin ses parfums sur les voyageurs, c'est la Trinité, Dieu le père, Dieu le Fils et le Saint-Esprit, qui font un tout, comme la noix, l'écorce et le noyau forment une seule amande. Quand Homère peint l'armure de son héros, ce n'est rien autre chose qu'une bonne armure qui vaut tant et tant de bœufs; mais quand un moine du moyen âge décrit le vêtement de la mère de Dieu, on peut s'en fier à lui : sous ces habits divers, il a imaginé autant de vertus, un sens particulier est caché sous cette sainte enveloppe de la Vierge immaculée, qui, son fils étant le noyau de l'amande, est chantée fort raisonnablement sous le nom de la fleur d'amandier. C'est là le caractère de la poésie du moyen âge que nous nommons romantique. L'art classique avait à reproduire une forme déterminée, le réel, et ses images pouvaient s'identifier avec l'idée de l'artiste ; l'art romantique avait à représenter, ou plutôt à indiquer l'infini et des choses tout intellectuelles, et il était obligé de puiser ses moyens dans un système de symboles traditionnels, de belles paraboles semblables à celles que le Christ employait pour rendre le spiritualisme de ses idées. De là le caractère mystique, énigmatique et merveilleux qui règne dans les œuvres d'art du moyen âge ; l'imagination y fait des efforts incroyables pour rendre, par des images matérielles, ce qui est purement intellectuel ; elle invente les folies les plus gigantesques, elle entasse Ossa sur Pélion, le Parcival sur le Titurel, pour atteindre jusqu'au ciel. Chez les peuples où la poésie s'efforce également de représenter l'infini, et où se présentent aussi d'immenses conceptions fantastiques, comme chez les Scandinaves et chez les Indiens, nous trouvons des compositions véritablement romantiques, et auxquelles nous sommes forcés de donner ce nom.

Quant à la musique du moyen âge, il serait difficile d'en parler avec quelques développements. Les documents nous manquent. Ce n'est que tard, dans le XVI^e siècle, que parurent les chefs-d'œuvre de musique d'église des maîtres renommés, dont on ne saurait faire trop de cas dans leur genre ; car ils expriment avec une pureté admirable le spiritualisme qui est l'essence de l'église chrétienne.

Les arts de la mémoire, qui sont spiritualistes de leur nature, durent fleurir à l'ombre du christianisme; mais cette religion était moins avantageuse aux arts du dessin; car, comme ils devaient nous représenter la victoire de l'esprit sur la matière, et n'employer cette matière que comme un moyen de reproduction, ils eurent à combattre un obstacle difficile. Ainsi naquirent, dans la peinture et dans la sculpture, ces effroyables thèmes, ces images de martyre, ces crucifiements, ces saints expirants, toutes ces choses enfin qui peignent la destruction de la dépouille matérielle. Ce fut un véritable martyre de la sculpture; et chaque fois que j'ai vu ces effigies décomposées où l'abstinence chrétienne et le mépris des sens sont caractérisés par des têtes pieuses et frêles, par de longs bras minces et décharnés, par des jambes amaigries, par des corps douloureusement abattus, je n'ai pu me défendre d'une compassion infinie pour les artistes de cet âge. Les peintres, il est vrai, étaient un peu plus à leur aise, car le matériel de leurs moyens de reproduire, la couleur dans ses jets insaisissables, dans ses chatoiements merveilleux, ne résistait pas si lourdement au spiritualisme que la pierre, le marbre et tous les matériaux des sculpteurs. Cependant les peintres furent bien forcés aussi de charger de repoussantes et douloureuses figures leurs toiles qui en gémissaient. En vérité, lorsque l'on contemple certaines collections de tableaux, et qu'on n'y voit que des scènes de sang, des instruments de torture et des supplices, on est tenté de croire que ces vieux maîtres de la peinture ont passé leur vie à travailler pour la galerie d'un bourreau !

Mais le génie de l'homme est puissant. Ainsi un grand nombre de peintres surmonta tous ces obstacles, et les Italiens surtout sacrifièrent à la beauté, quelquefois aux dépens du spiritualisme, pour s'élever à cet idéal qui atteint à sa perfection dans beaucoup d'images de madones. En général, quand il s'agissait de la Vierge, l'église catholique a toujours fait quelques concessions au sensualisme. Cette image, d'une beauté sans tache et sans souillure, et qui cependant est ornée de la radieuse auréole dont s'environnent l'amour et la douleur maternelles, eut toujours le privilége d'être illustrée par les poëtes et par les peintres, et embellie par eux de tous les charmes terrestres. En effet, cette image était vraiment faite pour attirer la multitude dans le giron du christianisme. La vierge Marie était la dame châtelaine de l'église catholique, et qui attirait et retenait les chevaliers du Nord par son doux et céleste sourire.

L'architecture avait, au moyen âge, le même caractère que les autres arts, comme en général alors toutes les manifestations de la vie s'harmonisaient entre elles d'une façon merveilleuse. Dans l'architecture de ces temps se révèle, comme dans la poésie, une tendance symbolique. Quand nous pénétrons aujourd'hui dans une vieille cathédrale, nous soupçonnons à peine le sens ésotérique de ce symbole de pierre. L'effet général de cette masse agit seulement sur notre âme. Nous sentons confusément l'élévation de l'esprit et la mortification de la chair. La disposition de ce dôme est une croix creusée, et nous errons dans l'instrument même du martyre; les vitraux coloriés versent sur nous des flots de lumière verte et rouge comme le pus des plaies et le sang qui en découle; les chants funéraires frappent nos oreilles; sous nos pieds sont des tombes et la pourriture; et, ainsi dirigé, l'esprit s'élève dans les airs le long des piliers colossals, se débarrassant avec effort de son cadavre, qu'il laisse sur le sol, comme un vêtement qui le fatigue. Quand on les examine du dehors, ces cathédrales gothiques, ces édifices immenses d'une forme si fine, si transparente, si aérienne, qu'ils semblent découpés et nous paraissent des dentelles de Brabant exécutées en marbre : alors seulement on sent bien la puissance de ces temps qui savaient assouplir même la pierre, l'animer d'une vie de fantôme, et faire exprimer à cette matière, la plus dure de toutes, tous les élans du spiritualisme chrétien.

Mais les arts ne sont que le miroir de la vie humaine; et, quand le catholicisme faiblit dans le monde réel, il pâlit et s'éteignit aussi dans les arts. Au temps de la réformation, la poésie catholique disparut subitement de l'Europe; et, à sa place, nous voyons ressusciter la poésie grecque, qui reposait depuis tant de siècles dans le tombeau. Sans doute, ce n'était qu'un printemps factice, une œuvre de jardinier, et non pas du soleil; les arbustes et les fleurs ne croissaient que dans des vases étroits, et un ciel de verre les préservait du froid et du vent du nord. Dans l'histoire du monde, un événement n'est pas toujours d'une façon directe le résultat d'un autre, et les événements influent plutôt les uns sur les autres par intermittence. Ce ne fut pas des savants grecs qui émigrèrent de notre côté après la conquête de Byzance, que nous vint l'amour de la Grèce et l'envie générale de l'imiter; ce fut plutôt parce que, dans l'art comme dans la vie réelle, le protestantisme se produisait en même temps. Léon X, ce somptueux Médicis, était un protestant aussi zélé que Luther; et, de même qu'à Wittemberg on protestait en prose latine, à Rome on protestait en pierre, en couleurs et en octaves rimées. Les énergiques images de maître Michel Angelo, les riantes figures de nymphes de Giulio Romano et l'ivresse voluptueuse, la joie de vivre qui règne dans les vers de Messer Ludovico Ariosto, n'est-ce pas là une opposition protestante au vieux, sombre et morose catholicisme? La polémique que soutinrent les peintres de l'Italie contre le sacerdotisme exerça peut-être plus d'influence que celle des théologiens saxons. La chair florissante qui brille sur les tableaux du Titien n'est que le protestantisme, et les reins de ses Vénus sont des thèses plus concluantes que celles qui furent affichées par le hardi moine allemand sur la porte de l'église de Wittemberg. On eût dit alors que les hommes s'étaient sentis tout à coup délivrés des liens qui les garrottaient depuis plusieurs milliers d'ans; les artistes surtout respiraient librement, comme si le cauchemar ascétique avait cessé de peser sur leur poitrine; ils se précipitèrent avec enthousiasme dans la riante mer de la poésie grecque, de l'écume de laquelle naissaient de nouveau pour eux les plus belles déesses. Les peintres représentèrent de nouveau les joies que répand l'ambroisie dans l'Olympe; les sculpteurs firent sortir, comme jadis, les vieux héros de leurs blocs de marbre; les poëtes chantèrent encore la maison d'Atrée et de Laïus: alors commença la nouvelle période classique.

Ainsi qu'en France, sous Louis XIV, la vie moderne reçut son perfectionnement accompli, la nouvelle poésie classique atteignit à un haut degré de perfection, et en quelque sorte à une originalité réelle. Par l'influence politique du grand roi, la nouvelle poésie classique française se répandit dans le reste de l'Europe. Dans l'Italie, où elle était déjà indigène, elle reçut un coloris français; les héros de la tragédie française vinrent aussi en Espagne avec le duc d'Anjou; ils passèrent ensuite en Angleterre avec madame Henriette; et nous autres Allemands, il va sans dire que nous bâtîmes à l'Olympe poudré de Versailles nos temples insipides. Le plus célèbre pontife de ces faux dieux fut Gottched, cette grande perruque de l'ancien temps, que notre célèbre Goëthe a si bien dépeint dans ses Mémoires.

Lessing fut l'Arminius littéraire qui délivra notre scène de cette domination étrangère. Il nous montra la nullité, le ridicule, le mauvais goût de ces imitations du théâtre français, qui, elles-mêmes, étaient imitées du théâtre grec. Mais ce ne fut pas seulement par sa critique, ce fut par ses propres ouvrages qu'il devint le fondateur de la nouvelle littérature originale allemande. Cet homme suivit toutes les directions de l'esprit, envisagea toutes les faces de la vie avec un enthousiasme et une intelligence rares. Les arts, la théologie, la science archéologique, la poésie, la critique, le théâtre, l'histoire, il poussa tout vers un même but, avec une égale ardeur. Dans tous ses ouvrages respire la même et grande idée sociale, un sentiment en progrès de l'humanité, cette belle religion de la raison dont il a été le saint Jean, et dont nous attendons encore le Messie. Cette religion, il la prêcha toujours; mais, hélas! souvent il la prêcha tout seul et dans le désert. Et puis, il lui manquait la vertu de changer les pierres en pain; il passa la plus grande partie de sa vie dans la nécessité et dans la misère, malédiction qui a pesé sur presque tous les grands génies de l'Allemagne, et qui ne cessera peut-être que par l'affranchissement politique de notre nation. Lessing était aussi plus animé de sentiments politiques qu'on ne le soupçonnait, qualité que nous ne trouvons chez nul de ses contemporains; et ce n'est qu'aujourd'hui que nous voyons clairement qui il avait en vue quand il peignit le despotisme dans sa tragédie d'*Emilia Galotti*. On le prit alors seulement pour un champion de la liberté de penser, et un adversaire de l'intolérance cléricale; car on comprenait mieux ses tendances théologiques. Les fragments sur l'éducation de la race humaine, qu'Eugène Rodrigue a traduits en français, peuvent peut-être donner une idée du vaste cercle qu'embrassait l'esprit de Lessing. Les deux morceaux de critique qui ont exercé le plus d'influence sur l'art sont sa *Dramaturgie de Hambourg*, et son *Laocoon, ou des limites de la peinture et de la poésie*. Ses pièces de théâtre les plus remarquables sont: *Emilia Galotti. Minna de Barnhelm, Nathan le Sage.*

Gotthold Ephraïm Lessing naquit à Camens, dans la Lusace, le 22 janvier 1729, et mourut à Brunswick, le 15 février 1781. C'était un homme tout entier, qui, lorsqu'il détruisait par sa polémique quelque vieille chose, construisait aussitôt lui-même quelque chose de nouveau. Il ressemblait, dit un auteur allemand, à ces Juifs pieux qui furent souvent troublés dans la construction du second temple par les attaques de l'ennemi, et qui combattaient d'une main, tandis qu'ils tenaient de l'autre la truelle pour bâtir la maison de Dieu. Lessing, de tous les écrivains allemands, est celui que je chéris le plus. Je parlerai encore d'un autre homme qui écrivit dans le même esprit et dans le même but que Lessing, et qu'on peut nommer son successeur immédiat. Ce n'est pas que la mention que j'en fais soit à sa place; mais comme il en occupe une tout isolée dans l'histoire de la littérature, et qu'on ne peut pas encore bien définir ses rapports avec son temps et ses contemporains, cette licence peut m'être permise : c'est Jean Gottlieb Herder, né à Morungen dans la Prusse orientale, en 1744, et mort à Weimar en Saxe, dans l'année 1803.

L'histoire littéraire est la grande morgue où chacun vient chercher ses morts, ceux qu'on a aimés, ou avec qui on a des liens de parenté. Quand je vois là, parmi tant de cadavres insignifiants, Lessing ou Herder avec leurs grandes et nobles figures, le cœur me bat avec violence ; il me serait impossible de passer outre, sans déposer un baiser sur leurs lèvres livides.

Mais si Lessing a détruit si puissamment le goût de l'imitation de la fausse antiquité grecque, empruntée de seconde main aux Français, il a lui-même donné lieu en quelque sorte à un nouveau genre de folles imitations par ses appréciations des véritables chefs-d'œuvre de l'antique Grèce. Par la vigueur avec laquelle il combattit la superstition religieuse, il aida aussi à ce prosaïsme qui se propagea à Berlin avec une vivacité extrême. En ce temps, la déplorable médiocrité se mit à s'agiter plus que jamais ; et les esprits vides et gueux se boursouflèrent comme la grenouille de la fable. On se tromperait toutefois si on imaginait que Goëthe, qui avait déjà percé, fut alors généralement reconnu. Son *Goetz de Berlichingen* et son *Werther* furent accueillis avec enthousiasme ; mais les ouvrages des médiocrités ordinaires étaient reçus avec la même faveur, et on n'accorda à Goëthe qu'une étroite niche dans le panthéon littéraire. J'ai dit que le public avait lu avec enthousiasme *Goetz* et *Werther*, mais ce fut plutôt à cause du sujet que du travail artistique, que personne ne sut apprécier dans ces chefs-d'œuvre. Le *Goetz* était un roman de chevalerie, présenté sous une forme dramatique, et on aimait alors ce genre d'ouvrages. Dans *Werther*, on ne vit que l'arrangement d'une histoire véritable, celle du jeune Jérusalem, un jeune homme qui s'était brûlé la cervelle par amour, et qui avait fait ainsi grand bruit dans cette époque de calme plat; on lut en pleurant ses lettres touchantes; on remarqua avec beaucoup de sagacité que la manière dont Werther avait été chassé de la société noble devait avoir augmenté son dégoût de la vie; la question du suicide donna encore plus de sel au livre; l'idée de se tuer aussi surgit à cette occasion dans la tête de quelques fous, et l'ouvrage fit alors un effet complet. On lisait encore fort assidûment les romans d'Auguste Lafontaine; et comme celui-ci écrivait sans discontinuer, il devint beaucoup plus célèbre que Wolfgang Goëthe. Wieland était le grand poëte du temps, qui n'avait pour concurrent que M. Rammler à Berlin, le faiseur d'odes. Wieland fut honoré bien plus que ne le fut jamais Goëthe; cependant il faut avouer que l'auteur d'*Oberon* et d'*Aristippe* a bien mérité ses succès: il a doté l'Allemagne de chefs-d'œuvre aussi beaux qu'utiles, c'était un géant à côté de Iffland qui dominait le théâtre avec ses drames bourgeois, et Kotzebue avec ses innombrables comédies.

Ce fut contre cette littérature que s'éleva, en Allemagne, dans les dernières années du dernier siècle, une école littéraire, que nous nommons l'école romantique, et dont MM. Auguste-Guillaume et Frédéric Schlegel se sont présentés comme les gérants. Iéna, où s'agitaient et se tenaient les deux frères au milieu de beaucoup d'esprits disposés à les suivre, fut le point central d'où se répandit la nouvelle doctrine esthétique. Je dis doctrine, car cette école commença par des jugements sur les œuvres d'art du passé, et par des recettes pour les œuvres d'art de l'avenir. L'école de Schlegel a rendu alors de grands services à la critique esthétique. Dans l'appréciation des œuvres que nous possédons, on signala ou leurs défauts et leurs faiblesses, ou leurs perfections et leurs beautés. Dans la polémique, dans cette investigation et cette recherche des défauts et des vides de l'art, les deux Schlegel furent par-dessus tout les imitateurs du vieux Lessing; ils se mirent en possession de sa grande épée de bataille; mais le bras de M. Auguste-Guillaume Schlegel était beaucoup trop mou et trop grêle, l'œil de son frère Frédéric trop voilé de nuages mystiques, pour qu'ils pussent frapper aussi fort et atteindre aussi sûrement que le faisait Lessing. Toutefois dans la critique spéciale, lorsqu'il s'agit de mettre en leur jour les beautés d'un ouvrage, lorsqu'il faut faire ressortir finement ses qualités, MM. Schlegel surpassent le vieux Lessing. Mais que dire de leurs recettes pour exécuter des chefs-d'œuvre? Là se révèle une impuissance que nous avons cru trouver également dans Lessing. Lui aussi, si fort qu'il soit dans la négation, montre quelque faiblesse dans l'initiative, et rarement il parvient à poser un principe fondamental, plus rarement encore à le poser juste. Il lui manquait un terrain solide, une philosophie, un système philosophique. C'est là le cas de MM. Schlegel, et ils sont dans une position encore plus désolante.

Mais si MM. Schlegel ne pouvaient prescrire de théorie arrêtée pour les chefs-d'œuvre qu'ils commandaient aux poëtes de leur école, ils remplaçaient ce vide en proposant pour modèles les plus belles œuvres des temps passés et en les rendant accessibles à leurs disciples ; et c'était surtout sur les œuvres de l'art catholique du moyen âge qu'ils appelaient leurs regards. Shakspeare, qui est placé à cette limite de l'art, et qui sourit déjà à nos temps modernes avec une clarté et une liberté toutes protestantes, ne fut traduit que dans un but de polémique dont l'explication serait trop longue à donner ici. Cette traduction fut entreprise par M. A.-G. Schlegel à une époque où l'enthousiasme littéraire n'avait pas encore tout à fait reculé jusqu'au moyen âge. Plus tard, lorsque cela eut lieu, on traduisit Caldéron, et on le mit bien au-dessus de Shakspeare, car on trouvait chez le poëte espagnol la poésie du moyen âge dans toute sa pureté, et conçue sous l'influence de ses institutions principales, la chevalerie et le monachisme. Les pieuses comédies de l'ecclésiastique poëte castillan, dont le style fleuri semble arrosé d'eau bénite et parfumé d'un encens d'église, furent alors imitées avec toute leur sainte grandezza, avec tout leur luxe sacerdotal, leurs folies sacrées; et on vit germer en Allemagne ces compositions folles et profondes, qui représentent l'amour mystique comme dans l'*Adoration de la croix*, ou le martyre chevaleresque comme dans *le Prince Constant*, et Zacharias Werner poussa les choses aussi loin qu'on peut aller sans s'exposer à être enfermé dans une maison de fous.

Notre poésie, disaient les frères Schlegel, est vieille; notre muse est une femme décrépite avec une quenouille; notre Cupidon n'est pas un enfant blond, mais un nain ridé avec une chevelure grise; nos sentiments sont effeuillés; notre imagination desséchée, morte: il faut rafraîchir cette terre aride, il faut y chercher avec patience les sources ombragées de la naïve et simple poésie du moyen âge; là ruissellera pour nous l'eau de Jouvence. Ce triste peuple, sec et décharné, ne se le fit pas dire deux fois, et les pauvres gosiers desséchés qui végétaient dans les sables de la Prusse voulurent tous refleurir et reprendre de la jeunesse; ils se précipitèrent vers ses sources merveilleuses, et tout cela but, avala et lampa avec une soif immodérée. Mais il leur arriva la même aventure qu'à une vieille chambrière dont voici l'histoire. Elle avait remarqué que sa maîtresse possédait un élixir merveilleux qui rendait la jeunesse; en l'absence de sa maîtresse, elle prit la fiole; mais, au lieu d'en prendre quelques gouttes, elle but à si longs traits que, grâce à la merveilleuse efficacité de ce breuvage, elle revint, non pas seulement à la jeunesse, mais à la plus tendre enfance. En vérité, il en arriva ainsi à notre excellent M. Tieck, le poëte de cette école; il puisa tant dans les livres populaires et dans les poésies du moyen âge, qu'il redevint presque un enfant; il dégénéra de fruit en fleurs, et revint à cet innocent bégaiement que madame de Staël avait tant de peine à admirer. Elle avoue même qu'il lui semble curieux de voir un personnage débuter dans un drame par un monologue qui commence ainsi : « Je suis saint Boniface, et je viens vous dire, etc. »

M. Louis Tieck a offert aussi en modèle aux artistes à venir les commencements rudes et naïfs de l'art, dans son roman intitulé *les Pèlerinages de Sternbald,* et par le livre qu'il a publié d'un certain Wackenroder, et qu'il a nommé *Epanchements du cœur d'un moine ami des arts.* On recommanda l'imitation de la naïveté et de l'esprit pieux de ses ouvrages. On ne voulut plus entendre parler de Raphaël, pas même de son maître Pérugin, qu'on plaçait cependant déjà plus haut, et dans lequel on trouvait encore des restes de ces magnificences dont on admirait avec dévotion l'accomplissement dans les chefs-d'œuvre immortels de Fra Giovanno Angelico da Fiesole. Si l'on veut se faire une idée du goût des enthousiastes d'alors, il faut aller au Louvre, où sont encore suspendus les meilleurs tableaux de ces vieux maîtres; mais si l'on veut se faire une idée du grand nombre de poëtes qui imitèrent, dans ce même temps, sur tous les mètres possibles, les poëtes du moyen âge, il faut aller à Charenton.

Mais je pense que les tableaux de la première salle du Louvre sont beaucoup trop gracieux pour qu'en les contemplant on puisse prendre une idée du goût qui régnait en Allemagne. Il faudrait se figurer ces vieilles images italiennes, traduites en vieil allemand; car on regardait les œuvres des vieux peintres allemands comme beaucoup plus simples et plus naïves, et par conséquent plus dignes d'être imitées que les vieux ouvrages italiens. Les Allemands, disait-on, avec leur *gémuth* (mot dont il est impossible de trouver l'équivalent dans la langue française), les Allemands sentent plus profondément le christianisme que les autres nations, et sur ce dire, Frédéric Schlegel et son ami, M. Joseph Goerres, couraient, dans toutes les vieilles villes du Rhin, après des restes de vieux tableaux et de gothiques morceaux de sculpture allemande, qu'on révérait aveuglément comme de saintes reliques.

Je viens de comparer le Parnasse allemand de ce temps-là à Charenton; mais je crois qu'en cela, j'ai dit trop peu aussi. Une démence française est loin d'être aussi folle qu'une démence allemande; car dans celle-ci, comme eût dit Polonius, il y a de la méthode. Ces folies allemandes, on les prônait et on les étalait avec une pédanterie sans pareille, avec une gravité incroyable, avec une pénétration dont un superficiel fou français ne peut se faire une idée.

L'état politique d'outre-Rhin était très-favorable à cette direction religieuse et à ce retour vers la vieille Allemagne. La mauvaise fortune enseigne à prier, dit le proverbe, et vraiment jamais elle n'avait été si grande parmi nous, et par conséquent le peuple plus enclin qu'alors à la prière, à la religion, au christianisme. Il n'est pas de peuple qui ait autant d'attachement pour ses princes que le peuple allemand; et ce qui affligeait le plus les Allemands, c'était, non pas le triste état où la guerre et la domination étrangère avaient jeté le pays, mais l'aspect déplorable de leurs princes vaincus, qu'ils voyaient ramper aux pieds de Napoléon. Les peuples de l'Allemagne ressemblaient à ces vieux serviteurs des grandes maisons que nous voyons avec attendrissement au théâtre, qui souffrent plus que leurs nobles maîtres des humiliations que ceux-ci sont forcés de subir, qui versent en secret des larmes amères quand le besoin fait vendre la vaisselle d'or et d'argent, et dépenseraient leurs misérables épargnes plutôt que de voir la chandelle bourgeoise remplacer la bougie aristocratique sur la table de leurs seigneurs. L'affliction générale fit chercher un refuge dans la religion, et il en résulta une dévote résignation à la volonté de Dieu, de qui seul on attendait des secours. En effet, contre un Napoléon, personne ne pouvait nous aider que Dieu en personne. Il n'y avait plus à compter sur les armées terrestres, et il fallait bien lever les yeux avec confiance vers le ciel.

Nous eussions aussi supporté tranquillement Napoléon ; mais nos princes, tout en espérant que Dieu les délivrerait, se livrèrent en même temps à la pensée que les forces réunies de leurs peuples pourraient bien y faire quelque chose : on chercha dans ce dessein à réveiller un sentiment commun à tous les Allemands ; et alors les personnages les plus éminents parlèrent de la nationalité allemande, d'une patrie commune à tous, de la réunion des races chrétiennes de la Germanie, de l'unité de l'Allemagne. On nous commanda le patriotisme, et nous devînmes patriotes ; car nous faisons tout ce que nos princes nous commandent. Il ne faut pas cependant se représenter sous ce nom de patriotisme le sentiment qui porte ce nom ici en France. Le patriotisme du Français consiste en ce que son cœur s'échauffe, qu'il s'étend, qu'il s'élargit, qu'il enferme dans son amour, non pas seulement ses plus proches, mais toute la France, tout le pays de la civilisation ; le patriotisme de l'Allemand, au contraire, consiste en ce que son cœur se rétrécit, comme le cuir par la gelée, qu'il cesse d'être un citoyen du monde, un Européen, pour n'être plus qu'un étroit Allemand. Nous vîmes alors la balourdise idéale mise en pratique par le sieur Jahn, et ce fut l'aurore de la teigneuse et rustique opposition contre le sentiment le plus noble et le plus saint de tous ceux qu'a produits l'Allemagne, contre cet amour de l'humanité, contre cette fraternité universelle, ce cosmopolitisme, qui ont été professés en tout temps par nos grands génies, par Lessing, par Herder, par Schiller, Goëthe, Jean Paul et toutes les âmes élevées de notre patrie.

Ce qui arriva ensuite en Allemagne vous est bien connu. Lorsque Dieu, les frimas et les Cosaques eurent détruit les meilleures troupes de Napoléon, nous autres Allemands il nous prit la plus vive envie de nous délivrer du joug étranger; nous brûlâmes de la colère la plus mâle contre cette servitude trop longtemps supportée; nous nous échauffâmes aux sons des belles mélodies et des mauvais vers des chansons de Koerner, et nous gagnâmes la liberté dans les combats, car nous faisons tout ce que nous commandent nos princes.

Dans la période où se livrait cette lutte, une école, disposée hostilement contre la manière française, et qui vantait tous les vieux goûts populaires de l'Allemagne, dans l'art et dans la vie réelle, devait trouver un vigoureux appui. Les principes de l'école romantique se passèrent alors de mains en mains avec les excitations des gouvernements et le mot d'ordre des sociétés secrètes; et M. A.-G. Schlegel conspira contre Racine dans le même but que le ministre Stein conspirait contre Napoléon. L'école vogua avec le torrent du temps, torrent qui remontait vers sa propre source. Lorsque enfin le patriotisme allemand et la nationalité allemande eurent remporté la victoire, l'école romantique, gothique, germanique, chrétienne, triompha définitivement, ainsi que « l'art patriotique, religieux, allemand. » Napoléon, le grand classique, classique comme Alexandre et César, tomba terrassé sur le sol, et MM. Auguste-Guillaume et Frédéric Schlegel, les petits romantiques, romantiques comme le Petit-Poucet et le Chat-Botté, relevèrent la tête en vainqueurs.

La réaction qui suit infailliblement les doctrines exagérées ne manqua pas d'avoir lieu en Allemagne. Ainsi que le spiritualisme chrétien avait été une réaction contre la domination brutale du matérialisme de l'empire romain; ainsi que l'amour renouvelé de l'art riant et des sciences de la Grèce pendant la période de la renaissance peut être regardé comme une réaction contre le spiritualisme chrétien poussé jusqu'à la mortification; ainsi que le réveil de l'esprit romantique du moyen âge peut être regardé aussi comme une réaction contre l'aride imitation de l'antique art classique: de même nous voyons maintenant commencer une réaction contre la restauration des opinions catholiques féodales, contre cette chevalerie et cet esprit clérical qui fut prêché à l'aide de la poésie et des monuments, et dans des circonstances fort étranges.

En admirant et en plaçant si haut les vieux artistes du moyen âge, les œuvres qu'on offrait en exemple, on avait pris soin d'expliquer leur perfection en disant que ces hommes croyaient au thème qu'ils représentaient; que, dans leur simplicité, dénuée d'art, ils pouvaient aller plus loin que les maîtres modernes, plus habiles dans le technique, il est vrai, mais privés de croyance; enfin que la foi avait fait en eux des miracles. En effet, était-il possible d'expliquer autrement les beautés d'un Fra Angelico da Fiesole, ou les magnificences de frère Ottfried? Dès lors, les artistes qui avaient pris l'art au sérieux, et qui voulaient imiter le guingois divin de ces tableaux merveilleux, la sainte gaucherie de ces poésies miraculeuses, bref, le mysticisme inexplicable des anciennes œuvres : ceux-là résolurent de se rendre en pèlerinage à l'Hippocrène où les vieux maîtres avaient puisé leur enthousiasme sacré ; ils se dirigèrent vers le bénitier de l'église qui seule béatifie, de l'église catholique, apostolique et romaine. Plusieurs de ces fauteurs enthousiastes de l'école romantique n'eurent pas besoin d'une conversion formelle ; ils étaient catholiques de naissance, et abjurèrent seulement les opinions indépendantes qu'ils avaient eues jusqu'alors. Mais d'autres étaient nés et élevés dans le sein de l'église protestante, comme, par exemple, Frédéric Schlegel, M. Louis Tieck, Novalis, Zacharie Werner, Adam Muller, etc.; et ils se virent forcés de soutenir leur accession à la foi catholique par un acte public. Je n'ai cité ici que des écrivains ; le nombre des peintres qui abjurèrent, par troupes, la confession évangélique, fut beaucoup plus grand.

Quand on vit ces jeunes gens faire queue à la porte de l'église romaine, et se presser à qui se rejetterait plus tôt dans les vieilles chaînes qui garrottent l'esprit humain, dont leurs pères s'étaient délivrés avec tant de vigueur, on se mit à réfléchir en Allemagne, et à secouer la tête avec beaucoup d'inquiétude. Mais lorsqu'on s'aperçut qu'une propagande de prêtres et de gentilshommes, qui conjurait contre la liberté politique et religieuse de l'Europe, conduisait toute cette affaire; quand on vit que ce n'était autre chose que le jésuitisme qui pipait si malheureusement la jeunesse allemande, avec les doux accords de la muse romantique, un vif mécontentement et une grande colère éclatèrent parmi les amis de la liberté de penser et du protestantisme.

J'ai nommé en même temps la liberté de penser et le protestantisme; mais j'espère qu'on ne m'accusera pas d'une partialité aveugle pour cette religion. Bien que ma confession m'attache, en Allemagne, à l'église protestante, j'ai pu unir la liberté de penser au protestantisme sans qu'on puisse m'accuser de partialité; car un lien amical existe en Allemagne entre ces deux choses, elles sont toujours étroitement alliées, et en quelque sorte mère et fille. Quoiqu'on reproche à l'église protestante un certain rétrécissement d'idées, il faut cependant reconnaître, à sa gloire immortelle, qu'en permettant le libre examen dans l'église chrétienne, elle a délivré les esprits du joug de l'autorité et que cette liberté d'examiner, en Allemagne surtout, a permis à la science de se développer avec indépendance. La philosophie allemande, bien qu'elle se place aujourd'hui sur le même rang que l'église protestante, et même au-dessus d'elle, n'est cependant que sa fille; en cette qualité, elle lui doit une piété compatissante; et les intérêts de parenté exigèrent qu'elles se resserrassent encore plus étroitement lorsqu'elles furent menacées par l'ennemi commun, par le jésuitisme. Tous les amis de la liberté de penser et de l'église protestante, sceptiques comme orthodoxes, s'élevèrent en même temps contre les restaurateurs du catholicisme romain; et il va sans dire que les libéraux, qui n'étaient en peine ni des intérêts de la philosophie, ni de ceux de l'église protestante, mais de la liberté civile et politique, entrèrent dans les rangs de cette opposition. Mais en Allemagne les libéraux furent toujours, jusqu'à ce moment, à la fois des professeurs de philosophie et des théologiens, et ce fut toujours pour cette idée de liberté qu'ils combattirent, qu'ils eussent à traiter un sujet purement politique, ou philosophique, ou théologique. Ceci se vérifie surtout dans la vie d'un homme qui mina l'école romantique en Allemagne dès sa naissance, et qui a le plus contribué à la renverser. Je parle de Jean-Henri Voss.

Cet homme est inconnu en France, et cependant il en est peu à qui le peuple allemand doive plus de reconnaissance, eu égard aux progrès intellectuels qu'il lui a fait faire. C'est peut-être, après Lessing, le plus grand citoyen de la littérature allemande. En tout état de choses, ce fut un grand homme, et il mérite que je ne parle pas de lui en termes trop laconiques.

La biographie de Voss est presque celle de tous les écrivains allemands de la vieille école. Il naquit dans le Mecklembourg, l'an 1750, de pauvres parents appartenant encore à la condition de serfs, étudia la théologie, la négligea lorsqu'il apprit à connaître la poésie et les Grecs; s'occupa alors sérieusement de ces deux choses; donna des leçons pour ne pas mourir de faim; se fit maître d'école à Otterndorf, dans le pays de Hadeln, traduisit les anciens, et vécut pauvre, frugalement et laborieusement, jusqu'à l'âge de soixante-quinze ans. Il avait un nom distingué parmi les poëtes de l'ancienne école; mais les nouveaux poëtes romantiques déchirèrent sans cesse son laurier, et raillaient continuellement l'honnête poëte passé de mode, qui chantait cordialement, et quelquefois en patois allemand du Bas-Elbe, la petite et paisible vie bourgeoise de ces contrées; qui avait choisi pour les héros de ses poésies, non pas des chevaliers féodaux et des madones, mais un pasteur protestant tout simple et tout modeste, et sa vertueuse famille, et qui était si sain, si ouvert, si bourgeois et si naturel; tandis que les nouveaux troubadours étaient si somnambules et si maladifs, si dédaigneusement chevaleresques et si originalement maniérés. A Frédéric Schlegel surtout, à ce chantre ivre de la lubrique et romantique Lucinde, combien le sobre Voss, avec sa chaste Louise et son vénérable pasteur de Grunau, dut être fatal! M. Auguste-Guillaume Schlegel, qui n'avait pas poussé les choses aussi loin que son frère, pouvait s'entendre beaucoup mieux avec le vieux Voss; et il ne s'éleva après tout entre eux qu'une rivalité de traducteurs, qui fut au reste d'un grand avantage pour la langue allemande. Avant la naissance de la nouvelle école, Voss avait déjà traduit Homère; il se mit à traduire avec une ardeur inouïe les autres écrivains païens de l'antiquité, tandis que M. A.-G. Schlegel traduisait les poëtes chrétiens de l'époque romantique catholique. Leurs travaux à tous deux étaient dirigés par des vues de polémique qu'ils ne tenaient pas si secrètes qu'on ne pût les deviner. Voss par ses traductions voulait propager la poésie et les opinions classiques; tandis que M. A.-G. Schlegel, en rendant populaires, par de bonnes traductions, les poëtes romantiques chrétiens, cherchait à en inspirer le goût au public. Il y a plus, l'antagonisme de ces deux traducteurs se montrait même dans les formes de langage qu'ils employaient. Tandis que M. Schlegel polissait de plus en plus ses ouvrages, les rendait plus coulants et plus frottés, Voss devenait de plus en plus raide et rude dans ses traductions; de sorte que si l'on glissait sur les vers de Schlegel comme sur un parquet d'acajou bien luisant et bien poli, on trébuchait à chaque pas sur les blocs de marbre versifiés du vieux Voss. Enfin ce dernier, par rivalité, voulut traduire Shakspeare, que, dans sa première période, M. Schlegel avait si admirablement fait passer en allemand; mais mal en prit au vieux Voss, et encore pis à son libraire, la traduction n'eut pas le moindre succès. Là où M. Schlegel a traduit trop mollement, où sa poésie est comme de la crème fouettée, qu'on ne sait si c'est chose à boire ou à manger, Voss se montre dur comme la pierre, et l'on doit craindre qu'on ne se brise la mâchoire en prononçant ses vers. Mais ce qui distingue puissamment le vieux Voss, c'est la vigueur avec laquelle il lutte contre toutes les difficultés; et il n'eut pas à combattre seulement avec la langue, mais aussi avec ce dragon jésuitique, qui allongeait sa tête informe du fond des sombres profondeurs de la litterature allemande. Voss l'atteignit d'un rude coup, et lui fit une large blessure.

Un écrivain allemand, qui est connu pour être un des plus aigres adversaires de Voss, l'a nommé quelque part un paysan bas-saxon. En dépit de l'intention injurieuse, cette dénomination se trouve être très-juste. En effet, Voss fut un paysan bas-saxon, comme l'était Luther. Toute forme chevaleresque, toute courtoisie, toute gracieuseté lui manquaient; il appartenait tout à fait à cette énergique, rude et mâle race de peuples, à qui il fallut prêcher le christianisme avec le fer et le glaive; qui ne se soumit à cette croyance qu'après avoir perdu trois grandes batailles; qui a toujours conservé dans ses mœurs et dans ses manières quelques restes de la rudesse païenne du Nord, et qui, dans ses combats matériels et intellectuels, se montre aussi vaillant et aussi opiniâtre que ses anciens dieux. En vérité, quand j'examine Jean-Henri Voss dans sa polémique et dans toutes ses manières, il me semble voir Odin, le vieux dieu borgne lui-même, qui a quitté son *Asgard* pour se faire maître d'école à Otterndorf, dans le pays de Hadeln, et enseigner aux blonds enfants du Holstein les déclinaisons latines avec le catéchisme chrétien, qui traduit les auteurs grecs et allemands dans ses heures de loisir, empruntant au dieu Thor son lourd marteau pour cogner et aplanir ses vers, et qui, las enfin et chagriné de ce pénible travail, lève le marteau sur le pauvre Fritz Stollberg, et lui en donne un grand coup sur la tête.

Ce fut une fameuse histoire. Frédéric, comte de Stollberg-Stollberg, était un poëte de la vieille école, extraordinairement célèbre en Allemagne, peut-être moins par ses talents poétiques que par ce titre de comte, qui avait autrefois bien plus de poids dans la littérature allemande que maintenant. Mais Frédéric Stollberg était un homme libéral, d'un noble cœur, et c'était un ami de ces jeunes gens bourgeois qui fondèrent une école poétique à Goettingue. Je recommande aux littérateurs français de lire la préface des poésies de Hoelty [1], dans laquelle Jean-Henri Voss a peint la vie commune, et tout à fait digne d'une idylle, que menait la bande poétique dont il faisait partie, ainsi que Frédéric Stollberg. Ces deux hommes finirent par rester seuls de toute cette troupe de poëtes. Lorsque Frédéric Stollberg passa avec éclat dans l'église romaine, et abjura l'amour de la liberté;

---

[1] Voyez la notice littéraire à la fin de ce livre.

qu'il devint un propagateur de l'obscurantisme, et qu'il entraîna beaucoup de faibles par son exemple, Jean-Henri Voss, alors âgé de soixante-dix ans, se mit ouvertement en opposition avec son ami d'enfance, aussi âgé que lui, et écrivit le petit livre intitulé : *Comment Fritz Stollberg devint un servile*. Dans ce livre, il analysa toute sa vie, et il montra comment la nature aristocratique était toujours restée sournoisement cachée dans le comte Stollberg ; comment elle s'était laissée voir de plus en plus depuis les événements de la révolution française ; comment Stollberg s'était nettement attaché à l'association dite *la chaîne noble*, qui s'opposait au développement des principes de la liberté française ; comment les nobles s'étaient alliés au catholicisme ; comment, en rétablissant le catholicisme, on espérait servir les intérêts de la noblesse, et il dit en général quels efforts on faisait pour rétablir le moyen âge féodal chrétien et catholique, et pour anéantir la liberté civile et bourgeoise, et la liberté de pensée protestante. La démocratie et l'aristocratie allemandes, qui, bien avant ce temps de révolutions, lorsque celle-là n'avait rien à espérer, et celle-ci rien à craindre, fraternisaient avec tant de jeunesse et d'abandon, se trouvaient alors, comme vieillards, l'une en face de l'autre, se livrant un combat mortel. La partie du public allemand qui ne comprenait ni la signification ni l'effroyable nécessité de ce combat, blâma le pauvre Voss d'avoir impitoyablement dévoilé des circonstances domestiques, des petits événements intérieurs, qui formaient cependant à la fois un ensemble de preuves. Là aussi il se trouva de prétendus esprits distingués qui traitèrent de haut en bas ces étroites recherches de bagatelles, et qui accusèrent Voss de commérage et de propos mesquins. D'autres, bourgeois renforcés, inquiets pour eux-mêmes, et craignant qu'on ne tirât le rideau qui couvrait leurs propres misères, se rejetèrent sur la mission de la littérature, selon laquelle on doit s'interdire toute personnalité, tout examen de la vie privée. Enfin, lorsque Frédéric Stollberg mourut, vers le même temps, lorsqu'on attribua sa fin au chagrin, et qu'après sa mort parut le Petit livre d'Amour, dans lequel il s'exprimait d'un ton de pardon, avec le langage pieusement doucereux des jésuites, les pleurs de la compassion germanique coulèrent en abondance; les bons Allemands versèrent les larmes les plus épaisses; il s'amassa beaucoup de rage de cœur tendre contre le pauvre Voss, et la plupart des injures qui furent lancées sur lui lui vinrent des mêmes hommes dont il avait défendu les biens spirituels et temporels. En général, on peut compter en Allemagne sur la compassion et les larmes de la multitude, quand on est rudement traité dans une polémique.

Toutefois la polémique de Voss produisit une immense impression sur la multitude, et ruina dans l'opinion publique l'épidémie du moyen âge. Cette polémique avait attiré l'attention de toute l'Allemagne; une grande partie du public se déclara pour Voss; une plus grande partie ne se déclara que pour sa cause. Il s'ensuivit des écrits et des réfutations, et les derniers jours du vieil homme furent remplis d'amertume par tous ces débats. Il avait affaire aux plus fâcheux adversaires, aux prêtres, qui l'attaquèrent en se couvrant de toutes sortes de robes. Non pas seulement les kripto-catholiques, mais aussi les piétistes, les quiétistes, les mystiques luthériens, bref, toutes ces sectes supernaturalistes à quelque opinion différente qu'elles appartinssent, et quelque animadversion qu'elles se portassent, se réunirent avec une haine égale contre Voss le rationaliste. Sous ce nom, on désigne en Allemagne ceux qui accordent à la raison ses droits même en matière religieuse, par opposition aux sectateurs du dogme supernaturaliste, qui, en pareille matière, y renoncent entièrement. Ces derniers, dans leur haine contre les pauvres rationalistes, ressemblent fort aux habitants d'une maison de fous, qui, bien qu'en proie à des démences tout opposées, se supportent cependant jusqu'à un certain point les uns les autres, mais qui se sentent saisis d'une rage sans égale contre un homme qu'ils regardent comme leur ennemi commun : cet homme n'est autre que le médecin qui veut leur rendre la raison.

Si l'école romantique vit commencer sa ruine par la révélation de ses intrigues ultramontaines, elle reçut en même temps, dans son propre temple, un coup terrible, et par la main d'un de ces dieux qu'elle avait intronisés elle-même. Wolfgang Goëthe, du haut de son piédestal, prononça une sentence de condamnation sur MM. Schlegel, sur ces mêmes pontifes qui l'avaient environné de leur encens. Cette voix anéantit l'apparition tout entière. Les fantômes du moyen âge s'enfuirent; les hiboux se cachèrent de nouveau dans les ruines des vieux châteaux; les corbeaux s'envolèrent à tire-d'ailes dans les tours des églises gothiques; Frédéric Schlegel s'en alla à Vienne, où il entendit la messe tous les jours, et mangea de ces bonnes poulardes rôties qu'on y fait si bien; et M. Auguste-Guillaume Schlegel se retira dans la pagode de Brahma.

A parler franchement, Goëthe joua dans ce temps-là un rôle fort équivoque, et on ne peut le louer sans conditions. Il est vrai que les Schlegel n'ont jamais agi bien loyalement avec lui. Comme dans leur polémique contre la vieille école il leur fallait un poëte vivant pour type, et qu'ils n'en trouvaient pas de plus propre à leur but que Goëthe; que d'ailleurs ils attendaient de lui quelque appui littéraire, ils lui élevèrent un autel, y brûlèrent de l'encens, et firent agenouiller le peuple devant lui. Ils avaient aussi l'avantage d'avoir leur dieu tout proche. Une allée de beaux arbres sur lesquels poussent des prùnes qu'on trouve fort bonnes quand la chaleur du soleil a excité la soif, conduit de Iéna à Weimar. Les Schlegel suivaient souvent ce chemin, et à Weimar ils avaient maint entretien avec M. le conseiller intime de Goëthe, qui fut toujours un très-grand diplomate, qui les écoutait paisiblement, souriait avec complaisance, et leur donnait quelquefois à dîner. Ils s'étaient aussi approchés de Schiller; mais celui-ci était un homme loyal, qui ne voulut pas entendre parler d'eux. La correspondance entre lui et Goëthe, qui fut imprimée il y a quelques années, a jeté un certain jour sur les rapports des deux poëtes avec les Schlegel. Goëthe sourit sans cesse d'un air de distinction quand il est question d'eux, et Schiller s'irrite de leur manie de faire parler d'eux à force de scandale, et les nomme des *étourneaux*.

Goëthe devait cependant aux frères Schlegel une partie de sa renommée. Ceux-ci avaient introduit et recommandé l'étude de ses ouvrages; la façon offensante et hautaine dont il congédia à la fin ces deux hommes sent un peu l'ingratitude. Peut-être le clairvoyant Goëthe était choqué de ce que les Schlegel ne voulaient l'employer que comme moyen pour arriver à leur but; peut-être, lui, ministre d'État d'un pays protestant, trouva-t-il que ce but pouvait le compromettre; peut-être est-ce la vieille colère païenne des dieux qui se réveilla en lui, lorsqu'il s'aperçut de ces sourdes manœuvres catholiques: car si Voss ressemblait au borgne Odin, Goëthe ressemblait, par son aspect et ses sentiments, au grand Jupiter en personne. Le premier fut obligé de frapper avec le marteau de Thor; l'autre n'eut besoin que de secouer avec humeur sa chevelure parfumée d'ambroisie, et les Schlegel rentrèrent sous le sol. Un document authentique de cette rupture de la part de Goëthe apparaît dans la seconde partie de son ouvrage périodique *Art et antiquité*, et il porte ce titre: *De l'art moderne allemand, chrétien et patriotique*. Par cet article, Goëthe fit un 18 brumaire dans la littérature allemande; car il affermit sa domination, et se fit proclamer seul maître, en chassant si rudement les Schlegel du temple, en attirant à lui une foule de leurs disciples les plus zélés. Dès ce moment il ne fut plus question de MM. Schlegel; on ne parla plus d'eux que de temps en temps, comme on parle encore quelquefois de Barras ou de Gohier; il ne fut plus question de poésie romantique ou classique, mais de Goëthe et encore de Goëthe. Sans doute, il se présenta pendant ce temps dans l'arène quelques poëtes qui ne lui cédaient pas beaucoup en vigueur et en imagination, mais ils le reconnurent pour leur chef par courtoisie; ils l'environnèrent en lui rendant hommage; ils lui baisèrent la main et s'agenouillèrent devant lui. Ces grands du Parnasse, semblables aux grandes espagnoles qui ont le droit de rester la tête couverte devant leur roi, se distinguaient seulement des autres poëtes en ce qu'ils gardaient leur couronne de laurier sur leur chef en présence de Goëthe. Quelquefois aussi ils le frondaient, mais ils s'irritaient quand ils voyaient que les inférieurs se croyaient en droit d'en faire autant. Les grands seigneurs, quelques mauvaises dispositions qu'ils aient contre leur souverain, se fâchent toujours quand la plèbe se soulève contre lui. Les aristocrates intellectuels de l'Allemagne avaient, dans ces dernières années, des motifs très-fondés d'être remuants. Ainsi que je l'ai dit autrefois, Goëthe ressemblait à Louis XI, qui opprimait la haute noblesse et élevait le tiers état. Goëthe avait peur de tout écrivain original un peu résolu; il louait et ne prisait que les petits esprits insignifiants; il poussa même les choses si loin, qu'être loué par Goëthe équivalait à un brevet de médiocrité.

Plus tard, je parlerai des nouveaux poëtes qui ont apparu sous le régime impérial de Goëthe. C'est un jeune bois dont les troncs ne commencent à se montrer que depuis la chute du grand chêne centenaire dont les branches les cachaient et les ombrageaient tous.

Comme je l'ai dit, il ne manqua pas d'opposition contre ce grand chêne de Goëthe, et elle ne se fit pas sans amertume. Des hommes de l'opinion la plus opposée se réunirent contre lui. Les vieux croyants, les orthodoxes, s'irritèrent de ce que, dans le tronc de ce grand arbre, il ne se trouvait pas une niche avec une petite image de saint, que même les dryades nues de l'antiquité y célébraient leurs jeux; et, semblables à saint Boniface, ils eussent volontiers abattu, avec une cognée bénite, le vieux chêne enchanté. Les nouveaux croyants, les apôtres du libéralisme, s'irritaient au contraire de ce qu'il n'était pas un arbre de liberté, et qu'on ne pouvait en faire usage pour construire une barricade. L'arbre était trop haut en effet, on ne pouvait ficher un bonnet rouge à sa cime ni danser la carmagnole à son ombre. Quant au public, il l'honorait pour sa beauté, parce qu'il remplissait le monde de ses parfums, parce que ses branches s'élevaient si magnifiquement vers le ciel, et si haut, que les étoiles ne semblaient plus que les fruits dorés de cet arbre merveilleux.

L'opposition contre Goëthe ne commence qu'à l'apparition des *Fausses Années de pèlerinage*, qui parurent en 1821 sous le titre de *Années de pèlerinage de Wilhelm Meister*, quelque temps après la décadence des Schlegel, chez Gottfried Basse, à Quedlimbourg. Goëthe avait annoncé, sous ce titre, une continuation des *Années d'apprentissage de Wilhelm Meister*, et, par une circonstance singulière, cette continuation parut en même temps que la parodie littéraire, où l'on n'avait pas seulement imité, d'une façon outrée, la manière d'écrire de Goëthe, mais aussi le caractère du héros du roman original, nommé Meister. Cette singerie ne témoignait pas seulement de beaucoup d'esprit, mais encore d'un grand tact, et comme l'auteur sut garder pendant quelque temps l'anonyme, qu'on chercha vainement à le découvrir, l'intérêt du public fut excité de la manière la plus habile. On apprit à la fin que l'auteur était un ministre campagnard, parfaitement inconnu, nommé *Pustkuchen*, nom qui, en français, signifie *omelette soufflée*, et qui indique fort bien le caractère de l'écrivain. Ce n'était rien autre que la vieille saumure piétistique qui s'était gonflée sous un souffle esthétique contre Goëthe. Dans ce livre, on lui reprochait que ses poésies n'avaient pas de but moral; qu'il ne savait pas créer de nobles caractères, mais uniquement des figures vulgaires. Au contraire, Schiller n'avait représenté que des caractères idéals et les plus élevés, et par conséquent il était un plus grand poëte.

Ce dernier point, à savoir que Schiller était un plus grand poëte que Goëthe, était la pensée principale que fit naître ce livre. On tomba dans la manie de comparer les productions des deux poëtes, et les opinions se partagèrent. Les schillériens se retranchèrent sur la candeur et la magnificence d'un Max Piccolomini, d'une Thékla, d'un marquis de Posa et d'autres héros du théâtre de Schiller, tandis que les personnages de Goëthe, Philine, Marguerite, Claire, et d'autres charmantes créatures furent déclarées des femmes immorales. Les goëthéens avouaient en souriant que ces personnages et d'autres ne se montraient pas sous un aspect moral, mais que la propagation de la morale qu'on exigeait dans les poésies de Goëthe n'est nullement le but de l'art : car dans l'art il n'y a pas plus de but que dans la construction de l'univers, où l'homme va déterrer à grand'peine les notions de *but* et *moyen;* l'art, comme l'univers, n'est là que pour lui-même. Ainsi, disaient-ils, que l'univers reste toujours le même, bien que dans leurs jugements les hommes varient sans cesse, l'art doit rester indépendant des vues temporaires des hommes. L'art devrait donc aussi rester entièrement indépendant de la morale, qui change sur la terre aussi souvent que se présente une religion nouvelle qui repousse les anciennes. En effet, comme après quelques siècles écoulés, il se forme ordinairement une nouvelle religion dans le monde, et comme alors une nouvelle morale s'introduit et se rend puissante sur les mœurs, chaque époque déclarerait hérétiques et immorales les œuvres du temps passé, s'il fallait les juger d'après la censure de la morale passagère. De bons chrétiens qui condamnent la chair comme une chose diabolique ressentent toujours une vive aigreur à la vue des images des dieux grecs; de chastes moines ont attaché un tablier devant la Vénus antique; dans ces temps modernes même, nous avons vu coller sur la nudité des statues une ridicule feuille de vigne; et un dévot quaker a sacrifié son patrimoine tout entier pour acheter et brûler les plus beaux tableaux mythologiques de Jules Romain. Vraiment il méritait de monter au ciel, et d'y être fouetté tous les jours à coup de verges! Une religion qui voudrait placer Dieu dans la matière, et qui, par conséquent, tiendrait la chair pour divine, passant dans les mœurs, devrait produire une morale d'après laquelle on n'attacherait de prix qu'aux œuvres d'art qui glorifient la chair, et elle ferait rejeter comme immorales les œuvres de l'art chrétien qui représentent le flétrissement de la matière. Mais il y a plus encore: non-seulement la morale change de siècle en siècle, mais encore les œuvres d'art qui sont morales dans un pays sont regardées comme immorales dans un autre. Ainsi nos arts du dessin excitent l'horreur d'un vrai croyant musulman; et, en revanche, des objets qui passent pour fort innocents dans un harem de l'Orient sont un objet de scandale pour le chrétien. Dans l'Inde, où la profession d'une bayadère n'est nullement flétrie par les mœurs, le drame de *Vasantasena*, dont l'héroïne est une vénale fille de joie, ne passe pas du tout pour immoral. Si on le représentait au Théâtre-Français, tout le parterre crierait à l'immoralité, ce même parterre qui voit chaque jour avec plaisir des pièces d'intrigue dont les héroïnes sont de jeunes veuves qui finissent par se marier joyeusement, au lieu de se brûler avec leurs défunts époux, comme le veut la morale indienne.

Je ne diffère pas entièrement des goëthéens, qui, dans ces vues élevées sur l'art le placent si haut, et en font comme un second monde, au-dessous duquel s'agitent la vie des hommes, leurs religions et leurs morales, si mouvantes et si changeantes; mais je ne puis du tout les approuver, lorsqu'ils partent de ce principe pour proclamer l'art comme la chose la plus élevée, et mettre de côté le monde réel à qui appartient le premier rang.

Schiller s'est beaucoup plus attaché à ce dernier monde que Goëthe; et, sous ce point de vue, nous lui devons des louanges. L'esprit de son temps le saisit vivement, ce grand Frédéric Schiller. Il lutta avec lui; il fut contraint par lui, il le suivit au combat, il porta sa bannière, et c'est cette même bannière sous laquelle on a combattu avec tant d'enthousiasme de ce côté du Rhin. Schiller écrivit pour les grandes idées de la révolution ; il détruisit les bastilles intellectuelles, il travailla à ce grand temple de la liberté qui doit renfermer toutes les nations comme une même confrérie ; il fut cosmopolite. Schiller débuta par cette haine contre le passé, que nous voyons dans *les Brigands*, où il se montre comme un petit Titan espiègle, échappé de l'école, et qui court casser les vitres du grand Jupiter; il finit par cet amour pour l'avenir qui apparaît déjà dans *Don Carlos* comme un parterre de fleurs, et il est lui-même ce marquis de Posa, à la fois prophète et soldat, qui combat pour ce qu'il a prédit, et qui porte, sous le manteau espagnol, le plus noble cœur qui ait jamais aimé et souffert en Allemagne.

Le poëte, le créateur, ressemble ici à Dieu, qui fait ses créatures à sa propre image. Mais si Carl Moor et le marquis de Posa sont tout Schiller, Goëthe ressemble à son Werther, à son Wilhelm Meister, à son Faust, où l'on peut étudier les phases de son esprit. Si Schiller se jette tout à fait dans l'histoire, s'il s'enthousiasme pour les progrès sociaux de l'humanité, et chante les annales du monde : Goëthe, lui, se plonge dans les sensations individuelles, ou dans l'art ou dans la nature; Goëthe, le panthéiste, devait s'occuper uniquement, comme son affaire principale, de l'histoire de la nature, et ce ne fut pas seulement en des poésies, mais aussi en des ouvrages scientifiques, qu'il donna les résultats de ses recherches. Son indifférentisme était aussi un résultat de sa contemplation panthéistique de l'univers. Si Dieu est dans tout, il est absolument indifférent de s'occuper d'une chose ou d'une autre, de nuages ou de pierres antiques, de chansons populaires ou de carcasses de singes, d'hommes ou de comédiens. Mais Dieu est aussi dans le mouvement, dans l'action, dans chaque manifestation, dans le temps; son souffle saint agite les feuilles de l'histoire, qui est le véritable livre divin; et c'est là ce que sentit et soupçonna Frédéric Schiller, et il écrivit l'*Emancipation des Pays-Bas*, la *Guerre de trente ans*, la *Pucelle d'Orléans* et *Guillaume Tell*.

Sans doute, Goëthe chanta aussi quelques grandes histoires d'émancipation ; mais il les chanta comme artiste. Comme il avait rejeté avec chagrin l'enthousiasme chrétien qui lui semblait dégoûtant, et qu'il ne comprenait pas l'enthousiasme philosophique de notre temps, parce qu'il craignait, en s'y livrant, d'être tiré de sa tranquillité d'âme, il traita en général l'enthousiasme d'une façon tout historique, comme quelque chose de donné, comme une étoffe qu'il fallait travailler. L'esprit devint matière sous ses mains, et il lui donna la plus belle, la plus agréable forme. C'est ainsi qu'il devint le plus grand artiste dans notre littérature, et que tout ce qu'il écrivit fut un chef-d'œuvre merveilleusement fini.

L'exemple du maître entraîna les disciples, et l'Allemagne vit naître cette période littéraire que j'ai nommée autrefois *période des arts*, et à laquelle j'attribuais la plus funeste influence sur le développement politique du peuple allemand. Je ne prétends pas nier toutefois la valeur réelle des chefs-d'œuvre de Goëthe. Ils ornent notre chère patrie, comme de belles statues décorent un jardin; mais ce sont des statues. On peut en devenir amoureux, mais elles sont stériles. Les poésies de Goëthe ne produisent pas l'action comme celles de Schiller. L'action est fille de la parole, et les belles paroles de Goëthe ne créent pas d'enfants. C'est la condamnation de tout ce qui est né seulement de l'art. La statue que fit Pygmalion était une belle femme; le maître s'en éprit : elle reçut la vie sous ses baisers; mais ils ne la fécondèrent pas. Je crois que M. Charles Nodier a dit quelque chose de semblable. J'y songeais hier, en me promenant dans les salles basses du Louvre, en contemplant les vieilles statues des dieux. Ils étaient là avec leurs yeux muets et blancs, leurs sourires de marbre, où gisait une mélancolie secrète, peut-être un souvenir affligeant de l'Égypte, le pays des morts, où ces dieux ont pris origine; peut-être aussi un désir douloureux de la vie, d'où d'autres divinités les ont chassés; un chagrin de leur immortalité morte : ils semblaient attendre la parole qui devait les rendre à l'existence, qui devait les délivrer de leur raide et froide immobilité. Ces marbres antiques me firent songer aux poésies de Goëthe, qui sont aussi achevées, aussi splendides, aussi calmes, et qui semblent aussi sentir avec douleur que leur immobilité et leur froideur les séparent de notre vie chaude et animée; qu'elles ne peuvent se réjouir et souffrir avec nous; qu'elles ne sont pas des êtres humains, mais de malheureux mélanges de divinité et de pierre.

Le peu d'indications que j'ai donné explique la mauvaise humeur des différents partis qui s'élevèrent en Allemagne contre Goëthe. Les orthodoxes étaient indignés contre le vieux païen, ainsi qu'on nomme généralement Goëthe en Allemagne; ils craignaient son influence sur le peuple en qui il glissait sa doctrine par de riantes poésies et par des chansonnettes. Ils virent en lui l'ennemi le plus dangereux de la croix, qui, ainsi qu'il le disait lui-même, lui était aussi désagréable que les punaises, l'ail et la fumée de tabac; c'est du moins le sens de la Xénie que Goëthe n'a pas craint de publier au milieu de l'Allemagne, le pays où ces insectes, l'ail, le tabac et le cagotisme ont fait une sainte-alliance. Ce n'était pas là précisément ce qui nous déplaisait dans Goëthe, à nous hommes de la révolution. Comme je l'ai dit, nous blâmions la stérilité de sa parole, l'esprit artiste qui se répandit par lui en Allemagne, qui engourdit la jeunesse et s'opposa à la régénération politique de notre patrie. Aussi le panthéiste indifférent fut attaqué par les côtés les plus opposés, pour parler français, l'extrême droite et l'extrême gauche s'unirent contre Goëthe; et tandis qu'un cafard noir frappait sur lui à coups de crucifix, un enragé sans-culotte lui présentait la pointe de sa pique.

Un écrivain allemand, qui avait publié une collection de bons mots, intitulée *Streckverse*, et qu'on nommait le Saphir chrétien, pour le distinguer de M. Saphir, le spirituel bon-motiste de Vienne — M. Wolfang Menzel — entra à la même époque en lice contre Goëthe. M. Menzel ne se montra pas dans cette lutte absolument chrétien spiritualiste ou patriote mécontent. Il basa plutôt une partie de ses attaques sur les derniers raisonnements de Frédéric Schlegel, qui, après sa chute, lança du fond de son dôme gothique des anathèmes sur Goëthe, dont les poésies, comme il disait, *n'ont pas de point central*. M. Menzel alla plus loin, et montra que Goëthe n'avait pas de génie, mais seulement du talent, et il vanta Schiller par opposition. Cela eut lieu quelque temps avant la révolution de juillet. M. Menzel était alors le plus grand adorateur du moyen âge, aussi bien sous le rapport de ses œuvres d'art que de ses institutions; il honnissait avec une rage non interrompue Jean-Henri Voss, et vantait avec un enthousiasme inouï M. Joseph Goerres. Sa haine contre Goëthe était donc véritable, et il écrivit contre lui par conviction, et non pas, comme on le prétendait, pour se faire connaître. Quoique j'eusse pris rang parmi les adversaires de Goëthe, je n'étais pas moins mécontent de la rudesse de pareilles diatribes, et dans une critique que je fis de leurs auteurs, je me plaignis de leur manque de piété. Je fis observer que Goëthe était toujours le roi de notre littérature, et que quand on appliquait le couteau critique à un souverain, il fallait le faire avec la courtoisie convenable, comme fit le bourreau qui décapita Charles Ier, et qui s'agenouilla devant le prince avant de remplir son office, pour lui demander en toute humilité son pardon.

Parmi les antagonistes de Goëthe se trouvait aussi le fameux conseiller aulique Müllner, et le seul ami qui lui soit resté fidèle, le professeur Schütz, fils du vieux Schütz. On y comptait aussi quelques autres dont les noms sont moins fameux, par exemple un M. Spaun, qui a passé un assez long temps dans une maison de correction. Soit dit entre nous, c'était une société un peu mêlée. J'ai dit ce qu'on fit dans ce camp; il serait difficile d'énoncer quel motif décida chacun séparément à déclarer la guerre. Je ne connais au juste le motif que d'une seule de ces personnes; et comme cette personne est moi-même, je le rapporterai nettement. J'avoue donc avec franchise que c'était l'envie. Je dois cependant ajouter à ma louange que, dans Goëthe, je n'attaquai jamais le poëte, mais l'homme. Je n'ai jamais blâmé ses ouvrages; je n'ai jamais pu y découvrir de fautes, comme certains critiques qui, à l'aide de leurs lunettes, eussent découvert les taches de la lune. Les gens clairvoyants! ce qu'ils prenaient pour les taches de cet astre c'étaient des bois fleuris, des fleuves d'argent, des montagnes majestueuses et des vallées riantes. Rien n'est plus absurde que cette dépréciation de Goëthe en faveur de Schiller, avec qui on n'agissait pas loyalement, et qu'on ne plaçait si haut que pour mettre Goëthe au-dessous de lui. Ou bien ne savait-on pas que ces images idéales si vantées, ces statues qu'élevait Schiller, pour les autels de la vertu et de l'honnêteté, sont bien plus faciles à faire que ces petites créatures, pécheresses mondaines et souillées, que Goëthe nous laisse apercevoir dans ses ouvrages? Ne savent-ils pas que des peintres médiocres pour la plupart étendent sur leurs toiles des figures de saint de grandeur naturelle, tandis qu'il faut être déjà un grand maître pour peindre avec la vérité et la vie nécessaire quelque petit mendiant espagnol qui cherche sa vermine, un paysan flamand qui vomit ou à qui on arrache une dent, et de ces laides vieilles femmes que nous voyons dans les tableaux de chevalet de l'école hollandaise? Dans l'art, on réussit plus facilement à représenter le grand et le terrible, que le petit et le plaisant. Les sorciers de l'Égypte purent imiter un grand nombre des miracles de Moïse, par exemple les couleuvres, le sang, même les grenouilles; mais lorsqu'il fit des enchantements beaucoup plus faciles en apparence, comme la production des insectes, ils avouèrent leur impuissance en disant : « C'est là le doigt de Dieu ! » Indignez-vous des scènes vulgaires du Faust, des orgies sur le Brocken, dans la cave d'Auerbach; indignez-vous des lubricités du Wilhelm Meister, vous ne pourriez imiter toutes ces choses : « c'est le doigt de Goëthe ! » Mais vous ne voudriez pas les imiter, et je vous entends dire avec horreur : « Nous ne sommes pas des sorciers, nous sommes de bons chrétiens. » Pour sorciers, je le savais, vous ne l'êtes pas.

Le plus grand mérite de Goëthe, c'est la perfection de tout ce qu'il représente. Là il n'y a pas de parties qui sont fortes, tandis que les autres sont faibles. Point de choses achevées, tandis que d'autres ne sont qu'esquissées ; point d'embarras, de remplissage ; point de préférence pour des morceaux détachés. Il traite chaque personnage de ses drames et de ses romans, chaque fois que ce personnage se présente, comme s'il était le principal. Il en est ainsi dans Homère, ainsi dans Shakspeare. Dans tous les ouvrages des grands poëtes, il n'y a, à proprement parler, pas de personnages secondaires ; chaque figure est personnage principal à sa place. De tels poëtes ressemblent aux princes absolus, qui n'accordent pas aux hommes un prix indépendant, mais qui leur donnent la plus haute valeur, d'après leur bon plaisir et leur volonté.

Si j'ai parlé avec quelque rudesse des adversaires de Goëthe, je devrais traiter bien plus rudement ses apologistes. La plupart ont encore commis de plus grandes folies dans leur zèle. A cet égard, un certain M. Eckermann, qui ne manque pas d'esprit, s'est placé sur les limites du ridicule. Dans sa lutte contre M. Pustkuchen, Carl Immermann, notre plus grand poëte dramatique actuel, a gagné ses éperons de critique, et il a mis au jour, à cette occasion, un excellent petit livre. Les Berlinois se sont particulièrement distingués dans cette affaire. Le champion le plus distingué pour Goëthe fut en tout temps Varnhagen de Ense, un homme qui a dans le cœur des pensées grandes comme le monde, et qui les exprime en paroles élégantes et précieuses comme des chatons finement taillés ; Goëthe a toujours attaché le plus grand prix au jugement de cet esprit distingué. — Peut-être dois-je rappeler ici que M. Guillaume de Humboldt avait déjà écrit, quelque temps auparavant, un livre remarquable sur Goëthe.

Dans les dix dernières années, chaque foire de Leipzig voyait naître plusieurs écrits sur ce grand poëte. Les recherches de M. Schubart sur Goëthe appartiennent au domaine de la haute critique. Ce que M. Haering, qui écrit sous le nom de Willibald Alexis, a dit dans plusieurs écrits périodiques à ce sujet, est aussi important qu'ingénieux. M. Zimmermann, professeur à Hambourg, dans ses leçons orales a dit aussi d'excellentes choses sur Goëthe, qu'on retrouve dans ses *Feuilles dramaturgiques*. Dans plusieurs universités d'Allemagne, on fit des cours sur Goëthe ; et, de tous ses ouvrages, ce fut *le Faust* dont le public s'occupa le plus constamment. On le paraphrasa, on le commenta de mille manières : ce fut la Bible mondaine des Allemands.

Je ne serais pas un Allemand si je ne donnais quelques éclaircissements à propos de *Faust ;* car, depuis le plus grand penseur jusqu'au plus mince écolier, depuis le philosophe, en descendant jusqu'au docteur en philosophie, il n'est personne qui n'ait essayé sa perspicacité sur ce livre. Mais il est, en vérité, aussi vaste que la Bible; et, comme elle, il embrasse le ciel et la terre avec l'homme et son exégèse. C'est le sujet qui est encore ici la cause principale de l'extrême popularité de *Faust* : que Goëthe ait tiré ce sujet des traditions populaires, cela démontre la profondeur de sa pensée et son génie qui sait toujours choisir le sujet le plus près, le plus juste et le plus droit. Je dois supposer que ce *Faust* est connu; car, dans les derniers temps, ce livre est devenu très-célèbre en France. Mais je ne sais si la vieille tradition populaire est aussi très-connue en ce pays et si l'on y colporte dans les marchés un petit livre de papier gris, mal imprimé et grotesquement orné de raides gravures en bois, sur lequel on lit ce titre circonstancié : « Comment le fameux enchanteur Johannes « Faustus, savant docteur, qui avait étudié toutes les « sciences, finit par jeter ses livres, et fit un pacte avec « le diable pour jouir de tous les plaisirs de la terre, « mais fut obligé de donner son âme à l'enfer. » Le peuple du moyen âge, en voyant des esprits puissants, leur a toujours attribué ces alliances avec le diable; et Albert le Grand, Raimond Lulle, Théophraste Paracelse, Agrippa de Nettesheim, et, en Angleterre, Roger Bacon, ont passé pour des maîtres en magie noire et des conjurateurs de démons. Mais on a fait des chants et des dires bien plus étranges du docteur Faustus, qui obtint du diable, non pas seulement la connaissance des choses, mais les jouissances les plus réelles. C'est aussi ce Faust qui inventa l'imprimerie, et qui vivait au temps où l'on commençait à prêcher contre l'autorité de l'Église et à examiner avec indépendance; si bien qu'avec ce Faust cesse la période cléricale du moyen âge, et commence l'époque moderne, critique et scientifique. Il est, en effet, très-significatif qu'au temps où, d'après l'opinion populaire, aurait vécu le docteur Faust, la réformation commençait, et qu'il aurait trouvé lui-même l'art qui a donné au savoir la victoire sur la foi, l'imprimerie, un art qui nous a ravi la tranquillité d'âme catholique, et qui nous a jetés dans le doute et dans les révolutions; un autre dirait, qui nous a livrés à la puissance du diable. Mais non, la connaissance des choses par la raison, le savoir, nous donne après tout des jouissances dont la foi nous a sevrés bien longtemps. Nous reconnaissons que les hommes n'ont pas été appelés seulement à une égalité céleste, mais ausssi à l'égalité terrestre; la fraternité politique, qui nous est prêchée par la philosophie, est plus bienfaisante que la fraternité purement spirituelle où nous appelle l'évangile, et le savoir deviendra parole, et la parole se fera action, et nous pourrons encore être heureux dans ce monde sous notre enveloppe mortelle. Si ensuite nous venons en possession, après notre mort, de cette béatitude céleste que nous promet la religion, rien ne nous sera plus agréable.

C'est ce que le peuple allemand avait soupçonné depuis longtemps, car le peuple allemand est lui-même ce savant docteur Faust : il est ce spiritualiste qui reconnaît par l'esprit l'insuffisance de l'esprit, qui prétend à des jouissances matérielles, et qui revendique les droits de la chair. Mais encore renfermés que nous étions dans les symboles de la poésie chrétienne, où Dieu passe pour le représentant de l'esprit, et le diable pour le représentant de la chair, on dénonça cette réhabilitation de la chair comme une renégation de Dieu et une alliance avec le démon.

Il se passera quelque temps avant que, en Allemagne, ce qui est prophétisé si profondément dans ce poëme se réalise, avant que l'esprit nous serve à reconnaître les usurpations de l'esprit, et que nous réclamions les droits de la chair. C'est là la grande révolution qui est fille de la transformation.

Le *Divan de l'orient occidental* de Goëthe est moins connu ici que son *Faust*. C'est un livre écrit beaucoup plus tard, dont madame de Staël n'a pas eu connaissance, et que nous devons particulièrement mentionner. Il renferme les opinions et les sentiments de l'Orient exprimés en chants fleuris et en sentences pleines de pensées, et tout cela brûle et embaume comme un harem rempli d'odalisques ardentes, aux paupières peintes en noir, aux yeux de gazelle, aux bras blancs et aux mouvements arrondis ; et le cœur bat et défaille au lecteur comme il battit à l'heureux Gaspard Debureau, lorsqu'il se trouva à Constantinople sur le dernier bâton d'une échelle, et qu'il vit de haut en bas ce que le commaudeur des croyants ne voit jamais que de bas en haut. Quelquefois aussi le lecteur se croit étendu mollement sur un tapis de Perse, fumant le tabac jaune du Turkistan à l'aide d'un long tchibouk de jasmin et d'ambre, tandis qu'une esclave noire le rafraîchit avec un éventail de plumes de paon, et qu'un beau garçon lui présente le véritable café de Moka. Goëthe a transporté dans cette poésie ces voluptés enivrantes, et ses vers sont si faciles, si heureux, si aériens, si veloutés, qu'on s'étonne qu'il ait pu assouplir à ce point la langue allemande. En même temps il donne en prose les plus précieuses explications sur les mœurs et la vie de l'Orient, sur l'existence patriarcale des Arabes, et là Goëthe se montre calme, souriant, ingénu comme un enfant, aussi plein de sagesse qu'un vieillard. Cette prose est transparente comme la mer par une calme et douce soirée d'été, quand l'œil peut plonger dans ses profondeurs où apparaissent les villes englouties avec leurs splendeurs oubliées. Quelquefois cette prose est aussi magique, aussi mystérieuse que le ciel quand le crépuscule le voile, et les grandes pensées de Goëthe apparaissent pures et dorées comme des étoiles. Le charme de ce livre est inexplicable; c'est un selam que l'Occident envoie à l'Orient, et il s'y trouve des fleurs bien curieuses : des roses rouges et riantes, des hortensias semblables au sein nu des jeunes filles, des digitales pourprées pareilles à de longs doigts d'homme, de grotesques oreilles d'ours, et au milieu du bouquet, modestes et cachées, de silencieuses violettes allemandes. Ce selam signifie que l'Occident est fatigué de son maigre et glacial spiritualisme, et qu'il veut se réchauffer au corps sain et vigoureux de l'Orient. En écrivant son *Divan*, Goëthe, qui avait exprimé dans *Faust* sa répugnance pour les abstractions intellectuelles et son désir des joies réelles, se jeta, avec l'esprit même, dans les bras du sensualisme.

Il est donc important de remarquer que ce livre parut immédiatement après *Faust*. Ce fut la dernière phase de Goëthe, et son exemple eut une grande influence sur la littérature. Nos lyriques se mirent alors à chanter l'Orient. — Il n'est pas non plus inutile de dire que Goëthe, tandis qu'il chantait si joyeusement la Perse et l'Arabie, témoigna la répugnance la plus prononcée pour l'Inde. Ce qui lui déplaisait dans ce pays, c'était ce qu'il a de bizarre, de confus et d'obscur, et peut-être cette répugnance lui vient-elle de ce qu'il devina quelque arrière-pensée catholique dans les études sanscrites des Schlegel et de messieurs leurs amis. Ces messieurs regardaient l'Indostan comme le berceau de l'organisation du monde dans les formes catholiques; ils y voyaient le type de leur hiérarchie; ils y trouvaient leur trinité, leur incarnation, leur rédemption, leurs péchés, leurs castoiements et toutes leurs manies favorites. La répugnance de Goëthe pour l'Inde ne les aigrit pas peu, et M. Guillaume-Auguste Schlegel le nomma avec amertume « un païen converti à l'Islamisme. »

Parmi les écrits qui ont paru l'année passée, au sujet de Goëthe, un ouvrage posthume de Jean Falk, intitulé : *Goëthe peint d'après ses rapports intimes et personnels*, mérite d'être le plus remarqué. Outre un examen détaillé de *Faust* (cela ne pouvait manquer!), l'auteur nous communique d'excellentes notions sur Goëthe, et il nous le montre dans tous les rapports de sa vie, toujours fidèle à la nature, toujours impartial, avec toutes ses vertus et toutes ses fautes. Là nous voyons Goëthe en rapport avec sa mère, dont le naturel se réfléchit si merveilleusement dans la personne de son fils; nous le voyons comme naturaliste observant une chenille qui s'est enveloppée de sa chrysalide et qui doit s'envoler en papillon; nous le voyons près du grand Erder qui le tance sérieusement de son indifférentisme, qui fait qu'il ne daigne pas accorder à la transformation de l'homme l'attention qu'il donne à la transformation d'un insecte; nous le suivons à la cour du grand-duc de Weimar, improvisant joyeusement, assis parmi de jeunes dames d'honneur, semblable à Apollon au milieu des blondes génisses du roi Admètes; puis nous le voyons avec l'orgueil d'un dalaï-lama, refusant de reconnaître Kotzebue, lorsque celui-ci, pour l'humilier, préparait une solennité publique en l'honneur de Schiller; partout prudent, avisé, beau et aimable, figure heureuse et réjouissante comme celle des dieux éternels.

On trouvait, en effet, dans Goëthe, la réunion de la personnalité avec le génie, comme on la veut trouver parmi les hommes extraordinaires. Son extérieur était aussi imposant que la parole qui vivait dans ses écrits; son apparence était harmonieuse, nette, agréable, noblement conçue, et on pouvait étudier sur lui l'art grec, comme sur une antique. Ce corps plein de dignité, n'était jamais courbé par une rampante humilité chrétienne; les traits de ce visage n'étaient pas contractés par une mystique mortification; ces yeux n'étaient pas voilés par la timidité du pécheur; ils ne roulaient pas de dévots regards vers le ciel et ne craignaient pas de se fixer vers la terre : non, ils étaient calmes comme les regards d'un dieu. En général, c'est le signe distinctif des dieux, que leur regard est ferme et que leurs yeux ne vacillent pas. Aussi, quand Agni, Varunna, Yama et Indra prirent la forme de Nala aux noces de Damayanti, celle-ci reconnut son bien-aimé au mouvement de ses prunelles; car, je le répète, les prunelles des dieux sont toujours immobiles. Les yeux de Napoléon avaient cette vertu : aussi suis-je convaincu que c'était un dieu. Les yeux de Goëthe devaient être aussi divins dans l'âge le plus avancé que dans sa jeunesse. Le temps put bien couvrir sa tête de neige, mais non la courber. Il la portait toujours fière et haute, et quand il parlait il devenait toujours plus grand; et quand il étendait sa main, il semblait que son doigt pût montrer aux étoiles du ciel le chemin qu'elles devaient suivre. On veut avoir remarqué un trait glacé d'égoïsme à sa bouche, mais ce trait est propre encore aux dieux éternels, surtout au père des dieux, au grand Jupiter, à qui j'ai déjà comparé Goëthe. Vraiment, lorsque je le visitai à Weimar, tandis que je me trouvais en face de lui, je regardais furtivement de côté pour voir si l'aigle, avec la foudre au bec, n'était pas près de lui. J'étais sur le point de lui parler grec; mais comme je remarquai qu'il comprenait l'allemand, je lui dis, dans cette langue, que les prunes des arbres entre Iéna et Weimar avaient très-bon goût. J'avais réfléchi pendant bien des nuits d'hiver à ce que je dirais d'élevé et de sublime à Goëthe lorsqu'un jour je le verrais; et lorsque je le vis je n'eus rien autre chose à lui dire, sinon que les prunes de Saxe sont bonnes! Et Goëthe se mit à sourire : il souriait avec ces mêmes lèvres avec lesquelles il avait baisé jadis la belle Léda, Europe, Danaé Sémélé et maintes autres princesses ou simples nymphes.

Les dieux s'en vont; Goëthe est mort. Il mourut le 22 du mois de mars de l'année 1832, cette année significative où notre terre a perdu ses plus grandes illustrations. On dirait que, dans cette année, la mort est devenue tout à coup aristocrate, et qu'elle a voulu distinguer les notabilités de la terre en les envoyant à la fois au tombeau. Peut-être a-t-elle voulu fonder une pairie là-bas, dans le royaume des ombres; et, dans ce cas, sa fournée aurait été très-bien choisie : ou, au contraire, la mort aurait-elle voulu favoriser la démocratie dans cette année fatale, et établir l'égalité intellectuelle en ensevelissant les grandes autorités? Était-ce le respect ou l'insolence qui lui faisait épargner les rois? Pas un seul roi ne mourut dans cette année. Les dieux s'en vont, les rois restent.

CINQUIÈME PARTIE

— POËTES ROMANTIQUES —

I

La sincérité consciencieuse que je me suis rigoureusement imposée me force de dire que plusieurs Français m'ont reproché d'avoir parlé des Schlegel, et particulièrement de M. Auguste-Guillaume Schlegel, en termes par trop durs. Je crois que de pareils reproches ne m'auraient pas été adressés, si on était mieux instruit en France sur l'histoire littéraire de l'Allemagne. On ne connait guère ici M. Auguste-Guillaume Schlegel que par les écrits de sa noble protectrice, madame de Staël. Un grand nombre de personnes ne connaissent que son nom : ce nom leur sonne à la mémoire comme quelque chose de vénérable et d'illustre, comme qui dirait le nom d'Osiris, dont ils ne savent aussi rien autre chose, sinon que c'était un merveilleux petit bonhomme de dieu qui fut adoré en Egypte. Ils ne connaissent pas mieux l'un que l'autre, et ils ne se doutent pas de la ressemblance qui se trouve entre eux.

Bien qu'il existe aujourd'hui un grand nombre d'écrivains allemands qui méritent, bien plus que les Schlegel, une mention étendue, je me vois obligé de consacrer encore quelques lignes à ces derniers pour répondre au reproche de dureté qui m'a été adressé. Malheureusement, ces nouvelles réflexions ne ressembleront pas non plus à un panégyrique.

Comme j'ai fait autrefois partie, en quelque sorte, des disciples académiques du plus âgé des Schelgel, il se pourrait qu'on me crût obligé de montrer quelque clémence à son égard. Mais M. Auguste-Guillaume Schlegel a-t-il épargné le vieux Burger, son maître, son père littéraire ? Nullement; car, dans la littérature comme dans les forêts des sauvages de l'Amérique septentrionale, les fils assomment leurs pères dès qu'ils sont devenus vieux et débiles.

J'ai déjà remarqué que Frédéric Schlegel était un esprit plus considérable que M. Auguste-Guillaume; et, en effet, ce dernier ne subsistait que des idées de son frère, qu'il s'entendait à élaborer artistement. Frédéric Schlegel était un profond penseur; il reconnaissait toutes les magnificences du passé, et il sentait toutes les douleurs du présent; mais il ne comprenait pas la sainteté de ces douleurs et leur nécessité pour le salut futur du monde. Il voyait se coucher le soleil, et il contemplait mélancoliquement la place où il avait disparu, se plaignant des ténèbres qu'il voyait s'amonceler à l'horizon; et il ne songeait pas que, du côté opposé, éclataient déjà les feux d'une nouvelle aurore. Frédéric Schlegel nommait un jour l'historien un prophète à rebours. Ce mot est la meilleure désignation qui puisse lui convenir à lui-même. Le présent lui était odieux; il était effrayé de l'avenir: ce n'était que dans le passé qui lui était si cher, que se portaient ses longs regards de voyant, et là seulement il reconnaissait l'héroïsme et le bonheur. Mais, dans les douleurs de notre âge, le pauvre Frédéric Schlegel ne devinait pas les douleurs d'un enfantement et d'une résurrection; il ne voyait que l'agonie et les gémissements de la mort, il ne se doutait pas pourquoi se déchirait le rideau du temple, pourquoi la terre tremblait et les rochers s'écroulaient; et la crainte de mourir lui fit prendre la fuite, et l'obligea de se réfugier au milieu des ruines tremblantes de l'église. L'auteur de *Lucinde* trouva ce lieu approprié à la disposition de son âme. Il avait dépensé dans sa vie un excès de présomption et de gaieté qu'il trouvait coupable, et il se sentait le besoin d'expier ces péchés de sa jeunesse et de son âge mûr. Il se fit catholique.

Lucinde est un roman. C'est, avec quelques poésies et le drame d'*Alarcos* imité de l'espagnol, la seule composition originale qui ait été laissée par Frédéric Schlegel. Dans le temps, les louanges ne manquèrent pas au roman ; alors le révérend M. Schleyermacher écrivit et publia des lettres remplies d'enthousiasme sur la *Lucinde*. Des critiques s'avancèrent jusqu'à dire que cette production était un véritable chef-d'œuvre, et ils ne craignirent pas de prophétiser que le roman de *Lucinde* serait regardé un jour comme le meilleur livre de la littérature allemande. Les autorités auraient dû faire justice de ces gens-là, comme on fait en Russie pour les prophètes qui annoncent un malheur public, et qu'on enferme jusqu'à ce que leur prédiction soit accomplie. Non, les dieux ont préservé notre littérature de cette grande calamité : le roman de Schlegel fut bientôt repoussé à cause de sa nullité effrénée, et maintenant son retentissement s'est tout à fait évanoui. Lucinde est le nom de l'héroïne du roman ; c'est une femme composée de saillies et de sensualités. Les défauts du roman viennent de ce qu'elle n'est pas femme, mais une composition mal combinée des deux abstractions : l'esprit et la sensualité. La mère de Dieu pardonnera peut-être à l'auteur de ce livre ; mais les muses ne lui pardonneront jamais. Un roman semblable, nommé *Florentin*, fut attribué par erreur au défunt Schlegel. Ce livre est, dit-on, l'ouvrage de sa femme, fille du célèbre Moïse Mendelsohn qu'il avait enlevée à son premier mari, et qui passa avec lui dans le sein de l'église catholique.

Je crois que Frédéric Schlegel en agit sérieusement avec le catholicisme. Je le crois de lui ; de beaucoup de ses amis, je n'en crois rien. En pareille circonstance, il est assez difficile de s'assurer de la vérité. L'hypocrisie est la sœur jumelle de la religion, et elles se ressemblent tant toutes les deux, qu'il est quelquefois impossible de les distinguer. C'est la même figure, le même costume, le même langage. L'une est cependant plus molle dans son parler, et ce mot *amour* vient plus souvent sur ses lèvres. Ici, en France, l'une de ces sœurs est morte, et l'autre en porte le deuil.

Depuis l'apparition du livre de madame de Staël sur l'Allemagne, Frédéric Schlegel a encore gratifié le public de deux grands ouvrages qui sont peut-être ses meilleures productions, et qui méritent en tous cas la mention la plus favorable. Ce sont : *la Sagesse et la langue des Indiens*, et ses *Leçons sur l'histoire de la littérature*. Par le premier de ces ouvrages, il n'a pas seulement introduit parmi nous l'étude du sanskrit, mais encore il l'a fondée. Il devint pour l'Allemagne ce que Williams Jones avait été pour l'Angleterre. Il avait appris le sanskrit de la manière la plus originale, et le petit nombre de fragments qu'il a donnés dans ce livre sont traduits admirablement. Grâce à la puissance d'observation dont il était doué, il comprit toute la signification de la versification épique des Indiens, de la Sloka, qui coule aussi largement dans leur poésie que le Gange, le fleuve aux eaux saintes et limpides. Je puis m'épargner les louanges, car l'ouvrage de Frédéric Schlegel sur l'Inde est assurément traduit en français, je ne trouve à blâmer que l'arrière-pensée du livre. Il est écrit dans l'intérêt de l'ultramontanisme. Ces braves gens avaient retrouvé, dans les poésies indiennes, non pas seulement les mystères du sacerdoce romain, mais toute sa hiérarchie et toutes ses luttes avec la puissance temporelle. Dans le Mahabarata et le Ramayana, ils voyaient un moyen âge aux formes d'éléphant. En effet, dans cette dernière épopée, quand le roi Wiswamitra lutte avec le prêtre Wasischta, cette lutte comporte les mêmes intérêts que ceux qui excitèrent l'un contre l'autre l'empereur et le pape, bien que l'objet de la querelle soit nommé ici, en Europe, l'investiture, et là-bas, dans l'Inde, la vache Sabala.

On peut élever le même reproche au sujet des leçons sur la littérature. Frédéric Schlegel y examine toutes les littératures d'un point de vue élevé, mais cette position élevée est toujours la cime du clocher d'une église gothique. Et à tout ce que dit Schlegel on entend sans cesse les cloches sonner, parfois aussi le croassement des corbeaux qui voltigent autour des ais de la vieille flèche. Pour moi, l'encens de la messe me monte au nez dès que j'ouvre ce livre, et aux meilleurs passages il me semble que je vois s'élever tout à coup de longues files de pensées tonsurées. Cependant je ne connais pas de meilleur livre en ce genre; et il n'y a que les travaux du même genre de Herder, qui pourraient nous procurer un pareil aperçu sur la littérature de tous les peuples. Mais Herder ne se mettait pas, comme un grand inquisiteur, sur un siége, pour juger les différentes nations, et les condamner ou les absoudre selon le degré de leur croyance. Non, Herder regardait toute l'humanité comme une harpe dans la main d'un grand maître; chaque peuple lui semblait une corde particulière de cet instrument, et il comprenait l'harmonie universelle qui résultait de ces accords différents.

Frédéric Schlegel mourut il y a cinq ans, par suite d'un excès gastronomique, dit-on. Il était âgé de cinquante-six ans. Sa mort occasionna un des plus repoussants scandales littéraires. Ses amis, le parti cagot, qui tient son quartier général à Munich, furent enragés de la manière détachée dont la presse libérale parla de cette mort; ils outragèrent et injurièrent de mille façons les libéraux allemands; mais toutefois, d'aucun d'eux ils ne purent dire qu'il avait enlevé la femme de son hôte, et qu'il avait, longtemps après, vécu des aumônes de ce mari outragé.

Maintenant je dois, puisqu'on le veut, parler de son frère aîné, M. Auguste-Guillaume Schlegel. Si c'était en Allemagne que je voulusse encore parler de lui, on me regarderait avec surprise.

Qui parle encore à Paris de la girafe ?

M. Auguste-Guillaume Schlegel est né à Hanovre, le 5 septembre 1767. Ce n'est pas de lui que je tiens cette particularité. Je n'ai jamais été si peu poli que de m'informer de son âge. Si je ne me trompe, j'ai trouvé cette date dans les biographies des femmes savantes de l'Allemagne par Spindler. M. A.-G. Schlegel est donc âgé de soixante-sept ans. M. Alexandre de Humboldt et quelques naturalistes prétendent qu'il est plus âgé. Champollion était aussi de cette opinion. En parlant de ses services littéraires, je dois aussi revenir sur ses traductions : là, il rendit réellement de grands services. Sa traduction de Shakspeare est surtout un chef-d'œuvre incomparable. Peut-être, à l'exception de M. Gries et de M. le comte de Platen, M. A.-G. Schlegel est-il le plus grand métrique de l'Allemagne. Dans tous ses autres travaux, on ne saurait lui accorder que la seconde, ou même la troisième place. Dans la critique esthétique, il lui manque, comme je l'ai dit, la base d'une philosophie, et d'autres contemporains le dépassent beaucoup en ce genre, particulièrement Solger. Dans l'étude du vieux langage allemand, M. Schlegel est fort au-dessous de M. Jacob Grimm, qui, par sa grammaire, a mis fin à ces vues superficielles avec lesquelles on expliquait, à l'exemple des deux frères Schlegel, les monuments de notre langue. M. Schlegel aurait peut-être porté loin l'étude du vieux langage, s'il ne s'était élancé dans le sanskrit. Mais la vieille langue allemande n'était plus de mode, et le sanskrit pouvait exciter une nouvelle sensation. Mais aussi dans cette étude il resta en quelque sorte dilettante : l'initiative de ses pensées appartient encore à son frère Frédéric ; et ce qu'il y a de réel, de scientifique dans ses inductions sanskrites est l'œuvre, chacun le sait, de son savant collaborateur M. Lassen. M. Franz Bopp, à Berlin, est, en Allemagne, le véritable érudit sanskrit, et le premier de tous. Dans la science historique, M. Schlegel voulut une fois se cramponner à la renommée de Niebuhr qu'il attaqua; mais si on le compare à ce grand critique, ou à un Jean de Muller, à un Heeren et à d'autres historiens, on ne peut s'empêcher de sourire. Mais quel est son rang comme poëte? Ceci est difficile à déterminer.

Le joueur de violon Solomons, qui donnait des leçons au roi d'Angleterre George III, disait un jour à son auguste écolier : « Les joueurs de violon peuvent se diviser en trois classes. A la première appartiennent ceux qui ne savent pas jouer du tout; à la seconde, ceux qui jouent mal; et à la troisième ceux qui jouent bien. Votre Majesté s'est déjà élevée jusqu'à la seconde classe. »

M. Schlegel appartient-il à la première ou à la seconde classe des poëtes? Les uns disent qu'il n'est pas poëte du tout; les autres disent qu'il est un mauvais poëte. Tout ce que je sais, c'est qu'il n'est pas un Paganini.

M. A.-G. Schlegel ne dut sa célébrité qu'à l'assurance inouïe avec laquelle il attaqua les autorités littéraires qui existaient alors. Il arracha les couronnes de laurier qui couvraient de vieilles perruques; et à cette occasion il fit voler beaucoup de poudre aux yeux de son public. Sa renommée est une fille naturelle du scandale.

Je l'ai déjà fait observer plusieurs fois, la critique à l'aide de laquelle M. Schlegel attaqua les autorités ne repose pas sur une philosophie arrêtée. Quand nous revînmes de l'étonnement où nous avait jetés cette assurance, nous reconnûmes bientôt le vide absolu de la critique de M. Schlegel. Ainsi, lorsqu'il veut rabaisser le poëte Burger, il compare ses ballades aux vieilles ballades anglaises rassemblées par l'évêque Percy, et il montre combien celles-ci sont plus simples, plus naïves, plus gothiques, et par conséquent aussi plus empreintes de poésie. M. Schlegel a suffisamment compris l'esprit du passé, surtout celui du moyen âge, et il réussit fort bien à indiquer cet esprit dans les anciens monuments, et à expliquer leurs beautés sous ce point de vue. Mais tout ce qui appartient au présent, il ne saurait le comprendre; tout au plus saisit-il quelques traits extérieurs, quelque chose de la physionomie du temps présent, ordinairement la partie la moins belle; et comme il ne comprend pas l'esprit qui l'anime, il ne voit dans toute notre vie moderne qu'une tiède prose. En général, il n'appartient qu'à un grand poëte de saisir la poésie de la pensée d'un temps présent; la poésie d'un temps passé se devine plus facilement, et il est plus facile de la faire sentir aux autres. Ainsi M. Schlegel réussit à relever auprès de la multitude les poésies où repose le passé aux dépens de celles où respire et vit notre époque moderne. Les *relics of ancient poetry* rassemblées par Percy expriment l'esprit de leur temps comme les poésies de Burger expriment l'esprit du nôtre. Si M. Schlegel avait compris cet esprit il n'eût pas pris la fougue avec laquelle il éclate dans les poésies de Burger pour le cri rauque d'un grossier magister, mais bien pour le puissant cri de douleur d'un Titan qui fut martyrisé par l'aristocratie des gentillâtres et des pédants académiques du Hanovre. Tel était le supplice du pauvre auteur de *Lenore*, et de maint autre homme de génie qui végétait péniblement à Goettingue dans les fonctions de chétif professeur, et qui mourait dans la misère. Comment le magnifique chevalier A.-G. de Schlegel, protégé par de superbes patrons, appointé, baronisé, enrubané, aurait-il pu comprendre ces vers où Burger s'écrie avec rage : « Un homme d'honneur, plutôt que de mendier les faveurs des grands, doit se faire arracher de ce monde par la faim! »

Le nom de Burger signifie, en allemand, *citoyen*.

Ce qui augmenta encore beaucoup la réputation de M. Schlegel, ce fut la sensation qu'il produisit lorsque plus tard ici, en France, il s'attaqua aux autorités littéraires des Français. Nous vîmes avec joie et orgueil notre belliqueux compatriote démontrer aux Français que toute leur littérature classique ne vaut rien; que Molière est un bouffon et un farceur, et non pas un poëte; que Racine a également bien peu de valeur, et qu'en revanche nous autres Allemands, nous sommes incontestablement les dieux du Parnasse. Son refrain était toujours que les Français sont le peuple le plus prosaïque du monde, et qu'il n'y a pas du tout de poésie en France. Ces choses-là, l'homme les disait dans un temps où, devant ses yeux, s'offraient encore journellement maint et maint coryphée de la Convention, où il voyait passer devant lui, en chair et en os, les derniers acteurs de cette tragédie de géants, dans un temps où

Napoléon improvisait chaque jour une sublime épopée, lorsque Paris fourmillait de dieux, de héros et de rois... Mais M. Schlegel ne vit rien de ces choses. Lorsqu'il était ici, il ne voyait que lui-même, il ne regardait que sa figure dans un miroir, et de la sorte il est facile de comprendre qu'il n'ait pas aperçu de poésie en France.

Mais, je le répète, M. Schlegel n'a jamais pu comprendre que la poésie du passé. Celle du temps présent lui échappe. Tout ce qui est vie moderne lui semble excessivement prosaïque, et il n'a pu concevoir la poésie de la France, ce sol maternel de la société et de la poésie modernes. Racine dut être aussi le premier poëte que M. Schlegel ne put comprendre, car ce grand poëte se présente déjà comme le héraut des temps modernes près du grand roi avec qui commencent les temps nouveaux. Racine est le premier poëte moderne, comme Louis XIV fut le premier roi moderne. Dans Corneille respire encore le moyen âge. En lui et dans la fronde râle la voix de la vieille chevalerie qui pousse son dernier soupir; aussi le désigne-t-on quelquefois comme un poëte romantique. Mais, dans Racine, les sentiments et les poésies du moyen âge sont complétement éteints : il ne réveille que des idées nouvelles; c'est l'organe d'une société neuve. On voit éclore dans son sein les premières violettes du printemps qui ouvre notre jeune âge ; on y voit même les bourgeons des lauriers qui s'épanouissent plus tard si largement. Qui sait combien d'actions d'éclat jaillirent des vers tendres de Racine? Les héros français qui gisent enterrés aux Pyramides, à Marengo, à Austerlitz, à Iéna, à Moscou, avaient entendu les vers de Racine, et leur empereur les avait écoutés de la bouche de Talma. Qui sait combien de quintaux de renommée reviennent à Racine sur la colonne de la place Vendôme? Euripide est-il un plus grand poëte que Racine? c'est ce que j'ignore; mais je sais que ce dernier fut une source vivante d'enthousiasme, qu'il a enflammé le courage par le feu de l'amour, et qu'il a enivré, ravi et ennobli tout un peuple. Qu'exigez-vous de plus d'un poëte? Nous sommes tous mortels; nous descendons dans le tombeau, et nous laissons derrière nous notre parole; et quand cette parole a rempli sa mission, alors elle retourne dans le sein de Dieu, ce refuge de toutes les paroles de poëte, cette patrie de toutes les harmonies.

Si M. Schlegel s'était borné à dire que la mission de la parole de Racine était accomplie, et que le temps qui s'avançait toujours exigeait d'autres poëtes, ses attaques auraient eu quelque base; mais elles se trouvèrent sans fondement lorsqu'il voulut démontrer la faiblesse de Racine en le comparant à des poëtes plus anciens. Non-seulement M. Schlegel n'a rien deviné de la grâce infinie, de la douce finesse, du charme profond qu'il y a dans cette pensée de Racine qui a revêtu de costumes antiques ses héros français modernes, mêlant ainsi à l'intérêt des passions modernes l'intérêt d'une piquante mascarade, mais il a encore été assez gauche pour prendre tous ces délicieux travestissements au sérieux, pour juger les Grecs de Versailles d'après les Grecs d'Athènes, et comparer la Phèdre de Racine avec la Phèdre d'Euripide! Cette manière de juger le présent à la mesure du passé est si fortement enracinée dans M. Schlegel, que c'est toujours avec le laurier des vieux poëtes qu'il fustige les jeunes, et que, pour rabaisser Euripide à son tour, il n'a rien su trouver de mieux que de le comparer au vieux Sophocle, ou même à Eschyle.

Je serais conduit trop loin si je voulais montrer en détail comment M. Schlegel, voulant déprécier Euripide en se servant de cette méthode, s'est montré aussi aigre et aussi injuste envers lui que le fut jadis Aristophane. Ce dernier se trouvait placé, sous ce rapport, à un point de vue qui offre une grande ressemblance avec le point de vue de l'école romantique. Sa polémique est fondée sur de semblables sensations et sur des tendances pareilles; et si l'on a nommé M. Tieck un Aristophane romantique, on pourrait avec raison nommer le parodiste d'Euripide et de Socrate un Tieck classique. Ainsi que M. Tieck et les Schlegel, en dépit de leur incrédulité, ont cependant gémi sur la chute du catholicisme; ainsi qu'ils ont désiré restaurer cette croyance dans la multitude; ainsi qu'ils ont bafoué dans ce dessein et chargé d'accusations les rationalistes et les humanistes; ainsi qu'ils ont exprimé la répugnance la plus amère pour les hommes qui répandaient dans la vie et la littérature une honnête pensée bourgeoise; ainsi qu'ils ont sifflé cet esprit de bourgeoisie comme des misères d'épiciers, lui opposant *dans leur but la grande vie chevaleresque du* moyen âge : de même Aristophane, qui se raillait des dieux, a-t-il cependant attaqué les philosophes qui préparaient la chute de tout l'Olympe ; de même haïssait-il le rationaliste Socrate qui prêchait une meilleure morale ; de même haïssait-il les poëtes qui annonçaient déjà et exprimaient une vie moderne aussi différente de l'ancienne période des dieux, des héros et des rois de la Grèce, que notre temps actuel diffère de la période féodale du moyen âge ; de même il haïssait Euripide, qui n'était pas enivré du moyen âge de la Grèce comme l'étaient Eschyle et Sophocle, mais qui se rapprochait déjà de la tragédie bourgeoise. Je doute que M. Schlegel sache le véritable motif qui l'a porté à mettre Euripide si bas, en le comparant si défavorablement à Eschyle et à Sophocle ; mais je pense qu'un sentiment ignoré de lui-même guidait sa plume, et qu'il sentait dans le vieux tragique l'élément moderne, la bourgeoisie et le protestantisme, qui jadis étaient déjà si en haine au catholique-païen, au marguillier athénien Aristophane.

Mais je fais peut-être à M. Schlegel un honneur qu'il n'a pas mérité, en lui prêtant des sympathies et des antipathies : il se peut qu'il n'en ait aucune. Dans sa jeunesse il fut un helléniste ; et, dans un âge plus avancé, il devint un romantique. Il se fit le coryphée de la nouvelle école : elle reçut son nom et celui de son frère, et, de tous ceux de cette école, il fut peut-être celui qui la prit le moins au sérieux. Il la soutint de ses talents : il la seconda par ses études, se réjouit tant que la chose alla bien ; et lorsque l'école prit une mauvaise fin, il poussa ses études dans une autre voie.

Bien que l'école soit tombée en ruines, les efforts de M. Schlegel ont eu cependant de bons résultats pour notre littérature. Il avait surtout montré comment on pouvait traiter des objets scientifiques dans un langage élégant. Auparavant, nul écrivain allemand n'osait écrire un livre scientifique dans un style clair et agréable : on écrivait dans un langage sec et diffus, qui sentait affreusement le tabac et la chandelle. M. Schlegel est du petit nombre des Allemands qui ne fument pas de tabac, vertu qu'il doit à la société de madame de Staël. En effet, il doit à cette dame ce poli extérieur qu'il a pu faire valoir en Allemagne, avec tant d'avantages. Sous ce point de vue, la mort de l'admirable madame de Staël fut une grande perte pour ce savant Allemand, qui trouvait, dans son salon, tant d'occasions de connaître les modes nouvelles, et qui, en sa qualité de son accompagnateur dans toutes les capitales de l'Europe, pouvait voir le beau monde et s'approprier les plus belles manières. Ces habitudes de société lui étaient devenues si nécessaires, qu'après la mort de sa noble protectrice, il ne fut pas éloigné de s'offrir à la célèbre Catalani pour l'accompagner dans ses voyages.

Comme je l'ai dit, la propagation de l'élégance est le principal mérite de M. Schlegel ; et, grâce à lui, il se glissa un peu de civilisation dans la vie des poëtes de l'Allemagne. Gœthe avait déjà donné un exemple plein d'influence ; il avait montré qu'on peut être poëte allemand, et cependant être un homme de bonne compagnie. Autrefois, nos poëtes allemands méprisaient toutes les formes conventionnelles ; et le nom de poëte allemand, ou le mot de génie poétique, avait la plus ignoble signification. Un poëte allemand était alors un homme qui portait un habit râpé et en lambeaux ; qui confectionnait pour un écu des pièces de vers à l'occasion des mariages et des baptêmes ; qui s'enivrait loin de la bonne compagnie où il n'était pas admis, et qu'on trouvait quelquefois, le soir, étendu sur les dalles de la rue, sentimentalement caressé par les rayons amoureux de Phébé. Quand ces gens-là devenaient vieux, ils avaient coutume de se plonger encore plus profondément dans leur misère. Il est vrai que c'était une misère sans souci, ou accompagnée d'un seul souci, à savoir où l'on buvait le plus de schnaps pour le moins d'argent.

C'est ainsi que je m'étais toujours représenté un poëte allemand. Que je fus donc agréablement surpris, lorsqu'en l'année 1819, tout jeune encore et visitant l'université de Bonn, j'eus l'honneur de voir face à face le génie poétique dans la personne de M. Auguste-Guillaume Schlegel ! Après Napoléon, c'était le premier grand homme que je voyais, et je n'oublierai jamais cette vue ineffable. J'éprouve encore aujourd'hui la sainte terreur qui pénétra mon âme quand je me trouvai devant sa chaire, et que je l'entendis parler. Je portais alors une redingote de bure blanche, une toque rouge, de longs cheveux blonds, et je n'avais pas de gants. Mais M. Auguste-Guillaume Schlegel avait des gants glacés, et il était entièrement habillé d'après la nouvelle mode parisienne ; il était encore tout odorant du parfum de la bonne compagnie et de l'eau de mille-fleurs qu'il ne s'était pas épargnée : c'étaient l'élégance et la gentillesse en personne ; et, lorsqu'il parla du grand chancelier d'Angleterre, il ajouta *mon ami*, et près de lui se tenait un laquais sous la livrée baroniale de la maison de Schlegel, qui avait soin des bougies placées dans des flambeaux d'argent ; et, sur la chaire, à son côté, brillait un verre d'eau sucrée sur une soucoupe de cristal. Un laquais en livrée ! des bougies ! des flambeaux d'argent ! mon ami le grand chancelier d'Angleterre ! des gants glacés ! de l'eau sucrée ! quelles choses inouïes dans la classe d'un professeur allemand ! Tout cet éclat ne nous éblouit pas peu, nous autres jeunes gens, et moi surtout ; et je fis alors sur M. Schlegel trois odes, et chacune de ces odes, commençait par ces paroles : « O toi qui, etc. ; » mais ce n'était que dans la poésie que j'osais tutoyer un homme si distingué. Son extérieur était réellement très-imposant : sur sa petite tête mince ne brillaient plus qu'un petit nombre de cheveux gris, et son corps était si chétif, si consumé, si transparent, qu'il semblait tout esprit, et qu'il avait l'air d'un symbole du spiritualisme.

Cependant il venait de se marier, et lui, le chef des romantiques, il avait épousé la fille du conseiller du consistoire Paulus, à Heidelberg, le chef des rationalistes allemands. C'était une union symbolique ; le romantisme se mariait en même temps au rationalisme ; mais cet accouplement monstrueux ne produisit pas de fruits. Au contraire, la séparation n'en devint que plus grande. Déjà, le lendemain de la nuit des noces, le rationalisme s'en retourna, en fuyant à sa maison, et ne voulut avoir plus rien à faire avec le romantisme ; car le rationalisme, raisonnable comme il est toujours, ne voulait pas être marié d'une façon purement symbolique ; et dès qu'il reconnut la nullité intérieure du romantisme, il s'en alla. Je sens que tout ceci est un peu obscur. Je vais m'expliquer plus clairement.

Thyphon, le méchant Thyphon, haïssait Osiris (qui était un dieu égyptien, comme vous le savez), et lorsqu'il le tint en sa puissance, il le mit en pièces. Isis, la pauvre Isis, la femme d'Osiris, chercha péniblement à rapprocher ces morceaux, les cousut ensemble, et réussit à restaurer intégralement son époux déchiré. Intégralement ? Hélas ! non, il manquait un fragment capital, que la pauvre déesse n'avait pu retrouver. Pauvre Isis ! elle fut obligée de se contenter d'un complément en bois. Pauvre Isis ! De là vint un grand culte en Égypte, et à Heidelberg un grand scandale.

C'est un vieux mythe qui, dans son temps, a produit une joyeuse sensation. Depuis ce temps on perdit entièrement de vue M. A.-G. Schlegel ; il s'était évanoui. Le mécontentement que lui causait un pareil oubli le poussa enfin, après longues années d'absence, vers Berlin, l'ancienne capitale de sa grandeur littéraire. Il y vint faire quelques leçons publiques sur l'esthétique ; mais il n'avait appris rien de nouveau pendant tout cet intervalle ; et il parlait alors devant un public qui avait reçu de Hegel une philosophie de l'art et une science de l'esthétique. On railla et on haussa les épaules. Il lui arriva, comme à une vieille comédienne qui remonte, après vingt ans d'absence, sur le théâtre de ses anciens succès, et qui ne comprend pas pourquoi le public rit au lieu d'applaudir. L'homme avait effroyablement changé, et il réjouit Berlin, quatre semaines durant, par l'étalage de ses ridicules. C'était un fat vieilli qui se faisait bafouer partout ; on en raconte d'incroyables choses.

Ici, à Paris, j'eus la douleur de revoir M. A.-G. Schlegel en personne. Je n'avais jamais pu me figurer qu'un pareil changement fût possible. Ce fut peu de temps après mon arrivée. J'allais visiter la maison qui fut habitée par Molière ; car j'honore les grands poëtes, et je cherche partout avec un esprit religieux les traces de leur passage terrestre : c'est un culte. Sur mon chemin, aux piliers de la halle, non loin de cette sainte maison, j'aperçus un personnage dont les traits indécis me parurent offrir quelque ressemblance avec le Guillaume Schlegel d'autrefois. Je crus voir son esprit ; mais ce n'était que son corps. L'esprit est mort ; c'est le corps *qui revient sur la terre. Ce corps avait passablement* engraissé ; la chair s'était rattachée à ces minces jambes spiritualistes, et on apercevait même un ventre prépondérant, au-dessus duquel pendait une grande quantité de rubans d'ordres. La petite tête, jadis si grise et si argentée, portait une joyeuse perruque blonde. L'homme était habillé à la mode de l'année 1818, dans laquelle mourut madame de Staël. Il souriait gaiement, et s'agitait avec une coquetterie juvénile ; il s'était réellement opéré en lui un rajeunissement merveilleux : c'était une plaisante seconde édition de sa jeunesse ; il semblait revenir en fleur ; et je soupçonne même que le vermillon de ses joues n'était pas emprunté à l'art, mais à une saine ironie de la nature.

En ce moment, il me sembla voir le défunt Poquelin à sa fenêtre, me jetant un sourire en désignant du doigt cette joviale et mélancolique apparition. Son côté ridicule m'apparut alors dans un vif éclat ; je compris toute la profondeur et la portée de la bouffonnerie qui s'y trouvait imprimée, et j'aperçus dans tout son jour le caractère de comédie de ce personnage, qui, malheureusement, n'a pas trouvé de grand comique pour le mettre sur la scène. Molière seul eût été l'homme capable de transporter une pareille figure sur le Théâtre-Français ; lui seul avait le talent nécessaire pour une telle entreprise. C'est ce que soupçonna de bonne heure M. A.-G. Schlegel ; et il prit Molière en aversion, comme Napoléon prit en aversion Tacite. M. Schlegel, le fin critique, avait, dès longtemps, pressenti qu'il n'eût pas échappé à Molière, ce grand comique, s'il eût encore vécu. Napoléon, le César français, disait de Tacite qu'il avait calomnié les empereurs romains. M. Schlegel, l'Osiris allemand, dit de Molière qu'il n'était pas un poëte, mais simplement un bouffon.

M. Auguste-Guillaume Schlegel quitta bientôt Paris, après avoir été décoré de l'ordre de la Légion d'honneur. Le *Moniteur* a hésité jusqu'à ce jour de donner officiellement cette nouvelle; mais Thalie, la muse de la comédie, l'a vivement inscrite sur ses joyeuses tablettes.

◆

II

Après les Schlegel, M. Louis Tieck fut un des écrivains les plus actifs de l'école romantique. Il combattit et il composa pour elle. Ce fut un poëte, nom que ne mérita aucun des deux Schlegel. Ce fut un fils véritable de Phœbus Apollo, et, comme le dieu éternellement adolescent, il ne porta pas seulement la lyre, mais l'arc et le carquois rempli de flèches retentissantes. Il était ivre d'enthousiasme lyrique et de cruauté critique, comme son père le Delphien. Comme celui-ci, dès qu'il avait impitoyablement écorché quelque Marsyas littéraire, ses doigts sanglants se portaient joyeusement sur les cordes d'or de sa lyre, et il se mettait à chanter une douce chanson de troubadour.

La polémique qu'il soutint, sous une forme dramatique, contre les adversaires de l'école, est une des plus curieuses apparitions de notre littérature; ce sont des drames satiriques que l'on compare ordinairement aux comédies d'Aristophane, mais ils en diffèrent autant qu'une tragédie de Sophocle diffère d'une tragédie de Shakspeare. Les comédies antiques avaient toute l'unité d'action, la marche rigoureuse et la langue élégamment métrique de la tragédie antique dont elles étaient la parodie. Les satires dramatiques de M. Tieck sont coupées d'une façon aussi aventureuse, et elles sont aussi irrégulières, conçues dans un langage aussi capricieux que les tragédies de Shakspeare. Cette forme était-elle une nouvelle invention de M. Tieck ? Non; elle existait déjà parmi le peuple, et particulièrement en Italie. Ceux qui comprennent l'italien peuvent se faire une juste idée des drames de M. Tieck, en ajoutant quelques rêveries de clair de lune allemandes aux comédies fantastiques, merveilleuses et bariolées du vénitien Gozzi. M. Tieck a même emprunté aux joyeux enfants des Lagunes la plupart de ses masques. A son exemple, beaucoup de poëtes allemands s'emparèrent de cette forme, et nous eûmes des comédies dont l'effet n'était pas produit par un caractère plaisant ou par une bouffonne intrigue, mais où l'on nous introduisait immédiatement dans un monde fabuleux où les animaux parlent et agissent comme des hommes, et où le hasard et le caprice prennent la place de l'ordre naturel des choses. C'est ce que nous voyons aussi dans Aristophane. Seulement le dernier a pris cette forme pour dramatiser toute la profondeur de ses vues sur la société, comme dans *les Oiseaux*, où les manies insensées des hommes, leur goût de bâtir des chimères dans l'espace, leur audace à braver les dieux éternels, et la vanité de leurs triomphes, sont représentés sous les masques les plus burlesques. C'est ce qui fait la grandeur d'Aristophane. Ses vues sont immenses; elles sont plus grandes, plus tragiques même que celles des tragiques; ses comédies sont réellement des tragédies rieuses. Voyez son Paisteteros. Un poëte moderne l'eût montré, à la fin de la pièce, dans sa nullité ridicule. Là, au contraire, il gagne Basilea, la belle, la puissante Basilea; il s'élève dans sa ville de nuées avec sa divine épouse, les dieux sont forcés de se conformer à sa volonté, la folie célèbre son union avec la puissance, et la pièce se termine par de joyeux chants d'hyménée. Est-il, pour un homme raisonnable, quelque chose de plus terriblement tragique que cette victoire et que ce triomphe des fous? Nos Aristophanes allemands ne s'élèvent pas si haut: ils se sont interdit toute haute pensée, toute vaste contemplation du monde; sur les deux plus importantes choses humaines, la politique et la religion, ils ont gardé un très-modeste silence, et ils ne se sont hasardés à traiter que le thème choisi par Aristophane, dans *les Grenouilles*. Pour objet principal de leurs satires, ils ont choisi le théâtre lui-même, et ils se sont moqués, avec plus ou moins de verve, des défauts de notre scène.

Mais il faut avoir égard à l'état politique de l'Allemagne. Nos satiriques, forcés de détourner leurs traits loin de tous les princes véritables, voulurent se dédommager de cette contrainte sur les rois de théâtre et les princes de coulisses. Nous qui ne possédions presque pas de journaux politiques discutants, nous avons toujours été comblés d'une foule de feuilles esthétiques, qui ne contiennent que des contes oiseux et des articles de théâtre ; de sorte qu'en voyant nos publications périodiques, on serait tenté de croire que toute la nation allemande ne se compose que de bavardes nourrices et de critiques de théâtre. Mais on nous eût mal jugés. Après la révolution de juillet, dès qu'il fut permis de prononcer une parole libre dans notre chère patrie, on vit combien peu ces piteuses écrivasseries nous contentaient. Il s'éleva tout à coup des feuilles où l'on jugea le jeu, bon ou mauvais, des rois véritables, et plus d'un d'entre eux, qui avait oublié son rôle, fut sifflé dans sa propre capitale. Nos Schéhérazades littéraires, qui avaient coutume d'endormir, par leurs contes, le public, ce lourd sultan, furent obligés de se taire, et les comédiens virent avec étonnement que leur parterre était vide le jour où ils jouaient le plus divinement. La cage des terribles critiques restait même souvent déserte. Les bons héros de théâtre s'étaient souvent plaints d'être sans cesse l'objet de toutes les conversations et de tous les écrits, et de ce que leurs vertus domestiques servissent de pâture aux gazettes. Quel fut leur effroi en voyant que les choses prenaient une telle marche qu'il ne serait bientôt plus du tout question de leurs personnes!

En effet, quand le soleil de juillet nous éclaira, le théâtre, la critique et les contes prirent subitement fin en Allemagne, et les comédiens, les critiques et les conteurs tremblèrent et s'écrièrent que l'art touchait à sa ruine. Mais cette grande catastrophe qui menaçait notre patrie a été heureusement détournée par la sagesse et la force de la diète de Francfort. Une révolution n'éclatera pas en Allemagne, on doit l'espérer; nous sommes préservés de la guillotine et de toutes les horreurs de la liberté de la presse; les chambres des députés, dont la concurrence faisait tant de tort aux théâtres, qui ont cependant des priviléges concédés antérieurement, seront supprimées, et l'art est sauvé. On fait en ce moment, en Allemagne et particulièrement en Prusse, tout ce qu'il est possible de faire pour l'art. Les musées rayonnent de toutes les couleurs de l'iris, les orchestres retentissent, les danseuses exécutent leurs plus voluptueux entrechats, le public est distrait et réjoui par mille et un contes, et la critique de théâtre fleurit plus que jamais!

Justin rapporte dans ses histoires que Cyrus, ayant apaisé la révolte des Lydiens, sut réfréner l'esprit turbulent de ce peuple courageux, en le forçant de s'occuper des beaux-arts et d'autres choses joyeuses. Depuis ce temps, il ne fut plus question des émeutes lydiennes; les restaurateurs lydiens, les danseuses et les artistes du pays, n'en furent que plus célèbres.

Nous avons maintenant du repos en Allemagne; la critique du théâtre et les contes y sont de nouveau l'affaire principale, et comme M. Tieck excelle dans ces deux branches, tous les amis de l'art lui paient le tribut d'admiration qui lui est dû. C'est, en effet, le meilleur écrivain de nouvelles de l'Allemagne. Ses écrits ne sont pas toutefois de la même espèce et de la même valeur. Comme chez les peintres, on peut distinguer dans M. Tieck plusieurs manières. Sa première manière appartient encore entièrement à l'ancienne école; il n'écrivait alors que sur la demande et la commande d'un libraire; et ce libraire n'était autre que Nicolaï en personne, le champion le plus opiniâtre des lumières et de la philanthropie, le plus grand ennemi de la superstition, du mysticisme et du romantisme. Nicolaï était un mauvais écrivain, une perruque prosaïque, qui s'est rendu souvent fort ridicule avec son nez sans cesse braqué sur les jésuites; mais nous qui sommes nés plus tard, nous devons avouer que le vieux Nicolaï était un homme plein de droiture; qu'il parla avec loyauté au peuple allemand, et que, par amour pour la sainte cause de la vérité, il ne recula pas devant le plus cruel de tous les martyres, devant le ridicule. On m'a conté, à Berlin, que M. Tieck habitait autrefois la maison de ce brave homme; il demeurait à un étage au-dessus de Nicolaï; le temps nouveau marchait déjà sur la tête du vieux temps.

Les ouvrages que M. Tieck écrivit dans sa première manière, des contes et de longs romans pour la plupart, comme *William Lowel*, le meilleur de tous, sont fort insignifiants. Il semble que cette opulente et poétique nature ait été avare dans sa jeunesse, et qu'elle ait conservé ses trésors pour des temps plus éloignés; ou peut-être M. Tieck ne connaissait-il pas lui-même les richesses que renfermait sa poitrine, et les Schlegel furent-ils forcés de les découvrir à l'aide de la magique baguette de coudrier. Dès que M. Tieck se trouva en contact avec les Schlegel, tous les trésors de son imagination, de son âme et de son esprit s'ouvrirent: les diamants étincelèrent, les perles les plus pures tombèrent par flots, et, par-dessus tout, éclata l'escarboucle, ce joyau fabuleux, dont les poëtes romantiques parlaient tant alors, et qu'ils ont tant chanté. Cette riche poitrine fut la véritable trésorerie où puisèrent les Schlegel pour subvenir aux frais de leurs campagnes littéraires. M. Tieck dut écrire pour l'école les comédies satiriques dont j'ai parlé, et confectionner en même temps, d'après la nouvelle recette esthétique, une foule de poésies à la dernière façon. C'est là la seconde manière de M. Tieck. Ses productions dramatiques les plus remarquables dans cette manière sont: *l'Empereur Octavien*, *Sainte Geneviève* et *Fortunatus*, trois drames composés d'après les livres populaires du même nom. Ces vieilles légendes que le peuple allemand conserve toujours précieusement, le poëte les a revêtues d'un riche et nouveau vêtement. Mais, pour moi, j'en conviens, je les préfère dans leur vieille forme simple et naïve. Quelque belle que soit la *Geneviève* de M. Tieck, j'aime mieux le livre populaire, mal imprimé à Cologne sur le Rhin, avec de mauvaises gravures en bois, où l'on a représenté d'une façon touchante la pauvre princesse palatine toute nue, chastement couverte de ses longs cheveux, et faisant allaiter son enfant par une biche compatissante.

Les nouvelles que M. Tieck a écrites dans sa seconde manière sont beaucoup plus précieuses que ces drames; elles sont aussi, pour la plupart, imitées des vieilles légendes populaires. Les plus excellentes sont *le blond Eckbert* et *le Runenberg*. Dans ses poésies, on sent une intimité mystérieuse, un accord singulier avec la nature, mais surtout avec l'empire des plantes et des pierres. Le lecteur se sent comme transporté dans une forêt enchantée; il entend les sources souterraines ruisseler mélodieusement. Il croit entendre quelquefois son propre nom prononcé dans les murmures du feuillage. Des plantes aux larges feuilles, qui semblent animées, enlacent ses pieds et entravent sa marche; des fleurs merveilleuses et inconnues ouvrent, pour le contempler, de grands yeux diaprés de mille couleurs; des lèvres invisibles pressent son front; de hauts champignons dorés s'agitent au pied des arbres, et résonnent doucement comme des clochettes; de grands oiseaux silencieux se balancent sur les branches, et baissent vers lui leurs longs becs pensifs..... Tout respire; tout est frémissant et plein d'attente.... Tout à coup le cor résonne; une image de femme aux plumes flottantes, le faucon au poing, passe sur une blanche haquenée; et elle est si belle, si blonde; ses yeux sont si bleus, si riants et à la fois si sérieux, si sincères et en même temps si ironiques, si chastes et en même temps si voluptueux, que l'on croit voir l'imagination de notre excellent Louis Tieck en personne. Oui, son imagination est une courtoise damoiselle, qui poursuit dans une forêt enchantée des animaux fabuleux, peut-être la rare licorne, qui ne se laisse prendre que par une vierge.

Une singulière modification s'opère à présent chez M. Tieck; elle annonce sa troisième manière. Après avoir quelque temps gardé le silence au temps de la décadence des Schlegel, il reparut en public, et de la façon à laquelle on s'attendait le moins. L'ancien enthousiaste, qui s'était jeté dans le sein de l'église catholique avec un zèle de néophyte, qui avait combattu si puissamment la philanthropie et le protestantisme, qui ne respirait que pour la féodalité et le moyen âge, qui n'aimait l'art que dans les expansions d'un cœur naïf, se présenta dès lors comme adversaire de l'extravagance, comme peintre de la moderne vie bourgeoise, comme artiste qui demande la clarté de la conscience dans l'art; en un mot, comme un homme de bon sens. C'est ainsi qu'il se montre dans une série de nouvelles nouvelles, dont quelques-unes sont connues en France. L'étude de Goëthe y est visible, et, en général, dans sa troisième manière, M. Tieck apparaît comme un disciple de Goëthe. C'est la même clarté artistique, la même sérénité, le même calme et la même ironie. L'école des Schlegel n'avait pas réussi jadis à attirer Goëthe, nous voyons à présent cette école, représentée par M. Louis Tieck, passer dans le camp de Goëthe. Ceci fait souvenir d'une légende musulmane. Le prophète avait dit à la montagne : « Montagne, viens à moi.» Mais la montagne ne vint pas. Et, voyez-vous, un plus grand miracle s'accomplit : le prophète alla à la montagne.

M. Tieck est né à Berlin, le 31 mai 1773. Depuis une longue suite d'années, cet auteur s'est établi à Dresde, où il s'occupe particulièrement du théâtre; et lui qui dans ses écrits a sans cesse persiflé les conseillers auliques comme le type du ridicule, il est maintenant devenu conseiller aulique de S. M. le roi de Saxe. Il faut convenir que le bon Dieu est un satirique encore plus grand que M. Tieck.

Il s'est élevé aujourd'hui une singulière mésintelligence entre la raison et l'imagination de M. Tieck. La première, la raison de M. Tieck, est un honnête bourgeois bien sobre, qui honore l'économie et l'ordre, et qui ne veut pas entendre parler d'enthousiasme; mais l'autre, son imagination, est toujours cette femme chevaleresque aux plumes flottantes, et le faucon au poing. Ces deux créatures forment une curieuse union, et il est quelquefois affligeant de voir la pauvre noble dame forcée de servir son époux bourgeois dans son ménage, et d'aller dans sa boutique l'aider à vendre du beurre et du fromage. Mais quelquefois, la nuit, quand l'honnête homme ronfle paisiblement, la tête plongée dans son bonnet de coton, la noble dame se lève furtivement de son lit de misère conjugale, elle monte son blanc palefroi, et court chasser joyeusement, comme jadis, dans la forêt enchantée du romantisme.

Je ne saurais passer sous silence que la raison de M. Tieck est devenue plus raide que jamais dans ses dernières nouvelles, que son imagination fait de plus en plus pénitence pour son tempérament romantique, et que même, dans les nuits froides, elle reste, en bâillant avec satisfaction, dans la couche conjugale, où elle se rapproche presque avec amour de son maigre époux.

Cependant M. Tieck est toujours un grand poëte, car il peut créer des êtres animés, et de son cœur s'échappent des paroles qui ont le pouvoir d'agiter nos cœurs. Une nature molle, quelque chose d'indécis, d'incertain, une faiblesse extrême, ce sont là les qualités qu'on ne trouve pas seulement aujourd'hui, mais qu'on a toujours vantées en lui. Ce manque de force et de résolution se fait trop sentir dans tout ce qu'il fait et dans tout ce qu'il écrit. Il ne se montre jamais prime-sautier. Sa première manière ne le dénonce pas du tout; la seconde le présente comme un fidèle écuyer, portant l'écu, la lance et le heaume des Schlegel; et sa troisième manière indique un imitateur de Goëthe. Ses critiques de théâtre qu'il a rassemblées sous le titre de *Feuilles dramaturgiques*, sont encore ce qu'il a fait de plus original; mais ce sont des critiques de théâtre.

Pour peindre tout à fait Hamlet comme un homme faible, Shakspeare le fait lier conversation avec des comédiens, et apparaître comme un bon critique de théâtre.

M. Tieck ne s'est jamais soumis à une discipline sévère. Il n'a étudié que les langues modernes et les vieux documents de notre poésie teutonique. Il paraît qu'il est resté toujours étranger aux études anciennes, comme un véritable romantique. Jamais il ne s'est occupé de philosophie; cette branche de savoir semble même lui répugner. Dans les champs de la science, M. Tieck n'a cueilli que des fleurs et des branches légères, pour régaler avec les premières le nez de ses amis, et avec les dernières le dos de ses adversaires. Ses écrits sont des bouquets ou des faisceaux de verges. Nulle part une gerbe avec des épis.

Après Goëthe, c'est Cervantes que M. Tieck a le plus imité. L'ironie humoristique, je pourrais dire l'humeur ironique de ces deux écrivains, répand aussi son parfum dans les nouvelles qui appartiennent à la troisième manière de M. Tieck. L'ironie et l'*humour* y sont tellement fondues qu'elles sont une. Il est beaucoup question chez nous de cette ironie humoristique; l'école de Goëthe l'a prise comme une des plus grandes qualités du maître, et elle joue en ce moment un rôle important dans la littérature allemande. Mais elle n'est qu'un signe de notre servitude politique, et comme Cervantes, écrivant du temps de l'inquisition, dut chercher un refuge dans l'ironie de bonne humeur pour ne pas donner prise aux familiers du saint office, Goëthe prit l'habitude de dire avec ce même ton d'ironie tout ce qu'il ne pouvait dire nettement, lui ministre d'État, lui courtisan. Goëthe n'a jamais tu la vérité : seulement, quand il n'a pu la montrer nue, il l'a habillée d'ironie et d'*humour*. Les honnêtes Allemands, qui plient sous la censure et les entraves de toute espèce, et qui ne peuvent cependant jamais renfermer leurs opinions, sont particulièrement réduits à la forme ironique et humoristique. C'est le seul moyen d'évasion qui reste encore à leur droiture, et dans cette forme leur honnêteté se montre encore de la manière la plus touchante. Ceci me ramène de nouveau à Hamlet, prince de Danemark. Hamlet est la plus honnête peau de mortel qui soit au monde. Sa dissimulation ne sert qu'à cacher les dehors. Il est fantasque, parce qu'un esprit fantasque choque moins l'étiquette de cour qu'une franchise vigoureuse. Dans toutes ses saillies ironiques, il laisse toujours voir qu'il se manière à dessein ; son opinion véritable se décèle dans tout ce qu'il dit et ce qu'il fait, à tout homme qui s'entend à voir quelque chose, et même au roi à qui il ne peut dire ouvertement la vérité (il est trop faible pour cela), mais auquel il ne prétend la cacher d'aucune façon. Hamlet est parfaitement loyal ; l'homme le plus loyal pouvait seul dire : « Nous sommes tous des fourbes. » En jouant le fou il ne veut pas non plus nous tromper, il sent bien lui-même qu'il est fou.

J'ai encore à louer deux ouvrages de M. Tieck, par lesquels il s'est acquis tout particulièrement des droits à la reconnaissance du public allemand. Ce sont sa traduction d'une suite de drames anglais antérieurs à Shakspeare, et sa traduction du *Don Quixote*.

Parmi ces drames il en est quelques-uns qui portent le même nom et traitent le même sujet que des pièces de Shakspeare. Nous y trouvons encore la même intrigue, le même développement scénique, enfin toute la tragédie de Shakspeare, moins la poésie. Quelques commentateurs se sont imaginé que c'étaient les ébauches du grand poëte, pour ainsi dire ses cartons dramatiques, et, si je ne me trompe, M. Tieck lui-même a soutenu que le *Roi Jean*, qui fait partie de ces vieilles pièces, était un ouvrage de Shakspeare, par lequel il aurait préludé au grand chef-d'œuvre que nous connaissons sous ce titre; mais c'est une erreur. Ces tragédies ne sont que les pièces surannées que nous savons avoir été refaites complétement ou en partie par Shakspeare, selon les besoins des directeurs de théâtre, qui lui ont payé douze à seize schellings pour un tel travail. C'était un pauvre arrangeur qui valait bien les plus superbes royautés littéraires d'aujourd'hui. L'autre grand poëte, Miguel Cervantes, ne jouait pas un rôle moins humble dans le monde réel. Ces deux hommes, l'auteur de *Hamlet* et l'auteur de *Don Quixote*, sont les plus grands poëtes qu'ait produits le temps moderne. Mais Cervantes, encore plus que le doux William, exerce sur moi un charme indéfinissable. Je l'aime jusqu'aux larmes. Cet amour date de très-longtemps.

« La vie et les actions de l'ingénieux hidalgo don Quixote de la Mancha, écrites par Miguel de Cervantes Saavedra. » C'est là le premier livre que j'ai lu, après avoir appris à prononcer assez couramment les lettres. Je me ressouviens encore parfaitement de ce petit temps où je m'échappais de bon matin de la maison paternelle et où j'allais courir au jardin de la cour, pour lire, sans être troublé, le *Don Quixote*. C'était par une belle matinée de mai ; le printemps, qui commençait, brillait déjà dans une paisible aurore, et il se faisait louer par le rossignol, son doux flatteur, et celui-ci chantait ses louanges d'une voix si molle et si caressante, que les roses les plus pudiques ouvraient leurs boutons, et que les gazons amoureux et les rayons du soleil se donnaient de tendres et vifs baisers, et que les arbres et les fleurs frémissaient de ravissement. Moi, je m'assis sur un vieux banc de pierre bordé de mousse, dans l'allée qu'on nommait l'Allée des Soupirs, non loin du jet d'eau, et mon jeune cœur se réjouit des grandes aventures du hardi chevalier. Dans ma probité enfantine, je prenais tout au plus sérieux. De quelque manière que le pauvre héros fût ballotté par le sort, je me disais qu'il devait en être ainsi, que c'était le lot des héros d'être honnis aussi bien que d'être battus, et cela m'affligeait fort. J'étais un enfant, et je ne connaissais pas l'ironie que Dieu a créée dans son univers, et que le grand poëte a imitée dans le sien ; et je pouvais répandre les larmes les plus amères quand le noble chevalier ne recueillait que de l'ingratitude et des horions pour sa grandeur d'âme, et comme, peu exercé dans la lecture, je prononçais chaque mot à haute voix, les oiseaux et les arbres pouvaient m'entendre. Comme moi, ces innocents êtres de la nature n'entendaient rien à l'ironie, eux aussi prenaient tout au sérieux, et ils pleuraient des douleurs du pauvre chevalier. Je crus du moins voir gémir un vieux chêne, et le grave jet d'eau secouer plus violemment sa barbe ondoyante pour gémir sur la dureté des hommes. Nous trouvâmes que l'héroïsme du chevalier ne méritait pas moins d'admiration quand le lion, peu en train de combattre, lui tourna le dos, et que ses actions étaient d'autant plus glorieuses et méritoires, que son corps était chétif et desséché, que l'armure qui le protégeait était vermoulue, et que la rosse qui le portait était décharnée. Nous méprisâmes la basse populace qui attaquait lâchement le héros à coups de bâton, mais plus encore la haute populace, qui, parée d'habits de soie, de belles phrases distinguées et d'un titre ducal, se moquait d'un homme qui la surpassait tant en noblesse et en esprit. Le chevalier de Dulcinée s'élevait de plus en plus dans mon estime, et il gagnait de plus en plus mon affection à mesure que je lisais dans ce livre merveilleux, ce qui arriva tous les jours dans ce jardin jusqu'à la fin de l'automne, où j'atteignis la fin de l'histoire; mais jamais je n'oublierai le jour où je lus le récit de ce malheureux combat où le chevalier fut si tristement vaincu.

C'était un triste jour : de laids nuages gris couvraient un ciel gris; les feuilles jaunies se détachaient douloureusement des arbres; de lourdes larmes de pluie étaient suspendues aux dernières fleurs, *qui inclinaient mélancoliquement leurs têtes mourantes*. Les rossignols avaient depuis longtemps cessé de chanter; l'image de la décadence de toutes choses m'environnait de toutes parts, et mon cœur faillit se briser lorsque je lus comment le noble chevalier se trouva étendu tout poudreux et tout meurtri sur le sol, et comme sans lever sa visière, élevant vers son vainqueur une voix creuse et affaiblie qui semblait sortir du fond d'une tombe, il lui dit : « Dulcinée est la plus belle dame de l'univers, et moi le plus malheureux des chevaliers du monde entier; mais il ne convient pas que ma faiblesse me fasse nier cette vérité... Percez-moi de votre lance, chevalier! »

Hélas! cet éclatant paladin du croissant d'argent, qui vainquit le plus vaillant et le plus noble des chevaliers, c'était un barbier déguisé.

Je crus que je ne me consolerais jamais; mais le temps console de tout.

Revenons à M. Tieck. Sa traduction lui a parfaitement réussi. Personne n'a mieux compris la folle grandezza de l'ingénieux hidalgo de la Mancha; personne ne l'a si fidèlement rendue que notre excellent Tieck. Ce livre se fait lire en allemand comme dans l'original; et avec *Hamlet* et *Faust*, c'est peut-être la poésie favorite des Allemands. C'est que, dans ces deux étonnants et profonds ouvrages, comme dans le *Don Quixote*, nous avons retrouvé la tragédie de notre propre néant. Les jeunes gens allemands aiment *Hamlet*, parce qu'ils sentent « que le temps est sorti de ses gonds. » Ils soupirent également de ce qu'ils sont appelés à le rétablir; ils sentent en même temps leur incroyable faiblesse, et déclament sur « être ou n'être pas. » Les hommes mûrs aiment au contraire davantage le *Faust*. La disposition de leur âme les entraîne vers ce hardi investigateur, qui forme un pacte avec le monde des esprits et ne craint pas le diable. Mais ceux qui ont reconnu que tout est vanité, que tous les efforts humains sont vains, préfèrent le roman de Cervantes; ils y voient un persiflage de tout enthousiasme, et tous nos chevaliers actuels qui combattent pour une idée leur semblent autant de Don Quixote. Miguel de Cervantes a-t-il soupçonné l'application qu'un temps moderne ferait de son ouvrage? a-t-il réellement parodié l'enthousiasme idéal dans son long et sec chevalier, et la raison positive dans son épais écuyer? Toujours est-il que la dernière joue le rôle le plus ridicule, car la raison, avec tous ses proverbes sensés et usuels, n'est pas moins forcée de trotter, sur un âne paisible, derrière l'enthousiasme; en dépit de ses meilleures vues, elle et son âne ne sont pas moins forcés de partager toutes les disgrâces qui arrivent si fréquemment au noble chevalier et à sa noble Rossinante: car l'enthousiasme idéal est une nature si puissamment entraînante, que la positive raison, avec ses ânes, est toujours involontairement forcée de le suivre.

Ou bien le profond penseur espagnol a-t-il voulu plus vivement persifler la nature humaine? a-t-il représenté notre âme sous la forme de don Quixote, et notre corps sous la forme de Sancho Pança? Cette longue histoire serait alors un grand mystère où la question de l'esprit et de la matière serait discutée dans sa plus affreuse vérité. Tout ce que je vois dans ce livre, c'est que le pauvre matériel Sancho souffre beaucoup pour les donquixoteries spiritualistes; il reçoit sans cesse des coups ignobles pour les plus nobles vues de son maître, et il est plus intelligent que lui, car il sait que les coups sont très-fâcheux et les *olla podrida* très-agréables. Vraiment le corps semble souvent plus clairvoyant que l'esprit, et l'homme pense souvent mieux avec son dos et son estomac qu'avec sa tête.

Mais si le vieux Cervantes n'a voulu peindre dans son *Don Quixote* que les fous qui se sont imaginé de restaurer un passé éteint, et particulièrement la chevalerie du moyen âge, ce serait une ironie du hasard que l'école des Schlegel nous eût donné la meilleure traduction d'un livre qui est le plus réjouissant miroir de sa propre folie.

* * *

III

Parmi toutes les folies de l'école romantique en Allemagne, la constance avec laquelle on loua et vanta Jacob Boehm, le cordonnier de Vörlitz, mérite une mention particulière. Ce nom était comme le *schiboleth* de ces gens-là. Quand ils prononçaient le nom de Jacob Boehm, ils faisaient leurs plus sérieuses grimaces. Je ne pourrais dire si ce singulier cordonnier fut un philosophe aussi distingué que beaucoup de mystiques allemands l'assurent, car je n'ai jamais rien lu de lui ; mais je suis persuadé qu'il ne faisait pas d'aussi bonnes bottes que M. Sakoski. En général, les cordonniers jouent un certain rôle dans notre littérature, et Hans Sachs, un cordonnier qui vivait en 1454 à Nuremberg, est regardé, par l'école romantique, comme un de nos meilleurs poëtes. Celui-là, je l'ai lu, et je dois avouer que je doute que M. Sakoski ait jamais fait d'aussi bons vers que notre vieux et laborieux Hans Sachs.

J'ai encore à indiquer l'influence de M. Joseph Schelling sur l'école romantique. Il résidait alors à Jéna, qui était le quartier général de l'école. M. J. Schelling, ce que le public ignore, a aussi écrit des poésies sous le nom de Bonaventura ; entre autres une pièce intitulée : *les Dernières paroles du pasteur de Drontheim.* Cette pièce n'est pas mal ; elle est mystérieuse, sinistre et saisissante. C'est l'histoire d'un ministre protestant qui est enlevé à minuit de chez lui par des cavaliers masqués ; il est conduit, les yeux bandés, dans une vieille église, où on lui commande de donner la bénédiction nuptiale à deux jeunes gens qui sont agenouillés devant l'autel. La fiancée est d'une rare beauté, mais triste et pâle comme la mort. Aussi, à peine la cérémonie est-elle finie que les cavaliers masqués lui tranchent la tête. Le pasteur est reconduit chez lui après avoir prêté serment de ne jamais dévoiler ce qu'il a vu ; aussi n'a-t-il divulgué ce secret qu'à son lit de mort.

J'ai déjà parlé de l'importance philosophique de M. Schelling ; j'ai montré sa splendeur d'autrefois, et j'avais, hélas ! à rapporter aussi son état actuel, sa déplorable alliance avec le parti du passé, la déchéance de cette royauté philosophique.

La haine et l'envie ont causé la chute des anges, et il est malheureusement trop certain que le dépit de voir Hégel grandir toujours en considération a conduit le pauvre M. Schelling où nous le voyons maintenant, c'est-à-dire dans les rets de cette triste propagande dont le quartier général est à Munich. M. Schelling a trahi la philosophie et l'a livrée à la religion. Tous les témoignages s'accordent là-dessus, et on pouvait prévoir depuis longtemps qu'il en viendrait là. J'avais souvent entendu, de la bouche de quelques puissants de Munich, ces mémorables paroles : « Il faut allier la foi au savoir. » Cette phrase était innocente comme la fleur, mais sous la fleur se cachait le serpent. Maintenant je sais ce que vous avez voulu ! M. Schelling est aujourd'hui contraint d'employer toutes les forces de son esprit à soutenir la religion, et tout ce qu'il nous enseigne sous le nom de philosophie n'est rien autre chose qu'une justification de la foi. En même temps on spéculait sur l'avantage secondaire d'attirer à Munich, à l'aide de ce nom célèbre, une jeunesse avide des leçons de la sagesse, et de lui glisser plus facilement le mensonge jésuitique sous le manteau de la philosophie. Cette jeunesse s'agenouille pieusement devant l'homme qu'elle regarde comme le grand prêtre de la vérité, et elle reçoit sans défiance, de ses mains, une hostie empoisonnée !

Parmi les disciples de M. Schelling, l'Allemagne nomme avec beaucoup de louanges M. Steffens, qui professe en ce moment la philosophie à Berlin. Il vivait à Jéna, lorsque les Schlegel y faisaient leurs manigances, et son nom se trouve souvent dans les fastes de l'école romantique. Plus tard il a écrit aussi quelques nouvelles, où l'on trouve beaucoup de sens et peu de poésie. Ses ouvrages scientifiques sont plus importants, particulièrement son Anthropologie, qui est remplie d'idées originales. Sous ce rapport, on lui a rendu moins de justice qu'il ne mérite. D'autres ont eu l'art de travailler ses idées, et de les livrer au public comme les leurs. M. Steffens a, plus qu'un autre, droit de se plaindre du détournement de ses idées; mais, parmi ses idées, il en est une que personne ne s'est appropriée, et c'est son idée principale. Cette précieuse idée est que Henri Steffens, né le 2 mai 1773, à Stavanger, en Norvége, est aujourd'hui le plus grand homme de son siècle.

Dans ces derniers temps, cet homme est tombé dans les mains des piétistes, et sa philosophie n'est plus qu'un piétisme pleureur et à l'eau tiède.

M. Joseph Goerres est un esprit semblable. J'ai déjà parlé plusieurs fois de lui. Il appartient à l'école de M. Schelling. On le connaît, en Allemagne, sous le nom du *quatrième allié*. C'est ainsi que le nomma, en 1814, un journaliste français, lorsque, sur l'ordre de la sainte-alliance, il prêchait une haine violente contre la France. M. Goerres a vécu sur ce compliment jusqu'à ce jour. Mais, en effet, personne ne savait si puissamment animer ses compatriotes de haine contre les Français, à l'aide de nos souvenirs nationaux; et le journal qu'il écrivit dans cette vue, intitulé *le Mercure du Rhin*, est plein de formules d'évocation qui auraient encore une grande influence si la guerre s'allumait de nouveau. Depuis, M. Goerres tomba presque dans l'oubli. Les princes, n'ayant plus besoin de lui, l'envoyèrent promener; et, lorsqu'il se mit à gronder, ils le persécutèrent On agit avec lui comme les Espagnols de Cuba qui, dans les guerres avec les Indiens, avaient dressé leurs grands chiens à déchirer les sauvages; mais lorsque la guerre fut finie, et que les chiens, ayant pris goût au sang humain, commencèrent à mordre leurs maîtres aux jambes, ceux-ci furent obligés de se débarrasser violemment de ces dogues sanguinaires. Quand M. Goerres, délaissé par les princes, n'eut plus rien à mettre sous la dent, il se jeta dans les bras des jésuites. Il les sert encore à cette heure, et il est un des principaux soutiens de la propagande de Munich. Je le vis là, il y a plusieurs années; je le vis dans tout l'éclat de son abaissement. Il faisait des lectures sur l'histoire universelle devant un auditoire qui était principalement composé de séminaristes; et il en était arrivé à la chute de l'homme et au péché originel. Quelle affreuse destinée est celle des ennemis de la France! Le quatrième allié est condamné à réciter, tout le long de l'année, à des séminaristes, l'histoire du péché originel! Dans le débit de cet homme, comme dans ses livres, régnaient la plus grande confusion, le plus grand désordre de langage et d'idées, et ce n'est pas sans raison qu'on l'a souvent comparé à la tour de Babel. Il ressemble véritablement à une tour immense, où cent mille pensées fermenteraient, jailliraient, s'interpelleraient, se querelleraient, sans que l'une pût jamais comprendre l'autre. Quelquefois le tapage semblait s'apaiser un moment dans sa tête, et il parlait alors longuement, lentement et ennuyeusement, et de ses lèvres mécontentes tombaient des paroles monotones, comme des gouttes de pluie d'une gouttière de plomb. Quand quelquefois la vieille sauvagerie démagogique se réveillait en lui, et contrastait d'une manière repoussante avec ses humbles phrases d'humilité monacale; quand il pérorait d'un ton de charité chrétienne, tout en sautant de côté et d'autre d'un air de rage et de férocité, alors on croyait voir dans cette chaire une hyène tonsurée s'agitant dans une cage.

M. Goerres est né à Coblentz, le 25 janvier 1776.

Je demande la permission de ne pas toucher aux autres particularités de sa vie, ainsi qu'à celles de son maître et d'un grand nombre de ses compagnons d'école. Déjà, dans le jugement des deux Schlegel, j'ai peut-être dépassé les bornes de la critique ; mais hélas ! il est bien douloureux de contempler de près les astres de notre littérature. Les étoiles du ciel ne nous apparaissent peut-être si belles et si pures que parce qu'elles sont éloignées, et que nous ignorons leur vie privée. Il y a certainement là haut des étoiles qui mendient et des étoiles qui trompent, des étoiles hypocrites et des étoiles qui sont forcées de faire toutes sortes de bassesses, des étoiles qui flattent leurs ennemis, et, ce qui est encore plus triste, qui flattent leurs amis, comme nous faisons ici-bas. Les comètes qu'on voit quelquefois errer dans l'espace, les cheveux étincelants et épars, comme des ménades célestes, ce sont peut-être des étoiles libertines qui se retirent ensuite avec repentir dans un coin obscur du ciel, et haïssent le soleil.

Je n'ai parlé ici que des deux disciples de M. Schelling qui se sont distingués dans ce mouvement du romantisme ; mais ce ne sont nullement les têtes les plus éminentes de l'école du ci-devant Schelling. Pour écarter toute erreur, il me faut indiquer, en passant, que MM. Oken et François Baader sont supérieurs à tous leurs condisciples vivants. Le premier, l'illustre Oken, est resté fidèle à la doctrine primitive de son maître ; l'autre, M. Baader, a malheureusement trop donné dans le mysticisme ; mais je doute qu'il se soit profondément abîmé dans l'intrigue ultramontaine, comme on le prétend. Il se tient encore un peu séparé de cette pieuse confrérie de Munich, qui s'est proposé de sauver la religion par la philosophie.

Tout comme jadis, les philosophes de l'école d'Alexandrie employaient toute leur sagacité à préserver d'une ruine totale, par leurs déductions allégoriques, le culte chancelant de Jupiter, ainsi nos philosophes allemands tentent quelque chose de semblable pour notre religion moderne. Il nous semble peu nécessaire de rechercher si ces philosophes ont un but intéressé ou désintéressé ; mais, en les voyant liés avec le parti des prêtres, dont les intérêts matériels reposent sur la religion, nous les nommerons jésuites. Cependant ils ne doivent pas espérer que nous les confondrons avec les anciens jésuites : ceux-là étaient de grands et puissants esprits, pleins de sagesse, de force, de volonté. Et vous, faibles que vous êtes, vous pensez que vous triompherez des obstacles qui ont fait trébucher ces noirs géants ! Jamais l'esprit humain n'a trouvé de plus hautes combinaisons que celles à l'aide desquelles les anciens jésuites ont cherché à soutenir le catholicisme. Ils ne purent réussir, parce qu'ils étaient animés de zèle, non pas pour le catholicisme lui-même, mais pour sa conservation. Quant à la religion en elle-même, ils y tenaient fort peu : aussi profanaient-ils souvent le principe catholique pour assurer sa domination : ils s'entendaient dans l'occasion avec les païens, avec les puissants de la terre ; ils servaient leurs goûts et leurs vices ; ils se faisaient assassins et marchands ; et là où il était besoin, ils se montraient même athées. Mais c'est en vain que leurs confesseurs accordèrent les plus joyeuses absolutions, et que leurs casuistes se mirent à l'œuvre pour innocenter chaque faute et chaque crime ; en vain luttèrent-ils avec les laïques dans les arts et dans les sciences pour en faire des moyens de succès, leur impuissance se révéla visiblement. Ils se montrèrent jaloux de tous les grands savants et de tous les artistes habiles, et ne purent rien créer ni rien produire de sublime. Ils ont composé des hymnes pieux et construit des dômes ; mais, dans leurs poésies, gémit l'obéissance tremblante devant les chefs de l'ordre ; et, dans leurs édifices on reconnait un esprit inquiet de servitude ; leurs pierres semblent avoir la docilité et la souplesse de ceux qui les ont assemblées. M. Barrault disait un jour avec raison : « Les jésuites, ne pouvant élever la terre jusqu'au ciel, ont abaissé le ciel jusqu'à la terre. » Tous leurs efforts et tous leurs travaux furent sans fruit : la vérité ne peut naître du mensonge, et Dieu ne saurait être sauvé par le démon.

Laissons les jésuites reposer dans leurs tombes, et haussons les épaules avec pitié à la vue des jésuites nouveaux. Ceux-là sont morts, et ceux-ci ne sont que les vers qui s'échappent en rampant de leurs cadavres. Ils ressemblent aussi peu aux anciens jésuites, que M. Schelling d'aujourd'hui ressemble au Schelling d'autrefois.

J'ai eu peu d'indications à donner sur les rapports de M. Schelling avec l'école romantique. Son influence a été presque entièrement personnelle; mais il faut dire aussi que l'élan imprimé par sa philosophie donna de plus vives idées aux poëtes, et les porta à jeter un coup d'œil plus profond sur la nature. Quelques-uns se plongèrent dans cette contemplation avec toutes les forces de leur âme; d'autres retinrent quelques formules d'enchantement, à l'aide desquelles on pouvait faire sortir de la nature des sentiments et un langage plus humains qu'on ne l'avait fait jusqu'alors. Les premiers de ces poëtes furent les mystiques proprement dits, assez semblables, sous beaucoup de rapports, aux religionnaires de l'Inde, qui s'inspirent de la nature et s'identifient avec elle. Les autres étaient plutôt des conjureurs qui appellent à volonté les malins esprits; ils ressemblaient aux sorciers arabes qui donnent la vie aux pierres et pétrifient les êtres animés.

Novalis appartenait tout particulièrement à la première de ces deux classes, et Hoffmann tenait essentiellement de la seconde. Novalis voyait partout des miracles, et de gracieux miracles; il surprenait le langage des fleurs, il savait le secret de chaque jeune rose, il s'identifiait parfaitement avec toute la nature; et, lorsque vint l'automne et que les feuilles tombèrent, il mourut. Hoffmann, au contraire, ne voyait partout que des spectres; ils lui faisaient des grimaces du fond de chaque théière chinoise et de dessous chaque perruque de Berlin; c'était un enchanteur qui changeait les hommes en bêtes, et ces bêtes en conseillers auliques prussiens et en conseillers des finances. Il savait évoquer les morts et les faire sortir du tombeau; mais la vie le repoussait comme une triste apparition. Il le sentit lui-même; il sentit qu'il était devenu un fantôme : la nature entière lui sembla un miroir trouble et mal taillé, dans lequel il se voyait partagé en mille fragments, à travers un nuage, défait comme un visage de mort, et ses ouvrages ne furent autre chose qu'un effroyable cri d'angoisse en vingt volumes. Hoffmann n'appartient pas à l'école romantique. Il ne fut pas en contact avec les Schlegel et encore moins avec leurs tendances. Je ne le mentionne ici que par opposition à Novalis qui était tout à fait un poëte de cette école. Ce dernier est moins connu ici que Hoffmann, que Loève-Veimars et Eugène Renduel ont mené par la main devant le public français, et qu'ils ont fait parvenir en France à une immense réputation. Chez nous, en Allemagne, Hoffmann n'est nullement en vogue aujourd'hui; mais il l'a été autrefois. Dans son temps, il fut beaucoup lu, mais seulement par les personnes dont les nerfs étaient trop vigoureux ou trop faibles pour être affectés par de doux accords. Les véritables penseurs et les natures poétiques ne voulurent pas entendre parler de lui. Cependant, il faut en convenir, comme poëte, Hoffmann est beaucoup plus considérable que Novalis. Le dernier, avec ses images idéales, flotte toujours dans les nuages, tandis que Hoffmann, avec ses masques bizarres, se cramponne toujours à la réalité. Comme le géant Antée devenait plus vigoureux et invincible quand il touchait du pied la terre, sa mère, tandis qu'il perdait ses forces quand Hercule le soulevait en l'air, ainsi le poëte est puissant tant qu'il n'abandonne pas le terrain de la réalité, et devient faible dès qu'il s'élève en rêvant dans l'espace.

La grande ressemblance qui existe entre ces deux poëtes, c'est que leur poésie est une maladie. Aussi a-t-on dit qu'il appartient plus aux médecins qu'aux critiques de juger leurs écrits. La nuance rose qui domine dans les écrits de Novalis n'est pas la couleur de la santé, mais l'éclat menteur de la phthisie; et la teinte de pourpre qui anime les contes fantastiques d'Hoffmann n'est pas la flamme du génie, mais bien le feu de la fièvre.

Mais avons-nous bien le droit de faire de telles critiques, nous qui ne sommes pas comblés d'un excès de santé? Et maintenant surtout lorsque la littérature ressemble à un vaste lazaret? A moins que la poésie ne soit elle-même une maladie, comme la perle qui n'est qu'une infirmité dont souffre le pauvre animal nommé l'huître.

Novalis naquit, en 1772, le 2 mai; il mourut à vingt-neuf ans. Son véritable nom était Hardenberg. Il aima une jeune dame qui était atteinte de phthisie, et qui mourut de ce mal. Cette triste histoire plane sur tout ce qu'il écrit; sa vie ne fut plus qu'une rêveuse agonie, et il mourut lui-même, en 1801, d'une maladie de poitrine, avant d'avoir achevé son roman. Ce roman, tel qu'il est resté, n'est qu'un fragment d'un grand poëme allégorique qui devait, comme la Divine Comédie du Dante, célébrer toutes les choses du ciel et de la terre. Henri de Ofterdingen, célèbre poëte, est le héros de ce roman. Nous le voyons jeune homme, à Eisenach, charmante petite ville située au pied de cette vieille Wartbourg où se sont accomplies les plus grandes choses, mais aussi les plus stupides, où Luther a traduit sa Bible, et où quelques imbéciles teutomanes ont brûlé le Code de gendarmerie du sieur Kamptz. Dans ce château eut aussi lieu jadis la fameuse lutte des chanteurs où, entre autres poëtes, Henri de Ofterdingen soutint, contre Klingsohr de Hongrie, ce dangereux combat poétique dont le chevalier de Manesse nous a conservé le souvenir dans sa collection d'antiquités. Le bourreau devait faire tomber la tête du vaincu, et le landgrave de Thuringe était juge du camp. Le château de la Wartbourg, le théâtre de la renommée de Henri de Ofterdingen, s'élève majestueusement sur son berceau, et le début du roman de Novalis nous montre son héros à Eisenach, dans la maison paternelle. Les vieux parents sont déjà couchés, et dorment; l'horloge rustique fait entendre son tic-tac monotone; le vent siffle à travers les petites fenêtres rondes, et la chambre s'éclaire de temps en temps des rayons de la lune.

« Le jeune homme s'agitait péniblement sur sa couche, songeant à l'étranger et à ses récits. Ce ne sont pas ses trésors qui ont éveillé dans mon âme de si ardents désirs, se disait-il; loin de moi l'avidité et l'avarice! mais je brûle de voir cette fleur d'azur dont il m'a parlé. Elle occupe sans relâche toute ma pensée, et je ne puis rêver à autre chose. Jamais je n'éprouvai une semblable sensation; il me semble que jusqu'à ce jour ma vie ait été un rêve, et que je me sois endormi dans un autre monde, et qu'à cette heure je me réveille. Dans le monde où je vis d'ordinaire, qui se serait occupé d'une fleur? qui a jamais entendu dire qu'une fleur ait inspiré une si vive passion? »

Henri de Ofterdingen débute par ces paroles, et dans tout ce roman respire le parfum et brille l'éclat de la fleur d'azur. Il est singulièrement remarquable que les personnages les plus fabuleux de ce livre aient pour nous un air de connaissance et de parenté; il semble que nous les ayons vus ailleurs, et qu'ils aient vécu familièrement avec nous en des temps reculés. On sent se réveiller de vieux souvenirs; Sophie elle-même porte un visage qui nous est connu, et nous retrouvons à certaines pages de grandes allées de bouleaux où nous nous sommes promenés et où nous avons devisé avec elle. Mais toutes ces choses sont vues à une faible lueur de crépuscule; c'est un songe à demi oublié.

La muse de Novalis était une fille blanche et élancée, aux yeux bleus et sérieux, aux cheveux blonds dorés, aux lèvres riantes, et avec un petit signe maternel, couleur de fraise, sur le côté gauche du menton. C'est que je me représente comme la muse de la poésie de Novalis la jeune fille même qui me fit connaître Novalis, et dans les belles mains de qui je trouvai le livre de maroquin rouge à tranches dorées qui renfermait le roman de Ofterdingen. Elle portait toujours une robe bleue, et elle se nommait Sophie. Elle vivait à quelques lieues de Goettingue, chez sa sœur, qui était maîtresse de poste, grosse femme joviale, aux joues vermeilles et au sein prépondérant, que les raides dentelles dont il était garni faisaient ressembler à une forteresse, mais cette forteresse était imprenable; car cette femme était un Gibraltar de la vertu. C'était une femme active, toute pratique, toute ménagère, et cependant tous ses plaisirs consistaient à lire les romans d'Hoffmann. Dans Hoffmann elle trouvait l'homme qui s'entendait à secouer sa rude nature, et à lui imprimer d'agréables mouvements. Quant à sa pâle et tendre sœur, la vue seule d'un livre d'Hoffmann lui causait une impression désagréable; et si elle en touchait un par méprise, elle se retirait en elle-même involontairement. Elle était délicate comme une sensitive, et ses paroles étaient si parfumées, si harmonieuses! Quand on les mettait ensemble, elles devenaient tout naturellement des vers. J'ai noté plusieurs choses qu'elle m'a dites : ce sont de singulières poésies tout à fait à la manière de Novalis, mais encore plus spiritualisées et plus éclatantes. Une de ces poésies, qu'elle me disait lorsque je lui fis mes adieux en partant pour l'Italie, m'est particulièrement chère. Une nuit d'automne, dans un jardin où une fête s'était terminée par une illumination, on entend un colloque entre le dernier lampion, la dernière rose et un cygne sauvage. Les brouillards du matin s'élèvent, la dernière lampe s'éteint, la rose s'effeuille, et le cygne, ouvrant ses ailes blanches, s'envole vers le sud.

Dans le pays d'Hanovre, il se trouve en effet beaucoup de cygnes sauvages qui partent dans l'automne pour les contrées méridionales, et qui nous reviennent dans la saison chaude. Ils passent sans doute l'hiver dans le pays d'Afrique; car nous trouvâmes une fois, dans le sein d'un cygne mort, une flèche que le professeur Blumenbach reconnut pour une arme africaine. Le pauvre oiseau était revenu, la flèche dans sa poitrine, à son nid du Nord pour y mourir. Maint autre cygne n'a peut-être pas eu la force d'accomplir son voyage;

et il est peut-être resté à languir dans un désert de sable brûlant, ou bien est-il perché en ce moment, avec ses ailes affaiblies, sur quelque pyramide égyptienne, jetant des regards douloureux du côté du Nord, vers sa fraîche retraite d'été, dans le pays d'Hanovre.

Lorsque, vers la fin de l'automne de 1828, je revins du sud (et moi aussi, la flèche brûlante dans le sein), ma route me conduisit dans les environs de Goettingue, et je m'arrêtai, pour changer de chevaux, chez ma grosse amie, la maîtresse de poste. Je ne l'avais pas vue depuis plus d'une année, et la bonne femme me parut très-changée. Sa gorge ressemblait toujours à une place forte, mais à une place saccagée. Les bastions étaient rasés; les deux tours principales n'étaient plus que des ruines chancelantes; nulle sentinelle ne gardait e rempart, et la citadelle, le cœur, était brisée. Ainsi que me le dit le postillon Piper, elle avait même perdu on goût pour les romans d'Hoffmann, mais elle n'en buvait que plus de brandevin avant de se coucher. Cela tait aussi plus simple, car ces braves gens trouvaient e brandevin dans leur logis, tandis qu'ils étaient obligés d'aller chercher les romans d'Hoffmann à quatre eures de chemin de là, dans le cabinet de lecture de Dauerlich, à Goettingue. Le postillon Piper était un etit homme aigre et raccourci comme s'il avait bu du inaigre. Lorsque je m'informai à lui de la sœur de la maitresse de poste, il me répondit: « Mademoiselle

Sophie mourra bientôt, et elle est déjà un ange. » Quelle admirable créature que celle dont l'aigre postillon Piper me disait : « C'est un ange ! » et il parlait ainsi en cognant les volailles de la cour avec ses gros pieds armés de grosses bottes. La maison de poste, autrefois si riante et si blanche, était changée comme l'hôtesse ; elle était devenue d'une teinte jaune maladive, et les murailles elles-mêmes avaient de profondes rides. Dans la cour étaient étendues des voitures brisées, et sur un bâton était suspendu, pour sécher, un manteau de postillon de couleur écarlate, humide et déchiré. Mademoiselle Sophie était à la fenêtre et lisait ; et lorsque je montai vers elle, je retrouvai dans ses mains le volume de maroquin rouge à tranches dorées, le roman d'Ofterdingen de Novalis. Elle avait toujours lu et sans cesse dans ce livre : aussi elle ressemblait à une ombre. Sa beauté était toute céleste, et sa vue excitait une douce douleur. Je pris ses deux mains pâles et amaigries dans les miennes, et je lui demandai : « Mademoiselle Sophie, comment vous portez-vous? — Je suis bien, répondit-elle, et bientôt je serai mieux encore ! » Et elle me montra par la fenêtre, dans le nouveau cimetière, un petit monticule peu éloigné de la maison. Sur cette éminence chenue s'élevait un petit peuplier mince et desséché ; on n'y voyait que quelques feuilles qui tremblotaient au souffle du vent d'automne. Ce n'était pas un arbre : c'était le fantôme d'un arbre.

Sous ce peuplier repose maintenant mademoiselle Sophie, et le souvenir qu'elle m'a laissé, le livre de maroquin rouge aux tranches dorées où se trouve le roman de Henri d'Ofterdingen de Novalis, est placé en ce moment sur ma table, et je m'en suis servi pour composer ces pages.

IV

Connaissez-vous la Chine, la patrie du dragon volant et des théières de porcelaine? Tout le pays est un cabinet de raretés, environné d'une immense et interminable muraille et de cent mille sentinelles tartares. Mais les oiseaux et les pensées des savants de l'Europe volent par delà, et lorsqu'ils ont tout vu à satiété, ils reviennent nous conter des merveilles de cette curieuse contrée et de ce curieux peuple. La nature avec ses apparitions grêles et contournées, ses fleurs gigantesquement fantasques, ses arbres nains, ses montagnes découpées, ses fruits voluptueusement baroques, ses oiseaux parés et bariolés, est là-bas une caricature aussi fabuleuse que l'homme avec sa tête pointue et couronnée d'une flamme chevelue, ses révérences, ses ongles démesurés, sa vieille et intelligente gravité, et sa langue enfantine composée de monosyllabes. En ce pays, la nature et l'homme ne peuvent se regarder sans rire. Mais ils ne rient pas hautement, parce qu'ils sont tous deux trop civilisés et trop polis, et pour se contenir ils font les grimaces les plus bizarres. Là, on ne trouve ni ombre ni perspective, et sur les maisons aux mille couleurs s'élèvent l'un sur l'autre des toits tendus comme des parapluies, garnis de cloches de métal retentissant, de sorte que le vent lui-même produit un son comique et devient ridicule en passant en ce lieu.

Dans une de ces maisons à clochettes, demeurait jadis une princesse dont les petits pieds étaient encore plus petits que les pieds des autres Chinoises, dont les petits yeux obliques étaient encore plus doux et plus rêveurs que les petits yeux obliques des autres dames de l'empire céleste, et dont le petit cœur palpitant renfermait l'humeur la plus folle et les caprices les plus désordonnés. Sa joie la plus grande était de pouvoir déchirer les plus somptueuses étoffes d'or et de soie. Quand elle les entendait gémir et craquer sous ses doigts, elle se pâmait de ravissement. Enfin, quand elle eut sacrifié toute sa fortune à ce goût, lorsqu'elle eut déchiré tous ses biens et ses domaines, elle fut déclarée, de l'avis de tous les mandarins, incapable de se gouverner, reconnue pour une insensée incurable, et renfermée dans une tour ronde.

Cette princesse chinoise, le caprice personnifié, est en même temps la personnification de la muse d'un poëte allemand dont on ne saurait se dispenser de parler dans une histoire de la poésie romantique. C'est la muse qui nous sourit d'un air si égaré du fond des poésies de M. Clément Brentano. Elle déchire les plus brillantes étoffes de satin, les brocards d'or les plus éclatants, et son aimable esprit de destruction, sa joyeuse et florissante folie remplissent l'âme d'un ravissement funeste et d'une gaillarde angoisse. Depuis quinze ans, M. Brentano vit éloigné du monde et dans la réclusion, muré en quelque sorte dans son catholicisme; il ne lui restait plus rien de précieux à déchirer! Il a même, dit-on, déchiré les cœurs qui l'aimaient, et chacun de ses amis se plaint de quelque folle injure; mais c'est particulièrement sur lui-même et sur son talent poétique qu'il a exercé son humeur destructive.

J'appelle surtout l'attention sur une comédie de ce poëte intitulée *Ponce de Léon*. Il n'est rien au monde de plus en lambeaux que cet ouvrage, autant sous le rapport des pensées que sous le rapport du langage. Mais tous ces lambeaux vivent et s'agitent joyeusement: on croit assister à un bal masqué de paroles et d'images. Tout cela bourdonne dans un charmant désordre, et la démence qui domine produit seule une certaine unité. De fous calembours courent dans toute la pièce comme de souples arlequins, et frappent de tous côtés de leurs battes légères. Quelquefois s'avance une idée sérieuse, mais elle trébuche comme le Dottore bolonais. De grandes phrases blafardes s'allongent comme un blanc pierrot avec ses manches pendantes et ses immenses boutons; on voit sautiller de petites épigrammes courbées, à courtes jambes, informes et bouffonnes comme Polichinelle; des sentiments tendres voltigent çà et là comme d'agaçantes Colombines; et tout danse, pirouette et s'élance et caquette avec une incroyable gaieté, que domine le son retentissant des trompettes de l'esprit de destruction.

L'œuvre la plus remarquable de ce poëte est une tragédie : la *Fondation de Prague*. Il s'y trouve des scènes où l'on se sent saisi de l'effroi mystérieux que causent les légendes séculaires. On entend frémir les sombres forêts de la Bohême, que parcourent encore les colériques divinités des Slaves ; on entend le gazouillement des rossignols païens ; mais la cime des arbres est déjà éclairée par la douce aurore du christianisme. M. Brentano a écrit aussi quelques bons récits, entre autres l'Histoire du brave Gaspard et de la belle Nanette. Lorsque la belle Nanette était encore un enfant, et comme elle était allée, avec sa grand'mère, chez le bourreau, pour lui acheter, comme fait le bas peuple en Allemagne, quelques drogues efficaces, tout à coup quelque chose remua dans l'armoire devant laquelle se trouvait la belle Nanette, et l'enfant s'écria avec effroi : « Une souris ! une souris ! » Mais le bourreau s'effraya encore davantage, devint triste comme un mort et dit à la grand'mère : « Ma chère femme, dans cette armoire est suspendu le sabre avec lequel j'exécute, et ce sabre s'agite de lui-même chaque fois que quelqu'un qui doit être décapité s'en approche. Mon sabre a soif du sang de cet enfant. Permettez que je m'en serve pour égratigner seulement un peu le cou de cette petite. Le sabre sera satisfait d'une seule goutte de ce sang, et il ne conservera pas le désir de répandre le reste. » Mais la grand'mère ne prêta pas l'oreille à ce raisonnable avis, et elle eut plus tard à s'en repentir, lorsque la belle Nanette fut réellement décapitée par le glaive du bourreau.

M. Clément Brentano peut avoir aujourd'hui cinquante-sept ans. Il vit à Francfort dans une solitude d'ermite. Il est membre correspondant de la propagande catholique. Son nom s'est presque éteint dans ces derniers temps, et l'on ne s'en souvient que quelquefois à l'occasion des chansons populaires qu'il a publiées avec son ami Arnim. Ils ont donné tous deux, sous le titre : l'Enfant au cor merveilleux (*des Knaben Wunderhorn*), une collection de chants qu'ils ont recueillis en partie de la bouche du peuple, et en partie de feuilles volantes et de vieux bouquins. Je ne saurais trop louer ce livre ; il renferme les fleurs les plus délicates de l'esprit allemand ; et quiconque voudra connaître le peuple allemand sous un aspect aimable, que celui-là lise ce livre. Ce livre est ouvert devant moi en ce moment, et il me semble qu'il me parfume de l'odeur de nos tilleuls du Nord. Le tilleul joue en effet un grand rôle dans ces chansons ; les amants devisent le soir sous son ombrage, c'est leur arbre favori ; sans doute parce que la feuille du tilleul a la forme d'un cœur. Cette remarque fut faite un jour par un poëte allemand que j'aime par-dessus tous les autres, à savoir par moi-même. Sur le frontispice du livre est un enfant qui souffle dans un cor, et quand un pauvre Allemand jeté en pays étranger contemple longtemps cette image, il croit entendre les sons de ce cor, qui lui sont bien connus, et il pourrait en prendre le mal du pays, comme le lansquenet suisse placé jadis en sentinelle sur un bastion de Strasbourg, qui, entendant de loin le ranz des vaches, jeta sa pique passa le Rhin à la nage, mais fut bientôt repris et fusillé comme déserteur. L'enfant au cor merveilleux a recueilli une touchante chanson à ce sujet :

Sur le rempart, à Strasbourg,
Ce fut un triste jour,
J'entendis le cor, le cor des Alpes retentir,
Alors jusqu'au pays je voulus nager, m'en aller,
Hélas ! je ne pus fuir.

A une heure dans la nuit,
Ne m'ont-ils pas arrêté,
Arrêté et conduit devant mon capitaine, en son réduit
Ah ! mon Dieu ! dans les vagues bleues, il m'ont pêché ;
Hélas ! de moi c'est fini.

Demain matin, quand six heures sonneront,
Devant le front du régiment ils me mèneront ;
Là il me faudra demander pardon
Et recevoir ma dernière permission ;
Hélas ! je sais cela déjà.

Mes frères, me voilà,
Vous me voyez pour la dernière fois.
Le petit pâtre est cause de tout mon embarras.
C'est le cor des Alpes qui a fait tous mes chagrins,
Et je m'en plains.

Il règne un charme singulier dans cette chanson populaire. Les poètes artistes s'efforcent d'imiter ces productions de nature, à peu près comme on fait des minéraux factices; mais, quand ils ont composé les parties intégrantes au moyen de procédés chimiques, la chose principale leur échappe encore, ils ne peuvent remplacer l'énergie sympathique de cette œuvre. Dans ces chansons, on sent les battements de cœur du peuple allemand. Là, se révèle sa mélancolique sérénité, sa folle raison; on entend les roulements de la colère allemande, les sifflements de la raillerie allemande; ici, l'amour allemand a déposé ses baisers; dans ce livre, on trouve les pleurs de la sensibilité allemande. Un savant analyste trouverait du sel et du fer dans ces pleurs! Quelle naïveté dans la fidélité de ce peuple: que de loyauté dans ses trahisons! quel honnête garçon est le pauvre Schwartenhals, quoiqu'il vole sur les grandes routes! Écoutez ce qu'il dit de lui-même:

Je vins trouver l'hôtesse dans sa maison,
Elle me demanda mon nom.
Je suis un pauvre garçon.
Qui boit et mange en toute saison.

On me mena dans une salle peinte,
Où l'on m'offrit une grande pinte.
On avait beau remplir mon verre,
Je le laissai tomber à terre.

On me mit à la place d'honneur,
Pour me traiter en grand seigneur;
Quand il fallut payer l'écot,
Rien ne sonna dans mon sarrot.

La nuit, quand je voulus aller dormir,

On me montra la grange,
Je n'eus plus envie de rire;
On me traitait d'une façon étrange.

Et quand je fus dans ma cage,
Et que je voulus faire mon nid,
Je fus piqué par les épis
Et par les chardons sauvages.

Le matin, en me réveillant,
La gelée couvrait la toiture,
Et je m'en allai en riant,
En riant de ma mésaventure.

Je pris mon épée à la main
Et l'attachai sur ma hanche.
Il me fallut aller à pied,
N'ayant pas de quoi chevaucher.

Je m'en allai bien doucement,
Tirant le long du chemin,
Quand vint un fils de marchand
Qui me laissa tout son argent.

Ce pauvre Schwartenhals est un véritable caractère allemand. Il règne une grande énergie dans cette chanson; mais celle de Marguerite mérite aussi d'être connue. C'est une fille encore que j'aime beaucoup. Hans dit à Gretel ou Marguerite :

« Mets tes beaux habits, Gretline, mets tes beaux habits,
Allons-nous-en tous dîner;
Les blés sont coupés,
Le vin est versé. »

Ah! Hanslin, cher Hanslin,
Restons toujours ensemble.

La semaine on travaille dans les champs,
Et les fêtes à l'auberge à boire.

Il la prit par la main,
Par sa main blanche ;
Il la mena au bout du chemin,
Jusqu'à l'auberge la plus proche.

« Hôtesse, chère hôtesse,
Donnez-nous du vin frais,
Les habits de cette Gretline,
Nous allons les dépenser. »

Marguerite se mit à pleurer,
Et son chagrin devint si gros,
Que le long de ses joues vermeilles,
Coulèrent deux blancs ruisseaux.

« Ah ! Hanslin, cher Hanslin,
Ne parle pas ainsi,
Toi avec qui en secret j'ai fui
De la ferme de mon père. »

Il la prit par la main,
Par sa main blanche,
Et il la mena au bout du chemin,
Jusqu'au plus proche jardin.

. . . .

« Ah ! Gretline, chère Gretline,
Pourquoi pleurer si fort?
Te repens-tu de ton courage,
Ou regrettes-tu ton honneur? »

« Je ne me repens pas de mon courage,
Je ne regrette pas mon honneur,
Je regrette mes habits de fête,
Que l'hôtesse ne me rendra pas. »

Ce n'est pas ici la Marguerite de Goëthe, et son repentir ne fournirait pas un tableau à M. Scheffer. Ce n'est pas là un clair de lune allemand. Il se trouve dans cette chanson aussi peu de sentimentalité que dans celle où un jeune drôle demande accès près de sa maîtresse pendant la nuit, et où celle-ci répond :

« Chevauche vers cette route,
Chevauche sur cette bruyère,
D'où tu as pris ta course.
Là est une grosse pierre,
Ta tête y appuieras,
Et de duvet tu n'emporteras. »

Mais la clarté de la lune tombe à flots argentés, et scintille, de toutes parts, de cette chanson :

Si j'étais un petit oiseau,
Et si j'avais deux ailes,
Je volerais vers toi,
Mais je demeure ici,
Ne pouvant le faire.

Quand je suis loin de toi,
Le songe vers toi me ramène ;
Je converse alors avec toi,
Et je ne me trouve seule
Qu'au moment du réveil.

Il n'est pas d'heure de la nuit
Où mon amour ne veille,
Et où je ne me dise mille fois
Que tu m'as donné ton âme.

Si l'on veut savoir le nom de l'auteur, la chanson répond elle-même par ces derniers vers :

« Qui donc a inventé la jolie chansonnette ?
Sur l'eau trois oies l'ont apportée,
Trois oies, une blanche et deux grises. »

Mais d'ordinaire c'est un peuple errant, des vagabonds, des soldats, des écoliers ambulants ou des compagnons ouvriers qui ont composé ces chansons. Les compagnons surtout sont de grands poëtes. Que de fois, dans mes voyages pédestres, ai-je entretenu commerce avec cette sorte de gens ! Que de fois je les ai vus, excités par une circonstance extraordinaire, improviser un morceau de poésie populaire, ou le siffler en plein air ! Les petits oiseaux perchés sur les branches des arbres l'écoutaient attentivement ; et, quand passait par là un autre compagnon, le havresac au dos et le bâton à la main, les oiseaux lui gazouillaient ce chant aux oreilles ; il chantonnait alors les vers qui manquaient, et la chanson se trouvait finie. Les paroles tombent du ciel sur les lèvres de ces compagnons ; ils n'ont qu'à les prononcer, et elles sont plus poétiques que toutes les belles phrases que nous déterrons du fond de notre cerveau. Le caractère des compagnons ouvriers allemands respire dans ces chants populaires ; c'est une remarquable race d'hommes qui, sans le sou dans leur poche, parcourent l'Allemagne dans tous les sens, candides, joyeux et libres. D'ordinaire, je les trouvais trois ensemble dans leurs pèlerinages. Dans ces trois camarades, il y avait toujours un raisonneur qui discutait de bonne humeur sur tout ce qui se rencontrait, sur chaque oiseau qui traversait les airs, sur chaque cavalier qui passait; et, quand ils arrivaient dans une laide contrée, couverte de huttes misérables, habitée par une population mendiante et déguenillée, le raisonneur disait ironiquement: « Le bon Dieu a fait le monde en six jours; mais il y « paraît, car il reste encore beaucoup à faire. » Le second compagnon n'interrompt l'autre que rarement, et par quelques remarques furieuses. Il ne peut dire une parole sans jurer; il maudit avec colère tous les maîtres chez qui il a travaillé, et son refrain banal est qu'il se repent de n'avoir pas laissé en souvenir une volée de coups à l'hôtesse d'Halberstadt, qui lui apportait journellement la choucroute. A ce mot de Halberstadt, soupire du fond de son âme le troisième compagnon; c'est le plus jeune. Il entreprend sa première tournée dans le monde; il pense toujours à sa gentille bonne amie aux yeux noirs, laisse tomber sa tête sur son sein, et ne prononce pas une parole.

L'Enfant au cor merveilleux est un monument bien remarquable de notre littérature. Ce livre a exercé une trop noble influence sur les lyriques de l'école romantique, particulièrement sur notre excellent M. Uhland, pour le passer sous silence; ce livre et le poëme des Nibelungen jouèrent un grand rôle dans cette période. Il faut donc aussi mentionner ce dernier ouvrage.

Longtemps il ne fut question d'autre chose, chez nous, que du livre des Nibelungen ; et les philologues classiques ne furent pas peu scandalisés d'entendre comparer cette épopée à l'Iliade, et même de voir s'élever une discussion pour savoir laquelle de ces deux œuvres est la plus excellente. Le public ressemblait assez, dans cette circonstance, à ces enfants à qui on demande sérieusement : « Aimes-tu mieux un cheval ou des confi- « tures ? » Toutefois, ce chant des Nibelungen est d'une haute puissance ; il est difficile qu'un Français puisse s'en faire une idée. Le langage dans lequel il est composé lui serait encore plus inintelligible. C'est une langue de pierre, et les vers sont des blocs rimés. Çà et là, entre les interstices, s'élèvent de belles fleurs, rouges comme des gouttes de sang, ou s'échappe le lierre rempant, semblable à de longues lames vertes. De ces passions de géants qui s'agitent dans cette épopée, vous pouvez encore moins vous faire une idée, bonnes gens civilisés et polis que vous êtes ! Figurez-vous une claire nuit d'été, les étoiles pâles comme l'argent, grandes comme le soleil, étincelant sur un ciel bleu, tous les dômes gothiques de l'Europe semblent s'être donné rendez-vous dans une vaste plaine ; et, parmi cette foule de colosses, viendraient paisiblement le moutier de Strasbourg, le dôme de Cologne, le clocher de Florence, la cathédrale de Rouen, la flèche d'Amiens et l'église de Milan, qui s'attrouperaient autour de la belle Notre-Dame de Paris, et lui feraient galamment la cour. Il est vrai que leur démarche est un peu lourde, que quelques-uns s'y prennent gauchement, et qu'on est quelquefois tenté de rire de leurs transports amoureux; mais ce ricanement cesse dès qu'on les voit entrer en fureur, se ruer les uns sur les autres, quand Notre-Dame de Paris élève avec désespoir ses deux bras de pierre vers le ciel, saisit tout à coup un glaive, et abat la tête du plus grand de tous ces dômes. Mais non, vous ne pourriez encore vous faire une idée des principaux personnages du chant des Nibelungen; il n'est pas de tour aussi haute, pas de pierre aussi dure que le féroce Hagen et la vindicative Chrimhilde.

Mais qui a composé ce poëme? On sait aussi peu le nom de l'auteur des *Nibelungen* que le nom de l'auteur des chants populaires. Chose singulière! on ignore presque toujours le créateur des livres les plus admirables, des poëmes, des édifices et des plus nobles monuments de l'art. Comment se nommait l'architecte qui imagina le dôme de Cologne? Qui a peint sous ce dôme le tableau d'autel où la ravissante mère de Dieu et les trois rois sont si admirablement représentés? Qui a composé ce livre de Job qui a consolé tant de races d'hommes souffrantes? Les hommes n'oublient que trop facilement les noms de leurs bienfaiteurs; les noms des bons et nobles qui ont travaillé pour le bonheur de leurs concitoyens se trouvent rarement dans la bouche des peuples; leur épaisse mémoire ne conserve que les noms de leurs oppresseurs et de leurs cruels héros de guerres.

L'arbre oublie le silencieux jardinier qui l'a préservé du froid, arrosé dans la sécheresse, qui l'a protégé contre les bêtes malfaisantes; mais il conserve fidèlement les noms qu'on grave sur son écorce avec un acier tranchant, et il les transmet aux races futures en caractères toujours grandissants.

V

On a coutume de réunir les noms de Brentano et d'Arnim, à cause de leur livre de l'*Enfant au cor merveilleux* qu'ils ont publié ensemble, et je ne veux pas les séparer. Le dernier mérite notre attention à un plus haut degré. Louis-Achim d'Arnim est un grand poëte, et une des têtes les plus originales de l'école romantique. Les amateurs du fantastique prendront plus de goût à ses œuvres qu'à toutes celles des autres écrivains allemands. Il surpasse en cela Hoffmann autant que Novalis; il savait vivre encore plus intimement dans la nature que celui-ci, et pouvait conjurer des spectres encore plus terribles que ceux d'Hoffmann. Souvent, quand je regardais Hoffmann, il me semblait qu'il s'était échappé, en chair et en os, d'un des ouvrages d'Arnim. Cet écrivain est resté complétement inconnu pour le public, et il n'a de réputation que parmi les littérateurs; mais ces derniers, tout en reconnaissant son mérite infini, ne lui ont jamais rendu publiquement la justice qu'il mérite, et quelques-uns même ont parlé de lui avec dédain. Il n'est pas besoin de dire que ce sont précisément ceux qui ont imité sa manière. On pourrait leur appliquer ce mot de Steevens au sujet de Voltaire, qui parlait avec mépris de Shakspeare, après s'être servi d'Othello pour composer son Orosmane : « Ces gens-là ressemblent à des voleurs qui mettent le feu à la maison où ils ont volé. » Pourquoi M. Tieck n'a-t-il jamais convenablement parlé d'Arnim, lui qui sait dire de si belles choses sur tant de mauvaises œuvres insignifiantes ? MM. Schlegel ont également gardé le silence sur Arnim. Ce n'est qu'après sa mort qu'il obtint une notice biographique d'un compagnon de l'école. Je crois que la renommée d'Arnim ne put jamais s'élever bien haut, parce qu'il était resté encore beaucoup trop protestant pour ses amis du parti catholique, et parce que, d'un autre côté, le parti protestant le tenait pour un crypto-catholique. Mais pourquoi le public l'a-t-il repoussé ? le public, pour qui ses romans et ses nouvelles se trouvaient placés dans chaque salon de lecture ? Hoffmann eut le même sort quant à la presse littéraire. Il ne fut presque pas parlé de lui dans nos gazettes et nos feuilles esthétiques, la haute critique observa un dédaigneux silence à son égard ; mais toutefois il fut généralement lu. Pourquoi le public allemand négligea-t-il Arnim, un écrivain dont l'imagination était si vaste et embrassait tant de choses, dont l'âme était empreinte d'un sentiment si profond, et qui possédait à un si haut degré le don de peindre ? Quelque chose manquait à ce poëte, et ce quelque chose était justement ce que le public cherche dans les livres, la vie. Le peuple exige que les écrivains éprouvent avec lui ses passions de tous les jours; qu'ils lui tirent de leur propre sein des sensations agréables ou pénibles; en un mot, le peuple veut être ému. Arnim ne pouvait pas contenter ce besoin. Ce n'était pas un poëte de la vie, mais de la mort. Dans tout ce qu'il écrit, c'est comme un mouvement d'ombres; les figures s'agitent; elles remuent leurs lèvres comme si elles parlaient, mais on voit seulement leurs paroles, on ne les entend pas. Ces figures sautent, courent, se renversent sur la tête, s'approchent de nous mystérieusement, et nous insinuent à l'oreille qu'ils sont morts. Un tel spectacle serait trop douloureux et accablant, n'était la grâce qu'Arnim répand sur toutes ces compositions, et qui ressemble au sourire d'un enfant, mais d'un enfant mort. Arnim sait peindre l'amour, quelquefois aussi la sensualité, mais nous ne pouvons sentir ces choses avec lui; nous voyons de belles formes, des seins agités, des hanches arrondies, mais un froid linceul enveloppe tous ces corps. Quelquefois Arnim est caustique, et l'on ne peut se défendre de rire, mais c'est comme si la mort nous chatouillait du bout de sa faucille. D'ordinaire, Arnim est sérieux, sérieux comme un Allemand mort la veille. Un Allemand vivant est déjà cependant une créature suffisamment grave. Mais un Français ne peut se figurer combien nous sommes sérieux après notre mort, nous autres Allemands; nos figures sont alors encore plus longues que de coutume, et les vers qui dînent à nos dépens deviennent tout mélancoliques rien qu'à nous voir. En France, on se fait une idée effroyable du sérieux terrible d'Hoffmann, mais c'est un jeu d'enfant en comparaison du sérieux d'Arnim. Quand Hoffmann conjure ses morts, lorsqu'ils sortent de leurs tombeaux et dansent autour de lui, il tremble lui-même d'effroi; il danse au milieu d'eux et il fait les plus affreuses grimaces. Mais Arnim conjure ses morts comme un général passe une revue; il est assis sur son grand cheval-spectre, et fait défiler avec sang-froid les effroyables bataillons qui le regardent avec respect et semblent le redouter. Pour lui, il se contente de les saluer d'un air affable.

Louis-Achim d'Arnim naquit en Brandebourg l'an 1785, et mourut l'hiver de 1830. Il écrivit des compositions dramatiques, des romans et des nouvelles. Ses drames sont remplis de poésie intime, et particulièrement une pièce intitulée *le Coq de bruyère*. La première scène ne serait pas indigne du plus grand poëte. Comme l'ennui le plus accablant est fidèlement représenté avec une incroyable vérité! L'un des trois fils naturels du défunt landgrave est assis tout seul dans un coin de l'immense salle du château abandonné. Il se parle à lui-même en bâillant, et se plaint que ses jambes poussent et deviennent toujours plus longues sous la table, et que le vent froid du matin siffle entre ses dents. Son frère, le bon Franz, arrive lentement, vêtu des habits de feu son père, qui lui sont beaucoup trop larges; et il songe avec tristesse, qu'autrefois, à pareille heure, il aidait son père à s'habiller; il se rappelle que le landgrave lui jetait souvent un croûton qui était trop dur pour ses vieilles dents, et lui donnait de temps en temps un coup de pied avec humeur. Ce dernier souvenir touche le bon Franz jusqu'aux larmes, et il se plaint amèrement que son père soit mort et ne puisse plus lui donner de coups.

Les romans d'Arnim se nomment *les Gardiens de la Couronne* et *la Comtesse Dolores*. Le premier de ces romans a aussi un magnifique début. La scène est au haut de la tour de vigie de Waiblingen, dans la petite chambre du gardien et de sa digne et grosse femme, mais qui n'est pas aussi grosse qu'on le croit en bas dans la ville. En effet, on la calomnie en disant qu'elle est devenue si corpulente dans sa tour, qu'elle ne peut plus descendre l'étroit escalier tournoyant, et que, ne pouvant sortir, elle a été obligée, après la mort de son premier mari, le vieux gardien, d'épouser le nouveau tourier. La pauvre femme s'affligeait fort de ces méchants propos, et elle ne pouvait descendre l'escalier, uniquement parce qu'elle avait des vertiges. — Le second roman d'Arnim, *la Comtesse Dolores*, offre encore une brillante entrée en scène, et l'auteur y peint admirablement la poésie de la pauvreté, et, de plus, la pauvreté noble dont il souffrait lui-même alors, et qu'il a souvent choisie pour son thème. Quel maître que cet Arnim, dans la peinture de la destruction ! Je crois toujours voir devant mes yeux le château désert de la jeune comtesse Dolores, qui semble encore plus ruiné, à cause du riant goût italien dans lequel le vieux comte l'a bâti, mais sans l'achever.

Le château est une ruine moderne, le jardin est complètement désert, les allées de buis taillés sont tombées dans un désordre sauvage; les arbres poussent au hasard et projettent leurs branches sur le chemin; les oliviers et les lauriers rampent douloureusement sur le sol; les belles fleurs exotiques sont entourées de plantes gourmandes; les statues sont tombées de leurs socles, et deux petits mendiants, assis à califourchon sur une Vénus de marbre tombée au milieu du gazon, la fouaillent avec des chardons. Lorsque le vieux comte revient dans son château après une longue absence, la conduite singulière de ses gens, et surtout de sa femme, le frappe vivement. Il se passe beaucoup de choses bizarres, et surtout à table. Cela vient sans doute de ce que la pauvre femme est morte de chagrin, comme tout le reste de la domesticité du château, qui est morte aussi depuis longtemps. A la fin cependant, le comte semble s'apercevoir qu'il se trouve parmi des spectres, et, sans en rien témoigner, il se remet silencieusement en route.

De toutes les nouvelles d'Arnim, la plus précieuse, ce me semble, est *Isabella d'Égypte*. Là il nous montre la vie aventureuse des Zigeuner, qu'on nomme en France Bohémiens et aussi Egyptiens. Là vit et respire ce rare et merveilleux peuple avec ses visages bruns, ses yeux doux et prophétiques, et ses douloureux secrets. Une joie tumultueuse et bruyante cache une profonde et mystique mélancolie. D'après une légende qui est racontée de la façon la plus aimable dans cette nouvelle, les

Zigeuner sont condamnés à errer un certain temps par le monde, pour expier la dureté inhospitalière avec laquelle ils repoussèrent la sainte mère de Dieu, lorsque jadis, en Égypte, elle vint leur demander asile pour une nuit. Dans le moyen âge, on n'avait pas encore une philosophie catholique, et il fallait bien employer la poésie pour justifier les lois les plus indignes et les plus cruelles. Mais les lois du moyen âge ne furent plus barbares envers personne qu'envers les Zigeuner. Dans certains pays, elles permettaient de pendre un Zingaro sans procédure et sans jugement, sur un simple soupçon de vol. Ce fut ainsi que fut pendu, bien qu'innocent, leur chef Michaël, nommé le duc d'Egypte. La nouvelle d'Arnim commence par cette triste circonstance. Les Zigeuner ont descendu de la potence leur duc mort; ils lui ont mis son rouge manteau de prince sur les épaules; ils ont placé la couronne d'argent sur sa tête, et l'ont jeté dans les eaux de la Schelde, bien convaincus que le fleuve compatissant le ramènera dans sa patrie, dans le pays chéri d'Égypte. La pauvre princesse bohémienne Isabella, sa fille, ne sait rien de cette affreuse histoire. Elle habite seule une maison en ruines sur les bords de la Schelde. Une nuit, elle entend l'onde murmurer d'une façon singulière, et elle voit tout à coup son père sortir à demi du fleuve; il est pâle et blême, le vêtement pourpre des morts le couvre, et la lune jette sa clarté chagrine sur la couronne d'argent qui brille sur sa tête. Le cœur de la pauvre enfant est près de se briser; elle veut en vain retenir le corps de son père; il flotte paisiblement au large vers la belle Égypte, où l'on attend son arrivée pour l'ensevelir, conformément à son rang, sous une des plus hautes pyramides. Rien n'est plus touchant que le repas funèbre par lequel la jeune fille honore la mémoire de son père. Elle étend un voile blanc sur une grande pierre dans les champs; elle place des mets et du vin, et mange solennellement. L'excellent Arnim est toujours attendrissant lorsqu'il nous parle des Zigeuner, auxquels il a voué une constante compassion dans plusieurs de ses ouvrages, entre autres dans la conclusion du *Cor merveilleux*, où il prétend que nous devons aux Bohémiens d'immenses bienfaits, et surtout la plupart de nos médecines. Nous les avons payés d'ingratitude et persécutés cruellement. Il se plaint que tout leur amour pour nous ne leur a pas valu une patrie, et il les compare, sous ce point de vue, aux petits nains dont parle une de nos légendes, qui apportaient tout ce qui était nécessaire aux festins de leurs ennemis, mais qu'on battit et qu'on chassa du pays à cause de quelques pois qu'ils prirent dans un champ. Ce fut un triste spectacle que la vue de toutes ces petites gens galopant pendant la nuit sur le pont, défilant comme un troupeau de brebis, et forcés chacun de déposer en partant une petite pièce de monnaie, jusqu'à ce qu'ils en eussent rempli une tonne.

Une traduction d'*Isabella d'Égypte*, ne servirait pas seulement à donner aux Français une idée des écrits d'Arnim, mais elle leur apprendrait que toutes les terribles, épouvantables, cruelles et fantastiques histoires qu'ils ont tirées, dans ces derniers temps, avec tant de peine, de leurs cerveaux, ne sont, comparées aux compositions d'Arnim, que les rêves roses du matin d'une danseuse de l'Opéra. Dans toutes les histoires de spectres français, mises ensemble, on n'a pas réuni autant d'idées à faire frissonner que dans un certain carrosse qu'Arnim fait voyager de Brake à Bruxelles, et où se trouvaient assis, l'un près de l'autre, les quatre personnages suivants :

1° Une vieille bohémienne, qui est en même temps sorcière. Elle ressemble au plus joli des sept péchés mortels, et étincelle dans un magnifique costume de brocard d'or et de soie.

2° M. Peau-d'ours, un mort qui a quitté son tombeau pour gagner quelques ducats, et qui s'est engagé pour sept ans en qualité de domestique. C'est un gras cadavre, qui porte une redingote de peau d'ours blanc, dans laquelle il gèle.

3° Un golem, à savoir une figure d'argile, qui est pétrie dans la forme d'une jolie femme, et qui se conduit comme une jolie femme. Sur son front, caché sous des boucles de cheveux noirs, est écrit en lettres hébraïques le mot *vérité*, et quand on l'efface, toute la figure tombe inanimée et redevient argile.

4° Le feld-maréchal Cornélius Népos, qui n'est pas parent du célèbre historien de ce nom, et qui ne peut même se dire d'une origine bourgeoise, car il est de naissance une racine, une racine que les Français nomment mandragore. Cette racine croît sous l'échafaud, là où ont coulé les larmes équivoques d'un pendu. Elle poussa un effroyable cri lorsque la belle Isabella l'arracha de la terre à minuit. Cette plante ressemble à un nain, seulement elle n'a ni yeux, ni bouche, ni cheveux. La charmante fille lui mit sur le visage deux grains d'orge noirs et une fleur d'églantier rouge, d'où il sortit une bouche et des yeux, puis elle éparpilla un peu de millet sur la tête du petit homme, et il poussa des cheveux, un peu crépus, il est vrai. Elle berça le monstre dans ses bras blancs; quand il gémissait comme un enfant, elle le baisait si fort de ses lèvres de rose, qu'elle lui fit presque sortir de la tête ses yeux de grains d'orge, et elle le gâta tellement qu'il voulut à toute force être feld-maréchal. Il fallut le couvrir de ce brillant uniforme, lui conférer ce noble titre : et c'était lord Wellington en miniature.

Ne sont-ce pas là quatre personnes bien distinguées? Vous aurez beau piller la Morgue, les Charniers, la Cour des Miracles et toutes les maladreries du moyen âge, vous n'assemblerez pas une si bonne compagnie que celle qui se trouve dans ce seul carrosse, roulant sur la route de Bruxelles. O spirituels Français, vous devriez reconnaître que le terrible n'est pas votre genre, et que la France n'est pas un sol propre à produire des spectres de cette nature! Quand vous conjurez des fantômes, nous ne pouvons nous empêcher de rire. Oui, nous autres Allemands, qui savons demeurer sérieux en face de vos plus joyeuses facéties, nous nous livrons à la gaieté la plus folle en lisant vos histoires de revenants, car vos revenants sont toujours des spectres français. Spectre français ! quelle contradiction dans ces paroles ! Dans ce mot *spectre*, il y a tant d'isolement, de grondement, de silencieux, d'allemand, et, dans ce mot *français*, tant de sociabilité, de gentillesse, de babil et de français ! Comment un Français pourrait-il devenir un spectre, et comment un spectre pourrait-il exister à Paris ? à Paris, dans le foyer de la société européenne ! Entre minuit et une heure, qui est, de toute éternité, le temps assigné aux spectres, la vie la plus animée se répand encore dans les rues de Paris ; c'est en ce moment que retentit à l'Opéra le bruyant finale ; des bandes joyeuses s'écoulent des Variétés et du Gymnase, et tout rit et saute sur les boulevarts, et tout le monde court aux soirées. Qu'un pauvre spectre errant se trouverait malheureux dans cette foule animée ! et comment un Français, même s'il était mort, pourrait-il conserver la gravité nécessaire pour le métier de revenant, quand la gaieté populaire le cernerait de toutes parts ? S'il y avait réellement des spectres à Paris, je suis convaincu que les Français, sociables comme ils le sont, se lieraient entre eux même comme revenants, qu'on verrait bientôt se former des réunions de spectres, se fonder un café des morts, une gazette des morts, une Revue de Paris morte, et qu'on recevraît des invitations à des soirées de morts, *où l'on fera de la musique.*

Je suis certain que les morts s'amuseraient beaucoup plus à Paris que les vivants ne s'amusent chez nous. Quant à moi, si je savais qu'on pût exister à Paris en qualité de spectre, je ne craindrais plus la mort. Je prendrais seulement mes mesures pour être enterré au Père-Lachaise, afin de pouvoir faire mes apparitions à Paris entre minuit et une heure. Quelle heure délicieuse ! Et vous, mes compatriotes, quand vous viendrez à Paris après ma mort, et que vous verrez mon spectre errer la nuit par les rues, ne vous effrayez pas ; je ne serai pas un revenant terrible, à la triste manière allemande, mais un spectre parisien qui revient pour son plaisir.

Pauvres écrivains français qui conjurez des fantômes, vous me faites l'effet d'enfants qui se mettent des masques devant le visage pour se faire peur les uns aux autres. Ce sont des masques graves et terribles, mais à travers les trous des yeux on aperçoit de joyeux regards d'enfants. Nous autres Allemands, nous montrons quelquefois, au contraire, des yeux de mort à travers un aimable masque juvéline. Vous êtes un peuple élégant, sociable, aimable, raisonnable et vivant ; et ce qui est beau, noble et humain est seulement de votre domaine. C'est ce que vos anciens écrivains avaient parfaitement compris, et vous autres écrivains modernes, vous finirez par le comprendre aussi. Renoncez aux spectres et aux choses terribles. Laissez-nous, à nous autres

Allemands, toutes les horreurs du délire, les rêves de la fièvre et le royaume des esprits. L'Allemagne est un pays convenable pour les vieilles sorcières, les peaux d'ours morts, les golems de tout sexe, et surtout pour des feld-maréchaux comme le petit Cornélius Népos. Ce n'est que de l'autre côté du Rhin que de tels spectres peuvent réussir; la France ne sera jamais un pays pour eux. Lorsque je me mis en route pour venir en France, mes spectres m'accompagnèrent jusqu'à la frontière. Là, ils prirent tristement congé de moi; car la vue du drapeau tricolore dissipe les spectres de toute espèce.

Oh! que je voudrais m'établir sur la flèche du clocher de Strasbourg, en tenant dans une main un drapeau tricolore qui flotterait jusqu'à Francfort. Je crois qu'en déroulant ce drapeau béni sur ma chère patrie, et prononçant les véritables paroles d'exorcisme, les vieilles sorcières s'envoleraient sur leurs manches à balai, la froide race servile des peaux-d'ours rentrerait dans sa tombe, les golems tomberaient en poudre, le feld-maréchal Cornélius Népos retournerait dans le lieu d'où il est venu, et toute l'apparition se dissiperait pour jamais.

Il est aussi difficile d'écrire l'histoire de la littérature que l'histoire naturelle. Dans l'une et l'autre science l'on ne se préoccupe que des phénomènes les plus saillants. Mais le moindre verre d'eau contient tout un monde d'animalcules merveilleux qui témoignent de la toute-puissance de Dieu tout aussi bien que les bêtes les plus énormes, et le plus petit almanach des Muses renferme une quantité de poëtereaux qui, aux yeux de l'amateur, sont aussi curieux que les éléphants de la littérature. Dieu est grand!

Et la plupart des historiographes des belles-lettres ne font-ils pas de l'histoire de la littérature une ménagerie où tout est parfaitement étiqueté, où nous pouvons voir dans des cages séparées les mammifères épiques, les oiseaux lyriques, les auteurs dramatiques d'eau douce, les prosateurs amphibies qui écrivent autant de romans maritimes que continentaux, les mollusques humoristiques, etc. D'autres, au contraire, traitent dogmatiquement l'histoire de la littérature: ils parlent des sentiments primitifs de l'humanité qui se sont formés, cultivés dans les différentes époques et qui ont fini par revêtir une forme artistique. Ces messieurs commencent *ab ovo* comme les historiens qui font sortir de l'œuf de Léda toute la guerre de Troie. Système ridicule! Car je suis convaincu que si l'on eût fait une omelette de l'œuf de Léda, Hector et Achille n'en auraient pas moins combattu vaillamment devant la porte de Scée. Les grands faits et les grands livres ne doivent pas leur naissance à ces mille petites causes insignifiantes; ils sont les produits de la nécessité. Il y a ici des rapports avec les révolutions célestes, et ce sont peut-être les influences solaires, planétaires et astrales qui les font éclore sur notre globe. Les faits ne sont que les résultats des idées..... Mais d'où vient qu'à certaines époques, certaines idées s'emparent des hommes si puissamment, qu'elles changent leur vie entière avec ses joies et ses peines, et réforment en même temps l'expression artistique de leur pensée, le style.

C'est peut-être le moment d'écrire une astrologie littéraire et d'expliquer l'apparition de certaines idées ou de certains livres d'après la constellation des étoiles.

Ou bien la venue de certaines idées répond-elle aux besoins momentanés des hommes? Cherchent-ils toujours les idées qui légitimeront leurs désirs présents? En effet, les hommes, à en juger par leurs ressorts intimes, sont tous des doctrinaires. Ils savent toujours trouver une doctrine qui justifie leur renoncement ou leur convoitise. Aux mauvais jours de maigre chère, où la joie est presque inaccessible, ils se courbent devant le dogme de l'abstinence, en prétendant que les raisins de ce monde sont trop verts. Lorsque des temps plus prospères arrivent où les bonnes gens ont à leur portée les beaux fruits de la terre, alors vous voyez apparaître une doctrine plus gaie qui revendique toutes les douceurs de la vie et le droit inaliénable de la jouissance.

Approchons-nous de la fin du jeune chrétien? atteignons-nous déjà à l'âge riant de la joie, nous éclaire-t-il déjà de ses premières lueurs? Comment la joyeuse doctrine transformera-t-elle l'avenir?

C'est dans la poitrine des écrivains d'une nation que repose l'image de ses destins futurs, et un critique qui disséquerait un de nos nouveaux poëtes allemands avec un scalpel assez affilé pourrait facilement prophétiser de l'état de ses entrailles, à la manière des anciens sacrificateurs païens, quel sera plus tard le sort de l'Allemagne.

Ce serait avec un vrai plaisir que, Calchas littéraire, j'immolerais sous ma critique quelques-uns de nos jeunes poëtes, si je ne craignais de voir dans leurs entrailles bien des choses sur lesquelles je n'aimerais pas à me prononcer dans ce moment. Car on ne peut pas parler de notre nouvelle littérature allemande sans toucher le terrain de la politique. En France, où les écrivains cherchent à s'éloigner du mouvement politique plus même qu'il ne le faudrait, on peut juger les beaux esprits du jour sans dire un mot des affaires du jour. Mais de l'autre côté du Rhin les meilleurs auteurs se jettent aujourd'hui à corps perdu dans le mouvement politique dont ils s'étaient tenus si longtemps éloignés. Vous autres Français, voilà cinquante ans que vous êtes sur pied et vous êtes las à cette heure. Pour nous, Allemands, qui, jusqu'à présent, menions une vie sédentaire, restant assis dans notre cabinet de travail, occupés à développer des systèmes de philosophie transcendantale ou à commenter les vieux bouquins de l'antiquité, nous sentons le besoin de nous donner un peu d'exercice. La même raison que j'ai indiquée plus haut m'empêche de parler, comme il le mérite, d'un auteur que madame de Staël n'a fait qu'effleurer légèrement, et qui, depuis les spirituels articles de Philarète Chasles, est devenu particulièrement l'objet de l'attention du public français. Je veux parler de Jean-Paul-Frédéric Richter. On l'a appelé *l'Unique*. Excellente dénomination dont je ne saisis toute la justesse que maintenant, après avoir inutilement cherché à quelle place de l'histoire littéraire on pourrait parler de lui. A son début il était contemporain de l'école romantique, sans pour cela y prendre la moindre part; dans la suite il n'entra pas non plus en communication avec l'école artistique de Goëthe. Il est tout à fait isolé dans son époque, justement parce que, contrairement aux deux écoles, il s'est adonné entièrement à son époque, et que son cœur en débordait. Son cœur et ses écrits ne font qu'un. Cette qualité, cette unité, nous la retrouvons aussi chez beaucoup de jeunes écrivains de l'Allemagne actuelle dont on a désigné une partie, avec plus ou moins de raison, par le nom de Jeune Allemagne. Eux aussi ils ne veulent faire aucune différence entre leur vie et leurs écrits, ils ne séparent plus la politique de la science, l'art de la religion, et ils sont en même temps artistes, tribuns et apôtres.

Oui, je dis *apôtres*, car je ne saurais trouver pour eux une désignation plus caractéristique. Ils puisent dans une nouvelle croyance une passion dont les écrivains de l'époque antérieure n'avaient aucun pressentiment. Cette passion, c'est la foi au progrès, foi qui est née de la science. Nous avons mesuré les pays, pesé les forces de la nature, compté les moyens de l'industrie, et voici ce que nous avons trouvé : La terre est assez grande, chacun a assez d'espace pour y bâtir la cabane de son bonheur. Cette terre peut tous nous nourrir, si tous nous voulons travailler, au lieu de vivre aux dépens les uns des autres. Alors il sera superflu de prêcher le ciel aux pauvres pour ne pas leur faire envier le bonheur des riches. Le nombre de ceux qui possèdent cette foi et cette science n'est pas trop grand, il est vrai. Mais le temps est venu où les peuples comptent bien moins par le nombre des têtes que par la valeur des cœurs.

J'ai dit comment Jean-Paul précéda les jeunes écrivains du progrès en Allemagne dans leur tendance politique et sociale. Mais ces nouveaux auteurs ont su, tout en conservant la tendance pratique de Jean-Paul, se dégager de la confusion baroque et des grotesques allures de son style qui est si difficile à goûter. Il est impossible à une tête française claire et bien ordonnée de se faire une idée de ce style Jean-Paulesque. L'édifice de ses périodes est composé de toutes sortes de petites chambrettes, tellement étroites que, lorsque deux idées viennent à s'y rencontrer, elles courent risque de s'entre-heurter. En haut, au plafond, ce ne sont que des crochets où Jean-Paul suspend toute espèce de pensées, tandis qu'aux murailles sont mille secrets tiroirs où il cache des sentiments. Nul écrivain allemand n'est aussi riche que lui en pensées et en sentiments, mais il ne les laisse pas arriver à maturité, et la richesse de son esprit et de son cœur nous cause plus d'étonnement que de jouissance. Des pensées et des sentiments qui s'élèveraient comme des arbres gigantesques, s'il les laissait prendre racine et s'étendre avec toutes leurs branches, leurs fleurs et leurs feuilles, il les arrache du sol lorsqu'ils ne sont à peine que de petites plantes ou même encore de simples germes, et le voilà qui vous apporte comme un plat de légumes ordinaires toutes ces futures forêts. Et tout cela fait un singulier mets fort peu dégustable, car tous les estomacs ne sont pas de force à digérer une pareille quantité de chênes, tilleuls, sapins, cèdres, palmiers et bananiers en herbe. Jean-Paul est poëte et aussi quelque peu philosophe. Mais on ne peut pas être moins artiste que lui dans ses écrits. Il a mis au monde dans ses romans des figures véritablement poétiques. Mais toutes ces créations traînent après elles un cordon ombilical d'une fabuleuse longueur, elles s'embarrassent dans ses nœuds et s'étranglent. Au lieu de pensées, il nous donne pour ainsi dire son penser même. Nous assistons à la formation matérielle de ses idées, à l'action cérébrale de son esprit : il offre au lecteur plutôt son cerveau que sa pensée. C'est le plus gai et en même temps le plus sentimental des écrivains ; oui, la sentimentalité le domine toujours, et son rire se change soudain en larmes. Il cache quelquefois sa grandeur d'âme sous les haillons d'un gueux vulgaire, puis tout à coup comme les princes incognito que nous voyons sur la scène, il déboutonne sa grossière souquenille et nous voyons alors sur sa poitrine briller l'étoile princière.

C'est en cela que Jean-Paul ressemble au grand Irlandais auquel on l'a si souvent comparé. Quand il s'est perdu dans les trivialités les plus grossières, l'auteur de Tristram Shandy sait aussi par de sublimes transitions nous rappeler sa dignité royale, sa noble origine, sa parenté avec Shakspeare. Comme Lorenz Sterne, Jean-Paul nous a livré toute sa personnalité, comme lui il s'est montré dans le plus complet déshabillé, mais pourtant avec une certaine gêne pudique, surtout sous le rapport sexuel. Sterne se présente au public tout nu, tandis que Jean-Paul n'a que de grands trous dans son pantalon; sa nudité est plutôt ridicule qu'idéale. C'est à tort que quelques critiques pensent que Jean-Paul a possédé plus de vrai sentiment que Sterne, parce que celui-ci, aussitôt que son « humour » atteint une hauteur tragique, tombe sans transition aucune dans le ton le plus égrillard et le plus cynique; tandis que Jean-Paul, pour peu que la plaisanterie commence à devenir sérieuse, se met à pleurer petit à petit, et laisse tout doucement tomber ses larmes goutte à goutte. Non, Sterne sent encore plus profondément que Jean-Paul, car il est un plus grand poëte. Il est comme je l'ai déjà dit, sorti de la même souche que Shakspeare, et lui aussi a été élevé sur le Parnasse par les nobles demoiselles de ces hauts lieux, les Muses. Mais, comme les femmes font toujours, elles l'ont gâté de bonne heure par leurs caresses. C'était l'enfant chéri de la pâle déesse de la tragédie. Un jour, dans un accès de tendresse cruelle, elle lui baisa le cœur avec tant de passion, tant d'amour délirant, que ce jeune cœur commença à saigner et comprit tout à coup toutes les douleurs de ce monde; le tendre cœur de poëte fut rempli depuis d'une ineffable commisération. Mais la plus jeune fille de Mnémosine, la fraiche déesse de la gaieté, accourut bien vite sur ses socques gaillards et prit dans ses bras l'enfant endolori. Elle chercha à le calmer par ses rires et ses chants, lui donna pour hochet son masque comique et les grelots de la folie, et posant sur ses lèvres son plus agaçant baiser, elle le dota de toute sa légèreté, de toute sa folâtre étourderie, de toute sa verve dévergondée. Et depuis ce temps le cœur et les lèvres de Sterne tombèrent dans un singulier désaccord. Quand son cœur est quelquefois plein des émotions les plus tragiques, et qu'il veut exprimer les plus profondes douleurs, alors, à sa propre surprise, s'envolent de ses lèvres les paroles les plus joyeuses et les plus bouffonnes. Pauvre Yorrik !

VII

Au moyen âge le peuple croyait que partout où l'on devait élever un édifice, il fallait immoler quelque créature vivante et rougir de son sang la pierre fondamentale, précaution par laquelle la bâtisse serait inébranlable. Était-ce la vieille superstition païenne qui croyait acheter la faveur des dieux par ses sanglants sacrifices, ou bien était-ce une fausse interprétation de la doctrine chrétienne de la rédemption, qui avait donné naissance à cette opinion sur la merveilleuse puissance du sang, sur la sanctification par le sang? Toujours est-il que cette croyance sanguinaire régnait partout, et dans les chants et les traditions populaires nous trouvons maintes horribles histoires d'enfants et d'animaux dont le sang cimenta de grandes constructions. Aujourd'hui l'humanité a un peu plus de bon sens. Nous ne croyons plus à la puissance merveilleuse du sang, pas plus d'un gentilhomme que d'un dieu, et la grande masse n'a foi qu'en l'argent. Mais en quoi consiste cette religion d'aujourd'hui, est-ce l'argent fait Dieu ou Dieu fait argent? N'importe, l'argent est le seul culte actuel. Ce n'est plus qu'au métal monnayé, aux hosties d'or et d'argent que le peuple attribue une vertu miraculeuse. L'argent est le commencement et la fin de toutes les œuvres des hommes d'aujourd'hui, et quand ils ont à bâtir un monument, ils ont grand soin de déposer sur la pierre fondamentale quelques pièces d'argent, toutes sortes de monnaies renfermées dans une boîte.

Oui, de même que toute chose dans le moyen âge, tous les édifices, ceux de pierre autant que ceux de l'esprit, l'Église et l'État reposaient sur la croyance à la vertu du sang, aussi toutes nos constitutions et nos institutions d'aujourd'hui n'ont pour fondement que l'argent, l'argent seul. Le culte sanguinaire du moyen âge était une superstition, la religion de l'argent comptant, que nous voyons de nos jours, est de l'égoïsme. La raison a détruit le premier, le sentiment détruira l'autre. Le fondement de la société humaine sera un jour meilleur, et tous les grands cœurs de l'Europe sont douloureusement travaillés par le besoin de trouver cette nouvelle base.

Peut-être est-ce le dégoût de cette religion de l'argent qui poussa en Allemagne quelques poëtes de l'école romantique, pleins de loyales intentions, à chercher dans le passé un refuge contre le présent, et à favoriser la restauration du moyen âge. A cette classe appartenaient les poëtes dont j'ai parlé séparément dans ce cinquième livre après avoir traité dans le livre précédent de l'école romantique en général. C'est à cause de leur importance historico-littéraire et non pas à cause de leur valeur intrinsèque que j'ai parlé tout d'abord et en détail des membres de cette coterie dont le but et les efforts étaient communs. C'est pourquoi l'on voudra bien ne pas se méprendre sur mes intentions, si je parle tardivement et plus sobrement de Zacharie Wermer, du baron de Lamotte-Fouqué et de M. Louis Uhland. Ces trois écrivains demanderaient, par leur mérite, à être traités plus en détail et célébrés plus largement que ceux dont je me suis occupé jusqu'ici; car Zacharie Werner fut le seul auteur dramatique de l'école, dont les pièces aient été représentées sur la scène et applaudies du parterre. M. le baron de Lamotte-Fouqué fut le seul poëte épique de l'école, dont les romans aient intéressé le public entier, et M. Louis Uhland est le seul lyrique de l'école, dont les chansons aient pénétré dans les masses et vivent encore dans la bouche de ses contemporains.

Sous ce rapport ces trois poëtes sont supérieurs à M. Louis Tieck que j'ai loué comme un des meilleurs écrivains de l'école; quoique le théâtre ait été sa passion favorite, et que dès son enfance jusqu'à ce jour il se soit occupé du monde des comédiens et de ses moindres détails, il n'a jamais su créer un drame qui ait ému le public comme l'ont fait ceux de Zacharie Werner. Il a toujours fallu à Tieck un public intime, un parterre domestique, à qui il déclamât ses vers en personne, et sur les applaudissements duquel il pût compter. Et tandis que M. de Lamotte-Fouqué était lu avec un plaisir égal par la duchesse et la blanchisseuse, et qu'il brillait comme le soleil des cabinets de lecture, M. Tieck n'était que la lampe lumineuse d'une soirée de thé où les invités, doucement éclairés, humaient le thé et la poésie dans un calme parfait, à la lecture des contes et des nouvelles de M. Tieck. La force de cette poésie devait ressortir d'autant plus qu'elle contrastait avec la faiblesse de la boisson; et à Berlin, où l'on boit le thé le plus anodin, M. Tieck dut passer pour un poëte des plus énergiques. Pendant que les *Lieder* de notre excellent Uhland retentissaient dans les bois et dans les vallées, pendant qu'ils sont encore hurlés en chœur par de farouches étudiants et gazouillés par les timides jeunes filles aux yeux bleus, pas un seul *Lied* de M. Tieck n'a pénétré nos âmes, n'est resté dans nos oreilles. Le public ne connaît pas un seul *Lied* du grand poëte lyrique.

Zacharie Werner est né à Kœnigsberg, en Prusse, le 18 novembre 1768. Sa liaison avec les Schlegel ne fut que sympathique et jamais personnelle. Loin d'eux, il comprit ce qu'ils voulaient et fit son possible pour écrire dans leur sens; mais il ne pouvait s'enthousiasmer que partiellement pour la restauration du moyen âge, il n'en célébra qu'un côté, la hiérarchie catholique. Le côté féodal des vieux temps n'a pas pu remuer son esprit aussi puissamment. Son compatriote T. A. Hoffmann, dans les *Confrères Sérapions*, nous a donné là-dessus une explication bien remarquable. Il raconte que la mère de Werner eut la raison détraquée, et que, pendant sa grossesse, elle s'était figuré qu'elle était la mère de Dieu, et qu'elle allait enfanter le Sauveur du monde. L'esprit de Werner, pendant toute sa vie, porta la marque indélébile de cette religieuse démence. Le plus effroyable fanatisme religieux règne dans toutes ses compositions. Une seule, *le 24 février*, en est tout à fait exempte, elle appartient aux produits les plus précieux de notre littérature dramatique. Mieux que tous les autres drames de Werner, celui-ci a excité sur la scène le plus grand enthousiasme. Ses autres pièces ont moins plu aux masses, parce qu'avec toute sa puissance dramatique le poëte ignorait entièrement les connaissances traditionnelles du théâtre.

Le biographe de Hoffmann, le conseiller Hitzig, a écrit aussi la vie de Werner. C'est un travail consciencieux, aussi intéressant pour le psychologue que pour l'historien littéraire. Comme on me le racontait dernièrement, Werner a passé quelque temps ici, à Paris, où les jolies péripatéticiennes qui, jadis, dans la toilette la plus brillante, parcouraient les galeries du Palais-Royal, l'amusaient beaucoup; elles couraient toujours derrière lui, l'agaçaient en riant de son accoutrement comique et de ses manières encore plus comiques. C'était le bon vieux temps! Hélas! comme le Palais-Royal Z. Werner a bien changé. La dernière étincelle du plaisir s'éteignit dans le cœur du pauvre homme; il devint morose et entra à Vienne dans l'ordre des Liguriens; là, dans la cathédrale de la métropole, il prêcha sur le néant des jouissances humaines; il avait trouvé que tout était vain sur terre. La ceinture de Vénus, disait-il, maintenant n'est qu'un serpent venimeux, et la grande Junon, sous sa tunique blanche, porte une paire de culottes de peau jaune comme les postillons. Le père Zacharie se mortifiait, jeûnait et prêchait contre l'aveuglement de nos plaisirs mondains. Maudite est la chair, criait-il si haut et avec un accent prussien si prononcé et si perçant que les statues des saints en tremblaient sur leurs bases, et les charmantes grisettes viennoises se pâmaient de rire. Outre cette nouveauté importante de la vanité des choses d'ici-bas, il racontait sans cesse qu'il était un grand pécheur. A le considérer de près, cet homme a toujours été conséquent avec lui-même, seulement il chanta d'abord ce qu'il ne fit que pratiquer plus tard. Les héros de la plupart de ses drames sont déjà des amoureux pleins de renoncement monacal, de voluptueux ascétiques qui ont découvert dans l'abstinence un raffinement de plaisir, qui spiritualisent leur besoin de jouissances par le martyre de la chair, qui cherchent dans les macérations du mysticisme religieux les plus terribles béatitudes, et qui mériteraient le nom de saints roués.

Peu de temps avant sa mort, Werner sentit s'éveiller encore une fois en lui le besoin de la composition dramatique, et il écrivit une dernière tragédie intitulée :

La Mère des Machabées. Ici, il ne s'agissait pas de festonner des pampres de la poésie romantique le profane sérieux de la vie. Aussi, pour traiter cette sainte matière, il choisit un large ton sacerdotal, les rhythmes sont mesurés solennellement, ils se meuvent lentement comme une procession de Vendredi-Saint accompagnée du glas des cloches. C'est une légende de Palestine dans la forme des tragédies grecques. La pièce, qui eut peu de succès parmi les hommes ici-bas, n'en sera que mieux goûtée par les anges du ciel.

Mais le père Zacharie mourut peu de temps après, au commencement de l'année 1823, après avoir erré cinquante-quatre ans sur cette terre de péchés.

Mais laissons-le en paix et tournons-nous vers le second poëte du triumvirat romantique. C'est l'excellent baron Frédéric de Lamotte-Fouqué, né dans la marche de Brandebourg, vers l'année 1777, et nommé professeur à l'Université de Halle, en 1833. Auparavant il était major au service du roi de Prusse. Il appartient aux poëtes héroïques, dont la lyre et l'épée retentirent avec plus d'éclat pendant la soi-disant guerre de la liberté. Son laurier est de meilleur aloi que celui des Tyrtées contemporains. C'est un véritable poëte, et l'auréole de la poésie repose sur sa tête. Peu de poëtes ont reçu un accueil d'une bienveillance aussi générale. Maintenant encore il a des lecteurs dans le public des cabinets de lecture; mais ce public est toujours assez grand, et M. Fouqué peut se vanter d'être le seul écrivain de l'école romantique dont les écrits aient plu aux basses classes. Tandis qu'à Berlin, dans les esthétiques soirées de thé, on faisait fi du chevalier tombé si bas, je trouvai, dans une petite ville du Harz, une jeune fille d'une merveilleuse beauté qui parlait de Fouqué avec un enthousiasme enchanteur, et avouait en rougissant qu'elle donnerait bien une année de sa vie pour un baiser de l'auteur de l'*Ondine*. Et cette jeune fille avait les plus belles lèvres que j'aie jamais vues.

Mais quelle délicieuse poésie que l'*Ondine!* elle-même est un baiser. Le génie de la poésie baise au front le printemps endormi. Celui-ci ouvrit les yeux en souriant, et toutes les roses s'épanouirent et tous les rossignols chantèrent, et tout ce que disaient le parfum des roses et le gazouillement des rossignols, l'excellent Fouqué l'a revêtu de paroles, et l'appela *Ondine*.

Je ne sais pas si cette nouvelle a été traduite en français. C'est l'histoire d'une belle fée des eaux qui n'avait pas d'âme, et qui n'en reçoit une que parce qu'elle tombe amoureuse d'un homme. Mais, hélas! avec cette âme elle connaît toutes nos douleurs humaines: bon époux, le beau chevalier lui devient infidèle, et d'un baiser elle lui donne la mort; car la mort dans ce livre n'est aussi qu'un baiser.

On pourrait considérer cette *Ondine* comme la muse de Fouqué. Quoiqu'elle soit ineffablement belle, quoiqu'elle souffre comme nous et qu'elle plie assez sous le fardeau de nos peines terrestres, elle n'est véritablement pas une créature humaine. Notre époque repousse toutes ces filles de l'air et de l'eau, même les plus jolies; elle demande des images réelles de la vie, et ce qui lui répugne le plus, ce sont les belles femmes-fantômes qui s'amourachent de nobles chevaliers. Voici ce qui arriva : ces tendances rétrogrades, ces louanges continuelles en l'honneur de la noblesse, l'incessante glorification du bon vieux temps, l'éternel panégyrique de la féodalité, tout cela déplut à la fin aux savants bourgeois du public allemand, et l'on se détourna du poëte arriéré. Dans le fait, cette intéressante kyrielle de harnais, haquenées, paladins, châtelaines, damoiseaux, prud'hommes, nains, écuyers, moines, troubadours et toute la friperie moyen âge finirent par nous fatiguer, et comme l'ingénieux Hidalgo de la Manche, le pauvre Frédéric de Lamotte-Fouqué s'enfonça de plus en plus dans ses livres de chevalerie, et perdit de vue les idées du présent au milieu des rêves du passé. Force fut même à ses meilleurs amis de se détourner de lui avec pitié.

Pour les ouvrages que le malheureux baron écrivit dans les derniers temps, on ne peut guère les lire. Les défauts de ses premiers écrits y sont poussés jusqu'aux extrêmes. Les chevaliers qu'il avait créés, même dans sa meilleure période, n'étaient que fer et sentiment, ils n'avaient ni bon sens ni raison. Les femmes ne sont que des poupées dont la chevelure dorée descend avec grâce sur leur visage de roses. Comme les romans de

W. Scott, les contes de chevalerie de Fouqué vous rappellent les énormes tapis ouvragés de grosse laine et qui frappent plus nos yeux que notre âme par leur abondance de figures et la magnificence de leur coloris. Ce sont des tournois, des jeux de bergers, des fêtes d'église, des duels, etc., etc.; tout cela est arrangé d'une manière riche, variée et fantastique, mais superficiel et manquant de tout sens profond. Chez les imitateurs de Fouqué comme chez ceux de W. Scott, cette manière de peindre l'extérieur et le costume, au lieu de la nature intime des hommes et des choses, se manifeste d'une manière encore plus déplorable. Ce genre facile et plat pullule aujourd'hui en Allemagne tout comme en Angleterre et en France, et quoique ces compositions ne glorifient plus le temps de la chevalerie et s'évertuent à traiter des sujets modernes, leur procédé est toujours le même, qui ne saisit dans les phénomènes de la vie que l'accidentel au lieu d'en représenter l'essence. Au lieu du cœur humain, nos modernes faiseurs de romans, ne connaissent que la vieille défroque des hommes, leurs vêtements plus ou moins usés. Il en était bien autrement chez les anciens romanciers, surtout chez les Anglais : Richardson nous donne l'anatomie des sentiments, Goldsmith traite en moraliste les mouvements du cœur de ses héros. L'auteur de Tristram Shandy nous révèle les profondeurs les plus cachées de l'âme, il nous permet de jeter un regard dans ses abimes, ses paradis, ses enfers et ses égouts, et soudain il laisse retomber le rideau. Nous avons eu le coup d'œil de ce singulier théâtre, comme le spectateur dans un parterre ; l'éclairage et la perspective n'ont pas manqué leur effet, et en croyant contempler l'infini nous avons gagné un sentiment sans bornes, ineffable, idéal, tel que doit l'exciter toute vraie poésie. Quant à Fielding, il nous conduit tout de suite derrière les coulisses, il nous montre le fard dont se colorent tous les sentiments, les ressorts les plus lourds, des actions les plus délicates, la colophane et les poudres sulfureuses qui tout à l'heure lanceront les éclairs de l'enthousiasme, la baguette qui repose encore paisiblement près de la grosse caisse, et qui, plus tard, y tambourinera avec l'éclat du tonnerre les passions les plus orageuses. En un mot, il nous montre tout ce mécanisme intérieur, ce grand mensonge par lequel les hommes nous paraissent autres qu'ils ne sont, et par lequel nous perdons toute joyeuse illusion de la vie. Mais pourquoi choisir les Anglais comme exemple, lorsque Goëthe, dans son *Wilhelm Meister*, nous a laissé le meilleur modèle d'un roman ?

Le nombre des romans de Fouqué est considérable ; c'est un écrivain des plus productifs. *L'Anneau enchanté* et *Thiodolphe l'Islandais* méritent surtout une mention honorable. Les drames en vers qui ne sont pas destinés à la scène, contiennent de grandes beautés. Surtout *Segurd, le Tueur des dragons*, est une œuvre pleine d'audace, où les sagas héroïques de l'ancienne Scandinavie se reflètent avec tout leur monde de géants et de sorciers. Le personnage principal du drame, Ségurd, est une création monstrueuse. Ce héros est fort comme un rocher de Norvége, et impétueux comme la mer qui l'entoure. Il a du courage comme cent lions et de l'esprit comme deux ânes.

M. Fouqué a composé aussi des *Lieder*. Ils sont la gentillesse même. Ils sont si légers, si coloriés, si étincelants, d'une grâce si mignonne, qu'on pourrait les appeler colibris lyriques.

Mais le véritable poëte des *Lieder* c'est M. Louis Uhland, né à Tubingen en 1787. Il vit maintenant à Stuttgard en qualité d'avocat. Cet écrivain a écrit un volume de poésies, deux tragédies, un traité sur *Walter von der Vogelweide* et un autre traité sur les troubadours français. Ce sont deux petites monographies qui témoignent d'études sérieuses sur le moyen âge. Les tragédies s'appellent *Louis le Bavarois* et *Ernest de Souabe*. Je n'ai pas lu la première, et l'on ne m'en a pas parlé comme de la meilleure. La seconde contient des beautés du premier ordre et exerce un grand charme par la noblesse des sentiments et la dignité de ses tendances. On sent là un doux souffle de poésie que l'on ne trouvera jamais dans les pièces qui récoltent tant d'applaudissements sur la scène. La vieille fidélité allemande, voilà le sujet du drame, et nous la voyons là, forte comme un chêne, défier toutes les tempêtes. Dans le lointain fleurit, à peine sensible, un amour allemand dont le parfum, doux comme celui des violettes, vous pénètre le cœur avec plus d'intimité que de force. Ce drame ou plutôt cette poésie a des passages qui comptent parmi les perles de notre littérature. Mais le public des théâtres a accueilli ce drame avec indifférence, ou plutôt il l'a mis de côté. Je n'en veux pas blâmer trop amèrement les bonnes gens du parterre. Ils ont certains besoins, et ils en demandent la satisfaction au poëte. Les productions d'un auteur ne doivent pas répondre aux sympathies de son propre cœur, mais bien aux exigences du public. Ce dernier ressemble tout à fait à ce bédouin affamé qui, au milieu du désert, croit avoir trouvé un sac rempli de pois, et qui l'ouvre précipitamment ; mais hélas ! ce ne sont que des perles. Le public dévore avec volupté les pois secs de M. *Raupach* et les fèves de madame Birch-Pfeifer. Il n'a pas de goût pour les perles d'Uhland.

Comme il est très-vraisemblable que les Français ignorent ce que c'est que madame Birch-Pfeifer et M. Raupach, je dois les prévenir que ces deux auteurs forment un couple divin, comme Diane et Apollon, et sont les dieux les plus vénérés dans nos temples de l'art dramatique. Oui, M. Raupach est aussi digne d'être comparé à Apollon que la grosse et débraillée madame Birch-Pfeifer peut prétendre au titre de Diane. Quant à sa position sociale, cette Phœbé tudesque est comédienne au théâtre impérial de Vienne, et Phœbus-Raupach occupe à Berlin l'emploi de poëte du théâtre de S. M. le roi de Prusse. La première a déjà écrit une quantité de drames où elle joue elle-même les rôles principaux. Et ici je ne puis m'empêcher d'exposer un fait qui paraîtra presque incroyable aux Français, c'est qu'un grand nombre de nos acteurs sont en même temps poëtes et se font eux-mêmes leurs pièces. On prétend que c'est M. Louis Tieck qui est cause de ce sinistre. C'est lui qui fit remarquer dans ses critiques que les comédiens pouvaient toujours mieux jouer dans une méchante pièce que dans une bonne. Se basant sur un pareil axiome, Messieurs les acteurs se hâtèrent de prendre la plume et d'écrire drames, vaudevilles, comédies, tragédies, tant et plus. Et il est devenu parfois difficile de décider si le comédien écrivait mal sa pièce avec intention, pour pouvoir y jouer bien, ou s'il jouait mal dans la pièce de sa propre composition pour nous faire croire que l'œuvre était bonne. Le comédien et le poëte, qui jusque-là avaient eu entre eux des relations de bons collègues (à peu près comme le bourreau et le patient), se firent alors ouvertement la guerre. Les acteurs cherchèrent à chasser les poëtes entièrement du théâtre, sous prétexte qu'ils n'entendaient rien aux exigences des planches, ne comprenaient rien aux effets dramatiques et aux coups de théâtre, et qu'eux seuls, les acteurs, ayant appris ces choses par la pratique, savaient comment il fallait charpenter et faire réussir une pièce. Les comédiens, ou bien, comme ils se nomment de préférence, les artistes dramatiques, préféraient donc jouer dans leurs propres pièces, ou du moins dans celles qu'un des leurs, un artiste, avait composées. Et dans le fait ces pièces répondaient à toutes leurs exigences, ils y trouvaient leurs costumes favoris, leur poésie couleur de chair, leurs ingénuités en tricot, leurs sorties à applaudissements, leurs grimaces traditionnelles, leurs phrases clinquantes, leurs ruses du métier, leur afféterie guindée, tout leur attirail de cabotins : une langue qui n'est parlée que sur les planches, des fleurs qui n'éclosent que sur ce sol mensonger, des fruits qui ne mûrissent qu'aux lampions de la rampe, une nature que n'anime jamais le souffle de Dieu, mais bien celui du souffleur, une fureur qui n'ébranle que les coulisses, une douce mélancolie avec accompagnement de flûtes, une innocence fardée avec l'abîme qui s'ouvre sous les pas du crime, des sentiments de louage, des rires aigus, des sanglots échevelés, des fanfares, etc., etc.

C'est ainsi qu'en Allemagne les acteurs se sont émancipés des poëtes et même de la poésie. Ce n'est qu'à la médiocrité qu'ils permettent d'aborder leur terrain, et ils veillent soigneusement à ce qu'aucun vrai poëte ne s'y glisse en déguisant son esprit. Par combien d'épreuves M. Raupach n'a-t-il pas dû passer, avant de prendre pied sur le théâtre. Et même encore maintenant ces Messieurs le surveillent, et quand par hasard il écrit un morceau qui n'est pas tout à fait mauvais, il lui faut bien vite écrire une douzaine des plus misérables pièces, pour échapper à l'ostracisme dramatique. Le mot «douzaine» vous surprend peut-être. Il n'y a là aucune exagération.

Cet homme sait réellement écrire chaque année une douzaine de drames, et l'on est forcé d'admirer cette productivité. Mais comme le dit Jantjen d'Amsterdam, l'illustre prestidigateur, quand nous admirons ses tours d'adresse, il n'y a pas de sorcellerie, ce n'est que la vitesse.

C'est l'association d'idées qui naît du contraste, qui m'a fait tomber sur M. Raupach et sur madame Birch Pfeifer lorsque je voulais parler de M. Uhland. Mais quoique ce couple divin, notre Diane encore moins que notre Apollon, n'appartienne pas à la vraie littérature, encore devais-je en parler, puisqu'ils représentent le monde dramatique d'à présent.

Je suis maintenant dans un singulier embarras. Je ne puis mentionner les poésies de M. Louis Uhland sans en parler avec quelque étendue, et pourtant je suis dans une disposition d'esprit qui n'est nullement favorable à ce sujet. Le silence paraîtrait ici lâcheté sinon perfidie, et il se pourrait bien qu'une honnête et loyale franchise fût interprétée comme manque de charité. Dans le fait, les séides de la muse d'Uhland et les vassaux de sa gloire seront difficilement satisfaits de l'enthousiasme que j'ai à ma disposition aujourd'hui. Mais je les prie de prendre en considération le temps et le lieu où j'écris ces pages. Il y a vingt-cinq ans, j'étais adolescent, et alors avec quel engouement frénétique n'eussé-je pas célébré le bon et excellent Uhland! Alors peut-être sentais-je mieux ses qualités, qui étaient au niveau de mon intelligence juvénile. Mais depuis, combien d'événements ne sont-ils pas arrivés ! Ce qui me semblait si beau, ce monde féodal et sacerdotal, ces preux qui frappent de si grands coups d'épée, ces pèlerins de terre sainte, ces tournois, ces doux écuyers, ces chastes damoiselles, ces batailleurs scandinaves, ces troubadours, ces moines et ces nonnes, ces souterrains de castel aux terreurs mystérieuses, ces renoncements d'amour, ce tendre tintement des cloches et ces éternelles lamentations mélancoliques, combien j'en ai été dégoûté depuis ! Mais jadis il n'en était pas ainsi. Que de fois, sur les débris du vieux château de Dusseldorf sur le Rhin, ne me suis-je pas assis et n'ai-je pas déclamé la belle romance d'Uhland :

« Le beau berger passait si près, si près du château du roi. La jeune fille du haut des créneaux le vit, et elle fut prise d'un désir langoureux.

« Elle lui envoie une douce parole : — Oh ! si je pouvais descendre près de toi ! comme ils brillent là-bas, tes blancs agneaux et les petites fleurs rouges !

« Le jouvenceau lui répondit : — Oh ! si tu pouvais descendre vers moi ! comme ils brillent, tes bras blancs et tes joues roses !

« Et lorsque chaque matin il passe devant le château avec un doux émoi, il est là qui regarde jusqu'à ce qu'apparaisse en haut sa jeune bien-aimée.

« Alors joyeux il lui crie : — Soyez la bienvenue, jolie fille de roi. Sa douce voix lui répond : — Merci, mon berger.

« L'hiver s'est enfui, le printemps est arrivé. Les petites fleurs sont écloses tout alentour. Le berger se dirige vers le château, mais elle ne parut pas.

« Il crie si plaintivement : — Sois la bienvenue, jolie fille de roi.

Une lugubre voix d'esprit lui répond : — Adieu ! toi qui fus mon berger. »

Lorsque j'étais assis sur les ruines du vieux château, et que je déclamais cette romance, j'entendais parfois les Ondines du Rhin qui coule tout auprès, parodier mes paroles et soupirer et gémir sous les eaux avec un pathos moqueur :

« Une lugubre voix d'esprit lui répond : — Adieu ! toi qui fus mon berger. »

Je ne me laissais pas troubler par ces espiègleries des nymphes du Rhin, même lorsqu'elles riaient aux plus beaux passages des poésies de Uhland. Je m'attribuais modestement à moi-même ces ricanements, surtout vers le soir, lorsque la nuit tombait, et que je déclamais à haute voix pour surmonter la frayeur mystérieuse que m'inspiraient les vieilles ruines. J'avais même ouï-dire dans mon enfance qu'il se promenait nuitamment en cet endroit une femme sans tête. Je croyais parfois entendre près de moi le frôlement de sa longue robe de soie, et mon cœur battait... Voilà le lieu et le temps où j'étais enthousiaste des poésies de M. Uhland. C'est ce même livre de poésies que je tiens encore entre mes mains ; mais vingt ans se sont écoulés depuis, et j'ai beaucoup vu, beaucoup entendu. Je crois bien encore aux femmes sans tête ; mais les anciennes apparitions nocturnes n'ont plus de prise sur mon âme. La maison que j'habite est située sur le boulevard Montmartre.

C'est là que viennent se briser et écumer les vagues les plus agitées du jour. C'est là qu'on entend vociférer les passions les plus modernes. Ça criaille, ça gronde, ça rugit! On bat le tambour, la garde nationale s'avance au pas de charge, et tout le monde parle français. Est-ce bien là le lieu où l'on peut lire les poésies d'Uhland? Je viens de réciter trois fois à moi-même la fin de la précédente poésie. Mais je ne ressens plus l'ineffable mélancolie qui me saisissait jadis à l'endroit de la fille de roi morte, quand le beau berger, qui ignore son trépas, lui crie d'une voix si plaintive : « Sois la bienvenue, jolie fille de roi! » Mais

« Une lugubre voix d'esprit lui répond : — Adieu! toi qui fus mon berger. »

Peut-être mon enthousiasme pour ces sortes de poésies s'est refroidi depuis que j'ai fait l'expérience qu'il y a des amours bien plus douloureuses que l'amour de celui qui ne possède jamais l'objet aimé ou qui le perd par la mort. En effet, on souffre bien plus quand cet objet aimé repose nuit et jour dans nos bras, mais qu'il sait nous tourmenter nuit et jour par une opposition têtue et des caprices continuels, de telle manière que nous repoussons à la fin loin de notre cœur celle que ce pauvre cœur aime le mieux, et que nous sommes obligés de la conduire à la cour des Messageries et de l'aider nous-mêmes à monter en diligence pour aller se promener dans son pays. —

« Adieu! jolie fille de roi. »

Oui, plus douloureuse que la séparation par la mort, est la séparation par la vie, comme, par exemple, et quand la bien-aimée, par une obstination qui tient de la folie, veut absolument aller à un bal où un jeune Allemand qui se respecte n'oserait jamais l'accompagner, et, qu'attiffée d'une robe décolletée, à volants de mille couleurs, et avec une frisure mutine, elle prend le bras du premier galopin venu, et nous tourne le dos :

« Adieu! toi qui fus mon berger. »

Peut-être en est-il advenu à M. Uhland tout comme à nous; ses inspirations ont dû aussi changer, et, à peu d'exceptions près, il n'a pas mis au jour de nouvelles poésies. Je ne crois pas que cette belle âme de poëte ait été si mincement dotée de la nature, qu'elle n'ait eu qu'un printemps. Non, je m'explique le silence de M. Uhland par l'opposition que les inclinations de sa muse ont dû trouver dans les exigences de sa position politique. Le poëte élégiaque qui savait chanter dans de belles romances et de belles ballades le passé catholico-féodal, l'Ossian du moyen âge, est devenu, dans l'Assemblée des États de Wurtemberg, un zélé défenseur des droits du peuple, un tribun hardi de l'égalité civile et de la liberté. M. Uhland a prouvé la pureté et le bon aloi de ses sentiments démocratiques et protestants, par les sacrifices personnels qu'il leur a faits. Si jadis il avait mérité le laurier des poëtes, maintenant il mérite aussi la couronne de chêne de la vertu civique.

Mais justement parce qu'il était si loyal et si convaincu des droits du présent, il ne pouvait plus entonner avec l'enthousiasme d'autrefois la vieille chanson du vieux temps, et comme son Pégase était un fier destrier qui aimait à caracoler dans le passé, et qui se câbrait ou ne bougeait plus dès qu'il s'agissait d'avancer dans la vie moderne, le bon et excellent M. Uhland a mis pied bas, et, en souriant, il a fait desseller et reconduire à l'écurie sa rétive monture. Elle y est restée jusqu'au présent jour, et comme son fameux collègue, le cheval de Bayard, elle a toutes les qualités possibles et un seul défaut, c'est qu'elle est morte.

On prétend que des yeux exercés ont découvert depuis longtemps que ce haut destrier avec ses couvertures armoriées et ses magnifiques panaches n'avait pas toujours été en harmonie avec son cavalier roturier, qui, au lieu de bottes à éperons d'or, n'avait pour chaussures que des souliers aux modestes boucles d'acier d'un bourgeois de Tubingue, et dont la tête, au lieu d'un casque, ne portait qu'un bonnet de docteur en droit. Ils assurent avoir remarqué que M. Uhland n'a jamais pu se mettre entièrement d'accord avec son thème, qu'il ne rend pas dans toute leur vérité saisissante le coloris du moyen âge et ses sons naïfs et puissants jusqu'à la crudité, mais qu'il les décompose plutôt dans une mélancolie maladive, qu'il a amolli les accents énergiques et héroïques des traditions populaires du Nord, pour les rendre plus appétissantes au goût du public moderne. Et dans le fait, quand on regarde de près les femmes de M. Uhland, ce ne sont que de belles ombres, un clair de lune incarné, ayant du lait dans les veines et dans les yeux de douces larmes, c'est-à-dire des larmes sans sel. Si l'on compare les chevaliers d'Uhland avec ceux des vieux chants, on voit qu'ils ne consistent qu'en armures de fer-blanc remplies de fleurs au lieu d'os et de chair. Les chevaliers d'Uhland ont ainsi un parfum bien plus sentimental pour les nez délicats de nos jours que les anciens preux de la Germanie, qui portaient des culottes de véritable fer épais, mangeaient beaucoup et buvaient davantage.

Mais tout cela n'est pas un reproche. M. Uhland n'a jamais voulu faire passer sous nos yeux la véritable Allemagne d'autrefois; il n'a peut-être voulu nous charmer que par une reproduction aussi superficielle qu'inoffensive, et il laisse toutes ces douces images se refléter paisiblement dans le mirage crépusculaire et tendre de son esprit. Cela donne encore à ses poésies un charme particulier, et lui a peut-être valu l'affection de bien des hommes d'un tempérament doux et bon. Les tableaux du passé exercent leur charme, quelque décolorée que soit la peinture; même les hommes qui ont pris parti pour la vie positive, conservent toujours de secrètes sympathies pour la légende des anciens jours. Ces voix qui viennent à nous comme des chants d'esprits nous émeuvent singulièrement, même par leur plus faible écho. Et l'on comprendra facilement que les ballades et les romances de notre bon et excellent M. Uhland aient trouvé un si favorable accueil, non-seulement près des patriotes de 1813, des jeunes gens rêveurs et des jeunes filles amoureuses, mais même près d'organisations plus robustes et qui aspiraient à une vie nouvelle.

J'ai ajouté au mot patriote la date de 1813, pour les distinguer des amis de la patrie d'aujourd'hui. Ces anciens patriotes doivent faire leur plus douce jouissance de la muse d'Uhland, puisque une grande partie de ses poésies sont imbues de tout l'esprit d'une époque où eux-mêmes rayonnaient dans tout l'éclat de la jeunesse, et où fleurissaient leurs espérances printanières. Cette sympathie pour les poésies d'Uhland, ils la transmirent à leurs sectateurs, et l'emplète d'un exemplaire des poésies uhlandoises était œuvre de patriotisme pour les jeunes gens qui s'adonnaient aux exercices gymnastiques fondés alors par le gallophobe Jaher pour régénérer le physique de la nation allemande. Ils trouvaient chez Uhland des poésies que Max de Schenkendorf et M. Ernest Moritz Arndt n'eussent pas mieux composées. Et, en effet, quel est le petit-fils d'Arminius, prince des Chérusques, et de la blonde Thusnelda, qui ne serait pas édifié par cette chanson d'Uhland :

« En avant ! toujours et toujours ! La Russie a lancé ce cri plein de fierté : En avant !

« La Prusse l'a entendu, l'a entendu avec plaisir et répète : En avant !

« Debout, puissante Autriche ! En avant ! fais comme les autres : En avant !

« Debout, vieille Saxe ! Toujours en avant, en vous donnant la main ! En avant !

« Bavière, Hesse, imitez-les ! Souabe, Franconie, portez-vous sur le Rhin ! En avant !

« Dieu te salue, Confédération helvétique ! Alsace, Lorraine, Bourgogne ! En avant !

« En avant Espagne, Angleterre ! Tendez la main à vos frères ! En avant !

« En avant ! toujours et toujours ! Bon vent et port prochain ! En avant !

« En avant ! voilà le nom de votre général ! En avant ! vaillants vainqueurs ! En avant !

Le général à laquelle cette chanson fait allusion est Blucher, le fameux troupier.

Je répète que la génération de 1813 trouve dans les poésies d'Uhland l'esprit de son temps conservé de la manière la plus précieuse, et non-seulement pour la politique, mais même pour les tendances morales et esthétiques M. Uhland représente toute une période, et seul, à cette heure, il la représente, puisque tous les autres sont tombés dans l'oubli, et se résument réellement tous dans cet écrivain. Le ton qui règne dans les *Lieder*, les balladés, les romances d'Uhland est le ton de tous ses contemporains romantiques, et quelques-uns d'entre eux ont fait, sinon mieux, du moins tout aussi bien. Il les surpasse moins par sa valeur poétique que par la supériorité de la forme. En effet, quel excellent poëte n'est pas le baron d'Eichendorf. Les poésies dont il a entremêlé son roman, *Pressentiment et Réalité*, ne diffèrent en rien des poésies d'Uhland, et même des meilleures. Toute la différence consiste seulement dans la fraîcheur plus verdoyante, la vérité plus limpide des poésies d'Eichendorf. M. Justin Kerner, qui n'est presque pas connu, mérite aussi une mention honorable. Il a composé les *Lieder* les plus charmants. C'est un compatriote de M. Uhland. Il en est de même de M. Gustave Schwab, poëte plus célèbre, qui fleurit aussi dans la belle Souabe, et qui, chaque année encore, nous envoie le parfum de jolies poésies. Il a un talent particulier pour la ballade, et il a chanté dans cette forme des légendes du pays, dont l'effet est le plus heureux. Wilhelm Muller, que la mort nous a ravi dans la plénitude et la sérénité de sa jeunesse, doit aussi être nommé. Dans l'imitation des chants populaires, il est tout à fait à l'unisson avec M. Uhland, et il me semble même que sur ce terrain il a été souvent plus heureux, et qu'il l'a surpassé par des accents de vérité. Il s'était plus profondément inspiré de l'esprit des vieux chants populaires, et il n'avait pas besoin d'en imiter les formes, l'extérieur. Chez lui, nous trouvons un maniement plus facile des transitions et une sobriété plus chaste dans l'imitation des vieilles tournures et des expressions surannées. Je dois rappeler le souvenir de feu Wetzel, qui est oublié maintenant. Lui aussi a une affinité avec notre excellent Uhland, qu'il surpasse en douceur et en effusion intime dans quelques poésies que j'ai lues. Ces poésies, moitié fleurs, moitié papillons, sont éparpillées, avec tout leur parfum et leur délicieuse folâtrerie, dans quelques almanachs que M. Brockhaus publie sous le nom d'Urania. Que M. Clément Brentano ait composé ses *Lieder* dans le même ton et dans le même sentiment que M. Uhland, cela se comprend naturellement. Ils ont puisé à la même source, aux chants populaires, et ils nous offrent la même boisson; seulement le vase, la forme est plus travaillée chez M. Uhland. Pour Adalbert de Chamisso, je ne devrais pas en parler. Quoique contemporain de l'école romantique, aux mouvements de laquelle il a pris part, le cœur de cet homme s'est tellement rajeuni dans ces derniers temps, qu'il a trouvé des sujets tout modernes, qu'il s'est fait valoir comme un des poëtes les plus originaux de notre temps, et qu'il appartient bien plus à la nouvelle qu'à la vieille Allemagne. Mais dans les poésies de sa première manière se joue le même souffle que nous respirons dans les poésies d'Uhland, le même ton, la même couleur, le même parfum, la même mélancolie, la même larme. Les larmes de Chamisso sont peut-être plus touchantes, parce qu'elles jaillissent d'un cœur plus fort, comme une source qui sort d'un rocher.

Les poésies que M. Uhland a composées dans les mètres méridionaux sont aussi les sœurs des sonnets, des assonnances, des *ottavérime* de ses confrères de l'école romantique, et il est impossible de les en distinguer quant à la forme et au fond. Mais, comme je l'ai dit, la plupart de ses contemporains tombèrent dans l'oubli. Nous ne les trouvons plus qu'en faisant des recherches dans des recueils dont on ne parle plus, comme, par exemple, la *Forêt des Poëtes*, le *Pèlerinage des chantres*, dans quelques almanachs de muses que MM. Tieck et Fouqué ont édités dans de vieilles revues, particulièrement dans la *Solitude consolatrice* d'Achim d'Arnim, et dans la *Baguette divinatoire*, rédigée par Henri Straube et Rodolphe Christiani, dans les journaux d'autrefois, et Dieu sait encore où!

M. Uhland n'est pas le père d'une école, comme Schiller ou Goëthe, ou tel autre, de l'individualité desquels ressortait un accent particulier qui trouva son écho dans les poésies des contemporains. M. Uhland n'est pas le père, mais bien le fils d'une école qui lui a donné le ton. Et ce ton même n'appartient pas originairement à cette école, puisqu'elle l'a trouvé dans les œuvres des vieux poëtes qu'elle a laborieusement déterrés. Mais, comme compensation à ce manque d'originalité, M. Uhland présente une foule de bonnes qualités qui resteront toujours estimables. Il est l'orgueil de l'heureuse Souabe, et tout homme qui parle la langue allemande se réjouit de cette noble âme de poëte. Comme la plupart des poëtes lyriques de l'école romantique se résument en lui, nous pouvons les aimer et vénérer dans le seul Uhland. Et nous le vénérons et l'aimons peut-être d'autant plus qu'il entre pour nous dans le domaine du passé.

FIN DU PREMIER VOLUME.

TABLE DU TOME PREMIER

Pages.

Préface de la première édition. 1

PREMIÈRE PARTIE.

De l'Allemagne jusqu'à Luther. 7

DEUXIÈME PARTIE.

De Luther jusqu'à Kant. 59

TROISIÈME PARTIE.

De Kant jusqu'à Hegel. 115

QUATRIÈME PARTIE.

La littérature jusqu'à la mort de Goethe. 185

CINQUIÈME PARTIE.

Poëtes romantiques. 253

Erinnerungen

an

Heinrich Heine

von ſeiner Nichte

Maria Embden-Heine,

Principessa della Rocca.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.
1881.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

Das Ueberſetzungsrecht iſt vorbehalten.

1959. 3097

a

Vorrede.

Ueber keinen Schriftſteller der Neuzeit iſt ſo viel geſchrieben worden, wie über Heinrich Heine, doch Vieles iſt entſtellt, unrichtig und allein der reichen Phantaſie der Berichterſtatter zuzuſchreiben.

Um den Bitten meiner Freunde und der Verehrer des großen Dichters Genüge zu leiſten, habe ich mich entſchloſſen, dieſes Buch dem Andenken meines berühmten Onkels zu widmen, ſo wie auch falſche Angaben ſeiner Biographen zu berichtigen.

Heine, der die Satyre und Ironie liebte, erzählte heute Dinge, die er den folgenden Tag widerlegte, und dies mag wohl der Grund ſein, warum ſo ſonderbare Gerüchte in Umlauf geſetzt wurden.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich Alles berichtigen wollte, doch verſichere ich meinen Leſern, daß ich der Wahrheit getreu bleiben werde und nur das niederſchreibe, was ich von Jugend auf von meiner Großmutter und meiner Mutter erzählen hörte.

Was man auch ſchreiben mag, ich werde Niemandem antworten, da ich nicht geſonnen bin, mich auf einen Federkrieg einzulaſſen.

Leider iſt es das Schickſal aller großen Geiſter, bewundert, beneidet und begeifert zu werden. Man kann ſolchen Feinden aber kein Schweigen gebieten. Ich rufe ihnen zu:

> Wenn dich die Läſterzunge ſticht,
> So laß es dir nur ſagen:
> Die ſchlechtſten Früchte ſind es nicht,
> Woran die Wespen nagen!

Neapel, October 1880.

Maria Embden.

Die Familie des Dichters.

Heinrich Heine nennt ſich den erſten Mann ſeines Jahrhunderts, da er in der Neujahrsnacht 1800 geboren wurde.

Seine Biographen erklären dies als einen Witz, doch giebt es keine Beweiſe, die ihre Behauptung rechtfertigen, da während der franzöſiſchen Occupation Düſſeldorfs alle Papiere des Standesamtes bei einer großen Feuersbrunſt vernichtet wurden.

Meine Großmutter hingegen behauptete, er ſei am 13. Dezember 1799 geboren und der Grund dieſer Behauptung war folgender. Um die höheren Klaſſen des Düſſeldorfer Gymnaſiums zu beſuchen, mußte man ein gewiſſes Alter erreicht haben und trotz ſeiner Kenntniſſe würde man dem jungen Heine den Zutritt verweigert haben.

Die Familie Heine ſtammt aus Hannover. Mein Urgroßvater hatte ſechs Söhne und zwei Töchter.

Der zweitgeborne Sohn war mein Großvater, Samſon Heine, geboren den 19. Auguſt 1765, geſtorben in Hamburg den 2. Dezember 1828.

Der dritte Sohn war der Banquier Salomon Heine, berühmt durch ſeine große Wohlthätigkeit und ſeinen Reichthum, von dem er einen ſo vortrefflichen Gebrauch zu machen wußte.

In Hamburg gedenkt man ſeiner mit Dankbarkeit, da er die Vorſehung der Armen war, milde Stiftungen und Krankenhäuſer gründete und Jedem eine hülfreiche Hand bot, der ſeine Güte in Anſpruch nahm.

Der älteſte der Brüder zog nach Frankreich, wo er ſich verheirathete und die franzöſiſche Linie der Familie Heine gründete.

Zwei ſeiner Söhne, Armand und Michel Heine, leben in Paris, bei Allen wohlgelitten, da ihre Biederkeit und Rechtlichkeit bekannt iſt und der Name Heine einen guten Klang an der Börſe hat.

Aber Millionen ſchützen nicht vor Kummer und Gram. Michel Heine hatte das Unglück, ſeinen hoffnungsvollen 18jährigen Sohn zu verlieren und ſeine ſchöne geiſtreiche Tochter, die Herzogin von Richelieu, iſt eine 22jährige Wittwe.

Ich begreiſe nicht, was zu dem Gerüchte Anlaß gab, daß mein Großvater im Wahnſinn geſtorben ſei, da er, vom Schlage gerührt, in den Armen meiner Mutter ſeinen Geiſt aushauchte, die uns Kindern ſehr oft dieſe traurige Begebenheit mit den ſchmerzlichſten Ausdrücken ſchilderte.

Samſon Heine war gerade kein Gelehrter, aber ein würdiger Mann, ein vortrefflicher Vater und zärtlicher Gatte. Alle die ihn kannten, rühmten ſein ſchönes Aeußere und ſeine große Herzensgüte.

Man behauptet, Heinrich Heine hätte mit wenig Ehrfurcht von ſeinem Vater geſprochen, Andere verſichern, daß in ſeinen nachgelaſſenen Memoiren Vieles ſtehe, was dem Sohne nicht zur Ehre gereiche.

Um dieſe Fabel zu widerlegen, genügt meine Verſicherung, daß ich feſt überzeugt bin, daß keine Memoiren exiſtiren.

Obgleich deutſche Blätter behaupteten, Heine's Memoiren ſeien an Oeſtreich verkauft und würden in den Staatsarchiven verwahrt, bedaure ich anderer Meinung zu ſein.

Die Wittwe Heine hat noch vor einigen Monaten einem Redacteur des Figaro erzählt, daß ſie im Beſitze eines Fragmentes von Memoiren ſei; hätte Jemand andere Memoiren, ſo ſolle er ſie veröffentlichen, dann würde ſie ſchon zu antworten wiſſen.

Es iſt leicht möglich, daß Heine ſeinen Freunden erzählt hat, er habe Memoiren geſchrieben; möglich, daß er ein Packet Makulatur zuſammenband, „Meine Memoiren“ darauf ſchrieb, um die Leute noch nach ſeinem Tode zu necken und irre zu führen. Nur auf dieſe Weiſe erkläre ich mir, daß Meißner ein Packet Memoiren geſehen haben will.

Als der Dichter mit dem großmüthigen Karl Heine wegen der Leibrente in Uneinigkeit gerieth, ſchrieb er in aller Eile ein kleines Heft, welches er „Meine Memoiren“ benannte.

Er übergab ſie ſeiner Frau und ſagte: „Bewahre dieſe Blätter und gieb ſie nie aus den Händen, denn ſollte man Dir je nach meinem Tode die Rente entziehen wollen, ſo drohe ſie zu veröffentlichen“.

Mein Bruder, der laut § 3 des Teſtaments meines Onkels der einzige Erbe aller nachgelaſſenen Schriften iſt, hat dieſes unbedeutende Heft geleſen und verſichert, daß der Inhalt kein Intereſſe für das Leſepublikum haben kann.

Madame Mathilde Heine glaubt einen Schatz zu beſitzen und hütet ihn ſorgfältig. Sollten dennoch eines Tages dieſe berüchtigten Memoiren im Druck erſcheinen, ſo erkläre ich hiermit, daß ſie unecht ſind, ſelbſt wenn ſie aus den öſtreichiſchen Archiven hervorgehen.

Herr Karpeles und Herr Strodtmann bekritteln Maximilian von Heine's Buch, indem ſie behaupten, daß mein Großvater nie dem Militärſtande angehörte.

Der Sachverhalt iſt folgender: Während der franzöſiſchen Occupation in Düſſeldorf war mein Großvater Armee-Lieferant; dies verlieh ihm Offiziersrang.

In Düſſeldorf erhielt er einen Quartierzettel auf das von Geldern'ſche Haus. Der alte Doctor von Geldern hatte zwei Söhne und drei Töchter: Die Söhne ſtudirten beide in Duisburg und wurden berühmte Aerzte. Joſeph war Leibarzt beim Kurfürſten und ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre ohne Nachkommen.

Simon, ein berühmter Gelehrter, war Schriftſteller und ſchrieb viel für die „Rheinländiſchen Zeitſchriften“; auch er ſtarb unverheirathet.

Die älteſte Tochter Johanna war eine alte Jungfer; die zweite, Fanny, heirathete einen reichen Gutsbeſitzer und die Jüngſte, Eliſabeth (geboren den 27. November 1771 in Düſſeldorf, geſtorben an der Cholera den 3. September 1859 in Hamburg), wurde von Samſon Heine zur Frau begehrt.

Die jungen Leute hatten mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, ehe ſie die Einwilligung zur Ehe vom alten von Geldern erhielten. Er war ein ernſter eigenwilliger Mann, war ſehr ſchweigſam und widmete ſogar ſeine Mußezeit dem Studium. Seine

Familie zitterte, wenn er erſchien, denn er verlangte unbedingten Gehorſam. Sein Erziehungsſyſtem ließ viel zu wünſchen übrig; den Töchtern verbot er Muſik- und Geſangunterricht zu nehmen und nannte es Zeitverluſt und brodloſe Künſte.

Eliſabeth ſchwärmte für Muſik; da ſie ſich kein Pianoforte verſchaffen konnte, denn ein ſolches konnte der Wachſamkeit des Vaters nicht entgehen, lernte ſie die Flöte ſpielen, welche ſie in der Kommode verbarg und den Schlüſſel dazu in ihrer Taſche verwahrte.

Sobald der Vater das Haus verließ, fing ſie ihre Uebungen an und in kurzer Zeit erlangte ſie eine große Fertigkeit. Meine Mutter erinnert ſich noch wie ſchön ſie ſpielte und mit welcher Meiſterſchaft ſie mit ihrem Sohne Guſtav Duette ausführte.

Samſon Heine entbrannte in Liebe zu dem jungen geiſtreichen Mädchen, die nicht ſchön, aber liebenswürdig und klug war.

Der alte Herr von Geldern gab endlich ſeine Einwilligung zur Heirath, doch unter der Bedingung, daß Herr Heine ſich in Düſſeldorf niederlaſſen ſollte.

Den 6. Januar 1798 wurde dieſe Verbindung gefeiert und aus dieſer Ehe entſproſſen drei Söhne und eine Tochter.

Der älteſte der Söhne, Heinrich Heine, der Glanzpunkt der Familie, wurde zum Andenken an einen Freund in London Harry genannt. In Frankreich kennt man nur Henri Heine.

Eines Tages gingen die Kinder mit dem Vater ſpazieren. Vor dem Thore angelangt, ſprangen und liefen ſie froh umher. Ein Machtwort des Vaters rief ſie an ſeine Seite: „Harry, bleib hier!“

Mehrere Gaſſenbuben folgten den Spaziergängern, lachten und ziſchelten untereinander: „Haſt du's gehört?“ riefen ſie lärmend einander zu.

Samſon Heine wurde ungeduldig, winkte einem Buben näher zu kommen und frug mit barſcher Stimme: „Warum verfolgt Ihr uns und lacht uns aus?“

„„Weil Ihr einen wohlgekleideten Knaben Harry nennt, denn Harry iſt der Name aller vierbeinigen Eſel in Düſſeldorf.““

Von dieſem Tage an, wurde der kleine Heine Heinrich genannt.

Dennoch erinnere ich mich, daß er im vertrauten Familienkreiſe Harry genannt wurde und daß er ſeine Briefe an meine Großmutter mit dieſem Namen unterzeichnete.

Wieviel auch in Deutſchland darüber geſchrieben iſt, welcher Religion Heine angehörte, kann ich zur

Beruhigung Aller verſichern, daß er Proteſtant war. Franzoſen und Engländer ſind toleranter als Deutſche, ſie genießen nur das Schöne und Gute eines Dichters und Schriftſtellers, ohne ſich um ſein Glaubensbekenntniß zu kümmern.

Viele kennen vielleicht nicht die folgende Anekdote, die man mir in Paris erzählte.

Dumas befand ſich eines Abends in zahlreicher Geſellſchaft und ſtand ſeiner Gewohnheit nach vor dem Kamin, ſich den Rücken wärmend, als ein junger Stutzer ſich ihm näherte, ſich verbeugte und fragte:

„Sie ſind Herr Dumas?“

„„Zu dienen.““

„Entſchuldigen Sie, iſt es wahr, daß Ihr Vater ein Mulatte war?“

„„Zu dienen.““

Nach kurzem Nachdenken fragte der junge Mann ſchmunzelnd:

„Ach, dann war ja Ihr Großvater ein Neger?“

„„Zu dienen““, antwortete der berühmte Schriftſteller.

„Und Ihr Urgroßvater?“

„„Ein Affe, mein Herr““, und Dumas ließ ihn verblüfft ſtehen.

Nach Heinrich erblickte ſeine Schweſter Charlotte 1803 in Düſſeldorf das Licht der Welt, eine liebenswürdige, geiſtreiche Dame.

1822 heirathete ſie Herrn Moritz Embden, der für Poeſie und Muſik ſchwärmte, obgleich er dem Kaufmannsſtande angehörte.

Bei ſeinem Aufenthalte in Hamburg machte Heine Herrn Embden's Bekanntſchaft und ſprach fortwährend von ſeiner kleinen Schweſter. Herr Embden wurde neugierig und wollte das ſchöne liebenswürdige Mädchen kennen lernen. Sie ſehen und ſich verlieben, war das Werk eines Augenblickes. Sie wurde ſeine Gattin und Beide öffneten ihr gaſtliches Haus Schriftſtellern und Künſtlern, vorzüglich denen, die vom Dichter empfohlen wurden.

Als Charlotte ihrem Bruder ihre Verlobung anzeigte, rieth er ihr, nur ja ihres Gatten Verſe zu loben, denn Dichten war meines Vaters Lieblingsbeſchäftigung, ſonſt könnte das Unterlaſſen leicht Uneinigkeit veranlaſſen.

Im Buch der Lieder finden wir ein hübſches Gedicht, welches dieſen Rath enthält:

Und lobſt Du meine Verſe nicht,
Laß ich mich von Dir ſcheiden!

Mein Vater ſtarb 1866, von Allen beweint, die ihn kannten, ſein freundliches Benehmen und ſeine Wohlthätigkeit machten ihn bei Allen beliebt und Hunderte von Armen folgten ſeiner Leiche. Er hinterließ einen Sohn und drei Töchter.

Meine Mutter, das liebenswürdige Lottchen, lebt noch in Hamburg und die Verehrer des großen Poeten wenden ſich oft an ſie, wenn irgend ein Aufſchluß über ſein Leben erforderlich iſt.

Deutſche, Engländer und Franzoſen bitten fortwährend um Autographen, aber Alles hat ein Ende und der Vorrath der Briefe, die ſie beſaß, iſt erſchöpft.

Mein Bruder beſitzt noch 120 Briefe, die er aber nicht veröffentlichen wird, da ſie nichts Intereſſantes für das Publikum enthalten.

Um den Bitten Aller zu genügen, iſt meine Mutter genöthigt, Fragmente ſeiner Manuſcripte herzugeben, die von meinem Bruder unterzeichnet werden, wodurch die Echtheit dieſer Autographen beſcheinigt wird.

Meine Mutter tritt in ihr 79. Jahr, iſt jedoch ſo rüſtig und lebhaft, daß man ſie für 50 halten möchte. Sie hat Heinrich Heine's Geiſt geerbt und wenn ſie redet, möchte man ihr immer zuhören, vorzüglich wenn ſie von ihrem geliebten verewigten Bruder ſpricht.

Um das Andenken des berühmten Dichters zu ehren, ſchickt man ihr Bücher und Blumen und Viele laſſen ſich ihr vorſtellen um ſie kennen zu lernen. Jeder wird mit gleicher Zuvorkommenheit empfangen und beim Fortgehen weiß man oft nicht, wen man mehr bewundern ſoll, den Bruder oder die Schweſter.

Heinrich liebte ſein Lottchen auf's Zärtlichſte; die Zuneigung war gegenſeitig und der Dichter widmete ihr als Beweis ſeiner Liebe eines ſeiner Werke.

Meine Mutter zeigte uns oft ihr Stammbuch, Erinnerungen ihrer Jugend, und mit Stolz betrachtete ſie die Zeilen ihres Bruders, die er ihr einſt hineinſchrieb. Ein Beweis, mit welcher Anhänglichkeit und Treue er ſeiner Schweſter ergeben war.

Das Gedenkblatt lautet:

„Wir können die Menſchen füglich in zwei Klaſſen theilen: erſtens diejenigen, die uns lieben; zweitens diejenigen, die uns oft und deutlich ſagen, daß ſie lieben.

Mich, liebes Lottchen, kannſt Du dreiſt zur erſten Klaſſe rechnen. Ich bin Dir herzlich gut, wenn ich auch nicht viel Aufhebens davon mache.

Düſſeldorf, 20. Juni 1827.

Dein Bruder
H. Heine.“

Der Dritte iſt der Baron Guſtav von Heine. Er wurde 1805 in Düſſeldorf geboren, war in ſeiner Jugend öſtreichiſcher Offizier und erhielt als Belohnung für ſein in jeder Beziehung tadelloſes Benehmen in den vierziger Jahren, wo noch die Cenſur eine mächtige Rolle im Staatsleben ſpielte, die Erlaubniß, ein Journal zur Mittheilung des Fremdenverkehrs in Wien, der geſelligen Vergnügungen u. ſ. w. herauszugeben. Andere Zeiten kamen und Guſtav Heine wußte mit Takt und geleitet von ſeinem hochpatriotiſchen Gefühle — für die kaiſerliche Familie — das „Fremdenblatt" über die früher ſo enggezogenen Grenzen hinaus immer mehr und mehr zu erweitern und zu großer Bedeutung zu bringen.

Guſtav Heine blieb immer reichstreu und zur Belohnung ſeiner antiliberalen Geſinnungen wurde er in den Adelsſtand erhoben mit dem Prädikate von Geldern, dem Namen ſeiner Mutter.

Obgleich Heinrich mit ſeinem Bruder Guſtav in politiſcher Hinſicht nicht übereinſtimmte, liebte er ihn dennoch, wenn auch nicht ſo zärtlich wie Max und Charlotte, ſeine theuren Geſchwiſter, deren Wohlergehen ihn fortwährend beſchäftigte.

Als Heinrich ſchon in der literariſchen Welt eine große Berühmtheit erlangt hatte, beſuchte ihn eines Tages ſein Bruder Guſtav. Heinrich las ihm einige ſeiner Gedichte vor und meinte, ſie würden gefallen!

„Gieb ſie mir", ſagte Guſtav, „ich werde ſie verbreiten und in meinem Fremdenblatte drucken laſſen!"

Im erſten Augenblicke ſah ihn der Dichter verwundert an ohne eine Antwort zu finden, doch nach einigen Augenblicken ſah er lächelnd zu ſeinem Bruder auf und ſagte mit halbzugekniffenen Augen — eine Angewohnheit, wenn er etwas Malitiöſes ſagen wollte — mit demüthiger Stimme und unſchuldigem Ausſehen: „Ach, daran habe ich gar nicht gedacht! Das iſt eine ganz vorzügliche Idee: durch Dein Fremdenblatt kann ich noch berühmt werden."

Wenn Heine bei Laune war, verſchonte er Niemand mit ſeinen ſarkaſtiſchen Witzen, weder Verwandte noch Bekannte, doch Niemand wurde böſe darüber.

Der jüngſte der Brüder, Maximilian, wurde den 6. November 1807 in Düſſeldorf geboren.

Nach Vollendung ſeiner mediciniſchen Studien trat er in den ruſſiſchen Staatsdienſt, nahm als Arzt am Krimkrieg Theil und überſchritt unter Diebitſch 1828 den Balkan.

Er ſchrieb mehrere Abhandlungen über die Peſt, Erinnerungen an H. Heine, verbeſſerte den Ambulanzdienſt in Rußland und beſchäftigte ſich viel mit

Literatur und Wiſſenſchaft. Nachdem er den Staatsdienſt verlaſſen hatte, lebte Max Heine theils in Berlin, theils in Thüringen, fern von ſeiner Gattin, der verwittweten Arendt, Frau des Leibarztes des Kaiſers von Rußland, beſuchte dann und wann ſeine Schweſter Charlotte in Hamburg und hielt ſich fern vom öffentlichen Leben.

In ſeiner Jugend wollte er dichten und als er Heinrich ſeine Verſe vorlas, ſagte dieſer begütigend: „Schreibe Proſa, lieber Max, genug Unglück in der Familie an einem Dichter.“

Während der Ausſtellung in Paris 1867 war Max mein ſteter Begleiter, und wie man ſich leicht denken kann, war das Hauptthema unſerer Unterhaltung: Heinrich Heine.

Stundenlang ſaßen wir beiſammen im Hôtel de Bade, er wußte ſo intereſſant zu erzählen, daß ich oft die Zeit vergaß und wir uns erſt nach Mitternacht trennten.

Ich wiederhole was er mir erzählte:

Heinrich hatte großen Einfluß auf meine Erziehung, gab mir gute Bücher zum Leſen und leitete meine Studien.

Eines Tages gingen wir zuſammen ſpazieren. Heinrich bemerkte eine Spinne in ihrem Netze, die ihr zappelndes Opfer feſthielt und umſpann.

„Sieh“, ſagte er auf die Spinne zeigend, „ſo geht es allen Dummköpfen im gewöhnlichen Leben, man ſaugt ihnen das Blut aus und bekümmert ſich dann nicht mehr um ſie! Die Spinne iſt das Ebenbild der Geſellſchaft, das Netz ſind die falſchen ſchmeichleriſchen Worte, die die Gimpel anziehen und ſie in's Verderben locken, aber der Weiſe und Starke macht es ſo —“. Er hob den Stock in die Höhe und zerſtörte das Netz.

Die Spinne fiel auf die Erde; ich wollte ſie zertreten.

„Nicht doch“, ſagte Heinrich, „es genügte, das feindliche Werk zu zerſtören. Haſt Du mich verſtanden?“

Max klagte mir ſchon damals, daß er krank ſei, ich wollte es nicht glauben, ein ſo ſtattlicher rüſtiger Mann!

„Wenn ich nur nicht ſterbe, ehe ich meine Memoiren beendet habe“, ſagte er mir oft, „denn ſorgfältig habe ich alle Briefe meines Bruders aufbewahrt, die den erſten Platz in meinem Buche einnehmen werden.“

Er notirte Alles, beſuchte auch die Wittwe ſeines Bruders und wollte das kleine Heft Memoiren mitnehmen, welches ſie ihm aber ebenſo hartnäckig verweigerte, wie allen Anderen.

Niemand hatte eine Ahnung von dem nahen Tode meines Onkels als er krank in Berlin darniederlag und Niemand konnte Zutritt zu ihm erlangen, nicht einmal meine Schweſter, die in derſelben Stadt wohnt.

Nur Guſtav Heine, von ſeinem Schwiegerſohne Graf Jizzo di Noris begleitet, eilte von Wien an's Krankenbett ſeines Bruders.

Meine Mutter und mein Bruder erhielten die Anzeige ſeines Todes erſt nach zwei Tagen und meine Mutter war lange krank, ſo tief betrübte ſie dieſe Trauernachricht.

Max Heine ſtarb an einer Herzlähmung den 6. November 1879, an ſeinem Geburtstage um $2^1/_2$ Uhr Nachts und blieb bis zum letzten Augenblicke bei völliger Beſinnung.

Man ſagt, er habe vor ſeinem Tode gebeten, man möge alle Papiere verbrennen, die ſich bei ihm vorfänden.

Es ſcheint mir faſt unmöglich, daß ein ſo bedeutender Mann einen ſolchen literariſchen Vandalismus begehen konnte.

Wer weiß, wohin ſich die Memoiren verirrt haben und ob wir ſie nicht eines Tages unter anderem Namen leſen werden!

Ich glaube, ich werde ſeinen Stil wieder erkennen, ſo wie auch mehrere intereſſante Bruchſtücke, die er mir ſeiner Zeit vorgeleſen hatte.

Der Onkel des Dichters, Salomon Heine, wurde 1767 in Hannover geboren und ſtarb in Hamburg den 23. December 1844. Wir betrachten ihn als den Chef unſerer Familie. Seine Gemahlin, die ſchöne Betty Goldſchmidt, ſtarb nach vierzigjähriger Ehe. Sie war eine gute ſanfte Frau und wußte den heftigen Charakter ihres Mannes zu mildern. Sie war das verſöhnende Princip in der Familie, welches alle Streitigkeiten beſchwichtigte und war der ſtete Anwalt ihres Neffen Heinrich, wenn er mit lobenswerther Beharrlichkeit die Kaſſe ſeines Oheims in Anſpruch nahm.

Man ſagt, Salomon Heine hätte ſeinen Neffen in ſeinem Teſtamente vergeſſen, er, der großmüthige, wohlthätige Mann! Heinrich glich dem Faß der Danaiden und keine Summe genügte zur Beſtreitung ſeiner Ausgaben.

Salomon Heine ſetzte ſeinem Neffen eine Leibrente aus, die nach ſeinem Tode auf ſeine Frau Mathilde übertragen wurde.

Er gründete zum Andenken an ſeine geliebte

Gattin das Betty-Heine-Hoſpital in der Heineſtraße in Hamburg.

In dieſer Stiftung werden alle Hülfsbedürftigen aufgenommen, gleichviel welcher Religion ſie angehören. Täglich und ſtündlich ſegnet man das Andenken an den menſchenfreundlichen Stifter.

Salomon Heine hatte zwei Söhne, Herrmann und Karl. Der ältere ſtarb 1830 in Rom und auch ihm wurde ein Denkmal geſetzt, die „Herrmann-Heine-Stiftung“.

Karl war das Ebenbild ſeines Vaters, denn auch ſeine Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen. Ein ſchöner Mann, in der Blüthe ſeiner Jahre, ſtarb er im Juni 1865.

Er war mit ſeiner Familie zur Erholung nach Bagnères de Luchon gereiſt, und bei einem Spazierritt wurde er plötzlich vom Schlage gerührt, ohne ſeiner geliebten Gattin die Hand zum Abſchied zu drücken!

Seine Frau, die liebenswürdige geiſtreiche Cécile Furtado, der Mittelpunkt der glänzendſten Geſellſchaften, lebte in Paris, von Allen geliebt, geehrt und bewundert.

Heine nannte ſie ſeinen Schutzengel, denn ihr verdankte er Vieles.

Madame Karl Heine beſitzt viele Briefe meines

Onkels, die aber leider nie an die Oeffentlichkeit gelangen werden.

Ihre Adoptivtochter, eine bildſchöne Frau, iſt die Gattin des Generals Michel Ney, Herzogs von Elchingen.

Die Jugend des Poeten.

Meine Großmutter war die Lehrerin und Erzieherin ihrer Kinder und hatte bedeutenden Einfluß auf die geiſtige Entwickelung ihres Sohnes Heinrich. Sie machte ihn mit den Meiſterwerken deutſcher Dichter vertraut und war die Einzige in der Familie, die ſein aufkommendes poetiſches Talent zu ſchätzen wußte.

Heinrich war ein lebhafter aufgeweckter Knabe und es hielt ſchwer ihn zum Stillſitzen zu bringen.

Mit einer unbegreiflichen Geduld, deren nur eine liebende Mutter fähig iſt, lehrte ſie ihn Leſen und Schreiben.

Im Hauſe Heine war ein großes engliſches Kamin, eine Seltenheit in jener Zeit, das man im Sommer mit einer ſchwarzlackirten Platte verſchloß, damit die Kinder beim Verſteckſpielen nicht hineinkriechen konnten.

Auf dieſe Platte ſchrieb meine Großmutter große Buchſtaben mit weißer Kreide, die der zukünftige Dichter mit dem größten Fleiße nachahmte.

Auch wußte ſie die Vaterlandsliebe bei ihren Kindern zu erwecken, denn damals war Deutſchland in bedauernswerthem Zuſtande, zerſplittert und zertheilt und nicht wie jetzt ein großes einiges Reich.

„Verſprecht mir", ſagte ſie zu ihren Söhnen, „daß Ihr nie in kleinen Staaten leben wollt, ſondern den Aufenthalt einer großen Stadt, in einem großen Lande wählen werdet, bleibt aber dennoch immer deutſch geſinnt und bewahrt ein deutſches Herz für Euer deutſches Vaterland."

Heinrich wohnte in Paris, Guſtav in Wien und Max in Petersburg.

Letzterer ſchrieb über den Charakter ſeines Bruders:

„Goethe hat ſchon geſagt: ‚Wer einen Dichter genau beurtheilen will, muß ſeinen Geburtsort aufſuchen'. — Ich füge hinzu: und ſeine Jugendzeit kennen lernen.

„Um Heine zu verſtehen und ſchätzen zu können, muß man die Eindrücke ſeiner Kindheit und ſeiner Jugend kennen lernen, ſo wie auch den Charakter der Bevölkerung von Düſſeldorf und von Köln."

Diejenigen, welche das Leben und Treiben der Bewohner der Rheinlande kennen, den Carnevalsfeſten beigewohnt haben und den lebhaften ſatyriſchen Geiſt des Volkes kennen; diejenigen, welche die erſten traurigen und ernſten Eindrücke kennen, welche den primitiven Einfluß auf Heinrich Heine hatten, können ſeine poetiſche Begeiſterung verſtehen, mit der er ſeine erſten Lieder ſang.

Der liberale Schallmeier, Director des Gymnaſiums in Düſſeldorf, übte einen großen Einfluß auf ihn aus und ihm verdankt er ſeine philoſophiſche Erziehung, die vollkommen den Rationalismus erklärt, der ſich durch ſeine Schriften zieht.

Dieſer bedeutende Mann bemerkte, wie klug und wißbegierig der 10jährige Knabe war und leitete mit Umſicht ſeine fernere Erziehung.

Meine Großmutter erzählte mir, daß Schallmeier ſie eines Tages beſuchte und mit Entzücken von den Fortſchritten ſeines Schülers ſprach. Er machte ihr den Vorſchlag, daß der Knabe Theologie ſtudiren ſolle, ihn nach Rom zu ſchicken, wo er gewiß eine glänzende Carrière machen würde. Wer weiß, ob der kleine Heine nicht Cardinal oder ſogar Papſt geworden wäre, hätte die Mutter dieſen Rath befolgt.

Beſtimmt und unerſchütterlich lehnte meine Großmutter dies Anerbieten ab und der gute Schallmeier war untröſtlich ob des Verluſtes, den die Kirche dadurch erlitt.

Heine mit dem rothen Käppchen auf dem Kopfe und dem ironiſchen Lächeln, welches ſeinen Mund umſpielte, dem ſchönen Geſchlecht den Segen ertheilend, hätte doch wahrlich einen ſpaßhaften Anblick gewährt!...

Meine Großmutter liebte die Jeſuiten nicht und ich wundere mich, daß ſie den Sohn im Lyceum erziehen ließ, da die Leitung desſelben den Jeſuiten anvertraut war. Aber nicht allein aus dieſem Grunde widerſtand ſie den wiederholten Bitten der heiligen Väter, ſie hatte beſchloſſen, ihn dem Kaufmannsſtande zu widmen, weil ſie glaubte, es wäre nützlicher und einträglicher, Bücher zu führen und Rechnungen zu ſchreiben, als im Seminar zu hocken und Gebete zu murmeln.

Als wir noch kleine Kinder waren, ſaßen wir oft auf Schemeln zu Füßen der Großmutter, ſie ſelbſt ſaß auf dem Lehnſtuhle, meine Mutter daneben. Das war in der Dämmerungsſtunde und dann baten wir: „Großmütterchen, erzähle uns etwas!“

„„Was ſoll ich Euch erzählen? Märchen und Anekdoten meines Wiſſens ſind Euch bekannt, Ihr habt meinen Vorrath ausgebeutet und in meinem Alter iſt die Erfindungsgabe nicht ergiebig.““

„So erzähle etwas von Onkel Harry.“

„„Auch das habt Ihr ſchon ſo oft gehört!““

Dann ſchmeichelten wir der alten Frau, küßten und ſtreichelten ihre ſchönen Hände . . ., ſie ließ ſich erbitten und wiederholte die alten Geſchichten mit ihrer wohlklingenden Stimme mit rheiniſchem Dialekt, der ſich ſo gemüthlich anhört.

Unſere Lieblingsgeſchichten waren die kleinen Unarten, die der Onkel in ſeiner Jugend beging, Züge ſeiner Kindheit, die ihn charakteriſirten.

Nachdem Heine leſen und ſchreiben gelernt hatte, ſchickte man ihn in eine Mädchenſchule, deren Vorſteherin eine alte funfzigjährige Jungfer war.

Der Knabe war erſt vier Jahre alt, lernte Alles mit der größten Leichtigkeit, aber das Stillſitzen war ihm unerträglich. Die Lehrerin beſtrafte jede Unachtſamkeit auf's Empfindlichſte und dieſe Strenge empörte ihn. Sie wurde ihm ſo verhaßt, daß er hin und her ſann, wie er ſich rächen könnte.

Eines Tages ließ die Lehrerin einen Krug mit Milch auf dem Tiſche ſtehen und ſo wie er ſich unbeobachtet ſah, nahm er ein Dintenfaß und goß den Inhalt in die Milch.

Hierauf ſtolzirte er in der Stube auf und nieder, die Hände auf dem Rücken, als ob nichts geſchehen wäre!

Ein anderes Mal erwiſchte er die Schnupftabaksdoſe der Alten, leerte ſie und füllte ſie mit Sand.

Als die Lehrerin ihm eine Strafpredigt hielt und ihn fragte, warum er dies gethan habe, antwortete er mit Nachdruck:

„Weil ich Dich haſſe!“

Hier war ſeines Bleibens nicht länger und man ſchickte ihn in eine Knabenſchule, dort war er in ſeinem Elemente, konnte nach Herzensluſt toben und lärmen und ſich mit ſeinen Mitſchülern balgen.

Im zwölften Jahre ſchrieb er ſein erſtes Gedicht. Während des Tages war ſeine Zeit ſo in Anſpruch genommen, daß er nicht genug ſtudiren konnte, alſo nahm er die Nacht zu Hülfe. Seine Stube war ſehr kalt und nicht genug erwärmt, wodurch er ſich eine ſchwere Krankheit zuzog. Später wußte er ſich eine wollene Mütze zu verſchaffen und einen großen Pelz, um ſich gegen die Kälte zu ſchützen.

Eine alte Köchin verſah ihn mit Wachskerzen, und als ſie ſie ihm verweigerte, legte er ſich auf's Bitten und Schmeicheln. Als auch dies nicht half, wurde er böſe, gerieth in Zorn und ſagte ihr derbe Grobheiten. Sie beklagte ſich bei ſeinem Vater und nannte ihn einen böſen Buben, der Alles ſage, was ihm in den Kopf käme.

Ich wiederhole, daß dieſe kleinen Anekdoten nur dazu dienen ſollen, Heine's Charakter kennen zu lernen, weil ſie uns ein beſſeres Bild von ihm geben, als alle wiſſenſchaftlichen Kritiken.

Den Gedichten Heine's liegt oft eine wahre Begebenheit zu Grunde, die nur ſeiner Familie oder ſeinen nähern Freunden bekannt ſind, wie z. B. der **Wallfahrt nach Kevlaar**, ſo wie auch dem Gedichte: „Du biſt wie eine Blume ꝛc.", die von Vielen in Muſik geſetzt wurde.

Als Heine in Berlin ſtudirte, beſuchte er alle Vergnügungsorte und führte ein bewegtes luſtiges Leben. Eines Tages ging er Abends unter den Linden ſpazieren, träumend und dichtend, als er durch heftiges Schluchzen und Weinen aus ſeiner Ruhe aufgeſchreckt wurde.

Er eilte dem Orte zu, woher das Weinen kam, und fand ein armes polniſches Judenmädchen, welches auf einem Steine vor Kranzler's Conditorei ſaß und verzweifelnd die Hände rang.

Auf ſeine Frage, was ihre fehle, klagte ſie ihm weinend ihr Leid.

Gneſen war ihre Heimath und ſie war mit ihrem Vater nach Berlin gereiſt, der hier bei ſeinen Glaubensgenoſſen eine Anſtellung zu finden hoffte.

In der Nacht hatte man ihnen im Gaſthofe, wo ſie abgeſtiegen waren, ihre ganze Habe geraubt. Der Vater hatte ſich ſein Schickſal ſo zu Herzen genommen, daß ein Schlagfluß ſeinem Leben ein Ende machte. Von Allen verlaſſen, unbekannt in der großen fremden Stadt, wußte ſie nicht an wen ſie ſich wenden ſollte.

Heine ſuchte das ſchöne Mädchen zu beruhigen und führte ſie zu ſeiner Freundin Rahel Levin. Dieſe nahm ſie liebreich auf und veranſtaltete eine Collecte, die ſo reichlich ausfiel, daß der ganze Schaden erſetzt wurde.

Sie ließ ſie unterrichten und beſchäftigte ſich fortwährend mit dem jungen Mädchen. Rahel ſchwärmte für Goethe und ſie ſuchte ihr Verehrung für den großen Dichter einzuflößen.

Mirjam hatte große ſchwarze Augen, war ſchön und Heine verliebte ſich in ſie, ſo daß Rahel befürchtete, eine neue Auflage des Gedichtes: „Es iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie ewig neu" — zu erleben.

Trennung war das Loos der jungen Leute.

Nach einigen Monaten, die wie im Traume vergingen, erinnerte ſich Mirjam ihrer Heimath und daß ihr Verlobter ſie in Gneſen erwartete. Schwüre wurden gewechſelt, von ewiger Liebe wurde geſprochen, man ſeufzte, weinte und am ſchmerzlichſten war die Abſchiedsſcene.

Aber das menſchliche Herz iſt ſtark, ſtärker als man glaubt, und ungeachtet der Liebesleiden kann man ungefährdet weiter leben.

Auch Heine tröſtete ſich bald. Das brillante Leben in der Hauptſtadt, die fortwährenden Vergnügungen und Feſtlichkeiten, ſelbſt die Ausſchweifungen, boten dem Dichter hinlängliche Abwechslung dar, die, obgleich ſie die Leere ſeines Herzens nicht auszufüllen vermochten, ihn doch hinlänglich zerſtreuten, um der Vernunft Gehör zu ſchenken. Während der Ferienzeit machte er einen Ausflug nach ..... Gneſen. Und hier dichtete er der ſchönen Mirjam zu Ehren das reizende Gedicht:

Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein ꝛc. ꝛc.

Ein anderes Gedicht hat folgenden Urſprung.

Schon als Kind war meine Mutter des Dichters Liebling, und des Morgens in aller Frühe, wenn die andern Mitglieder der Familie noch im tiefen Schlummer lagen, ſpielten Heinrich und Charlotte mit einander. Sie ſuchten Reime. Eines Tages quälte ſich das kleine Mädchen vergebens, ſie konnte die gewünſchten Worte nicht finden. Sie wandte ſich an den Bruder: „Dir iſt es leicht, Reime zu finden, mir wird es ſehr ſchwer, wir wollen lieber ein anderes Spiel ſpielen. Ich werde eine Fee vorſtellen, wir bauen einen Thurm, ich bewohne ihn; du bleibſt draußen ſtehen, ſingſt und findeſt Reime.“

Beinahe hätte dieſes Spiel meiner Mutter das Leben gekoſtet.

Sie bauten einen Thurm! Im Wagenſchauer ſtanden viele leere Kiſten, die beiden Kinder arbeiteten unermüdlich, bis ſie eine Kiſte auf die andere geſchoben hatten und ihr Gebäude 10 Fuß Höhe erreicht hatte. Deſſen ungeachtet fanden ſie, daß der Thurm noch immer nicht hoch genug war. Die Kleine kletterte hinauf, bis an die letzte Kiſte und ſprang hinein. Die Fee verſchwand, da die Kiſte höher war als das Kind. Sobald Heinrich ſeine Schweſter nicht mehr erblickte, wurde ihm bange, er lief nach Hauſe und rief um Hülfe. Charlotte verſuchte ſich zu befreien, die Kiſten fingen an zu ſchwanken und furchterfüllt kauerte ſie leiſe weinend in einer Ecke.

Um recht ſchön zu erſcheinen, hatte ſie ihr beſtes Kleid angezogen und beim Hineinſpringen bedeutend zerriſſen. Sie fürchtete die Folgen, da meine Großmutter eine ſtrenge Frau war und jeden Ungehorſam unerbittlich beſtrafte.

Das Ende dieſer Geſchichte erzählte uns meine Mutter mit folgenden Worten:

„Als man mir zu Hülfe eilte, blieb ich ſtill und und ſtumm in meiner Ecke ſitzen, doch als ich das Klagen und Weinen meines Bruders hörte, rief ich ihm zu: ‚Ich lebe, aber mein Kleid iſt zerriſſen!“

„Nicht ohne Schwierigkeit wurde ich aus meinem ſogenannten Thurm hervorgeholt und Heinrich umarmte mich ſtürmiſch, überglücklich ſein Schweſterchen unbeſchädigt wieder zu ſehen.

„1855, zwei Monate vor ſeinem Tode, als ich ihn zum letzten Male ſah und wir von den glücklichen Tagen unſerer Kindheit ſprachen, erzählte er mir, daß er nie den freudigen Eindruck vergeſſen habe, den er damals als 8jähriger Knabe empfand."

Wie falſch wird Heine oft beurtheilt, wenn man behauptet, es hätte ihm an Herzensgüte gefehlt und er wäre undankbar geweſen.

Er war mitleidig und freigebig, wenn ſeine Mittel es erlaubten, liebte ſeine Mutter auf's Zärtlichſte und verherrlichte ſie in ſeinen Liedern, z. B. in „Nachtgedanken". Seine Züge verklärten ſich auch noch in ſpäteren Jahren, wenn er von ſeiner Mutter und Schweſter ſprach.

Obgleich in der Ferne, war er doch ſtets in Gedanken bei uns und ein ſteter Briefwechſel mit ſeiner Familie, vorzüglich mit meiner Mutter, benachrichtigte ihn von Allem was uns betraf.

Eines Tages ſchrieb ſie ihm, daß die Familie meiner Schweſter um ein Glied reicher geworden wäre — er antwortete: „Alſo, das Vögelchen hat geſalbt!“

Alles intereſſirte ihn, was uns betraf, unſere Geſundheit und unſere Studien und oft ſchickte ihm meine Mutter unſere Aufſätze nach Paris, die dann nach Verdienſt mit Lob oder Tadel zurückgeſchickt wurden. Wie freuten wir uns, wie ſtolz gingen wir einher, mit welcher Protectormiene ſahen wir auf unſere Mitſchüler herab, wenn Heine uns aufgemuntert hatte, nur ſo fortzufahren.

Er ſchickte uns ſchöne Bücher, aber immer nur deutſche, die die Mutter ſorgfältig verſchloß, damit unſer kindlicher Muthwille ſie verſchonte.

Heine liebte Kinder und während ſeiner Krankheit ließ er die ſchönen kleinen Mädchen ſeiner Nachbarin holen, die ſpielend ſein Schmerzensbett umringten. Leider hatte ihm die Vorſehung den Troſt verſagt, eigene Kinder liebkoſen zu können.

Alles was man über ſeinen Weltſchmerz fabelt, iſt nur der Erguß ſeines poetiſchen Gemüthes, welches ſich jedem Gefühle anpaßte und ihn zu Schmerz oder Freude begeiſterte.

Max Heine ſagt in ſeinen Erinnerungen: „Der Schmerz in der Bruſt des Dichters war nur der Reflex, ſowohl des einzelnen Individuums, als ganzer Völker. Jeder Leidende, jeder Verzweifelnde, jeder glücklich oder unglücklich Liebende ſand eine willkommene Stätte in Heine's poetiſcher Seele. Sein poetiſches Mitgefühl war ſo mächtig, daß er den beginnenden Schmerz ſeines eigenen Herzens verklingen ließ, im Objectiven verſchwand ſein eigenes Leid."

Andere behaupten, daß eine unglückliche Liebe ihm ſeine Lieder eingab. In unſerer Familie ſprach man oft von einer Zuneigung, er ſchwärmte für ſeine Couſine Amalie, Tochter des reichen Salomon Heine, und hätte ſie gewiß auch gerne geheirathet, aber wie konnte ein armer Dichter ohne Stand und Vermögen einem ſo wohlhabenden Mädchen ſeine Hand bieten?

Malchen heirathete einen reichen Gutsbeſitzer in Königsberg und empfing den geiſtreichen Vetter ſtets mit Vergnügen, ohne Liebesſchmerz und ohne Liebesqual.

G. de Nerval, der franzöſiſche Ueberſetzer von Heine's Gedichten, erzählt auch von der unglücklichen Liebe des Dichters, die jedoch in's Reich der Mythe gehört. Bei einer Zuſammenkunft mit dem Schriftſteller Schmidt-Weißenfels 1850 behauptete er:

„Was ich zuerſt ahnte, geſtand Heine mir ſpäter ſelbſt, nachdem er mich auch näher kennen gelernt hatte. Wir litten Beide an einer und derſelben Krankheit: wir ſangen Beide die Hoffnungsloſigkeit einer Jugendliebe todt. Wir ſingen noch immer und ſie ſtirbt doch nicht! Eine hoffnungsloſe Jugendliebe ſchlummert noch immer im Herzen des Dichters; wenn er ihrer gedenkt, kann er noch weinen, oder er zerdrückt ſeine Thränen aus Groll.

„Heine hat mir ſelbſt geſtanden, daß, nachdem er das Paradies ſeiner Liebe verloren hätte, die letztere für ihn nur noch ein Handwerk blieb.“

Wohl möglich, daß Heine einſt bei guter Laune ihm ſeine Liebesleiden klagte, welches bei ſeinem ironiſchen Charakter nicht unmöglich iſt, vielleicht nur darum, um ſich nachher darüber luſtig zu machen und ſich ſelbſt zu widerſprechen.

Heine's poetiſcher Genius war ſo mächtig in ihm, daß die Thränen Anderer ſeine eignen Schmerzen zurückdrängte und ihn zu neuen Liedern anregten.

Und dennoch ſchleicht ſich die beißende Satyre und Ironie in alle ſeine Gedichte ein, die wie Irrlichter auftauchen und neckend an uns vorüberhuſchen.

Neider und Kritiker nennen ſeine Ironie oft trivial; mir ſcheint es nicht ſo. Z. B. der Dichter ſingt:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt,
Der Andere liebt eine Andre
Und hat ſich mit ihr vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den erſten, beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling iſt übel dran.

Wie viele Biographen haben nicht dieſes Gedicht ausgebeutet, als ob es den ganzen Liebesroman Heine's enthielte, und dennoch war es nur ein Ausgebilde ſeiner Phantaſie, ein ideales Gefühl, welches dem Anſchein nach Wahrheit enthielt.

Möglich, daß die Heirath ſeiner Couſine ihn unangenehm berührte und ihn auf unſanfte Weiſe aus ſeinen Träumen rüttelte, aber dennoch gab er ſich nach wie vor allen Genüſſen des Lebens hin und nur ſelten beſchlich Trauer und Wehmuth ſein Gemüth.

Es iſt faſt unbegreiflich, mit welcher Lebhaftigkeit und Leichtigkeit er von einer Idee zur andern übergeht und ſo ganz ex abrupto die Form und Weiſe ſeiner Gedichte ändert.

Vom Idealen zum Sentimentalen verfällt er plötzlich in's Materielle und Plaſtiſche, indem er ausruft:

„Es iſt eine alte Geſchichte,
„Doch bleibt ſie ewig neu“;

und mit derſelben Leichtigkeit kehrt er in's Edle und Sentimentale zurück:

„Und wem ſie juſt paſſiret,
„Dem bricht das Herz entzwei.“

Warum gerade das ſuchen, was nun einmal nicht vorhanden iſt?

Manche Biographen haben ſeinen Charakter richtig zu ſchätzen gewußt; aber Niemand kennt die genaue

Geſchichte ſeiner Jugendjahre, und eben hier muß man die Anregung zu ſeinen erſten Gedichten ſuchen.

Seine Art zu dichten, wird ſtets unerklärlich bleiben, da er, ungefähr wie Zigeuner- oder arabiſche Muſik, vom Fröhlichen zum Traurigen, vom Ernſten zum Luſtigen mit einer unglaublichen Leichtigkeit den Rhythmus wechſelt; er beſchreibt Geiſter und Geſpenſter etwa nach Kinderart, doch ſtets originell in ſeinen Gefühlen, er hat eine Art und Weiſe uns zu entzücken, wie ſie nur ihm allein zu eigen war. Heine iſt eine der originellen Räthſelnaturen, in denen ſich Scherz und Ernſt, Gluth und Kälte vereinen.

Wie ich ſchon vorher bemerkte, entwickelte ſich Heine's Dichtertalent ſchon im 10. Jahre, bei einer Gelegenheit, die ich erzählen werde.

Meine Mutter wurde in einem Kloſter erzogen, d. h. ſie ging dort in die Schule, die zwar von Nonnen geleitet wurde, welche jedoch aufgeklärt genug waren, den beſten Profeſſoren der Stadt den Unterricht für Geſchichte, Geographie und Literatur anzuvertrauen.

Profeſſor B . . . . . erzählte ſeinen Schülerinnen eine Geſchichte, die ſie zu Hauſe niederſchreiben mußten.

Nach den Schulſtunden ſetzte meine Mutter ſich an die Arbeit, doch ſo viel ſie auch nachdenken mochte, ſie konnte ſich des Inhalts der Erzählung nicht mehr entſinnen.

Mit den Armen auf dem Tiſche, unthätig in's Weite ſtarrend, rollten große Thränentropfen über ihre Wangen und ſo fand Heinrich ſein Schweſterchen.

„Was giebt's?“ fragte er.

„„Die Geſchichte, die ich niederſchreiben ſoll, iſt mir entfallen . . . was ſoll aus mir werden, wie kann ich morgen vor dem Profeſſor erſcheinen . . .““ und heftiges Schluchzen verhinderte ſie weiter zu ſprechen.

„Beruhige Dich, liebes Lottchen“, begütigte ſie der Bruder, „ſuche nur Dich zu erinnern, von welchem Gegenſtande der Lehrer ſprach, gieb mir eine Andeutung, den geringſten Anhalt, und ich ſchreibe Dir eine prächtige Geſchichte.“

Nach einer Stunde brachte er ſeiner Schweſter das Heft; glücklich und vergnügt, von dieſer unangenehmen Arbeit befreit zu ſein, legte ſie es in ihre Schulmappe, ohne auch nur einen Blick hineinzuwerfen.

Den folgenden Tag legte ſie ihr Heft zu den andern und nachdem der Lehrer ſie alle beiſammen hatte, nahm er ſie mit nach Hauſe, corrigirte ſie und gab, je nachdem man es verdiente, gute oder ſchlechte Punkte.

Meine Mutter trug das Köpfchen hoch und erwartete gelobt zu werden; doch zu ihrem größten Erſtaunen behielt der Lehrer ihr Heft zurück. War die Geſchichte zu lang — hatte er ſie nicht geleſen?

Nach Beendigung der Lehrſtunde ließ der Profeſſor ſie rufen.

„Wer hat dies geſchrieben?“ auf das Heft zeigend.

Ohne Zögern antwortete ſie: „„Ich!““

„Ich werde weder ſchelten noch Dir Vorwürfe machen“, ſagte er ſie ermuthigend, „nur ſage mir: Wer hat dies geſchrieben?“

Beſchämt, eine Unwahrheit geſagt zu haben, nannte ſie den wahren Verfaſſer.

„Dies iſt ein Meiſterwerk“, rief er aus.

Zwei andere Profeſſoren hatten dieſem kleinen Verhöre beigewohnt, und Profeſſor B. las ihnen den Aufſatz vor. Es war eine grauſige Geſpenſtergeſchichte und mit ſo lebhaften Farben geſchildert, daß das kleine Mädchen laut aufſchrie.

Als ſie zu ihren Mitſchülerinnen zurückkehrte, erzählte ſie ihnen von dem Geſpenſte mit den feurigen Augen, dem Pferdefuß, dem feuerſpeienden Rachen, der ſo groß war, daß er Alle verſchlingen konnte.

Furcht und Grauen herrſchte unter den Mädchen und manche wiſchte heimlich die Thränen aus den Augen.

Profeſſor B. beſuchte meine Großmutter und beglückwünſchte ſie, einen ſo geiſtreichen Sohn zu haben, der mit ſolcher Leichtigkeit ein ſolches Meiſterwerk zu Stande bringen konnte.

Der Knabe wurde gerufen, blieb jedoch kalt bei allen Lobeserhebungen, denn er glaubte nicht etwas Beſonderes geſchaffen zu haben. Der Lehrer wollte durchaus das Manuſcript behalten, allein er bekam nur eine Abſchrift.

Das Original wurde ſorgfältig aufgehoben, aber leider wurde auch dieſe Schrift beim großen Hamburger Brande zerſtört, ſowie auch die Fortſetzung des Rabbi von Bacherach, ein Werk, welches nie vervollſtändigt wurde.

Mit thränenden Augen erzählte die Großmutter oft von dieſem Verluſte. Sie betrauerte weder Diamanten noch Perlen, alte Spitzen, Silber und Koſtbarkeiten, nur die Papiere und Schriften ihres Sohnes ſchienen ihr ein beklagenswerther Verluſt, denn alles Andere konnte für Geld wieder angeſchafft werden.

Nur durch ein Wunder wurde die alte Frau vom Feuertode errettet und mit der Nachtmütze auf dem Haupte und einem Schlafrock bekleidet, entkam ſie dem brennenden Hauſe, welches fünf Minuten ſpäter mit ſchrecklichem Krachen zuſammenſtürzte.

Immer und immer wieder ſprach ſie von den verlorenen Schriften ihres Sohnes und wohl mit Recht, denn die Ergießungen ſeines jungen Herzens, die erſten Klänge ſeiner Muſe, waren in der That unerſetzbar und ein großer Verluſt für die Nachwelt.

Eine andere Begebenheit erregte großes Aufſehen in Düſſeldorf, welche für Heine's Geiſtesgegenwart ſpricht.

Es war Jahrmarkt; die Dienſtboten erhielten die Erlaubniß ein Tanzlocal zu beſuchen, die Mutter und die Kinder mit einer alten tauben Magd blieben zu Hauſe.

Die Kinder ſaßen bei der Mutter und hörten ihren Erzählungen zu, als plötzlich ein heller Lichtſtrahl in's Zimmer drang und die Flammen aus dem Nachbarhauſe praſſelnd emporſchlugen.

Das Haus gehörte einem Bierbrauer, deſſen große Malzvorräthe ſich entzündet hatten. Schleunige Hülfe that Noth und man eilte zum Nachbar, der noch Nichts bemerkt hatte. Das Feuer wurde gelöſcht ohne viel Unheil angerichtet zu haben.

Dankbar geleitete der Brauer meine Großmutter, von den Kindern gefolgt, bis an die Thür ihrer Wohnung.

Doch welche unangenehme Ueberraſchung, die Hausthür war in's Schloß gefallen, unmöglich ſie von außen zu öffnen. Man ſchellte und ſchellte, aber vergebens. Die alte Magd nähte in einer Hinterſtube, ihre Taubheit verhinderte ſie, uns zu hören.

„Mutter“, ſagte Heinrich, „ſieh, die Thür des Wagenſchauers iſt unverſchloſſen; von hier aus können wir in's Haus gelangen.“

Eine große Reiſekutſche ſtand hier, mit grauem Leinen behangen.

Im Vorbeigehen bemerkte Heinrich, daß ein Mann unter den Wagen huſchte. Weder mit einer Miene noch einem Ausruf verrieth er, was er geſehen hatte.

„Mütterchen“, ſagte er, „ich kehre gleich zurück, ich habe mein Taſchentuch beim Nachbar vergeſſen.“

Die Mutter hatte keine Ahnung von dem, was ihr Sohn geſehen hatte, und wollte ihn zurückhalten, aber er lief lachend davon und berichtete dem Nachbar was er geſehen hatte.

Dieſer verſammelte ſeine Knechte, bewaffnete ſie mit Knütteln und Heugabeln, folgte dem kleinen Heine in die Remiſe und fand den Mann, mit einem großen Meſſer bewaffnet, unter dem Wagen.

Er wurde hervorgezogen und geknebelt. Es war ein entlaufener Sträfling und als die Polizeidiener ihn abholten, wandte er ſich an den Knaben mit dieſen Worten:

„Erinnere Dich, Du kleine Canaille, wenn ich wieder frei werde bringe ich Dich um!“

Viele Jahre vergingen. Heine ſtudirte in Bonn und reiſte zum Vergnügen nach Aachen, um der Hinrichtung eines Miſſethäters vermittelſt der Guillotine beizuwohnen.

Einer der Studenten, welcher Phrenologie ſtudirte, erhielt die Erlaubniß den armen Sünder im Gefängniſſe zu beſuchen, um wiſſenſchaftliche Beobachtungen anzuſtellen.

Heine's Neugier war erregt und er bat ſeinen Freund ihn begleiten zu dürfen, doch wie unangenehm wurde er berührt, als der Mann einen Schrei ausſtieß und Heine in ihm den Sträfling erkannte, der in der Remiſe feſtgenommen wurde. Am folgenden Tage wohnte er der Hinrichtung bei und behauptete, daß der zum Tode Verurtheilte ihn erkannt und ihm einen haßerfüllten Blick zugeworfen habe.

Von dieſer Zeit an konnte er nicht mehr von Hinrichtung und Schaffot ſprechen hören, ſogar der Name Aachen verſetzte ihn in nervöſe Aufregung.

Sein nervöſes Leiden vermehrte ſich mit den Jahren; lautes Sprechen, Clavierſpielen, jeder Lärm war ihm unangenehm und berührte ihn ſchmerzlich, ſogar ſeiner Schweſter, die ein angenehmes, klangvolles Organ beſitzt, ſagte er ſehr oft: „Liebes Lottchen, ſchrei nicht ſo laut“.

Sein Gehör war ſo ſcharf, daß er im Bette, welches mit einem Wandſchirm umgeben war, Alles hörte was man draußen ſprach.

Meine Mutter erzählte uns noch eine andere Epiſode aus ſeiner Kindheit.

Heinrich und Charlotte waren noch ganz kleine Kinder, als ſie an den Maſern erkrankten und längere Zeit das Zimmer hüten mußten. Um ſie zu beſchäftigen, gab man ihnen eine Kiſte voll bunter Lappen.

„Was ſollen wir damit anfangen?“ fragte Charlotte.

„„Wir wollen eine Narrenjacke davon machen““, antwortete Heinrich, und Beide fingen emſig an zu nähen. Die Schweſter, mit ihrer angeborenen Lebhaftigkeit, warf bald die Arbeit fort, aber Heinrich nähte mit großem Eifer, bis die Jacke fertig war, denn er wollte ſie während der Carnevalszeit tragen.

Endlich kam der erſehnte Tag heran, aber man erlaubte ihm nicht dieſelbe anzuziehen. Aergerlich und unmuthig ſchenkte er ſie einem Nachbarskinde.

Nach vielen Jahren, als Charlotte längſt verheirathet war und in Hamburg wohnte, begegnete ſie eines Tages einem gutgekleideten Matroſen, der ſie ehrerbietig grüßte und folgendermaßen anſprach:

„Sie erkennen mich wohl nicht? Ich bin jener Knabe, dem ihr Bruder einſt eine Narrenjacke ſchenkte; damals wußte ich dieſe Gabe nicht zu ſchätzen, doch habe ich ſie immer ſorgfältig bewahrt. Vor nicht langer Zeit, habe ich ſie in 17 Stücke zerſchnitten und unter meine Freunde vertheilt, die ein Andenken von unſerm berühmten Dichter beſitzen wollten.“

Meine Mutter erſtaunte, daß ein Mann aus dem Volke eine ſo wohlgeſetzte Sprache führte; ſie erkundigte ſich nach ſeinem Namen, ſeiner Wohnung und ließ ihn ſpäter zu ſich einladen, wo er von Allen auf's Freundlichſte empfangen wurde.

Als meine Mutter in Paris war, erinnerte ſie ihren Bruder an die Jacke und erzählte ihm ihre Begegnung mit dem Matroſen.

„Ueber dieſes Thema werde ich Dir ein Gedicht machen und Du ſollſt herzlich darüber lachen.“

Leider wurde dieſes Gedicht nicht mehr geſchrieben, der Tod ließ ihm keine Zeit dazu!

Heinrich ſetzte ſeine Studien fort und war immer einer der Erſten unter ſeinen Mitſchülern; ſeine Mutter, eine große Verehrerin der ſchönen Künſte, wollte daß ihr Sohn ihrem Beiſpiel folge.

Man engagirte einen Zeichenlehrer, der arme Mann wohnte entfernt von der Völkerſtraße und war ſo müde wenn er ankam, daß er ſogleich einnickte.

Heine hatte bedeutende Anlagen zum Zeichnen, wurde der Sache aber bald überdrüſſig und ſuchte den Lehrer zu entfernen.

Eines Tages zeichnete er einen Eſelskopf auf einen Bogen Papier, befeſtigte das Blatt auf den Rücken des Lehrers, der nichts bemerkte und ruhig weiter ſchnarchte. Beim Fortgehen wurde er von allen Gaſſenbuben verfolgt und verhöhnt, bis eine alte Frau ihn mitleidsvoll von dieſem Aushängeſchild befreite.

Empört kehrte er zu Herrn Heine zurück und beklagte ſich über den ungezogenen Knaben.

„Es ſcheint mir unmöglich“, ſagte Herr Heine, „daß mein Sohn einen ſolch unpaſſenden Scherz ausüben konnte, ohne daß Sie es bemerkten, denn Sie ſind doch gewiß die Aufmerkſamkeit ſelbſt während der Lehrſtunde.

Heinrich ſtand ängſtlich horchend in einer Ecke, denn er fürchtete die wohlverdiente Strafe ſeiner That, doch als er den Vater ſo ſprechen hörte, näherte er ſich und ſagte vorlaut: „Papa, er ſchläft während der ganzen Stunde und träumt laut von ſeinen Schulden“.

Nun ſollte Heinrich Muſik ſtudiren und er wählte die Violine.

Ein berühmter Lehrer wurde engagirt und die Stunden nahmen ihren Anfang. Nach 3 Monaten ging meine Großmutter an der Stube vorbei, wo Heinrich mit ſeinem Lehrer ſtudirte und angenehm überraſcht blieb ſie an der Thür ſtehen, den lieblichen Tönen lauſchend, die ihr entgegenhallten.

„Mein Sohn iſt ein Wunderkind“, dachte die Mutter und wollte dem Lehrer ihre Zufriedenheit beweiſen.

Sie trat in's Zimmer — das Wort erſtarb ihr auf den Lippen, wie angewurzelt blieb ſie auf der Schwelle ſtehen!

Heinrich lag lang ausgeſtreckt auf dem Sopha, der Lehrer ging in der Stube auf und nieder und geigte ſeine ſchönſten Compoſitionen.

Heinrich war ſo in Gedanken vertieft, daß er das Kommen ſeiner Mutter überhört hatte und bemerkte ihre Gegenwart erſt dann, als ſie ihn unſanft aus ſeinen Träumen aufrüttelte.

„Schade, daß Du mich störſt, die Töne der Muſik kamen meiner Idee zu Hülfe und ich war eben im Begriff ein ſchönes Lied zu dichten.“

Dichten war ſeine Lieblingsbeſchäftigung und jeden freien Augenblick benutzte er zu ſeinen Ergüſſen.

Sein erſtes Gedicht war einer Sängerin gewidmet und man findet es im Buch der Lieder: „An eine Sängerin als ſie eine alte Romanze ſang“.

In Düſſeldorf wurde viel Muſik getrieben, man hatte eine gute Oper unter der Leitung des Capellmeiſters Burgmüller und die Primadonna war ein ſchönes junges Mädchen, „Caroline Stern“ genannt.

Sie hatte angenehme Manieren und eine ſchöne umfangreiche Stimme. Sie wohnte bei ihrer Mutter in größter Zurückgezogenheit und lebte nur ihrer Kunſt. Sie wurde vom Publikum verzogen und Alle waren ihr gut.

Nur das Heine'ſche Haus durfte ſie beſuchen, da meine Großmutter ſie von Jugend auf kannte und ſich ihrer annahm.

Sie machte ihr reiche Geſchenke und wenn man ihre geſchmackvollen Coſtüme bewunderte, ſo konnte man ſicher annehmen, daß es Gaben meiner Großmutter waren.

Fräulein Stern ſang eine alte Romanze in einem Wohlthätigkeitsconcert und entzückte alle Hörer. Man ſprach aller Orten von dem jungen talentvollen Mädchen und alle Journale waren ihres Lobes voll.

Einige Tage nach dem Concert gab Madame Heine ein Souper, die Sängerin war geladen und auch die Kinder durften daran Theil nehmen.

„Es freut mich“, ſagte meine Großmutter, „daß Sie von Allen gelobt werden, ſogar die Journaliſten, die immer Alles bekritteln wollen, finden ihren Geſang untadelhaft, aber Einer hätte doch die Artigkeit haben können Ihnen ein Gedicht zu widmen.“

Heinrich hörte andächtig zu und ſaß ſtill und in ſich gekehrt. Die junge Sängerin hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, ſie gefiel ihm. Den folgenden Tag brachte er ſeiner Mutter ein auf Velinpapier geſchriebenes und mit bunten Arabesken verziertes Gedicht, der Stern gewidmet, zu welchem der Geſang und die Schönheit der Sängerin ihn begeiſtert hatten.

Ueberraſcht umarmte ihn meine Großmutter, denn in dieſen Verſen offenbarte ſich ſchon die ganze Originalität des zukünftigen Dichters. Auch die Stern umarmte den kleinen Heine und nahm dankend das Gedicht an, welches ſie ſtets ſorgfältig aufbewahrt hat.

Wenn ich nicht irre, wurden dieſe Verſe in einem Düſſeldorfer Blatte veröffentlicht, ohne den Namen des Verfaſſers zu nennen.

Von dieſer Zeit an behandelten Alle den Knaben mit mehr Achtung und Auszeichnung.

Was die Eltern auch thun mochten, um ihn zum Kaufmann auszubilden, war vergebens. Er wurde nach Frankfurt auf ein Comptoir geſchickt, aber anſtatt Zahlen zu ſchreiben, machte er Spottgedichte auf ſeine Vorgeſetzten, die Alle zum Lachen brachten und die heilige Ruhe des Bureaus ſtörte.

Sein Vater wollte einen letzten Verſuch machen und bat ſeinen Bruder Salomon, ihn in ſeinem Geſchäfte aufzunehmen, aber auch hier ſcheiterte Alles, weder Strenge noch Güte konnten ihn zum Banquier ausbilden. Anſtatt Briefe zu ſchreiben oder aus dem Hauptbuche zu copiren, dichtete er, und wenn der Onkel die Bücher ſehen wollte, fielen beſchriebene Papierſchnitzel heraus, die gerade nicht dazu dienten, die gute Laune des alten Heine zu erhöhen. Man ſah endlich ein, daß der junge Mann zum Geſchäftsleben nicht tauge und ſchickte ihn auf die Univerſität.

Heine's Studienjahre.

1817 reiſte er nach Bonn. Verſchwenderiſch in ſeinen Ausgaben, genügte ihm ſein Einkommen nicht, denn obgleich ſein Vater ihm monatlich eine bedeutende Summe ſandte und Salomon Heine noch 500 Thaler hinzufügte, war er dennoch immer in Geldesnöthen. Weder Ausſchweifungen noch Trinkgelage verſchlangen dieſe Summen, aber er gab und half mit großer Freigebigkeit, wenn man ſeine Hülfe in Anſpruch nahm. Leider wurde recht oft mit ſeiner Herzensgüte Mißbrauch getrieben und Unwürdige erhielten ſeine Unterſtützungen; doch konnte man von ihm mit Recht ſagen: „Er gab, wenn er gab!"

Auf der Univerſität ſollte er Rechtswiſſenſchaft ſtudiren. Die Pandekten wollten dem jungen Mann nicht munden und anſtatt die Collegien zu beſuchen, ſaß er zu Hauſe, dichtete und ſchrieb.

Hier war Steinmann Heine's ſteter Gefährte und er erzählte, daß ihn deutſche Geſchichte und Literatur beſonders anzogen. Die Vorleſungen von Radloff, Hüllmann und Schlegel beſuchte er regelmäßig, ſtudirte die Geſchichte der deutſchen Sprache, germaniſches Staatsrecht, deutſche Urgeſchichte, ſowie Literaturgeſchichte ꝛc. ꝛc.

Schlegel machte einen großen Eindruck auf ihn und hatte auch Einfluß auf ſeine ſpäteren Studien.

Ich wiederhole hier was Heine ſelbſt über den vornehmen, zierlichen und geiſtreichen Profeſſor ſchrieb:

„Sein Aeußeres gab ihm wirklich eine gewiſſe Vornehmheit. Auf ſeinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige ſilberne Haare und ſein Leib war ſo dünn, ſo abgezehrt, ſo durchſichtig, daß er faſt ausſah, wie ein Sinnbild des Spiritualismus. Es war, mit Ausnahme des Napoleon, der erſte große Mann, den ich damals geſehen und ich werde nie dieſen erhabenen Anblick vergeſſen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der mir durch die Seele ging, wenn ich vor ſeinem Katheder ſtand und ihn ſprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flauſch, eine rothe Mütze, lange blonde Haare und keine Handſchuhe. Herr Auguſt Wilhelm Schlegel trug aber Glacé-Handſchuhe und war ganz nach der neueſten Pariſer Mode gekleidet; er war noch ganz parfümirt von guter Geſellſchaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz ſelbſt und wenn er vom Großkanzler von England ſprach, ſetzte er hinzu: „mein Freund" und neben ihm ſtand ſein Bedienter in der freiherrlich Schlegel'ſchen Hauslivree und putzte die Wachslichter, die auf ſilbernen Armleuchtern brannten und nebſt einem Glaſe Zuckerwaſſer vor dem Wundermann auf dem Katheder ſtanden. Livreebedienter! Wachskerzen! ſilberne Armleuchter! mein Freund, der Großkanzler von England! Glacé-Handſchuhe! Zuckerwaſſer! Welch unerhörte Dinge im Collegium eines deutſchen Profeſſors. Dieſer Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig und mich beſonders und ich machte auf Herrn Schlegel damals drei Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O Du, der Du" ꝛc.

Seine beißende Satyre verließ ihn nie und trotz ſeiner Liebenswürdigkeit zog er ſich viele Feindſchaften zu.

Jeden Abend ſchrieb er nieder, was er am Tage gehört hatte und Alles war ſo reinlich und deutlich geſchrieben, daß es eine Freude war. Meine Mutter beſitzt noch Briefe aus dieſer Zeit, denen leider die ſpätern wenig gleichen, da ſie mit zitternder Hand und nur mit Bleiſtift geſchrieben wurden.

Laube macht dem Dichter zum Vorwurf, daß ſeine Handſchrift zu ſauber war und ſagt: „ſie erinnert an eine Kaufmannshand, welche viel Allotria getrieben; bei ruhiger Abſchrift ganz kaufmänniſch feſt und nur in ſtarken Grundſtrichen über den geſchäftlichen Charakter hinausgehend, bei eiliger Zuſchrift ohne dieſe Grundſtriche und in dünner Undeutlichkeit hinfahrend."

Als ob es eine Schande wäre Kaufmann geweſen zu ſein oder eine ſchöne Handſchrift zu haben!

Heine kleidete ſich immer mit Sorgfalt und Geſchmack und ſchon in Bonn war es bekannt, daß er der Mode folgte und ſeine Kleider kein Fältchen werfen durften; ſeine Wäſche war untadelhaft. Spitzen-Jabots und fein gekräuſelte Manſchetten, wie man ſie damals trug, durften nie fehlen.

Er war mittelgroß, hatte eine kleine weiße Hand, ſo ſchön geformt wie die ſeiner Mutter, edle Geſichtszüge, keinen Bart, lichtbraunes, nach damaliger Sitte ziemlich langes Haar, welches das feine Oval umrahmte. Eine griechiſche Naſe, ſchön gewölbte Augenbrauen, helle blaue Augen, einen großen Mund mit vollen wollüſtigen Lippen und mit ſarkaſtiſch verzogenen Mundwinkeln.

Dies war ſein Ausſehen vor ſeiner Krankheit, nachher wurden ſeine Geſichtszüge ſchlaff, denn der Schmerz grub Furchen in ſein Antlitz und die faſt immer geſchloſſenen Augen konnten die Gedanken ſeiner Seele nicht mehr kund geben.

In Bonn trug er einen ſchwarzen Sammtrock; dieſer ſchien ihm zu abgenutzt, alſo beſtellte er einen neuen, von blauem Sammt. Den alten verſprach er ſeinem Barbier. Gewöhnlich hing dies Kleidungsſtück an einem Mantelſtock im Vorzimmer. Zu beſtimmter Stunde brachte der Schneider den Rock, hängte ihn dahin, wo ſich ſonſt der alte befand und ging davon.

Etwas ſpäter erſchien der Bartkünſtler um ſein Amt zu verſehen; beim Fortgehen ſagte er ihm: „Heute kannſt Du den Rock mitnehmen, er hängt draußen. Der Barbier erſchöpfte ſich in Dankſagungen, machte Bücklinge über Bücklinge und trug den Rock fort.

Als Heine ſich ankleiden wollte, ſuchte er vergebens den neuen Rock und war ſehr enttäuſcht ihn nicht zu finden. Er tröſtete ſich jedoch bald, und mit der größten Ergebung zog er das alte Kleidungsſtück an und ſagte lächelnd: „Hat das Barbierchen doch Glück gehabt!“

Dieſe Phraſe iſt in unſerer Familie ſprichwörtlich geworden, wenn Jemanden ein unverhofftes Glück in den Schooß fiel.

Heine's Art zu ſchreiben begann in dieſer Zeit einen andern Aufſchwung zu nehmen; Romanzen und Gedichte, die aus dieſer Periode datiren, ſind ſeinen früheren Verſen ſehr unähnlich.

Der Aufenthalt in Bonn wurde ihm zu langweilig und ſagte ihm nicht länger zu. Eines Morgens, ohne von irgend Jemand Abſchied zu nehmen, ſiedelte er nach Göttingen über. Göttingen entſprach ſeinen Erwartungen nicht und er bereute bald, dieſen Schritt gethan zu haben, da die Stadt düſter und traurig war und die Menſchen monoton und ſpießbürgerlich in den Tag hineinlebten. Meine Mutter behauptet, daß dieſer Städtewechſel keinen andern Grund hatte, als andere Menſchen und neue Gegenden kennen zu lernen. Da er keine weite Reiſe unternehmen konnte — ſeine Studien waren noch nicht beendet — begnügte er ſich mit Göttingen.

Hier beſuchte er täglich ein Wirthshaus, die Landwehr genannt, und mit ihm viele andere Studenten.

Ein ſchönes rüſtiges Mädchen bediente die Gäſte, war freundlich und zuvorkommend gegen Alle, ohne irgend Jemand zu bevorzugen.

Heine plauderte und ſcherzte gern mit ihr, das Mädchen war unbefangen und lebhaft, gab ihm aber nie den geringſten Anlaß ſich Freiheiten herauszunehmen.

Eines Tages, bei einem Glaſe Rheinwein, umfaßte er das Mädchen und wollte ſie küſſen. Sie ſtieß ihn beleidigt zurück und hielt ihm eine beſchämende Strafrede, ſo daß er und ſeine Genoſſen geſenkten Hauptes davongingen.

Während längerer Zeit vermied er das Wirthshaus zu beſuchen und machte aus dem Warum kein Hehl, ſondern erzählte offenherzig was ihm begegnet war. Nach einem Monate jedoch kehrte er dorthin zurück, beſtellte ſein Eſſen, ohne das Mädchen anzuſehen und ſummte ein Liedchen vor ſich hin. Wie groß war ſeine Verwunderung, als ſie lächelnd die Speiſen auf den Tiſch ſetzte und ihn alſo anſprach: „Herr Heine, ich bin Ihnen nicht böſe, denn Sie machen eine Ausnahme von den andern Studenten, Sie ſind ja ebenſo berühmt wie unſere Profeſſoren; ich habe Ihre Gedichte geleſen, die wunderſchön ſind und weiß ſogar einige auswendig. Sie dürfen mich küſſen in Gegenwart Aller, doch müſſen Sie mir verſprechen, ſo fortzufahren und noch recht viele ſchöne Lieder zu ſchreiben.“

Jedesmal, wenn mein Onkel dieſe Anekdote erzählte, fügte er hinzu: „Dieſe kleine Belohnung war mir mehr werth, als Geld und Gold, welches meine Verleger Hoffmann & Campe mir ſchicken.“

Er ſchrieb klägliche Briefe an ſeinen Freund Steinmann und jammerte nach den Wogen des Rheins, den ſchönen Mädchengeſtalten, die ihn nur noch im Traume umgaukelten und ihm die ſchönen Lieder eingaben. Sturmeswogen, Wellenſchlag, blaue Fluthen, lieblich grünumrankte Wohnungen, dies Alles fehlte hier dem Dichter und melancholiſch verſtrichen ihm die Tage.

Ein Duell, in Folge eines beleidigenden Ausdruckes mit einem Studenten, wurde durch einen Profeſſor der Univerſität vereitelt und nöthigte Heine, Göttingen zu verlaſſen.

Heine zog hierauf nach Berlin. Seine erſten Gedichte kamen unter fremden Namen in einzelnen Zeitſchriften heraus; er trug den Verlag ſeiner Gedichte dem Buchhändler Brockhaus in Leipzig an, doch dieſer dankte ablehnend.

Heine's Troſt war, daß die erſten Productionen Goethe's daſſelbe Schickſal gehabt hatten; er wandte ſich alsdann an den Buchhändler Maurer in Berlin, der 1821 ſeine Verſe drucken ließ. Als Honorar bekam er 40 Freiexemplare!

Noch niemals hat ein Buch ſolches Aufſehen erregt wie dieſes, denn es wurde vom Publikum förmlich verſchlungen.

Hierauf veröffentlichte er „Das Buch der Lieder", geſammelte Gedichte in einem Bande. Auch dieſes Buch wurde von Mehreren zurückgewieſen, doch endlich entſchloſſen ſich Hoffmann & Campe in Hamburg, es für 40 Louisd'or zu kaufen.

Campe wurde ſein Verleger und erwarb das Verlagsrecht für alle ſeine Werke.

Kurze Zeit nach ihrer Verheirathung beſuchte Heine meine Mutter in Hamburg, ſeine Sehnſucht nach ihr war ſo groß, daß er nicht länger in der Ferne weilen konnte, ohne die Schweſter wiedergeſehen zu haben.

Bevor er etwas drucken ließ, las er es ihr vor, denn er hielt viel auf ihr Urtheil. Auf ihre Bitten blieb Manches ungedruckt, denn Charlotte war die Vertheidigerin derjenigen, die ſein Sarkasmus angriff. Auch in unſerer Familie gab es Neider und böſe Leute, die dem jungen Dichter ſeine Triumphe nicht gönnten und ihm viel Böſes nachſagten.

War der Dichter ſchlechter Laune, ſo war meine Mutter die Einzige, die ihn erheitern konnte und ſtets gelang es ihr, ihn zu zerſtreuen und zu ermuntern.

Eines Tages kam die Rede auf Bonn und er erzählte ihr von ſeinem Univerſitätsleben, von Aachen und dem unangenehmen Eindrucke, den die Hinrichtung des Miſſethäters auf ihn gemacht habe.

Das Geſpräch wurde durch den Beſuch der Madame J—s unterbrochen. Heine, der ſehr zerſtreuter Natur war und Gott weiß an welche Dummheit dachte, brach plötzlich in ein ſchallendes Gelächter aus. Madame J—s ſah ihn verwundert an. Als

Heine das dicke ärgerliche Geſicht ſah, lachte er noch heftiger als zuvor.

Beleidigt watſchelte die dicke Verwandte davon und verzieh dem Dichter nie ſeine ſchlecht angebrachte Fröhlichkeit. — „Aber, lieber Harry", ſagte meine Mutter, „wie kannſt Du nur ſo toll lachen? Was wird die Z. jetzt über Dich ſchwatzen? Was wird ſie von Dir denken?"

„„Dieſer glänzende Miſthaufen kann denken und erzählen, was er will, iſt mir höchſt gleichgültig"", antwortete Heine.

Seine Rückſichtsloſigkeit hatte ihm eine neue Feindin zugezogen, denn wo ſie hinkam, erzählte ſie von Heine's unziemlichem Benehmen und fügte im prophetiſchen Tone hinzu: „Heine iſt zu dumm, das Studiren wird ihm wenig nützen; Geldverſchwendung! denn etwas Ordentliches wird er nie lernen".

An der neugegründeten Univerſität in Berlin ſetzte er ſeine Studien fort, er erwachte hier zu neuem Leben, machte die Bekanntſchaft berühmter Leute, wie Savigny, Schleiermacher, Marheinecke, Göſchen, Hecker, Bögh und Hegel. Man kann ſich leicht denken, daß dieſer Verkehr großen Einfluß auf ſeine geiſtige Entwickelung ausübte.

Man muß nicht glauben, daß ich Heine's Werke und Schriften kritiſiren will, das überlaſſe ich Männern von Fach, ich erlaube mir nur einige allgemeine Bemerkungen zu machen.

Als Heine's erſte Schriften und Gedichte erſchienen, ſtand er an der Spitze einer mächtigen Bewegung, die wie ein Ungewitter daherbrauſte und das ganze ſociale Leben und Getreibe in Aufruhr brachte. Das Geheimniß dieſer literariſchen Umwälzung iſt vorzüglich in ſeiner ungebundenen Sprache und Form zu ſuchen und feſſelt und entzückt zu gleicher Zeit. Alle Perſönlichkeiten, von denen er ſpricht, ſind ſo wahrheitsgetreu gezeichnet, daß er in dieſer Beziehung ſogar Tieck und Hoffmann übertrifft. Nur Eichendorff ſteht ihm ebenbürtig zur Seite.

Seine Beſchreibungen der Natur ſind unnachahmbar, wir glauben die Länder und Gegenden zu ſehen, die er uns vorführt, und wie eine fata morgana ziehen ſie an uns vorüber. Seine Balladen ſtehen denen Goethe's nicht nach und werden ewig den Deutſchen in der Erinnerung bleiben. Wer Heine's Gedichte geleſen hat, wird ſie nie vergeſſen, unwillkürlich tauchen ſeine reizenden Lieder immer wieder in uns auf und wieder und wieder leſen wir die „kleinen Lieder", die er aus ſeinen großen Schmerzen geſchöpft hat.

Auch in Italien, der Wiege der Künſte und der Wiſſenſchaften, fängt man an fleißig Deutſch zu ſtudiren, um unſere deutſchen Dichter in der Urſprache leſen zu können. In erſter Reihe ſteht Heinrich Heine, der größte lyriſche Dichter, den wir Deutſchen je unſer eigen genannt haben.

Carducci, Chiarini, Maffei, Zendrini*) und Andere

---

*) Bernardo Zendrini wurde 1839 in Bergamo geboren, ſtarb den 7. Auguſt 1879 an den ſchwarzen Blattern in Palermo.

Wenn man von Heine ſpricht, ſo muß man auch an Zendrini denken, denn ſeine Ueberſetzung der Heine'ſchen Dichtungen machte ihn in Italien und in Deutſchland berühmt. Sein Vater Andrea war Arzt, gehörte den Carbonari an und wurde eingekerkert. Zendrini ſprach oft von ſeinem Vater und ſeiner Gefängnißzeit in ſeinen Schriften.

„Tremara in ceppi il piede
„Dal desio di calcar l'alpe natio
„Ma incatenata, non languia la fede
„Nell italo destino."

Zendrini wurde in der deutſchen Schweiz erzogen und war der deutſchen Sprache ſo mächtig, daß man ihm kaum den Ausländer anhören konnte. Auf einer Reiſe am Rhein hörte er das berühmte Lied „die Loreley" und wurde ſo eigenthümlich davon berührt, daß er von dem Dichter bezaubert wurde. Er war ſo entzückt von den Liedern des Dichters, daß er überall eine Lanze für ihn brach, wenn Jemand ihn angriff oder ſeine Ironie und Satyre rügte, ihm war Alles gleich, Freund oder Feind, Mann oder Weib, Niemand durfte in ſeiner Gegenwart Heine's Verdienſt ſchmälern.

Zendrini gerieth außer ſich, wurde nervös, ungezogen haben Heine überſetzt; ob es ihnen gelungen iſt, Alles ſo wiederzugeben, wie er es geſchrieben, mag dahingeſtellt ſein. Maffei hat ſogar Ratcliff überſetzt und es auf die Bühne gebracht.

Ratcliff und eine andere Tragödie Almanſor wurden 1822 von Ferdinand Dümmler in Berlin veröffentlicht, der Dichter forderte 2 Louisd'or für jeden Druckbogen, welches ihm auch bewilligt wurde, doch als er daſſelbe für andere Arbeiten verlangte, fand Dümmler die Forderung übertrieben; Heine wandte ſich an Hoffmann & Campe, welche von der Zeit an ſeine Verleger blieben.

Ich begreife nicht, warum Maffei dieſes ſchwache Werk (Ratcliff) auf die Bühne brachte, da Heine

---

ſogar, wenn man Heine angriff, für ihn war er ein Gott, ſein Vorbild, ſein Meiſter.

Zendrini ſtudirte Jurisprudenz in Pavia, aber Literatur und Poeſie verleideten ihm den Codex. Beim Examen, welches er 1861 ablegte, war das Thema ſeiner Rede: die freie Kirche im freien Staate (**Libera chiesa in libero Italo**), dann ſprach er über Cavour, ſein Leben und Treiben und ſeinen Tod, brachte ſchöne Verſe und der zwanzigjährige Jüngling wurde zum Profeſſor am Lyceum in Como ernannt. Von hier wurde er nach Ferrara verſetzt, ſpäter nach Padua.

Zendrini ſtudirte nicht die Bücherſprache, ſondern die, die im Volksmunde lebt, und arbeitete lange Jahre bis er Alles vollkommen verſtand, um Heine richtig wiedergeben ſelbſt es immer als eine unbedeutende Arbeit betrachtete.

Ratcliff wurde in Braunſchweig gegeben und mißfiel, Heine fügte ſich in ſein Schickſal und außer Almanſor und einigen Scenen für ein Ballet hat er nie wieder einen Verſuch gemacht für die Bühne zu ſchreiben.

Ratcliff iſt die Achillesferſe und ich finde es ſehr unpaſſend, daß man in Italien den Verſuch machte, dieſes Stück auch noch entſtellt dem Publikum vorzuführen. Der unſterbliche Dichter ſteht ſo groß da, daß dieſer kleine ſchwarze Punkt in ſeinen Werken ihm nicht ſchaden kann.

Wir Deutſchen bewundern Ratcliff wegen der

---

zu können. Und dennoch findet man bei ihm Lücken und einige falſchverſtandene Strophen. Der Tonfall ſeiner Verſe iſt nicht immer der richtige, er that ſein Möglichſtes, Unebenheiten und Härten auszugleichen, und ſeine nächſten Freunde und Bekannten wiſſen, wie viel Mühe er ſich gab, wie er feilte und wie oft er einen Vers umſchrieb, wenn er ihm nicht gefiel.

Seine eignen Dichtungen ſind faſt ſubjectiv. „I due tessitori“ (die beiden Weber) iſt eines ſeiner beſten lyriſchen Gedichte und „la gita ai mulini“ (der Ausflug nach den Mühlen) iſt humoriſtiſch.

Er war ſkeptiſch und kritiſch, in andern Gedichten ſprach er zum Herzen und Jeder lieſt ſeine Schriften mit Vergnügen.

ſchönen Sprache, der erhabenen Gedanken der Satyre, die daraus hervorquillt, wegen Allegorien, die natürlich auch in der beſten Ueberſetzung nicht recht zur Geltung kommen können. Mag Andrea Maffei auch noch ſo gelehrt ſein, noch ſo ſchön und zierlich überſetzen, die Sarkasmen Heine's, die gerade das Originelle ſeines Styls ſind, finden wir nicht in ſeinen Uebertragungen.

Die deutſche Literatur verdankt dem berühmten Dichter Vieles, denn er war der Erſte, der an den despotiſchen Ketten Goethe's rüttelte und den Muth hatte, ſich von ihnen zu befreien. Er war der Erſte, der den Kampf eröffnete, einen freien Gebrauch von der deutſchen Sprache zu machen, ſeinem Genius zu folgen, wodurch ſeine Schriften ſo populär wurden.

Das myſtiſche Gedicht Ratcliff, worüber ſo viel geſchrieben und geſprochen wurde, muß man als einen Epilog zur Tragödie gleichen Namens betrachten, als traurige Erinnerungen, die den Dichter ſtets umſchwebten und deren er ſich nicht erwehren konnte.

In Berlin fand er freundliche Aufnahme bei Varnhagen von Enſe und ſeiner Frau Rahel, die ſich beide in den jungen Dichter verliebten. Seine ſatyriſche Art zu plaudern, ſeine ironiſchen Bemerkungen machten ihn zum Mittelpunkte der Geſellſchaft, die Varnhagen's Haus beſuchte, denn hier war der Sammelplatz aller berühmten und geiſtreichen Leute jener Zeit. Künſtler und Schriftſteller fanden ſich hier ein, Humboldt, Schleiermacher, Chamiſſo und Hegel waren hier tägliche Gäſte. Mit Hegel hatte er oft heftige Discuſſionen, ſie blieben jedoch ſtets Freunde.

Varnhagen und Frau ſchwärmten für Goethe, doch ihre Verehrung für den großen Dichter verhinderten ſie nicht, den jungen Heine in Schutz zu nehmen und auf ſein hochſtrebendes Talent aufmerkſam zu machen.

Man muß es dankbar anerkennen, daß er das Verdienſt des jungen Dichters anerkannte und es öffentlich auszuſprechen wagte, da er erſt Weniges in die Welt hinausgeſchickt hatte. Varnhagen's Goetheverehrung iſt allbekannt, doch Heine ließ ſich nicht davon hinreißen und verfolgte unbekümmert ſeine Bahn.

Ich glaube kaum, daß der Verfaſſer des Fauſt das neue Geſtirn am literariſchen Himmel mit Freuden begrüßte, denn er ahnte hier einen Rivalen und nie ließ Goethe dem jungen Manne Gerechtigkeit widerfahren.

Heine unternahm eine Reiſe nach Weimar, nur um den berühmten Mann kennen zu lernen, denn zu damaliger Zeit erkannte er in ihm ſeinen Meiſter.

Goethe empfing ihn wohlwollend, war aber ein wenig ſteif und ſtolz in ſeinem Benehmen. Man ſprach von unbedeutenden Dingen, vom Regen, von der Witterung, als Goethe plötzlich das Geſpräch unterbrach und ex abrupto den jungen Mann fragte:

„Woran arbeiten Sie denn jetzt?“

„„Am Fauſt““, war die Antwort.

Der zweite Theil des Fauſt war noch nicht erſchienen und Goethe, ein wenig piquirt, fragte weiter:

„Und welche Geſchäfte führen Sie nach Weimar?“

„„So wie ich die Schwelle Ihres Hauſes überſchritten habe, ſind meine Geſchäfte hier beendigt, Herr Rath.““

Hierauf nahm er freundlichen Abſchied von Goethe, der, obgleich nicht ſehr erbaut von dieſem Beſuch, ihn an die Thür geleitete.

In literariſcher Beziehung hat Varnhagen dem Dichter wichtige Dienſte geleiſtet. Er recenſirte jedes einzelne Werk oft ſcharf, oft nachſichtig und durch dieſe Recenſionen wurden ſeine Werke dem Publikum bekannt.

Das gute Einvernehmen zwiſchen Varnhagen und Heine wurde geſtört, gute Freunde, die hin und wieder ſich zwiſchen die beiden Freunde drängten, veranlaßten Zwiſtigkeiten, die jedoch bald ausgeglichen wurden, und von Neuem wurde ein Freundſchafts=

bund geſchloſſen, der bis zum Tode Heine's dauerte. Er widmete Varnhagen ſein geiſtreiches Werk „Atta Troll", welches überall ſo lebhaften Anklang fand.

Ludmilla von Aſſing*) hat 1865 die höchſt intereſſanten Briefe an ihren Onkel Varnhagen publicirt, doch Varnhagen's Briefe an Heine konnten in dieſem Werke nicht erſcheinen, da ſie leider mit den andern Schriften, die meine Großmutter unter ihrer Obhut hatte, — wie ſchon früher erwähnt — bei dem großen Feuer in Hamburg verbrannten.

---

*) Ludmilla Aſſing, geb. den 12. Februar 1821, ſtarb 1880 in ihrer Villa bei Florenz. Sie war die Tochter der bekannten Schriftſtellerin Roſa Maria Aſſing und Nichte des berühmten Schriftſtellers Varnhagen von Enſe.

Nach dem Tode ihrer Eltern kam ſie mit ihrer jüngeren Schweſter in das Haus Varnhagen's, bei dem ſie bis zu ſeinem Ende verblieb, während ihre Schweſter nach New-York ging, wo ſie noch Mitarbeiterin mehrerer Zeitungen iſt.

Im Hauſe ihres Onkels lernte ſie viele bedeutende Perſönlichkeiten kennen, wie Alexander Humboldt, v. Pfuel, Fürſt Pückler Muskau, Gutzkow, Sternberg, Mundt, Gottſchall, Keller, Ochſe, Wehl, Rodenberg, Laſſalle u. Andere.

Hier vertrat Ludmilla die Hausfrau mit großer Liebenswürdigkeit und vielem Geiſt, allein nicht ſo geiſtreich und genial wie die unerreichbare Rahel.

Sie war nicht ſchön, aber eine anziehende Erſcheinung, klein, mit feinen ſcharfen Zügen und unruhigen Augen, im höchſten Grade lebhaft und geiſtreich.

Eine Zeit lang ſchwärmte ſie für Laſſalle, von dem ſie ſich vollkommen beherrſchen ließ. Ebenſo kokettirte ſie mit dem 70jährigen Fürſten Pückler, der ihre Schwäche mißbrauchte, um ſie für ſeine literariſchen Zwecke als Reklame zu benutzen.

Auf Laſſalle's Rath und Beihülfe öffnete ſie die gefährliche Pandorabüchſe „aus dem Nachlaß Varnhagen's", der ſeine Nichte zur Univerſalerbin ernannt hatte.

1825 wohnte Heine bei ſeinen Eltern in Lüneburg, um ſich zum Doctorexamen vorzubereiten, welches er am 3. Mai 1825 mit gutem Erfolg beſtand. Er

---

In Berlin wurde ſie wegen Majeſtätsbeleidigung zu achtmonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt, ergriff die Flucht und kam glücklich in Italien an, wo ſie Garibaldi, Mazzini und dall'Anzaro kennen lernte.

Nach Erlaß der Amneſtie kehrte Ludmilla auf kurze Zeit nach Berlin zurück, um ihre Freunde und das Grab ihres Oheims zu beſuchen.

1874 heirathete ſie einen 20 Jahre jüngeren italieniſchen Offizier, Namens Grimelli, der wegen Schulden ſeinen Abſchied genommen hatte. Sie war ſterblich verliebt in ihn, wußte aber dennoch mit Klugheit und Vorſicht die materiellen Intereſſen zu wahren.

Die Ehe fiel höchſt unglücklich aus und ſchon nach wenigen Wochen wurden ſie gerichtlich getrennt, welches für ſie mit großen Geldopfern und ſchweren Leiden verknüpft war. Nach kurzer Zeit machte Gino Grimelli mit einem Piſtolenſchuß ſeinem Leben ein Ende.

Sie ſchrieb viele Memoiren und Biographien. Aufregungen und Seelenkämpfe raubten ihr den Verſtand und ſie ſtarb wahnſinnig in einem Irrenhauſe in Florenz, fern von ihrer Heimath und nur von Wenigen betrauert.

wünſchte eine Anſtellung, doch trotz hoher Protectionen konnte er kein ihm zuſagendes Amt erlangen.

Um ſich von ſeinen Studien zu erholen, ging er nach Norderney und machte dann einen Ausflug nach Hamburg.

1826 erſchien der erſte Theil ſeiner Reiſebilder und 1827 der zweite Theil.

Meine Mutter machte kurze Zeit nach dem Erſcheinen der Reiſebilder eine Reiſe durch Deutſchland und aller Orten wurde von ihrem Bruder und ſeinem Buche geſprochen. Heine war die Loſung und noch jetzt iſt ſie ſtolz darauf, wenn ſie von ihrer Reiſe erzählt.

Sie hatte einen Empfehlungsbrief an den Finanzminiſter K. in Frankfurt, der ſie auf's Glänzendſte empfing und ſie der Familie Rothſchild als Heine's Schweſter vorſtellte. Dieſer Name allein genügte ihr, den Aufenthalt daſelbſt angenehm zu machen, und ſie war die Gefeierte, Geſuchte und der Mittelpunkt der Geſellſchaft. Ihr zu Ehren wurde ſogleich ein großes Diner gegeben und allen Anweſenden wurde ſie als Heine's Schweſter vorgeſtellt, ohne ihren wirklichen Namen zu nennen.

Herr K. nannte ſie nun einmal nicht anders, als Madame, Heine's Schweſter, um ihr mehr Anſehen zu verſchaffen.

Den folgenden Tag gab Rothſchild eine große Abendgeſellſchaft; meine Mutter verſpätete ſich ein wenig in einem andern befreundeten Hauſe und beinahe Alle waren ſchon verſammelt, als ſie endlich ankam. Mit Spannung wurde ſie erwartet, die Diener eilten ihr geſchäftig entgegen, der Eine nahm ihr den Mantel ab, der Andere die Kapuze und ein Dritter, ohne ſie um ihren Namen zu fragen, riß die Thür auf und rief mit Stentorſtimme: „Madame, die Schweſter Heine's!“

Man kann ſich leicht das Gelächter Aller vorſtellen, ſowie auch die Verlegenheit des Herrn Rothſchild.

Meine Mutter ſtimmte fröhlich in's Gelächter ein und bald war der drollige Zwiſchenfall vergeſſen.

Nun ging es nach Düſſeldorf, ihrer Vaterſtadt, der meine Mutter noch jetzt ein treues Andenken bewahrt. Die Wiege ihrer Kindheit, die Freuden ihrer erſten Jugend, die erſten Triumphe ihres Bruders, dieſen theuren Ort wollte ſie wiederſehen und mit Freudenthränen begrüßte ſie ihren Onkel von Geldern, den ſie ſo zärtlich liebte und der es ihr reichlich vergalt.

Hier lernte ſie Immermann kennen, einen intimen Freund ihres Bruders, und bei ihm ſollte ſie den Abend zubringen, um mehrere bedeutende Geiſter kennen zu lernen. Auch Immermann machte ſich den

Spaß, ſie als Heine's Schweſter dem Director Scha… vorzuſtellen.

Sie erzählte dann in heiterer Laune den Vorfall im Hauſe Rothſchild und man lachte herzlich über dieſes qui pro quo.

Den eingeladenen Gäſten wurde ſie der Reihe nach als Madame Embden aus Hamburg vorgeſtellt, Immermann aber begleitete dieſe Worte mit einem bedeutungsvollen Lächeln.

Meine Mutter, der es nicht an Geiſt fehlt, wandte ſich an Immermann und ſagte ihm, daß ſie ſich enttäuſcht fühle, nach ſeinen Schriften hätte ſie ſich ihn ganz anders vorgeſtellt. Dies gab zu Discuſſionen Anlaß und nun hielt Immermann es nicht länger aus und ſagte Allen, daß meine Mutter die Schweſter Heine's ſei. Nun war des Jubels kein Ende und ein Hurrah wurde dem berühmten Bruder gebracht.

In ihr ehrte man den deutſchen Dichter, deſſen Name in Aller Munde war. Ihr Onkel, der ſie begleitete, war ſtumm vor Erſtaunen, denn noch nie hatte er ſo lauter Begeiſterung beigewohnt, noch nie hatte er Gelehrte und Profeſſoren, lauter ehrwürdige Leute, in ſo ausgelaſſener Stimmung geſehen.

Einige Tage ſpäter reiſte meine Mutter nach Göttingen, wo ſie Graf Platen kennen lernte; ſie umging alle Fragen nach ihrer Familie, weil ſie glaubte, der Name Heine würde bei Graf Platen keine angenehme Erinnerung erwecken, da der Dichter ſich mit ihm entzweit hatte. Meine Mutter war entzückt von Platen, wünſchte aber keine Erörterungen hervorzurufen und vermied ängſtlich von den berühmten Reiſebildern zu ſprechen.

Der Graf beſuchte ſie und als er ihr beim Abſchiede ehrerbietig die Hand küßte, ſagte er:

„Gnädige Frau, wollen Sie mir eine Frage beantworten: haben Sie je die Bibel geleſen?“

Meine Mutter ſah ihn erſtaunt an und wußte nicht, was ſie antworten ſollte.

„Kennen Sie, meine Gnädigſte“, fuhr er fort, „die Stelle in der heiligen Schrift: ‘Bin ich der Hüter meines Bruders?’ Seien Sie meiner höchſten Achtung verſichert und genehmigen Sie die aufrichtigſten Wünſche für Ihr Wohl, mögen die Bäder von Schwalbach Ihnen Geneſung bringen.“

Meine Mutter blieb ſtumm und entließ ihn mit freundlichem Kopfnicken. Als ſie ihrem Bruder dieſe Scene erzählte, wurde er ernſtlich böſe und ſagte:

„Aber, liebes Lottchen, Du haſt doch die Zunge am rechten Fleck, wie konnteſt Du ſchweigen und nicht die Gelegenheit benutzen, ihm ſein Unrecht gegen mich vorzuhalten?“ Es war das erſte Mal, daß er ungehalten mit der Schweſter war, doch mit liebenswürdiger Hingebung wußte ſie ihn bald zu verſöhnen und das ſchöne geſchwiſterliche Verhältniß wurde wieder hergeſtellt.

——

In Berlin wurde Heine mit der Familie Stieglitz bekannt, die ein reizendes Landhaus in der Nähe von Potsdam bewohnte, welches einfach, aber ſehr comfortable eingerichtet war. Max Heine, der ſeinen Bruder begleitete, erzählt in ſeinen Erinnerungen, welchen Eindruck dieſe Bekanntſchaft auf ihn machte:

„Wir wurden höchſt liebenswürdig und zuvorkommend empfangen und Herr Stieglitz ließ vorzüglichen Kaffee ſerviren. Ich fühlte mich bedrückt, die ganze Umgebung behagte mir nicht. Verlegenheit beſchlich mich, ich konnte keine geiſtige Ruhe in dieſer phantaſtiſchen Umgebung finden.

„Stieglitz und Frau waren ernſt und zurückhaltend in ihrer Unterhaltung, mein Bruder Heinrich hingegen in der ausgelaſſenſten Laune. Sonderbarer Contraſt, deſſen ſchweigender Beobachter ich war.

„Ich erinnere mich nicht mehr, wie wir auf den Heldenmuth der Frauen während der franzöſiſchen Revolution zu ſprechen kamen.

„'Seit dem verfloſſenen Jahrhundert', hub Stieglitz an, 'giebt es keine erhabenen und glorreichen Frauen mehr, jetzt giebt es nur noch Weiber.'

„"Sie wollen vielleicht von den Berliner Waſchweibern reden?" unterbrach Heine ihn lachend.

„Plötzlich verdüſterte ſich Charlottens Antlitz; ſie näherte ſich ihrem Gatten, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte mit einem Tone, den ich nie vergeſſen werde:

„'Glaubſt Du wirklich, daß es in unſerem Jahrhunderte keine Frau giebt, die, dem Beiſpiele der Arria folgend, ihrem Manne den Dolch reicht, mit dem ſie ſich erſtochen hat, als ob es eine Schachtel mit Naſchwerk wäre?'

„"In dieſem Falle", erwiederte Heine ſcherzend, "wäre es dann eher der Mann, der dem weiblichen Geſchlechte angehört."

„Man ſprach ferner von literariſchen Erzeugniſſen, Berliner Berühmtheiten, und nach einer halben Stunde ſchleppender Unterhaltung beurlaubten wir uns von dem ſonderbaren Paare.

„Ich ſah Charlotte Stieglitz nie wieder, doch hat ſich der Eindruck an dieſe Begegnung nie in meiner

Erinnerung verwiſcht, denn dieſes Geſpräch war die Urſache der Kataſtrophe ihres Daſeins.

„Während des Heimganges ſprachen wir von dem jungen Paare und mein Bruder ſagte folgende prophetiſche Worte:

„'Weißt Du, Max, die Stieglitz ſind nicht glücklich: ſie hadern nicht mit einander, aber ſie ſind nicht mit ihrem Geſchick zufrieden und heute ſage ich Dir, das wird kein gutes Ende nehmen, entweder wird Irrſinn ſein Gemüth umfloren oder ſie wird ſich das Leben nehmen'.

„Leider wurden dieſe Worte beſtätigt. Noch heute denke ich mit Trauer an den Tag, als ſich in Deutſchland die Nachricht verbreitete, Charlotte Stieglitz habe ſich entleibt, um ihren Mann, einem Dichter, den ſie hochſchätzte, von den Ketten der Ehe zu befreien und um ſeiner Seele einen neuen Aufſchwung zu geben. 1834 ſtarb eine der edelſten, liebenswürdigſten Frauen, deren Opfer nicht genügte, um Stieglitz aus ſeiner Dunkelheit hervorzuziehen. Er ſtarb unbeachtet 1849 in Venedig."

1827 reiſte Heine nach London, durchſtreifte ganz England und kehrte dann nach Deutſchland zurück.

Der alte Salomon Heine, mein Großonkel, hatte einen fürſtlichen Landſitz in Ottenſen, und obgleich ich noch ein Kind war, erinnere ich mich deutlich deſſen, was der alte Heine erzählte.

Er hatte die Gewohnheit, im Schlafrock mit einer langen altväteriſchen Pfeife im Munde im Garten ſpazieren zu gehn, und wer ihm begegnete, mußte ihn begleiten.

Ich war immer zeitig im Garten und dann erzählte er mir Geſchichten und Anekdoten, die mein kindliches Gemüth entzückten. Wenn er von ſeinem Neffen Heinrich ſprach und von der engliſchen Reiſe, dann ſchwoll ihm die Zornesader auf der Stirn und er ließ ſogar die Pfeife ausgehen, ein böſes Omen, daß ein Ungewitter im Anzuge war.

Heinrich Heine bat bei ſeiner Abreiſe nach London, er möge ihm eine Empfehlung und einen Creditbrief an Rothſchild mitgeben, was der alte Heine wohlwollend bewilligte. Der Credit lautete auf 400 Lſtrl., er ſagte ihm aber mit Nachdruck, das Geld nicht zu erheben, es ſei nur pro forma und ſolle dazu dienen, ihm ein größeres Anſehen zu verſchaffen.

Kaum war der Dichter in London angelangt, ſo war ſein erſter Gang zu Rothſchild, er bat, ihm den Werth ſeines Creditbriefes auszuzahlen, welchen der Baron Nathan von Rothſchild, ohne auch nur eine Bemerkung zu machen, ſofort entrichten ließ.

Nach einigen Tagen bekam Salomon Heine folgenden Brief: „Ich war wirklich erfreut, Ihren liebenswürdigen Neffen kennen zu lernen und es gereichte mir zur größten Freude, ihm gefällig ſein zu können, habe ihm den kleinen Credit ausgezahlt und bringe ihn Ihnen in Rechnung“.

Mit dieſem Gelde lebte Heinrich in Saus und Braus, bis Alles ausgegeben war und ihm nur noch das nöthige Reiſegeld blieb, um nach Hamburg zurückzukehren.

Hier angekommen beſuchte er ſogleich ſeinen Onkel, aber welcher Empfang wartete ſeiner!

„Verſchwender, Tollkopf! Aus Dir wird nie etwas Ordentliches werden, Du kannſt Nichts als Geld verſchwenden und Bücher ſchreiben.“

Auch Heinrich's Charakter war aufbrauſend, er nahm ſeinen Hut und ſagte im Fortgehen:

„Weißt Du, lieber Onkel, das Beſte an Dir iſt daß Du meinen Namen trägſt.“

In München erzählt man von einer andern Anekdote, welche vom Selbſtgefühl und der Unabhängigkeitsliebe des Dichters zeugt. Ueberall ſprach man von Heine, ſogar bei Hof, und bei einem großen Diner lobten einige Herren, die ihn kannten, ſeine

Verſe und ſeinen beißenden Witz, ſowie ſeine geiſtreiche und anziehende Unterhaltung.

Nach Tiſche ließ eine der königlichen Hoheiten ihren Adjutanten rufen und da ſie gern berühmte Leute um ſich verſammelte, fragte ſie:

„Wie kann ich wohl dieſen originellen Dichter kennen lernen?“

„„Der Wunſch Eurer Hoheit kann leicht befriedigt werden, da ich weiß, wo er wohnt.““

Raſch ſchickte man einen königlichen Diener zu Herrn Heine und ließ ihn im Namen der Frau Prinzeſſin bitten, eine Taſſe Kaffee bei ihr zu nehmen.

Die Botſchaft wurde pünktlich ausgerichtet und Heine beantwortete ſie:

„Mein lieber Freund, ſagen Sie Ihrer königl. Hoheit, daß ich ganz ergebenſt für die Ehre danke, die ſie mir erzeigen will; aber ich habe die ſpießbürgerliche Gewohnheit, den Kaffee dort zu trinken, wo ich geſpeiſt habe.“

Bei einem ſpäteren Aufenthalt in Hamburg ſpielte er ſeiner Schweſter einen böſen Streich.

Alle Bekannte und Verwandte des Hauſes Embden baten meine Mutter, eine Soirée zu geben, da Alle den berühmten Dichter kennen lernen wollten.

Sie ließ ſich dazu bereden. Künſtler, Gelehrte, Kaufleute, Banquiers alle wurden eingeladen und viele der Herren glaubten mit ihrem Reichthum zu imponiren und klapperten mit den Thalern in der Taſche. Ihre ſchönen Hälften waren mit Brillanten und Perlen behangen, doch glaube ich, daß die Wenigſten Heine's Schriften geleſen hatten, denn noch jetzt gilt dort derjenige für den genialſten, liebenswürdigſten und geſcheiteſten Mann, der ſeine Million Mark ins Trockene gebracht hat.

Meine Mutter ermahnte ihren Bruder, ſich möglichſt gut aufzuführen, den Leuten keine Bosheiten zu ſagen und keinen Spott zu treiben. Heine verſprach Alles aufzubieten, um ihren Wünſchen nachzukommen, doch wie wurde ſie enttäuſcht!

Heine trat in die Geſellſchaft, verbeugte ſich ſtumm, nahm eine ſeiner kleinen Nichten auf den Schooß, ſcherzte mit ihr und erzählte ihr ein hübſches Märchen. Während meine Mutter von Einem zum Andern ging, Dieſem und Jenem ein freundliches Wort zu ſagen, verſchwand der Dichter, ehe ſie ſich deſſen verſah.

Den folgenden Tag empfing ſie ihn mit Vorwürfen und klagte, er habe ſie lächerlich gemacht.

„Mein liebes Schweſterchen", antwortete Heine, „Du haſt nur Eins vergeſſen . . ."

„„Das wäre?"" fragte meine Mutter.

„Mir eine Kette um den Hals zu legen und mich ſo im Zimmer herumzuführen und Jedem zu ſagen: Meine Herren und Damen, ſchauen ſie ſich ihn an, das iſt der Dichter Heinrich Heine, der nichts Anderes kann und weiß, als dem lieben Gott die Zeit zu ſtehlen und Verſe zu machen".

Andere Erinnerungen.

1828 unternahm er eine Reiſe nach Italien und ließ ſich von ſeinem Bruder Max bis nach Kreuth, einem Badeorte in Tyrol, begleiten. Von hier aus reiſte er allein weiter und ſchrieb die heiterſten und reizendſten Briefe von Lucca und Genua aus an ſeine Schweſter. Unter Anderem ſchrieb er ihr das folgende Intermezzo, welches meine Mutter uns recht oft auftiſchte, wenn wir in ſpäteren Jahren, um den Theetiſch verſammelt, den Abend bei ihr zubrachten.

In Florenz machte Heine die Bekanntſchaft einer engliſchen Familie, die mit ihm in demſelben Hôtel wohnte und die er häufig beſuchte. Sie klagten über ſchlechte Küche, denn die italieniſche Zubereitung der Speiſen kann keinem Engländer munden, und vorzüglich beklagten ſie ſich über den ſchlechten Thee, den ſie Kräuterthee nannten. Sie ließen ihren Vorrath von London kommen. Der Dichter war entſchieden anderer Meinung und verſicherte, daß er jeden Abend einen ganz vorzüglichen Thee bekomme. Man ſtritt hin und her und um der Sache ein Ende zu machen, lud er die ganze Familie ein, bei ihm eine Taſſe Thee zu trinken. Bereitwillig wurde die Einladung angenommen und zur beſtimmten Stunde ſtellten die Damen ſich ein.

Man ſprach von Byron und Shakeſpeare, von Florenz, von Pitti ..... die Zeit verging, aber der Thee kam nicht.

Ungeduldig geworden, ließ er den Kammerdiener rufen; doch dieſer bat noch ein wenig zu warten. Eine andere halbe Stunde verſtrich, der Thee kam noch immer nicht. Heine wurde ungeduldig und verlangte mit dem Wirthe zu ſprechen. Dieſer kam, war verlegen und fragte nach ſeinem Begehr.

„Thee!" ſchrie ihm Heine entgegen.

„„Unmöglich, mein Herr, Sie müſſen warten, bis die engliſche Familie ihn bereitet hat, denn ..... ich will es Ihnen nur offen bekennen, ich goß Waſſer auf den vorzüglichen Thee und nachher wurde er Ihnen ſervirt.""

Die Heiterkeit war groß, man beeilte ſich in die Wohnung der Engländer zu gehen, wo die ſchönen Töchter Albions unter Kichern und Lachen den Thee bereiteten. Doch bald ließ Heine's glänzende Unterhaltung den kleinen Zwiſchenfall vergeſſen und erſt in ſpäter Abendſtunde trennte man ſich höchſt ungern.

Leider erhielt er bald darauf die traurige Nachricht, daß ſein Vater im Monat Dezember geſtorben ſei, und nun war ſein einziger Gedanke, in ſeine Heimath zurückzukehren, um Mutter und Schweſter zu tröſten.

Nur Kindespflicht konnte ihn dem üppigen italieniſchen Leben entreißen und mit Schmerz trennte er ſich von dem ſchönen blauen Himmel, dem lieblichen Klima, dem ſanftrauſchenden Meere, den üppigen Fluren und vorzüglich von den ſchönen Frauen.

Hier hatte er in Liebe und Wonne geſchwelgt und ſich auch den Keim ſeiner Krankheit geholt, denn wie eine emſige Biene flog er von der Einen zur Andern und war nie liebesſatt. Alles entzückte ihn hier und die ſchöne Natur, die ſich ſeinen trunkenen Blicken darbot, ſpornte ihn zu ſchönen Liedern und Beſchreibungen an.

Er kehrte nach einer mühſeligen Reiſe nach Hamburg zurück, aber welcher Contraſt bot ſich ihm dar! Grau und wochentäglich"*) war der Himmel und fröſtelnd durchwanderte er die Straßen der reichen Handelsſtadt.

---

*) Heine's Gedichte. II. Bd. Neuer Frühling.

Der dritte Theil der Reiſebilder wurde 1830 herausgegeben, hatte aber nicht denſelben fabelhaften Erfolg wie die beiden erſten Theile.

Kleine Unannehmlichkeiten, nicht nach Verdienſt geſchätzt zu werden, die Unmöglichkeit, eine Anſtellung in Deutſchland bekommen zu können trotz aller Protectionen, verleideten ihm ſein deutſches Vaterland und er zog nach Paris, um hier ſeine fixe Idee, eine intellectuelle Verbindung zwiſchen Frankreich und Deutſchland, auszuführen.

Die Franzoſen fingen zu jener Zeit an, deutſche Philoſophie zu ſtudiren, und Heine wurde mit offenen Armen empfangen, obgleich er den Fehler beging, Perſönlichkeiten in ſeinen Schriften zu nennen.

Die Sucht, mit Erbitterung und Rachſucht von Allen zu ſprechen, zog ihm viele Feinde zu, ſeine Verehrer aber entſchuldigten ihn mit dem unwiderſtehlichen Hange, ſeiner ſatyriſchen Ader freien Lauf zu laſſen.

Einer ſeiner größten Verehrer war Alexander Dumas (Vater) und als er hörte, daß die Deutſchen ihn nicht gehörig zu ſchätzen wußten, rief er aus:

„Frankreich wird den großen Dichter mit Stolz und Freude zu den Seinen zählen, ſobald er nur den Wunſch äußert, aber leider liebt er Deutſchland mehr, als dieſes Land es verdient.“

Ein franzöſiſches Blatt erzählt, daß Heine 1837 ein Duell mit einem jungen franzöſiſchen Gelehrten hatte, weil der Franzoſe ſich mißbilligend über deutſche Sitten und Manieren geäußert hatte, unpaſſende Bemerkungen wenn man will, jedoch nannte er Niemand und ſprach nur im Allgemeinen.

Heine's Patriotismus wurde dadurch gereizt, er wechſelte beleidigende Worte mit dem Franzoſen und ein Duell war die Folge davon.

Zwei Piſtolenſchüſſe wurden gewechſelt, doch Niemand wurde verwundet. Die Secundanten erklärten, daß der Ehre Genüge geleiſtet ſei und die Sache wurde beigelegt.

Dennoch beſchuldigte man Heine, daß er ſein Vaterland verläugne. Und warum? weil er ein Freund der Franzoſen und ſein höchſter Wunſch die Einheit Deutſchlands war.

Heine hatte einen Kreis Freunde um ſich verſammelt, wie es nur ſelten Jemand vergönnt iſt, und nicht allein Schriftſteller, ſondern auch Künſtler, Politiker und Staatsmänner beſuchten ihn abwechſelnd. Ich nenne nur die Bedeutendſten, wie: Dumas, Cuſtine, Beranger, Janin, Gautier, de Vignet, Lamartine, Balzac, Thierry, G. Sand, Hector Berlioz, F. Hiller, den Sänger Roger und Franz Lißt.

Letzterer war einer ſeiner beſten und liebſten

Freunde, einer der geiſtreichſten und liebenswürdigſten Menſchen, den ich je gekannt habe. Seine Unterhaltung war witzig und geiſtreich und ſeine Bemerkungen oft ein wenig ſcharf. Heine und Lißt waren zwei ſich ähnelnde Naturen, ſie verſtanden ſich, wußten einander zu ſchätzen und unterhielten einen fortwährenden Briefwechſel.

Leider ſind dieſe Briefe verloren gegangen, denn Lißt ſchrieb mir unlängſt, daß ſein Nomadenleben ihm nicht erlaubt habe, ſolche aufzubewahren und daß der Reſt eifrigen Autographen-Sammlern in die Hände gefallen ſei.

Heine empfahl ſeiner Schweſter dieſen großen genialen Künſtler, der meine Familie in Hamburg beſuchte, und als ich ſpäter in Rom lebte, hatte ich die Freude und Auszeichnung, ihn näher kennen zu lernen. Er aber war ſo freundlich ſich zu erinnern, daß er mich ſchon als Kind gekannt hatte.

In Hamburg hatte ſein Auftreten einen ſolchen Erfolg, daß der Enthuſiasmus eine im kalten Norden noch nie dageweſene Höhe erreichte. Unſere ganze Familie nahm lebhaften Antheil daran.

Ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, er ſtand einzig in ſeiner Art da und nur Bülow vielleicht nähert ſich ſeinem Spiel. Wer Lißt in ſeiner Blüthezeit gehört hat, wird ihn nie vergeſſen. Das Inſtrument ſingt wenn er ſpielt und nie hat ein Künſtler Alles in ſich zu vereinigen gewußt, Kraft, Zartheit, Originalität und Gefühl, wie Franz Liſzt.

Seine Transpoſition für Clavier: „Der Erlkönig" wird ein muſikaliſches Gedicht wenn er ſpielt. Die letzten Takte ſind ergreifend und mit verhaltenem Athem ſitzen die Zuhörer bewundernd da und bei der Phraſe: „das Kind war todt!" überläuft es uns kalt.

Man erzählte mir, daß Damen weinten, Andere ihm die Hände küßten und daß der Jubel und Hervorruf kein Ende nehmen wollte wenn er aufhörte zu ſpielen, und immer wieder mußte er ſich vor dem Beifall klatſchenden Publikum verneigen.

Auch die Fürſtin Belgioioſa war eine intime Freundin des Dichters. Er bewunderte die edle hochherzige Italienerin und ihren Patriotismus, der kein Opfer ſcheute, Italien von dem Joche der Fremdherrſchaft zu befreien.

Die öſtreichiſche Regierung zog ihre Güter ein, die Einkünfte wurden confiszirt und beinahe der Armuth verfallen ſiedelte ſie nach Tſcherkieſch in Kleinaſien über. Heine nahm ſich ihrer an, beſtürmte den Grafen Auersperg mit Bitten, der armen Emigrantin eine hülfreiche Hand zu bieten, als dieſer ihn 1853 beſuchte, doch vergebens, und auch Mignet's Fürſprache blieb ohne Erfolg.

Erſt nach zwei Jahren wurden der Fürſtin ihre Güter zurückgegeben und dann erſt durfte ſie in ihre Heimath zurückkehren.

In Paris war Heine bei Allen beliebt. Obgleich bei ſeiner Ankunft mit Empfehlungsbriefen verſehen, beſuchte er im Anfange keine Geſellſchaft und hielt ſich von ariſtokratiſchen Kreiſen fern; er wollte erſt Fuß faſſen und ſich im fremden Lande orientiren.

Gautier ſagt von ihm:

„Heine war ein Verſchwender, nicht allein im Geldpunkte, ſondern er verſchwendete ſeine Geſundheit und mehr noch als alles Andere ſeinen Geiſt!“ Auch Richard Wagner war ſein Freund, d. h. er nahm ſich ſeiner hülfreich an als er 1839 mittellos und unbekannt in Paris ankam. Wagner hatte eine große Meinung von ſich und glaubte daß das Pariſer Publikum ihm zu Füßen fallen würde. Paris iſt jedoch ſchwer zu befriedigen und ungeachtet aller Empfehlungen Meyerbeer's und Heine's konnte ſich Wagner dennoch keinen Weg bahnen.

Um ſich und ſeine Familie zu ernähren, ſchrieb er muſikaliſche Kritiken und Novellen, copirte Noten für Muſikhändler u. dgl. Ganz entmuthigt verlor er alle Hoffnung, in Paris ſein Fortkommen zu finden, und kehrte 1842 nach Deutſchland zurück.

Kurz nach ſeiner Ankunft in Paris hatte er ein Gedicht von Heine in Muſik geſetzt: Die Grenadiere, welches man für ihn in's Franzöſiſche überſetzte.

Der Dichter unterſtützte ihn wo er nur konnte.

Heine benutzte die originelle Sage vom fliegenden Holländer in ſeinen Memoiren des Herrn von Schnablewopski und erfand die echt dramatiſche Erlöſung des Helden; Richard Wagner war entzückt davon, und wie er ſelbſt in einer autobiographiſchen Skizze erzählt, gab Heine ihm Andeutungen, um die Sage zu einem Operntexte zu benutzen.

Er verſtändigte ſich mit Heine und in 7 Wochen komponirte er eine Oper und dichtete ſelbſt den Text dazu.

Beſonderen Anklang fand ſie damals nicht, wird aber jetzt bisweilen in Deutſchland gegeben.

Der großmüthige Dichter hätte es gewiß für unmöglich gehalten, wenn man ihm damals geſagt hätte, Wagner würde einſt in den Baireuther Blättern über ihn ſchreiben, wie der dankbare Apoſtel der Zukunftsmuſik es jetzt gethan.

Er hatte die Kühnheit 1879 zu ſchreiben, daß Heine's Bänkelſängereien im Vergleich mit heutigen Erzeugniſſen noch einiges Vergnügen gewähren!

Undank iſt der Welt Lohn! Doch glaube ich ſicher, daß das Intereſſe an den Gedichten Heine's reichlich ſolange als an der Wagner'ſchen Muſik beim deutſchen Volke andauern dürfte.

Heine war der beſte deutſche Schriftſteller, beſtändiger Vertheidiger des Volksgenius und der Entwickelung des Volkes ſeines Jahrhunderts und er allein wußte die Ideen Hegel's zu beſtreiten und zu veranſchaulichen.

Seine romantiſchen Schriften ſind unnachahmbar; er ſchrieb für deutſche und franzöſiſche Blätter und war der franzöſiſchen Sprache ebenſo mächtig als ſeiner Mutterſprache.

Grenier behauptet, er ließe ſeine franzöſiſchen Arbeiten von Andern nachleſen; möglich, doch ſchmälert dieſer Mangel an Selbſtvertrauen keineswegs ſein Verdienſt.

Daß Heine nicht vollkommen war, iſt ſelbſtverſtändlich, denn welcher Sterbliche hat weder Fehler noch Schwächen?

Mag man ſchreiben und ſagen was man will, Heine ſteht ſo hoch da, ſeine Dichtungen, ſein Buch der Lieder, ſind ſo einzig in ihrer Art, daß ſie nie veralten und ſtets zu Deutſchlands Ruhm beitragen werden.

Wie geſagt, Niemand, der Heine's Schriften kennt, kann leugnen, daß der Grundzug ſeines Charakters ſich zur beißenden Ironie hinneigte; er vergaß und verzieh nie eine Beleidigung und war ſehr empfindlich. Heine erinnert mich oft an den franzöſiſchen Dichter Scarron, denn auch ihn hatten Widerwärtigkeiten und Krankheit verſtimmt.

Heine war ſeinen Mitmenſchen überlegen und wurde vor ſeiner Zeit geboren, ebenſo wie ſeine Mutter, denn auch ſie war ihrem Jahrhundert vorausgeeilt. Er war Pantheiſt und glaubte eigentlich an gar keine Religion. Ich erinnere mich noch, wie oft man von ihm erzählte, wenn das Thema Religion beſprochen wurde: „Religion iſt nur für Kinder und höchſtens für's Volk!“ Während ſeiner letzten Lebensjahre hatte er religiöſe Regungen und er ſchrieb ſeinem Verleger Campe:

„Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will nicht ſpielen mit meinem Gotte. Dem lieben Gott bitte ich von Herzen ab, was ich jemals wider ihn geſchrieben.“

Später ſchreibt er, er habe die Giftblumen aus ſeinen Gedichten ausgeriſſen und wünſche nicht, daß ſie nochmals wieder gedruckt würden.

Die Pantheiſten glaubten nicht an Heine's Rückkehr zu religiöſen Prinzipien und die Prieſter lauerten mit Spannung auf den Moment, wo das verirrte Schaf Schutz ſuchen würde.

Heine ſchreibt ſelbſt darüber in ſeinen Geſtändniſſen:

„Sonderbar! Zur ſelben Zeit, wo mir in Deutſchland der Proteſtantismus die unverdiente Ehre erzeigte, mir eine evangeliſche Erleuchtung zuzutrauen, verbreitete ſich auch das Gerücht, ich ſei zum katholiſchen Glauben übergetreten, ja manche gute Seelen verſicherten, ein ſolcher Uebertritt habe ſchon vor vielen Jahren ſtattgefunden, und ſie unterſtützten ihre Behauptung mit der Angabe der beſtimmteſten Details, ſie gaben Tag und Datum an, ſie bezeichneten mit Namen die Kirche, wo ich die Ketzerei des Proteſtantismus abgeſchworen und den alleinſeligmachenden römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Glauben angenommen haben ſollte; es fehlte nur die Angabe, wie viel Glockengeläute und Schellengeklingel der Meßner bei dieſer Feierlichkeit ſpendirte.

„Wie ſehr ſolches Gerücht Conſiſtenz gewonnen, erſehe ich aus Blättern und Briefen, die mir zukommen, und ich gerathe faſt in eine wehmüthige Verlegenheit, wenn ich die wahrhafte Liebesfreude ſehe, die ſich in manchen Zuſchriften ſo rührend ausſpricht. Reiſende erzählen mir, daß meine Seelenrettung ſogar der Kanzelberedſamkeit Stoff geliefert. Junge katholiſche Geiſtliche wollen ihre homiletiſchen Erſtlingsſchriften meinem Patronate anvertrauen. Man ſieht in mir ein künftiges Kirchenlicht. Ich kann nicht darüber lachen, denn der fromme Wunſch iſt ſehr ehrlich gemeint — und was man auch den Geboten des Katholicismus nachſagen mag, eins iſt gewiß: ſie ſind keine Egoiſten, ſie bekümmern ſich um ihre Nebenmenſchen leider oft ein bischen zu viel."

1831 erſchien das Supplement der Reiſebilder; 1832 gab er ein Buch über franzöſiſche Zuſtände heraus; 1835 erſchien der 2. Theil ſeiner Literaturgeſchichte und endlich 1837 der 3. Theil des Salons; 1840 der 4. Theil und eine Studie: „Heinrich Heine über Börne".

In dieſem Buche erzählte er:

„Als er ſich in Frankfurt nach der Wohnung Börne's erkundigte, hatte man erwiedert, wo derſelbe wohnt weiß man nicht, aber Madame Wohl wohnt auf dem Wollgraben."

Er fügte hinzu, daß dieſe Dame eine intime Freundin Börne's ſei; in zweiter Ehe heirathete ſie einen gewiſſen Dr. Strauß. Heine hatte ein Duell mit dieſem Doctor. Der Zweikampf fand in St. Germain bei Paris ſtatt und er wurde leicht am Arme verwundet.

Wenn ſchon die wenigen Zeilen, die er geſchrieben hatte, die Urſache eines Duells waren, ſo wurden ſie zu einer noch größeren Bedeutung für ihn und hatten einen ungewöhnlichen Einfluß auf ſein künftiges Leben. Einige Tage vor dieſer Begebenheit beſtürmte ihn die Frau, mit welcher er lebte, mit Thränen und Bitten, ihr Verhältniß zu legaliſiren.

Er liebte ſie und willigte ein, hauptſächlich um ihr eine Exiſtenz zu ſichern, im Fall er das Leben verlieren ſollte.

Den 31. Auguſt 1841 in der Kirche von St. Sulpice wurde das ſo ungleiche Paar getraut.

Mathilde Mirat war eine ſchöne Frau, mit üppigen Formen, ſchwarzem Haar, ſchönen weißen Zähnen, feuchten wollüſtigen Lippen und ſanften ausdrucksvollen Augen. Die Sinnlichkeit war hier im Spiel und nur ſo kann man ſich die große Macht erklären, die dieſe Frau auf den genialen Dichter ausübte.

Heine haßte alle Blauſtrümpfe, aber Mathildens anmuthiges Geplauder war ihm angenehm. Im Grunde genommen war ſie eine gutmüthige Frau, und wäre ſie in ihrer Sphäre geblieben, ſo würde ſie von ihrer Umgebung keine Zurückſetzungen zu ertragen gehabt haben. Sie ſprach ſehr laut, war immer fröhlich und zufrieden, jedoch der Hauptgrundzug ihres Charakters war ihre große Vergnügungsſucht. Sie hatte die koſtſpielige Gewohnheit, am Arme ihres Mannes umher zu ſchlendern, auf den Boulevards ſpazieren zu gehen und ſpäter in einem Café-Reſtaurant ihr Mittagseſſen einzunehmen, wo ſie dann das Theuerſte und Beſte auszuwählen wußte. Heine war einem guten Diner nicht abgeneigt, denn gutes feines Eſſen war ſeine ſchwache Seite.

Er war ſehr mäßig im Trinken und ſchon als Student weigerte er ſich an Trinkgelagen Theil zu nehmen.

Man kann nicht verlangen daß ich Heine's Liebesabenteuer aufzählen ſoll, denn das wäre unmöglich. Ein echter Don Juan, entzückte ihn die Blonde wie die Braune, die Schwarze wie die Rothe.

Nur Mathilden war es vergönnt ihn zu feſſeln, obgleich der Ehecontract oft verletzt wurde; dennoch war er ihr herzlich zugethan und ſie verſtand die Kunſt ihm Sclavenfeſſeln anzulegen. Heine liebte ſie wie man ein Kind liebt, ſcherzte mit ihr, ſpielte mit ihr wie mit einer Puppe, er gab ihr ſchöne Kleider, Spitzen und Juwelen, was der ſchönen Frau gefiel, die ſich dann mit Entzücken vor den Spiegel ſtellte und ſich ſelbſt bewunderte.

Alles was Meißner und Strodtmann*) von der Unwiſſenheit dieſer Frau erzählen iſt meiſt wahr, auch daß meine Großmutter, als ſie von dem Liebesverhältniß ihres Sohnes in Kenntniß geſetzt wurde, ihm rieth, ſie unterrichten zu laſſen.

Er führte Mathilde in ein Lehrinſtitut, wo ſie erſt leſen und ſchreiben, dann Geographie und Geſchichte lernte. Ob dieſer Unterricht ihr zu großem Nutzen gereichte, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen, denn was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

Heine beſuchte ſie Sonntags im Inſtitut und

---

*) Adolph Strodtmann, geb. den 24. März 1829, ſtarb den 17. März 1879 nach langen qualvollen Leiden, von ſeiner ihn liebenden Gattin ſorgſam gepflegt.

Er hatte ſich einen Ruf als talentvoller und fleißiger Herausgeber und Ueberſetzer zu erwerben gewußt, während ſeine eigenen poetiſchen Erzeugniſſe wenig Anklang fanden.

Er gab Gedichte heraus, die das Publikum kalt ließen und nur eins gelangte zu Bedeutung: „Brutus ſchläfſt du?“ welches von der Polizei verboten wurde.

Als Ueberſetzer war er unſchätzbar, da er einige fremde Sprachen ſo gut kannte wie ſeine eigene und die Gedanken des Schriftſtellers auf's Genaueſte wiederzugeben wußte.

Er hat Shelley, Tennyſon und Longfellow überſetzt, ſowie mehrere franzöſiſche Werke, die der Arbeiterklaſſe gewidmet ſind, und einige ſcandinaviſche Autoren. Noch kurz vor ſeinem Tode überſetzte er das däniſche Drama prüfte ihre Fortſchritte, was nicht immer befriedigend ausfiel, doch ſie wußte ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken, ein Kuß, ein Blick, ein lautes Lachen . . . . ., wer dachte dann noch an's Lernen!

Später wollte er ſie Deutſch lehren, ein Ding der Unmöglichkeit, die Sprache ſagte ihr nicht zu und nach einigen Lehrſtunden mußte dieſer Unterricht aufgegeben werden.

Beide Gatten waren verſchwenderiſch in ihren Ausgaben, dachten nicht an den kommenden Morgen und Madame Heine verführte ihn zu unnützen Ausgaben, die meinen Onkel in Geldverlegenheiten brachten.

Ambroſius, welches in Hamburg mit ziemlichem Erfolge über die Bühne ging.

Trotz all dieſer Arbeiten vernachläſſigte er nicht die Literatur ſeines Vaterlandes und war bedeutend als Biograph.

Seine Heine-Biographie iſt ein gutes Werk trotz aller darin enthaltenen Irrthümer und Alle ſind ihm dankbar für dies mühevolle Unternehmen. Ein Nachahmer Boswell's in ſeiner Apologie über Wolff, hat auch er Heine zum Dalai-Lama und zum Gott Zebaoth emporgehoben, ihm erſcheint Alles im roſigſten Lichte, er iſt blind für des Dichters Schwächen und nur ſeine große Verehrung für Heine kann ihn entſchuldigen.

Das Buch iſt höchſt intereſſant für Diejenigen, die Heine nie gekannt haben und ihn werth halten! Man muß ſeine Ausdauer und ſeinen Fleiß bewundern, denn wie eine emſige Biene ſuchte er jeden beſchriebenen Streifen

Sie kannte den Werth des Geldes nicht und hat es auch nie gelernt, da ſie nicht weiß, wie ſchwer es hält Geld zu verdienen; ſie beſchränkte ſich nicht auf eigne Ausgaben, ſondern machte ihren Bekannten und Freundinnen reiche Geſchenke, kaufte Spielzeug für die Kinder; verlangte eine Landwohnung, in's Bad zu reiſen, kurz Alles was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört.

Heine's Wohnung war anſtändig, aber nicht elegant eingerichtet, es war gemüthlich bei ihm, aber

---

Papier, jedes Gedicht, jede Phraſe zuſammen, um daraus ein Ganzes zu bilden. Er hat Heine's „Letzte Gedichte und Gedanken“ geordnet und einen Band daraus gebildet, der bei Hoffmann & Campe verlegt wurde. Es wird behauptet, daß Heine an einigen darin enthaltenen Gedichten keinen Antheil habe.

Auch hat er Bürger's Nachlaß in vier Theilen publizirt: „Briefe von und an Bürger“, die höchſt intereſſant für Deutſchlands Literaturgeſchichte ſind.

Er ſchrieb viel für Zeitſchriften und war ein bei Allen beliebter Schriftſteller. Beinahe blind, lebte er in den letzten Jahren ſeines Lebens in einer ihm gehörigen Villa in der Nähe Berlins.

Strodtmann war arm, trotz ſeiner unerſchöpflichen Thätigkeit, und bezog von der Schiller-Inſtitution ein Gehalt von 500 Mark.

Noch kurz vor ſeinem Tode ſprach er von verſchiedenen literariſchen Vorhaben, aber der unerbittliche Senſenmann nahm ihm die Feder aus der Hand.

weiter Nichts. Hier fehlte aller unnütze Tand, ſowie der unſinnige Luxus, mit dem franzöſiſche Schriftſteller ſich ſeit einiger Zeit umgeben, da ſie oft für nichtsſagende Schriften und Romane fürſtlich honorirt werden.

Heine wechſelte fortwährend ſeine Wohnung, denn er konnte weder Klopfen noch Geräuſch wegen ſeines Kopfleidens vertragen und verließ eine eben bezogene Wohnung ſofort, wenn er in benannter Weiſe beläſtigt wurde.

Er bedurfte der größten Ruhe, denn nur alsdann fand er Linderung, und ſo ſcheute er weder Geld noch Mühe, ſich dieſelbe zu verſchaffen. Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, welche Ausgaben ein häufiger Wohnungswechſel verurſachte.

Heine's Liebe zu ſeiner Frau war bewundernswürdig und iſt ein Zeichen ſeines guten Herzens; vorzüglich in den letzten Jahren ſeines Lebens war ſein ſtetes Trachten und Streben, wie er ihr eine Leibrente ſichern könnte, damit ſie ſich nach ſeinem Tode keine Entbehrungen auferlegen müſſe.

Viele haben behauptet, daß die Wittwe des großen Dichters arm ſei, weil Heine ſie „ma pauvre femme“ nannte, eine Phraſe, die wir in ſeinem Teſtamente finden.

Sie hat keinen Bezug auf materielle Armuth, ſondern er dachte an ihre Unkenntniß des praktiſchen Lebens und ſprach bedauernd von dem Schmerze, den ſie bei ſeinem Tode empfinden würde!

Als die Krankheit des Dichters im Zunehmen war und man die Unfähigkeit ſeiner Frau erkannte ihn zu warten, wurde eine junge Waiſe angenommen, Pauline genannt, die den Kranken pflegen mußte und ſich auch des Hausweſens annahm. Dieſe Pauline war ein großer Schatz für die Gatten, denn ſie allein brachte Ordnung in die zerrütteten Finanzen des Poeten.

Pauline lebt noch, wohnt bei Madame Heine und fährt nach wie vor fort, treulich ihre Pflicht zu erfüllen.

Mein Onkel wurde böſe, wenn man an dem Verſtande und dem Geiſte ſeiner Frau zweifelte, doch bin ich feſt überzeugt, daß ſie nicht das Geringſte von ſeinen Verſen verſtand und daß ſie nicht einmal die franzöſiſche Ueberſetzung ſeiner Werke geleſen hat.

Madame Heine bezieht eine jährliche Rente von 6000 Francs von unſerer Familie, 2250 Francs von der Firma Hoffmann & Campe, welche ſie laut Contract ihr lebenslänglich auszahlen muß, eine Verpflichtung, welche Herr Campe bei der Herausgabe ſämmtlicher Werke Heinrich Heine's übernommen hat. Eine einzelne Frau kann mit dieſem Einkommen anſtändig leben und ich glaube nicht, daß man von Armuth ſprechen darf.

Außerdem bekam ſie von Hoffmann & Campe 10000 Francs für hinterlaſſene Schriften und 18000 Francs von Michel Levy in Paris für das Ueberſetzungsrecht.

Dem Teſtamente zufolge hätten alle vorhandenen Schriften ſeinem Neffen Herrn L. H. von Embden geſchickt werden müſſen, aber Madame Heine achtete nicht auf dieſe Verfügung und erfüllte dieſe ihr obliegende Pflicht erſt 12 Jahre ſpäter. Die Papiere wurden von Unberufenen durchwühlt, Mehreres kam in fremde Hände und viel Material ging verloren, ehe der Nachlaß Herrn Campe zu Händen kam.

Dieſe hinterlaſſenen Schriften wurden dann 1869 in einen Band vereinigt herausgegeben und von Herrn Strodtmann durchgeſehen und geordnet.

1867 reiſte Herr von Embden nach Paris, um Madame Heine's Streitigkeit mit Michel Levy zu ordnen und zu ſchlichten. Aus beifolgenden Ausſchnitten aus dem Figaro (Februar 1867) kann ein intelligentes Publikum ein ſelbſtſtändiges Urtheil fällen.

Paris, le 20. Février 1867.

à Mr. Jules Claretie au Figaro.

Monsieur.

Comment connaissez vous le procès que j'ai intenté à Mr. Michel Lévy. Je vis très retirée et

ne fais pas de fracas du sentiment qui m'a poussée à venger la mémoire de mon mari odieusement outragée.

C'est donc mon adversaire qui a plaidé sa cause devant vous, et ses arguments — sans réplique — vous ont fait écrire ces mots:

„J'aime à croire que Madame Heine, reconnaissant qu'elle a été mal conseillée, ne poussera pas le chose plus loin . . . .“

Vous vous trompez, monsieur — dans un procès de cette nature, les conseillers ne sont là que pour éclairer ma route; j'agis spontanément, forte de ma conscience, non pour une question d'argent, mais pour une question d'honneur. — Pour votre édification personnelle, voici les faits:

Les hommes de lettres-ai-je souvent entendu dire — sont de petits garçons en affaires à côté de M. M. les éditeurs. Jugez de mon inespérience, à moi femme, quand j'ai traité avec M. Michel Lévy.

Mais il était si bon, si prévenant, que je n'aurais en garde de me défier. Un jour, touchée de sa sollicitude, je lui racontai que l'on publiait à l'étranger des lettres de mon mari prétendues intimes, mais plutôt fabriquées. J'en étais attristé; mais comment plaider en Allemagne! — Procurez-moi ces livres, répondit Mr. Lévy, et je vais demander pour vous 100 000 Francs de dommages intérêts à l'éditeur.

Je rapporte ces chiffres pour plus de précision: je ne désirais qu'une chose, empêcher la publication, et j'avais la bonne chance de rencontrer un protecteur pour arriver à mes fins! Informations prises, j'achétais sept volumes en langue allemande que je lui remis.

Les mois, les années se passèrent. Je redemandai à M. Michel Lévy les volumes que je lui avais confiés, puisqu'il ne faisait rien pour la défense de mes droits, mais il était toujours tellement occupé, et les brochures étaient si loin sous les rayons, que je patientais et que j'attendrais encore, quand j'appris très-indirectement que M. Michel Lévy publiait les lettres fabriquées et traduites qui autrefois excitaient ses colères.

De là procès, et sans médire des juges de Berlin, je trouverai cette fois mes juges à Paris: le but me paraît moins difficile à atteindre.

Connaissez-vous ces faits, monsieur? Je suis persuadée à l'avance que non, et cependant, ils sont rapportés dans mon assignation.

Vous n'aurez plus le droit de rire de moi. A votre tour, vous avez fait le jeu de M Michel Lévy.

Vous avez cru qu'il vous racontait un procès curieux, et il ne voulait que dix lignes dans votre journal, sachant bien qu'écrites par vous, elles seraient une recommandation qui lui ferait vendre, avant la décision de la justice, force vo-

UNIV. BIBL. BERLIN

lumes. Je vous prie, monsieur, d'insérer cette lettre dans votre prochain numéro. Je ne vous parle pas de mon droit: c'est une prière que je vous adresse avec l'expression de mes meilleurs sentiments.

Veuve Henri Heine.

Paris, le 22. Février 1867.

à Mr. Jules Claretie, redacteur du Figaro.

Monsieur.

Les reflexions que vous a inspirées le procès qui nous est intenté par Madame veuve Heine, au sujet de la Correspondance de son mari, dont nous avons récemment publié les deux premiers volumes, ont provoqué une prétendue rectification signée de cette dame, que vous accuse de vous être fait complaisamment mon avocat, dans un but de réclame industrielle.

En ce qui touche cette accusation de complaisance, vous savez, monsieur, combien est gratuite la supposition de Madame Heine, et si j'ai l'honneur de vous connaitre assez particulièrement pour être en droit de vous demander un service.

Quant au fond du débat, ce n'est pas dans un journal qu'il convient de l'exposer en détail. Voici ce que je me bornerai à dire pour toute justification.

L'article 1er du traité que j'ai conclu avec Madame Heine, le 28 janvier 1865 porte ce qui suit:

„1° Le propriété pleine et entière de toutes les oeuvres parues ou à paraître d'Henri Heine.

„2° Le droit exclusif de traduction en francais de tous les ouvrages d'Henri Heine publiés en langue allemande.

„3° Le droit de traduction en français de tous les ouvrages d'Henri Heine posthumes et inédits qui viendraient à paraître.

En vertu des droits que me confie si explicitement cet article, j'ai fait traduire la Correspondance d'Henri Heine, qui forme les tomes XIX, XX et XXI de l'édition originale des oeuvres complètes d'Henri Heine, publiée à Hambourg, par Hoffmann et Campe, cessionnaires de madame veuve Heine au même titre que moi, et éditeurs allemands de son mari, depuis plus de quarante ans, comme je suis moi-même son éditeur français depuis quatorze ans environ. Cette origine de ma traduction est un fait matériel, facile à constater, et que Madame Heine ou plutôt les personnes qui la conseillent n'ont apparement pas pris la peine de vérifier, mais dont la sagesse d'un tribunal ne manquera pas de s'enquérir.

Une édition non autorisée de certaines oeuvres d'Henri Heine a été publiée, en sept volumes, à Amsterdam, par Binger frères. Cette édition m'a été, en effet, dénoncée, il y a deux ou trois ans, par Madame Heine, qui m'en a remis un exemplaire, comme pièce à produire, si je jugeais à propos de poursuivre les éditeurs. Mais je n'ai rien absolement emprunté a cette édition, jamais je n'en ai fait traduire une seule ligne; et c'est ce que j'aurais démontré à madame Heine, si, avant de m'envoyer une assignation, elle avait bien voulu me venir voir, comme mes bonnes relations avec elle lui commandaient peut être de le faire.

J'éspère encore que, convaincue de ma bonne foi, devant les preuves palpables que je lui oppose, madame Heine retirera la plainte que de maladroits donneurs d'avis lui ont si légèrement fait porter contre moi.

Agréez, Monsieur, l'assurance de ma considération la plus distinguée.

Michel Lévy.

P. S. Madame Heine parle de son inexpérience et donne à entendre que je l'aurais exploitée lors de la conclusion de notre traité. Or, ce n'est pas avec elle directement que j'ai négocié l'affaire; c'est avec M. von Embden, de Hambourg, neveu et ami d'Henri Heine, qu'elle avait chargé du soin de ses intérêts, et qui vint à Paris tout exprès pour s'entendre avec moi. Madame Heine n'eut

que la peine d'apposer sa signature au bas du traité, comme il est arrivé sans doute pour la lettre qu'elle vous a adressée.

So viel iſt gewiß, daß, obgleich der berühmte Jules Favre Madame Heine's Rechtsanwalt war und ſeine ganze Beredſamkeit aufbot, ſie zu vertheidigen, die Gerichte dieſe Sache zu Michel Levy's Gunſten entſchieden.

Alle pecuniären Vortheile waren für Madame Heine und mein Bruder hatte nur Unannehmlichkeiten von der Sache. Er ſchrieb mir damals: „Da Harry ſeine Frau über Alles liebte, habe ich aus Pietät für unſern Onkel jede Streitigkeit mit der beſchränkten Frau vermieden.

— —

Unſere Familie machte Madame Heine's Bekanntſchaft erſt im Jahre 1843, als mein Onkel ſie nach Hamburg brachte; jedoch nach 14 Tagen war er genöthigt, ſie unter dem Vorwande, daß ihre Mutter erkrankt ſei, nach Paris zurückzuſenden.

Ihr franzöſiſcher Charakter, ihre Pariſer Gewohnheiten paßten nicht zu unſern ſtrengen deutſchen Sitten und auch ſie konnte ſich im Kreiſe unſerer Familie nicht glücklich fühlen, da ſie nicht geliebt, ſondern nur geduldet wurde. Als ſie fort war, athmeten Alle freier auf und fingen erſt dann an, die Gegenwart des liebenswürdigen Dichters zu genießen.

Heine ſchrieb ſeiner Mutter, ihr ſeine Ankunft anzeigend: „Ich komme mit Familie, d. h. mit meiner Frau und Cocotte, dem Papagei“.

Seine Frau hatte ſich nicht von dieſem Vogel trennen wollen und mein Onkel mußte ſeufzend einwilligen, die Reiſe von Paris nach Hamburg über Havre in Cocotte's Geſellſchaft zu unternehmen.

Bei ihrer Ankunft empfing ſie meine Mutter, — die ſie nie zuvor geſehen hatte — mit den Worten: „Ach wenn Sie wüßten wie ſeekrank der arme Vogel war und wie leidend er war!“

Sie bekümmerte ſich um nichts, ſie war nur Aug und Ohr für das Thier und zeigte wenig Intereſſe für ihre neuen Verwandten.

Der Vogel war in einen hölzernen Kaſten eingeſchloſſen, den ſie Niemand anvertrauen wollte; der ſchöne meſſingene Käfig war wohlverwahrt bei dem übrigen Gepäck. Mein Vater, die Liebenswürdigkeit und Galanterie ſelbſt, vorzüglich wenn es Damen betraf, erwartete ſeine Gäſte am Hafen; kaum erblickte er Madame Heine, ſo wollte er ihr den Holzkaſten abnehmen, ohne eine Ahnung zu haben, was er eigentlich enthalten könne, doch ſie erlaubte ihm nicht denſelben anzurühren. Ein Wagen erwartete die Reiſenden; Madame Heine, von corpulenter Statur, konnte nur mit Mühe hineinſteigen und bon gré, malgré, mußte ſie meinem Vater den koſtbaren Kaſten überlaſſen.

Der Papagei ſteckte den Kopf heraus und biß meinen Vater in den Finger.

Mein Vater, der dem ſchönen Geſchlecht hold war, hatte nur Augen für die ſchöne ſtattliche Frau und konnte ſich nicht denken, daß etwas Lebendes in dem Kaſten ſei. Ein Schmerzensſchrei und er warf den Kaſten auf die Erde.

Das gellende Geſchrei der Madame Heine, das Gelächter meines Onkels, das Schnattern des Papageis, die Ueberraſchung meines Vaters, dies war die komiſchſte Scene, die man ſich nur denken kann.

Mathilde weinte, mein Vater verwirrte ſich in Entſchuldigungen, mein Onkel konnte vor Lachen nicht ſprechen...... Glücklicherweiſe war dem Vogel kein Leid geſchehen. Mein Onkel machte ein witziges Gedicht, deſſen Inhalt dieſe Scene darſtellte und ſchenkte es ſeiner Schweſter ſammt anderen Schriften, als ſie ihn in Paris beſuchte. Es gebrach ihr an Zeit es durchzuſehen und ſie nahm ſich vor, es bei ihrer Rückkehr nach Deutſchland mit Muße zu leſen; doch wie unangenehm wurde ſie berührt, als ſie die Papiere einpacken wollte und das Gedicht nicht mehr fand, obgleich ſie ſich deutlich erinnerte, daß es noch am Abend auf ihrem Schreibtiſche lag.

Alle wurden befragt, ob man das Blatt gefunden habe, doch Keiner hatte es geſehen. Nach langem Leugnen geſtand endlich das Kammermädchen, daß ſie das Feuer damit angezündet habe, da ſie nicht begreifen konnte, daß ein ſolcher Wiſch Papier einen Werth haben könnte.

Meine Mutter konnte ihr Mißvergnügen nicht verbergen und erzählte ihrem Bruder den Vorfall. Weder er noch ſie glaubten an die Wahrhaftigkeit des Kammermädchens.

„Wahrſcheinlich“, ſagte Heine, „hat Jemand das Gedicht geſehen und es eingeſteckt, wie es ſchon oft vorgekommen. Ich verſichere Dir, liebes Lottchen, daß der Dieb betrogen iſt, denn das Gedicht war herzlich ſchlecht und hatte nur Werth für Dich.“

1844 erſchienen neue Gedichte, darunter waren: Neuer Frühling und Wintermärchen.

Den Neuen Frühling widmete er ſeiner Schweſter Charlotte mit dem Motto:

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden — —
Er träumt von einer Palme
Die fern — — —

Dieſes Gedicht wurde von Mehreren in's Franzöſiſche überſetzt. Ich theile hier einige Uebertragungen mit, damit der Leſer ſie vergleichen kann.

G. de Nerval:

„Un sapin se dresse sur une montagne aride du Nord. Il sommeille, la glace et la neige l'enveloppent d'un manteau blanc. Il rêve d'un palmier, qui là-bas, dans l'Orient lointain, se désole solitaire et taciturne sur la pente d'un rocher.

Marelle:*)

Un pin se dresse solitaire
Au Nord, sur un âpre sommet.
Il sommeille, le froid lui met
Un blanc manteau qui traine a terre.
Il rêve d'un palmier lointain
Qui, sous le feu de la torride,
Triste et seul sur un roc aride
Pleure en silence son destin.

---

*) Charles Marelle war längere Zeit Correſpondent der **Debats** in Berlin und kannte die deutſche Sprache wie ſeine Mutterſprache. Er wollte Heine's Gedichte überſetzen, doch als er hörte, daß Heine in ſeinem Teſtamente verordnet hatte, daß jede Ueberſetzung ſeiner Gedichte unterbleiben ſolle und er nur die ſeiner proſaiſchen Schriften erlaube, verwarf Marelle dieſen Gedanken und publizirte nur einen kleinen Band Gedichte, etwa fünfzig an der Zahl, und ließ ſie bei Weſtermann in Braunſchweig drucken.

Es gehört zu den Seltenheiten, daß ein Franzoſe der deutſchen Sprache ſo vollkommen mächtig iſt wie Marelle

Schuré:

Sur un mont chenu de Norvège
Un pin se dresse, triste et seul.
Il dort — et l'éternelle neige,
Le couvre d'un épais lincent.
Il rêve d'un palmier splendide,
Qui loin dans l'Orient vermeil.
Languit seul sous un ciel torride
Sur un roc brûlé du soleil.

Ich ſtimme mit Max Heine überein, wenn er die **Wintermärchen** die humoriſtiſchſten und gewagteſten Gedichte nennt, die je geſchrieben wurden. Noch Jahre werden vergehen, ehe man die ganze Kraft, den Sarkasmus und die beißende Satyre dieſer Gedichte vollkommen verſtehen wird.

Müſſen doch die Zeitgenoſſen des zerriſſenen Deutſchlands, die Schreiber der mecklenburgiſchen,

---

und ſeine Ueberſetzung der lyriſchen Gedichte iſt ein Meiſterwerk. Dennoch muß man bekennen, daß er die ſatyriſchen und boshaften Sonderlichkeiten nicht zu überſetzen wußte, was auch wohl kaum möglich.

Von dem Gedichte „**Frieden**“ überſetzte er nur den Anfang und nicht das Ende, welches Verwünſchungen enthält.

Wenn man Marelle's **Frieden** lieſt, könnte man glauben, daß Heine ein religiöſes Gedicht machen wollte, doch bin ich überzeugt, daß Heine ſich im Sarge umkehren würde, wenn er dies leſen müßte.

heſſiſchen und naſſauiſchen Chroniken ihr Urtheil über Heine zurückhalten. Ich führe hier eine Phraſe aus Heine's Vorrede an, worin er ſelbſt über ſeinen Patriotismus ſpricht.

„Caput 24. Ich ſeufze und ſehne mich, die alte Frau am Dammthor wieder zu ſehen und Lottchen, die in ihrer Nähe wohnt.“

Die Alte iſt ſeine Mutter, die nach dem großen Hamburger Brande, als die Wohnungen ſo ſparſam wurden, ſich hier proviſoriſch niederließ.

Die Wohnung war klein, aber man hatte hier die reizendſte Ausſicht auf die Wallanlagen und wenn die Fenſter aufſtanden, wehten die Lindenblüthen ihr den ſüßen Duft zu. Sie wollte und konnte nicht mehr in's Freie gehen und weigerte ſich energiſch eine größere und ſchönere Wohnung zu beziehen, die ihre Kinder ihr zu Gebote ſtellten.

„Hier“, ſagte ſie, „habe ich Sonnenwärme, ſehe die Bäume grünen und blühen; laßt mich doch wo ich bin; wenn man das achtzigſte Jahr erreicht hat, liebt man keine Veränderung, laßt mich ruhig hier bleiben, bis mir die letzte Stunde ſchlägt!“

Lottchen iſt meine Mutter, die immer in der Nähe meiner Großmutter wohnte, um ihr ſtets zur Seite zu ſtehen, und kein Tag verging, wo ſie nicht zweimal die alte Frau beſuchte. Sie ſcheute weder Schnee noch Regen, weder Kälte noch Hitze und hat bis zum letzten Augenblick mit der größten Selbſtverleugnung und Aufopferung bei ihr ausgeharrt. Sie ſtarb an der Cholera und ſelbſt krank mußte man meine trauernde Mutter mit Gewalt in ihre Wohnung ſchaffen, denn auch nach dem Verſcheiden wollte ſie noch das geliebte Antlitz bewachen.

Man hat oft die Wahrheit der von Laube erzählten Anekdote bezweifelt, aber ich kann Jedem verſichern, daß Heine dieſelbe auch meiner Mutter erzählte.

Als er ſeine Familie zum letzten Male beſuchte, gab ein Bekannter ihm eine Cervelatwurſt mit und bat ihn, ſie dem bekannten homöopathiſchen Arzt Dr. X. in Paris zum Geſchenk zu überbringen.

Auf der Eiſenbahn bekam Heine Appetit und da die Wurſt verlockend in der Reiſetaſche lag, beſchloß er die Güte derſelben zu erproben. Sie ſchmeckte ſo gut, daß ſie bei ſeiner Ankunft in Paris beinahe gänzlich verzehrt war. Heine ſchnitt eine dünne Scheibe ab, legte ſie in ein Couvert und ſchrieb: „Lieber Herr Doktor! Nach der homöopathiſchen Lehre iſt der 1000ſte Theil von größerer Wirkung als das Ganze, ich ſende Ihnen deshalb von der mir für ſie mitgegebenen Wurſt beſagten Theil, mit der Hoffnung, daß der Genuß für Sie eintauſendmal größer ſein wird, als wenn Sie die ganze Wurſt empfangen hätten.“

Krankheit und Tod des Dichters.

Heine's Geſundheit verſchlechterte ſich täglich, ſeine Kopfſchmerzen nahmen immer mehr überhand und 1844 war ſein Zuſtand wirklich bedauernswerth. Einestheils war der Fortſchritt der Krankheit daran Schuld, andererſeits Familienzwiſtigkeiten.

In dieſem Jahre ſtarb Salomon Heine und wer beſchreibt ſeine Aufregung, ſein Staunen, als beim Eröffnen des Teſtamentes ſich nichts darin fand, was Bezug auf die Fortſetzung der Penſion hatte, welche der alte Onkel ihm bewilligt hatte und die das einzige feſte Einkommen war, worauf er mit Sicherheit rechnen konnte. Karl Heine, der Erbe dieſes koloſſalen Vermögens, welches man auf 30 Millionen Mark banco ſchätzte, weigerte ſich ihm ferner die 4000 Frcs. auszuzahlen, die der Alte ſeinem Neffen jährlich ſandte. Alle waren in ſeinem Teſtamente bedacht, Diener, Commis, Verwandte, ſogar Freunde und Bekannte, große Summen zu wohlthätigen Zwecken, nur der arme Dichter war mit ſtiefmütterlicher Liebe bedacht. 8000 Mark banco war Alles, was er ihm vermachte, da er wohl dachte, daß ein größeres Kapital ihn nur zu unnützen Ausgaben verleiten würde.

Alle glaubten, daß, obgleich das Teſtament die Beſtimmung nicht enthielt, ihm ferner die Penſion auszuzahlen, der alte Onkel es als ſelbſtverſtändlich angenommen hatte, daß ſein Erbe dieſe Verpflichtung übernehmen würde, ihm regelmäßig die beſtimmte Summe zu ſchicken.

Feindlich geſinnte neidiſche Verwandte waren läſtige Zwiſchenträger und erreichten was ſie wünſchten, daß nämlich das gute Einvernehmen zwiſchen Karl und Heinrich aufhörte. Man ſtellte dem Dichter die Bedingung, da er oft boshafte Bemerkungen über gewiſſe Perſonen der Familie machte, daß Alles, was er ſchriebe, einer Familiencenſur unterworfen würde, ehe es an die Oeffentlichkeit gelange. Wie Recht hatte der Dichter als er einſt dem alten Onkel in ſein Album ſchrieb:

„Lieber Onkel, geben Sie mir 100000 Mark und vergeſſen Sie auf ewig Ihren Sie liebenden Neffen

Heinrich Heine.

Meyerbeer war Heine's vertrauter Freund, in gutem Einvernehmen mit der ganzen Familie und vorzüglich gern geſehen beim alten Heine. Der Dichter war dem Freunde großen Dank ſchuldig, denn ihm verdankte er, daß Salomon Heine ihm die Penſion bewilligte. Meyerbeer liebte den Dichter mit Anbetung und es genügte, daß Heine der Fürſprecher irgend einer Perſönlichkeit war, damit der Componiſt Himmel und Erde in Bewegung ſetzte, um ſeinen Freund zu befriedigen.

Emigrirte, arme Künſtler und Literaten klopften an Heine's Thür und wenn ſeine Mittel nicht ausreichten, ſtand ihm Meyerbeer's Börſe in der großartigſten Weiſe zu Gebot. Viele Künſtler wären ohne dieſe beiden wahlverwandten Seelen gewiß in Dunkel und Armuth verkommen.

Kaum erhielt Heine die niederſchlagende Nachricht, daß er nicht mehr auf die Jahresrente rechnen dürfe, wurde er ernſtlich böſe und wollte ſich an die Gerichte wenden.

Meyerbeer war abweſend, doch als er von dieſem Vorfall in den Zeitungen las, eilte er nach Paris, um Heinrich Heine zu beruhigen.

Er beſchwor ihn ſich ruhig zu verhalten, da er ſchon Alles wieder in's Gleichgewicht bringen würde, und ſagte:

„Nur keinen Prozeß, vertrauen Sie Ihrem großmüthigen Vetter, der ſich immer liebevoll gegen Sie benommen hat, er wird ſchon der Vernunft Gehör ſchenken, da bei ſeiner großen Herzensgüte ſein Groll gegen Sie leicht ſchwinden wird. Meyerbeer erbot ſich das Deficit ſeiner Kaſſe aus eignen Mitteln zu beſtreiten, ſtellte ihm ein ſchriftliches Zeugniß aus, daß Salomon Heine dem Dichter die Penſion auf ſeine ganze Lebenszeit feſtgeſetzt hatte und beruhigte und beſchwichtigte die Aufregung des Dichters.

Zwei Jahre lang dauerte dieſe Zwiſtigkeit und ſtörte die Einigkeit und den Frieden der ganzen Familie. Meine Großmutter nahm ſich die Sache ſo zu Herzen, daß ſie krank wurde, denn ihr ſtolzer Charakter litt unter dieſer Ungerechtigkeit, wie ſie es nannte, und ihr vorgerücktes Alter, ſowie Leid und Unglück hatten ihr Gemüth erbittert und ſie trug nichts zur Verſöhnung der beiden Vettern bei, im Gegentheil ihre herben brieflichen Bemerkungen goſſen Oel in's Feuer. Endlich legte ſich die liebenswürdige Cecile Heine in's Mittel, beruhigte ihren Gatten und Karl, der herzensgute wohlthätige Mann, reichte dem kranken Dichter die Hand zur Verſöhnung.

Meine Großmutter war ein eignes Weſen, ernſt und ſtolz, gelehrt und intereſſant in der Unterhaltung, aber Ruhe war ihr das größte Bedürfniß. Wenn wir Kinder ſie beſuchten, wurde uns vorher anempfohlen, keinen Lärm zu machen und recht ſtill zu ſitzen. Ich ſehe ſie noch in Gedanken auf dem Sopha, in der Nähe des Fenſters, ſo daß das Tageslicht auf den vor ihr ſtehenden Tiſch fiel, der mit Journalen, Broſchüren und Büchern bedeckt war. Sie las und las um zu ſehen, was man über ihren Heinrich ſchrieb. Hatten wir guten Tag geſagt, mußten wir uns ſetzen und uns armen Kindern wurden Journale in die Hand gegeben, welches gerade keine angenehme Beſchäftigung war. Was kümmerten wir uns um Politik und Kritik, wir ſeufzten oft heimlich über dieſen Zwang und waren herzensfroh, wenn wir eine Modezeitung oder ein illuſtrirtes Journal erhaſchen konnten. So wie wir unter uns zu ſprechen anfingen, oder uns zankten, rief die Großmutter die Kammerfrau, die dann mit einem Teller voll Kuchen erſchien, den ſie unter uns vertheilte.

Meine Großmutter küßte uns zum Abſchiede und ſagte dann erleichtert:

„Adieu Kinderchen!“ Die Kammerfrau öffnete uns die Thür und wir waren froh, dieſem Zwange entronnen zu ſein, aßen unſere Zuckerkringel und eilten befriedigt nach Hauſe. Die alte Frau war vielleicht noch zufriedener als wir, da kein Geräuſch, kein Wort ihre Ruhe unterbrach und ſie ungeſtört das Durchſehen der Zeitſchriften fortſetzen konnte.

Dieſe kleine Scene wiederholte ſich täglich, denn aus Achtung und Liebe für dieſe ausgezeichnete Frau verging kein Tag, ohne daß wir ſie beſuchten.

Sie beherrſchte uns durch ihr gebieteriſches, ſtrenges Weſen, ſowie durch ihre großen Kenntniſſe und ihren Verſtand. Zitternd und zagend erſchienen wir vor ihr, wenn wir irgend einen Schelmenſtreich ausgeübt hatten, denn Vorwürfe über unſer Betragen waren eine harte Strafe für uns und nur der Gedanke daran machte uns folgſam und artig. Sie war 80 Jahre alt, hatte noch ſchönes braunes Haar, von kaum bemerkbaren Silberfäden durchzogen, las ohne Brille, hatte ein ernſtes ehrfurchtgebietendes Aeußere, lachte nie und nur ſelten ſah man ſie lächeln.

Sie trug immer einen ſchwarzen ſeidenen Schlafrock mit Spitzen garnirt; ſie hatte die ſchönſten weißen Hände, die man ſich nur denken kann, von ariſtokratiſcher Form, mit wohlgepflegten Nägeln und war ſehr eitel auf dieſen körperlichen Vorzug.

Sie intereſſirte ſich für Politik, diskutirte mit großer Sachkenntniß und machte ihre Meinung ſtets geltend, vorzüglich gegen meinen Vater, einen höchſt freiſinnigen Mann, der ihre retrograden Ideen nicht billigen konnte.

Sie wollte Alles wiſſen, Alles leſen und wer ihr etwas Neues erzählte, war bei ihr wohlgelitten. Leſen und Schreiben waren ihre einzige Beſchäftigung. Nie habe ich ſie mit einer Nadel in der Hand geſehen, noch mit irgend einer weiblichen Handarbeit, und dennoch hielt ſie ſtreng darauf, daß wir als kleine Mädchen nähen, ſticken, häkeln und ſogar das triviale Strümpfeſtopfen lernten.

Sie hatte eine ausgebreitete Correſpondenz, doch Heinrich war der Bevorzugte und bekam die meiſten Briefe, oft ganze Auszüge aus Büchern und Alles von der alten Frau eigenhändig geſchrieben, auch verſah ſie ihn mit allen literariſchen Neuigkeiten, die ihn intereſſiren konnten.

Dieſe ſeltene Frau war ihrem Jahrhundert vorausgeeilt und hat ſtets einen großen Einfluß auf ihren Sohn ausgeübt, ſie ermuthigte ihn ſowohl wie ihre andern Söhne bei Allem was ſie unternahmen.

Meine Mutter verdankt ihr allein die Kenntniſſe, die ſie beſitzt, und auch wir, ihre Enkel, ſind ihr viel Dank ſchuldig, denn ſie überwachte unſere Erziehung und ſtand meiner Mutter mit Rath und That bei. Doch kehren wir zum Dichter zurück.

Viele behaupten, Heine ſei undankbar geweſen, weil er ſich mit Meyerbeer überwarf, aber man irrt ſich ſehr. Mißverſtändniſſe ſind keine Seltenheit bei einem Freundſchaftsverhältniß. Die „ſchnöde Undankbarkeit", deren man den Dichter bezüchtigt, beſtand darin, daß er ſeiner Spottluſt freien Lauf ließ und Alle ſtaunten als im Romanzero das bekannte Feſtgedicht, dem Maeſtro Fiascomo gewidmet, erſchien.

„Heil dem großen Beeren Meyer!"
„Heil dem großen Meyer Beer!"

Nur derjenige, der Heine's Doppelnatur nicht kannte, konnte ſich darüber wundern, denn bald Engel, bald Dämon, verſchonte er Niemand. Die Satyre war ihm Bedürfniß, wie bei Andern das Eſſen und Trinken und die Ironie lugte aus allen ſeinen Gedichten hervor.

Meyerbeer that Alles, was in ſeiner Macht ſtand, den Dichter zu verſöhnen, er beklagte ſich nicht, daß er ihn angriff, ihn lächerlich machte, nein, er bedauerte nur, daß Heine ihm böſe war, vorzüglich da der Letztere Unrecht hatte.

1862 reiſte ich nach Ems. Jeden Morgen begab ich mich an den Brunnen, um vorſchriftsmäßig meinen „Keſſelbrunnen“ zu trinken und ſowie ich damit fertig war, eilte ich in's Converſationshaus, hinauf in's Muſikzimmer, wo ein ſchöner Erard'ſcher Flügel ſtand. Zu ſo früher Morgenſtunde konnte ich darauf rechnen, ungeſtört zu bleiben, obgleich es mir gleichgültig war, von Andern gehört zu werden, da man mir oft Lobeserhebungen über mein Clavierſpiel gemacht hatte.

Ganz in mein Spiel vertieft, übte ich den großen Marſch im Propheten und, aufrichtig geſtanden, ich war mit mir ſelbſt zufrieden. Mit einem Male höre ich hinter mir Hüſteln . . . . . Ich wende mich um und bemerke ein kleines hageres Männchen, mit einer großen blauen Brille auf der Naſe, der den Kopf ſchüttelt, als ob er die Ausführung des Muſikſtückes mißbillige, mit ironiſchem Lächeln, welches ſeine Mundwinkel umzuckte.

Stolz und hochmüthig ſah ich ihm feſt in's Auge und ſagte:

„Wünſchen Sie Etwas, mein Herr?“

„„Gewiß. Bitte gehorſamſt““ — und dabei zeigte er mit dem Finger auf das Notenblatt — „„dieſe Paſſage noch einmal zu wiederholen, der Baß kommt nicht gehörig zur Geltung““, ſagte er lächelnd.

Der Mann ſah wie ein unbedeutender Beamter oder Rentier aus und ich war ganz entrüſtet, daß er mich anzureden wagte. Aergerlich ſagte ich:

„Was wiſſen Sie davon, können Sie dieſe erhabene Muſik beurtheilen?“

Er lachte anſtatt aller Antwort, wiegte den Kopf hin und her und ſagte: „Hm — Hm!“

Sein Lächeln reizte mich, flugs drehte ich den Clavierbock herum und wie von einer höheren Macht dazu getrieben, wiederholte ich die ihm mißfällige Paſſage.

„„Verzeihen Sie, mein Fräulein oder Madame““, ſagte er, ſeine Hand auf die meinige legend,' „„nicht ſo ſteht es geſchrieben.““

Außer mir über dieſe Zudringlichkeit, ſtand ich auf und ohne zu grüßen wollte ich fortgehen, meine Handſchuhe, meinen Hut und meine Noten zuſammenraffend, und ging zur Thür; doch hier blieb ich verwundert ſtehen, denn das Männchen ſpielte mein Bravourſtück auswendig und wie!

Ich glaubte eine andere Compoſition zu hören, ſo klar und rein entquoll die Melodie ſeinen Fingern. Ich ſtand wie feſtgebannt, magnetiſirt durch dies ſchöne Spiel und erſt jetzt verſtand ich, wie man das Thema zu Gehör bringt.

Als er fertig war, ſagte er, mich lächelnd anſehend:

„„Glauben Sie, daß der Componiſt ſich beklagen würde, wenn er mir zuhörte?““

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen.

„Sie ſind der Meiſter!“ rief ich aus und ergriff entzückt ſeine kleinen magern Hände, um ihn für meine Anmaßung um Verzeihung zu bitten und hauptſächlich wegen meiner ſtümperhaften Ausführung ſeiner ſchönen Compoſition.

Er bat um meinen Namen, ich nannte den meines Mannes, der ihn trotz ſeines hohen Titels ſehr kalt ließ. Er verbeugte ſich und wollte mich verlaſſen.

„Verzeihen Sie“, ſagte ich, „ich weiß, daß Sie in Paris ſehr befreundet mit meinem Oheim waren, darf ich hoffen, daß Sie auch mich zu Ihren Freunden zählen wollen?“

„„Ihr Onkel?““

„Ja mein Onkel, Heinrich Heine“, ſagte ich lachend.

Da hätte man Meyerbeer ſehen ſollen! Er ſteht mir noch heute lebhaft vor Augen! Seine Züge erheiterten ſich, er nahm die Brille ab, zog mich an's Fenſter um mich genauer zu betrachten, nahm meine Hände in die ſeinigen, küßte ſie mit jugendlichem Feuer, ſah mich eine Weile ſchweigend an und bat mich dann, mich neben ihn zu ſetzen.

Meyerbeer litt an einem böſen Halsleiden und ein trockener Huſten erſchwerte ihm das Sprechen, auch redete er nur mit gedämpfter Stimme.

Die Aerzte hatten ihm Schweigen auferlegt, aber der Name Heinrich Heine ließ ihn eine Ausnahme machen.

Wie viele Stunden wir beiſammenſaßen, weiß ich nicht, aber er erzählte ſo viel Intereſſantes, daß ich nicht müde wurde, ihm zuzuhören. Von ihm erfuhr ich auch die Urſache, warum mein Onkel ihm zürnte.

Er bedauerte herzlich, daß er Heine nicht noch einmal vor ſeinem Tode ſehen konnte, durch Geſchäfte verhindert, konnte er nicht nach Paris reiſen und ſo entſchlummerte der Dichter ohne ſeinem Freunde die Hand zur Verſöhnung gereicht zu haben.

1847 ſchrieb Heine ein Gedicht, welches als Text für ein Ballet benutzt werden ſollte. Es hieß Dr. Johann Fauſt und iſt auch ſeinen Werken einverleibt worden. Der Direktor Lumley hatte es für Her Majeſty's Theater erworben und auch gut honorirt, es konnte aber wegen techniſcher Schwierigkeiten nicht in Scene geſetzt werden. Ein gleiches Schickſal wurde ihm in Wien und Berlin zu Theil.

Wie erſtaunt war jedoch Heine als man ihm 1854 ſchrieb, daß in Berlin ein Ballet Satanella aufgeführt wurde und daß die Idee ſeinem Fauſt entnommen ſei.

Meyerbeer war damals Muſikdirektor an der Oper in Berlin, auch er erkannte das Plagiat, welches ſich Taglioni hatte zu Schulden kommen laſſen, und bedeutete Allen, daß Satanella und Mephiſtophela ein und dieſelbe Perſon ſei. Heine verlangte von der königlichen Opern-Intendanz die droits d'auteur, die ihm aber ungerechterweiſe verweigert wurden.

Zu jener Zeit war Heine ſterbenskrank und nur darauf bedacht, ſein Einkommen zu vermehren, um ſeiner Wittwe etwas zu hinterlaſſen; er ſchrieb hin und her, bat und drohte, jedoch unnützer Weiſe, denn ſogar Meyerbeer hatte nichts für ihn ausrichten können.

Die Weigerung, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, kam aus höheren Regionen. Heine grollte mit Meyerbeer und glaubte ſteif und feſt, daß er nicht energiſch genug aufgetreten wäre, daher ihr Freundſchaftsbruch. Mit thränenden Augen erzählte mir Meyerbeer dieſen Sachverhalt, ſo wie noch manches Andere, welches nicht für die Oeffentlichkeit paßt, da gewiſſe hohe Perſönlichkeiten noch am Leben ſind.

Heine publizirte bald darauf Lutetia und ignorirte vollkommen, daß ein Weſen, Meyerbeer genannt, exiſtire; dieſen Mann, den er bis in den Himmel erhob und von dem er an Hiller ſchrieb: „Meyerbeer iſt ein Gott!“

Es ſchmerzte den Schöpfer der Hugenotten, daß er Heine's Freundſchaft und Zuneigung verloren hatte, denn Niemand konnte dem Dichter ausreden, daß Meyerbeer an Allem Schuld ſei.

Nach dieſem langen Geſpräche mit dem Componiſten hoffte ich noch recht oft mit ihm zuſammenzukommen, aber wie groß war meine Enttäuſchung, als ich ihn nur höchſt ſelten zu Geſicht bekam; das Verbot zu ſprechen verhinderte den ferneren Austauſch unſerer Gedanken.

Des Morgens in aller Frühe ſah ich ihn manchmal am Brunnen, ein freundlicher Blick, ohne nur guten Morgen zu ſagen, nahm er ſchweigend mein Trinkglas, ließ es füllen und gab es mir ebenſo ſchweigſam zurück. Nach der Promenade begab er ſich in den Muſikſaal, wo ich täglich übte und meiſtens ſeine Compoſitionen ſpielte. Nur eine falſche Note, ein verfehltes Tempo, ein falſcher Griff ließen ihn die Verordnung des Arztes vergeſſen und er ſchlug eifrig den Takt auf meiner Schulter und brachte mich wieder in's richtige Tempo.

Vor ſeiner Abreiſe bezahlte er ehrlich den Tribut unſerer Bekanntſchaft, ſchrieb mir etwas für mein Album, von einem liebenswürdigen Briefe begleitet, der mit „Wiederſehen in Paris“ endigte, und war verſchwunden.

Als ich Frankreichs Hauptſtadt wieder beſuchte, war er heimgegangen, betrauert aber unvergeßlich lebt er im Andenken Aller, die ihn und ſeine unſterblichen Werke gekannt haben.

Die Aufregung und die Unannehmlichkeiten wegen der Penſion hatten Heine's Zuſtand weſentlich verſchlimmert; im Januar 1845 trat eine Lähmung ein, die bei den Augen anfing und ſich nach und nach dem ganzen Körper mittheilte. Im Monat Mai ſchrieb er ſeinem Freunde H. Laube:

„Lähmung iſt meine Krankheit, welche von Tag zu Tag überhandnimmt.“

Er täuſchte ſich keineswegs über ſeinen Zuſtand und machte ſich auch keine falſche Hoffnung auf Geneſung. Unſere Familie war hochbetrübt, denn ſeine Briefe waren herzzerreißend, und unſer ganzes Streben ging dahin, meiner Großmutter die Größe dieſes Leidens zu verbergen.

Sie wurde getäuſcht und glaubte er litte nur an den Augen. Kein Fremder erhielt Zutritt zu ihr, damit keine Unvorſichtigkeit begangen würde. Die Journale wurden meiner Mutter zur Durchſicht gebracht und unterſchlagen, ſo wie nur irgend eine Andeutung, des Dichters Krankheit betreffend, darin ſtand.

Gott ſei Dank, ſie hat nie die traurige Wahrheit in ihrer ganzen Größe erfahren, denn der Schmerz würde ſie getödtet haben, und dennoch beſchlich ſie oft unſägliche Angſt um den Sohn und mit lächelnder Miene und Verzweiflung im Herzen mußte meine arme Mutter ihre Zweifel beſchwichtigen.

Obgleich Heine's Krankheit im Zunehmen war, blieb ſein Geiſt klar und lebhaft und 1847 ließ er Atta Troll veröffentlichen.

Strodtmann's Biographie iſt die beſte mir bekannte, trotz einiger Mängel und Unrichtigkeiten. Ganz richtig ſchreibt er Folgendes über des Dichters Zuſtand:

„Heine's Kräfte nahmen täglich ab, jedoch die politiſchen Bewegungen im Jahre 1848 erregten ihn fieberhaft und er wollte durchaus die Pariſer Straßen durchwandern.

„Sie waren volksbewegt, man konnte ſich kaum durchdrängen und der arme gelähmte Dichter, halb blind, ſich auf einen Stock ſtützend, von Freunden geführt, verſuchte die Boulevards zu erreichen; doch am Louvre angekommen verſagten ihm die Kräfte. Es war ſein letzter Ausgang; ſeit dieſem Tage verließ er nicht mehr ſeine Matratzengruft, wie er ſein Bett nannte.

„Unerträgliche Schmerzen quälten ihn, alle Freuden des Lebens waren ihm verſagt, er wurde genährt wie ein Vogel, dem man das Futter in den Schnabel ſteckt, und dieſes Märtyrerthum ertrug er acht Jahre lang, bis er endlich zur letzten Ruheſtätte nach dem Montmartre gebracht wurde.“

Als in Deutſchland die Revolution ausbrach, war er ſchmerzhaft berührt, daß er nicht Theil daran nehmen konnte und durch Journale und Briefe ſeiner Freunde von dem Vorſchreiten der Volksbewegung Kunde erhielt.

Er intereſſirte ſich für Alles und eines Tages ſagte er zu Fanny Lewald: „Ich bin hier wie Prometheus an den Felſen gekettet; der Gedanke, mein Vaterland frei zu wiſſen, bewegt mein Gemüth! Ich kann den Muth des Volkes nicht perſönlich anfachen, aber meine Schriften können den Patriotismus wachhalten und es anfeuern, die betretene Bahn zu verfolgen, aber Schreiben allein kann nicht von meiner Vaterlandsliebe Kunde geben.“

Wenn Heine, durch Schmerzen gezwungen, ganze Abende ſchweigſam neben ſeiner Frau ſaß, rief dieſe manchmal ſeufzend aus:

„Quelle conversation allemande!“

Meißner erzählt, daß, als er Heine 1848 beſuchte, dieſer ihm ſeine ununterbrochenen Schmerzen und ſeine Hülfloſigkeit klagte und ihm ſeine ſchlafloſen Nächte mit ihren Qualen ſchilderte, in denen der Gedanke des Selbſtmordes an ihn herankrieche, bis er Kraft gefunden, ihn hinweg zu ſchleudern.

Anfangs ließ er ſich von franzöſiſchen Aerzten behandeln, ohne daß eine Beſſerung ſeines Zuſtandes herbeigeführt wurde, und Max Heine, ſelbſt Arzt, bemerkt ſehr richtig in ſeinen Erinnerungen: „daß er ſowohl wie Heinrich feſt überzeugt wären, daß ſein Aufenthalt in Paris und die franzöſiſche Heilmethode ſein Leben verkürzt hätten“.

Sein zarter Organismus und ſeine angegriffenen Gehirnnerven waren in einem ſo überreizten Zuſtande, daß das geringſte Geräuſch, ſogar das Zwitſchern der Vögel ihm unerträglich war und ihn ſchmerzhaft erregte. Nichts blieb unverſucht ſeine Leiden zu erleichtern, aber es war unmöglich ihm die gewünſchte Ruhe zu verſchaffen, und verdrießlich und aufgeregt haderte er mit ſeinem Geſchick und ſeiner ganzen Umgebung.

Das Syſtem Brouſſais', welches damals in Frankreich vorherrſchte, haben ihn geſchwächt und viel zur Verſchlimmerung ſeines Zuſtandes beigetragen, Aderläſſe, Abführungsmittel und andere ſchwächende Arzeneien hatten ſeine nervöſen Kopfſchmerzen vermehrt und die Aerzte erklärten ſeinen Zuſtand für unheilbar. Hätte er nur Paris verlaſſen können, die deutſche Luft, die grünen Fluren, die Nähe ſeiner Familie, dies Alles hätte vielleicht günſtig auf ihn eingewirkt und uns den großen Dichter noch einige Jahre, wenn auch nicht geheilt, doch weniger leidend erhalten können.

Nichts konnte ſeine Leiden und Schmerzen lindern als ſtarke Opiumdoſen, die ihm einige Stunden der Ruhe verſchaffen konnten, deren er ſo bedürftig war.

Obgleich der Körper täglich mehr und mehr ſeiner Auflöſung entgegenging, ſo war ſein Geiſt hell, und ſeine Unterhaltung ſo wie ſeine Schriften (er diktirte) ſprühten und funkelten von Satyre, Ironie und beißenden Epigrammen.

Endlich wurde ihm ein ungariſcher Arzt Dr. Gruby empfohlen, den er mit Freuden und Hoffnung auf Erlöſung von ſeinen Qualen mit Ungeduld erwartete.

So wie er kam war er überglücklich, denn der Mann gefiel ihm und er ſchenkte ihm vollkommenes Vertrauen.

Von 1849 bis zu ſeinem Ende ſtand dieſer ihm hülfreich zur Seite und verſtand die Kunſt, ihn körperlich ſo wie geiſtig zu beruhigen.

1854 beſuchte ich Dr. Gruby wegen einer Halskrankheit, von der er mich vollkommen heilte, und im Laufe des Geſprächs erzählte er mir Folgendes:

„Als ich zuerſt den theuren Kranken beſuchte, fand ich ihn ohne alle Bewegung, wie ein Knäuel zuſammengerollt, mit Speichelfluß behaftet, unfähig irgend eine Nahrung zu ſich zu nehmen, und ich getraute mich kaum, ſeiner Umgebung Hoffnung auf Beſſerung zu machen, und dennoch gelang es mir, wie Sie ſelbſt geſehen haben, ſeinen Zuſtand zu mildern."

Hätte Gruby ihn nur früher behandelt! Ihm verdankte er theilweiſe Beſſerung, denn er gab ihm das Geſicht und die Sprache wieder, auch die Bewegung der Arme, ſo daß er in eine ſitzende Lage gebracht werden konnte. 1851 ſchrieb er das Balletgedicht „Fauſt", ſo wie manches Andere.

Ein Jahr ſpäter beſuchte ihn ſein Bruder Max und er war höchſt erfreut, ihn wiederzuſehen. Max widmete ihm ſeine ganze Zeit und verließ ihn nur auf Augenblicke.

„Wunderbar", ſagte er mir einſt, „daß Heinrich in dieſem Zuſtande ſchwatzen und lachen konnte wie ein Geſunder und daß ſein Gedächtniß für vergangene Zeiten ſo treu blieb!

Trotz ſchmerzlich durchwachter Nächte empfing er jeden Morgen zu beſtimmter Zeit ſeinen Sekretär, diktirte ihm ſtundenlang, ohne daß ſein Geiſt an Friſche verlor oder ermüdete, ließ ſich vorleſen und empfing Beſuche, obgleich Ruhe und Einſamkeit ihm zuträglicher geweſen wären.

Bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens kamen die Leute aus weiter Ferne, ihn zu beſuchen, er em-

ſing ſie wohlwollend und freundlich, ließ jedoch ſei-
en Sarkasmen freien Lauf und trotz Krankheit, der
Auflöſung nahe, verſchonte er Niemand, wenn ihm
ine Spötterei oder eine Bosheit einfiel. Alfred
Meißner, Graf Auersberg, Hiller, J. Lehmann, ſo
wie viele Andere beſuchten ihn oft und hingen an
einen Lippen, einen Scherz oder ein geiſtreiches Wort
u erhaſchen.

Oft durch unerträgliche Leiden gereizt, faſt als
b er ſich an der Menſchheit rächen wollte, erzählte
r ſeinen Beſuchern mit dem größten Ernſte Dinge,
ie er den andern Tag beſtritt und widerrief. Dies
mag der Grund ſein, daß ſich ſo viele Irrthümer
m Publikum verbreiteten und auch die Urſache, daß
onſt glaubwürdige Schriftſteller ſichtlich von einander
bweichen.

Einſt ſagte er ſcherzend zu einem zudringlichen
Beſucher: „Es wird noch Mode werden, daß die
eutſchen Schriftſteller zu mir pilgern wie die Mo-
hammedaner nach Mekka. Und dabei ſagen ſie, daß
ch keine Religion habe. Das iſt kurioſer Weiſe das
Ende von mir, daß ich zuletzt wie eine Reliquie be-
rachtet werde!“

Bei Maxen's Anweſenheit in Paris ſagte er
hm eines Tages mit großer Lebhaftigkeit:

„Wie ſchade, daß Du nicht ein wenig früher kamſt. Iſt Dir nicht auf der Treppe eine ſchwarzgekleidete Dame begegnet?"

„„Gewiß"", war die Antwort.

„Das war Madame Dudevant, mein intimſter Freund, George Sand, ich hätte Dich gern mit ihr bekannt gemacht. Sie blieb länger als eine Stunde bei mir, ſie ſprach viel..... auch ich, und obgleich todtmüde, möchte ich ihr weiter zuhören."

Ungeachtet aller Freundſchaft und Verehrung für dieſe bedeutende Frau ließ Heine dennoch ſeiner Spottluſt die Zügel ſchießen und ſagte eines Tages, daß ihr Kopf dem eines Schafes gleiche. Dieſe Bemerkung hatte etwas Wahres, ihre ſonderbare Friſur gab Anlaß dazu. Lange glaubte man, ſie trüge eine Perrücke, aber bei ihrem Tode überzeugte man ſich, daß es ihr eigenes Haar ſei. Von Natur gekräuſelt, von Bürſte und Kamm vernachläſſigt, ſtand das Haar wie ein Diadem auf ihrem Kopfe und zog ſich zuſammengerollt längs der Ohren hin, alſo war dieſe ſchelmiſche Bemerkung nicht ohne Grund.

Heine's Scherz wurde von ſogenannten guten Freunden weitergetragen; die Franzoſen nahmen es übel und betrachteten dieſen Ausdruck als einen Mangel an Reſpekt für dies große Genie.

Max war genöthigt nach Petersburg zurückzu-
ehren und ſah ſeinen Bruder nie wieder. Er machte ich keine Illuſionen und der Abſchied der Brüder war herzzerreißend.

Ihr Briefwechſel ging ungeſtört weiter*) und 1856 empfing Max folgenden Brief von Dr. Gruby:

Verehrter Herr College!

Mit tiefſtem Bedauern zeige ich Ihnen den Tod Ihres Bruders an, der heute um 5 Uhr Morgens einen Geiſt aushauchte, in Folge großer Schwäche und ſtarken Erbrechens.

Mit Hochachtung

Ihr ergebener College

Paris, 17. Februar 1856. Dr. Gruby.

In demſelben Jahre beſuchte ihn ſein Bruder Guſtav, um ihn noch einmal vor ſeinem Tode zu ehen, da auch er ſich nicht verhehlen konnte, daß Heine ſeiner Auflöſung entgegeneilte.

Aengſtlich beſorgt um das Seelenheil ſeines Bruders, näherte er ſich ihm und fragte:

---

*) Mein Onkel Max ſprach oft von Heine's Briefen an ihn, und Thränen ſtanden ihm in den Augen, wenn er dieſe Reliquien erwähnte.

Nun frage ich mich, wie iſt es möglich, daß Max Heine dieſe koſtbaren Briefe verbrennen ließ?

„Nun iſt es wahr, was die Leute von Dir ſagen?"

„„Was ſagen ſie denn wieder?""

„Sie ſagen, du ſeiſt eine Betſchweſter geworden."

„„Nein, ich bin ein Betbruder geworden"", gab der Kranke zur Antwort, „„und ich bete alle Tage zum lieben Gott, daß er Dir, guter Bruder, beſſere Geſinnungen eingeben möge, als Du bisher offenbart haſt.""

Guſtav lachte gezwungen und fuhr in ſeinem Examen fort:

„Aber an die Exiſtenz eines höchſten Weſens glaubſt Du doch jetzt endlich, lieber Heinrich."

„„Wenn es ein höheres Weſen giebt, ſo iſt dasſelbe mit den vollkommenſten Eigenſchaften, mit Allwiſſenheit und Allmacht ausgeſtattet. Was kann es nun dieſes große allwiſſende, allmächtige Weſen kümmern, ob ein Mäuschen in der Rue d'Amſterdam an es glaubt oder nicht?""

Mit dieſen Worten kehrte er ſich gegen die Wand und gab keine weitere Antwort.

Dies war die letzte Zuſammenkunft der beiden Brüder.*)

Seine Frau glaubte nie ernſtlich an ſein nahes

---

*) Dieſes Geſpräch wurde ſchon oft von allen Biographen wiederholt, durfte aber nicht in meinen Erinnerungen fehlen, da es den Dichter ſo wahr charakteriſirt.

Ende und hielt alle Symptome der um ſich greifen-
en Krankheit für vorübergehend. Mit unglaublicher
Heiterkeit und Sorgloſigkeit ſtand ſie am Bette des
Kranken und ſuchte ihn zu tröſten und zu erheitern.
Er ſchrieb Verſe, die er ihr widmete und worin er
ie verherrlichte.

.: Heine hatte zwei Wärterinnen, denn um ſein Bett
u machen mußte man ihn wie ein Kind auf den
Armen tragen und ihn auf's Sopha legen. Tag und
Nacht bedurfte er der Hülfe und eine Perſon mußte
ei ihm wachen. Seine Frau leiſtete ihm nur hin
nd wieder kleine Dienſte.

Er nannte ſie ſeinen Engel, denn die uner-
höpfliche Heiterkeit dieſes Naturkindes war die beſte
Medizin für ihn.

1854 beſuchte ich meinen Onkel. Mit Zagen und
Zittern klopfte ich an ſeine Thür. Wie freudig wurde
h empfangen!

„Tritt näher, liebes Kind", ſagte er mit ſchwacher
Stimme, „damit ich Dich beſſer ſehen kann, hier
icht neben mich."

Und mit ſeiner ſchönen weißen Hand hub er das
ugenlied empor, um zu ſehen ob ich meiner Mutter
hnlich ſei. Ich mußte an ſeinem Bette Platz neh-
en und ſeine erſte Frage war nach meiner Mutter
– nach ihrem Befinden.

„Lottchen, mein geliebtes Lottchen, wann werde ich ſie wiederſehen?“ rief er ſchmerzlich aus.

Und immer wieder kam er mit Fragen nach meiner Mutter zurück und ſagte, ſein größter Troſt, ſein innigſter Wunſch ſei, ſie wiederzuſehen.

Ich erkannte ihn kaum, ſo verändert fand ich ihn und Thränen verhinderten mich am Sprechen.

Die Lähmung der Augenlieder verbargen ihm meinen Schmerz und meine Thränen, die mir unbewußt über die Wangen rollten. Er bemerkte jedoch am Ton meiner Stimme, wie bewegt ich war.

„Warum trauerſt du, liebes Kind? Habe ich nicht Alles genoſſen, was nur ein Menſch genießen kann? Ich lebe in der Erinnerung vergangener Zeiten und unter bittern Tagen finde ich auch viele angenehme, denn ich habe den Kelch der Freude und des Genuſſes bis auf die Hefe geleert.“

Den Abend vor meiner Abreiſe ſaß ich neben ihm: er hatte mir von ſeinen Jugendjahren, ſeinen Kämpfen mit der Menſchheit und ſeinen Liebesabenteuern erzählt und ich lauſchte ſchweigend ſeiner Erzählungen.

Ermüdet lag er faſt leblos da; das Krankenzimmer war nur ſchlecht erhellt, eine Lampe brannte trübe hinter dem Wandſchirm und man hörte nur das einförmige Ticken der Uhr.

Ich wagte ſeine Ruhe nicht zu ſtören und ſaß unbeweglich auf meinem Stuhle; plötzlich ſuchte er ſeine Lage zu verändern, was der Arzt ihm ernſtlich unterſagt hatte, da es nur mit Beihülfe der Wärterin geſchehen ſollte. Er wurde von Krämpfen befallen und klagte und ſtöhnte auf's Schrecklichſte.

Mir war dieſe Scene etwas Neues, ich glaubte es ſei der Todeskampf, wie ich ihn ſo nach Athem ringen ſah, und ich bat Gott im Innerſten meines Herzens, ihn von dieſen qualvollen Schmerzen zu erlöſen.

Pauline, ſeine treue Pflegerin, ſuchte ihn zu beruhigen, verſicherte, daß es ein vorübergehendes Leiden ſei und ſie ihn ſchon oft in dieſem Zuſtande geſehen hätte. Mich hielt es nicht länger im Zimmer, ſchluchzend eilte ich davon und ſah ihn nur noch einmal für einige Augenblicke, um Abſchied von ihm zu nehmen.

Es war für die Ewigkeit . . . .

Kaum ließen ſeine Leiden ihm Raſt, ſo war er Herr ſeiner Gedanken wie ſeiner geiſtigen Fähigkeiten und er diktirte die ſchönſten Poeſien. 1854 erſchienen: Lutetia, Geſtändniſſe, die Götter im Exil und verſchiedene andere Schriften.

Im Auguſt 1855 beſuchte ihn der berühmte Arzt Dr. Schleſinger und verſuchte ihm Linderung gegen die häufigen Krampfanfälle zu verſchaffen.

Heine erwiederte ihm ſcherzend: „Wenn ich den jämmerlichen Hüftnerven zur Ruhe bringe, dann fängt die Katzenmuſik der andern Nervenbagage an. Lieber Herr Doctor, ſie kennen die Nerven im Allgemeinen, aber die meinigen ſind ſo ganz beſonders merkwürdiger Natur, daß ich überzeugt bin, ſie würden in der allgemeinen Welt-Ausſtellung die große Medaille für Schmerz und Elend erhalten!“

Strodtmann erzählt dieſe Aeußerung in ſeinem Buche, auch mir wurde ſie von Ohrenzeugen wiederholt.

Eugène Scribe war oft die Zielſcheibe ſeines Witzes. Unter Anderm fragte ihn ſein Arzt eines Tages:

„Wie iſt Ihr Geſchmack, Herr Heine?“

„„Ich habe nicht den geringſten, doch das habe ich mit Scribe gemein.““

Ein anderes Mal unterſuchte der Arzt ſeine Bruſt nach einem heftigen Krampfanfalle und fragte:

„Können Sie pfeifen?“

„„Leider nein, nicht einmal Scribe's Komödien kann ich auspfeifen.““

Zu dieſer Zeit beſuchte ihn Adolf Stahr recht häufig und unter Anderm ſagte ihm Heine:

„Es muß Ihnen märchenhaft vorkommen, daß Sie mich immer noch am Leben treffen, iſt es mir doch zuweilen, wenn ich aus meinem Opiumſchlafe erwache und mich noch in meiner Stube finde, als löge ich mir ſelbſt etwas vor. Aber glauben Sie mir, das nächſte Mal finden Sie mich nicht mehr.“

Ob dies nun wörtlich wahr iſt, mag dahingeſtellt ſein.

Heine hatte eine unendliche Sehnſucht, ſeine Schweſter wiederzuſehen, ein deutſches Herz an das ſeinige zu drücken, die deutſchen Laute einer liebenden Seele zu vernehmen und meine Mutter konnte nicht länger ſeinen Bitten widerſtehen und entſchloß ſich 1855 nach Paris zu reiſen.

Alle riethen ihr ab, dieſe Reiſe zu unternehmen, ſie möge ſich dieſen traurigen Anblick erſparen, denn keine Beſchreibung genügt, das zu ſchildern, was Heine litt und empfand.

Allein die muthige Frau führte ihr Vorhaben aus und mit der größten Selbſtverleugnung und göttlicher Ergebung eilte ſie an's Schmerzensbett ihres geliebten Bruders. Sie wohnte in ſeinem Hauſe, um keinen Augenblick des Zuſammenſeins zu verlieren und ihm ihre ganze Zeit zu widmen. Es war die letzte Freude, der letzte frohe Augenblick, das einzige Glück, welches dem Dichter noch zu Theil wurde.

Meine Mutter litt Höllenpein bei dieſer Zuſammenkunft, denn Heine war faſt bis zur Unkenntlichkeit zuſammengeſchrumpft. Ihn ſo wiederzuſehen, war herzbrechend, einen Sterbenden, dem jeder Tag ein Atom ſeiner Lebenskraft wegzehrte, den ſchönen Mann ſo abgemagert, ſo hülflos wiederzufinden, war ſchrecklich anzuſehen und dennoch hatte meine herrliche Mutter die Kraft, es ihm zu verbergen.

Sie that Alles, ihm ſeine Leiden zu erleichtern, ſie errieth ſeine Wünſche ehe er ſie äußerte, ſie errieth ſeine Gedanken und die beiden wahlverwandten Seelen verſtanden ſich auch ohne zu ſprechen.

Er fühlte die Nähe ſeiner Schweſter, wenn er auch regungslos und mit geſchloſſenen Augen dalag.

Doch ſein Hauptgedanke war ſeine Frau: „Was wird aus ihr werden, wenn ich nicht mehr bin, wer wird ſich ihrer annehmen! Die arme Frau, mein dickes Kind, wie wird ſie meinen Tod ertragen?“ Dann ſprach er wieder, wie er ſie in Gedanken ſähe, wie ſie auf ſein Grab hinauswandern und wie ſie ihm einen Immortellenkranz bringen würde . . . .

Meine Mutter ſuchte ihn dann auf andere Gedanken zu bringen, erzählte ihm fröhliche Dinge, von der Mutter, erinnerte ihn an alte Geſchichten und oft gelang es ihr, ihn zum Lachen zu bringen.

Eines Morgens ſaß ſie an ſeinem Bette und las ihm einen Brief vor, als Madame Heine weinend in die Stube ſtürzte.

„Cocotte ſtirbt!“ ſchluchzte ſie.

Mathilde verſtand kein Deutſch und ſo ſagte Heine in dieſer Sprache: „Gott ſei gedankt!“ aber das Dankgebet kam zu früh!

Cocotte hatte die böſe Angewohnheit zu ſchnattern und zu ſchreien, ſowie eine ihm unbekannte Perſon in's Zimmer trat. Er wurde ſo unbändig und ſo laut, daß man ſein eigenes Wort nicht hören konnte. Um ihn zum Schweigen zu bringen, drohte Madame Heine gewöhnlich mit einer kleinen Peitſche, doch heute war die Drohung zur Züchtigung geworden, denn ſie gab ihm einen kleinen Hieb.

Das erſchreckte Thier bekam einen Krampfanfall, aber nur von kurzer Dauer, denn Cocotte erholte ſich in Abweſenheit ſeiner Herrin. Als meine Mutter ſie zu dem ſterbenden Thiere begleitete, wurden Beide mit einem freundlichen bon jour empfangen.

Sehr ernſthaft verſicherte Mathilde meiner Mutter, daß ſie erſt jetzt die Klugheit und den Verſtand des Papageis anerkenne, denn die ganze Scene wäre nur Verſtellung geweſen, das Thier habe ſie erſchrecken wollen!!

Als meine Mutter ihrem Bruder die großartige Entdeckung ſeiner Frau erzählte, brach er in ein frohes Gelächter aus und ſeine Heiterkeit wollte kein Ende nehmen.

Nun erzählte er ihr ein Gegenſtück aus ſeiner Kindheit:

„Unſere Mutter beſaß ein reizendes Hündchen. Eines Tages gerieth es mir zwiſchen die Beine, ich ſchleuderte es mit einem unſanften Fußtritt fort. Der Hund heulte ſchrecklich und fing an zu hinken; die Mutter eilte ängſtlich herbei und aus Furcht geſcholten zu werden, rief ich ihr entgegen: ‘Es iſt Nichts, liebe Mutter! das Hündchen verſtellt ſich’. Die Wahrheit iſt, das Hündchen hatte ein Bein gebrochen.“

Heinrich und Charlotte redeten ſich in die Vergangenheit hinein und vergaßen der traurigen Gegenwart, wurden aber durch das Kommen des Dr. Gruby ſchmerzlich daran erinnert. Meine Mutter wiederholte mir oft:

„Dies waren die letzten frohen Augenblicke, die ich mit meinem Bruder verlebte.“

Mein Onkel erzählte meiner Mutter auch die andere Begebenheit mit Cocotte, welche auch Meißner in ſeiner Biographie erwähnt.

Der Dichter bat oft ſeine Frau doch in's Bois de Boulogne zu fahren und dort ihre Freundinnen zu beſuchen. Er wollte nicht, daß ſie ſich um des Kranken willen jedes Vergnügen verſage und er redete ihr zu in's Theater zu gehen und ſich zu vergnügen. Dennoch beſchlich ihn im Innern ſeines Herzens oft Sorge und Angſt, ſie ſo allein in dieſem Babel — Paris genannt — zu wiſſen.

Manchmal ſteigerte ſich ſeine Unruhe zu phantaſtiſcher Aufregung. Er erzählte einer Dame, die ihn beſuchte: „Meine Frau war gegen 2 Uhr mit Toilette fertig geworden und ausgefahren. Sie hatte verſprochen um 4 Uhr zurück zu ſein. Es wird 5, ſie kommt nicht. Es wird 6, ſie kommt nicht. Es wird 7, es wird 8, meine Sorge wächſt. Sollte ſie des kranken Mannes überdrüſſig geworden und mit einem ſchlauen Verführer auf und davon gegangen ſein? In meiner peinlichen Angſt ſchicke ich die Wärterin hinüber und laſſe fragen, ob Cocotte der Papagei noch dort iſt. — Ja, Cocotte iſt noch da. — Da fällt mir ein Stein vom Herzen, ich athme freier! Ohne Cocotte wäre die Gute nimmermehr weggegangen.“

Die Anhänglichkeit und Liebe zu ſeiner Frau war außerordentlich, und wenn er ſie auch neckte und ihrer ſpottete, ſo lebten ſie dennoch im beſten Einvernehmen.

Während ihres Aufenthaltes in Paris lernte meine Mutter alle Größen kennen, welche die artiſtiſche und literariſche Welt dort aufweiſen konnte.

Alle beſuchten Heine und ſogar der alte Beranger ſcheute nicht die hohe Treppe, um ſeinem kranken Kameraden die Hand zu drücken. Dieſe glänzende geiſtreiche Geſellſchaft von Herren und Damen, die ſich hier zuſammenfand, ließ das Krankenzimmer vergeſſen, in welchem ein Sterbender langſam dahinſiechte.

Hier lernte meine Mutter eine reizende junge Frau kennen, Mouche oder Margot genannt, der Name thut nichts zur Sache und vielleicht erzählt uns einſt Meißner etwas Näheres darüber, da man behauptet, daß er ſie genau kenne.

Sie war eine liebliche Erſcheinung, 22 Jahre alt, ſehr gebildet und bewandert in der franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Sprache und Schrift.

Heine ſuchte eine Vorleſerin mit angenehmem Organe und ließ eine Anzeige in die Zeitung ſetzen. Margot kam und ſo wie er nur einige Worte mit ihr gewechſelt hatte, fühlte er ſich angezogen, ihre ſanfte Stimme gefiel ihm und ſie wurde angenommen.

Sie wurde nicht allein ſeine Vorleſerin, ſondern ſein Sekretär und ſeine Vertraute.

Sie begeiſterte ihn zu ſeinen letzten Geſängen, er widmete ihr unzählige kleine Gedichte und noch kurz vor ſeinem Tode ſchrieb er ihr Billette, die ſie wohl hoffentlich einmal ordnen und der Nachwelt übergeben wird.

Ihre Lebensgeſchichte iſt ſehr merkwürdig und machte ſie dem Dichter nur noch intereſſanter. Von Geburt eine Deutſche, lebte ſie mit ihrer Mutter in Paris und heirathete in ihrem 18. Jahre einen Franzoſen.

Nach dem erſten Rauſche des Ehelebens wurde der Mann ihrer überdrüſſig und ſann hin und her, wie er ſich ihrer entledigen könnte, da ſein Herz einer Andern gehörte, die ihn ungetheilt beſitzen wollte.

Schlechte Behandlung, Vernachläſſigung, die junge Frau ertrug Alles mit der größten Geduld, weinte im Stillen und klagte nur manchmal der Mutter ihr Leid. Dieſe ermahnte ſie zur Nachgiebigkeit. Eines Tages bot ihr Mann ihr an, ihn auf einer Geſchäftsreiſe nach London zu begleiten, und freudig nahm ſie dieſes an, da ſie viel von einer andern Umgebung, fern von jedem böſen Einfluſſe, hoffte.

Unter frohem Geplauder wurde die Reiſe zurückgelegt, doch ſo wie man in London ankam, behandelte er ſie auf's Schändlichſte, gab ihr kaum die nöthige Nahrung und ſchloß ſie in ihr Zimmer ein, wenn er ausging.

Eines Tages kam er in Begleitung eines Arztes nach Hauſe, bat ihn ſeine Frau zu unterſuchen, da ihre Geſundheit ihm nicht gefalle.

Erſtaunt bemerkte ſie: „Aber ich bin nicht krank!“

Ihr Mann hieß ſie ſchweigen, das müſſe er beſſer wiſſen.

Nach zwei Tagen hielt ein Wagen vor der Thür, Margot ſollte mit ihm ſpazieren fahren. Mißtrauiſch gemacht durch dieſe ſeltene Aufmerkſamkeit, weigerte ſie ſich ihn zu begleiten, doch wußte er ſo nachdrücklich zu bitten, daß ſie ihm mit bangem Vorgefühl gehorchte.

Als der Wagen vor einer hübſchen Villa hielt, wurden ſie von einem freundlichen alten Manne empfangen. Dieſer reichte Madame Margot den Arm und führte ſie in ein freundliches Gartenzimmer. Erſtaunt blickte ſie umher, eine Frage ſchwebte auf ihren Lippen . . . . ihr Mann drückte einen Judaskuß auf ihre Stirn und mit einem gütigen: „Adieu, liebes Kind", verließ er das Haus.

Der Arzt, den ſie ſchon kannte, kam herbei und bat ſie ihm zu folgen, er wolle ihr das für ſie hergerichtete Zimmer zeigen. „Hierbleiben?" und das Wort erſtarb ihr auf den Lippen.

Wärter in weißen Schürzen ſtanden vor der Thür, neugierige Weiber ſchauten ſie an, hier ein Schrei, dort eine Lache! . . . . . Margot verſtand wo ſie war — in einer Irrenanſtalt!

Nacht umflorte ihre Sinne und ohnmächtig ſank ſie zu Boden.

Sie war ſo entſetzt, ſo vom Schreck alterirt, daß ſie eine Lähmung davontrug.

Die unglückliche junge Frau konnte ſich nicht verſtändigen, da eine Zungenlähmung ſie am Sprechen verhinderte und konnte nur einige unzuſammenhängende Worte hervorbringen. Sie litt körperlich und geiſtig. Ein junger Arzt, der ſie täglich beſuchte, behandelte ſie mit der größten Sorgfalt und je öfter er ſie ſah, je mehr überzeugte er ſich, daß ſie nicht geiſteskrank ſei.

Es gelang ihm, ſie völlig herzuſtellen und er nahm ſich ihrer auch ferner an. Mehrere Aerzte wurden gerufen und Alle überzeugten ſich durch ihre ruhige und klare Auseinanderſetzung der Unbill, die ihr widerfahren, daß ſie vollkommen geſund ſei und daher entlaſſen werden konnte.

Der junge Arzt führte ſie in eine ihm befreundete Familie und ihr erſter Schritt war, vor dem Gericht die Trennung von ihrem Manne zu verlangen, was ihr nicht verweigert werden konnte. Ihre Abſicht war, nie wieder nach Paris zurückzukehren, doch als ihre Mutter ſie an ihr Sterbebett rief, konnte ſie nicht widerſtehen und eilte zu der theuren Kranken.

Heine ſprach mit Begeiſterung von ihr zu Beranger und dieſer wünſchte lebhaft ſie kennen zu lernen. Man verabredete ein Rendezvous. Aber des alten Beranger's Gedächtniß war ſchwach geworden und er vergaß Tag und Stunde, die ihm angegeben waren. Er kam und hoffte Mouche bei meinem Onkel zu treffen, doch er fand nur meine Mutter an dem Bette Heine's ſitzend. In dem Halbdunkel des Zimmers hielt er ſie anfänglich für Mouche, aber er bemerkte bald ſeinen Irrthum, daß dieſe bejahrte Dame nicht die geprieſene Mouche ſein könne.

Franzoſe, liebenswürdig und galant, wußte er ſich geſchickt aus der Verlegenheit zu ziehen und ließ ſie ſeine Enttäuſchung nicht entgelten. Er ſagte meiner Mutter die größten Artigkeiten und ſeine Unterhaltung war geiſtreich und belebt.

Meine Mutter kam im Dezember in Paris an und wollte nach einigen Wochen wieder fort, denn der leidende Zuſtand ihres Bruders betrübte ſie und machte ſie ſelbſt leidend und nervös. Jeden Tag bat Heinrich die Abreiſe zu verſchieben und ſagte:

„Lottchen, wir werden uns nicht wiederſehen!"

Wer konnte ſeinen Bitten widerſtehen? . . . . . und ſie blieb bei ihm, die gute treue Schweſter, verſprach auch zum Frühjahr wiederzukommen, doch als der Frühling kam, deckte die feuchte Erde ſein Grab.

Die Trennung der Geſchwiſter muß ich mit Schweigen übergehen, es war zu ſchmerzlich und halb ohnmächtig, in Thränen gebadet, mußte man meine arme Mutter aus dem Zimmer führen. Beide wußten recht gut, daß die Hoffnung auf ein Wiederſehen nur eine Täuſchung war!

Noch jetzt, nach langen Jahren, kann meine Mutter nicht ohne Schmerz und Thränen von dieſem furchtbaren Augenblick ſprechen und wir vermeiden ängſtlich, ſie darauf zurückzuführen. Hätte ſie damals einen Todten verlaſſen, würde ſie ſich leichter getröſtet haben, aber es war das Grab eines Lebenden!

Mitte Februar konnte Niemand ſich mehr über Heine's Zuſtand täuſchen; nur ſeine Frau hatte ſich an die Phaſen der Krankheit ſo gewöhnt, daß Nichts mehr großen Eindruck auf ſie machte, denn häufig war nach den heftigſten Anfällen Beſſerung eingetreten.

Den 13. Februar wurde das Erbrechen ſo heftig, daß alle Hülfsmittel der Heilkunde ohne Erfolg blieben, und dieſer Zuſtand dauerte drei Tage lang. Er war ſo ſehr an Opium gewöhnt, daß ſogar die ſtärkſten Doſen dieſer Arznei ihm weder Linderung noch Schlummer verſchaffen konnten.

Pauline behauptet, daß Heine nicht an ſein nahes Ende glaubte, obgleich er zu Allen davon ſprach, die ihn umſtanden; innerlich hegte er jedoch noch einen Schimmer von Hoffnung, daß er ſiegreich aus dieſem Kampfe hervorgehen würde. Er verſuchte ein neues Teſtament zu ſchreiben, aber beim erſten Paragraphen verließen ihn ſeine Kräfte, obgleich er bei voller Geiſtesklarheit blieb. Wenn die Schmerzen etwas nachließen ſcherzte er ſogar!

Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich das Gerücht in der Stadt, Heine liege in den letzten Zügen, und alle ſeine Freunde eilten herbei, ihn noch einmal zu ſehen.

Meißner erzählt, daß einer ſeiner Freunde ihn mit Beſorgniß gefragt habe:

„Haben Sie ſich mit Gott verſöhnt?“

„„Beruhigen Sie ſich““, antwortete Heine lächelnd, „„Gott wird mir verzeihen, denn das iſt ſein Handwerk.““

Nichts wurde unverſucht gelaſſen, ihm Ruhe und Linderung zu verſchaffen, dennoch verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand von Augenblick zu Augenblick und als Mathilde den Arzt fragte, ob keine Hoffnung mehr vorhanden ſei, ſchüttelte er traurig mit dem Kopfe und ging ſchweigend zu dem Kranken hinein.

Heine bemerkte, daß Gruby mit traurigem Tone ſprach, da fragte er mit feſter Stimme:

„Alſo ich muß ſterben?“

Gruby, der ſeinen Charakter kannte und ihm oft verſprochen hatte ihm die Wahrheit nicht vorzuenthalten, wenn der letzte Augenblick nahe, bejahte ſeine Frage und Heine empfing dieſe Kunde ohne die geringſte Unruhe.

Seine Geiſtesgegenwart verließ ihn nicht und er blieb bis an ſein Ende bei vollem Bewußtſein.

Am Sonntag um 4 Uhr Morgens den 17. Februar 1856 ſprach er noch ruhig mit ſeiner Wärterin; um 5 Uhr ſchlief er ſanft ein — zu einem beſſern Erwachen.

Mathilde, die Frau, die er ſo ſehr geliebt hatte, ſchloß ihm nicht die Augen und war auch nicht an ſeiner Seite. Ohne den Troſt, ein Mitglied ſeiner Familie bei ſich zu haben, rang er allein den Todeskampf!

Mathilde hatte ſich ruhig und ſorglos ſchlafen gelegt und ſah ihren Gatten nur als Leiche wieder.

Wie ſchön ſah er im Tode aus, ſeine Züge hatten ſich veredelt und verſchönert und Dr. Gruby verſicherte noch nie eine ſo ſchöne Leiche geſehen zu haben. Die Todtenmaske zeigte deutlich und getreu ſein ſchönes Antlitz.

Seinem Wunſche zufolge wurde er den 20. Februar in aller Frühe begraben, ohne Pomp und ohne Pracht, und dennoch, trotz der frühen Morgenſtunde, fanden ſich Hunderte von Leuten ein, die dem Leichenwagen folgten. Alle berühmten und bedeutenden in Paris lebenden Deutſche und alle franzöſiſchen Schriftſteller: Alexander Dumas, Theophile Gautier, François Mignet und Paul de St. Victor eröffneten den Zug.

Heinrich Heine wird ſtets unſterblich bleiben, denn wann wird Deutſchland je wieder einen ſo erhabenen, glorreichen und anziehenden Dichter aufweiſen können?

Diejenigen, welche ſein Verdienſt ſchmälern wollen und ihn nicht zu ſchätzen wiſſen, mögen ſie für ewig vergeſſen ſein.

Heine ruht auf dem Kirchhofe Montmartre und Diejenigen, die ſein Grab beſuchen, wundern ſich, daß die reiche Familie des Poeten ihm kein würdigeres Denkmal geſetzt hat.

Aber wo findet man ein ſchöneres Monument als ſeine Schriften?!

Sein Bruder Guſtav wollte ihm ein prachtvolles Marmordenkmal errichten laſſen und der Entwurf eines namhaften Architekten hatte ſchon bedeutende Koſten verurſacht, als plötzlich Madame Mathilde Heine in ſchroffer und unpaſſender Weiſe mit einem Prozeß drohte, öffentliche Zeitungs-Polemik hervorrief und das Recht, ein Monument ſetzen zu laſſen, ſich allein reſerviren wollte.

Nach heftigen Streitigkeiten mit Guſtav Heine ließ Mathilde auf dem Kirchhof Montmartre, wo die irdiſche Hülle des Dichters ruht, einen einfachen Stein ſetzen, nur mit dem Namen des Dichters auf einer kahlen Marmorplatte.

Die ganze Familie zog ſich zurück, denn wer konnte ſich mit Madame Mathilde Heine in Streitigkeiten einlaſſen! Man ließ ſie gewähren und wunderte ſich im Stillen über ihre zu ſpät gekommene Verehrung für den Dichter.

Auf dem Grabſtein ſteht nur

Heinrich Heine,

nicht einmal: Ruhe in Frieden!

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

SHAKSPEARES

MAEDCHEN UND FRAUEN.

PARIS. — GEDRUCKT BEI E. DUVERGER,
rue de Verneuil, n° 4.

SHAKSPEARES
MAEDCHEN UND FRAUEN

MIT ERLAEUTERUNGEN

VON

H. HEINE.

PARIS,
H. DELLOYE — BROCKHAUS UND AVENARIUS;
LEIPZIG,
BROCKHAUS UND AVENARIUS.

MDCCCXXXIX.

Ich kenne einen guten Hamburger Christen, der sich nie darüber zufrieden geben konnte, dass unser Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Ein tiefer Unmuth ergriff ihn jedesmal, wenn er sich eingestehen musste, dass der Mann, der, ein Muster der Vollkommenheit, die höchste Verehrung verdient, dennoch zur Sippschaft jener ungeschnäutzten Langnasen gehörte, die er auf der Strasse als Trödler herumhausiren sieht, die er so gründlich verachtet, und die ihm noch fataler sind, wenn sie gar, wie er selber, sich dem Grosshandel mit Gewürzen und Farbestoffen zuwenden, und seine eigenen Interessen beeinträchtigen.

Wie es diesem vortrefflichen Sohne Hammonias mit Jesus Christus geht, so geht es mir mit William Shakspear. Es wird mir flau zu Muthe, wenn ich bedenke, dass er am Ende doch ein Engländer ist, und dem widerwärtigsten Volke angehört, das Gott in seinem Zorne erschaffen hat.

Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein unerquickliches Land! Wie steifleinen, wie hausbacken, wie selbstsüchtig, wie eng, wie englisch! Ein Land, welches längst der Ocean verschluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, dass es ihm Uebelkeiten im Magen verursachen möchte... Ein Volk, ein graues, gähnendes Ungeheuer, dessen Athem nichts als Stickluft und tödtliche Langeweile, und das sich gewiss mit einem kolossalen Schiffstau am Ende selbst aufhängt...

Und in einem solchen Lande, und unter einem solchen Volke, hat William Shakspear im April 1564 das Licht der Welt erblickt.

Aber das England jener Tage, wo in dem nordischen Bethlehem, welches *Staffort upon Avon* geheissen, der Mann geboren ward, dem wir das weltliche Evangelium, wie man die Shakspear'schen Dramen nennen möchte, verdanken, das England jener Tage war gewiss von dem heutigen sehr verschieden; auch nannte man es *merry England,* und es blühete in Farbenglanz, Maskenscherz, tiefsinniger Narrethei, sprudlender Thatenlust, überschwenglicher Leidenschaft... Das Leben war dort noch ein buntes Turnier, wo freilich die edelbürtigen Ritter im Schimpf und Ernst die Hauptrolle spielten, aber der helle Trompetenton auch die bürgerlichen Herzen erschütterte... Und statt des dicken Biers trank man den leichtsinnigen Wein, das demokratische Getränk, welches im Rausche die Menschen gleich macht, die sich eben noch auf den nüchternen Schauplätzen der Wirklichkeit nach Rang und Geburt unterschieden...

All diese farbenreiche Lust ist seitdem erblichen, verschollen sind die freudigen Trompetenklänge, erloschen ist der schöne Rausch... Und das Buch, welches dramatische Werke von William Shakspear heisst, ist als Trost für schlechte Zeiten, und als Beweis, dass jenes merry England wirklich existirt habe, in den Händen des Volkes zurückgeblieben.

Es ist ein Glück, dass Shakspear eben noch zur rechten Zeit kam, dass er ein Zeitgenosse Elisabeths und Jakobs war, als freilich der Protestantismus sich bereits in der ungezügelten Denkfreiheit, aber keineswegs in der Lebensart und Gefühlsweise äusserte, und das Königthum, beleuchtet von den letzten Strahlen des untergehenden Ritterwesens, noch in aller Glorie der Poesie blühte und glänzte. Ja, der Volksglaube des Mittelalters, der Katholicismus, war erst in der Theorie zerstört; aber er lebte noch mit seinem vollen Zauber im Gemüthe der Menschen, und erhielt sich noch in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen. Erst später, Blume nach Blume, gelang es den Puritanern, die Religion der Vergangenheit gründlich zu entwurzeln, und über das ganze Land, wie eine graue Nebeldecke, jenen öden Trübsinn auszubreiten, der seitdem, entgeistet und entkräftet, zu einem lauwarmen, greinenden, dünnschläfrigen Pietismus sich verwässerte. Wie die Religion, so hatte auch das Königthum in England zu Shakspear's Zeit noch nicht jene matte Umwandlung erlitten, die sich dort heutigen Tags unter dem Namen constitutioneller Regierungsform, wenn auch zum Besten der europäischen Freiheit, doch keineswegs zum Heile der Kunst geltend macht. Mit dem Blute Karls des Ersten, des grossen, wahren, letzten Königs, floss auch alle Poesie aus den Adern Englands; und dreimal glücklich war der Dichter, der dieses kummervolle Ereigniss, das er vielleicht im Geiste ahnete, nimmermehr als Zeitgenosse erlebt hat. Shakspear ward in unsren Tagen sehr oft ein Aristokrat genannt. Ich möchte dieser Anklage keineswegs widersprechen, und seine politischen Neigungen vielmehr entschuldigen, wenn ich bedenke, dass sein Zukunft-schauendes Dichterauge, aus bedeutenden Wahrzeichen, schon jene nivellirende Puritanerzeit voraussah, die mit dem Königthum, so auch aller Lebenslust, aller Poesie und aller heitern Kunst ein Ende machen würde.

Ja, während der Herrschaft der Puritaner ward die Kunst in England geächtet; namentlich wüthete der evangelische Eifer gegen das Theater, und sogar der Name Shakspear erlosch für lange Jahre im Andenken des Volks. Es erregt Erstaunen, wenn man jetzt in den Flugschriften damaliger Zeit, z. B. in dem *Histrio-Mastix* des famosen Prynn, die Ausbrüche des Zornes liest, womit über die arme Schauspielkunst das Anathema ausgekrächtzt wurde. Sollen wir den Puritanern ob solchem Zelotismus allzu ernsthaft zürnen? Wahrlich nein; in der Geschichte hat jeder Recht, der seinem inwohnenden Principe getreu bleibt, und die düstern Stutzköpfe folgten nur den Consequenzen jenes kunstfeindlichen Geistes, der sich schon während der ersten Jahrhunderte der Kirche kund gab, und sich mehr oder minder bilderstürmend bis auf heutigen Tag geltend machte. Diese alte, unversöhnliche Abneigung gegen das Theater ist nichts als eine Seite jener Feindschaft, die seit achtzehn Jahrhunderten zwischen zwei ganz heterogenen Weltanschauungen waltet, und wovon die eine dem dürren Boden Judäas, die andere dem blühenden Griechenland entsprossen ist. Ja, schon seit achtzehn Jahrhunderten dauert der Groll zwischen Jerusalem und Athen, zwischen dem heiligen Grab und der Wiege der Kunst, zwischen dem Leben im Geiste und dem Geist im Leben; und die Reibungen, öffentliche und heimliche Befehdungen, die dadurch entstanden, offenbaren sich dem esoterischen Leser in der Geschichte der Menschheit. Wenn wir in der heutigen Zeitung finden, dass der Erzbischof von Paris einem armen todten Schauspieler die gebräuchlichen Begräbnissehren verweigert, so liegt solchem Verfahren keine besondere Priesterlaune zum Grunde, und nur der Kurzsichtige erblickt darin eine engsinnige Böswilligkeit. Es waltet hier vielmehr der Eifer eines alten Streites, eines Todeskampfs gegen die Kunst, welche von dem hellenischen Geist oft als Tribüne benutzt wurde, um von da herab das Leben zu predigen gegen den abtödtenden Judäismus: die Kirche verfolgte in den Schauspielern die Organe des Griechenthums, und diese Verfolgung traf nicht selten auch die Dichter, die ihre Begeisterung nur von Apollo herleiteten, und den proscribirten Heidengöttern eine Zuflucht sicherten im Lande der Poesie. Oder ist gar etwa

Ranküne ein Spiel? Die unleidlichsten Feinde der gedrückten Kirche, während der zwei ersten Jahrhunderte, waren die Schauspieler, und die *Acta Sanctorum* erzählen oft, wie diese verruchten Histrionen auf den Theatern in Rom sich dazu hergaben, zur Lust des heidnischen Pöbels, die Lebensart und Mysterien der Nazarener zu parodiren. Oder war es gegenseitige Eifersucht, was zwischen den Dienern des geistlichen und des weltlichen Wortes so bittern Zwiespalt erzeugte?

Nächst dem ascetischen Glaubenseifer, war es der republikanische Fanatismus, welcher die Puritaner beseelte in ihrem Hass gegen die alt-englische Bühne, wo nicht bloss das Heidenthum und die heidnische Gesinnung, sondern auch der Royalismus und die adligen Geschlechter verherrlicht wurden. Ich habe an einem andern Orte gezeigt, wie viele Aehnlichkeit in dieser Beziehung zwischen den ehemaligen Puritanern und den heutigen Republikanern waltet. Mögen Apollo und die ewigen Musen uns vor der Herrschaft dieser letztern bewahren!

Im Strudel der angedeuteten kirchlichen und politischen Umwälzungen verlor sich auf lange Zeit der Name Shakspear's, und es dauerte fast ein ganzes Jahrhundert, ehe er wieder zu Ruhm und Ehre gelangte. Seitdem aber stieg sein Ansehen von Tag zu Tag, und gleichsam eine geistige Sonne ward er für jenes Land, welches der wirklichen Sonne fast während zwölf Monate im Jahre entbehrt, für jene Insel der Verdammniss, jenes Botanibay ohne südliches Clima, jenes steinkohlenqualmige, maschinenschnurrende, kirchengängerische und schlecht besoffene England! Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geschöpfe, und indem sie den Engländern alles was schön und lieblich ist versagte, und ihnen weder Stimme zum Gesang, noch Sinne zum Genuss verliehen, und sie vielleicht nur mit ledernen Porterschläuchen, statt mit menschlichen Seelen begabt hat, ertheilte sie ihnen zum Ersatz ein gross Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent sich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakspear.

Ja, dieser ist die geistige Sonne, die jenes Land verherrlicht mit ihrem holdesten Lichte, mit ihren gnadenreichen Strahlen. Alles mahnt uns dort an Shakspear, und wie verklärt erscheinen uns dadurch die gewöhnlichsten Gegenstände. Ueberall umrauscht uns dort der Fittig seines Genius, aus jeder bedeutenden Erscheinung grüsst uns sein klares Auge, und bei grossartigen Vorfällen glauben wir ihn manchmal nicken zu sehen, leise nicken, leise und lächelnd.

Diese unaufhörliche Erinnerung an Shakspear und durch Shakspear, ward mir recht deutlich während meines Aufenthalts in London, während ich, ein neugieriger Reisender, dort von Morgens bis in die späte Nacht nach den sogenannten Merkwürdigkeiten herumlief. Jeder *lyon* mahnte an den grössern *lyon*, an Shakspear. Alle jene Orte, die ich besuchte, leben in seinen historischen Dramen ihr unsterbliches Leben, und waren mir eben dadurch von frühester Jugend bekannt. Diese Dramen kennt aber dort zu Lande nicht bloss der Gebildete, sondern auch jeder im Volke, und sogar der dicke *Beefeater*, der mit seinem rothen Rock und rothen Gesicht im Tower als Wegweiser dient, und dir hinter dem Mittelthor das Verliess zeigt, wo Richard seine Neffen, die jungen Prinzen, ermorden lassen, verweist dich an Shakspear, welcher die nähern Umstände dieser grausamen Geschichte beschrieben habe. Auch der Küster, der dich in der Westminsterabtey herumführt, spricht immer von Shakspear, in dessen Tragödien jene todten Könige und Königinnen, die hier, in steinernem Conterfey, auf ihren Sarkophagen ausgestreckt liegen, und für einen Schilling sechs Pence gezeigt werden, eine so wilde oder klägliche Rolle spielen. Er selber, die Bildsäule des grossen Dichters, steht dort in Lebensgrösse, eine erhabene Gestalt mit sinnigem Haupt, in den Händen eine Pergamentrolle... Es stehen vielleicht Zauberworte darauf, und wenn er um Mitternacht die weissen Lippen bewegt und die Todten beschwört, die dort in den Grabmälern ruhen : so steigen sie hervor, mit ihren verrosteten Harnischen und verschollenen Hofgewanden, die Ritter der weissen und der rothen Rose, und auch die Damen heben sich seufzend aus ihren Ruhestätten, und ein Schwertergeklirr, und ein Lachen und Fluchen erschallt... Ganz wie zu Drurilane, wo ich die Shakspear'schen Geschichtsdramen so oft tragiren sah, und wo Kean mir so gewaltig die Seele bewegte, wenn er verzweifelnd über die Bühne rann :

« A horse, a horse, my kingdoom for a horse! »

Ich müsste den ganzen *Guide of London* abschreiben, wenn ich die Orte anführen wollte, wo mir dort Shakspear in Erinnerung gebracht wurde. Am bedeutungsvollsten geschah dieses im Parlamente, nicht sowohl desshalb, weil das Local desselben jenes Westminster-Hal ist, wovon in den Shakspear'schen Dramen so oft die Rede, sondern weil, während ich den dortigen Debatten beiwohnte, einige mal von Shakspear selber gesprochen wurde, und zwar wurden seine Verse, nicht ihrer poetischen, sondern ihrer historischen Bedeutung wegen, citirt. Zu meiner Verwunderung merkte ich, dass Shakspear in England nicht bloss als Dichter gefeiert, sondern auch als Geschichtschreiber von den höchsten Staatsbehörden, von dem Parlamente, anerkannt wird.

Diess führt mich auf die Bemerkung, dass es ungerecht sey, wenn man bei den geschichtlichen Dramen Shakspear's die Ansprüche machen will, die nur ein Dramatiker, dem bloss die Poesie und ihre künstlerische Einkleidung der höchste Zweck ist, befriedigen kann. Die Aufgabe Shakspears war nicht bloss die Poesie, sondern auch die Geschichte; er konnte die gegebenen Stoffe nicht willkürlich modeln, er konnte nicht die Ereignisse und Charaktere nach Laune gestalten; und eben so wenig, wie Einheit der Zeit und des Ortes, konnte er Einheit des Interesse für eine einzige Person oder für eine einzige Thatsache beobachten. Dennoch in diesen Geschichtsdramen strömt die Poesie reichlicher und gewaltiger und süsser als in den Tragödien jener Dichter, die ihre Fabeln entweder selbst erfinden oder nach Gutdünken umarbeiten, das strengste Ebenmass der Form erzielen, und in der eigentlichen Kunst, namentlich aber in dem *enchaînement des scènes*, den armen Shakspear übertreffen.

Ja, das ist es, der grosse Britte ist nicht bloss Dichter, sondern auch Historiker; er handhabt nicht bloss Melpomenes Dolch, sondern auch Clios noch schärferen Griffel. In dieser Beziehung gleicht er den frühesten Geschichtschreibern, die ebenfalls keinen Unterschied wussten zwischen Poesie und Historie, und nicht bloss eine Nomenklatur des Geschehenen, ein stäubiges Herbarium der Ereignisse, lieferten, sondern die Wahrheit verklärten durch Gesang, und im Gesange nur die Stimme der Wahrheit tönen liessen. Die sogenannte Objectivität, wovon heut so viel die Rede, ist nichts als eine trockene Lüge; es ist nicht möglich, die Vergangenheit zu schildern, ohne ihr die Färbung unserer eigenen Gefühle zu verleihen. Ja, da der sogenannte objective Geschichtschreiber doch immer sein Wort an die Gegenwart richtet, so schreibt er unwillkührlich im Geiste seiner eigenen Zeit, und dieser Zeitgeist wird in seinen Schriften sichtbar seyn, wie sich in Briefen nicht bloss der Charakter des Schreibers, sondern auch des Empfängers offenbart. Jene sogenannte Objectivität, die, mit ihrer Leblosigkeit sich brüstend, auf der Schädelstätte der Thatsachen thront, ist schon desshalb als unwahr verwerflich, weil zur geschichtlichen Wahrheit nicht bloss die genauen Angaben des Faktums, sondern auch gewisse Mittheilungen über den Eindruck, den jenes Faktum auf seine Zeitgenossen hervorgebracht hat, nothwendig sind. Diese Mittheilungen sind aber die schwierigste Aufgabe; denn es gehört dazu nicht bloss eine gewöhnliche Notizenkunde, sondern auch das Anschauungsvermögen des Dichters, dem, wie Shakspear sagt, «das Wesen und der Körper verschollener Zeiten» sichtbar geworden.

Und ihm waren sie sichtbar, nicht bloss die Erscheinungen seiner eigenen Landesgeschichte, sondern auch die, wovon die Annalen des Alterthums uns Kunde hinterlassen haben, wie wir es mit Erstaunen bemerken in den Dramen, wo er das untergegangene Römerthum mit den wahrsten Farben schildert. Wie den Rittergestalten des Mittelalters, hat er auch den Helden der antiken Welt in die Nieren gesehen, und ihnen befohlen, das tiefste Wort ihrer Seele auszusprechen. Und immer wusste er die Wahrheit zur Poesie zu erheben, und sogar die gemüthlosen Römer, das harte nüchterne Volk der Prosa, diese Mischlinge von roher Raubsucht und feinem Advokatensinn, diese kasuistische Soldateske, wusste er poetisch zu verklären.

Aber auch in Beziehung auf seine römischen Dramen muss Shakspear wieder den Vorwurf der Formlosigkeit anhören, und sogar ein höchst begabter Schriftsteller, Didrich Grabbe, nannte sie «poetisch verzierte Chroniken», wo aller Mittelpunkt fehle, wo man nicht wisse, wer Hauptperson, wer Nebenperson, und wo, wenn man auch auf Einheit des Orts und der Zeit verzichtet, doch nicht einmal Einheit des Interesse zu finden sey. Sonderbarer Irrthum der schärfsten Kritiker! Nicht sowohl die letztgenannte Einheit, sondern auch die Einheiten von Ort und Zeit mangeln keineswegs unserm grossen Dichter. Nur sind bei ihm die

Begriffe etwas ausgedehnter als bei uns: Der Schauplatz seiner Dramen ist dieser Erdball, und das ist seine Einheit des Ortes; die Ewigkeit ist die Periode, während welcher seine Stücke spielen, und das ist seine Einheit der Zeit; und beiden angemäss ist der Held seiner Dramen, der dort als Mittelpunkt strahlt, und die Einheit des Interesse repräsentiert... Die Menschheit ist jener Held, jener Held, welcher beständig stirbt und beständig aufersteht — beständig liebt, beständig hasst, doch noch mehr liebt als hasst — sich heute wie ein Wurm krümmt, morgen als ein Adler zur Sonne fliegt — heute eine Narrenkappe, morgen einen Lorber verdient, noch öfter beides zu gleicher Zeit — der grosse Zwerg, der kleine Riese, der homöopatisch zubereitete Gott, in welchem die Göttlichkeit zwar sehr verdünnt, aber doch immer existirt — ach! lasst uns von dem Heldenthum dieses Helden nicht zu viel reden, aus Bescheidenheit und Scham!

Dieselbe Treue und Wahrheit, welche Shakspear in Betreff der Geschichte beurkundet, finden wir bei ihm in Betreff der Natur. Man pflegt zu sagen, dass er der Natur den Spiegel vorhalte. Dieser Ausdruck ist tadelhaft, da er über das Verhältniss des Dichters zur Natur irre leitet. In dem Dichtergeiste spiegelt sich nicht die Natur, sondern ein Bild derselben, das dem getreuesten Spiegelbilde ähnlich, ist dem Geiste des Dichters eingeboren; er bringt gleichsam die Welt mit zur Welt, und wenn er, aus dem träumenden Kindesalter erwachend, zum Bewusstseyn seiner selbst gelangt, ist ihm jeder Theil der äussern Erscheinungswelt gleich in seinem ganzen Zusammenhang begreifbar: denn er trägt ja ein Gleichbild des Ganzen in seinem Geiste, er kennt die letzten Gründe aller Phänomene, die dem gewöhnlichen Geiste räthselhaft dünken, und auf dem Wege der gewöhnlichen Forschung nur mühsam, oder auch gar nicht, begriffen werden... Und wie der Mathematiker, wenn man ihm nur das kleinste Fragment eines Kreises gibt, unverzüglich den ganzen Kreis und den Mittelpunkt desselben angeben kann : so auch der Dichter, wenn seiner Anschauung nur das kleinste Bruchstück der Erscheinungswelt von aussen geboten wird, offenbart sich ihm gleich der ganze universelle Zusammenhang dieses Bruchstücks; er kennt gleichsam Circulatur und Centrum aller Dinge; er begreift die Dinge in ihrem weitesten Umfang und tiefsten Mittelpunkt.

Aber ein Bruchstück der Erscheinungswelt muss dem Dichter immer von aussen geboten werden, ehe jener wunderbare Prozess der Weltergänzung in ihm statt finden kann; dieses Wahrnehmen eines Stücks der Erscheinungswelt geschieht durch die Sinne, und ist gleichsam das äussere Ereigniss, wovon die innern Offenbarungen bedingt sind, denen wir die Kunstwerke des Dichters verdanken. Je grösser diese letztern, desto neugieriger sind wir jene äusseren Ereignisse zu kennen, welche dazu die erste Veranlassung gaben. Wir forschen gern nach Notizen über die wirklichen Lebensbeziehungen des Dichters. Diese Neugier ist um so thörichter, da, wie aus Obengesagtem schon hervorgeht, die Grösse der äusseren Ereignisse in keinem Verhältnisse steht zu der Grösse der Schöpfungen, die dadurch hervorgerufen wurden. Jene Ereignisse können sehr klein und scheinlos seyn, und sind es gewöhnlich, wie das äussere Leben der Dichter überhaupt gewöhnlich sehr klein und scheinlos ist. Ich sage scheinlos und klein, denn ich will mich keiner betrübsameren Worte bedienen. Die Dichter präsentiren sich der Welt im Glanze ihrer Werke, und besonders wenn man sie aus der Ferne sieht, wird man von den Strahlen geblendet. O lasst uns nie in der Nähe ihren Wandel beobachten! Sie sind wie jene holden Lichter, die, am Sommerabend, aus Rasen und Lauben so prächtig hervorglänzen, dass man glauben sollte, sie seyen die Sterne der Erde... dass man glauben sollte, sie seyen Diamanten und Smaragde, kostbares Geschmeide, welches die Königskinder, die im Garten spielten, an den Büschen aufgehängt und dort vergassen... dass man glauben sollte, sie seyen glühende Sonnentropfen, welche sich im hohen Grase verloren haben, und jetzt in der kühlen Nacht sich erquicken und freudeblitzen, bis der Morgen kommt und das rothe Flammengestirn sie wieder zu sich heraufsaugt... Ach! suche nicht am Tage die Spur jener Sterne, Edelsteine und Sonnentropfen! Statt ihrer siehst du ein armes, missfarbiges Würmchen, das am Wege kläglich dahinkriecht, dessen Anblick dich anwidert, und das dein Fuss dennoch nicht zertreten will, aus sonderbarem Mitleid!

Was war das Privatleben von Shakspear? Trotz aller Forschungen hat man fast gar nichts davon ermitteln können, und das ist ein Glück. Nur allerlei unbewiesene läppische Sagen haben sich über die Jugend und das Leben des Dichters fortgepflanzt. Da soll er bei seinem Vater, welcher Metzger gewesen, selber die Ochsen abgeschlachtet haben... Diese letztern waren vielleicht die Ahnen jener englischen Commentatoren, die wahrscheinlich aus Nachgroll ihm überall Unwissenheit und Kunstfehler nachwiesen. Dann soll er Wollhändler geworden seyn und schlechte Geschäfte gemacht haben... Armer Schelm! er meinte, wenn er Wollhändler würde, könne er endlich in der Wolle sitzen. Ich glaube nichts von der ganzen Geschichte; viel Geschrei und wenig Wolle. Geneigter bin ich zu glauben, dass unser Dichter wirklich Wilddieb geworden, und wegen eines Hirschkalbs in gerichtliche Bedrängniss gerieth; wesshalb ich ihn aber dennoch nicht ganz verdamme. «Auch Ehrlich hat einmal ein Kalb gestohlen,» sagt ein deutsches Sprichwort. Hierauf soll er nach London entflohen seyn und dort, für ein Trinkgeld, die Pferde der grossen Herrn vor der Thüre des Theaters beaufsichtigt haben... So ungefähr lauten die Fabeln, die in der Literaturgeschichte ein altes Weib dem andern nachklatscht.

Authentische Urkunden über die Lebensverhältnisse Shakspear's sind seine Sonette, die ich jedoch nicht besprechen möchte, und die eben, ob der tiefen menschlichen Misere, die sich darin offenbart, zu obigen Betrachtungen über das Privatleben der Poeten mich verleiteten.

Der Mangel an bestimmteren Nachrichten über Shakspear's Leben ist leicht erklärbar, wenn man die politischen und religiösen Stürme bedenkt, die bald nach seinem Tode ausbrachen, für einige Zeit eine völlige Puritanerherrschaft hervorriefen, auch später noch unerquiklich nachwirkten, und die goldene Elisabethperiode der englischen Literatur nicht bloss vernichteten, sondern auch in gänzliche Vergessenheit brachten. Als man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Werke von Shakspear wieder ans grosse Tageslicht zog, fehlten alle jene Tradizionen, welche zur Auslegung des Textes fördersam gewesen wären, und die Commentatoren mussten zu einer Kritik ihre Zuflucht nehmen, die in einem flachen Empirismus, und noch kläglicheren Materialismus, ihre letzten Gründe schöpfte. Nur mit Ausnahme von William Hazlitt hat England keinen einzigen bedeuten Commentator Shakspear's hervorgebracht; überall Kleinigkeitskrämerei, selbstbespiegelnde Seichtigkeit, enthusiastisch thuender Dünkel, gelehrte Aufgeblasenheit, die vor Wonne fast zu platzen droht, wenn sie dem armen Dichter irgend einen antiquarischen, geographischen oder chronologischen Schnitzer nachweisen und dabei bedauern kann, dass er leider die Alten nicht in der Ursprache studirt, und auch sonst wenige Schulkenntnisse besessen habe. Er lässt ja die Römer Hüte tragen, lässt Schiffe landen in Böhmen, und zur Zeit Troyas lässt er den Aristoteles citiren! Das war mehr als ein englischer Gelehrter, der in Oxfort zum Magister Artium graduirt worden, vertragen konnte! Der einzige Commentator Schakspear's, den ich als Ausnahme bezeichnet, und der auch in jeder Hinsicht einzig zu nennen ist, war der selige Hazlitt, ein Geist eben so glänzend wie tief, eine Mischung von Diderot und Börne, flammende Begeisterung für die Revolution neben dem glühendsten Kunstsinn, immer sprudelnd von *Verve* und *Esprit*.

Besser als die Engländer haben die Deutschen den Shakspear begriffen. Und hier muss wieder zuerst jener theure Name genannt werden, den wir überall antreffen, wo es bei uns eine grosse Initiative galt. Gotthold Ephraim Lessing war der erste, welcher in Deutschland seine Stimme für Shakspear erhob. Er trug den schwersten Baustein herbei zu einem Tempel für den grössten aller Dichter, und, was noch preisenswerther, er gab sich die Mühe, den Boden, worauf dieser Tempel erbaut werden sollte, von dem alten Schutte zu reinigen. Die leichten französischen Schaubuden, die sich breit machten auf jenem Boden, riss er unbarmherzig nieder in seinem freudigen Baueifer. Gottsched schüttelte so verzweiflungsvoll die Locken seiner Perrücke, dass ganz Leipzig erbebte, und die Wangen seiner Gattinn vor Angst, oder auch von Puderstaub, erbleichten. Man könnte behaupten, die ganze Lessing'sche Dramaturgie sey im Interesse Shakspear's geschrieben.

Nach Lessing ist Wieland zu nennen. Durch seine Uebersetzung des grossen Poeten vermittelte er noch wirksamer die Anerkennung desselben in Deutschland. Sonderbar, der Dichter des Agathon und der Musarion, der tändlende Cavalière-Servente der Grazien, der Anhänger und Nachahmer der Franzosen : er war es, den auf einmal der brittische Ernst so gewaltig erfasste, dass er selber den Helden auf's Schild hob, der seiner eigenen Herrschaft ein Ende machen sollte.

Die dritte grosse Stimme, die für Shakspear in Deutschland erklang, gehörte unserem lieben theuern Herder, der sich mit unbedingter Begeisterung für ihn erklärte. Auch Göthe huldigte ihm mit grossem Trompetentusch; kurz, es war eine glänzende Reihe von Königen, welche, einer nach dem andern, ihre Stimme in die Urne warfen, und den William Shakspear zum Kaiser der Literatur erwählten.

Dieser Kaiser sass schon fest auf seinem Throne, als auch der Ritter August Wilhelm von Schlegel und sein Schildknappe, der Hofrath Ludwig Tieck, zum Handkusse gelangten, und aller Welt versicherten, jetzt erst sey das Reich auf immer gesichert, das tausendjährige Reich des grossen Williams.

Eswäre Ungerechtigkeit, wenn ich Herrn A. W. Schlegel die Verdienste absprechen wollte, die er durch seine Uebersetzung der Shakspear'schen Dramen und durch seine Vorlesungen über dieselben erworben hat. Aber ehrlich gestanden, diesen letzteren fehlt allzu sehr der philosophische Boden; sie schweifen allzu oberflächlich in einem frivolen Dilettantismus umher, und einige hässliche Hintergedanken treten all zu sichtbar hervor, als dass ich darüber ein unbedingtes Lob aussprechen dürfte. Des Herrn A. W. Schlegel's Begeisterung ist immer ein künstliches, ein absichtliches Hineinlügen in einen Rausch ohne Trunkenheit, und bei ihm, wie bei der übrigen romantischen Schule, sollte die Apotheose Shakspear's indirekt zur Herabwürdigung Schiller's dienen. Die Schlegel'sche Uebersetzung ist gewiss bis jetzt die gelungenste, und entspricht den Anforderungen, die man an einer metrischen Uebertragung machen kann. Die weibliche Natur seines Talents kommt hier dem Uebersetzer gar vortrefflich zu statten, und in seiner charakterlosen Kunstfertigkeit kann er sich dem fremden Geiste ganz liebevoll und treu anschmiegen.

Indessen, ich gestehe es, trotz dieser Tugenden, möchte ich zuweilen der alten Eschenburg'schen Uebersetzung, die ganz in Prosa abgefasst ist, vor der Schlegel'schen den Vorzug ertheilen, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Sprache des Shakspear ist nicht demselben eigenthümlich, sondern sie ist ihm von seinen Vorgängern und Zeitgenossen überliefert; sie ist die herkömmliche Theatersprache, deren sich damals der dramatische Dichter bedienen musste, er mochte sie nun seinem Genius passend finden oder nicht. Man braucht nur flüchtig in Dodsleys *Collection of old plays* zu blättern, und man bemerkt, dass in allen Tragödien und Lustspielen damaliger Zeit dieselbe Sprechart herrscht, derselbe Euphuismus, dieselbe Uebertreibung der Zierlichkeit, geschraubte Wortbildung, dieselben Conzetti, Witzspiele, Geistesschnörkeleien, die wir ebenfalls bei Shakspear finden, und die von beschränkten Köpfen blindings bewundert, aber von dem einsichtsvollen Leser, wo nicht getadelt, doch gewiss nur als eine Aeusserlichkeit, als eine Zeitbedingung, die nothwendiger Weise zu erfüllen war, entschuldigt werden. Nur in den Stellen, wo der ganze Genius von Shakspear hervortritt, wo seine höchsten Offenbarungen laut werden, da streift er auch jene tradizionelle Theatersprache von sich ab, und zeigt sich in einer erhaben schönen Nacktheit, in einer Einfachheit, die mit der ungeschminkten Natur wetteifert und uns mit den süssesten Schauern erfüllt.

Ja, wo solche Stellen, da bekundet Shakspear auch in der Sprache eine bestimmte Eigenthümlichkeit, die aber der metrische Uebersetzer, der mit gebundenen Wortfüssen dem Gedanken nachhinkt, nimmermehr getreu abspiegeln kann. Bei dem metrischen Uebersetzer verlieren sich diese ausserordentlichen Stellen in dem gewöhnlichen Gleise der Theatersprache, und auch Herr Schlegel kann diesem Schicksal nicht entgehen. Wozu aber die Mühe des metrischen Uebersetzens, wenn eben das Beste des Dichters dadurch verloren geht, und nur das Tadelhafte wiedergegeben wird? Eine Uebersetzung in Prosa, welche die prunklose, schlichte, naturähnliche Keuschheit gewisser Stellen leichter reproduzirt, verdient daher gewiss den Vorzug vor der metrischen.

In unmittelbarer Nachfolge Schlegel's hat sich Herr L. Tieck als Erläuterer Shakspear's einiges Verdienst erworben. Dieses geschah namentlich durch seine dramaturgischen Blätter, welche vor vierzehn Jahren in der Abendzeitung erschienen sind, und unter Theaterliebhabern und Schauspielern das grösste Aufsehen erregten. Es herrscht leider in jenen Blättern ein breitbeschaulicher, langwürdiger Belehrungston, dessen sich der liebenswürdige Taugenichts, wie ihn Gutzkow nennt, mit einer gewissen geheimen Schalkheit beflissen hat. Was ihm an Kenntniss der klassischen Sprachen, oder gar an Philosophie, abging, ersetzte er durch Anstand und Spasslosigkeit, und man glaubt Sir John auf dem Sessel zu sehen, wie er dem Prinzen eine Standrede hält. Aber trotz der weitbauschigen, doktrinellen Gravität, worunter der kleine Ludwig seine philologische und philosophische Unwissenheit, seine Ignorantia, zu verbergen sucht, befinden sich in den erwähnten Blättern die scharfsinnigsten Bemerkungen über die Charaktere der Shakspear'schen Helden, und hie und da begegnen wir sogar jener poetischen Anschauungsfähigkeit, die wir in den frühern Schriften des Herrn Tieck immer bewundert und mit Freude anerkannt haben.

Ach, dieser Tieck, welcher einst ein Dichter war, und, wo nicht zu den Höchsten, doch wenigstens zu den Hochstrebenden gezählt wurde, wie ist er seitdem herunter gekommen! Wie kläglich ist das abgehaspelte Pensum, das er uns jetzt jährlich bietet, im Vergleiche mit den freien Erzeugnissen seiner Muse aus der frühern mondbeglänzten Mährchenweltzeit! Eben so lieb wie er uns einst war, eben so widerwärtig ist er uns jetzt, der ohnmächtige Neidhart, der die begeisterten Schmerzen deutscher Jugend in seinen Klatschnovellen verläumdet! Auf ihn passen so ziemlich die Worte Shakspear's: «Nichts schmeckt so ekelhaft wie Süsses, das in Verdorbenheit überging; nichts riecht so schnöde wie eine verfaulte Lilie!»

Unter den deutschen Commentatoren des grossen Dichters kann man den seligen Franz Horn nicht unerwähnt lassen. Seine Erläuterungen Shakspear's sind jedenfalls die vollständigsten, und betragen fünf Bände. Es ist Geist darin, aber ein so verwaschener und verdünnter Geist, dass er uns noch unerquicklicher erscheint als die geistloseste Beschränktheit. Sonderbar, dieser Mann, der sich aus Liebe für Shakspear sein ganzes Leben hindurch mit dem Studium desselben beschäftigte und zu seinen eifrigsten Anbetern gehört, war ein schwachmatischer Pietist. Aber vielleicht eben das Gefühl seiner eigenen Seelenmattigkeit erregte bei ihm ein beständiges Bewundern Shakspear'scher Kraft, und wenn gar manchmal der brittische Titane in seinen leidenschaftlichen Scenen den Pelion auf den Ossa schleudert und bis zur Himmelsburg hinanstürmt: dann fällt dem armen Erläuterer vor Erstaunen die Feder aus der Hand, und er seufzt und flennt gelinde. Als Pietist müsste er eigentlich, seinem frömmelnden Wesen nach, jenen Dichter hassen, dessen Geist, ganz getränkt von blühender Götterlust, in jedem Worte das freudigste Heidenthum athmet; er müsste ihn hassen, jenen Bekenner des Lebens, der, dem Glauben des Todes heimlich abhold, und in den süssesten Schauern alter Heldenkraft schwelgend, von den traurigen Seligkeiten der Demuth und der Entsagung und der Kopfhängerei nichts wissen will! Aber er liebt ihn dennoch, und in seiner unermüdlichen Liebe möchte er den Shakspear nachträglich zur wahren Kirche bekehren; er commentirt eine christliche Gesinnung in ihn hinein: sey es frommer Betrug oder Selbsttäuschung, diese christliche Gesinnung entdeckt er überall in den Shakspear'schen Dramen, und das fromme Wasser seiner Erläuterungen ist gleichsam ein Taufbad von fünf Bänden, welches er dem grossen Heiden auf den Kopf giesst.

Aber, ich wiederhole es, diese Erläuterungen sind nicht ganz ohne Geist. Manchmal bringt Franz Horn einen guten Einfall zur Welt; dann schneidet er allerlei langweilig süss-säuerliche Grimassen, und greint, und dreht sich und windet sich auf dem Gebärstuhl des Gedankens; und wenn er endlich mit dem guten Einfall niedergekommen, dann betrachtet er gerührt die Nabelschnur, und lächelt erschöpft, wie eine Wöchnerinn. Es ist in der That eine eben so verdriessliche wie kurzweilige Erscheinung, dass grade unser schwächlicher pietistischer Franz den Shakspear commentirt hat. In einem Lustspiel von Grabbe ist die Sache aufs ergötzlichste umgekehrt: Shakspear, welcher nach dem Tode in die Hölle gekommen, muss dort Erläuterungen zu Franz Horn's Werken schreiben.

Wirksamer als die Glossen und die Erklärerei und das mühsame Lobhudeln der Commentatoren, war für die Popularisirung Shakspear's die begeisterte Liebe, womit talentvolle Schauspieler seine Dramen aufführten, und somit dem Urtheil des gesammten Publikums zugänglich machten. Lichtenberg, in seinen Briefen aus England, giebt uns einige bedeutsame Nachrichten über die Meisterschaft, womit, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, auf der Londoner Bühne die Shakspear'schen Charaktere dargestellt wurden. Ich sage Charaktere, nicht die Werke in ihrer Ganzheit; denn bis auf heutiger Stunde haben die brittischen Schauspieler im Shakspear nur die Charakteristik begriffen, keineswegs die Poesie, und noch weniger die Kunst. Solche Einseitigkeit der Auffassung findet sich aber jedenfalls in weit bornirterem Grade bei den Commentatoren, die durch die bestäubte Brille der Gelehrsamkeit nimmermehr im Stande waren, das Allereinfachste, das Zunächstliegende, die Natur, in Shakspear's Dramen zu sehen. Garrik sah klarer den Shakspear'schen Gedanken als Dr. Johnson, der John Bull der Gelehrsamkeit, auf dessen Nase die Königin Mab gewiss die drolligsten Sprünge machte, während er über den Sommernachtstraum schrieb; er wusste gewiss nicht, warum er bei Shakspear mehr Nasenkitzel und Lust zum Niesen empfand als bei den übrigen Dichtern, die er kritisirte.

Während Dr. Johnsohn die Shakspear'schen Charaktere als todte Leichen sezirte, und dabei seine dicksten Dummheiten in ciceronianischem Englisch auskramte, und sich mit plumper Selbstgefälligkeit auf den Antithesen seines lateinischen Periodenbaues schaukelte: stand Garrik auf der Bühne und erschütterte das ganze Volk von England, indem er mit schauerlicher Beschwörung jene Todten ins Leben rief, dass sie vor aller Augen ihre grauenhaften, blutigen oder lächerlichen Geschäfte verrichteten. Dieser Garrik aber liebte den grossen Dichter, und, zum Lohne für solche Liebe, liegt er begraben in Westminster, neben dem Piedestal der Shakspear'schen Statue, wie ein treuer Hund zu den Füssen seines Herrn.

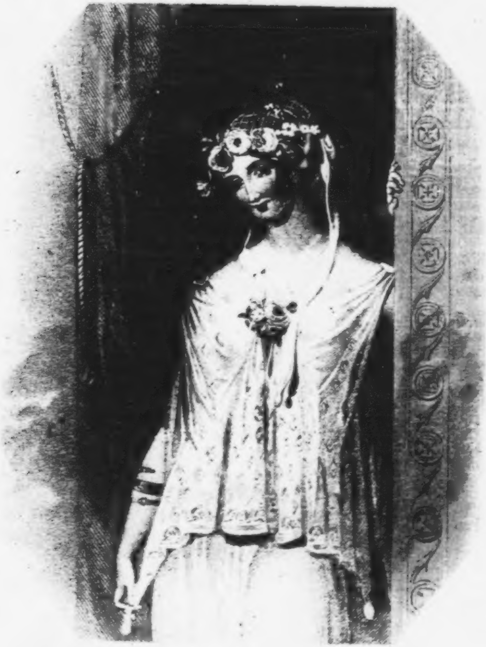
Eine Uebersiedelung des Garrik'schen Spiels nach Deutschland verdanken wir dem berühmten Schröder, welcher auch einige der besten Dramen Shakspear's für die deutsche Bühne zuerst bearbeitete. Wie Garrik, so hat auch Schröder weder die Poesie noch die Kunst begriffen, die sich in jenen Dramen offenbart, sondern er that nur einen verständigen Blick in die Natur, die sich darin zunächst ausspricht; und weniger suchte er die holdselige Harmonie und die innere Vollendung eines Stücks, als vielmehr die einzelnen Charaktere darin mit der einseitigsten Naturtreue zu reproduziren. Zu diesem Urtheil berechtigen mich sowohl die Tradizionen seines Spieles, wie sie sich bis heutigen Tag auf der Hamburger Bühne erhielten als auch seine Bearbeitungen der Shakspear'schen Stücke selbst, worin alle Poesie und Kunst verwischt ist, und nur durch Zusammenfassung der schärfsten Züge eine feste Zeichnung der Hauptcharaktere, eine gewisse allgemein zugängliche Natürlichkeit, hervortritt.

Aus diesem Systeme der Natürlichkeit entwickelte sich auch das Spiel des grossen Devrient, den ich einst zu Berlin gleichzeitig mit dem grossen Wolf spielen sah, welcher letztere in seinem Spiele vielmehr dem Systeme der Kunst huldigte. Obgleich, von den verschiedensten Richtungen ausgehend, jener die Natur, dieser die Kunst als das Höchste erstrebte, begegneten sie sich doch beide in der Poesie, und durch ganz entgegengesetzte Mittel erschütterten und entzückten sie die Herzen der Zuschauer.

Weniger als man erwarten durfte, haben die Musen der Musik und der Malerei zur Verherrlichung Shakspear's beigetragen. Waren sie neidisch auf ihre Schwestern Melpomene und Thalia, die durch den grossen Britten ihre unsterblichsten Kränze ersiegt? Ausser Romeo und Julia, und Othello, hat kein Shakspear'sches Stück irgend einen bedeutenden Componisten zu grossen Schöpfungen begeistert. Der Werth jener tönenden Blumen, die dem jauchzenden Nachtigallherzen Zingarelli's entsprossen, brauche ich eben so wenig zu oben wie jene süssesten Klänge, womit der Schwan von Pesaro die verblutende Zärtlichkeit Desdemoma's und die schwarzen Flammen ihres Geliebten besungen hat! Die Malerei, wie überhaupt die zeichnenden Künste, haben den Ruhm unseres Dichters noch kärglicher unterstützt. Die sogenannte Shakspear-Gallerie in Pall-Mall zeugt zwar von dem guten Willen, aber zugleich von der kühlen Ohnmacht der brittischen Maler. Es sind nüchterne Darstellungen, ganz im Geiste der ältern Franzosen, ohne den Geschmack, der sich bei diesen nie ganz verläugnet. Es gibt etwas, worin die Engländer eben so lächerliche Pfuscher sind, wie in der Musik, das ist nämlich die Malerei. Nur im Fache des Portraits haben sie Ausgezeichnetes geleistet, und gar wenn sie das Portrait mit dem Grabstichel, also nicht mit Farben, behandeln können, übertreffen sie die Künstler des übrigen Europa. Was ist der Grund jenes Phenomens, dass die Engländer, denen der Farbensinn so kümmerlich versagt ist, dennoch die ausserordentlichsten Zeichner sind, und Meisterstücke des Kupfer- und Stahlstichs zu liefern vermögen? Dass letzteres der Fall ist, bezeugen die nach Shakspear'schen Dramen gezeichneten Portraite von Frauen und Mädchen, die ich hier mittheile, und deren Vortrefflichkeit wohl keines Commentars bedarf. Von Commentar ist hier überhaupt am allerwenigsten die Rede. Die vorstehenden Blätter sollten nur dem lieblichen Werke als flüchtige Einleitung, als Vorgruss, dienen, wie es Brauch und üblich ist. Ich bin der Pförtner, der Euch diese Gallerie aufschliesst, und was Ihr bis jetzt gehört, war nur eitel Schlüsselgerassel. Indem ich Euch umherführe, werde ich manchmal ein kurzes Wort in Eure Betrachtungen hineinschwatzen; ich werde manchmal jene Cicerone nachahmen, die nie erlauben, dass man sich in der Betrachtung irgend eines Bildes allzu begeisterungsvoll versenkt; mit irgend einer banalen Bemerkung wissen sie Euch bald aus der beschaulichen Entzückung zu wecken.

Jedenfalls glaube ich mit dieser Publication den heimischen Freunden eine Freude zu machen. Der Anblick dieser schönen Frauengesichter möge ihnen die Betrübniss, wozu sie jetzt so sehr berechtigt sind, von der Stirne verscheuchen. Ach! dass ich Euch nichts Reelleres zu bieten vermag, als diese Schattenbilder der Schönheit! Dass ich Euch die rosige Wirklichkeit nicht erschliessen kann! Ich wollte einst die Hellebarden brechen, womit man Euch die Gärten des Genusses versperrt... Aber die Hand war schwach, und die Hellebardiere lachten und stiessen mich mit ihren Stangen gegen die Brust, und das vorlaut grossmüthige Herz verstummte, aus Schaam, wo nicht gar aus Furcht. Ihr seufzet?

TRAGŒDIEN.



CRESSIDA.

(TROILUS UND CRESSIDA.)

Es ist die ehrenfeste Tochter des Priesters Calchas, welche ich hier dem verehrungswürdigen Publiko zuerst vorführe. Pandarus war ihr Oheim : ein wackerer Kuppler; seine vermittelnde Thätigkeit wäre jedoch schier entbehrlich gewesen. Troilus, ein Sohn des vielzeugenden Priamus, war ihr erster Liebhaber; sie erfüllte alle Formalitäten, sie schwur ihm ewige Treue, brach sie mit gehörigem Anstand, und hielt einen seufzenden Monolog über die Schwäche des weiblichen Herzens, ehe sie sich dem Diomedes ergab. Der Horcher Thersites, welcher ungalanter Weise immer den rechten Namen ausspricht, nennt sie eine Metze. Aber er wird wohl einst seine Ausdrücke mässigen müssen; denn es kann sich wohl ereignen, dass die Schöne, von einem Helden zum andern, und immer zum geringeren, hinabsinkend, endlich ihm selber als süsse Buhle anheimfällt.

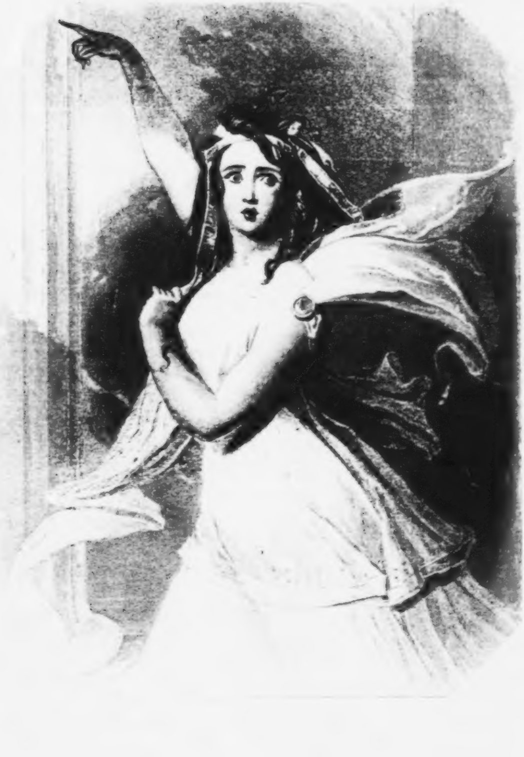
Nicht ohne mancherlei Gründe habe ich an der Pforte dieser Gallerie das Bildniss der Cressida aufgestellt. Wahrlich nicht ihrer Tugend wegen, nicht weil sie ein Typus des gewöhnlichen Weiberkarakters, gestattete ich ihr den Vorrang vor so manchen herrlichen Idealgestalten Shakspear'scher Schöpfung; nein, ich eröffnete die Reihe mit dem Bilde jener zweideutigen Dame, weil ich, wenn ich unseres Dichters sämmtliche Werke herausgeben sollte, ebenfalls das Stück, welches den Namen *Troilus und Cressida* führt, allen andern voranstellen würde. Steevens, in seiner Prachtausgabe Shaksepar's, thut dasselbe, ich weiss nicht warum; doch zweifle ich, ob dieselben Gründe, die ich jetzt andeuten will, auch jenen englischen Herausgeber bestimmten.

Troilus und Cressida ist das einzige Drame von Shakspear, worin er die nämlichen Heroen tragiren lässt, welche auch die griechischen Dichter zum Gegenstand ihrer dramatischen Spiele wählten; so dass sich uns, durch Vergleichung mit der Art und Weise, wie die ältern Poeten dieselben Stoffe behandelten, das Verfahren Shakspear's recht klar offenbart. Während die klassischen Dichter der Griechen nach erhabenster Verklärung der Wirklichkeit streben, und sich zur Idealität emporschwingen, dringt unser moderner Tragiker mehr in die Tiefe der Dinge; er gräbt mit scharfgewetzter Geistesschaufel in den stillen Boden der Erscheinungen, und entblösst vor unseren Augen ihre verborgenen Wurzeln. Im Gegensatz zu den antiken Tragikern, die, wie die antiken Bildhauer, nur nach Schönheit und Adel rangen, und auf Kosten des Gehaltes die Form verherrlichten, richtete Shakspear sein Augenmerk zunächst auf Wahrheit und Inhalt; daher seine Meisterschaft der Charakteristik, womit er nicht selten, an die verdriesslichste Karikatur streifend, die Helden ihrer glänzenden Harnische entkleidet und in dem lächerlichsten Schlafrock erscheinen lässt. Die Kritiker, welche Troilus und Cressida nach den Prinzipien beurtheilten, die Aristoteles aus den besten griechischen Dramen abstrabirt hat, mussten daher in die grössten Verlegenheiten, wo nicht gar in die possirlichsten Irrthümer, gerathen. Als Tragödie war ihnen das Stück nicht ernsthaft und pathetisch genug; denn alles darin ging so natürlich von statten, fast wie bei uns; und die Helden handelten eben so dumm, wo nicht gar gemein, wie bei uns; und der Hauptheld ist ein Laps und die Heldin eine gewöhnliche Schürze, wie wir deren genug unter unseren nächsten Bekannten wahrnehmen... und gar die gefeiertesten Namenträger, Renomeen der heroischen Vorzeit, z. B. der grosse Pelide Achilles, der tapfere Sohn der Thetis, wie miserabel erscheinen sie hier! Auf der andern Seite konnte auch das Stück nicht für eine Komödie erklärt werden; denn vollströmig floss darin das Blut, und erhaben genug klangen darin die längsten Reden der Weisheit, wie z. B. die Betrachtungen, welche Ulysses über die Nothwendigkeit der Auctoritas anstellt, und die bis auf heutige Stunde die grösste Beherzigung verdienten.

Nein, ein Stück, worin solche Reden gewechselt werden, das kann keine Komödie seyn, sagten die Kritiker, und noch weniger durften sie annehmen, dass ein armer Schelm, welcher, wie der Turnlehrer Massmann, blutwenig Latein und gar kein Griechisch verstand, so verwegen seyn sollte, die berühmten klassischen Helden zu einem Lustspiele zu gebrauchen!

Nein, Troilus und Cressida ist weder Lustspiel noch Trauerspiel im gewöhnlichen Sinne; dieses Stück gehört nicht zu einer bestimmten Dichtungsart, und noch weniger kann man es mit den vorhandenen Maasstaben messen: es ist Shakspear's eigenthümlichste Schöpfung. Wir können ihre hohe Vortrefflichkeit nur im Allgemeinen anerkennen; zu einer besonderen Beurtheilung bedürften wir jener neuen Aesthetik, die noch nicht geschrieben ist.

Wenn ich nun dieses Drama unter der Rubrik «Tragödien» einregistrire, so will ich dadurch von vorn herein zeigen, wie streng ich es mit solchen Ueberschriften nehme. Mein alter Lehrer der Poetik, im Gymnasium zu Düsseldorf, bemerkte einst sehr scharfsinnig: «Diejenigen Stücke, worin nicht der heitere Geist Thalias, sondern die Schwermuth Melpomenes athmet, gehören in's Gebiet der Tragödie.» Vielleicht trug ich jene umfassende Definizion im Sinne, als ich auf den Gedanken gerieth, Troilus und Cressida unter die Tragödien zu stecken. Und in der That, es herrscht darin eine jauchzende Bitterkeit, eine weltverhöhnende Ironie, wie sie uns nie in den Spielen der komischen Muse begegnete. Es ist weit eher die tragische Göttin, welche überall in diesem Stücke sichtbar wird, nur dass sie hier einmal lustig thun und Spass machen möchte... Und es ist, als sähen wir Melpomene auf einem Grisettenball den Chahut tanzen, freches Gelächter auf den bleichen Lippen, und den Tod im Herzen.



CASSANDRA.

(TROILUS UND CRESSIDA.)

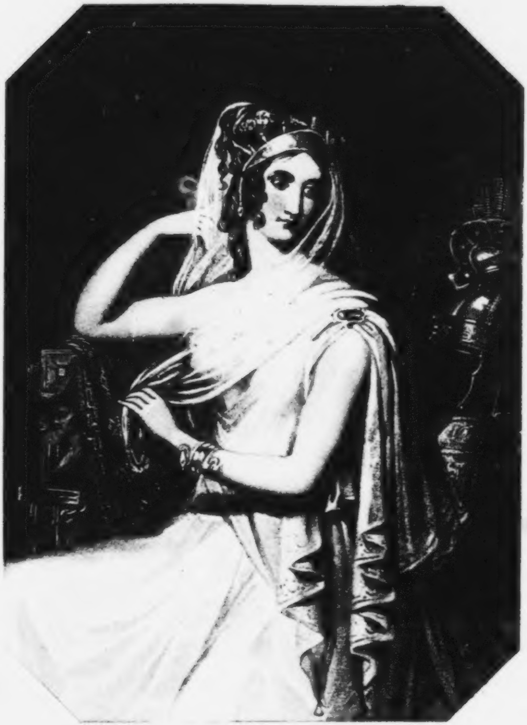
Es ist die wahrsagende Tochter des Priamus, welche wir hier im Bildnisse vorführen. Sie trägt im Herzen das schauerliche Vorwissen der Zukunft; sie verkündet den Untergang Ilions, und jetzt, wo Hektor sich waffnet, um mit dem schrecklichen Peliden zu kämpfen, fleht sie und jammert sie... Sie sieht im Geiste schon den geliebten Bruder aus offenen Todeswunden verbluten... Sie fleht und jammert. Vergebens! niemand hört auf ihren Rath, und eben so rettungslos wie das ganze verblendete Volk, sinkt sie in den Abgrund eines dunkeln Schicksals.

Kärgliche und eben nicht sehr bedeutungsvolle Worte widmet Shakspear der schönen Seherin; sie ist bei ihm nur eine gewöhnliche Unglücksprophetin, die mit Wehegeschrei in der verfehmten Stadt umherläuft:

Ihr Auge rollt irre,
Ihr Haar flattert wirre,
Wie Figura zeigt.

Liebreicher hat sie unser grosser Schiller in einem seiner schönsten Gedichte gefeiert. Hier klagt sie dem pythischen Gotte mit den schneidensten Jammertönen das Unglück, das er über seine Priesterin verhängt... Ich selber hatte einmal in öffentlicher Schulprüfung jenes Gedicht zu deklamiren, und stecken blieb ich bei den Worten:

Frommt's den Schleier aufzuheben
Wo das nahe Schreckniss droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.



HELENA.

(TROILUS UND CRESSIDA.)

Diese ist die schöne Helena, deren Geschichte ich Euch nicht ganz erzählen und erklären kann; ich müsste denn wirklich mit dem Ey der Leda beginnen.

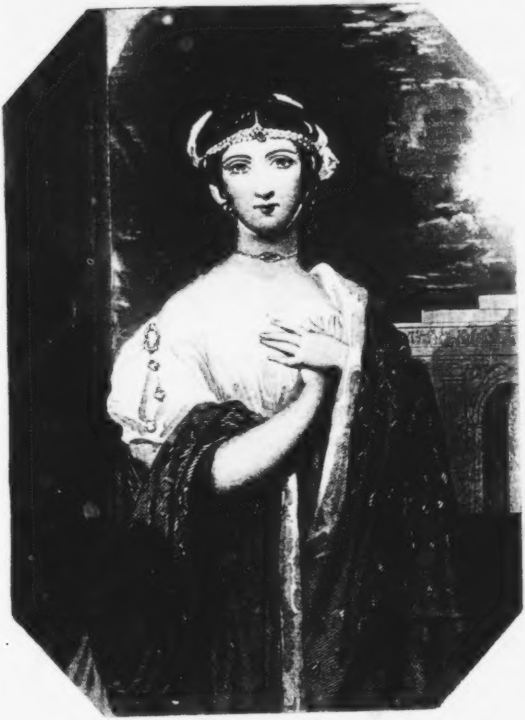
Ihr Titularvater hiess Tyndarus, aber ihr wirklich geheimer Erzeuger war ein Gott, der in der Gestalt eines Vogels ihre gebenedeiete Mutter befruchtet hatte, wie dergleichen im Alterthum oft geschah. Früh verheirathet ward sie nach Sparta; doch bei ihrer ausserordentlichen Schönheit ist es leicht begreiflich, dass sie dort bald verführt wurde, und ihren Gemahl, den König Meneleus, zum Hahnerei machte.

Meine Damen, wer von Euch sich ganz rein fühlt, werfe den ersten Stein auf die arme Schwester. Ich will damit nicht sagen, dass es keine ganz treuen Frauen geben könne. War doch schon das erste Weib, die berühmte Eva, ein Muster ehelicher Treue. Ohne den leisesten Ehebruchsgedanken, wandelte sie an der Seite ihres Gemahls, des berühmten Adams, der damals der einzige Mann in der Welt war, und ein Schurzfell von Feigenblättern trug. Nur mit der Schlange konversirte sie gern, aber bloss wegen der schönen französischen Sprache, die sie sich dadurch aneignete, wie sie denn überhaupt nach Bildung strebte. O ihr Evastöchter, ein schönes Beispiel hat Euch Eure Stammmutter hinterlassen!...

Frau Venus, die unsterbliche Göttin aller Wonne, verschaffte dem Prinzen Paris die Gunst der schönen Helena; er verletzte die heilige Sitte des Gastrechts, und entfloh mit seiner holden Beute nach Troja, der sichern Burg... was wir alle ebenfalls unter solchen Umständen gethan hätten. Wir alle, und darunter verstehe ich ganz besonders uns Deutsche, die wir gelehrter sind als andere Völker, und uns von Jugend auf mit den Gesängen des Homers beschäftigen. Die schöne Helena ist unser frühester Liebling, und schon im Knabenalter, wenn wir auf den Schulbänken sitzen, und der Magister uns die schönen griechischen Verse explicirt, wo die trojanischen Greise beim Anblick der Helena in Entzückung gerathen... dann pochen schon die süssesten Gefühle in unserer jungen unerfahrnen Brust... Mit erröthenden Wangen und unsicherer Zunge antworten wir auf die grammatischen Fragen des Magisters... Späterhin, wenn wir älter und ganz gelehrt, und sogar Hexenmeister geworden sind, und den Teufel selbst beschwören können, dann begehren wir von dem dienenden Geiste, dass er uns die schöne Helena von Sparta verschaffe. Ich habe es schon einmal gesagt, der Johannes Faustus ist der wahre Repräsentant der Deutschen, des Volkes, das im Wissen seine Lust befriedigt, nicht im Leben. Obgleich dieser berühmte Doktor, der Normal-Deutsche, endlich nach Sinnengenuss lechzt und schmachtet, sucht er den Gegenstand der Befriedigung keineswegs auf den blühenden Fluren der Wirklichkeit, sondern im gelehrten Moder der Bücherwelt; und, während ein französischer oder italienischer Nekromant von dem Mephistopheles das schönste Weib der Gegenwart gefordert hätte, begehrt der deutsche Faust ein Weib, welches bereits vor Jahrtausenden gestorben ist, und ihm nur noch als schöner Schatten aus altgriechischen Pergamenten entgegenlächelt, die Helena von Sparta! Wie bedeutsam charakterisirt dieses Verlangen das innerste Wesen des deutschen Volkes!

Eben so kärglich wie die Cassandra, hat Shakspear im vorliegenden Stücke, in Troilus und Cressida, die schöne Helena behandelt. Wir sehen sie nebst Paris auftreten, und mit dem greisen Kuppler Pandarus einige heiter neckende Gespräche wechseln. Sie foppt ihn, und endlich begehrt sie, dass er mit seiner alten meckernden Stimme ein Liebeslied singe. Aber schmerzliche Schatten der Ahnung, die Vorgefühle eines entsetzlichen Ausgangs, beschleichen manchmal ihr leichtfertiges Herz; aus den rosigsten Scherzen recken die Schlangen ihre schwarzen Köpfchen hervor, und sie verräth ihren Gemüthszustand in den Worten:

»Lass uns ein Lied der Liebe hören... diese Liebe wird uns alle zu Grunde richten. O Kupido! Kupido! Kupido!«



VIRGILIA.

(*CORIOLAN.*)

Sie ist das Weib des Coriolan, eine schüchterne Taube, die nicht einmal zu girren wagt in Gegenwart des überstolzen Gatten. Wenn dieser aus dem Felde siegreich zurückkehrt, und alles ihm entgegenjubelt, senkt sie demüthig ihr Antlitz, und der lächelnde Held nennt sie sehr sinnig: «mein holdes Stillschweigen!» In diesem Stillschweigen liegt ihr ganzer Charakter; sie schweigt wie die erröthende Rose, wie die keusche Perle, wie der sehnsüchtige Abendstern, wie das entzückte Menschenherz...... es ist ein volles, kostbares, glühendes Schweigen, das mehr sagt als alle Beredsamkeit, als jeder rhetorische Wortschwall. Sie ist ein verschämt sanftes Weib, und in ihrer zarten Holdseligkeit bildet sie den reinsten Gegensatz zu ihrer Schwieger, der römischen Wölfin Volumnia, die den Wolf Cajus Marcius einst gesäugt mit ihrer eisernen Milch. Ja, letztere ist die wahre Matrone, und aus ihren patrizischen Zitzen sog die junge Brut nichts als wilden Muth, ungestümen Trotz und Verachtung des Volkes.

Wie ein Held durch solche früh eingezogenen Tugenden und Untugenden die Lorberkrone des Ruhmes erwirbt, dagegen aber die bessere Krone, den bürgerlichen Eichenkranz, einbüsst, und endlich bis zum entsetzlichsten Verbrechen, bis zum Verrath an dem Vaterland, herabsinkend, ganz schmählig untergeht: das zeigt uns Shakspear in dem tragischen Drama, welches «Coriolan» betitelt ist.

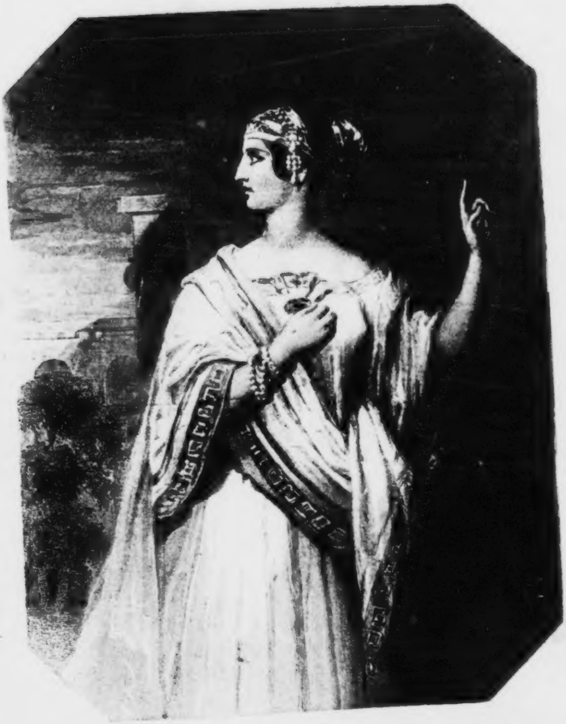
Nach Troilus und Cressida, worin unser Dichter seinen Stoff der altgriechischen Heroenzeit entnommen, wende ich mich zu dem Coriolan, weil wir hier sehen, wie er römische Zustände zu behandeln verstand. In diesem Drama schildert er nämlich den Partheikampf der Patrizier und Plebejer im alten Rom.

Ich will nicht geradezu behaupten, dass diese Schilderung in allen Einzelheiten mit den Annalen der römischen Geschichte übereinstimme; aber das Wesen jener Kämpfe hat unser Dichter aufs tiefste begriffen und dargestellt. Wir können solches um so richtiger beurtheilen, da unsere Gegenwart manche Erscheinungen aufweist, die dem betrübsamen Zwiespalte gleichen, welcher einst im alten Rom zwischen den bevorrechteten Patriziern und den herabgewürdigten Plebejern herrschte. Man sollte manchmal glauben, Shakspear sey ein heutiger Dichter, der im heutigen London lebe und unter römischen Masken die jetzigen Tories und Radikalen schildern wolle. Was uns in solcher Meinung noch bestärken könnte, ist die grosse Aehnlichkeit, die sich überhaupt zwischen den alten Römern und heutigen Engländern, und den Staatsmännern beider

Völker, vorfindet. In der That, eine gewisse poesielose Härte, Habsucht, Blutgier, Unermüdlichkeit, Charakterfestigkeit, ist den heutigen Engländern eben so eigen wie den alten Römern, nur dass diese weit mehr Landratten als Wasserratten waren; in der Unliebenswürdigkeit, worin sie beide den höchsten Gipfel erreicht haben, sind sie sich gleich. Die auffallendste Wahlverwandtschaft bemerkt man bei dem Adel beider Völker. Der englische wie der ehemalige römische Edelmann, ist patriotisch: die Vaterlandsliebe hält ihn, trotz aller politischen Rechtsverschiedenheit, mit den Plebejern aufs innigste verbunden, und dieses sympathetische Band bewirkt, dass die englischen Aristokraten und Demokraten, wie einst die römischen, ein ganzes, ein einiges Volk bilden. In andern Ländern, wo der Adel weniger an den Boden, sondern mehr an die Person des Fürsten gefesselt ist, oder gar sich ganz den partikulären Interessen seines Standes hingibt, ist dieses nicht der Fall. Dann finden wir bei dem englischen, wie einst bei dem römischen Adel, das Streben nach Auktoritas, als das Höchste, Ruhmwürdigste, und mittelbar auch Einträglichste; ich sage das mittelbar Einträglichste, da, wie einst in Rom, so jetzt auch in England, die Verwaltung der höchsten Staatsämter nur durch missbrauchten Einfluss und herkömmliche Erpressungen, also mittelbar, bezahlt wird. Jene Aemter sind Zweck der Jugenderziehung in den hohen Familien bei den Engländern, ganz wie einst bei den Römern; und, wie bei diesen, so auch bei jenen, gilt Kriegskunst und Beredsamkeit als die besten Hülfsmittel künftiger Auktoritas. Wie bei den Römern, so auch bei den Engländern, ist die Tradizion des Regierens und des Administrirens das Erbtheil der edlen Geschlechter; und dadurch werden die englischen Tories vielleicht eben so lange unentbehrlich seyn, ja sich eben so lange in Macht erhalten, wie die senatorischen Familien des alten Roms.

Nichts aber ist dem heutigen Zustand in England so ähnlich, wie jene Stimmenbewerbung, die wir im Coriolan geschildert sehen. Mit welchem verbissenen Grimm, mit welcher höhnischen Ironie bettelt der römische Torie um die Wahlstimmen der guten Bürger, die er in der Seele so tief verachtet, deren Zustimmung ihm aber so unentbehrlich ist, um Consul zu werden! Nur dass die meisten englischen Lords, die, statt in Schlachten, nur in Fuchsjagden ihre Wunden erworben haben, und sich von ihren Müttern in der Verstellungskunst besser unterrichten lassen, bei den heutigen Parlamentswahlen ihren Grimm und Hohn nicht so zur Schau tragen, wie der starre Coriolan.

Wie immer, hat Shakspear auch in dem vorliegenden Drama die höchste Unpartheilichkeit ausgeübt. Der Aristokrat hat hier Recht, wenn er seine plebejischen Stimmherrn verachtet; denn er fühlt, dass er selber tapferer im Kriege war, was bei den Römern als höchste Tugend galt. Die armen Stimmherrn, das Volk, haben indessen ebenfalls Recht, sich ihm, trotz dieser Tugend, zu widersetzen; denn er hat nicht undeutlich geäussert, dass er, als Consul, die Brodvertheilungen abschaffen wolle. « Das Brod ist aber das erste Recht des Volks. »



[illegible]

PORTIA.

(JULIUS CÆSAR.)

Der Hauptgrund von Cäsar's Popularität war die Grossmuth, womit er das Volk behandelte, und seine Freigebigkeit. Das Volk ahnete in ihm den Begründer jener bessern Tage, die es unter seinen Nachkommen, den Kaisern, erleben sollte; denn diese gewährten dem Volke sein erstes Recht: sie gaben ihm sein tägliches Brod. Gern verzeihen wir den Kaisern die blutigste Willkühr, womit sie einige hundert patrizische Familien behandelten und die Privilegien derselben verspotteten; wir erkennen in ihnen, und mit Dank, die Zerstörer jener Adelsherrschaft, welche dem Volk für die härtesten Dienste nur kärglichen Lohn bewilligte; wir preisen sie als weltliche Heilande, die, erniedrigend die Hohen und erhöhend die Niedrigen, eine bürgerliche Gleichheit einführten. Mag immerhin der Advokat der Vergangenheit, der Patrizier Tacitus, die Privatlaster und Tollheiten der Cäsaren mit dem poetischsten Gifte beschreiben, wir wissen doch von ihnen das Bessere: sie fütterten das Volk.

Cäsar ist es, welcher die römische Aristokratie ihrem Untergang zuführt und den Sieg der Demokratie vorbereitet. Indessen, manche alte Patrizier hegen im Herzen noch den Geist des Republikanismus; sie können die Oberherrschaft eines Einzigen noch nicht vertragen; sie können nicht leben, wo ein Einziger das Haupt über das ihre erhebt, und sey es auch das herrliche Haupt eines Julius Cäsar; und sie wetzen ihre Dolche und tödten ihn.

Demokratie und Königthum stehen sich nicht feindlich gegenüber, wie man fälschlich in unsern Tagen behauptet hat. Die beste Demokratie wird immer diejenige seyn, wo ein Einziger als Inkarnazion des Volkswillens an der Spitze des Staates steht, wie Gott an der Spitze der Weltregierung; unter jenem, dem inkarnirten Volkswillen, wie unter der Majestät Gottes, blüht die sicherste Menschengleichheit, die ächteste Demokratie. Aristokratismus und Republikanismus stehen einander ebenfalls nicht feindlich gegenüber, und das sehen wir am klarsten im vorliegenden Drama, wo sich eben in den hochmüthigsten Aristokraten der Geist des Republikanismus mit seinen schärfsten Charakterzügen ausspricht. Bei Cassius noch weit mehr als bei Brutus, treten uns diese Charakterzüge entgegen. Wir haben nämlich schon längst die Bemerkung gemacht, dass der Geist des Republikanismus in einer gewissen engbrüstigen Eifersucht besteht, die nichts über sich dulden will; in einem gewissen Zwergneid, der allem Emporragenden abhold ist, der nicht einmal die Tugend durch einen Menschen repräsentirt sehen möchte, fürchtend, dass solcher Tugendrepräsentant seine höhere Persönlichkeit geltend machen könne. Die Republikaner sind daher heut zu Tage bescheidenheitsüchtige Deisten, und sähen gern in den Menschen nur kümmerliche Lehmfiguren, die, gleichgeknetet aus den Händen eines Schöpfers hervorgegangen, sich aller hochmüthigen Auszeichnungslust und ehrgeizigen Prunksucht enthalten sollten. Die englischen Republikaner huldigten einst einem ähnlichen Prinzipe, dem Puritanismus, und dasselbe gilt von den altrömischen Republikanern : sie waren nämlich Stoiker. Wenn man dieses bedenkt, muss man erstaunen, mit welchem Scharfsinn Shakspear den Cassius geschildert hat, namentlich in seinem Gespräche mit Brutus, wenn er hört, wie das Volk den Cäsar, den es zum König erheben möchte, mit Jubelgeschrei begrüsst :

Ich weiss es nicht, wie ihr und andre Menschen
Von diesem Leben denkt; mir, für mich selbst,
Wär' es so lieb, nicht da seyn, als zu leben
In Furcht vor einem Wesen wie ich selbst.
Ich kam wie Cäsar frei zur Welt, so ihr;
Wir nährten uns so gut, wir können Beide,
So gut wie er, des Winters Frost ertragen:
Denn einst, an einem rauhen, stürm'schen Tage,
Als wild die Tiber an ihr Ufer tobte,
Sprach Cäsar zu mir : Wagst du, Cassius, nun
Mit mir zu springen in die zorn'ge Flut,
Und bis dorthin zu schwimmen? — Auf dies Wort,
Bekleidet, wie ich war, stürzt' ich hinein,
Und hiess ihn folgen; wirklich that er's auch.

Der Strom brüllt' auf uns ein, wir schlugen ihn
Mit wackern Sehnen, warfen ihn bei Seit',
Und hemmten ihn mit einer Brust des Trotzes;
Doch eh' wir das erwählte Ziel erreicht,
Rief Cäsar: Hilf mir, Cassius! ich sinke.
Ich, wie Aeneas, unser grosser Ahn,
Aus Trojas Flammen einst auf seinen Schultern
Den alten Vater trug, so aus den Wellen
Zog ich den müden Cäsar. — Und der Mann
Ist nun zum Gott erhöht, und Cassius ist
Ein arm Geschöpf, und muss den Rücken beugen,
Nickt Cäsar nur nachlässig gegen ihn.
Als er in Spanien war, hatt' er ein Fieber,
Und wenn der Schau'r ihn ankam, merkt' ich wohl
Sein Beben: ja, er bebte, dieser Gott!
Das feige Blut der Lippen nahm die Flucht.
Sein Auge, dessen Blick die Welt bedräut,
Verlor den Glanz, und ächzen hört' ich ihn.
Ja, dieser Mund, der horchen hiess die Römer,
Und in ihr Buch einzeichnen seine Reden,
Ach, rief: Titinius! gieb mir zu trinken!
Wie'n krankes Mädchen. Götter! ich erstaune,
Wie nur ein Mann so schwächlicher Natur
Der stolzen Welt den Vorsprung abgewann,
Und nahm die Palm' allein.

Cäsar selber kennt seinen Mann sehr gut, und in einem Gespräche mit Antonius entfallen ihm die tiefsinnigen Worte:

Lasst wohlbeleibte Männer um mich seyn,
Mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen:

Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;
Er denkt zu viel; die Leute sind gefährlich.

. . . .

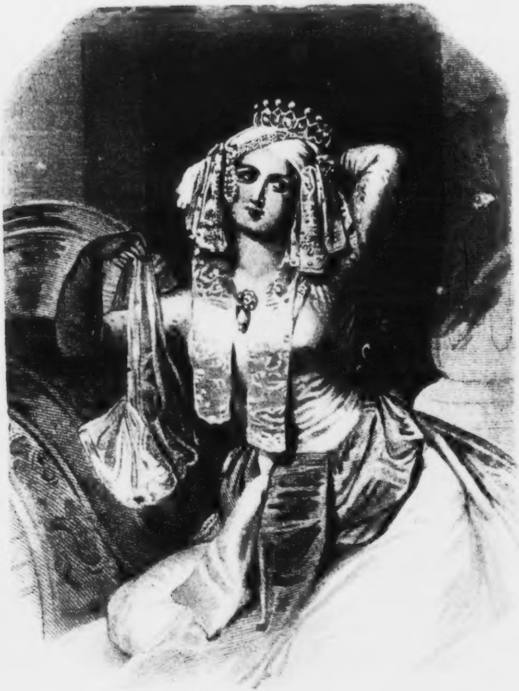
Wär' er nur fetter! — Zwar ich fürcht' ihn nicht;
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne Niemand, den ich eher miede,
Als diesen hagern Cassius. Er liest viel;
Er ist ein grosser Prüfer, und durchschaut
Das Thun der Menschen ganz; er liebt kein Spiel,
Wie du, Antonius; hört nicht Musik;
Er lächelt selten, und auf solche Weise,
Als spott er sein, verachte seinen Geist,
Den irgend was zum Lächeln bringen konnte.
Und solche Männer haben nimmer Ruh'
So lang sie jemand grösser sehn als sich;
Das ist es, was sie so gefährlich macht.

Cassius ist Republikaner, und wie wir es oft bei solchen Menschen finden, er hat mehr Sinn für edle Männerfreundschaft als für zarte Frauenliebe. Brutus hingegen opfert sich für die Republik, nicht weil er seiner Natur nach Republikaner, sondern weil er ein Tugendheld ist, und in jener Aufopferung eine höchste Aufgabe der Pflicht sieht. Er ist empfänglich für alle sanften Gefühle, und mit weicher Seele hängt er an seiner Gattin Portia.

Portia, eine Tochter des Cato, ganz Römerin, ist dennoch liebenswürdig, und selbst in den höchsten Aufflügen ihres Heroismus offenbart sie den weiblichsten Sinn und die sinnigste Weiblichkeit. Mit ängstlichen Liebesaugen lauert sie auf jeden Schatten, der über die Stirne ihres Gemahls dahin zieht und seine bekümmerten

Gedanken verräth. Sie will wissen was ihn quält, sie will die Last des Geheimnisses, das seine Seele drückt, mit ihm theilen... Und als sie es endlich weiss, ist sie dennoch ein Weib, unterliegt fast den furchtbaren Besorgnissen, kann sie nicht verbergen und gesteht selber :

Ich habe Mannessinn, doch Weiberohnmacht.
Wie fällt doch ein Geheimniss Weibern schwer !



CLEOPATRA.

(*ANTONIUS UND CLEOPATRA.*)

Ja, dieses ist die berühmte Königin von Aegypten, welche den Antonius zu Grunde gerichtet hat.

Er wusste es ganz bestimmt, dass er durch dieses Weib seinem Verderben entgegenging, er will sich ihren Zauberfesseln entreissen...

Schnell muss ich fort von hier.

Er flieht... doch nur um desto eher zurückzukehren zu den Fleischtöpfen Aegyptens, zu seiner alten Nilschlange, wie er sie nennt... bald wühlt er sich wieder mit ihr im prächtigen Schlamme zu Alexandrien, und dort, erzählt Octavius:

> Dort auf dem Markt auf silberner Tribüne,
> Áuf goldnen Stühlen, thront er öffentlich
> Mit der Cleopatra. Cäsarion sass
> Zu ihren Füssen, den man für den Sohn
> Von meinem Vater hält; und alle die
> Unächten Kinder, die seit jener Zeit

Erzeugte ihre Wollust. Ihr verlieh
Aegypten er zum Eigenthum, und machte
Von Niedersyrien, Cyprus, Lydien sie
Zur unumschränkten Königin.

. . . .

An dem Ort,
Wo man die öffentlichen Spiele giebt,
Da kündet er als Könige der Kön'ge
Die Söhne; gab Grossmedien, Parthien,
Armenien dem Alexander, wies
Dem Ptolomäus Syrien, Cilicien
Und auch Phönizien an. Sie selbst erschien
Im Schmuck der Göttin Isis diesen Tag,
Und wie man sagt, ertheilte sie vorher
Auf diese Weise oftmals schon Gehör.

Die ägyptische Zauberin hält nicht bloss sein Herz, sondern auch sein Hirn gefangen, und verwirrt sogar sein Feldherrntalent. Statt auf dem festen Lande, wo er geübt im Siegen, liefert er die Schlacht auf der unsichern See, wo seine Tapferkeit sich weniger geltend machen kann; — und dort, wohin das launenhafte Weib ihn durchaus folgen wollte, ergreift sie plötzlich die Flucht nebst allen ihren Schiffen, eben im entscheidenden Momente des Kampfes; — und Antonius, «gleich einem brünst'gen Entrich,» mit ausgespannten Segelflügeln, flieht ihr nach, und lässt Ehre und Glück im Stich. Aber nicht bloss durch die weiblichen Launen Cleopatras erleidet der unglückselige Held die schmählichste Niederlage; späterhin übt sie gegen ihn sogar den schwärzesten Verrath, und lässt, im geheimen Einverständniss mit Octavius, ihre Flotte zum Feinde übergehen... Sie betrügt ihn aufs niederträchtigste, um im Schiffbruche seines Glücks ihre eigenen Güter zu retten, oder gar noch einige grössere Vortheile zu erfischen... Sie treibt ihn in Verzweiflung und Tod durch Arglist und Lüge... Und dennoch bis zum letzten Augenblicke liebt er sie mit ganzem Herzen; ja, nach jedem Verrath, den sie an ihm übte, entlodert seine Liebe um so flammender. Er flucht freilich über ihre jedesmalige Tücke, er kennt alle ihre Gebrechen, und in den rohesten Schimpfreden entladet sich seine bessere Einsicht, und er sagt ihr die bittersten Wahrheiten :

Ehe ich dich kannte, warst du halb verwelkt!
Ha! liess ich desshalb ungedrückt in Rom
Mein Kissen; gab darum die Zeugung auf
Rechtmäss'ger Kinder und von einem Kleinod
Der Frauen, um von der getäuscht zu seyn
Die gern sieht, dass sie Andre unterhalten?

. . . .

Du warst von jeher eine Heuchlerin.
Doch werden wir in Missethaten hart,
Dann, — o des Unglücks! — schliessen weise Götter
Die Augen uns; in unsern eigenen Koth
Versenken sie das klare Urtheil; machen,
Dass wir anbeten unsern Wahn und lachen,
Wenn wir hinstolpern ins Verderben.

. . . .

Als kalten Bissen auf
Des todten Cäsars Schüssel fand ich dich;
Du warst ein Ueberbleibsel schon des Cnejus

Pompejus; andrer heisser Stunden nicht
Zu denken, die vom allgemeinen Ruf
Nicht *aufgezeichnet*, du wollüstig dir
Erhaschtest.

Aber wie jener Speer des Achilles, welcher die Wunden, die er schlug, wieder heilen konnte, so kann der Mund des Liebenden mit seinen Küssen auch die tödtlichsten Stiche wieder heilen, womit sein scharfes Wort das Gemüth des Geliebten verletzt hat... Und nach jeder Schändlichkeit, welche die alte Nilschlange gegen den römischen Wolf ausübte, und nach jeder Schimpfrede, die dieser darüber losheulte, züngeln sie beide mit einander um so zärtlicher; noch im Sterben drückt er auf ihre Lippen von so vielen Küssen noch den letzten Kuss...

Aber auch sie, die ägyptische Schlange, wie liebt sie ihren römischen Wolf! Ihre Verräthereien sind nur äusserliche Windungen der bösen Wurmnatur, sie übt dergleichen mehr mechanisch aus angeborner oder angewöhnter Unart... aber in der Tiefe ihrer Seele wohnt die unwandelbarste Liebe für Antonius, sie weiss es selbst nicht, dass diese Liebe so stark ist, sie glaubt manchmal diese Liebe überwinden oder gar mit ihr spielen zu können, und sie irrt sich, und dieser Irrthum wird ihr erst recht klar in dem Augenblick, wo sie den geliebten Mann auf immer verliert, und ihr Schmerz in die erhabenen Worte ausbricht:

Ich träumt: es gab einst einen Feldherrn Mark
Anton!— O einen zweiten, gleichen Schlaf,

Um noch einmal solch einen Mann zu sehn!

. . . .

Sein Gesicht
War wie des Himmels Antlitz. D'rinnen stand
Die Sonn' und auch ein Mond und liefen um,
Und leuchteten der Erde kleinem O.

. . . . ,

Seine Füsse
Beschritten Oceane; sein empor-
Gestreckter Arm umsauste eine Welt;
Der Harmonie der Sphären glich die Stimme,
Wenn sie den Freunden tönte; wenn er meint'
Den Erdkreis zu bezähmen, zu erschüttern,
Wie Donner rasselnd. Seine Güte kannte
Den Winter nie; sie war ein Herbst, der stets
Durch Ernten reicher ward. Delphinen gleich
War sein Ergötzen, die den Rücken ob
Dem Elemente zeigen, das sie hegt.
Es wandelten in seiner Liverei
Der Königs- und der Fürstenkronen viel.
Und Königreich und Inseln fielen ihm
Wie Münzen aus der Tasche.

Diese Cleopatra ist ein Weib. Sie liebt und verräth zu gleicher Zeit. Es ist ein Irrthum zu glauben, dass die Weiber, wenn sie uns verrathen, auch aufgehört haben uns zu lieben. Sie folgen nur ihrer angebornen Natur; und wenn sie auch nicht den verbotenen Kelch leeren wollen, so möchten sie doch manchmal ein bischen nippen, an dem Rande lecken, um wenigstens zu kosten, wie Gift schmeckt. Nächst Shakspear, in vorliegender Tragödie, hat dieses Phänomen niemand so gut geschildert wie unser alter Abbe Prevost in seinem Romane «Manon de Lescot». *Die Intuizion des* grössten Dichters stimmt hier überein mit der nüchternen Beobachtung des kühlsten Prosaikers.

Ja, diese Cleopatra ist ein Weib, in der holdseligsten und vermaledeitesten Bedeutung des Wortes! Sie erinnert mich an jenen Ausspruch Lessing's : als Gott das Weib schuf, nahm er den Ton zu fein. Die Ueberzartheit seines Stoffes verträgt sich nun selten mit den Ansprüchen des Lebens. Dieses Geschöpf ist zu gut und zu schlecht für diese Welt. Die lieblichsten Vorzüge werden hier die Ursache der verdriesslichsten Gebrechen. Mit entzückender Wahrheit schildert Shakspear schon gleich beim Auftreten der Cleopatra den bunten flatterhaften Launengeist, der im Kopfe der schönen Königin beständig rumort, nicht selten in den bedenklichsten Fragen und Gelüsten übersprudelt, und vielleicht eben als der letzte Grund von all' ihrem Thun und Lassen zu betrachten ist. Nichts ist charakteristischer als die fünfte Scene des ersten Akts, wo sie von ihrer Kammerjungfer verlangt, dass sie ihr Mandragora zu trinken gebe, damit dieser Schlaftrunk ihr die Zeit ausfülle, während Antonius entfernt. Dann plagt sie der Teufel ihren Kastraten Mardian zu rufen. Er frägt unterthänig, was seine Gebieterin begehre. Singen will ich dich nicht hören, antwortet sie, denn nichts gefällt mir jetzt was Eunuchen eigen ist — aber sage mir : fühlst du denn Leidenschaft?

MARDIAN.

Ja, holde Königin!

CELOPATRA.

In Wahrheit?

MARDIAN.

Nicht in Wahrheit;
Denn nichts vermag ich, als was in der Wahrheit
Mit Anstand kann geschehn, und doch empfind'
Ich heft'ge Triebe, denk' auch oft an das,
Was Mars mit Venus that.

CLEOPATRA.

O Charmian!
Wo glaubst du, ist er jetzt? Steht oder sitzt er?
Geht er umher? besteigt er jetzt sein Ross!
Beglücktes Ross, das seine Last erträgt!
Sei tapfer, Ross! denn, weist du wen du trägst?
Der Erde halben Atlas! Ihn, den Arm,
Den Helm der Menschen! Sprechen wird er oder
Wird murmeln jetzt: Wo ist nun meine Schlange
Des alten Nils? — Denn also nennt er mich.

Soll ich, ohne Furcht vor diffamatorischem Misslächeln, meinen ganzen Gedanken aussprechen, so muss ich ehrlich bekennen: dieses ordnungslose Fühlen und Denken der Cleopatra, welches eine Folge des ordnungslosen, müssigen und beunruhigten Lebenswandels, erinnert mich an eine gewisse Classe verschwenderischer Frauen, deren kostspieliger Haushalt von einer ausserehlichen Freigebigkeit bestritten wird, und die ihre Titulargatten sehr oft mit Liebe und Treue, nicht selten auch mit blosser Liebe, aber immer mit tollen

Launen plagen und beglücken. Und war sie denn im Grunde etwas anders, diese Cleopatra, die wahrlich mit ägyptischen Kroneinkünften nimmermehr ihren unerhörten Luxus bezahlen konnte, und von dem Antonius, ihrem römischen Entreteneur, die erpressten Schätze ganzer Provinzen als Geschenke empfing, und im eigentlichen Sinne des Wortes eine unterhaltene Königin war!

In dem aufgeregten, unstäten, aus lauter Extremen zusammengewürfelten, drückend schwülen Geiste der Cleopatra, wetterleuchtet ein sinnlich wilder, schwefelgelber Witz, der uns mehr erschreckt als ergötzt. Plutarch giebt uns einen Begriff von diesem Witze, der sich mehr in Handlungen als in Worten ausspricht, und schon in der Schule lachte ich mit ganzer Seele über den mystifizirten Antonius, der mit seiner königlichen Geliebten auf den Fischfang ausfuhr, aber an seiner Schnur lauter eingesalzene Fische heraufzog; denn die schlaue Aegypterin hatte heimlich eine Menge Taucher bestellt, welche unter dem Wasser an dem Angelhaken des verliebten Römers jedesmal einen eingesalzenen Fisch zu befestigen wussten. Freilich, unser Lehrer machte bei dieser Anekdote ein sehr ernsthaftes Gesicht, und tadelte nicht wenig den frevelhaften Uebermuth, womit die Königin das Leben ihrer Unterthanen, jener armen Taucher, aufs Spiel setzte, um den besagten Spass auszuführen; unser Lehrer war überhaupt kein Freund der Cleopatra, und er machte uns sehr nachdrücklich darauf aufmerksam, wie sich der Antonius durch dieses Weib seine ganze Staats-Carrière verdarb, in häusliche Unannehmlichkeiten verwickelte, und endlich ins Unglück stürzte.

Ja, mein alter Lehrer hatte Recht, es ist äusserst gefährlich, *sich mit einer* Person, wie die Cleopatra, in ein näheres Verhältniss einzulassen. Ein Held kann dadurch zu Grunde gehen, aber auch nur ein Held. Der lieben Mittelmässigkeit droht hier, wie überall, keine Gefahr.

Wie der Charakter der Cleopatra, so ist auch ihre Stellung eine äusserst witzige. Dieses launische, lustsüchtige, wetterwendische, fieberhaft kokette Weib, diese antike Pariserin, diese Göttin des Lebens, gaukelt und herrscht über Aegypten, dem schweigsam starren Todtenland... Ihr kennt es wohl, jenes Aegypten, jenes geheimnissvolle Mizraim, jenes enge Nilthal, das wie ein Sarg aussieht... Im hohen Schilfe greint das Krokodill oder das ausgesetzte Kind der Offenbarung... Felsentempel mit kolossalen Pfeilern, woran heilige Thierfratzen lehnen, hässlich bunt bemalt... An der Pforte nickt der Hierogliphen-mützige Isismönch... In üppigen Villas halten die Mumien ihre Siesta, und die vergoldete Larve schützt sie vor den Fliegenschwärmen der Verwesung... Wie stumme Gedanken stehen dort die schlanken Obelisken und die plumpen Pyramiden... Im Hintergrund grüssen die Mondberge Aethiopiens, welche die Quellen des Nils verhüllen... Ueberall Tod, Stein und Geheimniss... Und über dieses Land herrschte als Königin die schöne Cleopatra.

Wie witzig ist Gott!

LAVINIA.

(*TITUS ANDRONIKUS.*)

In «Julius Cäsar» sehen wir die letzten Zuckungen des republikanischen Geistes, der dem Aufkommen der Monarchie vergebens entgegenkämpft; die Republik hat sich überlebt, und Brutus und Cassius können nur den Mann ermorden, der zuerst nach der königlichen Krone greift, keineswegs aber vermögen sie das Königthum zu tödten, das in den Bedürfnissen der Zeit schon tief wurzelt. In Antonius und Cleopatra sehen wir, wie, statt des einen gefallenen Cäsars, drei andre Cäsaren nach der Weltherrschaft die kühnen Hände strecken; die Principienfrage ist gelöst und der Kampf, der zwischen diesen Triumviren ausbricht, ist nur eine Personenfrage : wer soll Imperator seyn, Herr über alle Menschen und Lande? Die Tragödie, betittelt « Titus Andronikus », zeigt uns, da ssauch diese unbeschränkte Alleinherrschaft im römischen Reiche dem Gesetze aller irdischen Erscheinungen folgen, nämlich in Verwesung übergehen musste, und nichts gewährt einen so widerwärtigen Anblick, wie jene spätern Cäsaren, die dem Wahnsinn und dem Verbrechen der Neronen und Caligulen, noch die windigste Schwächlichkeit hinzufügten. Diesen, den Neronen und Caligulen, schwindelte auf der Höhe ihrer Allmacht; sich erhaben dünkend über alle Menschlichkeit, wurden sie Unmenschen; sich selber für Götter haltend, wurden sie gottlos; ob ihrer Ungeheuerlichkeit aber können wir vor Erstaunen sie kaum mehr nach vernünftigen Maasstaben beurtheilen. Die späteren Cäsaren hingegen sind weit mehr Gegenstände unseres Mitleids, unseres Unwillens, unseres Ekels; es fehlt ihnen die heidnische Selbstvergötterung, der Rausch ihrer alleinigen Majestät, ihrer schauerlichen Unverantwortlichkeit... Sie sind christlich zerknirscht, und der schwarze Beichtiger hat ihnen ins Gewissen geredet, und sie ahnen jetzt, dass sie nur armselige Würmer sind, dass sie von der Gnade einer höhern Gottheit abhängen, und dass sie einst für ihre irdischen Sünden in der Hölle gesotten und gebraten werden.

Obgleich in Titus Andronikus noch dass äussere Gepränge des Heidenthums waltet, so offenbart sich doch in diesem Stück schon der Charakter der spätern christlichen Zeit, und die moralische Verkehrtheit in allen sittlichen und bürgerlichen Dingen ist schon ganz byzantinisch. Dieses Stück gehört sicher zu Schakspear's frühesten Erzeugnissen, obgleich manche Kritiker ihm die Autorschaft streitig machen; es herrscht darin eine Unbarmherzigkeit, eine schneidende Vorliebe für das Hässliche, ein titanisches Hadern mit den göttlichen Mächten, wie wir dergleichen in den Erstlingswerken der grössten Dichter zu finden pflegen. Der Held, im Gegensatz zu seiner ganzen demoralisirten Umgebung, ist ein ächter Römer, ein Ueberbleibsel aus der alten starren Periode. Ob dergleichen Menschen damals noch existirten? Es ist möglich; denn die Natur liebt es von allen Creaturen, deren Gattung untergeht oder sich transformirt, noch irgend ein Exemplar aufzubewahren, und sei es auch als Versteinerung, wie wir dergleichen auf Bergeshöhen zu finden pflegen. Titus Andronikus ist ein solcher versteinerter Römer, und seine fossile Tugend ist eine wahre Curiosität zur Zeit der spätesten Cäsaren.

Die Schändung und Verstümmelung seiner Tochter Lavinia gehört zu den entsetzlichsten Scenen, die sich bei irgend einem Autor finden. Die Geschichte der Philomele in den Verwandlungen des Ovidius ist lange nicht so schauderhaft; denn der unglücklichen Römerin werden sogar die Hände abgehackt, damit sie nicht die Urheber des grausamsten Bubenstücks verrathen könne. Wie der Vater durch seine starre Männlichkeit, so mahnt die Tochter durch ihre hohe Weibeswürde an die sittlichere Vergangenheit; sie scheut nicht den Tod, sondern die Entehrung, und rührend sind die keuschen Worte, womit sie ihre Feindin, die Kaiserin Tamora, um Schonung anfleht, wenn die Söhne derselben ihren Leib beflecken wollen.

Nur schnellen Tod erfleh' ich! — und noch eins,
Was Weiblichkeit zu nennen mir verweigert:
Entzieh' mich ihrer Wollust, schrecklicher

Als Mord für mich, und wälze meine Leiche
In eine garst'ge Grube, wo kein Auge
Des Mannes jemals meinen Körper sieht.
O, dies erfüll', und sei erbarmensvoll
Als Mörderin!

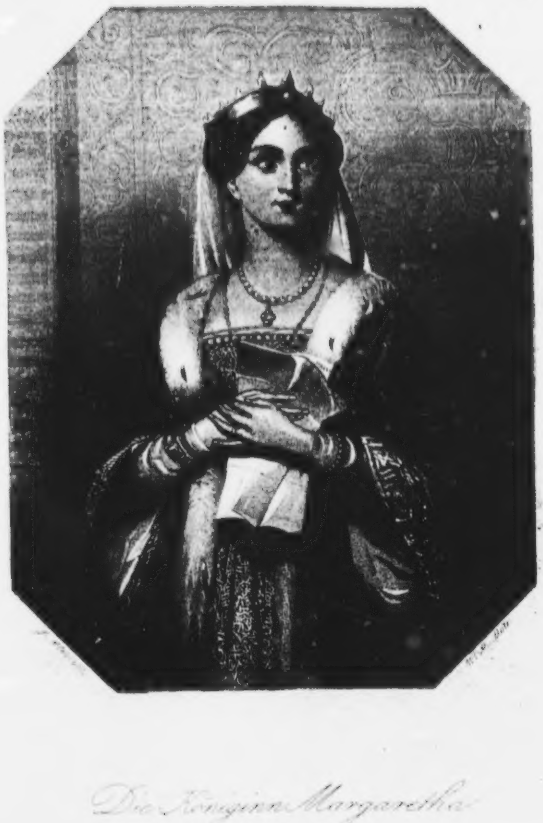
In dieser jungfräulichen Reinheit bildet Lavinia den vollendeten Gegensatz zu der erwähnten Kaiserin Tamora; hier, wie in den meisten seiner Dramen, stellt Shakspear zwei ganz gemüthsverschiedene weibliche Gestalten neben einander, und veranschaulicht uns ihren Charakter durch den Contrast. Dieses sahen wir schon im Antonius und Cleopatra, wo neben der weissen, kalten, sittlichen, erzprosaischen und häuslichen Octavia unsere gelbe, ungezügelte, eitle und inbrünstige Aegypterin desto plastischer hervortritt.

Aber auch jene Tamora ist eine schöne Figur, und es dünkt mir eine Ungerechtigkeit, dass der englische Grabstichel in gegenwärtiger Gallerie Schakspearscher Frauen ihr Bildniss nicht eingezeichnet hat. Sie ist ein schönes majestätisches Weib, eine bezaubernd imperatorische Gestalt, auf der Stirne das Zeichen der gefallenen Göttlichkeit, in den Augen eine weltverzehrende Wollust, prachtvoll lasterhaft, lechzend nach rothem Blut. Weitblickend milde, wie unser Dichter sich immer zeigt, hat er schon in der ersten Scene, wo Tamora erscheint, alle die Greul, die sie später gegen Titus Andronikus ausübt, im Voraus justifizirt. Denn dieser starre Römer, ungerührt von ihren schmerzlichsten Mutterbitten, lässt ihren geliebten Sohn gleichsam vor ihren Augen hinrichten; sobald sie nun, in der werbenden Gunst des jungen Kaisers, die Hoffnungsstrahlen einer künftigen Rache erblickt, entringeln sich ihren Lippen die jauchzend finstern Worte :

Ich will es ihnen zeigen, was es heisst,
Wenn eine Königin auf den Strassen kniect,
Und Gnad umsonst erfleht.

Wie ihre Grausamkeit entschuldigt wird durch das erduldete Uebermaas von Qualen, so erscheint die metzenhafte Lüderlichkeit, womit sie sich sogar einem scheusslichen Mohren hingiebt, gewissermassen veredelt durch die romantische Poesie die sich darin ausspricht. Ja, zu den schauerlich süssesten Zaubergemälden der romantischen Poesie, gehört jene Scene, wo während der Jagd die Kaiserin Tamora ihr Gefolge verlassen hat, und ganz allein im Walde mit dem geliebten Mohren zusammentrifft.

Warum so traurig, holder Aaron?
Da doch umher so heiter alles scheint.
Die Vögel singen überall im Busch,
Die Schlange liegt im Sonnenstrahl gerollt,
Das grüne Laub bebt von dem kühlen Hauch,
Und bildet bunte Schatten auf dem Boden.
Im süssen Schatten, Aaron, lass uns sitzen,
Indess die Echo schwatzhaft Hunde äfft,
Und wiederhallt der Hörner hellen Klang,
Als sei die Jagd verdoppelt; — lass uns sitzen,
Und horchen auf das gellende Getöse.

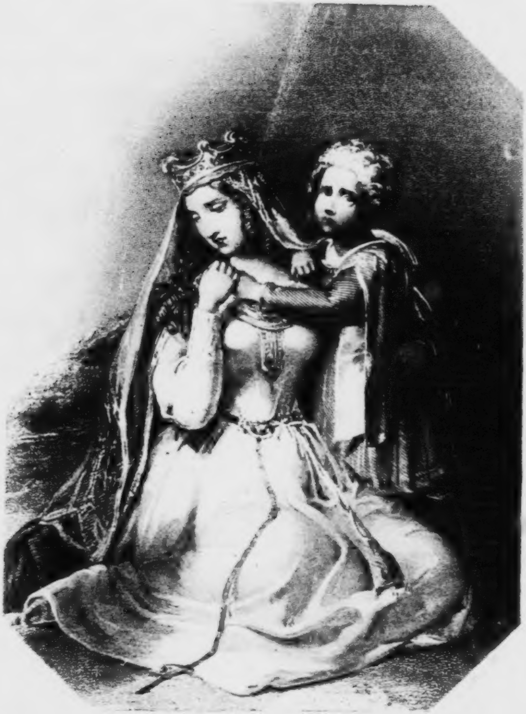


Die Königin Margaretha

Publié à Paris par Delloye

Nach solchem Zweikampf, wie der war, den Dido —
Erzählt man — mit Aeneas einst genoss,
Als glücklich sie ein Sturmwind überfiel,
Und die verschwiegne Grotte sie verbarg,
Lass uns verschlungen beide, Arm in Arm,
Wenn wir die Lust genossen, goldnem Schlaf
Uns überlassen; während Hund und Horn
Und Vögel, mit der süssen Melodie
Uns das sind, was der Amme Lied ist, die
Damit das Kindlein lullt und wiegt zum Schlaf.

Während aber Wollustgluthen aus den Augen der schönen Kaiserin herrvorlodern und über die schwarze Gestalt des Mohren wie lockende Lichter, wie züngelnde Flammen, ihr Spiel treiben, denkt dieser an weit wichtigere Dinge, an die Ausführung der schändlichsten Intriguen, und seine Antwort bildet den schroffsten Gegensatz zu der brünstigen Anrede Tamoras.



CONSTANZE.

(KŒNIG JOHANN.)

Es war am 29ten August des Jahrs 1827 nach Christi Geburt, als ich im Theater zu Berlin, bei der ersten Vorstellung einer neuen Tragödie vom Herrn E. Raupach, allmählig einschlief.

Für das gebildete Publikum, das nicht ins Theater geht und nur die eigentliche Literatur kennt, muss ich hier bemerken, dass benannter Herr Raupach ein sehr nützlicher Mann ist, ein Tragödien- und Komödien-Liferant, welcher die Berliner Bühne jeden Monat mit einem neuen Meisterwerke versieht. Die Berliner Bühne ist eine vortreffliche Anstalt und besonders nützlich für hegelsche Philosophen, welche des Abends von dem harten Tagwerk des Denkens ausruhen wollen. Der Geist erholt sich dort noch weit natürlicher als bei Wisotzki. Man geht ins Theater, streckt sich nachlässig hin auf die samtnen Bänke, lorgnirt die Augen seiner Nachbarinnen, oder die Beine der eben auftretenden Mimin, und wenn die Kerls von Komedianten nicht gar zu laut schreien, schläft man ruhig ein, wie ich es wirklich gethan, am 29ten August des Jahres 1827 nach Christi Geburt.

Als ich erwachte, war alles dunkel rund um mich her, und bei dem Scheine einer mattflimmernden Lampe erkannte ich, dass ich mich ganz allein im leeren Schauspielhause befand. Ich beschloss den übrigen Theil der Nacht dort zu verbringen, suchte wieder gelinde einzuschlafen, welches mir aber nicht mehr so gut gelang wie einige Stunden vorher, als der Mohnduft der Raupach'schen Verse mir in die Nase stieg; auch störte mich allzusehr das Knispern und Gepiepse der Mäuse. Unfern vom Orchester raschelte eine ganze Mäusecolonie, und da ich nicht bloss Raupach'sche Verse, sondern auch die Sprache aller übrigen Thiere verstehe, so erlauschte ich ganz unwillkührlich die Gespräche jener Mäuse. Sie sprachen über Gegenstände, die ein denkendes Geschöpf am meisten interessiren müssen : über die letzten Gründe aller Erscheinungen, über das Wesen der Dinge an und für sich, über Schicksal und Freiheit des Willens, über die grosse Raupach'sche Tragödie, die sich kurz vorher mit allen möglichen Schrecknissen vor ihren eignen Augen entfaltet, entwickelt und geendigt hatte.

Ihr jungen Leute, sprach langsam ein alter Mauserich, Ihr habt nur ein einziges Stück oder nur wenige solcher Stücke gesehen, ich aber bin ein Greis, und habe deren schon sehr viele erlebt und sie alle mit Aufmerksamkeit betrachtet. Da habe ich nun gefunden, dass sie sich im Wesen alle ähnlich, dass sie fast nur Variazionen desselben Themas sind, dass manchmal ganz dieselben Expositionen, Verwicklungen und Catastrophen vorkommen. Es sind immer dieselben Menschen und dieselben Leidenschaften, welche nur Costume und Redefiguren wechseln. Da sind immer dieselben Beweggründe des Handelns, Liebe oder Hass, oder Ehrgeitz, oder Eifersucht, der Held mag nun eine römische Toga oder einen altdeutschen Harnisch, einen Turban oder einen Filz tragen, sich antik oder romantisch gebährden, einfach oder geblümt, in schlechten Jamben oder in noch schlechtern Trochäen sprechen. Die ganze Geschichte der Menschheit, die man gern in verschiedene Stücke, Akte und Auftritte eintheilen möchte, ist doch immer eine und dieselbe Geschichte; es ist eine nur maskirte Wiederkehr derselben Naturen und Ereignisse, ein organischer Kreislauf, der immer von vorne wieder anfängt; und wenn man das einmal gemerkt hat, so ärgert man sich nicht mehr über das Böse, man freut sich auch nicht mehr allzustark über das Gute, man lächelt über die Narrheit jener Heroen, die sich aufopfern für die Veredlung und Beglückung des Menschengeschlechts; man amüsirt sich mit weiser Gelassenheit.

Ein kicherendes Stimmchen, welches einem kleinen Spitzmäuschen zu gehören schien, bemerkte dagegen mit grosser Hast : Auch ich habe Beobachtungen angestellt, und nicht bloss von einem einzigen Standpunkte aus, ich habe mir keine springende Mühe verdriessen lassen, ich verliess das Parterre und betrachtete mir die Dinge hinter den Culissen, und da habe ich gar befremdliche Entdeckungen gemacht. Dieser Held, den Ihr eben bewundert, der ist gar kein Held; denn ich sah, wie ein junger Bursch ihn einen besoffenen Schlingel nannte, und ihm diverse Fusstritte gab, die er ruhig einsteckte. Jene tugendhafte Prinzessin, die sich für ihre Tugend aufzuopfern schien, ist weder eine Prinzessin noch tugendhaft; ich habe gesehen, wie sie aus einem Porzellantöpfchen rothe Farbe genommen, ihre Wangen damit angestrichen, und dieses galt nachher für Schamröthe; am Ende sogar warf sie sich gähnend in die Arme eines Gardeleutnants, der ihr auf Ehre versicherte, dass sie auf seiner Stube einen juten Häringsalat nebst einem Glase Punsch finden würde. Was Ihr für Donner und Blitz gehalten habt, das ist nur das Rollen einiger Blechwalzen und das Verbrennen einiger Loth gestossenen Colophoniums. Aber gar jener dicke ehrliche Bürger, der lauter Uneigennützigkeit und Grossmuth zu seyn schien, der zankte sich sehr geldgierig mit einem dünnen Menschen, den er Herr Generalintendant titulirte, und von dem er einige Thaler Zulage verlangte. Ja, ich habe alles mit eigenen Augen gesehen, und mit eigenen Ohren gehört; all das Grosse und Edle, das uns hier vorgagirt wurde, ist Lug und Trug; Eigennutz und Selbstsucht sind die geheimen Triebfedern aller Handlungen, und ein vernünftiges Wesen lässt sich nicht täuschen durch den Schein.

Hiergegen aber erhob sich eine seufzende, weinerliche Stimme, die mir schier bekannt dünkte, obgleich ich dennoch nicht wusste, ob sie einer männlichen oder weiblichen Maus gehörte. Sie begann mit einer Klage über die Frivolität des Zeitalters, jammerte über Unglauben und Zweifelsucht, und betheuerte viel von ihrer Liebe im Allgemeinen. Ich liebe Euch, seufzte sie, und ich sage Euch die Wahrheit. Die Wahrheit aber offenbarte sich mir durch die Gnade in einer geweiheten Stunde. Ich schlich ebenfalls umher, die letzten Gründe der bunten Begebenheiten, die auf dieser Bühne vorüberzogen, zu enträthseln und zu gleicher Zeit auch wohl ein Brodkrümchen zu finden, um meinen leiblichen Hunger zu stillen; denn ich liebe Euch. Da entdeckte ich plötzlich ein ziemlich geräumiges Loch oder vielmehr einen Kasten, worin zusammengekauert ein dünnes, graues Männchen sass, welches eine Rolle Papier in der Hand hielt, und mit monotoner leiser Stimme alle die Reden ruhig vor sich hin sprach, welche oben auf der Bühne so laut und leidenschaftlich deklamirt wurden. Ein mystischer Schauer zog über mein Fell, trotz meiner Unwürdigkeit war ich doch begnadigt worden, das Allerheiligste zu erschauen, ich befand mich in der seligen Nähe des geheimnissvollen Urwesens, des reinen Geistes, welcher mit seinem Willen die Körperwelt regiert, mit seinem Wort sie schafft, mit dem Worte sie belebt, mit dem Worte sie vernichtet; denn die Helden auf der Bühne, die ich noch kurz vorher so stark bewundert, ich sah, dass sie nur dann mit Sicherheit redeten, wenn sie Sein Wort ganz gläubig nachsprachen, dass sie hingegen ängstlich stammelten und stotterten, wenn sie sich stolz von Ihm entfernt, und Seine Stimmen nicht vernommen hatten : Alles, sah ich, war nur abhängige Creatur von Ihm, Er war der Alleinselbstständige in Seinem allerheiligsten Kasten. An jeder Seite seines Kastens erglühten die geheimnissvollen Lampen, erklangen die Violinen und tönten die Flöten, um Ihn her war Licht und Musik, Er schwamm in harmonischen Strahlen und strahlenden Harmonien...

Doch diese Rede ward am Ende so näselnd und weinerlich wispernd, dass ich wenig mehr davon verstehen konnte; nur mitunter hörte ich die Worte: Hüte mich vor Katzen und Mausefallen, — gieb mir mein täglich Brosämchen, — ich liebe Euch — In Ewigkeit Amen. —

Durch Mittheilung dieses Traums möchte ich meine Ansicht über die verschiedenen philosophischen Standpunkte von woaus man die Weltgeschichte zu beurtheilen pflegt, meine Gedanken verrathen, zugleich andeutend, warum ich diese leichten Blätter mit keiner eigentlichen Philosophie der englischen Geschichte befrachte.

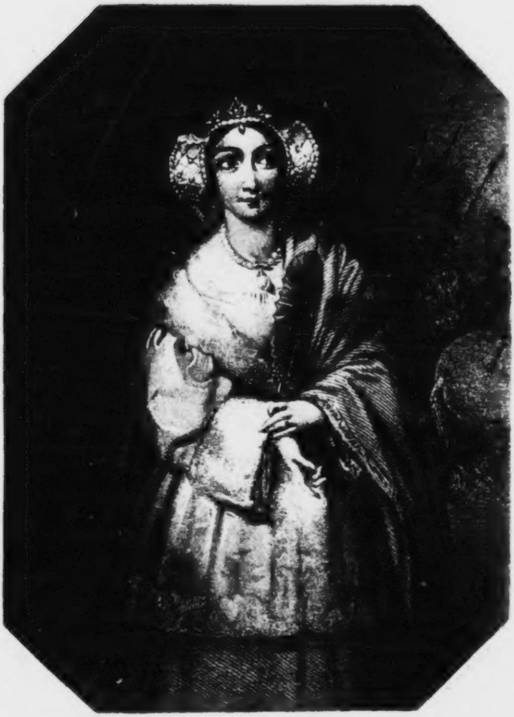
Ich will ja überhaupt die dramatischen Gedichte, worin Schakspear die grossen Begebenheiten der englischen Historie verherrlicht hat, nicht dogmatisch erläutern, sondern nur die Bildnisse der Frauen, die aus jenen Dichtungen hervorblühen, mit einigen Wortarabesken verzieren. Da in diesen englischen Geschichtsdramen die Frauen nichts weniger als die Hauptrollen spielen, und der Dichter sie nie auftreten lässt, um, wie in andern Stücken, weibliche Gestalten und Chraktere zu schildern, sondern vielmehr, weil die darzustellende Historie ihre Einmischung erforderte: so werde ich auch desto kärglicher von ihnen reden.

Constanze beginnt den Reihen, und zwar mit schmerzlichen Geberden. Wie die *Mater dolorosa* trägt sie ihr Kind auf dem Arme...

> Das arme Kind, durch welches alles gebüsst wird
> Was die Seinigen verschuldet.

Auf der Berliner Bühne sah ich einst diese trauernde Königin ganz vortrefflich dargestellt von der ehemaligen Madame Stich. Minder brilliant war die gute Maria Luise, welche zur Zeit der Invasion auf dem französischen Hoftheater die Königin Constanze spielte. Indessen kläglich über alle Maassen zeigte sich in dieser Rolle eine gewisse Madame Caroline, welche sich vor einigen Jahren in der Provinz, besonders in der Vendée, herumtrieb; es fehlte ihr nicht an Talent und Passion, aber sie hatte einen zu dicken Bauch, was einer Schauspielerin immer schadet, wenn sie heroische Königswittwen tragiren soll. —

◆



[illegible]

LADY PERCY.

(*HEINRICH IV.*)

Ich träumte mir ihr Gesicht und uberhaupt ihre Gestalt minder vollfleischig als sie hier konterfeyt ist. Vielleicht aber kontrastiren die scharfen Züge und die schlanke Taille, die man in ihren Worten wahrnimmt, und welche ihre geistige Physionomie offenbaren, desto interessanter mit ihrer wohlgerundeten äussern Bildung. Sie ist heiter, herzlich und gesund an Leib und Seele. Prinz Heinrich möchte uns gern diese liebliche Gestalt verleiden, und parodirt sie und ihren Percy :

> « Ich bin noch nicht in Percys Stimmung, dem Heissporn des Nordens, der euch sechs bis sieben Dutzend Schotten zum Frühstück umbringt, sich die Hände wäscht und zu seiner Frau sagt : « Pfui, über diess stille Leben! Ich muss zu thun haben. » — « O mein Herzens-Heinrich, » sagt sie, « wie viele hast du heute umgebracht? » — « Gebt meinem Schecken zu saufen, »

und eine Stunde drauf antwortet er : « Ein Stucker vierzehn; Bagatell! Bagatell! »

Wie kurz, so entzückend ist die Scene, wo wir den wirklichen Haushalt des Percy und seiner Frau sehen, wo diese den brausenden Helden mit den kecksten Liebesworten zügelt :

Komm, komm, du Papagei! antworte mir
Gerade zu auf das, was ich dich frage.
Ich breche dir den kleinen Finger, Heinrich,
Willst du mir nicht die ganze Wahrheit sagen.

PERCY.

Fort! fort!
Du Tändlerin! — Lieben? — ich lieb dich nicht,
Ich frage nicht nach dir. Ist diess 'ne Welt
Zum Puppenspielen, und mit Lippen fechten?
Nein, jetzo muss es blut'ge Nasen geben,
Zerbrochne Kronen, die wir doch im Handel
Für voll anbringen. — Alle Welt, mein Pferd!
Was sagst du, Käthchen? wolltest du mir was?

LADY PERCY.

Ihr liebt mich nicht? ihr liebt mich wirklich nicht?
Gut, lasst es nur; denn, weil ihr mich nicht liebt,
Lieb' ich mich selbst nicht mehr. Ihr liebt mich nicht?
Nein, sagt mir, ob das Scherz ist oder Ernst?

PERCY.

Komm, willst mich reiten sehn?
Wenn ich zu Pferde bin, so will ich schwören,

Ich liebe dich unendlich. Doch höre, Käthchen :
Du musst mich ferner nicht mit Fragen quälen,
Wohin ich geh', noch rathen, was es soll.
Wohin ich muss, muss ich : und kurz zu seyn,
Heut' Abend muss ich von dir, liebes Käthchen.
Ich kenne dich als weise, doch nicht weiser,
Als Heinrich Percy's Frau; standhaft bist du,
Jedoch ein Weib, und an Verschwiegenheit
Ist keine besser : denn ich glaube sicher,
Du wirst nicht sagen, was du selbst nicht weist,
Und so weit, liebes Käthchen, trau ich dir.

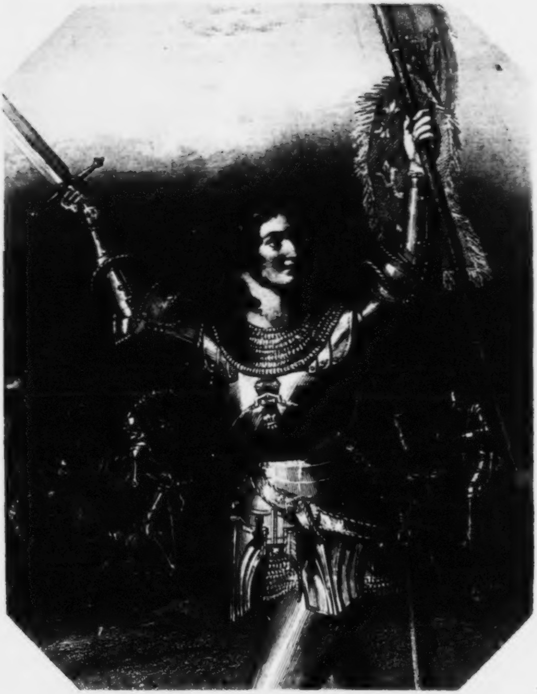
PRINZESSIN CATHARINA.

(HEINRICH V.)

Hat Shakspear wirklich die Scene geschrieben, wo die Prinzessin Catharina Unterricht in der englischen Sprache nimmt, und sind überhaupt von ihm alle jene französichen Redensarten, womit sie John Bull ergötzt? Ich zweifle. Unser Dichter hätte dieselben komischen Effekte mittelst eines englischen Jargons hervorbringen können, um so mehr da die englische Sprache die Eigenschaft besitzt, dass sie, ohne von den Regeln der Grammatik abzuweichen, durch blosse Anwendung romanischer Worte und Constructionen, eine gewisse französische Geistesrichtung hervortreten lassen kann. In ähnlicher Weise könnte ein englischer Schauspieldichter eine gewisse germanische Sinnesart andeuten, wenn er sich nur altsächsischer Ausdrücke und Wendungen bedienen wollte. Denn die englische Sprache besteht aus zwei heterogenen Elementen, dem romanischen und dem germanischen Element, die, nur zusammengedrückt, nicht zu einem organischen Ganzen vermischt sind; und sie fallen leicht auseinander, und alsdann weiss man doch nicht genau zu bestimmen, auf welcher Seite sich das legitime Englisch befindet. Man vergleiche nur die Sprache des Doctor Johnson oder Adisson's mit der Sprache Byron's oder Cobbet's. Shakspear hätte wahrlich nicht nöthig gehabt die Prinzessin Catharina französisch sprechen zu lassen.

Dieses führt mich zu einer Bemerkung, die ich schon an einem andern Orte aussprach. Es ist nämlich ein Mangel in den geschichtlichen Dramen von Shakspear, dass er den normannisch französischen Geist des hohen Adels nicht mit dem sächsisch brittischen Geist des Volks, durch eigenthümlichere Sprachformen contrastiren lässt. Walter Scott that dieses in seinen Romanen, und erreichte dadurch seine farbigsten Effekte. —

Der Künstler der uns zu dieser Gallerie das Conterfey der französischen Prinzessin geliefert, hat ihr, wahrscheinlich aus englischer Malice, weniger schöne als drollige Züge geliehen. Sie hat hier ein wahres Vogelgesicht, und die Augen sehen aus wie geborgt. Sind es etwa Papageienfedern, die sie auf dem Haupte trägt, und soll damit ihre nachplappernde Gelehrigkeit angedeutet werden? Sie hat kleine, weisse, neugierige Hände. Eitel Putzliebe und Gefallsucht ist ihr ganzes Wesen, und sie weiss mit dem Fächer allerliebst zu spielen. Ich wette ihre Füsschen kokettiren mit dem Boden worauf sie wandeln.



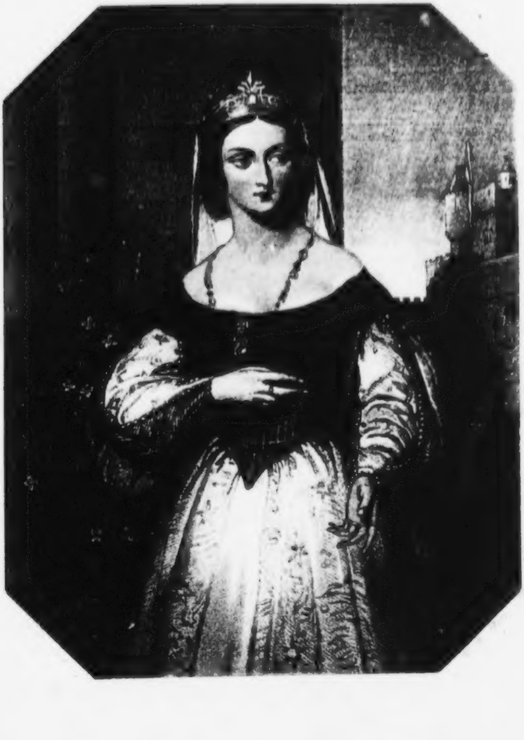
JOHANNA D'ARC.

(HEINRICH VI. ERSTER THEIL.)

Heil Dir grosser deutscher Schiller, der Du das hohe Standbild wieder glorreich gesäubert hast von dem schmutzigen Witze Voltaires, und den schwarzen Flecken, die ihm sogar Shakspear angedichtet… Ja, war es brittischer Nazionalhass oder mittelalterlicher Aberglaube, was seinen Geist umnebelte, unser Dichter hat das heldenmüthige Mädchen als eine Hexe dargestellt, die mit den dunkeln Mächten der Hölle verbündet ist. Er lässt die Dämonen der Unterwelt von ihr beschwören, und gerechtfertigt wird durch solche Annahme ihre grausame Hinrichtung.—Ein tiefer Unmuth erfasst mich jedesmal, wenn ich zu Rouen über den kleinen Marktplatz wandle, wo man die Jungfrau verbrannte und eine schlechte Statue diese schlechte That verewigt. Qualvoll tödten! das war also schon damals Eure Handlungsweise gegen überwundene Feinde! Nächst dem Felsen von St. Helena, giebt der erwähnte Marktplatz von Rouen, das empörendste Zeugniss von der Grossmuth der Engländer.

Ja, auch Shakspear hat sich an der Pücelle versündigt, und wo nicht mit entschiedener Feindschaft, behandelt er sie doch unfreundlich und lieblos, die edle Jungfrau, die ihr Vaterland befreite! Und hätte sie es auch mit der Hülfe der Hölle gethan, sie verdiente dennoch Ehrfurcht und Bewunderung!

Oder haben die Kritiker Recht, welche dem Stücke, worin die Pücelle auftritt, wie auch dem zweiten und dritten Theile Heinrichs VI, die Autorschaft des grossen Dichters absprechen? Sie behaupten, diese Trilogie gehöre zu den ältern Dramen, die er nur bearbeitet habe. Ich möchte gern, der Jungfrau von Orleans wegen, einer solchen Annahme beipflichten. Aber die vorgebrachten Argumente sind nicht haltbar. Diese bestrittenen Dramen tragen in manchen Stellen allzu sehr das Vollgepräge des Shakspear'schen Geistes.



MARGARETHA.

(KŒNIG HEINRICH VI, ERSTER THEIL.)

Hier sehen wir die schöne Tochter des Grafen Reignier noch als Mädchen. Suffolk tritt auf und führt sie vor als Gefangene, doch ehe er sich dessen versieht, hat sie ihn selber gefesselt. Er mahnt uns ganz an den Rekruten, der, von einem Wachtposten aus, seinem Hauptmann entgegenschrie : « Ich habe einen Gefangenen gemacht. » — « So bringt ihn zu mir her, » antwortete der Hauptmann. « Ich kann nicht, » erwiederte der arme Rekrut, « denn mein Gefangener lässt mich nicht mehr los. »

Suffolk spricht :

Sei nicht beleidigt, Wunder der Natur !
Von mir gefangen werden ist dein Loos.
So schützt der Schwan die flaumbedeckten Schwanlein,
Mit seinen Flügeln sie gefangen haltend :
Allein, sobald dich kränkt die Sklaverei,
So geh', und sei als Suffolk's Freundin frei.

(Sie wendet sich weg, als wollte sie gehn.)

O bleib! Mir fehlt die Kraft sie zu entlassen,
Befrei'n will sie die Hand, das Herz sagt Nein.
Wie auf krystall'nem Strom die Sonne spielt,
Und blinkt mit zweitem nachgeahmten Strahl,
So scheint die lichte Schönheit meinen Augen;
Ich würde gern, doch wag' ich nicht zu reden;
Ich fodre Dint' und Feder, ihr zu schreiben.
Pfui, De la Poole! entherze dich nicht selbst.
Hast keine Zung'? ist sie nicht dort?
Verzagst du vor dem Anblick eines Weibs?
Ach ja! der Schönheit hohe Majestät
Verwirrt die Zung', und macht die Sinne wüst.

MARGARETHA.

Sag', Graf von Suffolk (wenn du so dich nennst),
Was gilt's zur Lösung eh' du mich entlassest?
Denn wie ich seh', bin ich bei dir Gefangne.

SUFFOLK (*beiseit*).

Wie weisst du, ob sie deine Bitte weigert,
Eh' du um ihre Liebe dich versucht?

MARGARETHA.

Du sprichst nicht: was für Lösung muss ich zahlen?

SUFFOLK (*beiseit*).

Ja, sie ist schön, drum muss man um sie werben;
Sie ist ein Weib, drum kann man sie gewinnen.

Er findet endlich das beste Mittel die Gefangene zu behalten, indem er sie seinem Könige anvermählt, und zugleich ihr öffentlicher Unterthan und ihr heimlicher Liebhaber wird.

Ist dieses Verhältniss zwischen Margarethen und Suffolk in der Geschichte begründet? Ich weiss nicht. Aber Shakspear's divinatorisches Auge sieht oft Dinge, wovon die Chronik nichts meldet, und die dennoch wahr sind. Er kennt sogar jene flüchtigen Träume der Vergangenheit, die Clio aufzuzeichnen vergass. Bleiben vielleicht auf dem Schauplatz der Begebenheiten allerlei bunte Abbilder derselben zurück, die nicht wie gewöhnliche Schatten mit den wirklichen Erscheinungen verschwinden, sondern gespenstisch haften bleiben am Boden, unbemerkt von den gewöhnlichen Werkeltagsmenschen, die ahnunglos darüber hin ihre Geschäfte treiben, aber manchmal ganz Farben-und Formenbestimmt sichtbar werdend, für das sehende Auge jener Sontagskinder, die wir Dichter nennen?

KŒNIGIN MARGARETHA.

(HEINRICH VI. ZWEITER UND DRITTER THEIL.)

In diesem Bildniss sehen wir dieselbe Margaretha als Königin, als Gemahlin des sechsten Heinrichs. Die Knospe hat sich entfaltet, sie ist jetzt eine vollblühende Rose; aber ein widerlicher Wurm liegt darin verborgen. Sie ist ein hartes, frevelhaftes Weib geworden. Beispiellos grausam in der wirklichen wie in der gedichdeten Welt ist die Scene, wo sie dem weinenden York das grässliche, in dem Blute seines Sohnes getauchte Tuch überreicht, und ihn verhöhnt, dass er seine Thränen damit trocknen möge. Entsetzlich sind ihre Worte :

> Sieh', York ! dies Tuch befleckt' ich mit dem Blut,
> Das mit geschärftem Stahl der tapfre Clifford
> Hervor liess strömen aus des Knaben Busen;
> Und kann dein Aug' um seinen Tod sich feuchten,
> So geb' ich dir's, die Wangen abzutrocknen.
> Ach, armer York ! hasst' ich nicht tödlich dich,

So würd' ich deinen Jammerstand beklagen.
So gräm' dich doch, mich zu belust'gen, York!
Wie? dörrte so das feur'ge Herz dein Inn'res,
Dass keine Thräne fällt um Rutlands Tod?
Warum geduldig, Mann? Du solltest rasen;
Ich höhne dich, um rasend dich zu machen.
Stampf', tob' und knirsch', damit ich sing' und tanze!

Hätte der Künstler, welcher die schöne Margaretha für diese Gallerie zeichnete, ihr Bildniss mit noch weiter geöffneten Lippen dargestellt, so würden wir bemerken, dass sie spitzige Zähne hat, wie ein Raubthier.

In einem folgenden Drama, in Richard III, erscheint sie auch physisch scheusslich, denn die Zeit hat ihr alsdann die spitzigen Zähne ausgebrochen, sie kann nicht mehr beissen, sondern nur noch fluchen, und als ein gespenstisch altes Weib wandelt sie durch die Königsgemächer, und das zahnlose böse Maul murmelt Unheilreden und Verwünschungen.

Durch ihre Liebe für Suffolk, den wilden Suffolk, weiss uns Shakspear sogar für dieses Unweib einige Rührung abzugewinnen. Wie verbrecherisch auch diese Liebe ist, so dürfen wir derselben dennoch weder Wahrheit noch Innigkeit absprechen. Wie entzückend schön ist das Abschiedsgespräch der beiden Liebenden! Welche Zärtlichkeit in den Worten Margarethens:

Ach! rede nicht mit mir! gleich eile fort! —
O, geh noch nicht! So herzen sich und küssen
Verdammte Freund', und scheiden tausendmal,

Vor Trennung hundertmal so bang als Tod.
Doch nun fahr' wohl! fahr' wohl mit dir mein Leben!

Hierauf antwortet Suffolk:

Mich kümmert nicht das Land, wärst du von hinnen;
Volkreich genug ist eine Wüstenev,
Hat Suffolk deine himmlische Gesellschaft:
Denn wo du bist, da ist die Welt ja selbst,
Mit all' und jeden Freuden in der Welt;
Und wo du nicht bist, Oede nur und Trauer.

Wenn späterhin Margaretha, das blutige Haupt des Geliebten in der Hand tragend, ihre wildeste Verzweiflung ausjammert, mahnt sie uns an die furchtbare Chrimhilde des Nibelungenlieds. Welche gepanzerte Schmerzen, woran alle Trostworte ohnmächtig abgleiten!

Ich habe bereits im Eingange angedeutet, dass ich in Beziehung auf Schakspears Dramen aus der englischen Geschichte mich aller historischen und philosophischen Betrachtungen enthalten werde. Das Thema jener Dramen ist noch immer nicht ganz abgehandelt, so lange der Kampf der modernen Industrie-Bedürfnisse mit den Resten des mittelalterlichen Feudalwesens unter allerlei Transformazionen fortdauert. Hier ist es nicht so leicht, wie bei den römischen Dramen, ein entschiedenes Urtheil auszusprechen, und jede starke Freimüthigkeit könnte einer misslichen Aufnahme begegnen. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht zurückweisen.

Es ist mir nemlich unbegreiflich, wie einige deutsche Commentatoren ganz bestimmt für die Engländer Parthei nehmen, wenn sie von jenen französichen Kriegen reden, die in den historischen Dramen des Shakspears dargestellt werden. Wahrlich, in jenen Kriegen war weder das Recht, noch die Poesie auf Seiten der Engländer, die eines Theils unter nichtigen Successionsvorwänden die robeste Plünderungslust verbargen, anderen Theils nur im Solde gemeiner Krämerinteresse sich herumschlugen... ganz wie zu unserer eignen Zeit, nur dass es sich im neunzehnten Jahrhundert mehr um Caffe und Zucker, hingegen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mehr um Schafswolle handelte.

Michelet, in seiner französischen Geschichte, dem genialen Buche, bemerkt ganz richtig :

«Das Geheimniss der Schlachten von Crecy, von Poitiers u. s. w. befindet sich im Comptoir der Kaufleute von London, von Bourdeaux, von Bruges. — — — —

«Wolle und Fleisch begründeten das ursprüngliche England und die englische Raçe. Bevor England für die ganze Welt eine grosse Baumvollespinnei und Eisenmanufaktur wurde, war es eine Fleischfabrik. Von jeher trieb dieses Volk vorzugsweise Viehzucht und nährte sich von Fleischspeisen. Daher diese Frische des Teints, diese Kraft, diese (kurznasige und hinterkopflose) Schönheit. — Man erlaube mir bei dieser Gelegenheit eines persönlichen Eindrucks zu erwähnen :

«Ich hatte London und einen grossen Theil Englands und Schottlands gesehen; ich hatte mehr angestaunt als begriffen. Erst auf meiner Rückreise, als ich von York nach Manchester ging, die Insel in ihrer Breite durchschneidend, empfing ich eine wahrhafte Anschauung Englands. Es war eines Morgens, bei feuchtem Nebel; das Land erschien mir nicht bloss umgeben, sondern überschwemmt vom Ocean. Eine bleiche Sonne färbte kaum die Hälfte der Landschaft. Die neuen ziegelrothen Häuser hätten allzu schroff gegen die saftig grünen Rasen abgestochen, wären diese schreienden Farben nicht von den flatternden Seenebeln gedämpft worden. Fette Weidenplätze, bedeckt mit Schafen, und überragt von den flammenden Schornsteinen der Fabriköfen. Viehzucht, Ackerbau, Industrie, alles war in diesem kleinen Raume zusammengedrängt, eins über das andre, eins das andre ernährend; das Gras lebte vom Nebel, das Schaf vom Grase, der Mensch von Blut.

«Der Mensch, in diesem verzehrenden Clima, wo er immer von Hunger geplagt ist, kann nur durch Arbeit sein Leben fristen. Die Natur zwingt ihn dazu. Aber er weiss sich an ihr zu rächen; er lässt sie selber arbeiten; er unterjocht sie durch Eisen und Feuer. Ganz England keucht von diesem Kampfe. Der Mensch ist dort wie erzürnt, wie ausser sich. Seht dieses rothe Gesicht, dieses irrglänzende Auge... Man könnte leicht glauben, er sei trunken. Aber sein Kopf und seine Hand sind fest und sicher. Er ist nur trunken von Blut und Kraft. Er behandelt sich selbst wie eine Dampfmaschiene, welche er bis zum Uebermass mit Nahrung vollstopft, um so viel Thätigkeit und

Schnelligkeit als nur irgend möglich daraus zu gewinnen.

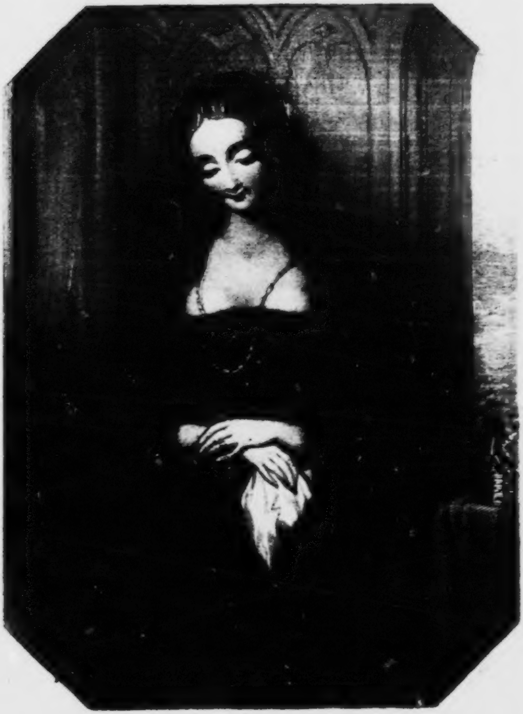
« Im Mittelalter war der Engländer ungefähr was er jetzt ist : zu stark genährt, angetrieben zum Handeln, und kriegerisch in Ermanglung einer industriellen Beschäftigung.

« England, obgleich Ackerbau und Viehzucht treibend, fabrizirte noch nicht. Die Engländer lieferten den rohen Stoff; Andere wussten ihn zu bearbeiten. Die Wolle war auf der einen Seite des Kanals, der Arbeiter war auf der andern Seite. Während die Fürsten stritten und haderten, lebten doch die englischen Viehhändler und die flämischen Tuchfabrikanten in bester Einigkeit, im unzerstörbarsten Bündniss. Die Franzosen, welche dieses Bündniss brechen wollten, mussten dieses Beginnen mit einem hundertjährigen Kriege büssen. Die englischen Könige wollten zwar die Eroberung Frankreichs, aber das Volk verlangte nur Freiheit des Handels, freie Einfuhrplätze, freien Markt für die englische Wolle. Versammelt um einen grossen Wollsack, hielten die Communen Rath über die Forderungen des Königs, und bewilligten ihm gern hinlängliche Hülfsgelder und Armeen.

« Eine solche Mischung von Industrie und Chevallerie verleiht dieser ganzen Geschichte ein wunderliches Ansehen. Jener Eduard, welcher auf der Tafelrunde einen stolzen Eid geschworen hat, Frankreich zu erobern, jene gravitätisch närrischen Ritter, welche in Folge ihres Gelübdes ein Auge mit rothem Tuch bedeckt tragen, sie sind doch keine so grossen Narren, als dass sie auf eigne Kosten ins Feld zögen. Die fromme Einfalt der Kreuzfahrten ist nicht mehr an der Zeit. Diese Ritter sind im Grunde doch nichts anders als käufliche Söldner, als bezahlte Handelsagenten, als bewaffnete Commis-Voyageurs der Londoner und Ganter Kaufleute. Eduard selbst muss sich sehr verbürgern, muss allen Stolz ablegen, muss den Beifall der Tuchhändler- und Webergilde erschmeichlen, muss seinem Gevatter, dem Bierbrauer Artevelde, die Hand reichen, muss auf den Schreibtisch eines Viehhändlers steigen, um das Volk anzureden.

« Die englischen Tragödien des vierzehnten Jahrhunderts haben sehr komische Parthien. In den nobelsten Rittern steckte immer etwas Falstaff. In Frankreich, in Italien, in Spanien, in den schönen Ländern des Südens, zeigen sich die Engländer eben so gefrässig wie tapfer. Das ist Herkules der Ochsenverschlinger. Sie kommen, im wahren Sinne des Wortes, um das Land aufzufressen. Aber das Land übt Wiedervergeltung, und besiegt sie durch seine Früchte und Weine. Ihre Fürsten und Armeen übernehmen sich in Speis und Trank, und sterben an Indigestionen und Dyssentrie. »

Mit diesen gedungenen Frasshelden vergleiche man die Franzosen, das mässigste Volk, das weniger durch seine Weine berauscht wird, als vielmehr durch seinen angebornen Enthusiasmus. Letzterer war immer die Ursache ihrer Missgeschicke, und so sehen wir schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wie sie im Kampfe mit den Engländern eben durch ihr Uebermass von Ritterlichkeit unterliegen mussten. Das was bei Crecy, wo die Franzosen schöner erscheinen durch ihre Niederlage, als die Engländer durch ihren Sieg, den sie in unritterlicher Weise, durch Fussvolk erfochten... Bisher war der Krieg nur ein grosses Turnier von ebenbürtigen Reutern; aber bei Crecy wird diese romantische Cavalerie, diese Poesie, schmählig niedergeschossen von der modernen Infanterie, von der Prosa in strengstilisirter Schlachtordnung, ja, hier kommen sogar die Kanonen zum Vorschein... Der greise Böhmenkönig, welcher, blind und alt, als ein Vasall Frankreichs dieser Schlacht beiwohnte, merkte wohl, dass eine neue Zeit beginne, dass es mit dem Ritterthum zu Ende sei, dass künftig der Mann zu Ross von dem Mann zu Fuss überwältigt werde, und er sprach zu seinen Rittern: «Ich bitte euch angelegentlichst, führt mich so weit ins Treffen hinein, dass ich noch einmal mit einem guten Schwertstreich dreinschlagen kann!» Sie gehorchten ihm, banden ihre Pferde an das seinige, jagten mit ihm in das wildeste Getümmel, und des andern Morgens fand man sie alle todt auf den Rücken ihrer todten Pferde, welche noch immer zusammen gebunden waren. Wie dieser Böhmenkönig und seine Ritter, so fielen die Franzosen bei Crecy, bei Poitiers; sie starben, aber zu Pferde. Für England war der Sieg, für Frankreich war der Ruhm. Ja, sogar durch ihre Niederlagen wissen die Franzosen ihre Gegner in den Schatten zu stellen. Die Triumpfe der Engländer sind immer eine Schande der Menschheit, seit den Tagen von Crecy und Poitiers, bis auf Waterloo. Clio ist immer ein Weib, trotz ihrer partheilosen Kälte, ist sie empfindlich für Ritterlichkeit und Heldensinn; und ich bin überzeugt, nur mit knirschendem Herzen verzeichnet sie in ihre Denktafeln die Siege der Engländer.



LADY GRAY.

(*HEINRICH VI.*)

Sie war eine arme Wittwe, welche zitternd vor König Eduard trat und ihn anflehte, ihren Kindern das Gütchen zurückzugeben, das nach dem Tode ihres Gemahls den Feinden anheim gefallen war. Der wollüstige König, welcher ihre Keuschheit nicht zu kirren vermag, wird so sehr von ihren schönen Thränen bezaubert, dass er ihr die Krone aufs Haupt setzt. Wie viel Kümmernisse für beide dadurch entstanden, meldet die Weltgeschichte.

Hat Schakspear wirklich den Charakter des erwähnten Königs ganz treu nach der Historie geschildert? Ich muss wieder auf die Bemerkung zurückkommen, dass er verstand, die Lakunen der Historie zu füllen. Seine Königscharaktere sind immer so wahr gezeichnet, dass man, wie ein englischer Schriftsteller bemerkt, manchmal meynen sollte, er sei während seines ganzen Lebens der Kanzler des Königs gewesen, den er in irgend einem Drama agiren lässt. Für die Wahrheit seiner Schilderungen bürgt, nach meinem Bedünken, auch die frappante Aehnlichkeit, welche sich zwischen seinen alten Königen und jenen Königen der Jetztzeit kund giebt, die wir als Zeitgenossen am besten zu beurtheilen vermögen.

Was Friedrich Schlegel von dem Gechichtschreiber sagt, gilt ganz eigentlich von unserem Dichter : Er ist ein in die Vergangenheit schauender Prophet. Wäre es mir erlaubt, einem der berühmtesten unserer gekrönten Zeitgenossen den Spiegel vorzuhalten, so würde jeder einsehen, dass ihm Shakspear schon vor zwei Jahrhunderten seinen Steckbrief ausgefertigt hat. In der That, beim Anblick dieses grossen, vortrefflichen und gewiss auch gloreichen Monarchen überschleicht uns ein gewisses Schauergefühl, das wir zuweilen empfinden, wenn wir im wachen Tageslichte einer Gestalt begegnen, die wir schon in nächtlichen Träumen erblickt haben. Als wir ihn vor acht Jahren durch die Strassen der Hauptstadt reiten sahen, « baarhäuptig und demüthig nach allen Seiten grüssend », dachten wir immer an die Worte, womit York des Bolingbroke's Einzug in London schildert. Sein Vetter, der neuere Richard II. kannte ihn sehr gut, durchschaute ihn immer und äusserte einst ganz richtig :

Wir selbst und Bushy, Bagot hier und Green,
Sahn sein Bewerben beim geringen Volk,
Wie er sich wollt' in ihre Herzen tauchen

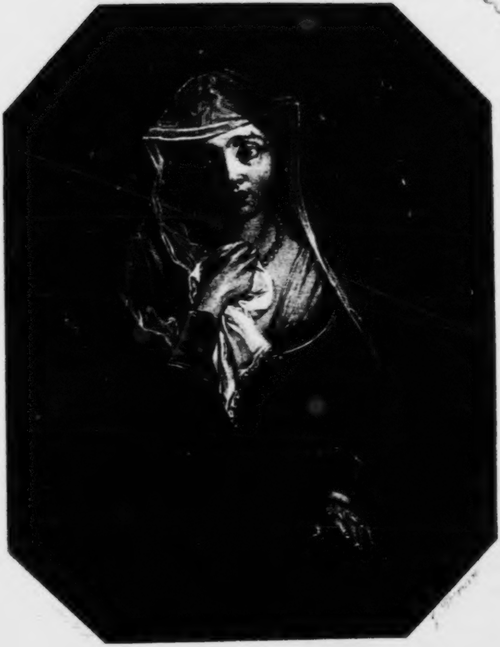
Mit traulicher, demüth'ger Höflichkeit;
Was für Verehrung er an Knechte wegwarf;
Handwerker mit des Lächelns Kunst gewinnend,
Und ruhigem Ertragen seines Looses,
Als wollt' er ihre Neigung mit verbannen.
Vor einem Austerweib zieht er die Mütze,
Ein paar Karrnzieher grüssten : « Gott geleit' euch ! »
Und ihnen ward des schmeid'gen Knie's Tribut,
Nebst : « Dank, Landsleute ! meine güt'gen Freunde ! »

Ja, die Aehnlichkeit ist erschreckend. Ganz wie der ältere, entfaltete sich vor unsern Augen der heutige Bolingbro, der, nach dem Sturze seines königlichen Vetters, den Thron bestieg, sich allmählig darauf befestigte : ein schlauer Held, ein kriechender Riese, ein Titan der Verstellung, entsetzlich, ja empörend ruhig, die Tatze in einem sammtnen Handschuh, und damit die öffentliche Meinung streichelnd, den Raub schon in weiter Ferne erspähend, und nie darauf losspringend bis er in sicherster Nähe... Möge er immer seine schnaubenden Feinde besiegen, und dem Reiche den Frieden erhalten, bis zu seiner Todesstunde, wo er zu seinem Sohn jene Worte sprechen wird, die Shakspear schon längst für ihn aufgeschrieben :

'Komm her, mein Sohn, und setz' dich an mein Bett,
Und hör' den letzten Rathschlag, wie ich glaube,
Den ich je athmen mag. Gott weiss, mein Sohn,
Durch welche Nebenschlich' und krumme Wege

Ich diese Kron' erlangt; ich selbst weiss wohl,
Wie lästig sie auf meinem Haupte sass.
Dir fällt sie heim nunmehr mit bess'rer Ruh',
Mit bess'rer Meinung, besserer Bestät'gung;
Denn jeder Flecken der Erlangung geht
Mit mir in's Grab. An mir erschien sie nur
Wie eine Ehr', erhascht mit heft'ger Hand;
Und viele lebten noch, mir vorzurücken,
Dass ich durch ihren Beistand sie gewonnen,
Was täglich Zwist und Blutvergiessen schuf,
Dem vorgegeb'nen Frieden Wunden schlagend.
Alle diese dreisten Schrecken, wie du siehst,
Hab' ich bestanden mit Gefahr des Lebens:
Denn all' mein Regiment war nur ein Auftritt,
Der diesen Inhalt spielte; nun verändert
Mein Tod die Weise; denn was ich erjagt,
Das fällt dir nun mit schönerm Anspruch heim,
Da du durch Erblichkeit die Krone trägst.
Und, stehst du sich'rer schon als ich es konnte,
Du bist nicht fest genug, so lang die Klagen
So frisch noch sind; und allen meinen Freunden,
Die du zu deinen Freunden machen musst,
Sind' Zähn' und Stachel kürzlich nun entnommen,
Die durch gewaltsam Thun mich erst befördert,
Und deren Macht wohl Furcht erregen konnte
Vor neuer Absetzung; was zu vermeiden
Ich sie verdarb, und nun des Sinnes war,
Zum heil'gen Lande Viele fortzuführen,
Dass Ruh' und Stilleliegen nicht zu nah'
Mein Reich sie prüfen liess. Drumm, mein Sohn,
Beschäft'ge stets die schwindlichten Gemüther
Mit fremdem Zwist, dass wirken in der Fern

Das Angedenken vor'ger Tage banne.
Mehr wollt ich, doch die Lung ist so erschöpft,
Dass kräft'ge Rede gänzlich mir versagt ist.
Wie ich zur Krone kam, o Gott vergebe!
Dass sie bei dir in wahrem Frieden lebe!



Lady Anna

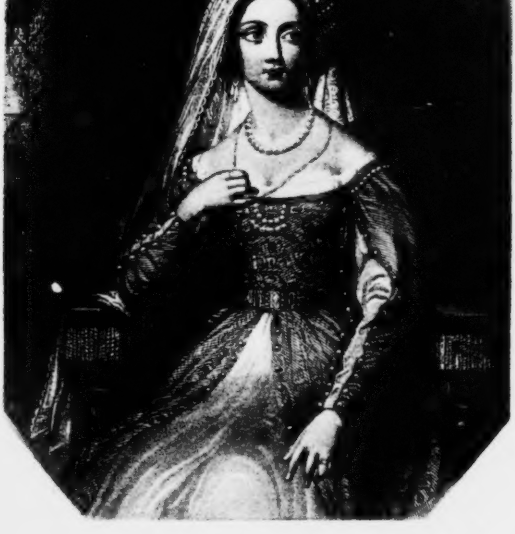
Publié par [illegible]

LADY ANNA.

(*KŒNIG RICHARD III.*)

Die Gunst der Frauen, wie das Glück überhaupt, ist ein freies Geschenk, man empfängt es, ohne zu wissen wie, ohne zu wissen warum. Aber es giebt Menschen, die es mit eisernem Willen vom Schicksal zu ertrotzen verstehen, und diese gelangen zum Ziele, entweder durch Schmeichelei, oder indem sie den Weibern Schrecken einflössen, oder indem sie ihr Mitleiden anregen, oder indem sie ihnen Gelegenheit geben sich aufzuopfern... Letzteres, nämlich das Geopfert-seyn, ist die Lieblingsrolle der Weiber, und kleidet sie so schön vor den Leuten, und gewährt ihnen auch in der Einsamkeit so viel thränenreiche Wemuthsgenüsse.

Lady Anna wird durch alles dieses zu gleicher Zeit bezwungen. Wie Honigseim gleiten die Schmeichelworte von den furchtbaren Lippen... Richard schmeichelt ihr, derselbe Richard, welcher ihr alle Schrecken der Hölle einflösst, welcher ihren geliebten Gemahl und den väterlichen Freund getödtet, den sie eben zu Grabe bestattet... Er befiehlt den Leichenträgern mit herrischer Stimme den Sarg nieder zu setzen, und in diesem Momente richtet er seine Liebeswerbung an die schöne Leidtragende... Das Lamm sieht schon mit Entsetzen das Zähnefletschen des Wolfes, aber dieser spitzt plötzlich die Schnautze zu den süssesten Schmeicheltönen... Die Schmeichelei des Wolfes wirkt so erschütternd, so berauschend auf das arme Lammgemüth, dass alle Gefühle darin eine plötzliche Umwandlung erleiden... Und König Richard spricht von seinem Kummer, von seinem Gram, so dass Anna ihm ihr Mittleid nicht versagen kann, um so mehr, da dieser wilde Mensch nicht sehr klagesüchtig von Natur ist... Und dieser unglückliche Mörder hat Gewissensbisse, spricht von Reue, und eine gute Frau könnte ihn vielleicht auf den besseren Weg leiten, wenn sie sich für ihn aufopfern wollte... Und Anna entschliesst sich Königin von England zu werden.



Queen Katharine

[illegible]

KŒNIGIN CATHARINA.

(HEINRICH VIII.)

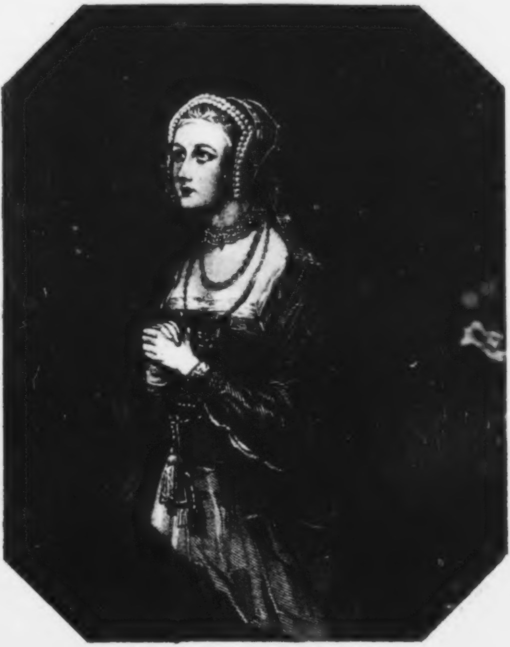
Ich hege ein unüberwindliches Vorurtheil gegen diese Fürstin, welcher ich dennoch die höchsten Tugenden zugestehen muss. Als Ehefrau war sie ein Muster häuslicher Treue. Als Königin betrug sie sich mit höchster Würde und Majestät. Als Christin war sie die Frömmigkeit selbst. Aber den Doktor Samuel Johnson hat sie zum überschwenglichsten Lobe begeistert, sie ist unter allen Schakspear'schen Frauen sein auserlesener Liebling, er spricht von ihr mit Zärtlichkeit und Rührung... Das ist nicht zu ertragen. Shakspear hat alle Macht seines Genius aufgeboten, die gute Frau zu verherrlichen, doch diese Bemühung wird vereitelt, wenn man sieht, dass Dr. Johnson, der grosse Porterkrug, bei ihrem Anblick in süsses Entzücken geräth und von Lobeserhebungen überschäumt. Wär' sie meine Frau, ich könnte mich von ihr scheiden lassen ob solcher Lobeserhebungen. Vielleicht war es nicht der Liebreitz von Anna Boleyn, was den armen König Heinrich von ihr losriss, sondern der Enthusiasmus, womit sich irgend ein damaliger Dr. Johnson über die treue, würdevolle und fromme Catharina aussprach. Hat vielleicht Thomas Morus, der bei all' seiner Vortrefflichkeit etwas pedantisch und ledern und unverdaulich wie Dr. Johnson war, zu sehr die Königin in den Himmel erhoben? Dem wackern Kanzler freilich kam sein Enthusiasmus etwas theuer zu stehen; der König erhob ihn deshalb selbst in den Himmel.

Ich weiss nicht, was ich am meisten bewundern soll: dass Catharina ihren Gemahl ganze fünfzehn Jahre lang ertrug, oder dass Heinrich seine Gattin während so langer Zeit ertragen hat? Der König war nicht bloss sehr launenhaft, gähzornig und in beständigem Widerspruch mit allen Neigungen seiner Frau — das findet sich in vielen Ehen, die sich trotz dem, bis der Tod allem Zank ein Ende macht, aufs Beste erhalten — aber der König war auch Musiker und Theolog, und beides in vollendeter Miserabilität. Ich habe unlängst als ergötzliche Kuriosität einen Choral von ihm gehört, der eben so schlecht war wie sein Traktat *de septem sacramentis*. Er hat gewiss mit seinen musikalischen Compositionen und seiner theologischen Schriftstellerei die arme Frau sehr belästigt. Das Beste an Heinrich war sein Sinn für plastische Kunst, und aus Vorliebe für das Schöne, entstanden vielleicht seine schlimmsten Sympathien und Antipathien. Catharina von Arragonien war nämlich noch hübsch in ihrem vier und zwanzigsten Jahre, als Heinrich achtzehn Jahr alt war und sie heirathete, obgleich sie die Wittwe seines Bruders gewesen. Aber ihre Schönheit hat wahrscheinlich mit den Jahren nicht zugenommen, um so mehr da sie, aus Frömmigkeit, mit Geisselung, Fasten, Nachtwachen und Betrübungen, ihr Fleisch beständig kasteite. Ueber diese ascetischen Uebungen beklagte sich ihr Gemahl oft genug, und auch uns wären dergleichen an einer Frau sehr fatal gewesen.

Aber es giebt noch einen andern Umstand, der mich in meinem Vorurtheil gegen diese Königin bestärkt : Sie war die Tochter der Isabella von Castilien und die Mutter der blutigen Maria. Was soll ich von dem Baume denken, der solcher bösen Saat entsprossen, und solche böse Frucht gebar?

Wenn sich auch in der Geschichte keine Spuren ihrer Grausamkeit vorfinden, so tritt dennoch der wilde Stolz ihrer Race bei jeder Gelegenheit hervor, wo sie ihren Rang vertreten oder geltend machen will. Trotz ihrer wohleingeübten christlichen Demuth, gerieth sie doch jedesmal in einen fast heidnischen Zorn, wenn man einen Verstoss gegen die herkömmliche Etikette machte oder gar ihr den königlichen Titel verweigerte. Bis in den Tod bewahrte sie diesen unauslöschbaren Hochmuth, und auch bei Shakspear sind ihre letzten Worte :

Ihr sollt mich balsamiren, dann zur Schau
Ausstellen, zwar entkönigt, doch begrabt mich
Als Königin und eines Königs Tochter.
Ich kann nicht mehr.



[illegible]

ANNA BOLEYN.

(HEINRICH VIII.)

Die gewöhnliche Meinung geht dahin, dass König Heinrichs Gewissensbisse ob seiner Ehe mit Catharinen durch die Reize der schönen Anna entstanden seyen. Sogar Shakspear verräth diese Meinung, und wenn in dem Krönungszug die neue Königin auftritt, legt er einem jungen Edelmann folgende Worte in den Mund :

. . . . Gott sei mit dir!
Solch süss Gesicht, als dein's, erblickt' ich nie!
Bei meinem Leben, Herr, sie ist ein Engel,
Der König hält ganz Indien in den Armen,
Und viel, viel mehr, wenn er dies Weib umfangt :
Ich tadle sein Gewissen nicht.

Von der Schönheit der 'Anna Boleyn giebt uns der Dichter auch in der folgenden Scene einen Begriff, wo er den Enthusiasmus schildert, den ihr Anblick bei der Krönung hervorbrachte.

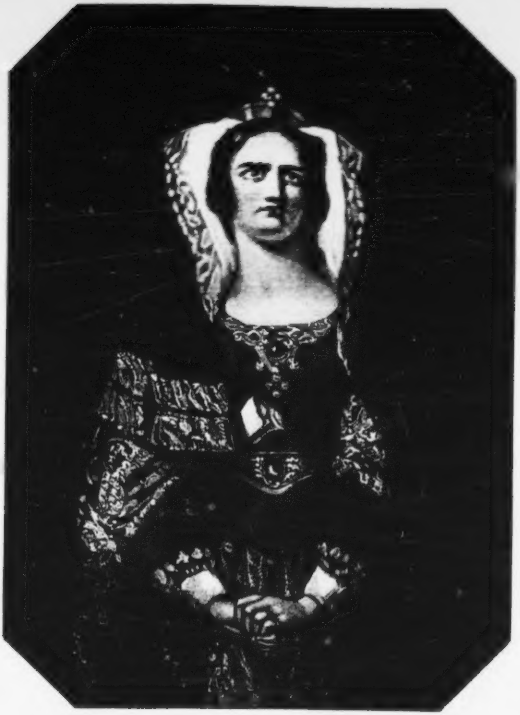
Wie sehr Shakspear seine Gebieterin, die hohe Elisabeth, liebte, zeigt sich vielleicht am schönsten in der Umständlichkeit, womit er die Krönungsfeier ihrer Mutter darstellt. Alle diese Details sankzioniren das Thronrecht der Tochter, und ein Dichter wusste die bestrittene Legitimität seiner Königin dem ganzen Publikum zu veranschaulichen. Aber diese Königin verdiente solchen Liebeseifer! Sie glaubte ihrer Königswürde nichts zu vergeben, wenn sie dem Dichter gestattete, alle ihre Vorfahren, und sogar ihren eigenen Vater, mit entsetzlicher Unpartheilichkeit auf der Bühne darzustellen! Und nicht bloss als Königin, sondern auch als Weib wollte sie nie die Rechte der Poesie beeinträchtigen; wie sie unserem Dichter in politischer Hinsicht die höchste Redefreiheit gewährte, so erlaubte sie ihm auch die keckslen Worte in geschlechtlicher Beziehung, sie nahm keinen Anstoss an den ausgelassensten Witzen einer gesunden Sinnlichkeit, und sie, *the maiden queen*, die königliche Jungfrau, verlangte sogar, dass Sir John Falstaff sich einmal als Liebhaber zeige. Ihrem lächelnden Wink verdanken wir die lustigen Weiber von Windsor.

Shakspear konnte seine englischen Geschichtsdramen nicht besser schliessen, als indem er am Ende von Heinrich VIII die neugeborne Elisabeth, gleichsam die bessere Zukunft in Windeln, über die Bühne tragen lässt.

Hat aber Shakspear wirklich den Charakter Heinrichs VIII, des Vaters seiner Königin, ganz geschichtstreu geschildert? Ja, obgleich er die Wahrheit nicht in so grellen Lauten wie in seinen übrigen Dramen verkündete, so hat er sie doch jedenfalls ausgesprochen, und der leisere Ton macht jeden Vorwurf desto eindringlicher. Dieser Heinrich VIII war der Schlimmste aller Könige, denn während alle andere böse Fürsten nur gegen ihre Feinde wütheten, raste jener gegen seine Freunde, und seine Liebe war immer weit gefährlicher als sein Hass. Die Ehestandsgeschichten dieses königlichen Blaubarts sind entsetzlich. In alle Schrecknisse derselben mischte er obendrein eine gewisse blödsinnig grauenhafte Galanterie. Als er Anna Boleyn hinzurichten befahl, liess er ihr vorher sagen, dass er für sie den geschicktesten Scharfrichter von ganz England bestellt habe. Die Königin dankte ihm gehorsamst für solche zarte Aufmerksamkeit, und in ihrer leichtsinnig heitern Weise, umspannte sie mit beiden weissen Händen ihren Hals und rief: ich bin sehr leicht zu köpfen, ich hab' nur ein kleines schmales Hälschen.

Auch ist das Beil, womit man ihr das Haupt abschlug, nicht sehr gross. Man zeigte es mir in der Rüstkammer des Towers zu London, und während ich es in Händen hielt, beschlichen mich sehr sonderbare Gedanken.

Wenn ich Königin von England wäre, ich liesse jenes Beil in die Tiefe des Oceans versenken.



LADY MACBETH

(*MACBETH.*)

Von den eigentlich historischen Dramen wende ich mich zu jenen Tragödien, deren Fabel entweder rein ersonnen oder aus alten Sagen und Novellen geschöpft ist. Macbeth bildet einen Uebergang zu diesen Dichtungen, worin der Genius des grossen Shakspear am freiesten und kecksten seine Flügel entfaltet. Der Stoff ist einer alten Legende entlehnt, er gehört nicht zur Historie, und dennoch macht dieses Stück einige Ansprüche an geschichtlichen Glauben, da der Ahnherr des königlichen Hauses von England darin eine Rolle spielte. Macbeth ward nämlich unter Jacob I aufgeführt, welcher bekanntlich von dem schottischen Banko abstammen sollte. In dieser Beziehung hat der Dichter auch einige Prophezeiungen zur Ehre der regierenden Dynastie seinem Drama eingewebt.

Macbeth ist ein Liebling der Kritiker, die hier Gelegenheit finden, ihre Ansichten über die antike Schicksalstragödie, in Vergleichung mit der Auffassung des Fatums bei modernen Tragikern, des Breitesten auseinander zu setzen. Ich erlaube mir über diesen Gegenstand nur eine flüchtige Bemerkung.

Die Schicksalsidee des Shakspear ist von der Idee des Schicksals bei den Alten in gleicher Weise verschieden, wie die wahrsagenden Frauen, die kronenverheissend in der alten nordischen Legende dem Macbeth begegnen, von jener Hexenschwesterschaft verschieden sind, die man in der Shakspear'schen Tragödie auftreten sieht. Jene wundersamen Frauen in der alten nordischen Legende sind offenbar Walkyren, schauerliche Luftgöttinnen, die über den Schlachtfeldern einherschwebend, Sieg oder Niederlage entscheiden, und als die eigentlichen Lenkerinnen des Menschenschicksals zu betrachten sind, da letzteres im kriegerischen Norden zunächst vom Ausgang der Schwertkämpfe abhängig war. Shakspear verwandelte sie in unheilstiftende Hexen, entkleidete sie aller furchtbaren Grazie des nordischen Zauberthums, er machte sie zu zwitterhaften Missweibern, die ungeheuerlichen Spuk zu treiben wissen, und Verderben brauen, aus hämischer Schadenfreude oder auf Geheiss der Hölle: sie sind die Dienerinnen des Bösen, und wer sich von ihren Sprüchen bethören lässt, geht mit Leib und Seele zu Grunde. Shakspear hat also die altheidnischen Schicksalsgöttinnen und ihren ehrwürdigen Zaubersegen ins Christliche übersetzt, und der Untergang seines Helden ist daher nicht etwas voraus bestimmt Nothwendiges, etwas starr Unabwendbares wie das alte Fatum, sondern er ist nur die Folge jener

Lockungen der Hölle, die das Menschenherz mit den feinsten Netzen zu umschlingen weiss: Macbeth unterliegt der Macht Satans, dem Urbösen.

Interessant ist es, wenn man die Shakspear'schen Hexen mit den Hexen anderer englischen Dichter vergleicht. Man bemerkt, dass Shakspear sich dennoch von der altheidnischen Anschauungsweise nicht ganz losreissen konnte, und seine Zauberschwestern sind daher auffallend grandioser und respectabler als die Hexen von Middleton, die weit mehr eine böse Vettelnatur bekunden, auch weit kleinlichere Tücken ausüben, nur den Leib beschädigen, über den Geist wenig vermögen, und höchstens mit Eifersucht, Missgunst, Lüsternheit und ähnlichem Gefühlsaussatz unsere Herzen zu überkrusten wissen.

Die Renommee der Lady Macbeth, die man während zwei Jahrhunderten für eine sehr böse Person hielt, hat sich vor etwa zwölf Jahren in Deutschland sehr zu ihrem Vortheil verbessert. Der fromme Franz Horn machte nämlich im Brokhausischen Conversazions-Blatt die Bemerkung, dass die arme Lady bisher ganz verkannt worden, dass sie ihren Mann sehr liebte, und überhaupt ein liebevolles Gemüth besässe. Diese Meinung suchte bald darauf Herr Ludwig Tieck mit all seiner Wissenschaft, Gelahrtheit und philosophischen Tiefe zu unterstützen, und es dauerte nicht lange, so sahen wir Madame Stich auf der königlichen Hofbühne in der Rolle der Lady Macbeth so gefühlvoll girren und turteltäubeln, dass kein Herz in Berlin vor solchen Zärtlichkeitstönen ungerührt blieb, und manches schöne Auge von Thränen überfloss beim Anlick der juten Macbeth. — Das geschah, wie gesagt, vor etwa zwölf Jahren, in jener sanften Restaurazionszeit, wo wir so viel Liebe im Leibe hatten. Seitdem ist ein grosser Bankrot ausgebrochen, und wenn wir jetzt mancher gekrönten Person nicht die überschwengliche Liebe widmen, die sie verdient, so sind Leute daran Schuld, die, wie die Königin von Schottland, während der Restaurazions-Periode unsre Herzen ganz ausgebeutelt haben.

Ob man in Deutschland die Liebenswürdigkeit der besagten Lady noch immer verficht, weiss ich nicht. Seit der Juliusrevoluzion haben sich jedoch die Ansichten in vielen Dingen geändert, und man hat vielleicht sogar in Berlin einsehen lernen, dass die jute Macbeth eine sehr bese Bestie sint.

OPHELIA.

(HAMLET.)

Das ist die arme Ophelia, die Hamlet der Däne geliebt hat. Es war ein blondes schönes Mädchen, und besonders in ihrer Sprache lag ein Zauber, der mir schon damals das Herz rührte, als ich nach Wittenberg reisen wollte und zu ihm Vater ging, um ihm Lebewohl zu sagen. Der alte Herr war so gütig mir alle jene guten Lehren, wovon er selber so wenig Gebrauch machte, auf den Weg mitzugeben, und zuletzt rief er Ophelien, dass sie uns Wein bringe zum Abschiedstrunk. Als das liebe Kind, sittsam und anmuthig, mit dem Kredenzteller zu mir herantrat und das strahlend grosse Auge gegen mich aufhob, griff ich in der Zerstreuung zu einem leeren, statt zu einem gefüllten Becher. Sie lächelte über meinen Missgriff. Ihr Lächeln war schon damals so wundersam glänzend, es zog sich über ihre Lippen schon jener berauschende Schmelz, der wahrscheinlich von den Kuss-Elfen herrührte, die in den Mundwinkeln lauschten.

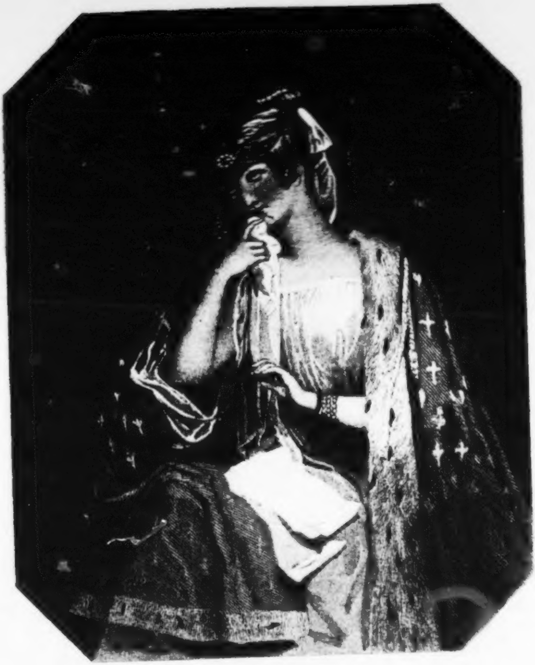
Als ich von Wittenberg heimkehrte und das Lächeln Ophelias mir wieder entgegenleuchtete, vergass ich darüber alle Spitzfündigkeiten der Scholastik, und mein Nachgrübeln betraf nur die holden Fragen : Was bedeutet jenes Lächeln? Was bedeutet jene Stimme, jener geheimnissvoll schmachtende Flötenton? Woher empfangen jene Augen ihre seligen Strahlen? Ist es ein Abglanz des Himmels, oder erglänzt der Himmel nur von dem Wiederschein dieser Augen? Steht jenes Lächeln im Zusammenhang mit der stummen Musik des Sphärentanzes, oder ist es nur die irdische Signatur der übersinnlichsten Harmonien? Eines Tages, als wir im Schlossgarten zu Helsingör uns ergingen, zärtlich scherzend und kosend, die Herzen in voller Sehnsuchtsblüthe... es bleibt mir unvergesslich, wie bettelhaft der Gesang der Nachtigallen abstach gegen die himmelhauchende Stimme Ophelias, und wie armselig blöde die Blumen aussahen mit ihren bunten Gesichtern ohne Lächeln, wenn ich sie zufällig verglich mit dem holdseligen Munde Ophelias! Die schlanke Gestalt, wie wandlende Lieblichkeit schwebte sie neben mir einher.

Ach! das ist der Fluch schwacher Menschen, dass sie jedesmal, wenn ihnen eine grosse Unbill wiederfährt, zunächst an dem Besten und Liebsten was sie besitzen, ihren Unmuth auslassen. Und der arme Hamlet zerstörte zunächst seine Vernunft, das herrliche Kleinod, stürzte sich durch verstellte Geistesverwirrung in den entsetzlichen Abgrund der wirklichen Tollheit, und quälte sein armes Mädchen, mit höhnischen Stachelreden... Das arme Ding! das fehlte noch, dass der Geliebte ihren Vater für eine Ratte hielt und ihn todtstach... Da musste sie ebenfalls von Sinnen kommen! Aber ihr Wahnsinn ist nicht so schwarz und brütend düster wie der Hamletische, sondern er gaukelt, gleichsam besänftigend, mit süssen Liedern, um ihr krankes Haupt... Ihre sanfte Stimme schmilzt ganz in Gesang, und Blumen und wieder Blumen winden sich durch all ihr Denken. Sie singt und flechtet Kränze und schmückt damit ihre Stirn, und lächelt mit ihrem strahlenden Lächeln, armes Kind!...

Es neigt ein Weidenbaum sich über'n Bach,
Und zeigt im klaren Strom sein grünes Laub,
Mit welchem sie phantastisch Kränze wand
Von Hahnfuss, Nesseln, Maasslieb, Kukuksblumen.
Dort, als sie aufklomm, um ihr Laubgewinde
An den gesenkten Aesten aufzuhängen,
Zerbrach ein falscher Zweig, und niederfielen
Die rankenden Trophäen und sie selbst
Ins weinende Gewässer. Ihre Kleider
Verbreiteten sich weit, und trugen sie
Sirenengleich ein Weilchen noch empor,
Indess sie Stellen alter Weisen sang,
Als ob sie nicht die eigne Noth begriffe,
Wie ein Geschöpf, geboren und begabt
Für dieses Element. Doch lange währt' es nicht
Bis ihre Kleider, die sich schwer getrunken,
Das arme Kind von ihren Melodien
Hinuntergezogen in den schlamm'gen Tod.

Doch was erzähl ich Euch diese kummervolle Geschichte. Ihr kennt sie alle von frühester Jugend, und ihr habt oft genug geweint über die alte Tragödie von Hamlet dem Dänen, welcher die arme Ophelia liebte, weit mehr liebte als tausend Brüder mit ihrer Gesammtliebe sie zu lieben vermochten, und welcher verrückt wurde, weil ihm der Geist seines Vaters erschien, und weil die Welt aus ihren Angeln gerissen war und er sich zu schwach fühlte, um sie wieder einzufügen, und weil er im deutschen Wittenberg vor lauter Denken das Handeln verlernt hatte, und weil ihm die Wahl stand, entweder wahnsinnig zu werden oder eine rasche That zu begehn, und weil er als Mensch überhaupt grosse Anlagen zur Tollheit in sich trug.

Wir kennen diesen Hamlet wie wir unser eignes Gesicht kennen, das wir so oft im Spiegel erblicken, und das uns dennoch weniger bekannt ist, als man glauben sollte; denn begegnete uns jemand auf der Strasse, der ganz so aussähe wie wir selber, so würden wir das befremdlich wohlbekannte Antlitz nur instinktmässig und mit geheimen Schreck anglotzen, ohne jedoch zu merken, dass es unsere eignen Gesichtszüge sind, die wir eben erblickten.



CORDELIA.

(*KŒNIG LEAR.*)

In diesem Stücke liegen Fussangel und Selbstschüsse für den Leser, sagt ein englischer Schriftsteller. Ein anderer bemerkt, diese Tragödie sei ein Labyrinth, worin sich der Commentator verirren, und am Ende Gefahr laufen könne, von dem Minotaur, der dort haust, erwürgt zu werden; er möge hier das kritische Messer nur zur Selbstvertheidigung gebrauchen. Und in der That, ist es jedenfalls eine missliche Sache, den Shakspear zu kritisiren, ihn, aus dessen Worten uns beständig die schärfste Kritik unserer eignen Gedanken und Handlungen entgegen lacht: so ist es fast unmöglich, ihn in dieser Tragödie zu beurtheilen, wo sein Genius bis zur schwindlichsten Höhe sich emporschwang.

Ich wage mich nur bis an die Pforte dieses Wunderbaus, nur bis zur Exposizion, die schon gleich unser Erstaunen erregt. Die Expositionen sind überhaupt in Shakspear's Tragödien bewunderungswürdig. Durch diese ersten Eingangs-Scenen werden wir schon gleich aus unseren Werkeltagsgefühlen und Zunftgedanken herausgerissen, und in die Mitte jener ungeheuern Begebenheiten versetzt, womit der Dichter unsere Seelen erschüttern und reinigen will. So eröffnet sich die Tragödie des Macbeth mit der Begegnung der Hexen, und der weissagende Spruch derselben unterjocht nicht bloss das Herz des schottischen Feldherrn, den wir siegestrunken auftreten sehen, sondern auch unser eignes Zuschauerherz, das jetzt nicht mehr loskann, bis alles erfüllt und beendigt ist. Wie in Macbeth das wüsste, sinnebetäubende Grauen der blutigen Zauberwelt schon im Beginn uns erfasst, so überfröstelt uns der Schauer des bleichen Geisterreichs bereits in den ersten Scenen des Hamlet, und wir können uns hier nicht loswinden von den gespenstischen Nachtgefühlen, von dem Alpdrücken der unheimlichsten Aengste, bis alles vollbracht, bis Dänemarks Luft, die von Menschenfäulniss geschwängert war, wieder ganz gereinigt ist.

In den ersten Scenen des Lear werden wir auf gleicher Weise unmifttelbar hineingezogen in die fremden Schicksale, die sich vor unseren Augen ankündigen, entfalten und abschliessen. Der Dichter gewährt uns hier ein Schauspiel, das noch entsetzlicher ist als alle Schrecknisse der Zauberwelt und des Geisterreichs : er zeigt uns nämlich die menschliche Leidenschaft, die alle Vernunftdämme durchbricht, und in der furchtbaren Majestät eines königlichen Wahnsinns hinaustobt, wetteifernd mit der empörten Natur in ihrem wildesten Aufruhr. Aber ich glaube, hier endet die ausserordentliche Obmacht, die spielende Willkühr, womit Shakspear seinen Stoff immer bewältigen konnte; hier beherrscht ihn sein Genius weit mehr als in den erwähnten Tragödien, in Macbeth und Hamlet, wo er, mit künstlerischer Gelassenheit, neben den dunkelsten Schatten der Gemüthsnacht, die rosigsten Lichter des Witzes, neben den wildesten Handlungen, das heiterste Stillleben, hinmalen konnte. Ja, in der Tragödie Macbeth lächelt uns eine sanfte befriedete Natur entgegen: an den Fensterfliesen des Schlosses, wo die blutigste Unthat verübtwird, kleben stille Schwalbennester; ein freundlicher schottischer Sommer, nicht zu warm, nicht zu kühl, weht durch das ganze Stück; überall schöne Bäume und grünes Laubwerk, und am Ende gar kommt ein ganzer Wald einhermarschiert, Birnam-Wald kommt nach Dunsinane. Auch in Hamlet kontrastirt die liebliche Natur mit der Schwüle der Handlung; bleibt es auch Nacht in der Brust des Helden, so geht doch die Sonne darum nicht minder morgenröthlich auf, und Polonius ist ein amüsanter Narr, und es wird ruhig Komödie gespielt, und unter grünen Bäumen sitzt die arme Ophelia, und mit bunten, blühenden Blumen windet sie ihre Kränze. Aber in Lear herrschen keine solche Contraste zwischen der Handlung und der Natur, und die entzügelten Elemente heulen und stürmen um die Wette mit dem wahnsinnigen König. Wirkt ein sittliches Ereigniss ganz ausserordentlicher Art auch auf die sogenannte leblose Natur? Befindet sich zwischen dieser und dem Menschengemüth ein äusserlich sichtbares Wahlverhältniss? Hat unser Dichter dergleichen erkannt und darstellen wollen?

Mit der ersten Scene dieser Tragödie werden wir, wie gesagt, schon in die Mitte der Ereignisse geführt, und wie klar auch der Himmel ist, ein scharfes Auge kann das künftige Gewitter schon voraussehen. Da ist ein Wölkchen im Verstande Lears, welches sich später zur schwärzesten Geistesnacht verdichten wird. Wer in dieser Weise alles verschenkt, der ist schon verrückt. Wie das Gemüth des Helden, so lernen wir auch den Charakter der Töchter schon in der Exposizionsscene kennen, und namentlich rührt uns schon gleich die schweigsame Zärtlichkeit Cordelias, der modernen Antigone, die an Innigkeit die antike Schwester noch übertrifft. Ja, sie ist ein reiner Geist, wie es der König erst im Wahnsinn einsieht. Ganz rein? Ich glaube, sie ist ein bischen eigensinnig, und dieses Fleckchen ist ein Vatermal. Aber wahre Liebe ist sehr verschämt und hasst allen Wortkram; sie kann nur weinen und verbluten. Die wehmüthige Bitterkeit, womit Cordelia auf die Heuchelei der Schwestern anspielt, ist von der zartesten Art, und trägt ganz den Charakter jener Ironie, deren sich der Meister aller Liebe, der Held des Evangeliums, zuweilen bediente. Ihre Seele entladet sich des gerechtesten Unwillens und offenbart zugleich ihren ganzen Adel in den Worten:

> Fürwahr, nie heurath' ich, wie meine Schwestern, um bloss meinen Vater zu lieben.

JULIE.

(*ROMEO UND JULIE.*)

In der That, jedes Shakspear'sche Stück hat sein besonderes Clima, seine bestimmte Jahrszeit und seine lokalen Eigenthümlichkeiten. Wie die Personen in jedem dieser Dramen, so hat auch der Boden und der Himmel, der darin sichtbar wird, eine besondere Physionomie. Hier, in Romeo und Julie, sind wir über die Alpen gestiegen und befinden uns plötzlich in dem schönen Garten, welcher Italien heisst…

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn? —

Es ist das sonnige Verona, welches Shakspear zum Schauplatze gewählt hat für die Grossthaten der Liebe, die er in Romeo und Julie verherrlichen wollte. Ja, nicht das benannte Menschenpaar, sondern die Liebe selbst ist der Held in diesem Drama. Wir sehen hier die Liebe jugendlich übermüthig auftreten, allen feindlichen Verhältnissen Trotz bietend, und Alles besiegend... Denn sie fürchtet sich nicht, in dem grossen Kampfe zu dem schrecklichsten aber sichersten Bundesgenossen, dem Tode, ihre Zuflucht zu nehmen. Liebe im Bündnisse mit dem Tode ist unüberwindlich. Liebe! Sie ist die höchste und siegreichste aller Leidenschaften. Ihre weltbezwingende Stärke besteht aber in ihrer schrankenlosen Grossmuth, in ihrer fast übersinnlichen Uneigennützigkeit, in ihrer aufopferungsüchtigen Lebensverachtung. Für sie giebt es kein *Gestern* und sie denkt an kein Morgen... Sie begehrt nur des heutigen Tages, aber diesen verlangt sie ganz, unverkürzt, unverkümmert... Sie will nichts davon aufsparen für die Zukunft und verschmäht die aufgewärmten Reste der Vergangenheit... «Vor mir Nacht, hinter mir Nacht»... Sie ist eine wandelnde Flamme zwischen zwei Finsternissen... Woher entsteht sie?... Aus unbegreiflich winzigen Fünkchen!... Wie endet sie?... Sie erlöscht spurlos, eben so unbegreiflich... Je wilder sie brennt, desto früher erlöscht sie... Aber das hindert sie nicht, sich ihren lodernden Trieben ganz hinzugeben, als dauerte ewig dieses Feuer...

Ach, wenn man zum zweitenmal im Leben von der grossen Glut, erfasst wird, so fehlt leider dieser Glaube an ihrer Unsterblichkeit, und die schmerzlichste Erinnerung sagt uns, dass sie sich am Ende selber aufzehrt.... Daher die Verschiedenheit der

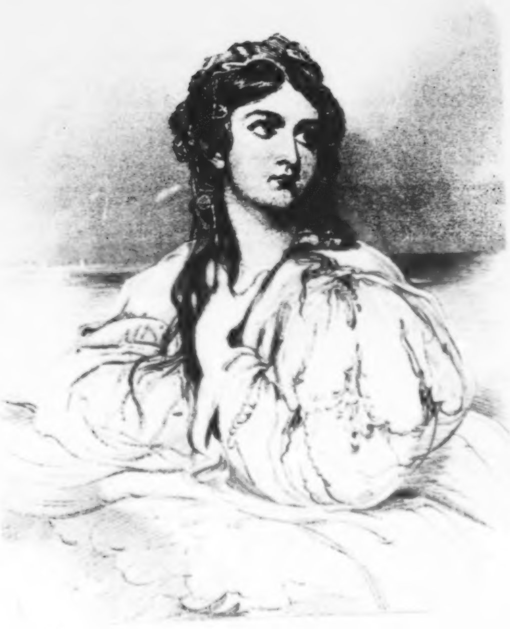
Melancholie bei der ersten Liebe und bei der zweiten... Bei der ersten denken wir, dass unsere Leidenschaft nur mit tragischem Tode endigen müsse, und in der That, wenn nicht anders die entgegendrohenden Schwierigkeiten zu überwinden sind, entschliessen wir uns leicht mit der Geliebten ins Grab zu steigen... Hingegen bei der zweiten Liebe liegt uns der Gedanke im Sinne, dass unsere wildesten und herrlichsten Gefühle sich mit der Zeit in eine zahme Lauheit verwandeln, dass wir die Augen, die Lippen, die Hüften, die uns jetzt so schauerlich begeistern, einst mit Gleichgültigkeit betrachten werden... Ach! dieser Gedanke ist melancholischer als *jede Todesahnung!... Das ist ein trostloses* Gefühl, wenn wir im heissesten Rausche an künftige Nüchternheit und Kühle denken, und aus Erfahrung wissen, dass die hochpoetischen heroischen Leidenschaften ein so kläglich prosaisches Ende nehmen!...

Diese hochpoetischen heroischen Leidenschaften! Wie die Theaterprinzessinnen gebehrden sie sich, und sind hochroth geschminkt, prachtvoll kostumirt, mit funkelndem Geschmeide beladen, und wandeln stolz einher und deklamiren in gemessenen Jamben... Wenn aber der Vorhang fällt, zieht die arme Prinzessin ihre Werkeltagskleider wieder an, wischt sich die Schminke von den Wangen, sie muss den Schmuck dem Garderobemeister überliefern, und schlotternd hängt sie sich an den Arm des ersten besten Stadtgerichtsreferendarii, spricht schlechtes Berliner Deutsch, steigt mit ihm in eine Mansarde, und gähnt und legt sich schnarchend aufs Ohr, und hört nicht mehr die süssen Betheurungen : « Sie spielten jettlich, auf Ehre »...

Ich wage es nicht Shakspear im mindesten zu tadeln, und nur meine Verwunderung möchte ich darüber aussprechen, dass er den Romeo erst eine Leidenschaft für Rosalinde empfinden lässt, ehe er ihn Julien zuführt. Trotz dem, dass er sich der zweiten Liebe ganz hingiebt, nistet doch in seiner Seele eine gewisse Skepsis, die sich in ironischen Redensarten kundgiebt, und nicht selten an Hamlet erinnert. Oder ist die zweite Liebe bei dem Manne die stärkere, eben weil sie alsdann mit klarem Selbsbewusstseyn gepaart ist? Bei dem *Weibe giebt* es keine zweite Liebe, seine Natur ist zu zart, als dass sie zweimal das furchtbarste Erdbeben des Gemüthes überstehen könnte. Betrachtet Julie. Wäre sie im Stande zum zweiten Male die überschwenglichen Seligkeiten und Schrecknisse zu ertragen, zum zweiten Male aller Angst trotzbietend, den schauderhaften Kelch zu leeren? Ich glaube, sie hat genug am ersten Male, diese arme Glückliche, dieses reine Opfer der grossen Passion.

Julie liebt zum ersten Male, und liebt mit voller Gesundheit des Leibes und der Seele. Sie ist vierzehn Jahre alt, was in Italien so viel gilt, wie siebzehn Jahre nordischer Währung. Sie ist eine Rosenknospe, die eben, vor unseren Augen, von Romeos Lippen aufgeküsst ward, und sich in jugendlicher Pracht entfaltet. Sie hat weder aus weltlichen noch aus geistlichen Büchern gelernt was Liebe ist; die Sonne hat es ihr gesagt und der Mond hat es ihr wiederholt, und wie ein Echo hat es ihr Herz nachgesprochen, als sie sich nächtlich unbelauscht glaubte. Aber Romeo stand unter dem Balkone und hat ihre Reden gehört, und nimmt sie beim Wort. Der Charakter ihrer Liebe ist Wahrheit und Gesundheit. Das Mädchen athmet Gesundheit und Wahrheit, und es ist rührend anzuhören, wenn sie sagt:

Du weisst, die Nacht verschleiert mein Gesicht,
Sonst färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was du vorhin mich sagen hörtest.
Gern hielt' ich streng auf Sitte, möchte gern
Verläugnen, was ich sprach: doch weg mit Förmlichkeit!
Sag', liebst du mich? Ich weiss, du wirst's bejahn,
Und will dem Worte trau'n; doch wenn du schwörst,
So kannst du treulos werden; wie sie sagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O holder Romeo! wenn du mich liebst:
Sag's ohne Falsch! Doch dächtest du, ich sei
Zu schnell besiegt, so will ich finster blicken,
Will widerspänstig seyn, und Nein dir sagen,
So du dann werben willst: sonst nicht um Alles.
Gewiss, mein Montague, ich bin zu herzlich;
Du könntest denken, ich sei leichten Sinns.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer seyn
Als sie, die fremd zu thun geschickter sind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd gethan,
Wär' ich von dir, eh' ich's gewahrte, nicht
Belauscht in Liebesklagen. Drum vergieb!
Schilt diese Hingebung nicht Flatterliebe,
Die so die stille Nacht verrathen hat.



DESDEMONA.

(OTHELLO.)

Ich habe oben beiläufig angedeutet, dass der Charakter des Romeo etwas Hamletisches enthalte. In der That, ein nordischer Ernst wirft seine Streifschatten über dieses glühende Gemüth. Vergleicht man Julie mit Desdemona, so wird ebenfalls in jener ein nordisches Element bemerkbar; bei aller Gewalt ihrer Leidenschaft, bleibt sie doch immer ihrer selbst-bewusst und im klarsten Selbstbewusstseyn Herrin ihrer That. Julie liebt und denkt und handelt. Desdemona liebt und fühlt und gehorcht, nicht dem eignen Willen, sondern dem stärkern Antrieb. Ihre Vortrefflichkeit besteht darin, dass das Schlechte auf ihre edle Natur keine solche Zwangsmacht ausüben kann wie das Gute. Sie wäre gewiss immer im Palazzo ihres Vaters geblieben, ein schüchternes Kind, den häuslichen Geschäften obliegend; aber die Stimme des Mohren drang in ihr Ohr, und obgleich sie die Augen niederschlug, sah sie doch sein Antlitz in seinen Worten, in seinen Erzählungen, oder wie sie sagt : « in seiner Seele »... und dieses leidende, grossmüthige, schöne, weisse Seelenantlitz übte auf ihr Herz den unwiderstehlich hinreissenden Zauber. Ja, er hat Recht, ihr Vater, Seine Wohlweisheit der Herr Senator Brabanzio, eine mächtige Magie war Schuld daran, dass sich das bange zarte Kind zu dem Mohren hingezogen fühlte und jene hässlich schwarze Larve nicht fürchtete, welche der grosse Haufe für das wirkliche Gesicht Othellos hielt...

Julias Liebe ist thätig, Desdemonas Liebe ist leidend. Sie ist die Sonnenblume, die selber nicht weiss, dass sie immer dem hohen Tagesgestirn ihr Haupt zuwendet. Sie ist die wahre Tochter des Südens, zart, empfindsam, geduldig, wie jene schlanken, grossäugigen Frauenlichter, die aus sanskrittischen Dichtungen so lieblich, so sanft, so träumerisch hervorstrahlen. Sie mahnt mich immer an die Sakontala des Kalidasa, des indischen Shakspears.

Der englische Kupferstecher, dem wir das vorstehende Bildniss der Desdemona verdanken, hat ihren grossen Augen vielleicht einen zu starken Ausdruck von Leidenschaft verliehen. Aber, ich glaube bereits angedeutet zu haben, dass der Contrast des Gesichtes und des Charakters immer einen interessanten Reiz ausübt. Jedenfalls aber ist dieses Gesicht sehr schön, und namentlich dem Schreiber dieser Blätter muss es sehr gefallen, da es ihn an jene hohe Schöne erinnert, die Gottlob an seinem eignen Antlitz nie sonderlich gemäkelt hat und dasselbe bis jetzt nur in seiner Seele sah...

Ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein.
Er fragte die Geschichte meines Lebens
Von Jahr zu Jahr; Belagerungen, Schlachten
Und jedes Schicksal, das ich überstand.
Ich lief sie durch, von meinem Knabenalter
Bis zu dem Augenblick, wo er gebot,
Sie zu erzählen. Sprechen musst' ich da
Von höchst unglücklichen Ereignissen,
Von rührendem Geschick zu See und Land,
Wie in der Bresche ich gewissem Tod'
Kaum um die Breite eines Haars entwischte;
Wie mich ein trotz'ger Feind gefangen nahm,
Der Sklaverei verkaufte; wie ich mich
Draus gelöst, und die Geschichte dessen,
Wie ich auf meinen Reisen mich benahm.
Von öden Höhlen, unfruchtbaren Wüsten,
Von rauhen Gruben, Felsen, Hügeln, die
Mit ihren Häuptern an den Himmel rühren,
Hat' ich sodann zu sprechen Anlass, auch
Von Cannibalen, die einander fressen,
Anthropophagen, und dem Volke, dem
Die Köpfe wachsen unter ihren Schultern.
Von solchen Dingen zu vernehmen, zeigte
Bei Desdemona sich sehr grosse Neigung;
Doch riefen Hausgeschäfte stets sie ab,
Die sie beseitigte mit schnellster Hast;
Kam sie zurück, mit gier'gem Ohr verschlang sie
Was ich erzählte. Dies bemerkend, nahm
Ich eine weiche Stunde wahr, und fand
Gelegne Mittel, ihr aus ernster Brust
Die Bitte zu entwinden : Dass ausführlich
Ich schild're ihr die ganze Pilgerschaft,

Von der sie stückweis' etwas wohl gehört,
Doch nicht zusammenhängend. Ich gewährt' es,
Und oft hab' ich um Thränen sie gebracht,
Wenn ich von harten, traur'gen Schlägen sprach,
Die meine Jugend trafen! Auserzählt,
Lohnt eine Welt voll Seufzer meine Müh'.
Sie schwor: In Wahrheit! seltsam, mehr als seltsam!
Und kläglich sei es, kläglich wundersam!
Sie wünschte, dass sie nichts davon gehört,
Und wünschte doch, dass sie der Himmel auch
Zu solchem Mann gemacht. Sie dankte mir,
Und bat, wofern ein Freund von mir sie liebe,
Ihn nur zu lehren, wie er die Geschichte
Von meinem Leben müss' erzählen.
Dann werb' er sie. Ich sprach auf diesen Wink:
Sie liebe mich, weil ich Gefahr bestand,
Und weil sie mich bedaure, lieb' ich sie.

Dieses Trauerspiel soll eine der letzten Arbeiten Shakspear's gewesen seyn, wie Titus Andronikus für sein Erstlingswerk erklärt wird. Dort wie hier ist die Leidenschaft einer schönen Frau zu einem hässlichen Mohren mit Vorliebe behandelt. Der reife Mann kehrte wieder zurück zu einem Problem, das einst seine Jugend beschäftigte. Hat er jetzt wirklich die Lösung gefunden? Ist diese Lösung eben so wahr als schön? Eine düstre Trauer erfasst mich manchmal, wenn ich dem Gedanken Raum gebe, dass vielleicht der ehrliche Jago, mit seinen bösen Glossen über die Liebe Desdemonas zu dem Mohren, nicht ganz Unrecht haben mag. Am allerwiderwärtigsten aber berühren mich Othello's Bemerkungen über die feuchten Hände seiner Gattin.

Ein eben so abentheuerliches und bedeutsames Beispiel der Liebe zu einem Mohren, wie wir in Titus Andronikus und Othello sehen, findet man in Tausend und eine Nacht, wo eine schöne Fürstin, die zugleich eine Zauberin ist, ihren Gemahl in einer statuenähnlichen Starrheit gefesselt hält, und ihn täglich mit Ruthen schlägt, weil er ihren Geliebten, einen hässlichen Neger, getödtet hat. Herzzerreissend sind die Klagetöne der Fürstin am Lager der schwarzen Leiche, die sie durch ihre Zauberkunst in einer Art von Scheinleben zu erhalten weiss, und mit verzweiflungsvollen Küssen bedeckt, und durch einen noch grössern Zauber, durch die Liebe, aus dem dämmernden Halbtode zu voller Lebenswahrheit erwecken möchte. Schon als Knabe frappirte mich in den arabischen Mährchen dieses Bild leidenschaftlicher und unbegreiflicher Liebe.

JESSIKA.

(KAUFMANN VON VENEDIG.)

Als ich dieses Stück in Drurilane aufführen sah, stand hinter mir, in der Loge, eine schöne blasse Brittin, welche am Ende des vierten Aktes heftig weinte und mehrmals ausrief: *the poor man is wronged!* (dem armen Mann geschieht Unrecht.) Es war ein Gesicht vom edelsten griechischen Schnitt, und die Augen waren gross und schwarz. Ich habe sie nie vergessen können, diese grossen und schwarzen Augen, welche um Shylok geweint haben!

Wenn ich aber an jene Thränen denke, so muss ich den Kaufmann von Venedig zu den Tragödien rechnen, obgleich der Rahmen des Stückes von den heitersten Masken, Satyrbildern und Amoretten verziert ist, und auch der Dichter eigentlich ein Lustspiel geben wollte. Shakspear hegte vielleicht die Absicht, zur Ergötzung des grossen Haufens einen gedrillten Währwolf darzustellen, ein verhasstes Fabelgeschöpf, das nach Blut lechzt, und dabei seine Tochter und seine Dukaten einbüsst und obendrein verspottet wird. Aber der Genius des Dichters, der Weltgeist, der in ihm waltet, steht immer höher als sein Privatwille, und so geschah es, dass er in Shylok, trotz der grellen Fratzenhaftigkeit, die Justifikazion einer unglücklichen Sekte aussprach, welche von der Vorsehung, aus geheimnissvollen Gründen, mit dem Hass des niedern und vornehmen Pöbels belastet worden, und diesen Hass nicht immer mit Liebe vergelten wollte.

Aber was sag' ich? der Genius des Shakspear erhebt sich noch über den Kleinhader zweier Glaubenspartheien, und sein Drama zeigt uns eigentlich weder Juden noch Christen, sondern Unterdrücker und Unterdrückte, und das wahnsinnig schmerzliche Aufjauchzen dieser letztern, wenn sie ihren übermüthigen Quälern die zugefügten Kränkungen mit Zinsen zurückzahlen können. Von Religionsverschiedenheit ist in diesem Stücke nicht die geringste Spur, und Shakspear zeigt in Shylok nur einen Menschen, dem die Natur gebietet seinen Feind zu hassen, wie er in Antonio und dessen Freunden keineswegs die Jünger jener göttlichen Lehre schildert, die uns befiehlt unsere Feinde zu lieben. Wenn Shylok dem Manne, der von ihm Geld borgen will, folgende Worte sagt :

Stets trug ich's mit geduld'gem Achselzucken,
Signor Antonio, viel und oftermals
Habt ihr auf dem Rialto mich geschmäht
Um meine Gelder, und um meine Zinsen ;

Denn dulden ist das Erbtheil unsers Stamms.
Ihr scheltet mich abtrünnig, einen Bluthund,
Und speit auf meinen jüdischen Rocklor,
Und alles, weil ich nutz', was mir gehört.
Gut denn, nun zeigt sich's, ihr braucht meine Hülfe :
Ei freilich ja, ihr kommt zu mir, ihr sprecht :
« Shylock, wir wünschten Gelder. » So sprecht Ihr,
Der mir den Auswurf auf den Bart geleert,
Und mich getreten, wie ihr von der Schwelle
Den fremden Hund stosst; Geld ist eu'r Begehren.
Wie sollt' ich sprechen nun? Sollt' ich nicht sprechen :
« Hat ein Hund Geld? Ist's möglich, dass ein Spitz
Dreitausend Dukaten leih'n kann? » Oder soll ich
Mich bücken, und in eines Schuldners Ton,
Demüthig wispern, mit verhaltnem Odem,
So sprechen : « Schöner Herr, am letzten Mittwoch
Spiet ihr mich an; ihr tratet mich den Tag;
Ein andermal hiesst ihr mich einen Hund :
Für diese Höflichkeiten will ich euch
Die und Gelder leih'n »

Da antwortet Antonio :

Ich könnte leichtlich wieder dich sò nennen,
Dich wieder anspei'n, ja mit Füssen treten. —

Wo steckt da die christliche Liebe! Wahrlich, Shakspear würde eine Satyre auf das Christenthum gemacht haben, wenn er es von jenen Personen repräsentiren liesse, die dem Shylok feindlich gegenüber stehen, aber dennoch kaum werth sind, demselben die Schuhriemen zu lösen. Der bankrotte Antonio ist ein weichliches Gemüth ohne Energie, ohne Stärke des Hasses und also auch ohne Stärke der Liebe, ein trübes Wurmherz, dessen Fleisch wirklich zu nichts besserm taugt, als «Fische damit zu angeln.» Die abgeborgten dreitausend Dukaten stattet er übrigens dem geprellten Juden keineswegs zurück. Auch Bassanio giebt ihm das Geld nicht wieder, und dieser ist ein ächter *fortune-hunter*, nach dem Ausdruck eines englischen Kritikers; er borgt Geld, um sich etwas prächtig herauszustaffiren und eine reiche Heirath, einen fetten Brautschatz, zu erbeuten; denn, sagt er zu seinem Freunde:

Euch ist nicht unbekannt, Antonio,
Wie sehr ich meinen Glücksstand hab' erschöpft,
Indem ich glänzender mich eingerichtet,
Als meine schwachen Mittel tragen konnten.
Auch jammer' ich jetzt nicht, dass die grosse Art
Mir untersagt ist; meine Sorg' ist bloss,
Mit Ehren von den Schulden loszukommen,
Worin mein Leben, etwas zu verschwendrisch,
Mich hat verstrickt. — —

Was gar den Lorenzo betrifft, so ist er der Mittschuldige eines der infamsten Hausdiebstale, und nach dem preussischen Landrecht würde er zu fünfzehn Jahre Zuchthaus verurtheilt und gebrandmarkt und an den Pranger gestellt werden; obgleich er nicht bloss für gestohlene

Dukaten und Juwelen, sondern auch für Naturschönheiten, Landschaften im Mondlicht und für Musik, sehr empfänglich ist. Was die andern edlen Venezianer betrifft, die wir als Gefährten des Antonio auftreten sehen, so scheinen sie ebenfalls das Geld nicht sehr zu hassen, und für ihren armen Freund, wenn er ins Unglück gerathen, haben sie nichts als Worte, gemünzte Luft. Unser guter Pietist Franz Horn macht hierüber folgende sehr wässrige, aber ganz richtige Bemerkung: « Hier ist nun billig die Frage aufzuwerfen: wie war es möglich, dass es mit Antonio's Unglück so weit kam? Ganz Venedig kannte und schätzte ihn, seine guten Bekannten wussten genau um die furchtbare Verschreibung, und dass der Jude auch nicht einen Punkt derselben würde auslöschen lassen. Dennoch lassen sie einen Tag nach dem andern verstreichen, bis endlich die drei Monate vorüber sind, und mit denselben jede Hoffnung auf Rettung. Es würde jenen guten Freunden, deren der königliche Kaufmann ja ganze Schaaren um sich zu haben scheint, doch wohl ziemlich leicht geworden seyn, die Summe von dreitausend Dukaten zusammen zu bringen, um ein Menschenleben — und welch' eines — zu retten; aber dergleichen ist denn doch immer ein wenig unbequem, und so thun die lieben guten Freunde, eben weil es nur sogenannte Freunde oder, wenn man will, halbe oder dreiviertel Freunde sind, — nichts und wieder nichts und gar nichts. Sie bedauern den vortrefflichen Kaufmann, der ihnen früher so schöne Feste veranstaltet hat, ungemein, aber mit gehöriger Bequemlichkeit, schelten, was nur das Herz und die Zunge vermag, auf Shylok, was gleichfalls ohne alle Gefahr geschehen kann, und meynen dann vermuthlich alle, ihre Freundschaftspflicht erfüllt zu haben. So sehr wir Shylok hassen müssen, so würden wir doch selbst ihm nicht verdenken können, wenn er diese Leute ein wenig verachtete, was er denn auch wohl thun mag. Ja er scheint zuletzt auc den Graziano, den Abwesenheit entschuldiget, mit jenen zu verwechseln und in Eine Classe zu werfen, wenn er die frühere Thatlosigkeit und jetzige Wortfülle mit der schneidenden Antwort abfertigt :

Bis du von meinem Schein das Siegel wegschiltst,
Thust du mit Schrei'n nur deiner Lunge weh.
Stell deinen Witz her, guter junger Mensch,
Sonst fällt er rettungslos in Trümmern dir.
Ich stehe hier um Recht.

Oder sollte etwa gar Lanzelot Gobbo als Repräsentant des Christenthums gelten? Sonderbar genug, hat sich Shakspear über letzteres nirgends so bestimmt geäussert wie in einem Gespräche, das dieser Schalk mit seiner Gebieterin führt. Auf Jessikas Aeussserung :

«Ich werde durch meinen Mann selig werden, er hat mich zu einer Christin gemacht»

antwortet Lanzelot Gobbo :

«Wahrhaftig, da ist er sehr zu tadeln. Es gab unser

> vorher schon Christen genug, grade so viele als neben einander gut bestehen konnten. Dies Christenmachen wird den Preis der Shweine steigern; wenn wir alle Schweinefleisch-Esser werden, so ist in Kurzem kein Schnittchen Speck in der Pfanne für Geld mehr zu haben.»

Wahrlich, mit Ausnahme Portia's, ist Shylok die respektabelste Person im ganzen Stück. Er liebt das Geld, er verschweigt nicht diese Liebe, er schreit sie aus, auf öffentlichem Markte... Aber es giebt etwas, was er dennoch höher schätzt als Geld, nämlich die Genugthuung für sein beleidigtes Herz, die gerechte Wiedervergeltung unsäglicher Schmähungen: und obgleich man ihm die erborgte Summe zehnfach anbietet, er schlägt sie aus, und die dreitausend, die zehnmal dreitausend Dukaten, gereuen ihn nicht, wenn er ein Pfund Herzfleisch seines Feindes damit erkaufen kann. «Was willst du mit diesem Fleische,» fragt ihn Salario. Und er antwortet:

> «Fisch'mit zu angeln. Sättigt es sonst niemanden, so sättigt es doch meine Rache. Er hat mich beschimpft, mir eine halbe Million gehindert, meinen Verlust belacht, meinen Gewinn bespottet, mein Volk geschmäht, meinen Handel gekreuzt, meine Freunde verleitet, meine Feinde gehetzt. Und was hat er für Grund? Ich bin ein Jude. Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmassen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unter-

worfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer, als ein Christ? Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen? Sind wir euch in allen Dingen ähnlich, so wollen wir's euch auch darin gleich thun. Wenn ein Jude einen Christen beleidigt, was ist seine Demuth? Rache. Wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was muss seine Geduld seyn nach christlichem Vorbild? Nu, Rache. Die Bosheit, die ihr mich lehrt, die will ich ausüben, und es muss schlimm hergehn, oder ich will es meinen Meistern zuvorthun.»

Nein, Shylok liebt zwar das Geld, aber es giebt Dinge, die er noch weit mehr liebt, unter andern auch seine Tochter, « Jessika, mein Kind. » Obgleich er in der höchsten Leidenschaft des Zorns sie verwünscht und todt zu seinen Füssen liegen sehen möchte, mit den Juwelen in den Ohren, mit den Dukaten im Sarg: so liebt er sie doch mehr als alle Dukaten und Juwelen. Aus dem öffentlichen Leben, aus der christlichen Societät, zurückgedrängt in die enge Umfriedung häuslichen Glückes, blieben ja dem armen Juden nur die Familiengefühle, und diese treten bei ihm hervor mit der rührendsten Innigkeit. Den Turkis, den Ring, den ihm einst seine Gattin, seine Lea, geschenkt, er hätte ihn nicht « für einen Wald von Affen » hingegeben. Wenn in der Gerichtsscene Bassanio folgende Worte zum Antonio spricht:

Ich hab' ein Weib zur Ehe, und sie ist

So lieb mir als mein Leben selbst, doch gilt
Sie höher als dein Leben nicht bei mir.
Ich gäbe alles hier, ja opfert' alles,
Das Leben selbst, mein Weib und alle Welt,
Dem Teufel da, um dich nur zu befrein.

Wenn Graziano ebenfalls hinzusetzt :

Ich hab' ein Weib, die ich, auf Ehre, liebe;
Doch wünscht' ich sie im Himmel, könnt' sie Mächte
Dort flehn, den hünd'schen Juden zu erweichen.

Dann regt sich in Shylok die Angst ob dem Schicksal seiner Tochter, die unter Menschen, welche ihre Weiber aufopfern könnten für ihre Freunde, sich verheurathet hat, und nicht laut, sondern « bei Seite » sagt er zu sich selber :

So sind die Christenmänner : ich hab' 'ne Tochter,
Wär' irgend wer vom Stamm des Barnabas
Ihr Mann geworden, lieber als ein Christ! —

Diese Stelle, dieses leise Wort, begründet das Verdammungsurtheil, welches wir über die schöne Jessika aussprechen müssen. Es war kein liebloser Vater, den sie verliess, den sie beraubte, den sie verrieth... Schändlicher Verrath! Sie macht sogar gemeinschaftliche Sache mit den Feinden Shylok's, und wenn diese zu Belmontet allerlei Missreden über ihn führen, schlägt Jessika nicht die Augen nieder, erbleichen nicht die Lippen Jessika's, sondern Jessika spricht von ihrem Vater das Schlimmste... Entsetzlicher Frevel! Sie hat kein Gemüth, sondern abentheuerlichen Sinn. Sie langweilte sich in dem streng verschlossenen, « ehrbaren » Hause des bittermüthigen Juden, das ihr endlich eine Hölle dünkte. Das leichtfertige Herz ward allzusehr angezogen von den heiteren Tönen der Trommel und der quergehalsten Pfeife. Hat Shakspear hier eine Jüdin schildern wollen? Wahrlich nein; er schildert nur eine Tochter Evas, einen jener schönen Vögel, die, wenn sie flügge geworden, aus dem väterlichen Neste fortflattern zu den geliebten Männchen. So folgte Desdemona dem Mohren, so Imogen dem Postumus. Das ist weibliche Sitte. Bei Jessika ist besonders bemerkbar eine gewisse zagende Schaam, die sie nicht überwinden kann, wenn sie Knabentracht anlegen soll. Vielleicht in diesem Zuge möchte man jene sonderbare Keuschheit erkennen, die ihrem Stamme eigen ist, und den Töchtern desselben einen so wunderbaren Liebreiz verleiht. Die Keuschheit der Juden ist vielleicht die Folge einer Opposizion, die sie von jeher gegen jenen orientalischen Sinnen- und Sinnlichkeitsdienst bildeten, der einst bei ihren Nachbaren, den Aegyptern, Phöniziern, Assyrern und Babyloniern in üppigster Blüthe stand, und sich, in beständiger Transformazion, bis auf heutigen Tag erhalten hat. Die Juden sind ein keusches, enthaltsames, ich möchte fast sagen, abstraktes Volk, und in der Sittenreinheit stehen sie am nächsten den germanischen

Stämmen. Die Züchtigkeit der Frauen bei Juden und Germanen ist vielleicht von keinem absoluten Werthe, aber in ihrer Erscheinung macht sie den lieblichsten, anmuthigsten und rührendsten Eindruck. Rührend bis zum Weinen ist es, wenn z. B. nach der Niederlage der Cimbern und Teutonen, die Frauen derselben den Marius anflehen, sie nicht seinen Soldaten, sondern den Priesterinnen der Vesta als Sklavinnen zu übergeben.

Es ist in der That auffallend, welche innige Wahlverwandschaft zwischen den beiden Völkern der Sittlichkeit, den Juden und Germanen, herrscht. Diese Wahlverwandschaft entstand nicht auf historischem Wege, weil etwa die grosse Familien - Chronik der Juden, die Bibel, der ganzen germanischen Welt als Erziehungsbuch diente, auch nicht weil Juden und Germanen von früh an die unerbittlichsten Feinde der Römer, und also natürliche Bundesgenossen waren : sie hat einen tiefern Grund, und beide Völker sind sich ursprünglich so ähnlich, dass man das ehemalige Palestina für ein orientalisches Deutschland ansehen könnte, wie man das heutige Deutschland für die Heimath des heiligen Wortes, für den Mutterboden des Prophetenthums, für die Burg der reinen Geistheit halten sollte.

Aber nicht bloss Deutschland trägt die Physiognomie Palestina's, sondern auch das übrige Europa erhebt sich zu den Juden. Jch sage erhebt sich, denn die Juden trugen schon im Beginne das moderne Princip in sich, welches sich heute erst bei den europäischen Völkern sichtbar entfaltet.

Griechen und Römer hingen begeistert an dem Boden, an dem Vaterlande. Die spätern nordischen Einwanderer in die Römer- und Griechenwelt hingen an die Person ihrer Häuptlinge, und an die Stelle des antiken Patriotismus trat im Mittelalter die Vasallentreue, die Anhänglichkeit an die Fürsten. Die Juden aber, von jeher, hingen nur an dem Gesetz, an dem abstrakten Gedanken, wie unsere neueren kosmopolitischen Republikaner, die weder das Geburtsland noch die Person der Fürsten, sondern die Gesetze als das Höchste achten. Ja, der Kosmopolitismus ist ganz eigentlich dem Boden Judäas entsprossen, und Christus, der, trotz dem Missmuthe des früher erwähnten Hamburger Spezereihändlers, ein wirklicher Jude war, hat ganz eigentlich eine Propaganda des Weltbürgerthums gestiftet. Was den Republikanismus der Juden betrifft, so erinnere ich mich im Josephus gelesen zu haben, dass es zu Jerusalem Republikaner gab, die sich den königlichgesinnten Herodianern entgegensetzten, am muthigsten fochten, niemanden den Namen « Herr » gaben, und den römischen Absolutismus aufs ingrimmigste hassten; Freiheit und Gleichheit war ihre Religion. Welcher Wahn!

Was ist aber der letzte Grund jenes Hasses, den wir in Europa zwischen den Anhängern der mosaischen Gesetze und der Lehre Christi bis auf heutigen Tag gewahren, und wovon uns der Dichter, indem er das Allgemeine im Besondern veranschaulichte, im Kaufmann von Venedig ein schauerliches Bild geliefert hat? Ist es der ursprüngliche Bruderhass, den wir schon gleich nach Erschaffung der Welt, ob der Verschiedenheit des Gottesdienstes, zwischen Kain und Abel entlodern sehen? Oder ist die Religion überhaupt nur Vorwand, und die Menschen hassen sich, um sich zu hassen, wie sie sich lieben, um sich zu lieben? Auf welcher Seite ist die Schuld bei diesem Groll? Ich kann nicht umhin zur Beantwortung dieser Frage eine Stelle aus einem Privatbriefe mitzutheilen, die auch die Gegner Shylok's justifizirt:

« Ich verdamme nicht den Hass, womit das gemeine Volk die Juden verfolgt; ich verdamme nur die unglückseligen Irrthümer, die jenen Hass erzeugten. Das Volk hat immer Recht in der Sache, seinem Hasse wie seiner Liebe liegt immer ein ganz richtiger Instinkt zu Grunde, nur weiss es nicht, seine Empfindungen richtig zu formuliren, und statt der Sache, trifft sein Groll gewöhnlich die Person, den unschuldigen Sündenbock zeitlicher oder örtlicher Missverhältnisse. Das Volk leidet Mangel, es fehlen ihm die Mittel zum Lebensgenuss, und obgleich ihm die Priester der Staatsreligion versichern, « dass man auf Erden sei, um zu entbehren und trotz Hunger und Durst der Obrigkeit zu gehorchen » — so hat doch das Volk eine geheime Sehnsucht nach den Mitteln des Genusses, und es hasst diejenigen, in deren Kisten und Kasten dergleichen aufgespeichert liegt; es hasst die Reichen und ist froh wenn ihm die Religion erlaubt, sich diesem Hasse mit vollem Gemüthe hinzugeben. Das gemeine Volk hasste in den Juden immer nur die Geldbesitzer, es war immer das aufgehäufte Metall, welches die Blitze seines Zornes auf die Juden herabzog.

Der jedesweilige Zeitgeist lieh nun immer jenem Hasse seine Parole. Im Mittelalter trug diese Parole die düstre Farbe der katholischen Kirche, und man schlug die Juden todt und plünderte ihre Häuser : « weil sie Christus gekreuzigt » — ganz mit derselben Logik, wie auf St. Domingo einige schwarze Christen, zur Zeit der Massacre, mit einem Bilde des gekreuzigten Heilands herumliefen und fanatisch schrieen : *les blancs l'ont tué, tuons tous les blancs.*

« Mein Freund, Sie lachen über die armen Neger; ich versichere Sie, die westindischen Pflanzer lachten damals nicht, und wurden niedergemetzelt, zur Sühne Christi, wie einige Jahrhunderte früher die europäischen Juden. Aber die schwarzen Christen auf St. Domingo hatten in der Sache ebenfalls Recht! die Weissen lebten müssig in der Fülle aller Genüsse, während der Neger im Schweisse seines schwarzen Angesichts für sie arbeiten musste, und zum Lohne nur ein Bischen Reismehl und sehr viele Peitschenhiebe erhielt; die Schwarzen waren das gemeine Volk. —

« Wir leben nicht mehr im Mittelalter, auch das gemeine Volk wird aufgeklärter, schlägt die Juden nicht mehr auf einmal todt, und beschönigt seinen Hass nicht mehr mit der Religion; unsere Zeit ist nicht mehr so naiv glaubensheiss, der tradizionelle Groll kleidet sich in modernen Redensarten, und der Pöbel in den Bierstuben wie in den Deputirtenkammern deklamirt wider die Juden mit merkantilischen, industriellen, wissenschaftlichen oder gar philosophischen Argumenten. Nur abgefeimte Heuchler geben noch heute ihrem Hass eine religiöse Färbung und verfolgen die Juden um Christi Willen; die grosse Menge gesteht offenherzig, dass hier materielle Interessen zu Grunde liegen, und sie will den Juden durch alle möglichen Mittel die Ausübung ihrer industriellen Fähigkeiten erschweren. Hier in Frankfurt z. B. dürfen jährlich nur vier und zwanzig Bekenner des mosaischen Glaubens heurathen, damit ihre Populazion nicht zunimmt und für die christlichen Handelsleute keine allzustarke Konkurenz erzeugt wird. Hier tritt der wirkliche Grund des Judenhasses mit seinem wahren Gesichte hervor, und dieses Gesicht trägt keine düster fanatishe Mönchsmiene, sondern die schlaffen aufgeklärten Züge eines Krämers, der sich ängstigt im Handel und Wandel von dem israelitischen Geschäftsgeist überflügelt zu werden.

« Aber ist es die Schuld der Juden, dass sich dieser Geschäftsgeist bei ihnen so bedrohlich entwickelt hat? Die Schuld liegt ganz an jenem Wahnsinn, womit man im Mittelalter die Bedeutung der Industrie verkannte, den Handel als etwas Unedles und gar die Geldgeschäfte als etwas Schimpfliches betrachtete, und deshalb den einträglichsten Theil solcher Industriezweige, namentlich die Geldgeschäfte, in die Hände der Juden gab; so dass diese, ausgeschlossen von allen anderen Gewerben, nothwendigerweise die raffinirtesten Kaufelsleute und Banquiers werden mussten. Man zwang sie reich zu werden und hasste sie dann wegen ihres Reichthums; und obgleich jetzt die Christenheit ihre Vorurtheile gegen die Industrie aufgegeben hat, und die Christen in Handel und Gewerb eben so grosse Spitzbuben und eben so reich wie die Juden geworden sind : so ist dennoch an diesen letztern der tradizionelle Volkshass haften geblieben, das Volk sieht in ihnen noch immer die Repräsentanten des Geldbesitzes und hasst sie. Sehen Sie, in der Weltgeschichte hat jeder Recht, sowohl der Hammer als der Amboss. »

PORTIA.

(KAUFMANN VON VENEDIG.)

« Wahrscheinlich wurden alle Kunstrichter von Shylok's erstaunlichem Charakter so geblendet und befangen, dass sie ihrerseits Portia ihr Recht nicht widerfahren liessen, da doch ausgemacht Shylok's Charakter in seiner Art nicht kunstreicher, noch vollendeter ist als Portia's in der ihrigen. Die zwei glänzenden Figuren sind beide ehrenwerth : werth zusammen in dem reichen Bann bezaubernder Dichtung und prachtvoller anmuthiger Formen zu stehen. Neben dem schrecklichen, unerbittlichen Juden, gegen seine gewaltigen Schatten durch ihre Glanzlichter abstechend, hängt sie wie ein prächtiger Schönheit-athmender Tizian neben einem herrlichen Rembrandt.

« Portia hat ihr gehöriges Theil von den angenehmen Eigenschaften, die Shakspear über viele seiner weiblichen Charaktere ausgegossen; neben der Würde aber, der Süssigkeit und Zärtlichkeit, welche ihr Geschlecht überhaupt auszeichnen, auch noch ganz eigenthümliche, besondere Gaben: hohe geistige Kraft, begeisterte Stimmung, entschiedene Festigkeit und allem obschwebende Munterkeit. Diese sind angeboren; sie hat aber noch andere ausgezeichnete äusserlichere Eigenschaften, die aus ihrer Stellung und ihren Bezügen hervorgehen. So ist sie Erbin eines fürstlichen Namens und unberechenbaren Reichthums; ein Gefolg dienstwilliger Lustbarkeiten hat sie stets umgeben; von Kindheit an hat sie eine mit Wohlgerüchen und Schmeicheldüften durchwürzte Luft geathmet. Daher eine gebieterische Anmuth, eine vornehme hehre Zierlichkeit, ein Geist der Pracht in allem was sie thut und sagt, als die von Geburt an mit dem Glanze vertraute. Sie wandelt einher, wie in Marmorpalästen, unter goldverzierten Decken, auf Fussböden von Ceder und Mosaïken von Jaspis und Porphyr, in Gärten mit Standbildern, Blumen und Quellen und geisterartig flüsternder Musik. Sie ist voll eindringender Weisheit, unverfälschter Zärtlichkeit und lebhaften Witzes. Da sie aber nie Mangel, Gram, Furcht oder Misserfolg gekannt, so hat ihre Weisheit keinen Zug von Düsterheit oder Trübheit; all' ihre Regungen sind mit Glauben, Hoffnung, Freude versetzt; und ihr Witz ist nicht im mindesten böswillig oder beissend.»

Obige Worte entlehne ich einem Werke der Frau Jameson, welches «Moralische, poetische und historische Frauen-Charaktere» betitelt. Es ist in diesem Buche nur von Shakspear'schen Weibern die Rede, und die angeführte Stelle zeugt von dem Geiste der Verfasserin, die wahrscheinlich von Geburt eine Schottin ist.

Was sie über Portia im Gegensatz zu Shylok sagt, ist nicht bloss schön sondern auch wahr. Wollen wir letzteren, in üblicher Auffassung, als den Repräsentanten des starren, ernsten, kunstfeindlichen Judäas betrachten, so erscheint uns dagegen Portia als die Repräsentantin jener Nachtblüthe des griechischen Geistes, welche von Italien aus, im sechszehnten Jahrhundert, ihren holden Duft über die Welt verbreitete und welche wir noch heute unter dem Namen « die Renaissançe » lieben und schätzen. Portia ist zugleich die Repräsentantin des heitern Glükes im Gegensatze zu den düstern Missgeschick, welches Shylok repräsentirt. Wie blühend, wie rosig, wie reinklingend ist all ihr Denken und Sprechen, wie freudewarm sind ihre Worte, wie schön alle ihre Bilder, die meistens der Mythologie entlehnt sind! Wie trübe, kneifend und hässlich sind dagegen die Gedanken und Reden des Shylok, der im Gegentheil nur alttestamentalische Gleichnisse gebraucht! Sein Witz ist krampfhaft und ätzend, seine Metaphern sucht er unter den widerwärtigsten Gegenständen, und sogar seine Worte sind zusammengequetschte Misslaute, schrill, zischend und quirrend. Wie die Personen so ihre Wohnungen. Wenn wir sehen, wie der Diener Jehovas, der weder ein Abbild Gottes noch des Menschen, des erschaffenen Konterfey Gottes, in seinem «ehrbaren Hause» duldet, und sogar die Ohren desselben, die Fenster, verstopft, damit die Töne des heidnischen Mummenschanz nicht hineindringen in sein « ehrbares Haus »... so sehen wir im Gegentheil das kostbarste und geschmackvollste Villeggiatura - Leben in dem schönen Palazzo zu Belmontet, wo lauter Licht und Musik, wo unter Gemälden, marmornen Statuen und hohen Lorbeerbäumen die geschmückten Freier lustwandeln und über Liebesräthsel sinnen, und inmitten aller Herrlichkeit Signora Portia, gleich einer Göttin, hervorglänzt,

Das sonnige Haar die Schläf' umwallend.

Durch solchen Kontrast werden die beiden Hauptpersonen des Dramas so individualisirt, dass man darauf schwören möchte, es seien nicht Phantasiebilder eines Dichters, sondern wirkliche, weibgeborene Menschen. Ja, sie erscheinen uns noch lebendiger als die gewöhnlichen Naturgeschöpfe, da weder Zeit noch Tod ihnen etwas anhaben kann, und in ihren Adern das unsterblichste Blut, die ewige Poesie, pulsirt. Wenn du nach Venedig kommst und den Dogenpalast durchwandelst, so weisst du sehr gut, dass du weder im Saal der Senatoren noch auf der Riesentreppe dem Marino Falièri begegnen wirst; — an den alten Dandalo wirst du im Arsenale zwar errinnert, aber auf keiner der goldenen Galeren wirst du den blinden Helden suchen; — siehst du an einer Ecke der Strasse Santa eine Schlange in Stein gehauen, und an der andern Ecke den geflügelten Löwen, welcher das Haupt der Schlange in der Tatze hält, so kömmt dir vielleicht der stolze Carmagnole in den Sinn, doch nur auf einen Augenblick: — Aber weit mehr als an alle solche historische Personen denkst du zu Venedig an Shakspear's Shylok, der immer noch lebt, während jene im Grabe längst vermodert sind, — und wenn du über den Rialto steigst, so sucht ihn dein Auge überall, und du meinst er müsse dort hinter irgend einem Pfeiler zu finden seyn, mit seinem jüdischen Rokolor, mit seinem misstrauisch berechnenden Gesicht, und du glaubst manchmal sogar seine kreischende Stimme zu hören : « dreitausend Dukaten — gut. »

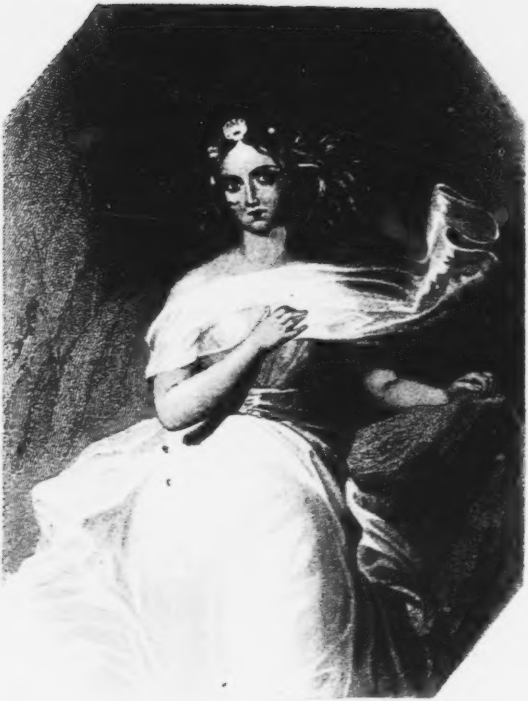
Ich wenigstens, wandelnder Traumjäger, wie ich bin, ich sah mich auf dem Rialto überall um, ob ich ihn irgend fände, den Shylok. Ich hätte ihm etwas mitzutheilen gehabt, was ihm Vergnügen machen konnte, dass z. B. sein Vetter, Herr von Shylok zu Paris, der mächtigste Baron der Christenheit geworden, und von Ihrer Katolischen Majestät jenen Isabellenorden erhalten hat, welcher einst gestiftet ward, um die Vertreibung der Juden und Mauren aus Spanien zu verherrlichen. Aber ich bemerkte ihn nirgends auf dem Rialto, und ich entschloss mich daher den alten Bekannten in der Synagoge zu suchen. Die Juden feierten hier eben ihren heiligen Versöhnungstag und standen eingewickelt in ihren weissen Schaufäden-Talaren, mit unheimlichen Kopfbewegungen, fast aussehend wie eine Versammlung von Gespenstern. Die armen Juden, sie standen dort, fastend und betend, von frühestem Morgen, hatten seit dem Vorabend weder Speise noch Trank zu sich genommen, und hatten auch vorher alle ihre Bekannten um Verzeihung gebeten für etwanige Beleidigungen, die sie ihnen im Laufe des Jahres zugefügt, damit ihnen Gott ebenfals ihre Sünden verzeihe, — ein schöner Gebrauch, welcher sich sonderbarer Weise bei diesen Leuten findet, denen doch die Lehre Christi ganz fremd geblieben ist!

Indem ich, nach dem alten Shylok umherspähend, all die blassen, leidenden Judengesichter aufmerksan musterte, machte ich eine Entdeckung, die ich leider nicht verschweigen kann. Ich hatte nemlich denselben Tag das Irrenhaus San Carlo besucht, und jetzt, in der Synagoge, fiel es mir auf, dass in dem Blick der Juden derselbe fatale, halb stiere halb unstäte, halb pfiffige halb blöde Glanz flimmerte, welchen ich kurz vorher in den Augen der Wahnsinnigen zu San Carlo bemerkt hatte. Dieser unbeschreibliche, räthselhafte Blick zeugte nicht eigentlich von Geistesabwesenheit, als vielmehr von der Oberherrschaft einer fixen Idee. Ist etwa der Glaube an jenen ausserweltlichen Donnergott, den Moses aussprach, zur fixen Idee eines ganzen Volks geworden, das, trotz dem, dass man es seit zwei Jahrtausenden in die Zwangsjacke steckte und ihm die Dusche gab, dennoch nicht davon ablassen will — gleich jenem verrückten Advokaten, den ich in San Carlo sah, und der sich ebenfalls nicht ausreden liess, dass die Sonne ein englischer Käse sei, dass die Strahlen derselben aus lauter rothen Würmern bestünden, und dass ihm ein solcher herabgeschossener Wurmstrahl das Hirn zerfresse?

Ich will hiermit keineswegs den Werth jener fixen Idee bestreiten, sondern ich will nur sagen, dass die Träger derselben zu schwach sind, um sie zu beherrschen, und davon niedergedrückt nnd inkurabel werden. Welches Martyrthum haben sie schon um dieser Idee Willen erduldet! welches grössere Martyrthum steht ihnen noch bevor! Ich schaudre bei diesem Gedanken, und ein unendliches Mitleid rieselt mir durch's Herz. Während des ganzen Mittelalters bis zum heutigen Tag stand die herrschende Weltanschauung nicht in direktem Widerspruch mit jener Idee, die Moses den Juden aufgebürdet, ihnen mit heiligen Riemen angeschnallt, ihnen ins Fleisch eingeschnitten hatte; ja, von Christen und Mahometanern unterschieden sie sich nicht wesentlich, unterschieden sie sich nicht durch eine entgegengesetzte Synthese, sondern nur durch Auslegung und Shiboleth. Aber siegt einst Satan, der sündhafte Pantheismus, vor welchem uns sowohl alle Heiligen des alten und des neuen Testaments als auch des Corans bewahren mögen, so zieht sich über die Häupter der armen Juden ein Verfolgungsgewitter, das ihre früheren Erduldungen noch weit überbieten wird...

Trotz dem dass ich in der Synagoge von Venedig nach allen Seiten umherspähete, konnte ich das Antlitz des Shylok's nirgens erblicken. Und doch war es mir, als halte er sich dort verborgen, unter irgend einem jener weissen Talare, inbrünstiger betend als seine übrigen Glaubensgenossen, mit stürmischer Wildheit, ja mit Raserei hinaufbetend zum Throne Jehovas, des harten Gottkönigs! Ich sah ihn nicht. Aber gegen Abend, wo, nach dem Glauben der Juden, die Pforten des Himmels geschlossen werden und kein Gebet mehr Einlass erhält, hörte ich eine Stimme, worin Thränen rieselten, wie sie nie mit den Augen geweint werden... Es war ein Schluchzen, das einen Stein in Mitleid zu rühren vermochte... Es waren Schmerzlaute, wie sie nur aus einer Brust kommen konnten, die all das Martyrthum, welches ein ganzes gequältes Volk seit achtzen Jahrhunderten ertragen hat, in sich verschlossen hielt... Es war das Röcheln einer Seele, welche todtmüde niedersinkt vor den Himmelspforten... Und diese Stimme schien mir wohlbekannt, und mir war, als hätte ich sie einst gehört, wie sie eben so verzweiflunsgvoll jammerte : «Jessika, mein Kind!»

COMOEDIEN.



MIRANDA.

FERDINAND.

Warum weint Ihr?

MIRANDA.

Um meinen Unwerth; dass ich nicht darf bieten,
Was ich zu geben wünschte; noch viel minder,
Wonach ich todt mich sehnen werde, nehmen.
Doch das heisst tändeln, und je mehr es sucht,
Sich zu verbergen, um so mehr erscheint's
In seiner ganzen Macht. Fort, blöde Schlauheit!
Führ du das Wort mir, schlichte, heil'ge Unschuld!
Ich bin Eu'r Weib, wenn Ihr mich haben wollt,
Sonst sterb' ich Eure Magd; Ihr könnt mir's weigern,
Gefährtin Euch zu seyn, doch Dienerin
Will ich Euch seyn, Ihr wollet oder nicht.

FERDINAND.

Geliebte, Herrin, und auf immer ich
So unterthänig.

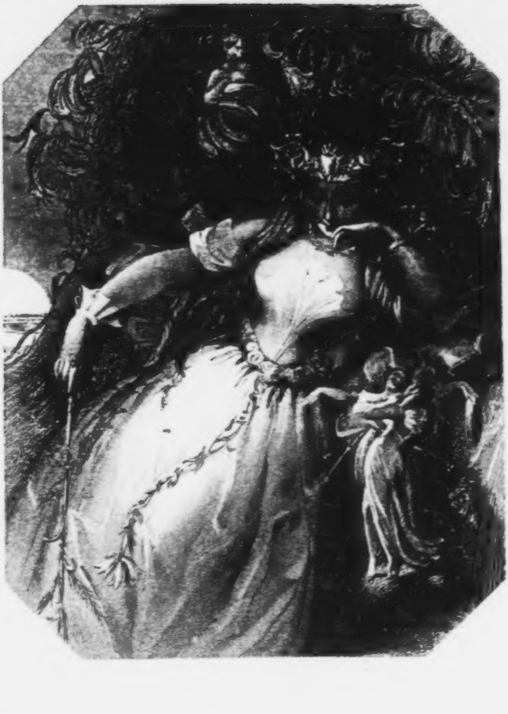
MIRANDA.

Mein Gatte denn?

FERDINAND.

Ja, mit so will'gem Herzen,
Als Dienstbarkeit sich je zur Freiheit wandte.
Hier habt ihr meine Hand.

Der Sturm. Act III, Scene I.



TITANIA.

(Titania kommt mit ihrem Gefolge.)

TITANIA.

Kommt! einen Ringel-, einen Feensang!
Dann auf das Drittel 'ner Minute fort!
Ihr, tödtet Raupen in den Rosenknospen!
Ihr Andern führt mit Fledermäusen Krieg,
Bringt ihrer Flügel Balg als Beute heim,
Den kleinen Elfen Röcke d'raus zu machen!
Ihr endlich, sollt den Kauz, der nächtlich kreischt
Und über unsre schmucken Geister staunt,
Von uns verscheuchen! Singt mich nun in Schlaf;
An eure Dienste dann und lasst mich ruh'n!

Ein Sommernachtstraum. Act II, Scene II.

PERDITA.

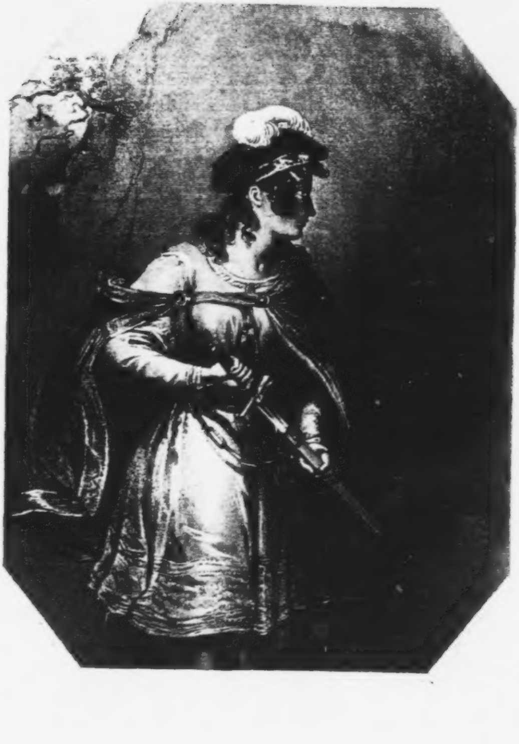
PERDITA.

— — Nehmt die Blumen!
Mich dünkt, ich spiel' ein Spiel, wie ich's um Pfingsten
Von Hirten sah; fürwahr, dies Prachtgewand
Verwandelt meine Stimmung.

FLORIZEL.

Was Ihr thut,
Veredelt all Eu'r Thun. Sprecht Ihr, so wünsch' ich,
Ihr sprächet immer; singt Ihr, möcht' ich, dass Ihr
So singend kauftet und verkauftet, und
Almosen gäbt und betetet, und Alles
So thätet, was Ihr thut; und wenn Ihr tanzet,
Wollt' ich, Ihr wäret Welle, stets zu tanzen,
Euch stets nur so, nicht anders zu bewegen,
Als Ihr Euch regt; denn jedes Euer Thun
Ist so in allen Theilen einzig, dass,
Was Ihr auch thut, jedwede Handlung sich
Als Königin bewährt.

Wintermærchen. Act IV, Scene II.



IMOGEN.

IMOGEN.

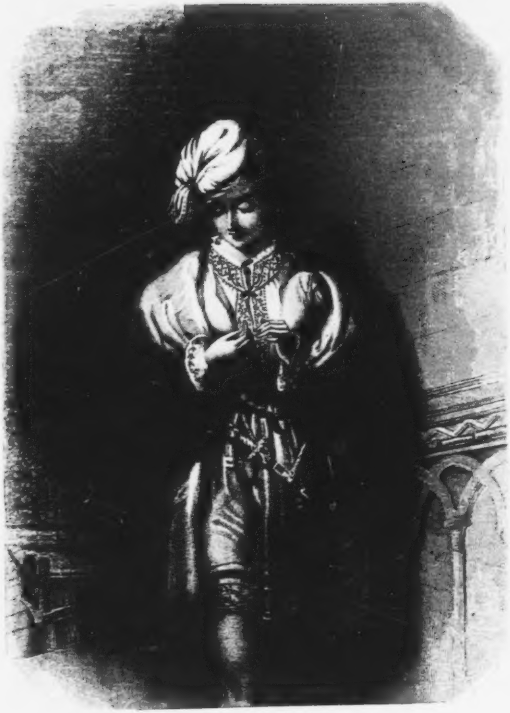
Ihr Götter!
In euren Schutz empfehl' ich mich! Beschützt
Vor Feen mich und nächtlichen Versuchern!

(Sie schlaft ein, Jachimo steigt aus der Kiste.)

JACHIMO.

Die Grille singt, des Menschen müde Sinne
Erholen sich im Schlaf. So drückt Tarquin
Die Binsen sanft, eh' er die Keuschheit weckte,
Die er verletzte! — Cytherea! wie
Du hold dein Lager schmückst. Du frische Lilie!
Und weisser als dein Bettgewand! O könnt'
Ich dich berühren, küssen, einmal küssen!
Rubinen sonder Gleichen, o wie hold
Muss euer Kuss seyn! Ist's ihr Athem doch,
Der dieses Zimmer so erfüllt mit Duft.
Des Lichtes Flamme neigt sich gegen sie,
Und guckte gern ihr unter's Augenlied,
Das dort verschloss'ne Licht zu schau'n — —

CYMBELINE. Act II, Scene II.

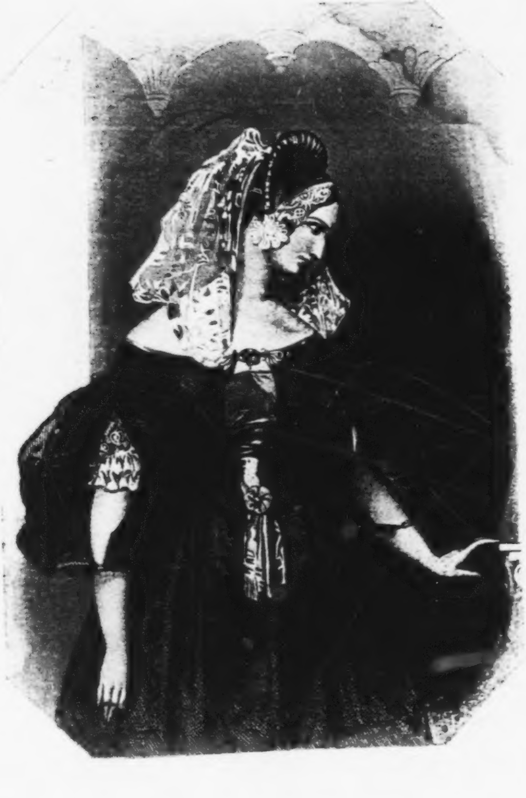


JULIE.

JULIE.

Ob viele Frau'n wohl brächten solche Botschaft?
Ach, armer Proteus! einen Fuchs hast du
Zum Hirten deiner Lämmer angenommen.
Ach! arme Thörin! Du bedauerst ihn,
Der so von ganzem Herzen dich verachtet!
Weil er sie liebt, so schätzt er mich gering;
Weil ich ihn liebe, muss ich ihn bedauern.
Bei unserm Abschied gab ich ihm den Ring,
Zu fesseln die Erinn'rung meiner Liebe.
Nun werd' ich — Unglücksbote! — hingesandt,
Das zu erfleh'n, was ich nicht wünschen kann;
Zu fordern, was ich gern verweigert sähe;
Die Treu' zu preisen, die ich tadeln muss!
Ich bin die treue Liebe meines Herrn,
Doch kann ich treu nicht dienen meinem Herrn!
Will ich mir selber kein Verräther seyn.
Zwar will ich für ihn werben, doch so kalt,
Als, weiss es Gott, es hätte keine Eil'.

Die beiden Veroneser. Act IV, Scene II.



SILVIA.

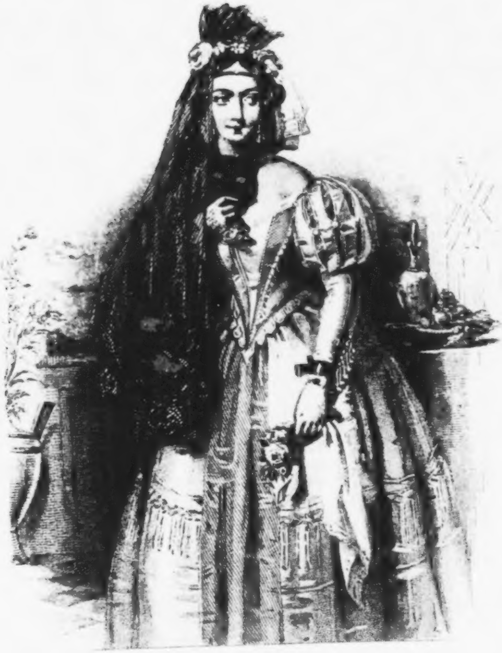
SILVIA.

— — — Jüngling! da du so
Dein Fräulein liebst, verehr' ich dir dies Geld.
Gehab dich wohl. *(Sie geht ab.)*

JULIE.

Wenn du sie je erkennst, sagt sie dir Dank.
Ein tugendhaftes Mädchen, mild und schön.
Ich hoffe, kalt empfängt sie meinen Herrn,
Da meines Fräuleins Liebe sie so ehrt.
Wie Liebe mit sich selber tändelt! — Ach!
Hier ist ihr Bild. Ich will doch seh'n. Mich dünkt,
Mein Antlitz wäre, — hätt' ich solchen Schmuck, —
Gewiss so reizend, als ihr Angesicht.
Und doch der Maler schmeichelt ihr ein wenig,
Wenn ich mir selbst zu viel nicht schmeicheln mag:
Ihr Haar ist braun, mein Haar vollkommen gelb.
Ist dieses seines Leichtsinns einz'ger Grund,
So schmück' ich mich mit falschem braunem Haar.
Ihr Aug ist grau wie Glas; so ist auch meins.
Ja! doch die Stirn ist niedrig, meine hoch.
Was kann's nur seyn, was er an *ihr* so schätzt,
An *mir* ich ihn nicht shätzend machen kann?

Die beiden Veroneser. Act IV, Scene II.



[illegible]

[illegible]

[illegible]

HERO.

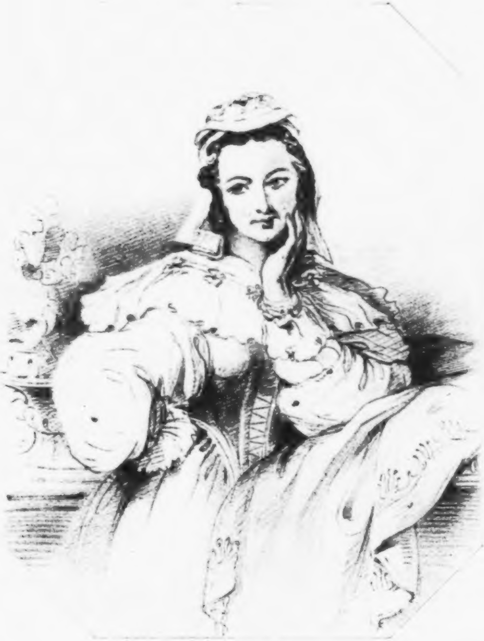
MOENCH.

Herrin, wer ist's, mit dem man Euch beschuldigt?

HERO.

Die mich beschuld'gen, wissen's — ich weiss nichts,
Denn weiss ich mehr von irgend einem Mann
Als Keuschheit reiner Jungfrau es gestattet,
So fehl' all' meinen Sünden Gnade. Vater!
Beweis't sich's, dass zu unanständ'gen Stunden
Mit mir ein Mann sprach, oder dass ich gestern
Zu Nacht mit irgend Einem Wort gewechselt,
So hasst — verstosst mich — martert mich zu Tode.

VIEL LÆRM UM NICHTS. Act IV, Scene I.



[illegible]

BEATRICE.

HERO.

Doch schuf Natur noch nie ein weiblich Herz
Von spröderm Stoff, als das der Beatrice.
Hohn und Verachtung sprüht ihr funkelnd Auge
Und schmäht, worauf sie blickt; so hoch im Preise
Stellt sie den eignen Witz, dass alles andre
Ihr nur gering erscheint; sie kann nicht lieben,
Noch Liebe fassen und in sich entwerfen,
So eigenliebig ist sie.

URSULA.

Gewiss, solch Mäkeln ist nicht zu empfehlen.

HERO.

O nein, so schroff, so ausser aller Form
Wie Beatrice, ist nicht lobenswerth.
Wer aber darf's ihr sagen? Wollt' ich reden,
Zerstäubte sie mit Spott mich, lachte mich
Aus mir heraus, erdrückte mich mit Witz.
Mag Benedict drum, wie verdecktes Feuer,
Zergehn in Seufzern, innerlich hinschmelzen,
Ein bessrer Tod wär's immer, als an Spott,
Was eben ist wie todt gekitzelt werden.

Viel Lerm um Nichts. Act III, Scene I.

HELENA.

HELENA.

So bekenn' ich
Hier auf den Knien vor Euch und Gott dem Herrn,
Dass ich vor Euch und nächst dem Herrn des Himmels
Lieb' Euren Sohn.
Mein Stamm war arm, doch ehrsam; so mein Lieben.
Zürnt nicht darüber! thut's ihm doch kein Leid,
Dass er von mir geliebt wird. Ich verfolg' ihn
Mit keinem Zeichen dringlicher Bewerbung;
Noch möcht' ich ihn, bis ich mir ihn verdient;
Weiss aber nicht, wie mir das werden sollte.
Ich weiss, ich lieb' umsonst und wider Hoffnung;
Und doch in dies unhaltbar weite Sieb
Giess' ich beständig meiner Liebe Fluth,
Die nimmer doch erschöpft wird; gleich dem Inder,
Wahngläubig fromm, andächtig bet' ich an
Die Sonne, die da schauet auf den Beter,
Doch mehr von ihm nicht weiss. O theure Herrin,
Lasst Euren Hass nicht meine Liebe treffen,
Weil sie dasselbe liebt, wie Ihr! — — —

Ende gut, Alles gut. Act I, Scene III.

CELIA.

ROSALINDE.

Das will ich von nun an, Mühmchen, und auf Späße denken. Lass sehen, was hältst du vom Verlieben?

CELIA.

Ei ja, thu's, um Spass damit zu treiben. Aber liebe keinen Mann in wahrem Ernst, auch zum Spass nicht weiter, als dass du mit einem unschuldigen Erröthen in Ehren wieder davon kommen kannst.

ROSALINDE.

Was wollen wir denn für Spass haben?

CELIA.

Lass uns sitzen und die ehrliche Hausmutter Fortuna von ihrem Rade weglästern, damit ihre Gaben künftig gleicher ausgetheilt werden mögen.

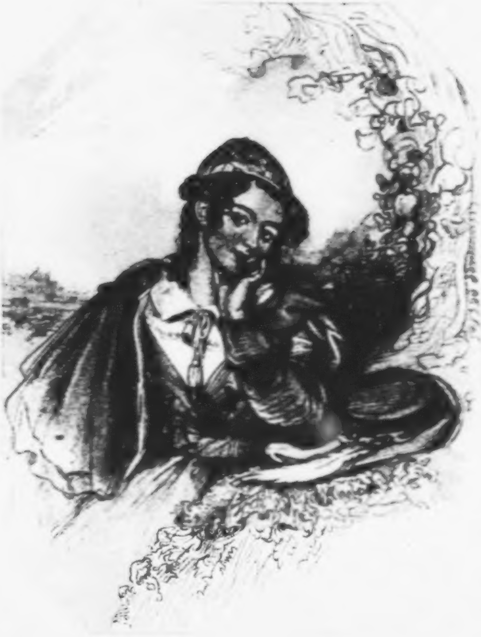
ROSALINDE.

Ich wollte, wir könnten das: denn ihre Wohlthaten sind oft gewaltig übel angebracht, und am meisten versieht sich die freigebige blinde Frau mit ihren Geschenken an Frauen.

CELIA.

Das ist wahr; denn die, welche sie schön macht, macht sie selten ehrbar, und die, welche sie ehrbar macht, macht sie sehr hässlich.

So wie es euch gefällt. Act I, Scene II.



[illegible]

[illegible]

ROSALINDE.

CELIA.

Hast du diese Verse gehört?

ROSALINDE.

O ja, ich hörte sie alle und noch was drüber: denn einige hatten mehr Füsse als die Verse tragen konnten.

CELIA.

Das thut nichts, die Füsse konnten die Verse tragen.

ROSALINDE.

Ja, aber die Füsse waren lahm und konnten sich nicht ausserhalb des Verses bewegen, und darum standen sie so lahm im Verse.

CELIA.

Aber hast du gehört, ohne dich zu wundern, dass dein Name an den Bäumen hängt und eingeschnitten ist?

ROSALINDE.

Ich war schon sieben Tage in der Woche über alles Wundern hinaus, ehe du kamst: denn sieh nur, was ich an einem Palmbaum fand. Ich bin nicht so bereimt worden seit Pythagoras Zeiten, wo ich eine Ratte war, die sie mit schlechten Versen vergifteten, dessen ich mich kaum noch erinnern kann.

So wie es euch gefällt. Act III, Scene II.

OLIVIA.

VIOLA.

Liebes Fräulein, lasst mich euer Gesicht sehn.

OLIVIA.

Habt ihr irgend einen Auftrag von eurem Herre mit meinem Gesicht zu verhandeln? Jetzt seid ihr aus eurem Text gekommen. Doch will ich den Vorhang wegziehn, und Euch das Gemälde weisen. *(Sie entschleiert sich.)* Seht, Herr, so sah ich in diesem Augenblick aus. Ist die Arbeit nicht gut?

VIOLA.

Vortrefflich, wenn sie Gott allein gemacht hat.

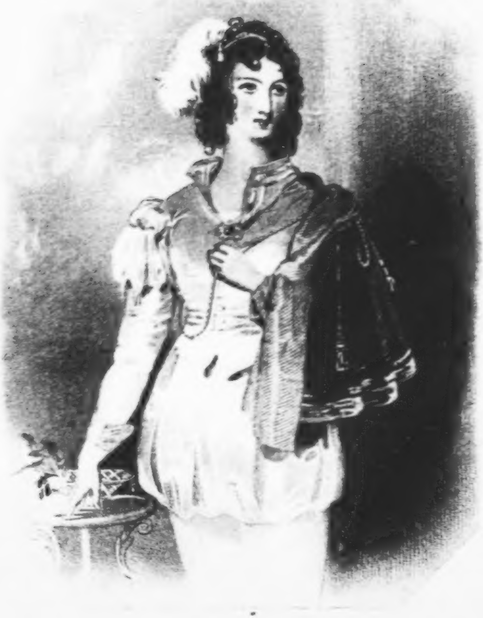
OLIVIA.

Es ist ächte Farbe, Herr; es hält Wind und Wetter aus.

VIOLA.

'S ist reine Schönheit, deren Roth und Weiss
Natur mit zarter, schlauer Hand verschmelzte.
Fräulein, ihr seid die Grausamste die lebt
Wenn ihr zum Grabe diese Reize tragt,
Und lasst der Welt kein Abbild.

HEILIGE-DREI-KOENIGS-ABEND. Act I, Scene V.



VIOLA.

VIOLA.

Mein Vater hatt' eine Tochter, welche liebte,
Wie ich vielleicht, wär' ich ein Weib, mein Fürst,
Euch lieben würde.

HERZOG.

Was war ihr Lebenslauf?

VIOLA.

Ein leeres Blatt,
Mein Fürst. Sie sagte ihre Liebe nie,
Und liess Verheimlichung, wie in der Knospe
Den Wurm, an ihrer Purpurwange nagen.
Sich härmend, und in bleicher, welker Schwermuth,
Sass sie wie die Geduld auf einer Gruft,
Dem Grame lächelnd. Sagt, war das nicht Liebe?
Wir Männer mögen leicht mehr sprechen, schwören,
Doch der Verheissung steht der Wille nach.
Wir sind in Schwüren stark, doch in der Liebe schwach.

HERZOG.

Starb deine Schwester denn an ihrer Liebe?

VIOLA.

Ich bin, was aus des Vaters Haus von Töchtern
Und auch von Brüdern blieb; — — —

Heilige-drei-Koenigs-Abend. Act II, Scene II.

MARIA.

JUNKER ANDREAS.

— — — Schönes Frauenzimmer, denkt ihr, ihr hättet Narren am Seile?

MARIA.

Nein, ich habe euch nicht am Seile.

JUNKER ANDREAS.

Ihr sollt mich aber am Seile haben: hier ist meine Hand.

MARIA.

Nun, Herr, Gedanken sind zollfrei; aber mich däucht, ihr könntet sie immer ein bischen in den Keller tragen, und ihr zu trinken geben.

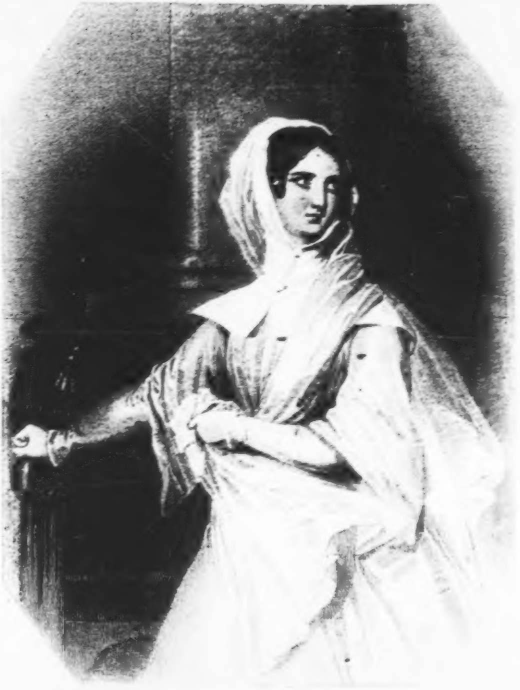
JUNKER ANDREAS.

Wozu, mein Engelchen? Was soll die verblümte Redensart?

MARIA.

Sie ist trocken, Herr.

Heilige-drei-Koenigs-Abend. Act II. Scene IV.



[illegible]

ISABELLA.

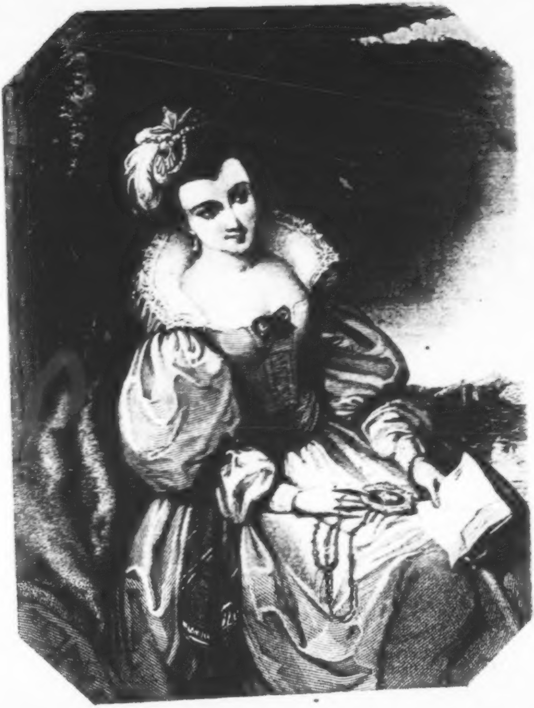
ANGELO.

Nemht an, kein Mittel wär', ihn zu befrei'n —
(Zwar gelten lass' ich's nicht, noch eines sonst,
Doch so zum Beispiel nur,) dass ihr, die Schwester,
Geliebt Euch fändet von solch' einem Mann,
Dess hoher Rang, dess Einfluss auf den Richter
Euch wohl den Bruder könnt' entfesseln vom
Allbindenden Gesetz, und übrig wär'
Ihm gar kein Rettungsmittel, als entweder
Ihr übergäb't das Kleinod Eures Leib's
Dem Mann da, oder liesst den Bruder leiden;
Was thätet Ihr?

ISABELLA.

Das für den armen Bruder, was für mich.
Das heisst : wär' über mich erkannt der Tod;
Der Geissel Striemen trüg' ich als Rubinen,
Enthüllte mich zum Tode, wie zum Bett,
Dass ich verlang't in Sehnsucht, eh' ich gäbe
Den Leib der Schmach.

Maas für Maas. Act III, Scene II.



[illegible] von Frankreich

PRINZESSIN VON FRANKREICH

SCHÆDEL.

Gottes schönster Gruss Euch! Sagt, wer ist die Hauptdame?

PRINZESSIN.

Du wirst sie erkennen, Freund, an den übrigen, die ohne Haupt sind.

SCHÆDEL.

Wer ist die grösste Dame, die höchste?

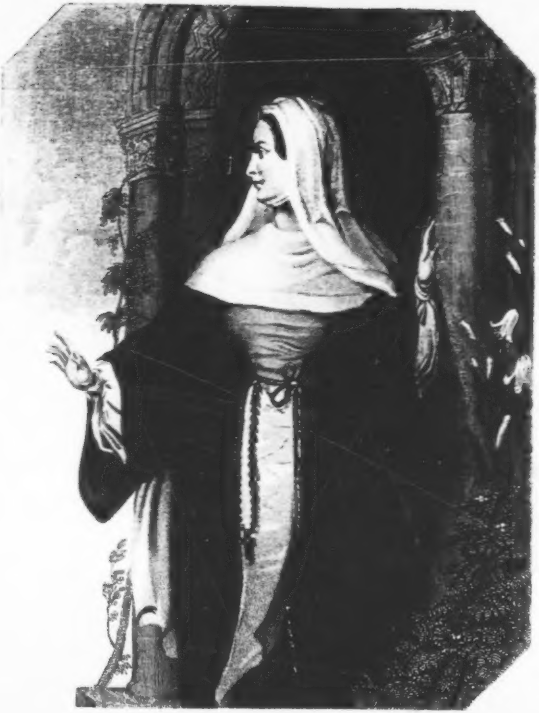
PRINZESSIN.

Die dickste und die längste.

SCHÆDEL.

Die dickst' und die längste! So ist's; wahr ist wahr.
War Euch schmächtig der Leib, wie der Witz mir,
o Frau,
Ein Gürtel der Jungfrau da passt' Euch genau.
Seid Ihr nicht die Hauptfrau? die dickste seid Ihr.

Der Liebe Mühe umsonst. Act III, Scene I.



[illegible]

[illegible]

DIE ÆBTISSIN.

ÆBTISSIN.

Daher kam's eben, dass er rasend ward.
Der gift'ge Lärm der eifersücht'gen Frau
Vergiftet mehr als toller Hunde Zahn.
Du hindertest durch Schelten seinen Schlaf,
Und davon hat sich sein Gehirn entzündet.
Mit deinem Tadel würztest du sein Mahl;
Gestörte Mahlzeit hindert das Verdau'n,
Und daher rührt des Fiebers Raserei.
Denn, was ist Fieber, als ein Wahnsinns-Hauch?
Du störtest stets mit Schelten sein Ergötzen;
Erholung, die so süsse! was wird d'raus,
Versperrt man ihr die Thür? Melancholie,
Die Blutsfreundin untröstlicher Verzweiflung,
Und hinter ihr ein ungeheures Heer
Von bleichen Kränklichkeiten, Lebensfeinden!
Bei'm Mahl, im Scherz, bei lebensnähr'nder Ruh'
Gestört stets, muss Mensch und Thier verrücken,
Und daraus folgt: vor deiner Eifersucht,
Ergriff der Witz des Gatten hier die Flucht.

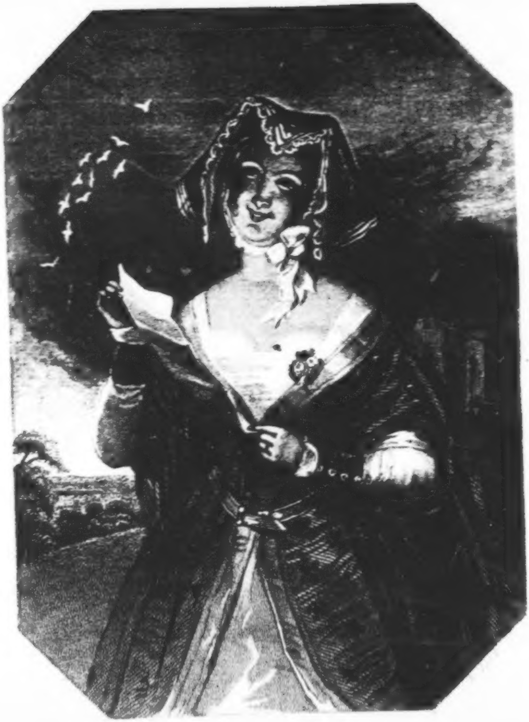
Die Irrungen. Act V, Scene I.

FRAU PAGE.

JUNGFER QUICKLY.

Nun, das wäre wahrhaftig ein schöner Spass! Für so einfältig halt' ich sie nicht. Das wäre ein Streich! Meiner Seele! Frau Page aber lässt Euch um aller Liebe willen bitten, ihr euren kleinen Jungen zu schicken, ihr Mann hat eine unbeschreibliche Zuneigung zu dem kleinen Jungen; und Herr Page ist wahrhaftig ein sehr rechtschaffener Mann. Kein Weib in ganz Windsor führt ein besseres Leben als sie. Sie thut, was sie will; sie sagt, was sie will; sie nimmt Alles, bezahlt Alles; geht zu Bette, wenn sie Lust hat, steht auf, wenn sie Lust hat, und Alles wie sie will. Und sie verdient es, wahrhaftig! denn wenn es in Windsor nur irgend eine gutmüthige Frau giebt, so ist sie's. Es hilft nichts, Ihr müsst ihr Euren Knaben schicken.

Die lustigen Weiber von Windsor. Act II, Scene II.



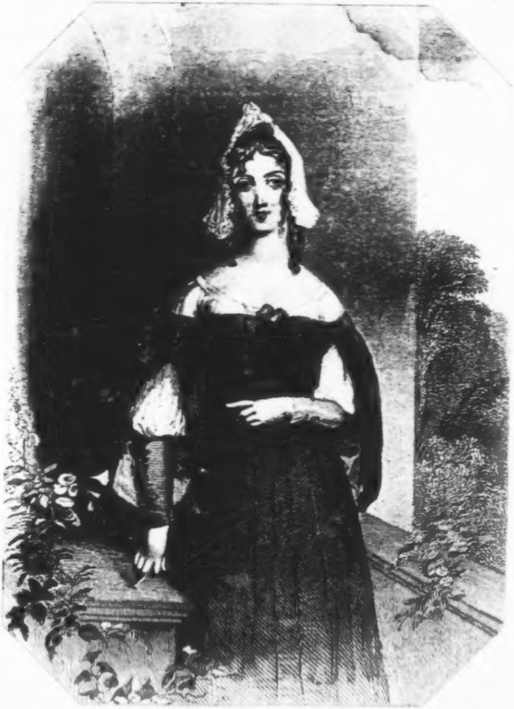
[illegible]

FRAU FORD.

FALSTAFF.

Jetzt keine Possen, Pistol! Freilich geht mein Wamst zwei Ellen hinaus; aber jezt will ich nicht auf unnützen Aufwand, sondern auf gute Wirthschaft hinaus. Kurz, ich beabsichtigte einen Liebeshandel mit Ford's Frau. Ich spüre Unterhaltung bei ihr. Sie schwatzt, sie schneidet vor, und ihre Blicke sind einladend, Ich kann mir den Inhalt ihrer vertrauliche Gespräche erklären, und der ungünstigste Ausdruck ihres Betragens ist in deutlichen Worten : Ich bin Sir John Falstaff's.

Die lustigen Weiber von Windsor. Act I, Scene II.



ANNA PAGE.

ANNA.

Nun? Ist's Euch nicht auch gefällig hereinzukommen, hochgeehrter Herr?

SLENDER.

Nein! Ich danke Euch! Wahrhaftig! Von ganzem Herzen! Ich befinde mich hier recht wohl.

ANNA.

Man wartet mit dem Essen auf Euch, lieber Herr!

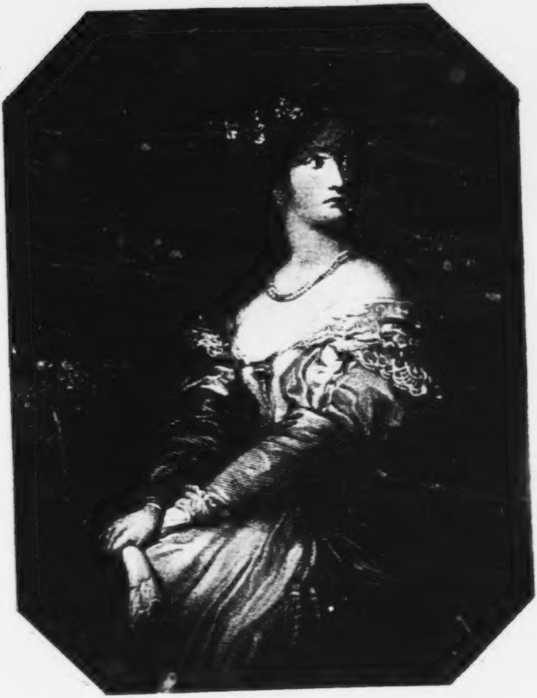
SLENDER.

Ich bin garnicht so hungrig! Ich danke Euch, wahrhaftig! *(zu Simpel)* Geh' Bursche! und wenn du gleich mein Diener bist, so warte dennoch meinem Herrn Vetter Shallow auf. Ein Friedensrichter kann manchmal seinem Freunde um eines Dieners willen verpflichtet werden. Bis zum Tode meiner Mutter halte ich mir nur noch drei Leute und einen Burschen. Wenn das aber auch ist, so leb' ich doch immer noch so gut, als ein armer Junker.

ANNA.

Ohne Euer Gestrengen darf ich nicht hineinkommen. Man wird sich nicht eher setzen, als bis Ihr kommt.

Die lustigen Weiber von Windsor. Act II, Scene I.



[illegible]

CATHARINA.

PETRUCCIO.

Nimm an, sie schmählt; nun, ruhig sag' ich ihr,
Sie singe lieblich wie die Nachtigall.
Nimm an, sie mault; ich sag', ihr Blick sei klar
Wie Morgenrosen, frisch getränkt vom Thau.
Nimm an, sie muckt und redet nicht ein Wort;
Dann preis' ich ihre Zungenfertigkeit,
Und ihres Vortrags zaubrische Gewalt.
Ruft sie mir : Pakt euch fort! ich sag' ihr Dank,
Als ob sie sagte : Bleib' die Woche hier!
Schlägt sie die Heirath ab; « wann, » frag' ich, « soll
Das Aufgebot seyn, wann der Hochzeittag? » —
Doch seht, sie kommt; nun sprich, Petruccio.
Guten Morgen, Käth'; ich hör', Eu'r Nam' ist das.

CATHARINA.

Ihr hörtet recht, obgleich halbtaubes Ohr's,
Man sagt Kath'rina, redet man von mir.

PETRUCCIO.

Ihr lügt fürwahr; bloss Käthe nennt man Euch,
Und rasche Käth', auch wohl erzböse Käth'.

Die gezähmte Keiferin. Act II, Scene I.

In den einleitenden Blättern dieses Bildersaals habe ich berichtet, auf welchen Wegen sich die Popularität Shakspears in England und Deutschland verbreitete, und wie hier und dort ein Verständniss seiner Werke befördert ward. Leider konnte ich in Bezug auf romanische Länder keine so erfreuliche Nachrichten mittheilen: in Spanien ist der Name unseres Dichters bis auf heutigen Tag ganz unbekannt geblieben; Italien ignorirt ihn vielleicht absichtlich, um den Ruhm seiner grossen Poeten vor transalpinischer Nebenbuhlerschaft zu beschützen; und Frankreich, die Heimath des herkömmlichen Geschmacks und des gebildeten Tons, glaubte lange Zeit den grossen Britten hinlänglich zu ehren, wenn es ihn einen genialen Barbaren nannte, und über seine Rohheit so wenig als möglich spöttelte. Indessen die politische Revoluzion, welche dieses Land erlebte, hat auch eine literarische hervorgebracht, die vielleicht an Terrorismus die erstere überbietet, und Shakspear ward bei dieser Gelegenheit aufs Schild gehoben. Freilich, wie in ihren politischen Umwälzungsversuchen, sind die Franzosen selten ganz ehrlich in ihren literärischen Revoluzionen; wie dort, so auch hier, preisen und feiern sie irgend einen Helden, nicht ob seinem wahren inwohnenden Werthe, sondern wegen des momentanen Vortheils den ihre Sache durch solche Anpreisung und Feyer gewinnen kann; und so geschieht es, dass sie heute emporrühmen, was sie morgen wieder herabwürdigen müssen, und umgekehrt. Shakspear ist seit zehn Jahren in Frankreich, für die Parthei welche die literarische Revoluzion durchkämpft, ein Gegenstand der blindesten Anbetung. Aber, ob er bei diesen Männern der Bewegung eine wirkliche gewissenhafte Anerkennung, oder gar ein richtiges Verständniss gefunden hat, ist die grosse Frage. Die Franzosen sind zu sehr die Kinder ihrer Mütter, sie haben zu sehr die gesellschaftliche Lüge mit der Ammenmilch eingesogen, als dass sie dem Dichter, der die Wahrheit der Natur in jedem Worte athmet, sehr viel Geschmak abgewinnen oder gar ihn verstehen könnten. Es herrscht freilich bei ihren Schriftstellern seit einiger Zeit ein unbändiges Streben nach solcher Natürlichkeit; sie reissen sich gleichsam verzweiflungsvoll die konvenzionellen Gewänder vom Leibe, und zeigen sich in der schrecklichsten Nacktheit… Aber irgend ein modischer Fetzen, welcher ihnen dennoch immer anhängen bleibt, giebt Kunde von der überlieferten Unnatur und entlockt dem deutschen Zuschauer ein ironisches Lächeln. Diese Schriftsteller mahnen mich immer an die Kupferstiche gewisser Romane, wo die unsittlichen Liebschaften des achtzehnten Jahrhunderts abkonterfeit sind, und, trotz dem paradisischen Naturkostume der Herren und Damen, jene ihre Zopfperücken, diese ihre Thurmfrisuren und ihre Schuhe mit hohen Absätzen beibehalten haben.

Nicht durch direkte Kritik, sondern indirekt, durch dramatische Schöpfungen, die dem Shakspear mehr oder minder nachgebildelt sind, gelangen die Franzosen zu einigem Verständniss des grossen Dichters. Als ein Vermittler in dieser Weise, ist Victor Hugo ganz besonders zu rühmen. Ich will ihn hiermit keineswegs als blossen Nachahmer des Britten im gewöhnlichen Sinne betrachtet wissen. Victor Hugo ist ein Genius von erster Grösse und bewunderungswürdig ist sein Flug und seine Schöpferkraft; er hat das Bild und hat das Wort; er ist der grösste Dichter Frankreichs; aber sein Pegasus hegt eine krankhafte Scheu vor den brausenden Strömen der Gegenwart, und geht nicht gern zur Tränke, wo das Tageslicht in den frischen Fluten sich abspiegelt... vielmehr unter den Ruinen der Vergangenheit sucht er, zu seiner Erlabung, jene verschollenen Quellen, wo einst das hohe Flügelross des Shakspear seinen unsterblichen Durst gelöscht hat. Ist es nun weil jene alten Quellen, halbverschüttet und übermohrt, keinen reinen Trunk mehr bieten: genug, Victor Hugos dramatische Gedichte enthalten mehr den trüben Moder als den belebenden Geist der altenglischen Hippokrene, es fehlt ihnen die heitere Klarheit und die harmonische Gesundheit... und ich muss gestehen, zuweilen erfasst mich der schauerliche Gedanke, dieser Victor Hugo sei das Gespenst eines englischen Poeten, aus der Blüthezeit der Elisabeth, ein todter Dichter der verdriesslich dem Grabe entstiegen, um in einem anderen Lande und in einer anderen Periode, wo er vor der Conkurenz des grossen Williams gesichert, einige posthume Werke zu schreiben. In der That, Victor Hugo mahnt mich an Leute wie Marlow, Decker, Heiwood u. s. w., die in Sprache und Manier ihrem grossen Zeitgenossen so ähnlich waren, und nur seinen Tiefblick und Schönheitssinn, seine furchtbare und lächelnde Grazie, seine offenbarende Natursendung, entbehrten... Und ach! zu den Mängeln eines Marlows, Deckers und Heiwoods, gesellt sich bei Victor Hugo noch das schlimmste Entbehrniss : es fehlt ihm das Leben. Jene litten an kochender Ueberfülle, an wildester Vollblüthigkeit, und ihr poetisches Schaffen war geschriebenes Athmen, Jauchzen und Schluchzen ; aber Victor Hugo, bei aller Verehrung, die ich ihm zolle, ich muss es gestehen, hat etwas Verstorbenes, Unheimliches, Spukhaftes, etwas grabentstiegen Vampyrisches... Er weckt nicht die Begeisterung in unsern Herzen, sondern er saugt sie heraus... Er versöhnt nicht unsere Gefühle durch poetische Verklärung, sondern er erschreckt sie durch widerwärtiges Zerrbild... Er leidet an Tod und Hässlichkeit.

Eine junge Dame, die mir sehr nahe steht, äusserte sich jüngst über diese Hässlichkeits-Sucht der Hugo'schen Muse mit sehr treffenden Worten. Sie sagte nemlich : Die Muse des Victor Hugo mahnt mich an das Mährchen von der wunderlichen Prinzessin, die nur den hässlichsten Mann heurathen wollte, und in dieser Absicht im ganzen Lande das Aufgeboth ergehen liess, dass sich alle Junggesellen von ausgezeichneter Missbildung an einem gewissen Tage vor ihrem Schlosse, als Ehekandidaten, versammeln sollten... Da gab's nun freilich eine gute Auswahl von Krüppeln und Fratzen, und man glaubte das Personal eines Hugo'schen Werkes vor sich zu sehen... Aber Quasimodo führte die Braut nach Hause.

Nach Victor Hugo muss ich wieder des Alexander Dümas erwähnen; auch dieser hat dem Verständniss des Shakspear in Frankreich mittelbar vorgearbeitet. Wenn jener durch Extravaganz im Hässlichen die Franzosen daran gewöhnte, im Drama nicht bloss die schöne Drappirung der Leidenschaft zu suchen, so bewirkte Dümas, dass seine Landsleute an dem natürlichen Ausdruck der Leidenschaft grosses Gefallen gewannen. Aber ihm galt die Leidenschaft als das Höchste, und in seinen Dichtungen usurpirte sie den Platz der Poesie. Dadurch freilich wirkte er desto mehr auf der Bühne. Er gewöhnte das Publikum in dieser Sphäre, in der Darstellung der Leidenschaften, an die grössten Kühnheiten des Shakspear; und wer einmal an Heinrich III und Richard Darlington Gefallen fand, klagte nicht mehr über Geschmacklosigkeit im Othello und Richard III. Der Vorwurf des Plagiats, den man ihm einst anheften wollte, war eben so thöricht wie ungerecht. Dümas hat freilich in seinen leidenschaftlichen Scenen hie und da etwas dem Shakspear entlehnt, aber unser Schiller that dieses mit noch weit kühnerem Zugriff, ohne dadurch irgend einem Tadel zu verfallen. Und gar Shakspear selber, wie viel entlehnte er nicht seinen Vorgängern! Auch diesem Dichter begegnete es, dass ein sauertöpfiger Pamphletist mit der Behauptung gegen ihn auftrat: « Das Beste seiner Dramen sei den ältern Schriftstellern entwendet.» Shakspear wird bei dieser lächerlichen Gelegenheit ein Rabe genannt, welcher sich mit dem fremden Gefieder des Pfauen geschmückt habe. Der Schwan von Avon schwieg und dachte vielleicht in seinem göttlichen Sinn «: ich bin weder Rabe noch Pfau !» und wiegte sich sorglos auf den blauen Fluthen der Poesie, manchmal hinauflächelnd zu den Sternen, den goldenen Gedanken des Himmels.

Des Grafen Alfred de Vigny muss hier ebenfalls Erwähnung geschehen. Dieser Schriftsteller, des englischen Idioms kundig, beschäftigte sich am gründlichsten mit den Werken des Shakspear, übersetzte einige derselben mit grossem Geschick, und dieses Studium übte auch auf seine Originalarbeiten den günstigsten Einfluss. Bei dem feinhörigen und scharfäugigen Kunstsinn, den man dem Grafen de Vigny zuerkennen muss, darf man annehmen, dass er den Geist Shakspears tiefer behorcht und beobachtet habe, als die meisten seiner Landsleute. Aber das Talent dieses Mannes, wie auch seine Denk- und Gefühlart, ist auf das Zierliche und Miniaturmässige gerichtet, und seine Werke sind besonders kostbar durch ihre ausgearbeitete Feinheit. Ich kann mir's daher wohl denken, dass er manchmal wie verblüfft stehen blieb vor jenen ungeheuren Schönheiten, die Shakspear gleichsam aus den gewaltigsten Granitblöcken der Poesie ausgehauen hat... Er betrachtete sie gewiss mit ängstlicher Bewunderung, gleich einem Goldschmied, der in Florenz jene kolossalen Pforten des Baptisterii anstarrt, die, einem einzigen Metalguss entsprungen, dennoch zierlich und lieblich, wie ciselirt, ja wie die feinste Bijouterie-Arbeit ausehen.

Wird es den Franzosen schon schwer genug, die Tragödien Shakspears zu verstehen, so ist ihnen das Verständniss seiner Comödien fast ganz versagt. Die Poesie der Leidenschaft ist ihnen zugänglich; auch die Wahrheit der Charakteristik können sie bis auf einen gewissen Grad begreifen: denn ihre Herzen haben brennen gelernt, das Passionirte ist so recht ihr Fach, und mit ihrem analitischen Verstande wissen sie jeden gegebenen Charakter in seine feinsten Bestandtheile zu zerlegen, und die Phasen zu berechnen, worin er jedesmal gerathen wird, wenn er mit bestimmten Weltrealitäten zusammenstösst. Aber im Zaubergarten der Shakspear'schen Comödie ist ihnen all dieses Erfahrungs-Wissen von wenig Hülfe. Schon an der Pforte bleibt ihnen der Verstand stehen, und ihr Herz weiss kein Bescheid, und es fehlt ihnen die geheimnissvolle Wünschelruthe, deren blosse Berührung das Schloss sprengt. Da schauen sie mit verwunderten Augen durch das goldene Gitter, und sehen wie Ritter und Edelfrauen, Schäfer und Schäferinnen, Narren und Weise, unter den hohen Bäumen einherwandeln; wie der Liebende und seine Geliebte im kühlen Schatten lagern und zärtliche Reden tauschen; wie dann und wann ein Fabelthier, etwa ein Hirsch mit silbernem Geweih, vorüberjagt, oder gar ein keusches Einhorn aus dem Busche springt und der schönen Jungfrau sein Haupt in den Schooss legt... Und sie sehen, wie aus den Bächen die Wasserfrauen, mit grünem Haar und glänzenden Schleiern, hervortauchen, und wie plötzlich der Mond aufgeht... Und sie hören dann wie die Nachtigall schlägt... Und sie schütteln ihre klugen Köpflein über all das unbegreiflich närrische Zeug! Ja, die Sonne können die Franzosen allenfalls begreifen, aber nicht den Mond, und am allerwenigsten das selige Schluchsen und melancholisch entzückte Trillern der Nachtigallen...

Ja, weder ihre empirische Bekanntschaft mit den menschlichen Passionen, noch ihre positive Weltkenntniss, ist den Franzosen von einigem Nutzen, wenn sie die Erscheinungen und Töne enträthseln wollen, die ihnen aus dem Zaubergarten der Schakspear'schen Comödie entgegen glänzen und klingen... Sie glauben manchmal ein Menschengesicht zu sehen, und bei näherem Hinblick ist es eine Landschaft, und was sie für Augebraunen hielten war ein Haselbusch, und die Nase war ein Felsen und der Mund eine kleine Quelle, wie wir dergleichen auf den bekannten Vexirbildern schauen... Und umgekehrt, was die armen Franzosen für einen bizarrgewachsenen Baum oder wunderlichen Stein ansahen, das präsentirt sich bei genauerer Betrachtung als ein wirkliches Menschengesicht von ungeheuerem Ausdruck. Gelingt es ihnen etwa mit höchster Anstrengung des Ohres irgend ein Wechselgespräch der Liebenden, die im Schatten der Bäume lagern, zu belauschen, so gerathen sie in noch grössere Verlegenheit... Sie hören bekannte Worte, aber diese haben einen ganz anderen Sinn; und sie behaupten dann diese Leute verstünden nichts von der flammenden Leidenschaft, von der grossen Passion, das sei witziges Eis was sie einander zur Erfrischung böten, nicht lodernder Liebestrunk... Und sie merkten nicht, dass diese Leute nur verkleidete Vögel sind, und in einer Coteriesprache konversiren, die man nur im Traume oder in der frühesten Kindheit erlernen kann... Aber am schlimmsten geht es den Franzosen, da draussen an den Gitterpforten der Shakspear'schen Comödie, wenn manchmal ein heiterer Westwind über ein Blumenbeet jenes Zaubergartens dahin streicht, und ihnen die unerhörtesten Wohlgerüche in die Nase weht... « Was ist das? »

Die Gerechtigkeit verlangt, dass ich hier eines französischen Schriftstellers erwähne, welcher mit einigem Geschick die Shakspear'schen Comödien nachahmte, und schon durch die Wahl seiner Muster eine seltene Empfänglichkeit für wahre Dichtkunst beurkundete. Dieser ist Herr Alfred de Müsset. Er hat vor etwa fünf Jahren einige kleine Dramen geschrieben, die, was den Bau und die Weise betrifft, ganz den Comödien des Shakspear nachgebildet sind. Besonders hat er sich die Caprize (nicht den Humor), der in denselben herrscht, mit französischer Leichtigkeit zu eigen gemacht. Auch an einiger, zwar sehr dünndrähtiger, aber doch probehaltiger Poesie fehlte es nicht in diesen hübschen Kleinigkeiten. Nur war zu bedauern, das der damals jugendliche Verfasser, ausser der französischen Uebersetzung des Shakspear, auch die des Byron gelesen hatte, und dadurch verleitet ward, im Kostume des spleenigen Lords, jene Uebersättigung und Lebenssattheit zu affektiren, die in jener Periode unter den jungen Leuten zu Paris Mode war. Die rosigsten Knäbchen, die gesundesten Gelbschnäbel, behaupteten damals ihre Genussfähigkeit sei erschöpft, sie erheuchelten eine greisenhafte Erkältung des Gemüthes, und gaben sich ein zerstörtes und gähnendes Aussehen.

Seitdem freilich ist unser armer Monsieur Müsset von seinem Irrthume zurückgekommen, und er spielt nicht mehr den Blasé in seinen Dichtungen, — aber ach! seine Dichtungen enthalten jetzt, statt der simulirten Zerstörniss, die weit trostloseren Spuren eines wirklichen Verfalls seiner Leibes- und Seelenkräfte... Ach! dieser Schriftsteller erinnert mich an jene künstlichen Ruinen, die man in den Schlossgärten des achtzehnten Jahrhunderts zu erbauen pflegte, an jene Spielereien einer kindischen Laune, die aber im Laufe der Zeit unser wehmüthigstes Mitleid in Anspruch nehmen, wenn sie in allem Ernste verwittern und vermodern und in wahrhafte Ruinen sich verwandeln.

Die Franzosen sind, wie gesagt, wenig geeignet, den Geist der Shakspear'schen Comödien aufzufassen, und unter ihren Critikern habe ich, mit Ausnahme eines einzigen, niemand gefunden, der auch nur eine Ahnung von diesem seltsamen Geiste besässe. Wer ist das? Wer ist jene Ausnahme? Gutzkow sagt, der Elephant sei der Doktrinär unter den Thieren. Und ein solcher verständiger und sehr schwerfälliger Elephant, hat das Wesen der Shakspear'schen Comödie am scharfsinnigsten aufgefasst. Ja, man sollte es kaum glauben, es ist Herr Guizot, welcher über jene graziösen und muthwilligsten Luftgebilde der modernen Muse das Beste geschrieben hat, und zu Verwunderung und Belehrung des Lesers, übersetze ich hier eine Stelle aus einer Schrift, die im Jahr 1822 bei Ladvokat in Paris erschienen, und « *De Shakspeare et de la Poésie dramatique, par F. Guizot* » betittelt ist.

« Jene Shakspear'schen Comödien gleichen weder der Comödie des Molière noch des Aristophanes oder der Römer. Bei den Griechen, und in der neuern Zeit bei den Franzosen, entstand die Comödie durch eine zwar freie aber aufmerksame Beobachtung des wirklichen Weltlebens, und die Darstellung desselben auf der Bühne war ihre Aufgabe. Die Unterscheidung einer komischen und einer tragischen Gattung findet man schon im Beginn der Kunst, und mit der Ausbildung derselben hat sich die Trennung beider Gattungen immer bestimmter ausgesprochen. Sie trägt ihren Grund in den Dingen selbst. Die Bestimmung wie die Natur des Menschen, seine Leidenschaften und seine Geschäfte, der Charakter und die Ereignisse, alles in uns und um uns, hat sowohl seine ernsthafte wie spasshafte Seite, und kann sowohl unter dem einen wie dem andern Gesichtspunkte betrachtet und dargestellt werden. Diese Zweiseitigkeit des Menschen und der Welt, hat der dramatischen Poesie zwei natürlichermassen verschiedene Bahnen angewiesen; aber während sie die eine oder die andere zu ihrem Tummelplatz erwählte, hat die Kunst sich dennoch nie von der Beobachtung und Darstellung der Wirklichkeit abgewendet. Mag Aristophanes mit unumschränkter Phantasie-Freiheit die Laster und Thorheiten der Athener geisseln; mag Molière die Gebrechen der Leichtgläubigkeit, des Geizes, der Eifersucht, der Pedanterei, der adlichen Hoffart, der bürgerlichen Eitelkeit und der Tugend selbst durchhecheln; — was liegt daran, dass beide Dichter ganz verschiedene Gegenstände behandeln; — dass der eine das ganze Leben und das ganze Volk, der andere hingegen die Vorfälle des Privatlebens, das Innere der Familien, und die Lächerlichkeiten des Individuums auf die Bühne gebracht hat: diese Verschiedenheit der komischen Stoffe ist eine Folge der Verschiedenheit der Zeit, des Ortes und der Civilisazion... Aber dem Aristophanes wie dem Molière dient die Realität, die wirkliche Welt, immer als Boden ihrer Darstellungen. Es sind die Sitten und die Ideen ihres Jahrhunderts, die Laster und Thorheiten ihrer Mitbürger, überhaupt es ist die Natur und das Leben der Menschen, was ihre poetische Laune entzündet und erhält. Die Comödie entspringt daher aus der Welt, welche den Poeten umgiebt, und sie schmiegt sich, noch viel enger als die Tragödie, an die äusseren Thatsachen der Wirklichkeit....

« Nicht so bei Shakspear. Zu seiner Zeit hatte in England der Stoff der dramatischen Kunst, Natur und Menschengeschick, noch nicht von den Händen der Kunst jene Unterscheidung und Classifikazion empfangen.

Wenn der Dichter diesen Stoff für die Bühne bearbeiten wollte, so nahm er ihn in seiner Ganzheit, mit allen seinen Beimischungen, mit allen Contrasten die sich darin begegneten, und der Geschmack des Publikums gerieth keineswegs in Versuchung sich über solches Verfahren zu beklagen. Das Komische, dieser Theil der menschlichen Wirklichkeit, durfte sich überall hinstellen, wo die Wahrheit seine Gegenwart verlangte oder duldete; und es war ganz im Charakter jener englischen Civilisazion, dass die Tragödie, indem man ihr solchermassen das Komische beigesellte, keineswegs ihre Wahrheitswürde einbüsste. Bei solchem Zustand der Bühne und solcher Neigung des Publikums, was konnte sich da als die eigentliche Comödie darbieten? Wie konnte letztere als besondere Gattung gelten und ihren bestimmten Namen Comödie führen? Es gelang ihr, indem sie sich von jenen Realitäten lossagte, wo ja doch die Grenzen ihres natürlichen Gebiethes weder geschützt noch anerkannt wurden. Diese Comödie beschränkte sich nicht mehr auf die Darstellung bestimmter Sitten und durchgeführter Charaktere; sie suchte nicht mehr die Dinge und die Menschen unter einer zwar lächerlichen aber wahren Gestalt zu schildern: sondern sie ward ein phantastisches und romantisches Geisteswerk, ein Zufluchtsort für alle jene ergötzlichen Unwahrscheinlichkeiten, welche die Phantasie, aus Trägheit oder Laune, nur an einem dünnen Faden zusammenreiht, um daraus allerlei bunte Verknüpfungen zu bilden, die uns erheitern und interessiren, ohne eben dem Urtheil der Vernunft Stand zu halten. Anmuthige Gemälde, Ueberraschungen, heitere Intriguen, gereitzte Neugier, getäushte Erwartungen, Verwechslungen, witzige Aufgaben welche Verkleidungen herbeiführen, das ward der Stoff jener harmlosen, leicht zusammengewürften Spiele. Die Contextur der spanischen Stücke, woran man in England Geschmack zu finden begann, lieferte diesen Spielen allerlei verschiedene Rahmen und Muster, die sich auch sehr gut anpassen liessen auf jene Chroniken und Balladen, auf jene französischen und italienischen Novellen, welche, nebst den Ritterromanen, eine Lieblingslektüre des Publikums waren. Es ist begreiflich, wie diese reiche Fundgrube und diese leichte Gattung die Aufmerksamkeit Shakspear's schon frühe auf sich zog! Man darf sich nicht wundern, dass seine junge und glänzende Einbildungskraft sich gern in jenen Stoffen wiegte, wo sie des strengen Vernunftjoches baar, auf Kosten der Wahrscheinlichkeit alle möglichen ernste und starke Effekte bereiten konnte! Dieser Dichter, dessen Geist und Hand mit gleicher Rastlosigkeit sich bewegten, dessen Manuskripte fast keine Spur von Verbesserungen enthielten, er musste sich gewiss mit besonderer Lust jenen ungezügelten und abentheurlichen Spielen hingeben, worin er ohne Anstrengung alle seine verschiedenartigen Fähigkeiten entfalten durfte. Er konnte alles in seine Comödien hineinschütten, und in der That! er goss alles hinein, ausgenommen was mit einem solchem Systeme ganz unverträglich war, nämlich jene logische Verknüpfung, welche jeden Theil des Stückes dem Zwecke des Ganzen unterordnet, und in jeder Einzelheit die Tiefe, Grösse und Einheit des Werks bekundet. In den Tragödien des Shakspear findet man schwerlich irgend eine Conzepzion, eine Situazion, einen Akt der Leidenschaft, einen Grad des Lasters oder der Tugend, welchen man nicht ebenfalls in einer seiner Comödien wiederfände; aber was sich dort in die abgründlichste Tiefe erstreckt, was sich fruchtbar an erschütternden Folgerungen erweist, was sich streng in eine Reihe von Ursachen und Wirkungen einfügt: das ist hier kaum angedeutet, nur für einen Augenblick hingeworfen, um einen flüchtigen Effekt zu erzielen und sich eben so schnell in einer neuen Verknüpfungzu verlieren.»

In der That, der Elephant hat Recht: Das Wesen der Shakspear'schen Comödie besteht in der bunten Schmetterlingslaune, womit sie von Blume zu Blume dahingaukelt, selten den Boden der Wirklichkeit berührend. Nur im Gegensatz zu der realistischen Comödie der Alten und der Franzosen lässt sich von der Shakspearschen Comödie etwas Bestimmtes aussagen.

Ich habe vorige Nacht lange darüber nachgegrübelt, ob ich nicht dennoch von dieser unendlichen und unbegrenzten Gattung, von der Comödie des Shakspear, eine positive Erklärung geben könnte. Nach langem Hin- und Hersinnen schlief ich endlich ein, und mir träumte: es sei sternhelle Nacht und ich schwämme in einem kleinen Kahn, auf einem weiten, weiten See, wo allerlei Barken, angefüllt mit Masken, Musikanten und Fackeln, tönend und glänzend, manchmal nah, manchmal ferne, an mir vorbeifuhren. Das waren Kostume aus allen Zeiten und Landen: altgriechische Tuniken, mittelalterliche Rittermäntel, orientalische Turbane, Schäferhüte mit flatternden Bändern, wilde und zahme Thierlarven... Zuweilen nickte mir eine wohlbekannte Gestalt... Zuweilen grüssten vertraute Weisen... Aber das zog immer schnell vorüber, und lauschte ich eben den Tönen der freudigen Melodie, die mir aus einer dahingleitenden Barke entgegenjubelten, so verhallten sie bald, und anstatt der lustigen Fideln erseufzten neben mir die melancholischen Waldhörner einer anderen Barke... Manchmal trug der Nachtwind beides zu gleicher Zeit an mein Ohr, und da bildeten diese gemischten Töne eine selige Harmonie... Die Wasser erklangen von unerhörtem Wohllaut, und brannten im magischen Widerschein der Fackeln, und die buntbewimpelten Lustschiffe, mit ihrer abentheuerlichen Maskenwelt, schwammen in Licht und Musik... Eine anmuthige Frauengestalt, die am Steuer einer jener Barken stand, rief mir im Vorbeifahren: Nicht wahr, mein Freund, du hättest gern eine Definizion von der Shakspear'schen Comödie? Ich weiss nicht ob ich es bejahte, aber das schöne Weib hatte zu gleicher Zeit ihre Hand ins Wasser getaucht und mir die klingenden Funken in's Gesicht gespritzt, so dass ein allgemeines Gelächter erscholl und ich davon erwachte.

Wer war jene anmuthige Frauengestalt, die mich solchermassen im Traume neckte? Auf ihrem idealisch schönen Haupte sass eine buntscheckige gehörnte Schellenkappe, ein weisses Atlaskleid mit flatternden Bändern umschloss die fast allzu schlanken Glieder, und vor der Brust trug sie eine rothblühende Distel. Es war vielleicht die Göttin der Caprize, jene sonderbare Muse, die bei der Geburt Rosalindens, Beatrices, Titanias, Violas, und wie sie sonst heissen, die lieblichen Kinder der Shakspear'schen Comödie, zugegen war und ihnen die Stirne küsste. Sie hat wohl alle ihre Launen und Grillen und Schrullen in die jungen Köpfchen hineingeküsst, und das wirkte auch auf die Herzen. Wie bei den Männern, so auch bei den Weibern in der Shakspear-schen Comödie, ist die Leidenschaft ganz ohne jenen furchtbaren Ernst, ganz ohne jene fatalistische Nothwendigkeit, womit sie sich in den Tragödien offenbart. Amor trägt dort zwar ebenfalls eine Binde und einen Köcher mit Pfeilen. Aber diese Pfeile sind dort weniger tödtlich zugespitzt als buntbefiedert, und der kleine Gott schielt manchmal schalkhaft über die Binde hinweg. Auch die Flammen brennen dort weniger als sie leuchten, aber Flammen sind es immer, und wie in den Tragödien des Shakspear, so auch in seinen Comödien trägt die Liebe ganz den Charakter der Wahrheit. Ja, Wahrheit ist immer das Kennzeichen Shakspear'scher Liebe, gleichviel in welcher Gestalt sie erscheint, sie mag sich Miranda nennen oder Julia oder gar Cleopatra.

Indem ich diese Namen eher zufällig als absichtlich zusammen erwähne, bietet sich mir die Bemerkung, dass sie auch die drei bedeutungsvollsten Typen der Liebe bezeichnen. Miranda ist die Repräsentantin einer Liebe, welche, ohne historische Einflüsse, als Blume eines unbefleckten Bodens, den nur Geisterfüsse betreten durften, ihre höchste Idealität entfalten konnte. Ariels Melodien haben ihr Herz gebildet, und die Sinnlichkeit erchien ihr nie anders als in der abschreckend hässlichen Gestalt eines Kaliban. Die Liebe welche Ferdinand in ihr erregt, ist daher nicht eigentlich naiv, sondern von seliger Treuherzigkeit, von urweltlicher, fast schauerlicher Reinheit. Julias Liebe trägt, wie ihre Zeit und Umgebung, einen mehr romantisch mittelalterlichen, schon der Renaissançe entgegenblühenden Charakter; sie ist farbenglänzend wie der Hof der Scalière, und zugleich stark wie jene edlen Geschlechter der Lorbardei, die mit germanischem Blute verjüngt worden, und eben so kräftig liebten, wie sie hassten. Julia repräsentirt die Liebe einer jugendlichen, noch etwas rohen aber unverdorbenen, gesunden Periode. Sie ist ganz durchdrungen von der Sinnenglut und von der Glaubensstärke einer solchen Zeit, und selbst der kalte Moder der Todtengruft kann weder ihr Vertrauen erschüttern, noch ihre Flamme dämpfen. Unsere Kleopatra, ach! sie repräsentirt die Liebe einer schon erkrankten Civilisazion, einer Zeit, deren Schönheit schon abwelkt, deren Locken zwar mit allen Künsten gekräuselt, mit allen Wohldüften gesalbt, aber auch mit manchem grauen Haar durchflochten sind, einer Zeit, die den Kelch der zur Neige geht, um so hastiger leeren will. Diese Liebe ist ohne Glaube und ohne Treue, aber darum nicht minder wild und glühend. Im ärgerlichen Bewusstseyn, dass diese Gluth nicht zu dämpfen ist, giesst das ungeduldige Weib noch Oel hinein, und stürzt sich bachantisch in die lodernden Flammen. Sie ist feige und dennoch getrieben von eigner Zerstörungslust. Die Liebe ist immer eine Art Wahnsinn, mehr oder minder schön; aber bei dieser ägyptischen Königin steigert sie sich zur gräulichsten Tollheit... Diese Liebe ist ein rasender Comet, der mit seinem Flammenschweif, in den unerhörtesten Kreisläufen, am Himmel dahinstürmt, alle Sterne auf seinem Wege erschreckt, wo nicht gar beschädigt, und endlich, kläglich zusammenkrachend, wie eine Rakete, in tausend Funken zerstiebt.

Ja, du glichest einem furchtbaren Comete, schöne Cleopatra, und du glühtest nicht bloss zu deinem eignen Verderben, sondern du bedeutetest auch Unglück für deine Zeitgenossen... Mit Antonius nimmt auch das alte heroische Römerthum ein jämmerliches Ende.

Womit soll ich aber euch vergleichen, Julia und Miranda? Ich schaue wieder nach dem Himmel und suche dort euer Ebenbild. Es befindet sich vielleicht hinter den Sternen, wo mein Blick nicht hindringt. Vielleicht, wenn die glühende Sonne auch die Milde des Mondes besässe, ich könnte dich mit ihr vergleichen, Julia! Wäre der milde Mond zugleich begabt mit der Glut der Sonne, ich würde dich hamit vergleichen, Miranda!

REGISTER DER PORTRAITE.

TRAGŒDIEN.

PORTRAITE.		Seite
CRESSIDA.	*Troilus und Cressida.*	31
CASSANDRA.	*Troilus und Cressida.*	37
HELENA.	*Troilus und Cressida.*	39
VIRGILIA.	*Coriolan.*	43
PORTIA.	*Julius Cæsar.*	45
CLEOPATRA.	*Antonius und Cleopatra.*	51
LAVINIA.	*Titus Andronicus.*	63
CONSTANZE.	*Kœnig Johann.*	69
LADY PERCY.	*Heinrich IV.*	77
PRINZESSIN CATHARINA.	*Heinrich V.*	81
JOHANNA D'ARC.	*Heinrich VI, erster Theil.*	83
MARGARETHA.	*Heinrich VI, erster Theil.*	85
KOENIGIN MARGARETHA.	*Heinrich VI, zweiter und dritter Theil.*	89
LADY GRAY.	*Heinrich VI.*	99
LADY ANNA.	*Kœnig Richard III.*	105
KOENIGIN CATHARINA.	*Heinrich VIII.*	107
ANNA BOLEYN.	*Heinrich VIII.*	111
LADY MACBETH.	*Macbeth.*	115
OPHELIA.	*Hamlet.*	119
CORDELIA.	*Kœnig Lear.*	123
JULIE.	*Romeo und Julie.*	127

TRAGŒDIEN.

PORTRAITE.		
Desdemona.	*Othello.*	133
Jessika.	*Kaufmann von Venedig.*	140
Portia.	*Kaufmann von Venedig.*	155

COMŒDIEN.

Miranda.	*Der Sturm.*	165
Titania.	*Ein Sommernachtstraum.*	167
Perdita.	*Wintermarchen.*	169
Imogen.	*Cymbeline.*	171
Julie.	*Die beiden Veroneser.*	173
Silvia.	*Die beiden Veroneser.*	175
Hero.	*Viel Lærm um Nichts.*	177
Beatrice.	*Viel Lærm um Nichts.*	179
Helena.	*Ende gut, Alles gut.*	181
Celia.	*So wie es euch gefællt.*	183
Rosalinde.	*So wie es euch gefællt.*	185
Olivia.	*Heilige-Drei-Kænigs-Abend.*	187
Viola.	*Heilige-Drei-Kænigs-Abend.*	189
Maria.	*Heilige-Drei-Kænigs-Abend.*	191
Isabella.	*Maas für Maas.*	193
Prinzessin von Frankreich.	*Der Liebe Mühe umsonst.*	195
Die Æbtissin.	*Die Irrungen.*	197
Frau Page.	*Die lustigen Weiber von Windsor.*	199
Frau Ford.	*Die lustigen Weiber von Windsor.*	201
Anna Page.	*Die lustigen Weiber von Windsor.*	203
Catharina.	*Die gesemte Keiferin.*	205